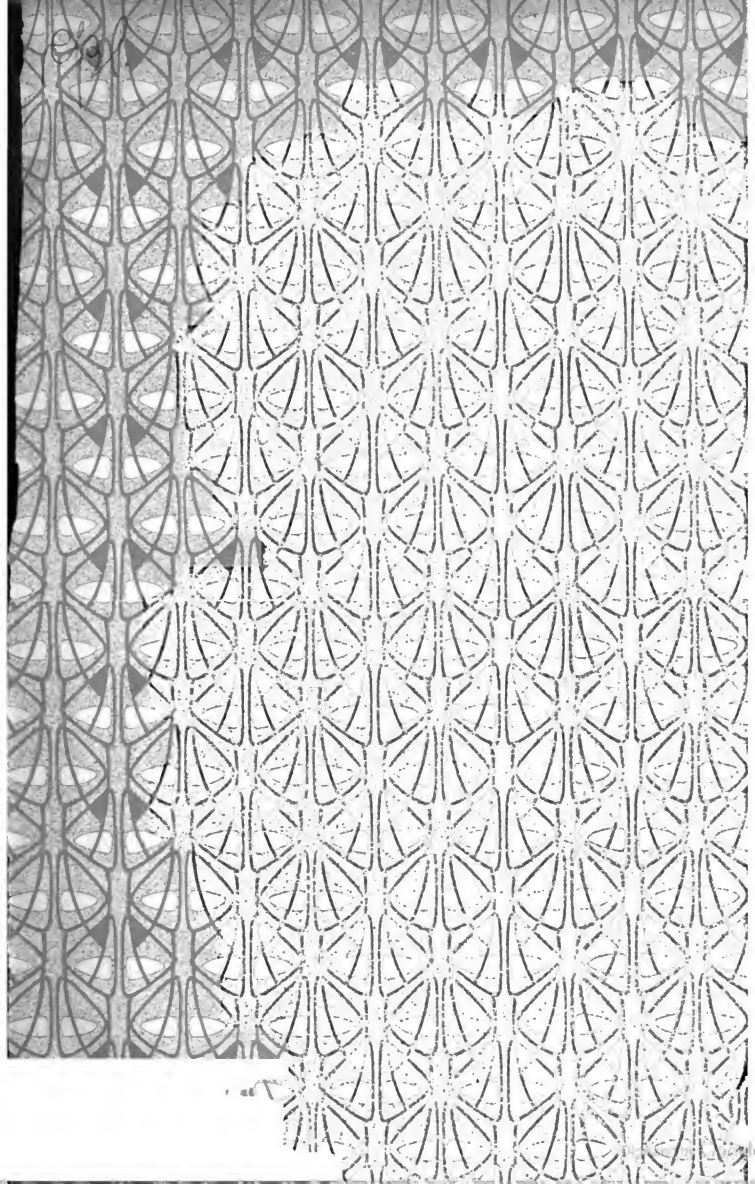
Politisch-Ant... Monatsschrift für Praktische Politik, für Politische ...

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
LAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Google



Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Politisch-Anthropologische REVUE

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker

Fünfter Jahrgang 1906/07

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig.

Digitized by Google

H5
P75
v.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Inhalt

des fünften Jahrganges.

Aufsätze.

Alsberg, Moritz, Die statisch-mechanischen Prinzipien der Extremitätenbildung beim Menschen und den Festlandtieren. 605.

Borgius, Walter, Zur Frage der Mutterschaftsversicherung. 644.

Dirr, A.: Rassen- und Kulturzusammenhänge in Asien und Europa. 315.

von Ehrenfels, Christian, Das Mütterheim. 221.

Eicker R. M., Der Platonische Idealstaat. 412.

Fehlinger, Hans, Untersuchungen über die körperliche Entartung des britischen Volkes. 129. — Chinesen in Nordamerika. 516.

Gerhard, Herm., Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. 268.

Goeßler, Peter, Probleme der griechischen Urgeschichte. 326.

Hány-Lux, J., Die Körpergröße der Menschen im Laufe der Zeiten. 433.

Jentsch, Karl, Kultur und Zivilisation. 92.

Klemm, Gustav, Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball. 65.

Koch-Hesse, A., Ursprachen und Urrassen der Mittelmeerländer. 162.

Kraitschek, Gustav, Die anthropologische Geschichtstheorie. 10.

Kraus, Eberhard, Krieg und Kultur in der Lebensgeschichte der Rasse. 682.

Krolle, F. H., Strafrechtsreform und Homosexualität. 351.

Landmann, Fr., Dr. Ludwig Woltmann †. 665.

de Lapouge, G., Die Entartung in den höheren und niederen Ständen. 193. — Naturwissenschaftliche Bezeichnung der Menschenrassen. 669.

Lomer, Georg, Die Beziehungen von Selbstmord und Geisteskrankheit zur Rasse. 28. — Alkoholismus und Geisteszustand. 637.

Macchioro, Vittorio, Die anthropologischen Grundlagen des römischen Verfalls zur Kaiserzeit. 557.

Meltzer, Hans, Turkestan die Heimat der Indogermanen? 552.

Mensinga, Männliche und weibliche Geschlechtsleistung. 175.

Much, M., Penka und die Heimat der Indogermanen. 418, 647.

Näcke, P., Zur Methodik der folkloristischen Forschung. 106.

Niceforo, Alfredo, Die niederen Bevölkerungsklassen im Lichte anthropologischer Forschung. 507.

Pauly, August, Bemerkungen zu dem Gegensatz zwischen Darwins und Lamarcks Lehren vom organischen Zweckmäßigen. 369.

Penka, Karl, Neue Hypothesen über die Urheimat der Arier. 200. — M. Much und die Heimat der Indogermanen. 527, 712. — Die Entstehung der neolithischen Kultur Europas. 611.

Pudor, Heinrich, Geschlechtsleben und Nachkommenschaft. 348.

Reibmayr, Albert, Die biologischen Gefahren der heutigen Frauenemanzipation. 445.

Reimer, J. L., Anthropologische Eindrücke aus der Wiener Porträt-Ausstellung. 293.

Révész, Béla, Die Wahnideen im Gesellschaftsleben. 145.

Sadger, Vom Wesen der Liebe. 703.

Schmidh, Kaspar, Gedanken zur Sexualpolitik. 168. — Die Mutterschaftsversicherung als Grundlage einer mutterrechtlich-polygamischen Sexualordnung 282.

Savorgnan, Franco, Das Wesen des Irredentismus. 474.

Sofer, Leo, Chuettas, Maiminen und Falascha. 100.

54:379

Digitized by Google

Scharlitt, Bernard, Ueber Nietzsches Polentum. 38.
Stamper, Georg, Der 37. deutsche Anthropologen-Kongreß. 375.
Stieler, R. F., Zur Kritik des Darwinismus. 586.
von den Velden, Fr., Zur Psychologie der Negerrasse 111. — Anfänge von Recht und Rang bei den höheren Tieren. 313. — Die voraussichtlichen Folgen der Mutterschaftsversicherung. 584. — Richtigstellung zu Herrn Dr. W. Borgius' Artikel „Zur Frage der Mutterschaftsversicherung". 712.
Vitting, M. O., Zur Psychologie der jüdischen Rasse. 295.
Weiß, J. O., Gesellschaft und Staat als Organismus. 489.
Wilser, Ludwig, Züchtungsstaat und Züchtungspolitik. 45. — Felix Dahn und das germanische Altertum. 239. — Die Rassengliederung des Menschengeschlechts 387, 436. — Zur Kulturgeschichte Schwedens 524. — Die rassenhaften Wurzeln der europäischen Kultur. 698.
Wirth, Albrecht, Methode vergleichender Völkerkunde. 150.
Woltmann, L., Begriff und Aufgaben der Soziologie. 1. — Die Ursachen der geistigen Minderwertigkeit der Negerrasse. 112. — Zur Germanenfrage in der italienischen Renaissance. 244. — Anhänger und Gegner der Rassetheorie. 257. — Das Schönheitsideal in Cervantes' Don Quijote. 355. — Ueber die Beziehungen von Gehirn und Kultur. 401. — Die Germanen in Spanien. 468. — Ein vorurteilsvolles Buch über das Rassenvorurteil. 501. — Der physische Typus Goethes. 581. — Germanische Rasse und romanische Kultur. 545. — Die Anfänge der Wissenschaft vom Menschen. 601. — Bemerkungen zur Rassentheorie. 673.

Berichte.

Biologie.

Vitalismus und Teleologie. 47.
Die biologische Bedeutung der psychischen Auslese. 113.
Zur Entwicklungsgeschichte der Liebe. 176.
Liebe und Kultur. 177.
Degeneration der körperlichen Hartgebilde beim Menschen. 247.
Tierische und menschliche Reflexerscheinungen. 247.
Eine Theorie vom Nerven- oder Lebensstrom. 297.
Beobachtungen über Tierbastarde. 356.
Allgemeine Gesetze der Vererbung. 419.
Das Verhältnis der Vererbung zur Krankheit. 538.
Ueber die Vererbungslehre in der Biologie. 713.

Anthropologie.

Der diluviale Mensch von Krapina. 49.
Sonnenlicht und Hautfarbe. 49.
Die Heimat der Indogermanen und der Germanen. 50.
Zur physischen Anthropologie der nordafrikanischen Juden. 51.
Das Gehirn eines Papua. 114.
Ueber die Entmischung der Rassen. 115.
Die Akklimatisation der Europäer in den Tropen. 116.
Ein Marxist als Rassentheoretiker. 117.
Wie sah Beethoven aus? 118.
Der physische Typus von Nietzsche und Chopin. 118.
Die Wirkung der Kultur auf die Entwicklung des Menschengeschlechts. 177.
Das Völkergemisch in Südafrika. 178.
Der psychische Charakter der Neger. 179.
Langköpfe in Insel-Asien. 248.
Die Lokalisation der psychischen Fähigkeiten im Gehirn. 298.
Langlebigkeit der jüdischen Rasse. 298.
Rasse und Milieu in der Kultur Skandinaviens. 299.
Die Kopfgröße des Mannes und der Frau. 300.
Körperlänge und Einfluß der Mutter. 301.
Anthropologisches aus Portugal. 357.
Geschlechtsreife und Rassenanlagen. 357.
Der physische Typus Rembrandts. 358.
Ein Nachkomme Tizians. 358.
Der erste germanische Papst. 358.
Der Kampf gegen die Ehelosigkeit der Priester. 358.
Herkunft und Militärtauglichkeit. 359.
Die erbliche Belastung in den österreichischen Irrenanstalten. 360.
Die Vererbung verbrecherischer Anlagen. 360.
Kolonialpsychologie. 361.
Ueber das Hirngewicht des Menschen. 419.
Anthropologische Untersuchungen über die russisch-polnischen Juden. 420.
Ideen Goethe's zur biologischen Geschichtstheorie. 421.
Der physische Typus H. Heines. 421.
Die Gebeine Leonardo da Vincis. 422.
Blutsverwandtschaft und erbliche Belastung. 422.

Digitized by Google

Angeborene und erworbene Kurzsichtigkeit. 422.
Einheitliche anthropologische Maßmethoden. 476.
Die Steinzeit und Vorgeschichte Japans. 477.
Die baltische Urbevölkerung. 478.
Die Gallier im südlichen Bayern. 478.
Eine internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. 529.
Forschungsmethode einer wissenschaftlichen Ethnologie. 531.
Prüfungen über den Haut- u. Geschmackssinn bei Männern und Frauen. 531.
Ueber Eigentümlichkeiten des Negerhirns. 532.
Die Bewertung der Körperhöhen als Rassemerkmale. 588.
Eine neue Menschenrasse in der arktischen Zone. 590.
Leit- und Streitsätze zur Rassetheorie. 590.
Die ethnographischen Probleme im tropischen Osten. 648.
Haut und Haare bei Chinesen. 649.
Die Rasse der Neuholländer, Polynesier und Melanesier. 650.
Völkerverschiebungen in Afrika. 650.
Zunahme der Indianer in Nordamerika. 650.
Die Rassen im alten Kreta. 651.
Ueber künstliche Rassenzucht bei den Australiern. 651.
Das Aussterben der Blonden in England. 651.
Das Zurückgehen der Blonden in Deutschland. 651.
Anthropologische Beobachtungen über die Buschmänner. 713.
Die Rückbildung der Schneidezähne im menschlichen Gebiß. 714.

Kulturgeschichte.

Die Funde aus ägyptisch-prähistorischer Zeit. 52.
Die Anfänge der Staatenbildung in Babylonien. 52.
Grabfunde mit griechischen Inschriften in Jerusalem. 53.
Die erste Besiedelung der Alpen durch die Menschen. 115.
Milchnahrung und Mythologie. 248.
Gemalte Zeichen in den ältesten steinzeitlichen Funden des Rheinlandes. 248.
Amerika als landwirtschaftliches Siedlungsgebiet. 249.
Griechische und christliche Spuren alten Gestirndienstes. 299.
Die letzten Spuren urältesten Ackerbaues. 479.
Ueber den Einfluß der Domestikation auf die Krankheiten der Tiere und Menschen. 479.
Entdeckung eines uralten Hockergrabes in Deutschland. 714.

Rassen- und Völkerpolitik.

Die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten. 53.
Zur Eingeborenenfrage in Südafrika. 54.
Die Weißen in den deutschen Kolonien. 55.
Nationale Autonomie der Juden. 55.
Der japanische Einwanderer und die Vereinigten Staaten. 118.
Chineseneinfuhr und Frauengefahr in Südafrika 119.
Rassenautorität und farbige Polizei in den Kolonien. 119.
Ueber Humanität und Eingeborenenpolitik. 180.
Die Japaner als Kolonisatoren. 181.
Allbritische Bestrebungen. 181.
Ein weißes Australien. 250.
Internationale Regelung der Negerfrage. 250.
Englische Kolonialpolitik in den Kolonien. 251.
Der Einfluß des Krieges auf die Bevölkerung. 251.
Eine Sargstatistik als bevölkerungswissenschaftliches Material. 252.
Unterstützung kinderreicher Familien in Frankreich. 252.
Schutzzoll gegen Waren bei Massenimport von Menschen. 253.
Der Begriff der „farbigen" Menschen. 301.
Rassenschmach und ethische Kultur. 301.
Beschränkung der Einwanderung nach Schweden. 302.
Zur Verbesserung der amerikanischen Rasse. 302.
Der Wert unehelicher Kinder. 302.
Die Polengefahr im rheinischen Industriebezirk. 302.
Einwanderungsverbot in Deutsch-Südwestafrika. 361.
Eingeborenenstatistik in Samoa. 362.
Ein jüdisches Parlament und der Zionismus. 362.
Die Bevölkerung des englischen Weltreichs. 423.
Stärkung des weißen Rassebewußtseins. 423.
Die äthiopische Bewegung in Afrika. 423.
Zur Behandlung des afrikanischen Negers. 423.
Die deutsche Gefahr in Südamerika. 424.
Fremde Arbeiter in Deutschland. 424.
Die Reform der Ehe in Frankreich. 425.
Die Kulturfähigkeit der Neger. 481.
Rassenpolitik in Kanada. 481.
Das jüdische Problem. 481.
Die nationalpolnische Bewegung im rheinischen Industriebezirk. 482.
Die Kriminalität der Neger in den Vereinigten Staaten. 482.
Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien. 482.
Auswanderung aus Spanien. 482.

Digitized by Google

Die Negerunruhen in Nordamerika. 532.
Das Rassenproblem in Amerika. 533.
Zunahme der Eingeborenen in Samoa. 533.
Auswanderung aus Japan. 534.
Einfuhr von Chinesen in Deutsch-Ostafrika. 534.
Amerika als Adelsland. 534.
Das neue Naturalisationsgesetz in den Vereinigten Staaten. 563.
Das Wesen des Zionismus. 536.
Die Polen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. 537.
Das Deutschtum in Untersteiermark. 537.
Die gelbe Gefahr in Nordamerika. 591.
Die preußische Sprachenpolitik und die Polen. 592.
Frankreichs Bevölkerungssorgen. 593.
Die Zurückweisung mongolischer Einwanderer in Neuseeland. 651.
Rassenfrage und Ehefreiheit in den Kolonien. 652.
Ueber den Konflikt zwischen Amerika und Japan. 652.
Die Förderung der Seßhaftmachung der Landarbeiter. 653.
Ueber die Frage der Erhaltung der Rasse. 653.
Amerikas Konflikt mit Japan. 714.
Die slawische Flut in Böhmen. 715.
Maßnahmen gegen die Landflucht. 716.

Rassen- und Sozialhygiene.

Ueber den Einfluß des Alkohols auf Organismus und Vererbung. 55.
Sexualethische Unterweisung der Kinder. 56.
Abnahme der natürlichen Vermehrung. 120.
Der Zug in die Stadt und die Tuberkulose. 120.
Zeitschrift für soziale Medizin. 121.
Ursachen und Wirkungen der Volkserschöpfung. 181.
Säuglingssterblichkeit und Volkskonstitution. 182.
Kastration in gewissen Fällen von Geisteskrankheit. 183.
Abnahme und Zunahme der Tuberkulose. 303.
Der Einfluß des Alkohols auf die geistige Widerstandsfähigkeit. 303.
Ueber die Mitwirkung des Alkohols an den Verbrechen. 304.
Alkoholismus als Todesursache. 304.
Aufklärung der Jugend über den Alkoholismus. 305.
Alkoholismus und soziale Not. 362.
Alkohol, Entartung und geistige Leistungen. 363.
Der Alkohol als Nahrungsmittel und Gift. 363.
Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 363.
Die Tuberkulosesterblichkeit in Oesterreich. 426.
Aufruf zur Gründung von Schwangerenheimen. 426.
Die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs. 427.
Einschleppung von Krankheiten durch einwandernde Arbeiter. 482.
Verbrauch von alkoholischen Getränken in Deutschland. 483.
Statistik über Alkoholismus und Verbrechen. 483.
Die Burschenschafter und die Alkoholfrage. 483.
Geleitworte zur Fahrt ins Leben. 484.
Bekämpfung des Alkoholismus im Heere. 484.
Zunehmende Still-Unfähigkeit der Frauen. 593.
Aus dem Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. 594.
Krankheitsverhütung durch ärztliche Massen-Untersuchungen. 594.
Untersuchungen über Trunksucht und Krankheiten. 595.
Alkohol und Selbstmord. 654.
Zunahme oder Abnahme der Geisteskranken? 654.
Ueber den Einfluß der Blutsverwandtschaft der Eltern auf die Kinder. 716.
Die alkoholgegnerische Bewegung in Deutschland. 717.

Verschiedenes.

Staats- und Rechtskunde in unseren Schulen. 56.
Alkoholmißbrauch und Schulleistungen. 121.
Medizinisches aus dem Orient. 184.
Monatsberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees. 184.
Der Erste Deutsche Bund für Mutterschutz. 184.
Friedrich des Großen Nachkommenschaft. 252.
Die Natur des Komponisten Schumann. 253.
Verein abstinenter Juristen des deutschen Sprachgebiets. 254.
Die polnische Herkunft Fr. Nietzsches. 302.
Das Geschlechtliche in den Jugendschriften. 304.
Deutscher Monistenbund. 362.
Die Herkunft des Ausdrucks „blaues Blut“. 534.
Der anthropologische und soziologische Standpunkt im Strafrecht. 538.
Eine freie Vereinigung biologisch denkender Aerzte. 593.
Der deutsche Bund für Mutterschutz. 596.

Digitized by Google

Eine Gesellschaft für pädagogisch-psychiatrische Forschung. 596.
Zur Erziehungs- und Unterrichtsreform. 596.
Gesundheitslehre in der Schule. 597.
Aus den Vorarbeiten zur deutschen Strafrechtsreform. 655.
Körperliche Entwicklung und geistige Leistung. 655.
Zur Pflege des Genius. 655.
Die Generalversammlung des Bundes für Mutterschutz. 656.
Ein internationaler Kurs für gerichtliche Psychologie und Psychiatrie. 717.

Bücherbesprechungen.

Abels, A., Giganten der Vorwelt. 305.
Abelsdorf, Dr. Walter, Die Wehrfähigkeit zweier Generationen mit Rücksicht auf Herkunft und Beruf. 255.
Ammon, Otto, Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft. 657.
Annual Report of the Commissioner-General of Immigration, 1905. 600.
Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. 59. 192.
Asakawa, Dr. K., The Early Institutional Life of Japan. 429.
Biedenkapp, Dr. Georg, Der Nordpol als Völkerheimat. 539.
Bloch, J., Die Perversen. 659.
Breysig, Kurt, Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. 660.
Caspari, Otto, Dr. phil., Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. 312.
Dahlke, P., Das Buch vom Genie. 488.
Dahn, Felix, Die Germanen. 57.
Darwin, Charles, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. 657.
Doflein, Franz, Ostasienfahrt. 658.
Dühren, Dr. Eugen, Rétif de la Bretonne. 189.
von Dühring, Prof. Dr. E., Prostitution und Geschlechtskrankheiten. 367.
Elberskirchen, Johanna, Mutter! 312.
Foerster, Dr. F. W., Technik und Ethik. 190.
Forel, August, Die sexuelle Frage. 185. — Alkohol, Vererbung und Sexualleben. 430.
Fournier, Prof. Dr. A., Die Syphilis, eine soziale Gefahr. 367.
Gottl, Prof. Friedrich, Die Grenzen der Geschichte. 59.
Graßl, Blut und Brot. 310.
Grupp, Georg, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. 57.
Hackmann, A., Die ältere Eisenzeit in Finnland. 308.
Haeckel, Ernst, Die Lebenswunder. 657.
Hellpach, Dr. Willy, Nervenleben und Weltanschauung. 487.
Herzfeld, M., Leonardo da Vinci. 597.
Hirn, Yrjo, Der Ursprung der Kunst. 188.
Hirschfeld, Dr. M., Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. 599.
Holl, M., Leonardo da Vinci. 429.
Hoops, J., Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. 122.
Kaemmel, Otto, Der Werdegang des deutschen Volkes. 58.
Klumker, Dr. Chr. J., und Spann, Dr. Othmar, Die Bedeutung der Berufsvormundschaft für den Schutz der unehelichen Kinder. 311.
Krauß, Dr. Friedr. S., Anthropophyteia. 59. 192.
Lange, Dr. Friedrich, Reines Deutschland. 541.
Lankaster, E. R., Natur und Mensch. 663.
Larsen, Prof. Karl, Krieg und Menschen. 124.
Lehmann-Nitsche, R., Paläoanthropologie. 363.
Loewenfeld, L., Ueber die geniale Geistestätigkeit. 307.
M. K. G., Städtische Lusthäuser. 367.
von Méray, C. H., Die Physiologie unserer Weltgeschichte und der kommende Tag. 191.
Mesnil, Jaques, Die freie Ehe. 62.
Möbius, Dr. P. J., Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 61. — Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden. 305. — Die Geschlechter der Tiere. 657.
Mondaini, G., Le colonie e le popolazioni indigene. 719.
Oppenheim, N., Die Entwicklung des Kindes. 368.
Pastor, Willy, Der Zug vom Norden. 540.
Petzold, Dr. J., Sonderschulen für hervorragend Befähigte. 125.
Pilz, Emil, Bewußtes Deutschtum. 366.
Pudor, Heinrich, Nacktheit. 54.
Raschke, Marie, Dr. jur., Die Vernichtung des keimenden Lebens. 126. — Die strafrechtliche Behandlung der Kinder und Jugendlichen. 543.
Reimer, J. L., Grundzüge deutscher Wiedergeburt. 598.

Digitized by Google

Rudeck, Dr. Wilhelm, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. 720.
Rüdebusch, Emil F. und Lerski, Helmar, Lebt die Liebe! 717.
Samassa, P., Das neue Südafrika. 365.
Scherbel, S., Jüdische Aerzte und ihr Einfluß auf das Judentum. 665.
von Schierbrand, Dr. W., Asia, America and the Pacific. 366.
Schultze, O., Das Weib in anthropologischer Betrachtung. 427.
Seiffert, Dr. med. Max, Die Versorgung der großen Städte mit Kindermilch. 367.
Semper, H., Das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes. 309.
Seitz, Dr. Karl Joseph, Biologie des geschichtlich-positiven Rechtes im Kulturleben der Gegenwart. 486.
Sommer, Robert, Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. 364.
Spann, Dr. Othmar, Die Bedeutung der Berufsvormundschaft. 311. — Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung von Frankfurt a. M. 428.
Stahl, Fritz, Wie sah Rembrandt aus? 664.
Stangeland, Charles, E., Pré-Malthusian Doctrines of Population. 62.
Stein, Ludwig, Die Anfänge der menschlichen Kultur. 364.
Tolstoi, Leo, Ueber die Ehe. 187.
Trombetti, A., L'unità d'origine del linguaggio. 308.
Ungewitter, R., Die Nacktheit. 543.
Vorländer, K., Kant — Schiller — Goethe. 720.
Walter, Prof. Johannes, Vorschule der Geologie. 254.
Wasmann, Erich, Instinkt und Intelligenz im Tierreich. 484.
Wassermann, R., Beruf, Konfession und Verbrechen. 663.
Wendt, Ulrich, Die Technik als Kulturmacht. 255.
Weulersse, G., Le Japon d'aujourdhui. 124.
Wilser, Dr. L., Die Herkunft der Bayern. 123. — Zur Runenkunde. 123.
Wingenroth, E., Der Kampf gegen die Erblindung. 430.
Wolff, O., Mechanismus und Vitalismus. 484.
Woltmann, Ludwig, Die Germanen in Frankreich. 541.
Zenker, E. V., Soziale Ethik. 485.
von Zernicki-Szeliga, E., Geschichte des polnischen Adels. 256.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Politisch-anthropologische Revue

V. 1. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Begriff und Aufgaben der Soziologie.

Dr. Ludwig Woltmann.

1. Der Begriff der Soziologie. — Ueber Begriff und Aufgaben der Soziologie, sowie über ihre Stellung im System der Wissenschaften herrscht eine fast verwirrende Verschiedenheit der Meinungen. Der Grund für diese schwankende Auffassung liegt hauptsächlich darin, daß die Soziologie eine relativ junge Wissenschaft ist, die nicht nur über sich selbst noch nicht klar geworden, sondern auch um ihre Anerkennung von seiten wohl eingebürgerter Disziplinen fortwährend zu ringen hat. Denn Historie, Nationalökonomie, Philosophie fühlen sich in ihrem traditionellen Besitzstand bedroht namentlich im Hinblick auf den Versuch einer naturwissenschaftlichen Soziologie. Ihre Vertreter sind nach dem Gesetze psychischer Trägheit wenig geneigt, „umzulernen" oder etwas Neues „dazu zu lernen".

Während Platon, Aristoteles und alle Denker bis auf Hobbes, Locke und Rousseau die menschliche Gemeinschaft vorwiegend unter dem Gesichtspunkt des Staates behandelten, ist die Soziologie als „Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft" erst eine geistige Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, und in erster Linie durch Comte, Spencer, Marx und Morgan hervorgebracht. Die „politischen" Theorien traten infolgedessen gegenüber den „sozialen" ganz zurück, fast möchte man sagen, leider, denn die wissenschaftliche Erforschung der Staatsformen, der Dynastien und Parteien, überhaupt der ganzen „Politik" hat seitdem keineswegs ihren theoretischen Reiz und ihren praktischen Wert verloren.

Eine jede Wissenschaft bedarf einer logischen Einleitung, einer kritischen Selbstbesinnung über den Begriff ihres Gegenstandes und über die Methoden und Ziele ihrer Forschung. Dabei ist es gewiß, daß jede Wissenschaft ursprünglich an praktische Erfahrungen anknüpft und ihr Objekt anfänglich so hinnimmt, wie es der überlieferte Sprachgebrauch bezeichnet und von anderen Objekten unterschieden hat. Nicht anders verfährt die Soziologie. Wir sprechen von der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen, von der bürgerlichen Gesellschaft im besonderen, von Tiergesellschaften, wissenschaftlichen Gesellschaften usw., und verstehen darunter in allen Fällen Lebens-

Digitized by Google

gemeinschaften. Lebensgemeinschaft ist daher das allgemeinste Merkmal, das wir von der Gesellschaft aussagen können. Sie ist eine Vereinigung von lebenden Wesen mit vitalen Beziehungen, derart, daß die Formen und Stufen der Lebensgemeinschaft von der spezifischen Beschaffenheit der Lebewesen und ihrer Beziehungen abhängen. In der Natur finden wir nun eine große Mannigfaltigkeit von Lebewesen und ihnen entsprechenden Lebensgemeinschaften. Doch können einige Typen deutlich unterschieden werden. Die primitivsten uns bekannten Lebewesen sind einzellige Elementarorganismen oder die Protisten, wie Häckel sie genannt hat. Diese Protisten können, so viel ich sehe, in dreifacher Weise eine Lebensgemeinschaft bilden, indem sie eine organische Aneinanderlagerung und Verwachsung eingehen, einmal als „Zellhorden", dann als „Tierstöckchen" und schließlich als mehrzellige oder höhere „Organismen". Zellhorde, Tierstöckchen und Organismus können daher als organische Lebensgemeinschaften bezeichnet werden.

Die mehrzelligen Organismen oder Metazoen bilden den Ausgangspunkt für die Entwicklung von vollkommeneren Lebewesen und einer neuen Reihe entsprechender Lebensgemeinschaften, die ebenfalls in dreifacher Weise sich bilden können. Die unterste Stufe zeigt auch hier eine organische Verwachsung mit gemeinsamen Nahrungsschläuchen und Nervensträngen, z. B. bei den Siphonophoren. Die zweite Stufe besteht in einer psychischen Gemeinschaft, welche die Grundlage für die Entstehung aller höheren sozialen und geistigen Bildungen darstellt und in die dritte Stufe der geistigen Lebensgemeinschaft überleitet.

Psychische Lebensgemeinschaften finden wir bei den meisten Tierarten, Säugetieren, Vögeln, Gliedertieren. Ihr gemeinsames Merkmal besteht darin, daß ihre Glieder organisch freie psychische Subjekte sind, die psychische Beziehungen von mehr oder minder langer Dauer eingehen.

Auf die Ursache der Steigerung der organischen zur psychischen Lebensgemeinschaft kann hier nur hingewiesen werden, nämlich auf das Auftreten des sexuellen Instinktes im Zusammenhang mit dem Auftreten der sexuellen Fortpflanzung. Der soziale Instinkt stellt nur eine Differenzierung und Modifikation des sexuellen dar, wie auch bei den meisten Tieren die Vergesellschaftung auf der Stufe des sexuellen Instinktes beharrt und nur so lange dauert, als der Geschlechtstrieb seine Macht ausübt.

Psychische Lebensgemeinschaften sind auch die Vereinigungen der Menschen, und es entsteht die weitere Aufgabe, den spezifischen Unterschied zwischen tierischen und menschlichen Gemeinschaften aufzudecken. Was unterscheidet z. B. den „Staat" der Ameisen vom Staate der Menschen, eine Herde Paviane von einer Horde Papuas? Gemeinsam sind beiden psychische Beziehungen, sowohl instinktive Reizungen (Triebe) wie sinnlich gebundene Vorstellungen. Das neue Merkmal, das hinzutritt, besteht in der Erhebung des instinktiven und sinnlich gebundenen Bewußtseins zu einem logischen Bewußtsein. Kurz ausgedrückt, es ist Intelligenz in der menschlichen Gesellschaft, selbst in der primitivsten Horde von Papuas, Buschmännern oder Pygmäen. Ich stimme Wasmann bei, wenn er sagt: „Abstrahieren

Digitized by Google

kann nur der Mensch.“ Im Gegensatz zum Tier ist er allein zu objektiven Vorstellungen, zu Begriffen befähigt, d. h. zu Gattungs- und Gesetzesvorstellungen, wie zum Begriff eines Menschen, eines Vogels, einer ursächlichen Verknüpfung. Mögen die uns bekannten primitivsten Menschen auch im dunkelsten Aberglauben stecken und den seltsamsten Irrtümern ausgesetzt sein, so geben sie doch, wie Lubbock bemerkt, für ihre Meinungen immer irgend einen Grund an.

Dieses Merkmal des objektiven Geistes erhebt die tierische Gemeinschaft zur menschlichen Gesellschaft. Nur diese Lebensvereinigungen wollen wir im engeren Sinne „Gesellschaften“ nennen. Nur in den Gesellschaften gibt es Denken, Wollen, Handeln, eine eigenartige geistige Welt, ein „Reich der Geister“.

So wird eine Stufenreihe des Lebens und der Lebensgemeinschaften von den Elementarorganismen durch die organische und die instinktive Gemeinschaft bis zur geistigen Welt des Menschen aufgedeckt. Die Ursache dieser Steigerung besteht in der organischen Vermehrung der Lebewesen durch fortwährende Selbstverdoppelung und Differenzierung ihrer psychischen Subjekte. Uns interessiert hier speziell, die Ursachen für den Uebergang der instruktiven in die geistige Form der Lebensgemeinschaft zu beleuchten. Und da zeigt sich: wie der Organismus sich fortwährend verdoppeln muß, um psychische Gemeinschaft zu erzeugen, so muß die Seele sich fortwährend verdoppeln, um den Geist zu erzeugen. Durch ein bloßes Wachstum der instinktiven Psyche ist die Entstehung der logischen Psyche nie und nimmer möglich. Durch eine psychische Selbstverdoppelung muß die Seele sich von sich selber trennen. Diese Scheidung in eine objektive und subjektive Seele kann nicht durch eine organische Selbstverdoppelung des Organismus verursacht werden, sondern nur durch eine „Organprojektion“, d. h. durch eine funktionelle Selbstverdoppelung, die das Werkzeug und das Wort schafft und sie zum materiellen und objektiven Träger neuer psychischer Beziehungen macht, und zwar solcher, die geistigen Charakter haben. Wie die instinktiv-psychische Gemeinschaft durch Bildung des organisch freien Individuums entsteht, bei der aber das psychische Subjekt noch sinnlich gebunden bleibt, so die geistige Gemeinschaft durch die Geburt des psychisch freien Individuums, durch die Erhebung des instinktiven Subjekts zur Persönlichkeit. Die menschliche Gesellschaft ist daher als eine Gemeinschaft von Persönlichkeiten zu definieren, die durch Ideen vereinigt sind.

Damit ist auch die Frage nach dem äußeren Substrat der menschlichen Gemeinschaft, der „Gesellschaftsseele“ im Prinzip erledigt; es ist die funktionelle Beziehung der Individualgehirne untereinander und die zu dem gemeinsamen „Technicismus“, der technischen Organisation der Gesellschaft. Daß die „Sozial-Psyche“ eine wirklich existierende Form des seelischen Lebens darstellt, ist ein unzweifelhaftes Ergebnis der ganzen Betrachtung. Die psychisch-geistigen Aktionen und Reaktionen einer Gesellschaft in ihrem Verhalten zur äußeren Natur oder zu anderen Gesellschaften lassen ihre funktionelle Wirklichkeit und Einheit aufs deutlichste in Erscheinung treten, und zwar als Verhaltungsweisen eines psychischen Subjekts oder einer Person höherer Ordnung.

Digitized by Google

Doch beachte man wohl, daß die menschliche Gesellschaft nicht nur eine Ideengemeinschaft ist, daß sie vielmehr auch eine physiologisch und instinktiv gebundene Gemeinschaft bleibt, und daß hierin das sicherste Naturband gegeben ist, das die Menschen enger aneinander kettet als alle Vernunft und alle Ideen. Die Ideengemeinschaft ist nur ein neues Merkmal, das zu den anderen hinzutritt, doch so, daß die höhere Stufe der menschlichen Gesellschaft reicher an geistigen Beziehungen ist als die niedere, und daß innerhalb derselben besondere Gruppen sich bilden können, die nur geistige Beziehungen eingehen, wie wissenschaftliche Vereine, religiöse Genossenschaften.

In diesen Erörterungen ist stillschweigend vorausgesetzt, daß die Gesellschaft als eine räumliche Vereinigung, als ein nebeneinander bestehender Zusammenhang der Personen aufzufassen ist. Insofern unterscheidet sich Gesellschaft von Geschichte, die eine zeitliche Vereinigung, ein nacheinander bestehender Zusammenhang der Personen ist. Gesellschaft und Geschichte sind die beiden sinnlichen Möglichkeiten für gemeinsame Betätigung des Lebens. Eine dritte Möglichkeit ist die metaphysische, die Betätigung des Lebens sub specie aeternitatis, die hier nicht weiter in Betracht kommt[1]).

2. Die Soziologie im System der Wissenschaften. — Unter den Gelehrten herrscht ein Streit darüber, ob die Soziologie zu den Naturwissenschaften oder Geisteswissenschaften gehört, und ob Natur- und Geisteswissenschaften überhaupt dasselbe Objekt und dieselbe Methode der Forschung haben. Die dualistische Schule, die neuerdings wieder einiges Ansehen gewonnen hat, trennt beide Gebiete prinzipiell, indem sie zu den Geisteswissenschaften Philosophie, Geschichte, Psychologie und Soziologie rechnet, zu den Naturwissenschaften Physik, Chemie und Physiologie, sofern diese die Lebensvorgänge mechanisch und chemisch erklären will. Dieser Streit ist besonders hart um die Soziologie entbrannt, neuerdings auch um die Biologie, seitdem die neovitalistische Richtung wieder zu Bedeutung gelangt ist.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung lehrt die monistische Schule, daß alle Wissenschaften prinzipiell dieselbe Methode und dasselbe Objekt der Forschung haben. Objekt aller Wissenschaft ist die Natur, die einmal durch sinnliche Wahrnehmung und in unserm Selbstbewußtsein als äußere und innere Welt gegeben ist. Beide Beziehungen der Natur können nach ihr nicht voneinander getrennt werden: Der „Geist" kann nie ohne Beziehung auf die „Natur" und diese nicht ohne

[1]) Man vergleiche über diese hier nur kurz angedeuteten Fragen meine „Politische Anthropologie" (S. 128—157). — Auch meine früheren Schriften, zuerst „Kritische und genetische Begründung der Ethik" (1896), beschäftigen sich mit ähnlichen Problemen: mit den Beziehungen der logischen zur genetischen Methode, mit den entwicklungsgeschichtlichen, biologischen und anthropologischen Grundlagen der Geschichte, Gesellschaft und Kultur. Namentlich ist dort das Problem einer Psychotechnik von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt worden. Indes haben diese Schriften auf die verehrten Zeitgenossen nicht den geringsten Eindruck gemacht, obgleich mancher manches daraus hätte lernen können. — Nur in einem Punkte bedürfen diese Arbeiten einer Ergänzung und Modifikation. Meine eigene Beschäftigung mit rassenanthropologischen Fragen und die Forschungen anderer Autoren während der letzten Jahre haben mir immer mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die Rasse eine viel größere Rolle spielt, und daß man über sie viel mehr sicher Erkanntes aussagen kann, als ich damals angenommen hatte.

Digitized by Google

Beziehung auf jenen begriffen werden. Danach ist das Psychische ebenso universell wie das Physische, wobei die Frage nach ihrem letzten Zusammenhang offen gelassen wird, denn ihre Beantwortung ist — vorläufig oder prinzipiell — nicht Sache exakter Wissenschaft, sondern einer mehr oder minder begründeten Spekulation.

Im einzelnen ist nun zu bemerken, daß alle Versuche, Physiologie restlos auf mechanische und chemische Vorgänge zurückzuführen, prinzipiell unmöglich sind, da der „Rest" ein andersartiges, ein subjektives, dem Psychischen verwandtes Prinzip ist. Die ganze neuere vitalistische und psychologische Bewegung in der Biologie ist der Ausfluß dieser Erkenntnis. Selbst die Physik und Chemie wird von ihr beeinflußt, da es scheint, daß nicht einmal die physikalischen und chemischen Naturereignisse restlos auf Mechanik zurückgeführt werden können. Man gelangt zu der Annahme einer „Spontaneität" im Physikalischen, zu einer „Entwicklung" der chemischen Elemente, zu einer „Geschichte" der Kristalle, und bringt so ein subjektives Moment in die Natur. Auf der anderen Seite lehrt die monistische Auffassung eine universelle Beziehung des Psychischen zum Physikalischen, und daß selbst der abstraktesten Idee im Selbstbewußtsein ein mechanischer Vorgang im Gehirn entspricht, daß es eine Einheit der Beziehungen von der Spontaneität im Physikalischen bis zur Physik der Ideen gibt.

Dieser Standpunkt einer universellen Psychophysik ist hier nicht weiter zu verfolgen. Es genüge der Hinweis, daß der Gegenstand aller Wissenschaft ein und derselbe ist, und daß man nur von einer vorwiegend naturwissenschaftlichen und einer vorwiegend geisteswissenschaftlichen Betrachtung sprechen kann. Die Natur darf nicht mit einer akademischen Einrichtung verwechselt werden.

Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich, daß auch die Methode aller Wissenschaften nur eine und dieselbe sein kann. Im Prinzip besteht die Methode alles Forschens darin: Erscheinungen, Ursachen der Erscheinungen und Gesetze dieser Ursachen festzustellen. Im einzelnen haben die Wissenschaften jedoch ihre eigenartigen, dem besonderen Gebiete des Objektes angepaßten Reflexionsbegriffe, doch so, daß diese Spezialbegriffe eine Stufenreihe darstellen, die von einer Wissenschaft zur anderen führt und nur quantitative Unterschiede erkennen läßt. Wenn z. B. die Physik ohne die Begriffe der Arbeit, Energie, Spontaneität, Entwicklung, Geschichte nicht auskommt, die doch ursprünglich Reflexionsbegriffe subjektiv-praktischer Erfahrung sind, so gilt dies in viel größerem Maße von der Physiologie, welche Sonderbegriffe, wie Organ, Arbeitsteilung, Sparsamkeit, Anpassung, Zweckmäßigkeit usw. aus der menschlichen Erfahrung herübernimmt. Dieses Hineintragen subjektiver Reflexionsbegriffe in das physikalische und physiologische Gebiet ist alles eher als Willkür (wie jemand behaupten könnte), sondern ein notwendiges methodisches Mittel des sein Objekt durchdringenden Verstandes. Solche wechselseitigen Beeinflussungen der verschiedenen Wissenschaftsgebiete durch Reflexionsbegriffe sind dem logischen Prozeß des fortschreitenden Erkennens immanent, wie Kant ausführlich dargetan hat. Die soziologischen Begriffe, die in der Physiologie sich so außerordentlich fruchtbar erwiesen haben, kehren dann als reich differenzierte heuristische

Digitized by Google

Gesichtspunkte in die Soziologie zurück. Damit ist auch die Frage positiv erledigt, ob die Prinzipien der Deszendenztheorie auf das soziale Geschehen „übertragen" werden „dürfen" oder „können"[1]).

Hier ist der Punkt, wo die Soziologie zu einer „biologischen" Wissenschaft wird, ebenso Geschichte und Psychologie. Freilich kann eine „mechanistische" Biologie geschichtliches, gesellschaftliches und geistiges Leben nie und nimmer restlos in sich auflösen, und nur in dem tieferen Sinne einer teleologischen und psychologischen Biologie darf von einer „Naturgeschichte der Menschheit" gesprochen werden. Häckel hat treffend „die Weltgeschichte als einen Teil der organischen Entwicklungsgeschichte" bezeichnet. Indes schwankt er selbst in der verwirrendsten Weise zwischen einer mechanistischen Biologie und einer Allbelebung und Allbeseelung der Natur hin und her. Wohl sträuben sich die meisten Vertreter der Naturwissenschaft, subjektologische, teleologische und vitalistische Begriffe (oder wie man sie nennen mag) anzuerkennen. Wenn sie es für nötig halten, mögen sie weiter fortfahren, alles mechanisch zu erklären, — soweit sie nur kommen können. Sie sollten dann aber nicht den Anspruch darauf erheben, daß Physik die ganze Natur erschöpfe und die mechanistische Naturwissenschaft die ganze Wahrheit sei. Andererseits können alle Tifteleien der Vertreter der „Geisteswissenschaft" uns nicht die durchgängige Erfahrung rauben, daß die Ursachen, Gesetze und Entwicklungen in der Natur überall dieselben sind.

3. Die Aufgaben der Soziologie. — Die menschliche Gesellschaft ist eine Lebensgemeinschaft, in welcher Personen oder Gruppen von Personen untereinander und in ihrem Verhältnis zum Ganzen durch psychisch-geistige Wechselbeziehungen vereinigt sind. In diesen Wechselbeziehungen nach Ursache und Wirkung, nach Mittel und Zweck besteht die Organisation der Gesellschaft. Der Gegenstand der Soziologie ist daher eine dreifache Art von Erscheinungen: soziale Personen, Beziehungen, Organisationskreise.

Was die Personen anbetrifft, so sind sie als psychisch-geistige Subjekte nach Zahl, Kraft und Eigenschaften zu untersuchen, ob z. B. Vermehrung oder Verminderung, Gleichheit oder Ungleichheit, Veränderung oder Beharrung, Stärkung oder Schwächung stattfindet. Alle individuell-psychischen Eigenschaften, wie Bedürfnis, Interesse, Begabung, Talent, Genialität, Leidenschaftlichkeit, Sanftmut, überhaupt alle Arten des Temperaments treten in ihrem Verhältnis von Mensch zu Mensch als gesellschaftliche Charaktere wieder auf, sei es in Einzelnen oder in Gruppen von Personen. So führt die Soziologie der Personen in die Soziologie der Beziehungen oder Verhältnisse, in jenes interessante Gebiet, das namentlich durch den „Marxismus" in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses gerückt worden ist.

Es handelt sich in der Soziologie selbstverständlich nur um psychische Verhältnisse. Wenn Platon die seelischen Eigenschaften der Einzelpersonen im „Staat" wiederfand und von hier aus die gesellschaftliche Gliederung konstruierte, so war dies ein durchaus begründeter

[1]) Bei den Prämiierungen des Jenenser Preisausschreibens wurden Schriften mit hohen Preisen ausgezeichnet, welche diese Frage in erschreckend dilettantenhafter Weise behandelten, ein Zeichen absoluter Urteilsunfähigkeit der Preisrichter, nicht nur in anthropologischen, sondern auch in philosophischen Dingen.

Digitized by Google

Gesichtspunkt, denn, sagte er mit Recht: „woher anders sollten sie dahin gekommen sein". Im Gegensatz zu Platon hat die neuere Psychologie die Tendenz, die psychische Realität von Vernunft und Wille zu leugnen und in einfachere Funktionen aufzulösen. Dieser Radikalismus vergißt, daß Vernunft und Wille trotz theoretischer Analyse in Wirklichkeit durch psychische Synthese entstandene geistige Realitäten bleiben und in dieser Form auch in der Gesellschaft wirksam sind. Andererseits werden die experimentellen Individualpsychologen nie und nimmer dazu gelangen, den Vorgang dieser Synthesen zu erklären, es sei denn, daß sie soziale Gesichtspunkte heranziehen, da die Entstehung des objektiven Geistes nur durch die Wechselwirkung von Mensch zu Mensch erklärt werden kann. Doch damit geraten wir in das Gebiet der Psychologie als einer selbständigen Wissenschaft, für welche die Soziologie ebensosehr eine Hülfswissenschaft ist, wie jene für diese.

Die sozial-psychischen Beziehungen können, entsprechend den Beziehungen in der Individualseele, als sensitive, intellektuelle, energetische und affektive gegliedert werden: als Sozialempfindungen, Sozialvorstellungen, Sozialhandlungen und Sozialgefühle. Wie in der Individualpsyche Empfindungen, Vorstellungen, Handlungen und Gefühle nicht absolut getrennt auftreten, so sind sie auch in der Sozialpsyche in verschiedenem Grade miteinander verschmolzen, und wenn im Folgenden eine Klassifikation der sozial-psychischen Beziehungen versucht wird, so kann diese Gliederung nur relativ und nach dem vorwiegenden Merkmal ihrer Eigenschaften vorgenommen werden.

Die wechselseitigen sozial-psychischen Beziehungen der Personen untereinander und zum Ganzen bedingen die Organisation der Gesellschaft. Das Wesen der Organisation ist dasselbe Prinzip im organischen, sozialen und geistigen Leben, nämlich Wechselbeziehung nach Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck zwischen den Teilen und zwischen den Teilen und dem Ganzen. Die wichtigsten und allgemeinsten Beziehungen sind: Differenzierung, Integrierung, Zentralisation, Dezentralisation, Ueberordnung, Unterordnung, Anpassung, Uebertragung, Auslese, Verschmelzung, Trennung, Spannung, Lösung, Hemmung, Förderung[1]).

Diese fundamentalen Organisationsbeziehungen können sowohl die Personen wie ihre gesellschaftlichen Empfindungen, Vorstellungen, Handlungen und Gefühle betreffen, die selbst wieder eine reiche Mannigfaltigkeit von besonderen Betätigungsweisen aus sich hervorgehen lassen.

[1]) Der Umstand, daß die fundamentalen Organisationsbeziehungen in der Gesellschaft die gleichen sind wie in einem organischen Körper, hat gewisse Theoretiker dazu verführt, die Gesellschaft für einen „Organismus" zu erklären und eine durchgängige Parallelität zwischen Gesellschaft und Organismus zu konstruieren. Man übersah dabei, daß die „Organisation" ein viel allgemeinerer Begriff ist, von dem der „Organismus" nur einen Spezialfall darstellt. Wenn auch die Grundanschauung der „organistischen" Schule verfehlt war, so sollen ihre Verdienste doch nicht verkannt werden, denn ihre organischen Analogieen haben als heuristische Gesichtspunkte auf viele soziale Beziehungen ein aufklärendes Licht geworfen. Dies muß besonders den geistreichen Versuchen Schäffles nachgerühmt werden.

Digitized by Google

Zu den Sozialempfindungen oder sensitiven Beziehungen gehören alle durch die Sinne, Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Getast vermittelten Empfindungen zwischen Personen; auf dem Gebiete der Tastempfindung z. B. Berührung, Küssen, Streicheln, Umarmung, Begattung; auf dem Gebiete der Gesichtsempfindung die unmittelbare Gegenwart eines anderen oder einer Menge von anderen, deren Dasein als ein Bedürfnis empfunden wird; auf dem Gebiete der Geruchsempfindung die Anziehung oder Abstoßung von Personen, die bis zum Ekel sich steigern kann. Aus solchen wechselseitigen Eindrücken setzt sich das sinnliche Art- und Rassenbild zusammen, das als Rassegefühl Individuen gemeinsamer Abstammung und Gestaltung zusammenhält und gegen Fremde durch Gleichgültigkeit oder Feindschaft abschließt.

Zu den intellektuellen Beziehungen gehören z. B. Erfindung, Nachahmung, Mitteilung, Tradition, Konvention, Suggestion, Diskussion, Rede, Predigt; zu den energetischen z. B. Kampf, Krieg, Zwang, Tötung, Aufstand, Bedrückung, Ausbeutung, Gefangenschaft, Arbeit, Wirtschaft, Verkehr. Als affektive Beziehungen sind alle Wertverhältnisse zu bezeichnen, die in den Arten und Graden der Lust und Unlust bestehen und bald mehr sinnlich-instinktiven, bald mehr geistig-ideellen Charakter haben. Hierher sind zu rechnen: Sympathie, Liebe, Sehnsucht, Freundschaft; Antipathie, Haß, Neid, Mißgunst, Eifersucht; Wahrhaftigkeit, Vertrauen, Treue, Glaube; Vorurteil, Mißtrauen, Lüge, Heuchelei, Verstellung, Schein; Gerechtigkeit, Pflicht, Scham, Gewissen, Schuld; Herrschsucht, Autorität, Distanz, Stolz, Diskretion, Subordination; Ehre, Würde, Ruhm, Ansehen; Vorteil, Reichtum, Armut, Bescheidenheit, Luxus; Muße, Spiel, Rhythmus, Chor, Mode, Stil.

Nach der Beschaffenheit der Personen und ihrer Beziehungen können nun mehrere Organisationsformen unterschieden werden: 1. Ehe, Familie, Sippe, Horde, Stamm, Volk; 2. Heer, Staat, Klasse, Stand, Kaste, Partei; 3. Hauswirtschaft, Dorf-, Stadt-, Staat- und Weltwirtschaft; 4. Ideengemeinschaften von Sitte, Recht, Mythus, Kunst, Wissenschaft, — das Reich der Geister. In einer differenzierten Gesellschaft greifen diese verschiedenen Kreise natürlich mehr oder minder ineinander über und bilden auf diese Weise kompliziertere Organisationsformen. Ein moderner Kulturstaat schließt z. B. fast alle die aufgeführten Einzelkreise in seine Gesamtorganisation ein.

Gegenüber den normalen Erscheinungen der Gesellschaft, welche ihrer Erhaltung dienen, treten andere auf, die als abnorme oder pathologische zu bezeichnen sind. Die Sozialpathologie, die eigentlich soziale Psychopathologie genannt werden müßte, beschäftigt sich mit Verbrechen, Alkoholismus, Perversitäten, Prostitution, psychischen Epidemien (Flagellantentum, Massen-Hysterie, Kinderkreuzzüge, Chauvinismus), Sittenverderbnis (Eheflucht, Kinderscheu), mit allen Fragen der Entartung, der Erschöpfung und des Aussterbens der Gesellschaften, kurz mit allen psychisch-abnormen Erscheinungen, welche eine Menge oder Klasse oder eine ganze Zeitperiode betreffen. Doch gibt es mannigfache Uebergänge zwischen dem Normalen und dem Pathologischen, und eine tiefergehende Untersuchung macht es wahrscheinlich, daß alle gesteigerte soziale Differenzierung notwendig mit Entartungen verbunden ist, und daß das „Pathos" einen fruchtbaren

Digitized by Google

Entwicklungsreiz vieler höherer Geistestätigkeiten darstellt. Damit hängt auch die andere Frage zusammen, die hier nur aufgeworfen werden soll, und die ich selbst bejahend beantworte, nämlich die, ob eine höhere geistige Kultur notwendig zur Schwächung und zum Untergange ihrer organischen Träger führen muß oder nicht.

Alle in der Gesellschaft vorhandenen Personen, Beziehungen und Organisationen können als „soziale Mächte" wechselseitig Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck sein. Diese Beeinflussungen verlaufen nicht nach Zufall und Chaos, obgleich diese auch stark eingreifen können, sondern nach Gesetzen, d. h.: unter denselben Bedingungen treten dieselben Erscheinungen ein, und falls dieselben Bedingungen beharren oder wiederkehren, treten dieselben Erscheinungen notwendig wieder ein. Bei der großen Mannigfaltigkeit und der Komplikation der gesellschaftlichen Erscheinungen sind diese Gesetze natürlich nur schwer aufzudecken; daß sie da sind, haben eine Reihe von statistischen Untersuchungen auf psycho-ökonomischem Gebiet und massenpsychologische Experimente bewiesen. Obgleich die Gesellschaft als ein Phänomen des Lebens in fortwährender Aenderung begriffen ist und von der äußeren Natur mechanische Störungen eingreifen können, so daß dem Chaos ein mehr oder weniger großer Spielraum offen steht, so zeigt sich doch in ihr, wie in jedem anderen Lebensphänomen, eine entschiedene Beharrung und Wiederkehr der Bedingungen, eine Tendenz zur Gesetzmäßigkeit, und damit zur Wirksamkeit von Gesetzen.

Schließlich entsteht eine letzte Frage soziologischer Forschung, ob in den Personen, Beziehungen und Organisationsformen, die in fortwährenden Veränderungen und Schwankungen begriffen sind, Entwicklungen sich durchsetzen, d. h. ein Fortschreiten von einfacheren zu zusammengesetzteren und leistungsfähigeren Zuständen, ob ferner diese Entwicklungen sich gesetzmäßig vollziehen, ob es also Entwicklungsgesetze oder nur die Tendenz zu solchen gibt. Es kann diese Frage hier nur aufgeworfen werden, doch ist es außer Zweifel, daß es soziale Entwicklungen und eine Tendenz zu sozialen Entwicklungsgesetzen tatsächlich gibt. Die Geschichte der Familienformen, der Verlauf des Aufstiegs, der Blüte und des Verfalles der Nationen läßt sie deutlich erkennen. Hier ist der Punkt, wo das gesellschaftliche in das geschichtliche Leben, und wo die Soziologie in die Historie überleitet.

Die hier angedeuteten Probleme der Soziologie harren noch zum größten Teil der Bearbeitung. Viele sind bisher nicht einmal als Fragestellungen aufgetreten, abgesehen davon, daß die Abgrenzung spezifisch soziologischer Probleme im wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart noch wenig geklärt ist und manche Arbeiten unter soziologischer Flagge segeln, die in Wirklichkeit zu den Hülfswissenschaften der Soziologie zu rechnen sind.

Allgemeine Fragen der Soziologie finden wir bei Comte und Spencer behandelt, neuerdings bei Stammler, Simmel, Eulenburg und anderen. Um die Aufhellung einzelner Probleme haben sich folgende Forscher verdient gemacht: Darwin (sozialer Instinkt), Havelock Ellis (Schamgefühl), Baldwin (Gewöhnung), Tarde (Nachahmung), Le Bon (Masse), Nietzsche (Pathos der Distance, Mimicry), Simmel (soziale Differenzierung, Diskretion, Geld), Lombroso (Genie, Entartung, Prosti-

Digitized by Google

tution), Bücher (Arbeit und Rhythmus), Kapp (Werkzeug und Gedanke), Noiré (Werkzeug und Sprache), Groos (Spiele der Tiere und Menschen), Hellpach (Reizsamkeit, Lenksamkeit), Stern (Aussage), ferner Möbius, Näcke, Lamprecht, Vierkandt und andere. Bachofen, Morgan, Lubbock, Westergaard, Grosse haben die sozialen Organisationen, namentlich die Familienformen erforscht. Viele soziologische Aufklärung verdanken wir Marx und seiner Schule, namentlich nach der wirtschafts-psychologischen Seite. Hier wird die wirtschaftliche Produktion zur entscheidenden Macht in den sozialen Verhältnissen der Individuen und Gruppen und ihrer „Ideologieen" gemacht. Der Marxismus erscheint als eine auf die Spitze getriebene „Soziologie der ökonomischen Verhältnisse".

4. Hülfswissenschaften der Soziologie. — Es ist einleuchtend, daß mit den gesellschaftlichen Beziehungen des Menschen das Wesen des Menschen nicht erschöpft ist. Er bleibt ein psychisches und physisches Wesen, das mit der äußeren Natur und seinesgleichen in zahlreichen anderen eigenartigen Beziehungen, die keinen spezifisch soziologischen Charakter haben, steht. Diese bilden vielmehr die psychischen, organischen und materiellen Voraussetzungen des gesellschaftlichen Lebens. Sie wirken auf die sozialen Personen, Beziehungen und Organisation fortwährend nach eigener gesetzmäßiger Kausalität ein, doch so, daß sie selbst auch von der gesellschaftlichen Natur des Menschen fortwährend beeinflußt werden.

Die Wissenschaften, welche diese Grundlagen des sozialen Lebens erforschen, sind die Hülfswissenschaften der Soziologie, nicht in dem Sinne, daß sie bei fortschreitender Erkenntnis der Soziologie schließlich überflüssig werden, sondern im Sinne eines unabänderlichen notwendigen Wechselverhältnisses zwischen beiden. So konnten wir nicht umhin, bei den Untersuchungen über Begriff und Aufgaben der Soziologie immer wieder auf ihre Grenznachbarschaft mit Psychologie, Philologie, Technologie, Oekologie, Physiologie und Geschichte Rücksicht zu nehmen. Die Eigenart dieser Wissenschaften und ihre hülfstheoretische Beziehung zur Soziologie darzustellen, wird die Aufgabe einer anderen Untersuchung sein.

Die anthropologische Geschichtstheorie.

Professor Dr. Gustav Kraitschek.

„Also nicht scharf charakterisiert treten die Völker in die Geschichte ein, was sie mitbringen, ist nicht viel mehr als das Allgemeinmenschliche, der nationale Typus bildet sich erst nach der Niederlassung, wenn die geographischen Verhältnisse die plastische Masse zu formen beginnen." In diesem Satze gipfeln die von Ernst Müller der Bekämpfung der anthropologischen Geschichtsauffassung gewidmeten Ausführungen[1]). Diese Worte enthalten ohne Zweifel viel Richtiges, doch haben sie einen Fehler: Sie widerlegen etwas, was

[1]) Preuß. Jahrb. 1905, Heft II p. 215.

Digitized by Google

von den „vernünftigen Gründen sich nicht verschließenden Rassentheoretikern" gar nicht behauptet wird. Auch in dem Satze meiner Arbeit, gegen den Müller hier polemisiert, ist nämlich von Rassen und nicht von Völkern die Rede. Nur von jenen sagte ich, daß sie in physischer und auch in psychischer Beziehung scharf charakterisiert ins geschichtliche Leben eintraten.

Die Verwechslung von Volk und Rasse ist ein leider noch immer auftauchender Irrtum, der schon unzählige Male bekämpft und richtig gestellt, mit einer Zähigkeit festgehalten wird, die einer besseren Sache würdig wäre. Solange wir diese Grundbegriffe nicht säuberlich auseinanderhalten, kann es zu keinem ersprießlichen Gedankenaustausch auf diesem Gebiete kommen, da wir uns in einem Gewirre von Mißverständnissen verlieren müssen. Wenn wir das Wort Menschenrasse gebrauchen, so meinen wir darunter eine durch bestimmte vererbbare Merkmale sich von anderen unterscheidende Menschen**varietät**. Rasse ist also ein rein naturwissenschaftlicher Begriff. „Die Menschenrassen sind", wie Woltmann[1]) sagt, „denselben allgemeinen biologischen Naturgesetzen der Veränderung und Vererbung, Anpassung und Auslese, Inzucht und Vermischung, Vervollkommnung und Entartung unterworfen, wie alle anderen Organismen der Tier- und Pflanzenwelt." Und wie die organischen Arten überhaupt durch Wanderung und Isolierung, Auslese und Vermischung entstanden sind, so war es sicher auch beim Menschen. Auch auf ihn wirkten so gut wie auf Pflanzen und Tiere die natürliche Umgebung, das Klima, die Bodenbeschaffenheit und die ihn umgebende organische Lebewelt, so daß sich **unter dem Einflusse einer bestimmten Milieuwirkung beim Menschen bestimmte Typen herausbilden** mußten, ebensogut wie bei Tieren und Pflanzen.

Wenn sich Uebergänge zwischen den Rassen finden, so hat das wohl nichts Verwunderliches, da ja die verschiedenen Regionen, in denen sich die Differenzierung vollzogen hat, nicht auf verschiedenen Planeten liegen und nicht scharf voneinander geschieden sein müssen. Natürlich kann man sich aber ganz gut vorstellen, daß sich eine Rasse in strengerer Abgeschlossenheit entwickelt hat, dann dürfen wir eben keine Bindeglieder erwarten, sondern der Gegensatz zur anderen Rasse wird ein unvermittelterer sein. Darüber lassen sich keine Normen aufstellen, das sind Dinge, die von Fall zu Fall untersucht werden müssen, die durch die natürlichen Verhältnisse bedingt sind, gewiß aber nichts gegen das Vorhandensein verschiedener Rassen beweisen.

Ich habe zunächst gesagt, daß die Menschenrassen **physisch** scharf charakterisiert ins geschichtliche Leben eintreten. Obwohl sich Müllers Polemik hauptsächlich auf die psychische Seite des Problemes bezieht, so sucht er doch auch diese Behauptung zu entkräften. Was er jedoch zu diesem Zwecke anführt, ist nicht geeignet, meine Auffassung zu widerlegen.

Wenn Müller schreibt: „Je weiter wir zurückgehen, desto größer wird die Aehnlichkeit unter den Völkern", so haben wir hier zunächst wieder die fatale Verwechslung von Volk und Rasse. Wir wollen uns aber daran jetzt nicht stoßen und einfach „Rasse" für „Volk" ein-

[1]) Polit. Anthropologie 1903 p. 1.

Digitized by Google

setzen. Es ist nun allerdings sehr möglich, daß die Rassen alle aus einer gemeinsamen Urform hervorgegangen sind, doch ist es meines Wissens bisher keinem Anthropologen gelungen, diese Urform nachzuweisen. Was uns aber seit dem Diluvium an fossilen Menschenresten vorliegt, das zeugt von dem Vorhandensein distinkter Rassen, zwischen denen zum großen Teil sogar die genealogischen Brücken fehlen, die also tatsächlich schon damals scharf voneinander geschieden waren. Damit sind wir allerdings noch ungeheuer weit vom Anfange des historischen Lebens entfernt, dem wir uns erst mit Beginn der neolithischen Zeit annähern. Es ist nun bisher nicht gelungen, den überzeugenden Nachweis zu führen, daß sich die im Neolithikum auftretenden Menschentypen seither wesentlich geändert hätten, oder daß ein neuer Typus aus ihnen entstanden sei. Hauptsächlich ist der Basler Anthropologe Kollmann für die Persistenz der menschlichen Rassen eingetreten und auch Virchow spricht sich dahin aus. Er sagt: „Es ist noch niemals beobachtet worden, daß die weiße Rasse sich irgendwo verändert hätte, weder die Rasse selbst, noch ihre Varietäten. Eines der größten Experimente, die Besiedlung von Australien, ist im Sinne der Persistenz der weißen Rasse ausgefallen. Dasselbe ist in Südafrika der Fall gewesen. In Amerika ist dieselbe Zähigkeit der weißen Rasse und ihrer Varietäten nachgewiesen seit drei Jahrhunderten. Wenn man auch behauptet, daß der Nordamerikaner eine erkennbare Veränderung nicht bloß des geistigen Wesens, sondern auch der körperlichen Eigenschaften erfahren hat, so ist doch kein Individuum daraus hervorgegangen, welches sich direkt mit einer Rothaut vergleichen ließe. Es gibt weder in Nord- noch in Südamerika eine neue amerikanische Rasse.... Die Persistenz der Rassen ist doch auch schon für Jahrtausende bezeugt durch die ägyptischen Denkmäler.... Da sind neben zweifellosen Negern auch Semiten und Arier dargestellt, zum Teil sogar in Farben, aber es gibt keine Uebergänge zwischen ihnen." Ich begnüge mich hier mit diesem Zitat aus der Bastianfestschrift (1896) und betone nur noch einmal, daß weitaus die Mehrzahl der Anthropologen auf Grund des vorhandenen Materiales zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die in historischer Zeit auftretenden Menschenrassen in prähistorischen Perioden entstanden sind, die weit, mindestens ins Diluvium zurückreichen, daß sie seit Beginn der neolithischen Zeit keine wesentlichen Aenderungen mehr erfahren haben und daher als Dauertypen zu betrachten sind, die in historischer Zeit höchstens durch Mischung verändert wurden. Wenn Müller die Aenderung der Haar- und Augenfarbe, die in Frankreich seit der frühhistorischen Zeit tatsächlich stattgefunden hat, als Beweis gegen die Beständigkeit der Rassenmerkmale anführt, so zeugt dieses Argument von geringer Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen. Einige Beschäftigung mit der anthropologischen Literatur hätte wohl darüber Aufschluß geben können, daß die genannte Erscheinung, die übrigens mit einer Veränderung der Schädelform, des Gesichtstypus und der Körpergröße Hand in Hand geht, heute ganz allgemein als eine Folge von Rassenmischung aufgefaßt wird. Und wenn auch für die Veränderung der Schädelform von einigen Anthropologen gegenwärtig noch wirkende Milieueinflüsse angenommen werden — eine Auffassung, gegen die sehr viel spricht — so wurde diese An-

Digitized by Google

nahme auf die Haar-, Augen- und Hautfarbe meines Wissens niemals ausgedehnt.

Jedenfalls ist also dieses Argument gegen die Beständigkeit der Rassenmerkmale nicht zu gebrauchen. Die ganze Frage vom Typenwechsel in gewissen Teilen Europas wurde von mir in Hauptzügen in der Politisch-anthropologischen Revue (II. Jahrg. 1903, Heft 1) behandelt; ich verweise hiermit auf die dortigen Ausführungen.

Ich komme also zu dem Ergebnis, daß ich auf Grund der bisherigen anthropologischen Forschung vollständig dazu berechtigt war, zu sagen, daß die Menschenrassen in physischer Beziehung scharf charakterisiert ins geschichtliche Leben eintraten. Die Rassen, nicht die Völker, waren zu Beginn der geologischen Gegenwart im wesentlichen fertig und haben seither keine nennenswerten Veränderungen ihrer Physis mehr erfahren, sei es, weil die seit dem Diluvium verstrichene Zeit zu kurz war, um merkbare Veränderungen zu bewirken, sei es, weil die Differenzierung der Rassen während einer Mutationsperiode erfolgte, der seither keine zweite gefolgt ist, wie Kollmann annimmt. Damit ist auch schon gesagt, daß wir die Rassenmerkmale nicht als etwas absolut Unveränderliches, für alle Ewigkeit Feststehendes betrachten, das *πάντα ῥεῖ* gilt gewiß auch für sie, doch haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß in der im Vergleich zum Alter des Menschengeschlechtes verschwindend kurzen Spanne Zeit, die wir als „historische" bezeichnen, eine merkbare Weiterentwicklung stattgefunden habe. Für den politischen Anthropologen sind also die Rassen relativ unveränderlich, „gegebene Naturfaktoren, die in die Bilanz der historischen Ereignisse als gegebene Ursachen und Mächte einzusetzen sind"[1]).

Der vorstehend zitierte Satz Woltmanns bezieht sich allerdings nicht nur auf die körperlichen, sondern hauptsächlich auf die seelischen Rassenmerkmale, und wir kommen da nun zu dem zweiten Teile meiner Behauptung, daß nämlich die ins historische Leben eintretenden Rassen auch in psychischer Beziehung scharf charakterisiert gewesen seien. Es ist klar, daß diese Anschauung weit schwerer zu verteidigen ist als die bisher behandelte. Abgesehen von der größeren Schwierigkeit des Problems an sich, liegt uns hier noch wenig exakt beobachtetes Material vor, und die Sache ist noch viel mehr im Stadium einer allerdings wohlbegründeten Theorie, als die physischen Rassenfragen.

Betrachten wir das Problem zunächst rein theoretisch. Sind die physischen Rassenmerkmale, wie ja vom naturwissenschaftlichen Standpunkte unabweislich, durch langandauernde Einflüsse der umgebenden Natur entstanden, so muß man logischerweise annehmen, daß diese Faktoren auch auf die seelischen Eigenschaften, die doch aufs engste mit der Beschaffenheit des Gehirns und Nervensystems zusammenhängen, eingewirkt haben müssen, und daß so durch Anpassung (Variation, Auslese und Inzucht) auch gewisse seelische Differenzen entstanden, die durch die Länge der Zeit, während welcher die Naturfaktoren wirkten, ebenso konstant wurden, wie die physischen Rassenmerkmale, und die ebenso erblich übertragen wurden, auch dann, wenn die Rasse nicht mehr unter dem Einflusse der zu ihrer Schöpfung nötigen

[1]) Woltmann, Polit. Anthropologie.

Digitized by Google

Verhältnisse stand. Das führt uns zu der Frage nach der Erblichkeit geistiger Eigenschaften überhaupt. Der Standpunkt, daß die seelischen Kräfte der verschiedenen Menschen von vornherein alle gleich seien, und daß die im späteren Alter auftretenden Charakterunterschiede nur durch die Einwirkung von Unterricht und Leben bedingt seien, wird wohl heute von niemandem mehr geteilt. Es ist ganz zweifellos, daß die Begabungen der Individuen nach Quantität und Qualität von Geburt aus verschieden sind, und daß auch der beste Unterricht nicht das Wunder zustande bringt, aus einem schlecht veranlagten Kopfe ein Genie zu machen. Dieser Vorstellung wohnt allerdings eine gewisse Härte inne, doch „unfühlend ist die Natur", und uns geziemt nicht falsche Sentimentalität, wenn wir ihre Gesetze erforschen wollen. Die angeborenen seelischen Kräfte sind, soweit sie nicht auf spontane Variationen zurückgehen, Eigenschaften der Eltern, Großeltern oder anderer Vorfahren und können auf mannigfachste Weise in der Erbschaftsmasse kombiniert auftreten. Der heutige Stand der Vererbungsfrage läßt sich in folgenden Worten zusammenfassen: „Steht auch die Vererbung geistiger Ueberlegenheit im allgemeinen zweifellos fest, so gehen die Ansichten der Forscher in bezug auf die Vererbung spezifischer Geistesbegabung dahin, daß solche zwar vorkommt, aber verhältnismäßig selten ist"[1]). Was also auf physiologischem Wege vererbt wird, sind keineswegs Sitten und Gebräuche, moralische Anschauungen usw., denn das wird alles durch soziale Vererbung, durch Tradition, übertragen, sondern durch die physiologische Vererbung wird nur die größere oder geringere Fähigkeit zu geistiger Tätigkeit, vielleicht auch die Prädisposition zu gewissen geistigen oder moralischen Richtungen vererbt. Dies gilt zunächst für das Einzelindividuum. Da sich die Rasse aber aus Individuen zusammensetzt und zwar aus solchen, die, wie schon gesagt, unter bestimmten Milieuwirkungen bestimmte körperliche und seelische Eigenschaften erworben haben, so werden wir wohl mit Recht annehmen können, daß innerhalb der Rasse auch diese letzteren mit einer gewissen Konstanz vererbt werden.

Man sieht aus dem bisher Vorgebrachten, daß Müller nicht den Kern der Sache trifft, wenn er gegen die Erblichkeit der geistigen Rassenbegabung ins Treffen führt, daß der „Nationalcharakter" nicht für alle Ewigkeit Geltung habe. Wir sprechen eben nicht vom Nationalcharakter, sondern von der Rassenveranlagung und das sind zwei sehr verschiedene Dinge, wie es ja auch keinem Menschen einfallen wird, beim Individuum angeborene Anlage und Charakter gleichzusetzen. Die erstere ist nur mit einer der Faktoren, die den Charakter bedingen, allerdings ein sehr wichtiger, der gegenüber dem Einfluß der Außenwelt durchaus nicht gering angeschlagen werden darf. Genau dasselbe gilt auch für die Rasse. Sie bringt gewisse Eigenschaften mit ins historische Leben und wird nun durch dieses geformt und gemodelt. Nun erst bilden sich unter dem Einflusse historischer Schicksale die Nationen, entwickelt sich, freilich zum Teil schon in der Urzeit wurzelnd, eine gewisse Tradition sozialer Art. So entsteht der Nationalcharakter, der sich aber im Laufe der Zeit, freilich meist in langsamen, ganz allmählichen Uebergängen abändern kann. Die Grundlage alles dessen

[1]) Woltmann, Pol. Anthropologie.

Digitized by Google

aber, was sich da im geschichtlichen Leben vollzieht, wird doch immer die Veranlagung der Rasse oder der Rassen sein, aus denen die Nation besteht. Und in diesem Sinne sagte ich, daß „der aus der Vorzeit stammende Rassencharakter die Basis, aber auch die Grenze jeglicher Leistung sei". Natürlich ist auch dieser Satz nur relativ gemeint und schließt gar nicht aus, daß die heute noch zurückgebliebenen Rassen in sich die Möglichkeit tragen, auch einmal höher emporzusteigen. Wir sind nur der Anschauung, daß zu einer radikalen Aenderung der seelischen Rassenmerkmale ein ebenso langes Einwirken biologischer Faktoren notwendig wäre, wie zur Abänderung der physischen Merkmale und daß daher diese Aenderungsmöglichkeit für unsere historische Entwicklung praktisch nicht in Frage kommt.

Die relative Unveränderlichkeit der psychischen Rassencharaktere während der historischen Zeit ist allerdings schwer direkt beweisbar, da die ein und derselben Rasse angehörigen Völker seit Beginn der historischen Zeit sehr verschiedene Kulturstufen durchlaufen haben. Es kann daher eingewendet werden, daß im Laufe der Kulturentwicklung sich auch eine Evolution der Rassenbegabung vollzogen habe, daß z. B. der neolithische Bewohner Europas bezüglich seiner Rassenveranlagung auf derselben Stufe gestanden habe, wie heute etwa der Australier, unter günstigen Verhältnissen psychisch aber immer leistungsfähiger geworden sei. Die psychische Differenzierung habe sich also erst in der historischen Zeit von einer allgemein menschlichen bei allen Rassen gleichen Basis aus vollzogen, sei also eine Funktion der historischen Entwicklung und nicht schon in prähistorischen Perioden erfolgt.

Dagegen wäre zunächst zu bemerken, daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß die Milieuwirkungen, die so mächtig waren, die Rassen physisch zu gestalten, nicht auch einen maßgebenden Einfluß auf die psychische Entwicklung genommen hätten. Doch lassen sich auch direkte Beweise für die relative Unveränderlichkeit der großen, psychischen Grundkräfte, die wir als Rassenbegabung bezeichnen, beibringen.

Die zahlreichen Stämme der Indogermanen sind — wir können das heute trotz allen noch immer dagegen gerichteten Widerspruches behaupten — alle aus einer gemeinsamen Rassenwurzel hervorgegangen, deren Ausstrahlungszentrum wir im nördlichen Europa suchen müssen. Daß nicht nur bei den klassischen Völkern der Griechen und Römer, sondern auch bei den Persern und Indern der eigentlich arische Kern der nordischen Rasse, dem homo europaeus, angehörte, ist heute dank den Forschungen Ujfalvys fast zur Gewißheit geworden[1]). Blieben nun auch einzelne Teile der nordischen Rasse lange Zeit in der Kulturentwicklung verhältnismäßig weit zurück, indem sie weder eine Literatur noch eine eigentliche Kunst entwickelten, so entstanden doch überall, wo sich Völker dieser Rasse in günstigen Verhältnissen ansiedelten, in verhältnismäßig kurzer Zeit Kulturen von z. T. außerordentlichem Werte. Es zeigt sich z. B. in Griechenland schon sehr früh eine

[1]) Ujfalvy, Iconographie et Anthropologie Irano-Indienne, L'Anthropologie 1900, 1902. Siehe auch Wilsers Bericht über den General-Report of the census of India von Risley im Zentralblatt f. Anthrop. 1905, S. 32.

Digitized by Google

schöpferische Kraft auf dem Gebiete der Kunst, bei den Indern auf dem der Philosophie, bei den Römern auf dem des Staats- und Rechtslebens, so daß wir den Eindruck gewinnen, es handle sich hier um die Auslösung latenter geistiger Kräfte, die von den betreffenden Völkern schon aus ihrer alten Heimat mitgebracht wurden, die sich aber erst unter den günstigen Milieuwirkungen ihrer neuen Heimat entfalten konnten. Bei den Griechen legt man gerne dem vom Orient ausgegangenen Kultureinflusse große Bedeutung bei. Die griechische Kultur ist aber so grundverschieden von der der Aegypter, Babylonier und Phönizier, daß diese Einflüsse so gut wie gar nichts für das eigentliche Wesen der griechischen Kultur bedeuten. Auch der Gedanke an die Milieuwirkung allein bringt uns hier nicht vorwärts, denn die Vorbedingungen für eine höhere Kulturentwicklung, Wohlstand und städtisches Leben, bestanden auch an anderen Gestaden des östlichen Mittelmeeres z. B. bei den Phöniziern genau ebenso, vielleicht noch in höherem Maße als bei den Griechen. Auch standen sie unter denselben äußeren Einflüssen. Warum ist dort nicht Aehnliches entstanden wie in Hellas? Hier bleibt eben nur die Rassenbegabung als Erklärungsgrund, die Rassenbegabung, die sich unter dem Einflusse gewisser Anregungen von außen und in einem bestimmten günstigen Milieu in ganz außerordentlicher Weise entfalten konnte.

Bei den Indern fällt äußerer Einfluß so gut wie völlig weg. Ihr philosophisches Denken ist ganz eigenartig. Wie sollen wir uns nun dieses Phänomen erklären, daß in diesem Lande der negroiden Dravidas, die nie eine Spur höherer Kultur aus sich heraus entwickelt haben, nach Einwanderung der arischen Inder die tiefsinnigste philosophisch-religiöse Spekulation und eine wertvolle Poesie erwuchsen, wenn wir es nicht wieder dem Umstande zuschreiben, daß eine Menschenart in dem Lande erschienen ist, die für eine derartige geistige Schöpfung besser veranlagt war als die früheren Bewohner.

Auffallend bleibt es nur, daß, während einzelne indogermanische Völker so ungemein wertvolle Kulturgüter schufen, andere auf primitiveren Stufen stehen blieben und gerade die von der Penka-Schule als Heimatländer angenommenen Gebiete in dieser Hinsicht am weitesten zurückstanden. Penka selbst hat jedoch vor kurzem diese Erscheinung zu erklären gewußt, indem er als Bedingungen einer höheren Kulturentwicklung die Entstehung von Städten und das Vorhandensein einer hörigen Bevölkerung ansieht. Zur Gründung von Städten sei in der Heimat, wo es entweder gar keine oder nur eine unbedeutende unterworfene Bevölkerung gab, kein zwingender Grund vorhanden gewesen, in eroberten Ländern mußte aber die arische Herrenbevölkerung als Stützpunkte ihrer Herrschaft befestigte Städte gründen, um die Masse der Unterworfenen niederzuhalten, die durch ihre Arbeit zugleich einem großen Teile der Herrenbevölkerung die Möglichkeit gab, sich höheren kulturellen Zwecken zu widmen. Bedenkt man, daß das thrakisch-arische Element in Griechenland und in Kleinasien schon Städte gründete und in denselben eine keineswegs unbedeutende Kultur entwickelte zu einer Zeit, in der die Vorfahren der späteren Germanen noch in Einzelsiedelungen lebten, bedenkt man weiter, daß auch die Hellenen schon zu einer Zeit in Griechenland erschienen, in der die Vorfahren der späteren Germanen noch immer ebensowenig

Digitized by Google

wie die der späteren Gallo-Briten und Slawen dazugekommen waren, in Dörfern, geschweige in Städten zu leben, so wird man den großen Unterschied in der Kultur der Germanen zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte und der Kultur der Griechen begreiflich finden. Niemand darf aus dieser Tatsache folgern, daß die Vorfahren der späteren Germanen an und für sich nicht ebenso befähigt gewesen wären, dieselbe Kultur zu entwickeln wie die Hellenen, wenn sie etwa gegen Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. nach Griechenland gekommen wären[1]).

Bezeichnend für die hohe Befähigung der in der Kulturentwicklung zurückgebliebenen Stämme ist auch die ganze Art, wie die Kelten und Germanen sich zu der römischen Kultur stellen. Bald nach ihrem Eintritte in das römische Reich nehmen letztere schon hervorragende Stellungen in der Armee ein; leitende Staatsmänner, wie Stilicho und Rikimer, sind Germanen. An sie schließen sich herrliche Königsgestalten, wie Theoderich, Karl und Alfred, die alle von der Historie als „Große" bezeichnet sind. Seit dem neunten Jahrhundert finden wir auf dem päpstlichen Stuhle sehr oft Männer germanischer Abkunft[2]): hervorragende Gelehrte und Kirchenlehrer, wie Bela venerabilis, Bonifatius, Alcuin, Paul, Warnefrids Sohn, sind Germanen. Für die romanisierten Kelten gilt dasselbe wie für die Germanen. Vergleicht man diese rasche Anpassung der Kelten und Germanen an die römische, bezw. romanisch-christliche Kultur mit der Art, wie die europäische Kultur auf die meisten Naturvölker wirkt, so ist der Unterschied in die Augen springend. Auch den Germanen trat das höher entwickelte Kulturvolk feindselig entgegen und arbeitete mit Waffen und Korruption an ihrer Vernichtung. Die Germanen aber bleiben trotz der anfänglich riesigen militärisch-technischen Ueberlegenheit der Römer Sieger und werden bald selbst zu Trägern der früher bekämpften Kultur. Nichts, was diesem Prozeß nur im entferntesten gleicht, sehen wir heute bei Negern, Indianern, Indonesiern. Höchstens Japan scheint als Ausnahme hier in Betracht zu kommen, wovon noch später die Rede sein wird.

Durch den vorstehenden Exkurs sollte deutlich gemacht werden, daß bei der nordischen Rasse, den eigentlichen Indogermanen, seit Anbeginn des geschichtlichen Lebens von einer vorschreitenden Entwicklung der Rassenbegabung keine Rede sein kann, sondern daß die verschiedenen Völker dieser Rasse stets, so weit wir zurückblicken können, zu höchsten Kulturleistungen befähigt und auch immer schöpferisch tätig waren, wenn nur die sonstigen Verhältnisse für die Entfaltung ihrer latent vorhandenen Fähigkeiten günstig waren.

Aehnliches gilt auch mutatis mutandis von den Semiten. Daß auch bei den Chinesen im Laufe ihrer langen Geschichte keine wesentliche Aenderung ihrer Rassenpsyche eingetreten ist, hat Chamberlain (Grundlagen II, 1. Aufl., S. 742) sehr wahrscheinlich gemacht.

Die Rassenbegabung allein genügt also, wie wir gesehen haben, noch nicht zur Entwicklung einer höheren Kultur, gerade so wenig als günstige äußere Verhältnisse, in die im Laufe der

[1]) Penka, Kultur und Rasse, pol.-anthr. Rev. III, S. 249 ff.
[2]) Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien 1905, S. 38.

Digitized by Google

historischen Entwicklung eine Rasse oder einer ihrer Teile gekommen ist. Je höher eine Rasse veranlagt ist, desto besser wird sie alle die Chancen auszunützen verstehen, die ihr durch die natürlichen Verhältnisse geboten werden. Sind diese aber ungünstig, so wird auch der ihnen unterworfene Zweig der begabtesten Rasse zurückbleiben.

Der entschiedenste Gegner der Annahme von angeborenen Rasseneigenschaften war Buckle, der in seinem bekannten Buch: „Geschichte der Zivilisation in England", solche vollständig leugnete und die Unterschiede der Völker nur aus den Einwirkungen ihrer gegenwärtigen Wohnsitze, des Klimas, der Nahrung, des Bodens usw. zu erklären suchte. Der Anschauung Buckles stand ursprünglich Ratzel sehr nahe, der die Ansicht aussprach, daß zur Erklärung der menschlichen Kulturunterschiede in erster Linie an die Unterschiede der Umstände und der Entwicklung, erst in letzter an die der Begabung zu denken sei. Ein Standpunkt, mit dem sich, soweit ich es erkenne, der Müllers ungefähr deckt. Es ist nun von großem Interesse, daß Ratzel diese seine ursprüngliche Ansicht, offenbar unter dem Eindruck der Forschungen der letzten Jahre, bedeutend modifiziert hat. „Jeder weiß es", sagt er im „Türmer Jahrbuch" von 1904, „daß es in der Menschheit große Unterschiede gibt, die die Natur selber bestimmt hat, wenn auch niemand weiß, wie tief die Unterschiede sind, ... im allgemeinen stehen die Neger unter den Weißen, die Australier unter den meisten Negern .... Es hat keinen Sinn, uns zu verhehlen, daß die Unterschiede der natürlichen Ausstattung der verschiedenen Rassen der Menschheit die Gleichheit der Leistungen und Ansprüche ausschließen."

So glaube ich denn, daß es klar geworden sein dürfte, was ich unter Rassencharakter meine. Es sind, um es nochmals zu sagen, gewisse angeborene Fähigkeiten und Dispositionen, die in ferner Urzeit auf biologischem Wege erworben, in historischer Zeit im wesentlichen unverändert weiterwirken und für die Entwicklung der Völker dieselbe Bedeutung haben, wie die angeborenen Seeleneigenschaften für das Individuum. Dabei gebe ich allerdings zu, daß es nicht besonders glücklich war, die in das historische Leben eintretenden Rassen auch psychisch „scharf" charakterisiert zu nennen, da durch diesen Ausdruck das Mißverständnis hervorgerufen werden konnte, daß ich den Rassen jene zahlreichen, mannigfaltigen Charakterzüge zuschreiben wollte, die in ihrer Gesamtheit den Nationalcharakter bilden. Mit vollem Recht hat sich Müller dagegen gewendet, daß diese komplizierte und wandelbare Sache als etwas Feststehendes, für alle Zeiten Unveränderliches betrachtet werde. Er hat auch darin vollkommen recht, daß über den Nationalcharakter und seine Wandlungen noch wenig Brauchbares gearbeitet worden ist.

Ist das historische Leben auch nicht oder nur in sehr beschränktem Maße imstande, die angeborenen Rasseneigenschaften — den Fall der Degeneration ausgenommen — zu zerstören oder neue zu entwickeln, so kann es doch auf die anthropologische Struktur der Völker einen großen Einfluß ausüben, indem durch positive Auslese gewisse Eigenschaften gesteigert, durch negative andere zurückgedrängt oder ausgemerzt werden oder endlich durch Rassenmischung ganz neue Faktoren in den historischen Prozeß eingeführt werden können, worauf dann

Digitized by Google

wieder die Auslese in ihre Rechte tritt. Ohne auf das sehr weitläufige Gebiet der Beziehungen zwischen Anthropologie und Soziologie einzugehen zu wollen, verweise ich hier auf Woltmanns „Politische Anthropologie", die einen sehr gründlichen und vielseitigen Einblick in die Probleme der modernen Soziologie gewährt.

Müller warnt uns davor, daß man bei der Völkerbetrachtung die Begriffe „andersartig" und „minderwertig" gleichsetze und hat damit bis zu einem gewissen Grade zweifellos recht, dennoch aber ist es ein schwerer Irrtum, wenn man alle Rassen als gleichwertig betrachtet. Auch hier gilt das biblische Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der Maßstab für die Leistungsfähigkeit einer Rasse ist und kann nichts anderes sein als ihre bisherigen Leistungen. Aus den Begebenheiten einer nunmehr ungefähr fünftausendjährigen Geschichte wird es doch wohl gestattet sein, Schlüsse zu ziehen. Ihrer kulturellen Leistung nach kann man die Rassen etwa in folgender Reihenfolge anführen: 1. Species Eurafricana (Sergi), a) nordische Rasse, b) mittelländische Rasse, 2. Mongolen, 3. Indianer, 4. Neger, 5. Australier.

Daß die höchsten kulturellen Leistungen von Völkern herrühren, die der langköpfigen Rasse angehören, die man am besten mit Sergi als Species Eurafricana bezeichnet, kann keinem Zweifel unterliegen. Dieser Rasse gehörten nicht nur die Kulturvölker des Altertums größtenteils an, sondern auch die spätere europäische Kultur ist im wesentlichen ihr Werk. In Mesopotamien könnte allerdings an die Wirksamkeit einer rundköpfigen Bevölkerung gedacht werden, da man ja die Sprache der Sumerier mit turanischen Idiomen zusammenstellt, doch haben neuere Forschungen auch hier Zweifel erregt, indem man auf vorsemitischen Reliefs langköpfige Menschen dargestellt fand, die nicht als „Turanier" angesehen werden können[1]). Auch die Juden enthielten einen nennenswerten Bruchteil einer rundköpfigen Rasse, doch sind wohl auch hier die semitischen, beziehungsweise nordischen (amoritischen) Elemente die eigentlich produktiven gewesen.

Die verschiedenen europäischen Kulturen sind in vorhistorischer Zeit wohl noch ein gemeinsames Werk der nordischen und der mittelländischen Rasse, doch tritt erstere in der Folge immer bedeutsamer hervor. Es ist in letzter Zeit so viel darüber geschrieben worden, daß bei den indogermanischen Kulturvölkern des Altertums, besonders bei den Griechen, das eigentlich kulturschaffende Element der nordischen Rasse angehörte, daß ich es mir hier füglich ersparen kann, darauf näher einzugehen. Wer sich für die einschlägige Literatur interessiert, findet sie zum größten Teil in Woltmanns „Politischer Anthropologie" S. 290 oder in meinem schon zitierten Aufsatze (Pol.-anthr. Revue 1902, I. Jahrg., Heft 7). Es hängt diese Frage auf das engste mit der von Pösche, Penka, Lapouge und Wilser vertretenen Theorie zusammen, daß bei den indogermanischen Völkern der Typus des homo europaeus als der eigentliche indogermanische Grundtypus zu betrachten sei, wofür fort und fort neue Beweise beigebracht werden, ohne daß bisher irgend etwas Stichhaltiges dagegen vorgebracht worden wäre. Die nachantike Kulturentwicklung Europas ist nun, da mag Müller noch so energisch dagegen protestieren, doch, wenn auch nicht aus-

[1]) Wilser, Die Germanen, S. 176.

Digitized by Google

schließlich, so doch im wesentlichen ein Werk jenes Zweiges der nordischen Rasse, den wir als Germanen bezeichnen.

Es war kein glücklicher Gedanke Chamberlains, die rassenhaft verwandten Elemente der Germanen, Kelten und Slawen als „Germanen" zu bezeichnen. Was er damit meint, ist ja für den anthropologisch Gebildeten vollkommen klar, doch für die Menge jener, die der anthropologischen Literatur ferne stehen, ist dadurch eine Quelle größter Begriffsverwirrung entstanden. Bleiben wir also lieber dabei, unter Germanen nur das zu verstehen, was man bisher darunter verstanden hat, nämlich jenen Zweig der nordischen Rasse, der germanische Sprachen spricht.

Ich will hier nicht darauf eingehen, ob Müllers Beurteilung der Germania und des germanischen Nationalcharakters richtig ist, da diese Frage für unser Hauptproblem ganz irrelevant ist. Doch möchte ich darauf hinweisen, daß es entschieden unrichtig ist, wenn man von Seeck[1]) nichts anderes anführt, als daß er auf die Germanen sehr schlecht zu sprechen sei. Das ist doch nur die eine Seite seiner Ansicht. Erscheinen uns nach seiner Darstellung die Germanen der Völkerwanderungszeit auch vielfach als roh und gewalttätig, so ersieht man aus ihr doch ganz deutlich, daß er das Einströmen germanischen Blutes in das entartete Romanentum jener Zeiten als ein großes Glück betrachtet und nur dieser auffrischenden Rassenmischung den Kulturaufschwung der folgenden Zeit zuschreibt; er steht mit dieser Ansicht der Auffassung Chamberlains sehr nahe. Wenn Müller meint, daß die Kultur der Renaissance eher hellenischen als deutschen Charakter aufweise, so trifft er auch hier wieder nicht den Kern der Sache, denn niemand, der nur die geringsten kulturhistorischen Kenntnisse besitzt, könnte behaupten, daß die Renaissancekultur eine späte Frucht der germanischen Kultur der Völkerwanderungszeit sei, und meines Wissens hat das auch noch niemand behauptet, sondern was behauptet wurde, ist, daß die Träger dieser Kultur ihrer Rassenabstammung nach Germanen gewesen seien, wobei es ganz gleichgültig ist, ob sie ein romanisches oder ein germanisches Idiom sprachen. Nationale Sitte und Sprache können längst verwischt oder verschwunden sein, während die angeborenen Rassenanlagen noch immer wirksam sind.

Müller hält es für notwendig, gegen „die Modebeliebtheit energisch Front zu machen", daß alles Große, alles Gesunde den Südeuropäern von den Germanen gekommen sei, denn er fürchtet, daß sonst die deutsche Wissenschaft vor den Augen des Auslandes lächerlich werden könnte. Diese Gefahr wäre auch wirklich vorhanden, wenn jemand behaupten würde, daß alle überlieferten Elemente, aus denen sich die moderne Kultur aufbaut, germanischen Ursprungs seien. Was behauptet wird, ist aber auch hier etwas ganz anderes, etwas, das nicht durch einige Phrasen über die italische Abstammung Machiavellis und Dantes oder die etruskische der mittelalterlichen Florentiner abgetan werden kann. Müller hätte seine oben zitierten Worte jedenfalls sorgfältiger abgewogen, wenn er von dem in den letzten Monaten erschienenen Buch Woltmanns „Die Germanen und die Renaissance in Italien" Kenntnis gehabt hätte.

[1]) O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt, I. Band, II, 6.

Digitized by Google

In diesem höchst bedeutsamen Buche sucht der Verfasser, wie er in der Einleitung sagt, den exakten Beweis zu führen, daß in anthropologischer Hinsicht weder Etrusker noch Römer und Griechen, sondern die eingewanderten Germanen, die Goten, Langobarden, Franken und Normannen im wesentlichen die Erzeuger der neuen Kultur Italiens gewesen seien, und daß nur eine geringe Anzahl von Talenten der vorgermanischen Bevölkerung zugeschrieben werden könne. Er geht dabei von der richtigen Voraussetzung aus, daß zur Zeit der Einwanderung der Germanen in Italien die reine nordische Rasse altitalischer Abstammung fast ganz erloschen war und daß die Bevölkerung Italiens damals im wesentlichen aus den Nachkommen der beiden dunklen Rassen, der rundköpfigen sogenannten alpinen und der kleingewachsenen langköpfigen mittelländischen bestand. Inwieweit in den höheren Ständen der römischen Kaiserzeit noch Spuren des nordischen Elementes nachweisbar sind, habe ich in der Zeitschrift für Schulgeographie (1902, S. 144 f.) ausgeführt. Man ist also berechtigt, die Merkmale des homo europaeus, hohe Gestalt, helle Augen und Haare, Langschädel und nordischen Gesichtstypus im mittelalterlichen Italien auf germanischen Einfluß zurückzuführen, wenn es auch in einzelnen Fällen nicht ganz ausgeschlossen ist, daß sie altitalischer oder in Oberitalien keltischer Herkunft sind.

Mit Recht hebt Woltmann in Uebereinstimmung mit Seeck hervor, daß für die Durchsetzung des Römerreiches mit germanischen Elementen nicht nur die Ansiedlung erobernder Stämme, sondern sehr wesentlich auch die in der späteren Kaiserzeit so ungemein häufige Ansiedlung germanischer Bauern auf römischem Boden in Betracht komme. Ich kann es mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, die von Woltmann zitierten Worte Seecks anzuführen, die diesem Verhältnisse Ausdruck geben: „Eine neue kriegerische Jugend war, gleich der Drachenbrut des Kadmos, jählings aus der Erde geschossen; daß sie ihre Lebenssäfte nicht aus der faulen Wurzel der römisch-griechischen Nation sog, kann nicht bezweifelt werden." Woltmann wendet sich dann gegen die in neuester Zeit beliebte Herabdrückung der Zahlenangaben für die während der Völkerwanderung eingewanderten Germanenstämme und geht dann dazu über, die Verbreitung des Germanentums im frühmittelalterlichen Italien und den Ursprung der berühmtesten italienischen Adelsfamilien zu untersuchen.

Müller macht sich förmlich darüber lustig, daß man dem Adel der romanischen Nationen germanische Herkunft zuschreibe. Woltmann hat nun die Abstammung einer großen Anzahl adeliger Familien Italiens untersucht und bei sehr vielen — von denen, wo er sich nur auf Namen oder den Gebrauch des langobardischen Rechtes stützt, abgesehen — den Nachweis erbracht, daß sie germanischer Abstammung seien, was sich teils auf Grund alter Ueberlieferung, teils durch den Typus, den die noch erhaltenen Familienbilder zeigen, nachweisen läßt. Nebenbei bemerkt, kann man ähnliches auch für den spanischen und den französischen Adel nachweisen und ich habe dafür in meinen „Menschenrassen Europas" einen Teil der Literatur zitiert[1]). Allerdings

[1]) Polit.-anthr. Revue, II., Heft 7. Uebrigens bemerkt auch Woltmann, daß das Studium der ungemein zahlreichen Porträts des französischen Adels im Louvre und in Versailles fast durchweg germanische Typen erkennen ließe.

Digitized by Google

ist zuzugeben, daß auch vorgermanische Elemente in den Adel der romanischen Völker Aufnahme fanden und es erklären sich daraus die allerdings geringfügigen Abweichungen von dem reinen nordischen Typus, die sich zuweilen in leichter Dunkelung der Haare oder Augen oder im Auftreten einzelner dunkler Typen bemerkbar machen. Bedeutend konnte sich dieser Einfluß aber anthropologisch schon deshalb nicht geltend machen, da ja in den höheren Ständen der vorgermanischen Bevölkerung der romanischen Länder das nordische Element jedenfalls stärker vertreten war als in der Masse und sie physisch den Germanen sicher näher standen als diese.

Man könnte nun sagen: Zugegeben also, daß der romanische Adel in seiner überwiegenden Mehrheit germanischer Abstammung war, so ist doch der Adel nicht der eigentlich kulturschöpferische Teil der Bevölkerung, und die kulturerzeugende Geistesarbeit wurde eben von den romanischen Untertanen jener germanischen Herren geleistet. Auch über diese Frage gibt uns Woltmanns Buch Aufklärung. Er hat den körperlichen Typus und die Abstammung von 200 Italienern, die sich als Künstler, Humanisten, Naturforscher, Philosophen, Dichter und Musiker hervorragend betätigt haben, untersucht und gefunden, daß, abgesehen von etwa 50, über deren anthropologische Beschaffenheit nichts Sicheres in Erfahrung zu bringen war, die Mehrzahl (130) ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zuzurechnen sind, während etwa 20 ausgesprochene Mischlinge darstellen, von denen die einen mehr der nordischen, die anderen mehr der alpinen oder der mediterranen Rasse nahestehen. Merkwürdig ist, daß sich das mediterrane Element nur in sehr geringem Maße an der Produktion genialer Begabung beteiligt.

Es ist also unzweifelhaft sichergestellt, daß nicht nur der für die ältere politische Geschichte Italiens hauptsächlich in Betracht kommende Adel, sondern auch die geistig produktiven Schichten des italienischen Volkes der glänzenden Zeit der Renaissance im wesentlichen germanischen Ursprungs waren, daß also auch diesmal wieder der nordische Rassenbestandteil das treibende Element war, wie wir es für die Griechen erweisen, für die Römer mit guten Gründen vermuten können.

Aus Woltmanns Studien geht aber auch hervor, daß die führenden Geister des neuen Italiens in ihrer großen Mehrzahl ebenfalls der nordischen Rasse angehörten oder ihr sehr nahe standen. Das gilt z. B. von Garibaldi, Cavour, Alfieri, Manzoni, Galvani, Volta, Canova, Rossini, Donizetti, Bellini. Man kann also wirklich sagen, daß die ganze nachantike Kultur Italiens im wesentlichen ein Werk der nordischen Rasse und zwar ihres germanischen Zweiges sei. Die meisten hervorragenden Männer waren unvermischte oder fast rassenreine Nordländer, neben ihnen kommt auch noch eine Reihe von ausgesprochenen Mischlingen in Betracht, wie Michel Angelo, Pietro Perugino, Giulio Romano, Tintoretto, Machiavelli, Ariosto, Aretino. Unter ihnen ist der Typus mit germanischem Profil, weißer Haut und dunklen Haaren vorherrschend, während die Augen meist eine hellere Farbe zeigen. Der reine alpine und der reine mediterrane Typus sind so gut wie gar nicht vertreten.

Die Bedeutung der Ergebnisse von Woltmanns Forschungen ist außerordentlich groß. Die Gegner der anthropologischen Geschichts-

Digitized by Google

auffassung können die hier angeführten Tatsachen, so unbequem sie ihnen auch sein mögen, nicht hinwegleugnen und der wegwerfende Ton, der auch aus den Worten Müllers über die Bedeutung des Germanentums für die romanischen Völker nur allzu deutlich herausklingt, muß vor diesen unumstößlichen Dokumenten verstummen. Die wahre Wissenschaft, die sich nicht von Vorurteilen, sondern nur von Tatsachen leiten läßt, wird gewiß dadurch nur gewinnen. Wie in Italien dürften die Verhältnisse auch in Frankreich und Spanien liegen und es ist mir nicht zweifelhaft, daß eingehendere Forschungen auch in diesen Ländern zu denselben Resultaten führen werden[1]).

Da es nicht festgestellt ist und sich vielleicht auch niemals wird feststellen lassen, ob die nordische Rasse einen nennenswerten Einfluß auf die alten Kulturen des Orients, die ägyptische und mesopotamische ausgeübt hat, so müssen wir diese als ein Werk des dunklen Zweiges der species Eurafricana, also der mittelländischen Rasse betrachten. Die heutigen Vertreter derselben sind freilich weit hinter diesen Vorgängern gleicher Rasse zurückgeblieben, immerhin aber sind die Hamito-Semiten Nordafrikas, die Fulbes mit eingerechnet, den Negern durchaus überlegen, und die von den Arabern ausgehende Religion des Islam steht sicher hoch über der Fetischverehrung der Negerstämme. Für die Kulturfähigkeit der letzteren ist es sehr bezeichnend, daß sie seit den ältesten Zeiten mit dem mittelländischen Kulturkreis in Berührung stehen, ohne aber bis heute daraus viel Vorteil gezogen zu haben. Selbst dort, wo sie Staatswesen nach europäischem Muster gegründet haben, wie in Liberia oder auf Haiti, wo sie also in ihnen zusagendem Klima, bekannt mit den Errungenschaften europäischer Kultur, ungehindert durch Europäer sich entwickeln konnten, haben sie nur ein Zerrbild in staatlicher und kultureller Hinsicht geschaffen. Dort freilich, wo sie unter steter Einwirkung der Weißen stehen, wie in Nordamerika, kann es ja einigen begabteren Angehörigen der Negerrasse immerhin gelingen, einen gewissen Grad höherer Bildung zu erlangen. Dafür aber, daß sie kulturschöpferisch im höheren Sinne tätig sind, muß der Beweis erst erbracht werden. Ueberlasse man die Neger der Vereinigten Staaten sich selbst, so wird das Experiment wahrscheinlich ebenso mißglücken wie in Haiti und Liberia[2]).

---

[1]) Siehe die Bemerkungen über blonde Maler in Spanien, Polit.-anthr. Rev. IV., S. 348.

[2]) Keane sagt in seiner Ethnologie, 1901, S. 265, daß der afrikanische Vollblutneger nicht imstande sei, einen bleibenden Fortschritt über seinen gegenwärtigen Zustand hinaus zu vollziehen, es sei denn mit fremder Hülfe. Er scheine, abgesehen vom Falle der Blutmischung, keine Zukunft zu haben, eine Ansicht, die wegen falscher Sentimentalität und theologischen Vorurteils nur schwer Anerkennung finde. Eigentümlich ist die Erscheinung, daß Negerkinder oft sehr gute Fortschritte machen bis zur Pubertätszeit, daß aber dann ein Stillstand in der intellektuellen, moralischen und wirtschaftlichen Entwicklung eintrete. Spencer St. John, der 20 Jahre in diplomatischer Stellung in Haiti tätig war, mußte bekennen, daß er, je größer seine Erfahrung wurde, um so fester davon überzeugt war, daß die Neger nicht die Fähigkeit hätten, eine selbständige Stellung behaupten zu können. Solange der Neger in beständigem Kontakte mit der weißen Rasse stehe, ginge die Sache, doch sobald er von deren Einfluß nicht berührt werde, falle er wieder allmählich in afrikanische Zustände zurück, wie man in Haiti beobachten könne. Diese Meinung wird nach St. Johns Versicherung auch von anderen erfahrenen Diplomaten geteilt.

Digitized by Google

Ganz anders wirkte die europäische Kultur auf die Japaner. Wir haben es hier offenbar mit einer weit höher veranlagten Rasse zu tun. Das japanische Rassenproblem ist weit komplizierter, als man gewöhnlich annimmt. Mit der Einreihung der Japaner unter die Mongolenvölker ist sehr wenig gesagt, da der riesige mongolische Völkerkomplex anthropologisch durchaus nicht einheitlich ist und unsere Kenntnisse noch nicht genügend weit vorgeschritten sind, um eine genaue Analyse zu gestatten. Der eigentliche Mongole der Mongolei und des benachbarten Sibiriens ist ein breitspuriger Gesell mit rundem Kopf, breitem Gesicht, platter Nase und Schlitzaugen. Dieser Typus kommt gewiß bei Chinesen und Japanern auch vor, doch findet sich, oft mit ihm vermischt, auch ein langköpfiger mit länglichem Gesichte und Zügen, die an europäisch-mittelländische Typen erinnern. Besonders in den höheren Ständen Japans sind solche Gesichter, oft von großer Feinheit, gar nicht selten, wovon man sich durch einen Blick in Rankes „Der Mensch" und Stratzs Naturgeschichte des Menschen, S. 190, überzeugen kann[1]). Meiner Ansicht nach ist es ganz ausgeschlossen, daß sich dieser Typus aus dem oben geschilderten differenziert hat, er dürfte vielmehr ein Ausläufer der mittelländischen Rasse sein. Der vor einiger Zeit aufgetauchten grotesken Behauptungen, daß die Japaner von Juden abstammten, liegt also ein Körnchen Wahrheit zugrunde, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Behauptung richtig sei. Die Kombination des stetigen, wenn auch schwerfälligen, Mongolen mit dem feurigen, beweglichen Mittelländer scheint sehr günstig gewirkt zu haben. Freilich kommen auch noch andere Momente in Frage. Die Auslese bei der Besitzergreifung einer Insel, an der sich wohl nur Mutige und Unternehmungslustige beteiligt haben, die durch die insulare Lage bedingte Inzucht, die, ähnlich wie in England, ein reges Nationalgefühl schuf, das günstige gemäßigte Klima, die Vertrautheit mit der See, die Ausbildung einer führenden Kaste mit strengem Ehrbegriff. Wenn unsere Kenntnisse einmal genügend fortgeschritten sein werden, wird Japan wahrscheinlich ein treffliches Beispiel für das Ineinandergreifen

---

Ueber den Neger der Vereinigten Staaten urteilt Wilhelm von Polenz (Das Land der Zukunft, 1904) S. 148 wie folgt: „Der Nigger hat in der jahrzehntelangen Freiheit, die er nun genießt, dargetan, daß er bei vielen guten und sympathischen Eigenschaften ein untergeordneter Typus ist und bleibt.... Es fehlt ihm die Zuverlässigkeit und Verantwortlichkeit des weißen Mannes.... Seine Talente weisen sich bei näherem Zusehen als Affentalente aus. Charakteristisch dafür ist, daß schwarze Kinder in der Schule weit mehr versprechen, als sie im späteren Leben halten.... Die ganze Rasse zeigt kindliche Urteilslosigkeit und Lenkbarkeit."

Zum Schluß seien noch Keans Worte (S. 268) angeführt: Nie noch hat ein Vollblutneger sich ausgezeichnet als Mann der Wissenschaft, Poet oder Künstler. Die Ansicht unwissender Philanthropen, daß der Neger der weißen Rasse gleichwertig sei, wird durch die ganze Geschichte der schwarzen Rasse widerlegt.

Ein für die geistige Ueberlegenheit der Araber über die afrikanischen Neger recht bezeichnendes Gespräch mit dem Wali von Tanga, einem höchst intelligenten alten Herrn, hat Frieda Freiin von Bülow in der Woche 1905, Heft 34, veröffentlicht. Der sehr frei denkende Mann sagte: „Daß Ihr Jesus verehrt und wir Mohammed, das ist ja im Grunde ganz einerlei, aber für die Schwarzen gibt es nur Essen und Trinken und damit fertig."

[1]) Diesem Typus scheint auch der bekannte Diplomat Komura anzugehören, der nach den Abbildungen in illustrierten Blättern eher an einen vornehmen Italiener oder Engländer erinnert als an einen Mongolen.

Digitized by Google

der verschiedenen Faktoren sein, durch deren Einfluß sich der Nationalcharakter entwickelt.

Daß die Japaner als Kulturschöpfer den Europäern gleichwertig seien, ist, wenn es jetzt auch oft mit Emphase behauptet wird, nicht sichergestellt. Was bisher vorliegt, ist folgendes: Die Japaner haben eine eigenartige, recht bedeutende, immerhin aber in vieler, besonders in wissenschaftlicher Beziehung der europäischen nachstehende Kultur geschaffen, dann haben sie einen großen Teil der europäischen Kultur als fabelhaft gelehrige Schüler aufgenommen und sich endlich in einem gewaltigen Kriege als tapfere und umsichtige Soldaten gezeigt. Ob sie aber der nordischen Rasse, die, wie wir gesehen haben, als die hauptsächliche Erzeugerin der europäischen Kultur eine ungeheuere schöpferische Arbeit geleistet hat und noch leistet, gleichwertig sind, das ist durchaus noch nicht erwiesen.

Wie wir in Japan einen feineren Typus der höheren Stände konstatieren konnten, so besteht auch im malaiisch-polynesischen Archipel der Adel meist aus einer fremden Eroberschicht von hellerer Hautfarbe. Sowohl in Java als bei den Tagalen zeigt der Adel hellere Hautfarbe und mehr europäischen Gesichtsschnitt. Man schreibt ihm indische Herkunft zu. Auch auf Tahiti gibt es einen Häuptlingstypus, der sich durch lichtere Haut-, Haar- und Augenfarbe auszeichnet[1]).

Wenn also Müller behauptet, daß auch die Stände ihren besonderen Charakter besitzen, der sich auch in körperlichen Differenzen bemerkbar mache, so bin ich damit ganz einverstanden. Nur ist das kein Beweis gegen die Theorie von den angeborenen Rasseneigenschaften, sondern vielmehr eine Stütze derselben. Es ist eine Verkennung der Verhältnisse, anzunehmen, daß der Typus durch den Stand geformt werde. Der Typus ist vielmehr das Primäre, und es erklärt sich durch Ueberlagerung oder Auslese, wenn wir in bestimmten Schichten der Bevölkerung bestimmte anthropologische Merkmale vorherrschen sehen. Wer sich über diese Fragen nicht aus der Originalliteratur (Ammon, Lapouge, Muffang) orientieren will, findet das Nötige auch in Woltmanns schon oft genanntem Buche (S. 281—285).

Ich glaube nunmehr die Hauptpunkte der von Müller aufgeworfenen Streitfrage beleuchtet zu haben, doch will ich noch auf einige Einzelheiten zurückkommen, die sich in den großen Zusammenhang nicht recht einordnen ließen, aber doch dringend einer Erörterung bedürfen. So meint Müller z. B., daß die Hindus von heute eines der unkriegerischesten Völker seien und doch nur durch Tapferkeit in den Besitz ihrer jetzigen Heimat gekommen sein können. Es sei das ein Beweis für die Wandelbarkeit des Rassencharakters. Was aber hier vorliegt, ist etwas ganz anderes. Die alten arischen Eroberer waren ein Volk nordischer Rasse, das, wahrscheinlich mit Mittelländern vermischt, in Indien eindrang und sich hier auch längere Zeit seinen kriegerisch-tatkräftigen Charakter erhielt, wie aus dem Mahabharata und Ramajana hervorgeht. In der neuen Heimat wirkten nun hauptsächlich zwei Faktoren umgestaltend auf die Ankömmlinge: das Klima und die Rassenmischung. Ersteres dezimierte den nordischen Rassen-

[1]) Woltmann, Polit. Anthropologie, ferner Die Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie, Polit.-anthrop. Rev. IV, S. 417 ff.

Digitized by Google

bestandteil, so daß er heute in rassenreinen Individuen fast gar nicht mehr vertreten ist, letztere, die trotz aller strengen Gesetze doch auf die Dauer nicht zu vermeiden war, führte dem herrschenden Volke zahlreiche minderwertige Elemente zu. Wie hätte dieses Mischvolk in dem Treibhausklima Indiens die Energie der nordischen Eroberer bewahren sollen? Es ist übrigens interessant genug, wie sich hier die der nordischen Rasse innewohnende schöpferische Kraft ganz auf das Gebiet philosophischer Spekulation geworfen und darin so Bedeutendes geleistet hat.

Ein ähnlicher Rassenwechsel, wie er Indien betroffen hat, ist auch in Griechenland vor sich gegangen, nur nicht so radikal wie dort. Wenn wir behaupten, daß die Neugriechen eine andere anthropologische Zusammensetzung haben als die antiken Griechen, so hat das mit Fallmerayer gar nichts zu tun, sondern geht aus der Tatsache hervor, daß im alten Griechenland der nordische Typus viel häufiger vertreten war als unter den Neugriechen[1]).

Geradezu unbegreiflich ist es, wie Müller die Entstehung der Sachsen, Franken usw. aus Völkerbündnissen als Beispiele von Rassenverschmelzung anführen konnte. Es handelt sich hier doch nur um rassenhaft einander sehr nahestehende Stämme. Auch das geübteste Auge hätte, abgesehen vielleicht von Aeußerlichkeiten der Kleidung oder des Schmuckes, einen Cherusker nicht von einem Chatten oder Bataver unterscheiden können. Der Rasse brauchte hier allerdings nicht „ängstlich nachgefragt" zu werden. Das einzige halbwegs stichhaltige Beispiel ist die Verbrüderung der Vandalen mit den Alanen, doch was beweist diese Verbindung, geschlossen mitten im Drange der großen Wanderung? Beachtet muß übrigens werden, daß auch die Alanen rassenhaft sich nicht allzusehr von den Vandalen unterschieden, denn Ammian nennt sie groß, schön und mäßig blond. Daß den Germanen das Rassegefühl fehlte, ist schon deshalb sehr zweifelhaft, weil die eheliche Vermischung mit Sklaven und bei einigen Völkern anfangs auch mit Romanen streng verboten war. Als Motiv wird sogar angegeben, daß sie die Größe ihrer Leiber und die Farbe ihrer Haare, überhaupt den Adel ihres Geschlechtes unverändert bewahren wollten[2]).

Wenn Müller Mommsen zum Vorwurf macht, daß ihm für die Schilderung der Kelten Cäsars die heutigen irischen Bauern Modell stehen müssen, so hat er wohl nicht unrecht, mit anthropologischer Rassenlehre hat das aber ganz und gar nichts zu tun. Der Charakterunterschied des heutigen Irländers gegenüber dem germanischen Engländer ist, soweit er nicht durch historische Verhältnisse bedingt ist, auf die stärkere Durchsetzung mit mittelländischen Elementen, nicht aber auf die keltische Abstammung zurückzuführen.

Der von Müller auch in die Diskussion gezogene Ausdruck Völkerchaos, den Chamberlain geschaffen hat, ist, wie ich glaube, für den Zustand der Mittelmeerländer zur Zeit des späteren römischen Kaiserreiches treffend gewählt, da ja tatsächlich damals eine bunte Mischung aller in den Mittelmeerländern vorhandenen Rassen und

[1]) A. a. O.
[2]) Woltmann, Polit. Anthr. S. 258.

Digitized by Google

Nationen stattfand und zu jenen psychologischen Folgen geführt haben dürfte, die Chamberlain so anschaulich schildert, zu einer wahllosen Vermengung der heterogensten Anlagen und Traditionen. Die Völkerwanderung hat nun zunächst das Chaos gewiß vergrößert. Als eine ihrer Folgeerscheinungen ist jedoch die Entwicklung nationaler Staaten und damit neuer Nationalcharaktere zu betrachten. Die Träger dieser neuen Entwicklung waren aber, wie wir früher gesehen haben, die lange Zeit ziemlich rasserein gebliebenen Menschen vom germanischen Zweige der nordischen Rasse. Wir können also etwa folgende Phasen in der Entwicklung der Mittelmeerländer erkennen. In einer fernen Urzeit Bildung der für dieses Gebiet maßgebenden Rassen mit ihren physischen und psychischen Differenzen (nordische, mittelländische, sogen. alpine Rasse). Dann folgt die Zeit der Wanderungen, es entstehen Nationen mit mehr oder minder ausgeprägten Nationalcharakteren, durch die immer mehr um sich greifende römische Großmacht sowie durch Freilassung der bunt zusammengesetzten Sklavenschaft wird nach und nach eine ungeheuere Rassen- und Völkermischung herbeigeführt, bei gleichzeitigem Rückgang des nordischen Rassenelementes im südlichen Europa, der sich teils aus klimatischen, teils aus soziologischen Gründen erklärt. Diese Vorgänge sind eine der Ursachen des kulturellen und politischen Verfalles des römischen Reiches. Mit der Einwanderung der Germanen beginnt derselbe Prozeß vom neuen, der sich seit der Einwanderung der ersten indogermanischen Stämme in Südeuropa abgespielt hatte, nur mit dem Unterschied, daß diese kein so reiches Vermächtnis vorgefunden hatten, wie ihre später auftretenden Rassegenossen.

Die vorstehenden Ausführungen haben hauptsächlich den Zweck, auf die Bedeutung der Rasse für die historische Entwicklung hinzuweisen. Es ist klar, daß diese nur dann richtig erfaßt werden kann, wenn man alle Faktoren in Betracht zieht, die auf sie einwirken. Die Rasse wurde bisher meist vollständig außer acht gelassen und erst in neuester Zeit wendet man auch diesem Problem Aufmerksamkeit zu. Wie jedes neu in die Wissenschaft eingeführte Prinzip findet natürlich auch die Anwendung anthropologischer Erkenntnisse auf die Geschichte seinen Widerstand. Es ist daher notwendig, Mißverständnissen und Vorurteilen entgegenzutreten, damit diese neue Quelle der Erkenntnis nicht verstopft werde. Die anthropologische Geschichtsbetrachtung steht erst am Anfange ihrer Entwicklung, ebenso wie die wichtigste ihrer Hülfsdisziplinen, die Rassenpsychologie. Wir können vorläufig nichts anderes sagen, als daß zwischen den verschiedenen Rassen tiefgehende quantitative und qualitative Unterschiede in der geistigen Begabung vorhanden sind, und daß diese einen nennenswerten Einfluß auf die historische Entwicklung auszuüben imstande sind. Welche Aufgaben eine Rassenpsychologie zum weiteren Ausbau dieses Grundgedankens zu erfüllen hat, hat Woltmann (Pol.-anthr. Revue IV., S. 385) ausgesprochen: 1. Die allgemein menschlichen Seeleneigenschaften festzustellen, die allen Rassen zukommen, 2. die quantitativen Unterschiede in der geistigen Befähigung und 3. eindeutige und dauernde qualitative Eigenschaften zu umgrenzen[1]).

[1]) Siehe auch die hierher gehörigen Bemerkungen am Schlusse meines Artikels über die Menschenrassen Europas.

Digitized by Google

Das Problem ist also gestellt, und es ist nicht einzusehen, warum sich die wissenschaftliche Forschung nicht auf diesem neuen Wege bewegen soll, der manche wertvolle Erkenntnis verspricht. Mit Rassenfanatismus hat eine derartige Forschung nicht das geringste zu tun, wenn auch von mancher Seite dieser Vorwurf, der doch nur die Uebertreibungen und Einseitigkeiten Einzelner trifft, oft gegen die ganze wohlberechtigte und wohlbegründete Richtung in der Geschichtsbetrachtung ins Treffen geführt wird.

Die Beziehungen von Selbstmord und Geisteskrankheit zur Rasse.

Dr. Georg Lomer.

Wenn man sich auch den bitteren Worten Carlyles, daß „die Mehrzahl sämtlicher Erdbewohner Narren“ seien, nicht anzuschließen vermag, so lohnt es doch, der Frage näher zu treten, wie sich geistige Erkrankungen auf die verschiedenen Hauptrassen verteilen, und ob etwa — wie im sonstigen geistigen Verhalten, — so auch in der psychopathischen Disposition der einzelnen charakteristische Züge zutage treten.

Diese Frage ist noch durchaus umstritten. Eine Minderzahl von Forschern — z. B. Th. Kirchhoff[1]), O. Dornblüth[2]) — nimmt an, daß „kein Ueberwiegen der Neigung irgend einer Rasse zum Irresein“ erwiesen sei. Auch E. Kraepelin[3]) äußert sich, „es sei schwer zu ermitteln, wie weit die Unterschiede nicht vielmehr durch die sozialen Unterschiede bedingt sind“. Eine andere — größere — Gruppe — es seien nur Buschan[4]), Näcke[5]), Tschisch[6]) genannt, — glaubt dennoch, daß die Rasse in genannter Richtung eine — allerdings schwer nachweisbare — Rolle spiele.

Diese Frage im Anschluß an die seither vorliegenden Veröffentlichungen, — soweit mir zugänglich, — zu untersuchen und am Ende zusammenfassend zu beurteilen, ist Aufgabe des Nachstehenden. Ich folge dabei aus Zweckmäßigkeitsgründen einer sehr groben Einteilung, indem ich die weiße, die gelbe, die schwarze Menschenrasse nacheinander bespreche. Sie beanspruchen, je nach dem Stande der uns bekannten Tatsachen, einen sehr verschiedenen Raum.

Weitaus am besten sind wir unterrichtet über

I. Die weiße Rasse[7]).

Diese Rasse zeichnet sich einerseits durch eine vorgeschrittene Zivilisation, andererseits durch einen hohen Prozentsatz geistiger Er-

[1]) Theodor Kirchhoff, Lehrbuch d. Psychiatrie.
[2]) Otto Dornblüth, Kompendium d. Psychiatrie.
[3]) E. Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie.
[4]) G. Buschan, Einfluß der Rasse auf die nervösen und geistigen Erkrankungen.
[5]) P. Näcke, als Referent in d. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie.
[6]) Tschisch (Dorpat) auf d. fünften internation. Kongreß f. Kriminal-Anthropologie. Amsterdam. 9.—14. 11. 01.
[7]) Außer amtlichen Tabellen, vergl. insbesondere: Buschan, Rasse u. Geisteskrankheit. Vortrag auf der Jahresversammlung des Vereins deutscher Irrenärzte.

Digitized by Google

krankungen aus. Die letzteren verteilen sich derart, daß der skandinavisch-germanische Typus mehr zu Erkrankungen depressiver Art, der keltisch-iberisch-ligurische mehr zu exaltierten Formen neigt. Dieser Unterschied drückt sich auch in den Selbstmordziffern aus. Hierin steht Deutschland mit 2,71 Selbstmorden (jährlich) auf 10000 Menschen obenan. (Innerhalb Deutschlands hat das Königreich Sachsen die Höchstzahl.) Es folgen dann, ziffernmäßig geordnet, Dänemark mit 2,58 : 10000, Schweiz mit 2,30 : 10000, Frankreich mit 1,87 : 10000, Oesterreich mit 1,63 : 10000, Finnland mit 1,25 : 10000, Schweden mit 0,90 : 10000, England mit 0,76 : 10000, Norwegen mit 0,70 : 10000, Holland mit 0,52 : 10000, Italien mit 0,46 : 10000, Spanien mit 0,35 : 10000. Die germanische Rasse in ihren verschiedenen Abstufungen ist also ganz besonders bevorzugt, und auch in den gemischtrassigen Ländern, wie Oesterreich, Frankreich, England, weisen die Teile höhere Ziffern auf, welche einen höheren Prozentsatz germanischen Blutes besitzen (der Süden Englands, der Norden Frankreichs). Slawische Blutmischung drückt die Neigung zum Selbstmord herab. Die Prozentzahl in unseren östlichen Provinzen ist wesentlich niedriger.

Interessant ist die Tatsache, daß in Preußen die Protestanten verhältnismäßig das größte Selbstmörderkontingent stellen. Es folgen die Katholiken, dann die Juden. (Bezüglich der geistigen Erkrankungen stehen umgekehrt die letzteren obenan[1].) Einen sicheren Rückschluß auf eine etwa durch das Religionsbekenntnis geschaffene Disposition kann man hieraus jedoch nicht ziehen. Denn in dem urkatholischen Oesterreich ist die Allgemeinziffer größer als z. B. in unserer katholischen Rheinprovinz, und in einzelnen Provinzen (wie Nieder-Oesterreich) sogar wesentlich höher!

Es dürfte vielmehr ein anderer Punkt verantwortlich zu machen sein, nämlich die Höhe der Zivilisation, verbunden mit einem gewissen Druck äußerer Verhältnisse. Die Zivilisation an sich wirkt ja bereits als Belastung der Psyche. Die so schwer von Selbstmord heimgesuchte Provinz Sachsen hatte lange Zeit hindurch unter den neu eingestellten Rekruten die wenigsten Analphabeten, während östliche (slawisch bevölkerte) Regierungsbezirke wie Marienwerder, Bromberg, Posen die meisten aufwiesen.

Am gewaltigsten aber wachsen die Ziffern da an, wo Zivilisation und Militarismus zusammentreffen, in den Armeen der Kulturstaaten. Das IV. (sächsische) Korps hat ein Selbstmordverhältnis von 9,13 : 10000, während das Durchschnittsverhältnis für das deutsche

---

Dresden 21.—22. 9. 1894. — Masarys, Th. Garr. Dr., Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation. Wien 1881. — Ogl, Der Selbstmord in England. Ann. méd.-psychol. Sept. 1884. — Flendert, Statistik der Selbstmorde in Mexiko. — Die Selbstmorde in Bayern. Gen.-Bericht d. San.-Verw. i. Kgr. Bayern. XVII. Bd. — Soquet, Der Selbstmord i. Frankreich 1827—80. Ann. méd.-psychol. Juli, Sept., Nov. und 1890 Jan. u. März. — Steenberg, Aperçu statistique sur les aliénés et les institutions psychiatriques de la Scandinavie. Kopenhagen 1884.

[1]) So auch in anderen Ländern. In Italien kamen z. B. 1880 auf 1000 Juden 3,361 Geisteskranke, auf 1000 Protestanten 0,838 Geisteskranke und auf 1000 Katholiken 0,784 Geisteskranke. — Vergl. A. Verga, Zähl. d. Geisteskr. in Anstalten u. Hospitälern Italiens. Arch. ital. p. l. mal. nerv. XXVII. 3. 4.

Digitized by Google

Heer jährlich nur (!) 6,33 : 10000 beträgt. Erwähnt seien auch die Zahlen für

die	österreichische	Armee	mit	12,53 (!)
„	italienische	„	„	4,7
„	französische	„	„	3,33
„	belgische	„	„	2,44
„	englische	„	„	2,09

: 10000.

Sehr bemerkenswert ist übrigens, daß in allen Staaten, welche Militär unterhalten, dieses unter allen Berufen die meisten Selbstmörder stellt. Das gilt so gut für die preußisch-deutsche Armee mit ihrer straffen Manneszucht, wie für die wenig kriegerische Landmacht Englands oder Mexikos.

Alles in allem läßt sich also wohl sagen: der Selbstmord steht im Verhältnis zur Zunahme der Zivilisation mit ihrem immens gesteigerten Konkurrenzkampf, mit ihren zahlreichen Unausgeglichenheiten in Beruf, Erziehung und Entwicklung der Individuen; zugleich im Verhältnis zur Abnahme der Analphabeten! Diese Zivilisation ist aber — nach neueren Forschungen — durchaus von der Rasse abhängig; und indem die Zunahme der Selbstmorde zugleich die Höhe der ersteren dokumentiert, wird der Ruhm einer Rasse zugleich ihr Verderben.

Die Zivilisation gleicht einer elektrischen Ladung von ungeheuerer Spannung. Wer diese Spannung nicht zu ertragen vermag, ihr nicht gewachsen ist, erkrankt psychisch, wird kriminell oder — endet durch Selbstmord. Der letztere Ausweg, der den Betroffenen — unter Schonung des sozialen Organismus — die Waffe gegen sich selbst kehren läßt, ist von Lacassagne, Soquet und anderen mit Recht als Beweis für „eine fortschreitende Milderung der Sitten" gedeutet worden; sintemal es nachgewiesen ist, daß mit einer Vermehrung der Selbstmorde eine relative Verminderung der gewöhnlichen Verbrechen Hand in Hand geht[1]).

Es ist nach dem Gesagten nicht weiter verwunderlich, daß die meisten Selbstmörder dem männlichen Geschlechte angehören, welches den Freuden wie Gefahren einer hochgespannten Zivilisation am meisten ausgesetzt ist. Dieses Versagen der Anpassungskraft suchte bisher besonders die höheren Lebensjahrzehnte heim (das Alter zwischen 50 und 60 ist sehr bevorzugt!), was für die relative Lebenskraft unserer Rasse nur günstig gedeutet werden kann. Zu Befürchtungen ernsterer Art geben erst die in neuester Zeit auffällig um sich greifenden Kinderselbstmorde Anlaß, auf welche zahlenmäßig aufmerksam gemacht zu haben A. Eulenburgs[2]) Verdienst ist. Die Jugend verkörpert die Zukunft unserer Rasse. Wenn sie sich physisch und psychisch unfähig erweist, die Güter unserer Kultur in sich zu verarbeiten und weiterzutragen, so muß uns dies schwere Zweifel erwecken, wenn nicht

[1]) Auch für Italien ist dies nachgewiesen. In Süd-Italien gibt es mehr Verbrechen und weniger Irrsinn als im Norden. Vergl. Penta, La patria (razza) come dato etiologico generale della pazzia e della criminalità. Riv. mensile di psich. For.

[2]) A. Eulenburg (Berlin), Die Kinderselbstmorde in Preußen. Vortrag, gehalten 1904 in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin.

Digitized by Google

am Werte dieser Güter selbst, so doch — an der Art, wie wir sie unserem Nachwuchs übermitteln, d. h. an den Formen unserer Erziehung!

Jedenfalls ist, — nach allem, — der Selbstmord ein Hauptstigma unserer Zivilisation, und seine Zunahme in den neueren Zeitläuften ist zahlenmäßig nachgewiesen. Ueber seine individuelle Begründung im einzelnen sind wir weniger gut unterrichtet, und nur das eine ist sicher: daß er unter allen Umständen als Ausfluß einer krankhaften Geistesverfassung anzusehen ist. Die Zunahme der krankhaften Gemütszustände, der Geisteskrankheiten, ist ja überhaupt ein Lieblingsschlagwort unserer Zeit. In Wahrheit jedoch steht diese Ansicht, wenigstens in ihrer extremen Form, noch auf recht unsicheren Füßen. Die steigenden Aufnahmeziffern der Irrenanstalten sind vielmehr darauf zurückzuführen, daß einerseits die moderne Psychiatrie die Diagnose „Geisteskrankheit" viel schärfer zu stellen gelernt hat, und daß daher weit mehr Individuen unter diesen Begriff fallen als früher; daß andererseits das festgewurzelte Vorurteil gegen die Irrenanstalten zu verblassen beginnt, und daher den Aerzten viele Fälle präsentiert werden, welche man ihnen früher — aus Familien- oder anderen sozialen Gründen — ängstlich entzog.

In den Kulturstaaten der weißen Rasse kommen im Durchschnitt 1—3 Geisteskranke auf 1000 Einwohner. Rußland und Italien haben geringe, Frankreich und die germanischen Länder höhere Ziffern; besonders hohe hat Irland (etwa 4,5 : 1000!). In vielen weißrassigen Ländern treten die durch Alkoholismus und Syphilis direkt oder indirekt bedingten Affektionen sehr in den Vordergrund. Doch darf die Rolle des äußeren Druckes nicht unterschätzt werden, welcher erst die Geister mürbe und reif für die Erkrankung macht. Dieser Druck kann in sozialen Notständen, in Klassenkämpfen oder auch Kriegen bestehen. Daß Kriege die Zahl der Geisteskranken — wenn auch nicht sehr — erhöhen, wurde erst jetzt durch den Krieg in Ostasien aufs neue bewiesen; und daß soziale Mißstände — auch ohne Alkoholismus — genügen, um einen hohen Prozentsatz Geisteskranker zu erzielen, erhellt aus der hohen Ziffer in Montenegro, allwo das Alkohollaster etwas ganz Unbekanntes sein soll[1]). Ebenso ist die erstaunliche Zahl der sibirischen Geisteskranken zu verstehen — (das Verhältnis ist 1 : 224 oder 4,4 : 1000!)[2]). Hier wirken eine ganze Reihe von Momenten zusammen. Es wurden — nach dem bisherigen Regime — nicht nur viele Angehörige der russischen „Intelligenz", die sich mißliebig gemacht, also jedenfalls kultivierte Elemente, nach Sibirien abgeschoben, sondern auch zahlreiche wirklich untaugliche, abnorme Menschen, Verbrecher und Geisteskranke. Dazu kommt die ungeheuere Verbreitung des Alkoholismus, welche um so verderblicher wirkt, als der Branntwein dort besonders fuselhaltig und schlecht sein soll.

Um einen Ueberblick über die Verteilung der bei uns vorkommenden Geisteskrankheiten in verschiedenen Jahrzehnten zu geben, seien

[1]) Vergl. P. Miljanitsch, Die Geisteskranken, Taubstummen, Epileptischen und Blinden in Montenegro. Belgrad 1891.
[2]) Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. 1899. S. 865.

Digitized by Google

die Prozentzahlen der preußischen Staats-Irrenanstalten von 1875 und 1896 hierher gesetzt:

	1875		1896	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich
Einfache Seelenstörung	51,93	80,54	45,79	71,00
Paralyse (auch Lähmungsirrsinn oder Gehirnerweichung)	15,34	3,88	18,39	7,62
Seelenstörung mit Epilepsie	6,40	5,80	9,47	8,75
Imbecillität, Idiotie, Kretinismus	8,97	8,55	10,77	10,18
Säuferwahnsinn	17,20	1,18	12,94	1,00

Es ist aus dieser Zusammenstellung ein Rückgang der einfachen Seelenstörungen und des Säuferwahnsinns deutlich ersichtlich. Eine Zunahme dagegen seitens der Paralyse, Epilepsie und der Schwachsinnsformen. Bezüglich des Alkoholismus muß indessen bemerkt werden, daß seine scheinbare Abnahme sich lediglich auf die durch ihn verursachten ausgesprochenen Geisteskrankheiten bezieht. Für seine leichteren Formen, welche dem sozialen Rahmen noch eingefügt bleiben, ist sogar eine starke Zunahme zahlenmäßig nachgewiesen. Die Paralyse, jene verderblichste aller Geisteskrankheiten, findet sich besonders häufig da, wo das soziale Leben am stärksten fluktuiert, und wo der Kampf ums Dasein seinen schärfsten Charakter annimmt, — nämlich in den Großstädten. Eine starke Disposition zu diesem Leiden soll — nach der Anschauung vieler — durch die Syphilis geschaffen werden; und auch sie hat in den großen Städten ihre weiteste Verbreitung. Wo diese Fluktuation weniger lebhaft ist, wie z. B. auf dem Lande, und wo die Leute besonders weit entfernt voneinander wohnen, wie z. B. auf Island[1]), da schrumpft die Zahl der mit diesem Leiden Behafteten ganz erheblich zusammen. Daß die Paralyse vorzugsweise Männer befällt, ist — nach dem oben Gesagten — verständlich, und zwar will man neuerdings bemerkt haben, daß auch die berufliche Beschäftigung einen Einfluß ausübt: es sind in erster Linie die geistigen Arbeiter, die Angehörigen der höheren Stände, deren Psyche eine verminderte Widerstandsfähigkeit besitzt.

Ganz besonders pflegt sich der Kampf ums Dasein in den Ländern zu verschärfen, welche einer starken Einwanderung ausgesetzt sind, wie z. B. Nordamerika[2]). Wie dort die von Jahr zu Jahr sich erschwerenden Existenzbedingungen auch den Prozentsatz der Geisteskranken beeinflußten, ergibt sich aus folgendem. Nach den Hospitalberichten kam in den Vereinigten Staaten[3])

ein Geisteskranker { 1870 auf 2346 Einwohner
1880 „ 1216 „
1890 „ 545 „
1900 „ 444 „

Somit hat die wachsende Zivilisation in Nordamerika die gleichen pathologischen Verhältnisse nach sich gezogen, wie in Europa. Der

[1]) Ehlers, Syphilis und Dementia paralytica auf Island. Ugeskr. for Läger. 1—41. (Deutsche Medizinal-Ztg. 1896.)

[2]) Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten betrug Juli 1904 bis Juni 1905 (einschließlich) fast eine Million.

[3]) Hack Tuke, The insane in the united states and Canada. London 1885. H. L. Lewis. — Rollin H. Burr, The fluctuation of insanity in Connecticut. The amer. Journ. of insanity. Bd. 60, No. 2.

Digitized by Google

dort ganz besonders unerbittliche Konkurrenzkampf dürfte auch daran schuld sein, daß, — wie Pratt nachgewiesen hat[1]), — ein bedeutend größerer Teil der Einwanderer psychisch erkrankt, verarmt und Verbrechen begeht, als der der Eingeborenen. Wenn ein Achtel der Einwohner eingewandert sind, so stellen diese Einwanderer den dritten Teil der Irren, der Landarmen und der Verbrecher! Ja, auch von den in Amerika geborenen Kindern der Einwanderer wird ein viel größerer Teil geisteskrank, als von den Kindern der Einheimischen. Diese Tatsache ist, — so meint Pratt, — darauf zurückzuführen, daß „defekte Menschen aller Art" aus Europa einwandern und nach Amerika geschickt werden, um das Mutterland von ihnen zu befreien. Meines Erachtens wird aber auch der oft so jähe Uebergang von den einfachen Verhältnissen der Heimat zu den komplizierteren der Union mitbeteiligt sein. Dazu kommen die schweren Gemütseindrücke des Abschiednehmens, das Heimweh, massenhafte Enttäuschungen und die mit jeder Ueberwanderung verbundene „Umkrempelung" der ganzen Persönlichkeit.

Auch verhalten sich die einzelnen Nationen ganz verschieden[2]). Die Irländer liefern, wie in der Heimat, so auch hier die verhältnismäßig größte Zahl von Geisteskranken. Die Engländer, Deutschen, Schweden verhalten sich in sehr abgeschwächtem Grade umgekehrt wie ihre Heimatländer. Russen und Italiener haben niedrige Zahlen.

Ganz ähnlich ist die Sachlage in Australien, wo gleichfalls die Zuwanderer einen größeren Prozentsatz Geisteskranker aufweisen als die Ansässigen. Auch hier sind es Irländer, welche mit der ungeheueren Verhältniszahl von 13,67 : 1000 weitaus obenan stehen (fast 1 ½ pCt.!!)[3]). Die weiße Bevölkerung der Kapkolonie hat — vorläufig — noch einen geringen Verhältnissatz (1,2 : 1000)[4]). Die zunehmende Zivilisation wird auch hier — nach sicherer Voraussicht — ungünstig einwirken.

In Indien und Persien ist es gerade so[5]).

Einer gesonderten Besprechung bedarf die weiße Allerweltsrasse der Juden[6]). Sie gehören — das unterliegt keinem Zweifel, — im ganzen betrachtet, zu den begabtesten Rassen der Welt. Vermöge des ihnen aufgedrungenen intensiven Kampfes ums Dasein haben sie äußerst widerstandsfähige Typen herangezüchtet, in denen sich Intelligenz mit Rasseneigenart vereinigt. Die von ihnen absichtlich sehr bevorzugte Inzucht setzt sie indessen auch den mit konsanguinen Ehen untrennbar verbundenen Gefahren bezüglich körperlicher und geistiger Gesunderhaltung in höherem Grade aus als andere Rassen. Sie verfallen geistigen Erkrankungen vier- bis sechsmal häufiger als der Durchschnitt der Kulturnationen, in deren Mitte sie leben. Unter den Krankheitsursachen spielen geschlechtliche Ausschweifungen und

[1]) Dr. Pratt, Proceedings of the assoc. of med. super. of amer. Institute for the insane. Amer. Journ. of ins.

[2]) Vergl. Rollin H. Burr, wie oben.

[3]) Manning, Vortrag auf d. Interkolonial. Kongr. in Melbourne. 11. 1. 88. The journ. of ment. science. Juli — Roß, Statistik der Geisteskrankh. in Neu-Süd-Wales, mit Beziehung auf den Zensus von 1891. Americ. journ. of insanity. Juli.

[4]) Greenlees, Duncan, siehe weiter unten.

[5]) Mc. Dowall, Die Geisteskrankheiten in Indien u. ihre Behandlung. Journ. of ment sc. Okt. 1898.

[6]) C. F. Beadles, The insane jew. Journ. of ment. science. Okt. 1900.

Digitized by Google

Lebensnot eine besonders große, Alkoholismus eine geringe Rolle. Minderwertigkeit und Perversion findet sich häufig in der Jugend, ja, bereits die Kinder leiden oft an hochgradiger Neurasthenie. Letztere ist überhaupt unter den Juden sehr verbreitet, insbesondere beim männlichen Geschlecht, während das weibliche mehr zur Hysterie neigt[1]). Durchschnittlich erkranken die Männer mit 37, die Frauen mit 36 Jahren, während das Durchschnittsalter psychischer Erkrankung sonst = 43 Jahre ist! Epilepsie ist selten. Dagegen nimmt die Paralyse einen höheren Prozentsatz ein als bei der anderen Bevölkerung (etwa 21 v. H. sämtlicher jüdischer Anstaltsaufnahmen, gegen 10—13 v. H. der anderen). Merkwürdigerweise stellen die Frauen das größere Krankheitskontingent[2]). Nach den Untersuchungen von A. Pilcz[3]) ist auch zur Verrücktheit (Paranoia) eine erhöhte Neigung vorhanden, was um so bemerkenswerter ist, als diese Affektion allermeist auf degenerativer Grundlage entsteht.

Im Gegensatz zu den Juden zeigen die reinen Angehörigen der semitisch-hamitischen Rasse diese hohe Krankheitsziffer nicht. So die Aegypter, Araber, Abessinier[4]). Aus Zweckmäßigkeitsgründen sei über sie an dieser Stelle berichtet.

Ueber die Araber verdanken wir Meilhou[5]) ausführlichere Angaben. Im allgemeinen sind Geisteskrankheiten, wie gesagt, bei ihnen selten. Bei den Mohammedanern Algiers z. B. ist das Verhältnis der Kranken zu den Gesunden 134 mal günstiger als in Frankreich. Insbesondere erkranken (— im Gegensatz zu den Juden —) die Frauen sehr selten. Ein Viertel aller Fälle ist auf Alkoholismus zurückzuführen, obwohl der Alkohol erst seit 1880 eine Rolle spielt. Die Hälfte aller Kranken sollen an Exaltationszuständen („manie") leiden. Erblichkeit und Syphilis sind gewichtige Faktoren. Ein hervorstehender Zug der Kranken ist die Neigung zur Gewalttätigkeit, und, wie bei den Juden, so sind auch hier sexuelle Perversionen recht häufig. Selbstmorde gehören zu den Ausnahmen. Auch die Paralyse ist selten. Von der — sehr häufigen — Epilepsie sollen besonders die gefährlichen Erscheinungsformen vorwiegen. Schwachsinnige und Idioten gibt es gleichfalls, und zwar werden sie von den Arabern besonders respektiert.

Die der arabischen Bevölkerung Algiers beigemischten Kabylen neigen mehr zu melancholischen Erkrankungen und stellen einen geringeren Prozentsatz Alkoholiker:

In Abessinien[6]) fällt vor allem die Häufigkeit der Syphilis auf, an welcher nicht weniger als 80 v. H. der Bevölkerung leiden oder gelitten haben sollen. Die Krankheit wird denn auch dortzulande unumwunden „unsere Krankheit" genannt; und es ist merkwürdig genug, daß die zu ihr neuerdings so oft in Beziehung gebrachte Paralyse auch nicht ein einziges Mal zur Beobachtung gelangte; ebenso ist

[1]) Auch dem Kulturvolk der Franzosen sagt man, worauf hier hingewiesen sei, eine erhöhte Neigung zur Hysterie nach.
[2]) Vergl. Buschan.
[3]) A. Pilcz, Sur les psychoses chez les Juifs. 1902.
[4]) Gleiches wie für die Juden gilt für die alten Hebräer und Phönizier.
[5]) Meilhou, L'aliénation mentale chez les arabes. Ann. méd.-psych. 1896. Bd. 3 und 4.
[6]) Holzinger, Ueber Nervenkrankheiten in Abessinien. Vortrag in St. Petersburg 27. 2. 97, auch Psychiatr. Wochenschr. 1900, No. 51—52.

Digitized by Google

Neurasthenie völlig unbekannt. Die schnellebigen Europäer wurden von den Eingeborenen als Leute bezeichnet, „die morgen sterben wollen". Die Rückenmarkslähmung (Tabes), welche gleichfalls zur Syphilis in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis stehen soll, bezeichnet Holzinger als äußerst selten (auch bei den Juden soll sie angeblich nicht häufig sein). Hysterie kommt vor. Den weitaus größten Raum aber nimmt die Epilepsie ein.

II. Die gelbe Rasse.

Hier stehen augenblicklich die Japaner sehr im Vordergrund des Interesses. Bei ihnen kommen Geisteskrankheiten seit alter Zeit vor. Etwa die Hälfte der in Tokio beobachteten Fälle gehört — nach S. Kure[1]) — den jugendlichen Verblödungsformen an, in welchen sich eine hochgradige erbliche Belastung ausdrückt. Auch das sogenannte manisch-depressive Irresein und die Paralyse sind mit hohen Ziffern vertreten (16 und 13 v. H.). Epilepsie ist mäßig häufig. Alkoholismus spielt nicht die Rolle wie in Europa. Von Interesse ist, daß die Paralyse von jeher in Japan bekannt war[2]). Die letzten Jahrzehnte, mit ihren ungeheueren Umwälzungen im sozialen Leben, mit ihren gesteigerten Anforderungen an die geistige Anpassungsfähigkeit des Einzelnen, haben offenbar eine Zunahme dieser schweren Geistesstörung mit sich geführt, analog den Zuständen bei europäischen Kulturvölkern. Selbstmord gehörte in den 80er Jahren zu den Seltenheiten. Das Verhältnis war 1880 = 1:9490, 1884 = 1:8000.

Ob sich hier neuerdings die Sachlage verschoben hat, ist mir — mangels jeglicher Zahlen — nicht bekannt.

Wie Japans höhere Kultur ursprünglich aus China gekommen ist, so könnten — der Stammverwandtschaft entsprechend — auch die Formen geistiger Erkrankung beider Völker in Parallele gesetzt werden. In der Tat ist man ziemlich übereinstimmend der Ansicht, daß die Chinesen ebensowenig ihre besonderen Krankheitsformen haben, wie die Japaner. Ihre Geisteskranken kommen den europäischen Fremden nur sehr wenig zu Gesicht, und diesem Umstand allein verdankt die Meinung ihre Entstehung, Geisteskrankheit sei in China etwas Seltenes. —

Ueber die Malaien ist uns besonders von Kraepelin[3]), van Brero[4]), Forbes[5]) Genaueres mitgeteilt.

Wie bei allen primitiven Rassen ist auch bei ihnen die Epilepsie sehr häufig. (Als epileptisch ist auch das berüchtigte „Amoklaufen" aufzufassen!) Ebenso, ähnlich den japanischen Verhältnissen, die jugendlichen Verblödungsformen. Es fehlt dagegen gänzlich

[1]) Prof. S. Kure, 19. Jahresbericht d. Städt. Irrenanstalt Tokyo-fu-Sugamo-Byoin f. 1902.

[2]) Dr. Hasimé Sakaky (Tokio), „Ueber das Irrenwesen in Japan". Vortrag in der 51. ordentl. Versammlung des Psychiatr. Vereins zu Berlin. 15. 12. 1884.

[3]) E. Kraepelin, Vortrag auf d. zweiten Jahresversammlung d. Vereins bayerischer Psychiater. Ansbach 24. 5. 04.

[4]) P. C. Z. van Brero, Ueber d. sog. Latah, eine in Niederländ.-Ostindien vorkommende Neurose. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. Derselbe: Einige Bemerkungen über die Geisteskrankheiten des malaiischen Archipels. 1897. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie.

[5]) Daheim. 1886. No. 12. Beilage.

Digitized by Google

die Paralyse, wobei zu bemerken ist, daß die Syphilis gar nicht so selten vorkommt. Alkoholismus dagegen ist fast völlig unbekannt[1]).

Ein den Malaien eigentümliches Leiden ist die sogenannte „Latah"-krankheit, welche exquisit erblich ist, fast ausschließlich Weiber befällt und in einer krankhaften Nachahmungssucht für Worte und Gebärden besteht. Uebrigens soll, — wie van Brero angibt, — auch in Lappland und in einzelnen Teilen Sibiriens ein analoges Leiden vorkommen.

Den tiefstehenden mongolischen Stämmen der Samojeden, Ostjaken usw. wird eine erhöhte Neigung zu krankhaften Wutanfällen nachgesagt. Der Alkohol soll bei ihnen weit häufiger Epilepsie hervorrufen als andere Störungen (z. B. Delirium). Letzteres gilt auch für die Rothäute Nordamerikas. Im übrigen finden sich bei diesen, — soweit sie noch urwüchsig sind, — nur sehr wenig Geisteskranke[2]).

Der bei den Völkern des Orients so häufige Opiumgenuß soll wenig geistige Störungen im Gefolge haben. Anders der chronische Haschischmißbrauch. Er ist die Veranlassung zahlreicher unheilbarer Verblödungen.

Hatten wir es bei dem Kern der weißen und gelben Rasse mit Kulturvölkern verschiedener Valenz zu tun, so ist das nicht der Fall bei den nun noch übrig bleibenden Menschengruppen. Es handelt sich um

III. Die dunkelfarbige Rasse.

Der Erdteil, den sie vorzugsweise bewohnt, ist Afrika. Unter ihren noch wild lebenden Stämmen sollen nach dem Zeugnis von Reisenden und Eingeborenen Geistesstörungen fast unbekannt sein[3]). Daß sie jedoch überhaupt bei ihnen vorkommen, ist ganz sicher. So teilt beispielsweise Schweinfurth[4]) mit, daß bei den Bongonegern erregte Geisteskranke an Händen und Füßen gefesselt und im Flusse von gewandten Schwimmern gehörig untergetaucht werden, und Ratzel[5]) berichtet in seiner „Völkerkunde", im Anschluß an Buchner, daß bei den Bergdamara ziemlich viele an „temporärem Wahnsinn leiden, der gewöhnlich drei bis vier Tage anhält". Selbstmord ist fast (!) unbekannt. Viele, besonders Frauen und Mädchen, haben Anfälle von Epilepsie. Nach Buschan kommt auch Idiotie und Hysterie ziemlich häufig bei der urwüchsigen schwarzen Rasse vor. —

Anders wird das Bild, sobald der Neger mehr oder weniger innig mit der Kultur in Berührung kommt. Die Hottentotten, welche in Afrika dieser Berührung wohl am längsten ausgesetzt sind, boten 1895 sogar eine größere Erkrankungsziffer als die Weißen der Kapkolonie[6]). Das Verhältnis betrug bei letzteren = 1,2 : 1000, bei den Hottentotten = 1,6 : 1000 (!), bei den Kaffern und Beschuanen = 0,4 : 1000.

Die letztgenannte Zahl ist darin begründet, daß sich die Kaffern noch in einem wilden oder halbwilden Zustande befinden. Was die Form der Störung selbst angeht, so war nach einer Statistik des

[1]) Speziell die westlichen Maduresen sollen eine Ausnahme machen.
[2]) Vergl. Buschan.
[3]) Babcock, The colored insane. (The alienist and Neurologist. 1905. Okt.)
[4]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika.
[5]) Ratzel, Völkerkunde. Leipzig. 1885.
[6]) Greenlees, Duncan, A contribution to the statistics of insanity in cap colony. The americ. journ. of insanity. April 1895.

Digitized by Google

Asyls vom Kap der guten Hoffnung[1]) bei Kaffern und Hottentotten weitaus überwiegend die Manie (76 v. H.). Epilepsie war mit 5, Blödsinn mit 11 v. H. vertreten. Auch bei den Negern Brasiliens herrschen die genannten Formen durchaus vor[2]).

In ganz gleicher Weise ist diese Zunahme der Geistesstörung für die Neger Nordamerikas erwiesen[3]). Hier liegt geradezu ein Schulfall vor. Vor dem Emanzipationskriege von 1861—65 gab es unter ihnen nur Idioten und Epileptiker, keine eigentlichen Geisteskranken. Diese stellten sich erst in den darauffolgenden Jahren der Freiheit ein, und ihre Zahl wuchs ununterbrochen, bis sie den entsprechenden Verhältnissen unter der weißen Bevölkerung nichts nachgab. Auch die Formen der Erkrankung sollen augenblicklich — nach Witmer — unter gleichen kulturellen Verhältnissen bei beiden Rassen keinen Unterschied mehr aufweisen; wobei von Interesse ist, daß ein Gleiches auch für die Lungenschwindsucht gilt. Auch sie war vor dem Sklavenkrieg unter den Schwarzen nicht bekannt, während sie dieselben jetzt im selben Maße befällt, wie die weiße Bevölkerung. Nur Selbstmordversuche sollen vorläufig unter den Negern viel seltener sein. Ebenso spielt die Erblichkeit bei ihnen noch keineswegs die Rolle wie bei den Weißen, was ja — in Anbetracht der erst jungerworbenen Freiheit — nicht wunder nehmen kann.

Dieser verderbliche Einfluß der Kultur beschränkt sich nicht allein auf die Neger. Er ist in allen Weltteilen der gleiche. Sowohl die Eingeborenen Australiens[4]), als auch die Melanesier und Negritos[5]) mußten ihre Bekanntschaft mit den andersfarbigen Trägern der Kultur durch eine — nachgewiesene — Zunahme der Geisteskrankheiten schwer büßen. Wir kennen keine einzige Rasse auf dieser Erde, welche die Freuden der Zivilisation nicht mit einem Teil ihrer geistigen Gesundheit teuer bezahlen mußte.

Fassen wir den Kern aller dieser Erörterungen in wenigen Sätzen kurz noch einmal zusammen, so finden wir:

I. Die Neigung zur geistigen Erkrankung im allgemeinen hängt anscheinend weniger von der Eigenart einer Rasse ab, als von der Art und Intensität ihrer Kultur und den mit dieser vorläufig innig verbundenen Mißständen: Mit zunehmender Kultur wächst auch die Disposition zur Geistesstörung.

II. Die Form der geistigen Erkrankung wird durch die Rasse beeinflußt, jedoch in sehr geringem Grade. Dieser Unterschied der Rassen drückt sich mehr in der prozentualen Verteilung der Affektionen, als in der Neigung zu besonderen Krankheitstypen aus.

III. Je weniger kompliziert die Kulturverhältnisse sind, um so einfacher und weniger zahlreich sind auch die Formen der Geistes-

---

[1]) Wiedergegeben von Lombroso.

[2]) Dr. Franco da Rocha, Direktor der Irrenanstalt in Sao-Paolo, Brasilien. Bemerkungen über das Vorkommen des Irreseins bei den Negern. Allg. Zeitschr. für Psychiatrie 1898.

[3]) A. H. Witmer, Geisteskrankheiten bei d. farbigen Rasse in d. Vereinigten Staaten. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. Bd. 47. H. 5. — Powell, Psychiatry in the southern states. Amer. journ. of insanity, Juni 1897. — Buchanan, Geistesstörung b. d. schwarzen Rasse. Annal. méd.-psychol. 44. Jahrg. No. 3.

[4]) Vergl. Manning, wie oben.

[5]) Vergl. Buschan.

Digitized by Google

störung. Es gibt gewisse Primitivformen: Epilepsie, bestimmte Exaltationszustände und Schwachsinnsformen verschiedenen Grades. Zeichen vorgeschrittener Kultur dagegen sind besonders die periodischen Psychosen, die Verrücktheit und vor allem die Paralyse. Einer sehr hochgradigen Kulturspannung entspricht ein starker Anstieg der Selbstmordziffer.

Ueber Nietzsches Polentum.

Bernard Scharlitt.

In der deutschen Pastorenfamilie, der Friedrich Nietzsche entstammte, erbte sich merkwürdigerweise eine Familientradition fort, die besagte, daß die Nietzsches polnischer Herkunft und zwar die Nachkommen eines alten polnischen Adelsgeschlechtes seien.

Von der Richtigkeit dieser Tradition ist der Philosoph zeitlebens um so mehr überzeugt gewesen, als er, von frühester Jugend auf, sich des in seinem eigenen Wesen enthaltenen polnischen Elementes immer deutlicher bewußt wurde, wie dies aus seinen autobiographischen Aufzeichnungen sowie aus seinem Briefwechsel erhellt, wo wir Nietzsche nicht nur seine polnische Abkunft immer wieder hervorheben, sondern sich geradewegs als Polen oder Halbdeutschen bezeichnen sehen.

Ist es nun schon an und für sich etwas ganz Ungewöhnliches, wenn ein deutscher Denker einen so starken Akzent auf sein Nicht-Deutschtum legt, so gewinnt das auffallende Betonen seiner polnischen Abstammung bei Nietzsche eine um so größere Bedeutung, weil es nichts Geringeres als den uns gewissermaßen vom Philosophen selbst gereichten Schlüssel darstellt, zum Problematischen und Inkommensurablen in seiner Persönlichkeit und seiner Weltanschauung durchzudringen.

Zieht man nämlich diesen einzigartigen Denker unter dem Gesichtswinkel seiner polnischen Abstammung in Betracht, die — was von vornherein hervorgehoben werden muß, dank unserer bezüglichen Nachforschungen in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise festgestellt ist — so gelangt man, wie wir dies hier des näheren darlegen wollen, zur Ueberzeugung, daß sowohl die Persönlichkeit Friedrich Nietzsches, als auch seine Weltanschauung im letzten Grunde unverkennbar polnisches Gepräge zeigen und daher erst unter Bezugnahme auf diese Tatsache richtig erfaßt werden können.

Wir werden hier nun vor allem jene Momente aufzeigen, aus welchen die polnische Herkunft Nietzsches in unzweifelhafter Weise hervorgeht, um sodann das polnische Element in Nietzsches Wesen einerseits, andererseits aber in seiner Philosophie nachzuweisen.

Der eingangs erwähnten Familientradition zufolge soll der polnische Ahnherr der Nietzsches ein Edelmann gewesen sein, der wegen Teilnahme an einer religiösen Verschwörung aus Polen nach Deutschland hatte flüchten müssen.

Von diesem Edelmanne berichtet nun Frau Elisabeth Förster-Nietzsche im ersten Bande der Biographie ihres Bruders, daß er „Graf Niëtzky“ geheißen habe; eine Mitteilung, die mich als Polen sofort

Digitized by Google

stutzig machte und in mir gleichzeitig Zweifel an der Stichhältigkeit der Nietzscheschen Familientradition weckte, weil mir, wie jedem Polen, ein „Graf Niëtzky" sozusagen eine contradictio in adjecto bedeuten mußte. Denn fürs erste gab es im ehemaligen Polen überhaupt keine „Grafen", fürs andere ist ein polnischer Name in der Schreibweise „Niëtzky" einfach eine Unmöglichkeit.

Wie aber, wenn diese Familientradition der Nietzsches nur im Laufe der Zeit ein wenig entstellt worden ist? Wenn der polnische Ahnherr der Nietzsches in Wirklichkeit kein „Graf Niëtzky", sondern ein polnischer Edelmann Namens „Niecki" gewesen?

So fragten wir uns und forschten zunächst nach einer adeligen Familie des Namens Niecki; allein vergeblich. Denn ein solcher Name war in keinem einzigen unserer zahlreichen genealogischen Werke ausfindig zu machen.

Dagegen fanden wir in dem Werke des hervorragendsten polnischen Genealogen Niesiecki den Stammbaum eines adeligen Geschlechtes Namens „Nicki", das im siebzehnten Jahrhundert in der Wojewodschaft Plock gelebt hatte und ein Wappen, „Radwan" genannt, führte. (Die von den polnischen Adeligen geführten Wappen haben nämlich eine eigene Benennung, welch letztere gewöhnlich zwischen Vor- und Familiennamen gesetzt zu werden pflegt und zwar in der Weise, daß z. B. ein Nicki mit seinem vollen, sozusagen offiziellen Namen „Radwan-Nicki" hieß.) In den die Familie Nicki betreffenden Daten des genannten genealogischen Werkes fanden wir nun unter anderen folgenden Vermerk: „Gotard Nicki — 1632 — nach Preußen ausgewandert". Aus brieflichen Mitteilungen der Schwester Friedrich Nietzsches war es uns andererseits bekannt gewesen, daß die den Namen „Nietzsche" führende Ahnenreihe des Philosophen nur bis zu dessen Urgroßvater sich verfolgen lasse, einem im Jahre 1706 plötzlich in Bibra auftauchenden Christoph Nietzsche, der dortselbst das Amt eines Akzise-Inspektors bekleidete, von dem jedoch kein Lied, kein Wanderbuch meldet, woher er kam der Fahrt. Dessen geheimnisvolles plötzliches Auftauchen in Bibra wird durch die auffallende Tatsache in ein noch größeres Dunkel gehüllt, daß in den seine zahlreichen Kinder betreffenden Eintragungen im Kirchenbuche zu Bibra einerseits der Familienname der Mutter (bezw. Frau), Namens Margaretha Elisabeth, konstant verschwiegen bleibt, andererseits aber unter den Paten dieser Kinder kein einziger Anverwandter dieses Christoph Nietzsche genannt sei.

Wenn also, so sagten wir uns, die Nietzsches tatsächlich die Nachkommen jenes nach Preußen ausgewanderten Gotard Nicki sein sollten, von dem im Niesieckschen Werke die Rede ist, dann konnte wohl ein Zeitraum von 70 Jahren genügt haben, damit in deutschen Landen das polnische „Nicki" zu dem nichts weniger als „teutonisch" klingenden „Nietzsche" verballhornt werde.

Als ich nun von diesen meinen Nachforschungen und den aus ihnen gezogenen Schlüssen die Schwester Friedrich Nietzsches durch ein Schreiben in Kenntnis setzte, dem ich eine Kopie des Nickischen „Radwan"-Wappens beilegte, da kamen Tatsachen zutage, aus welchen in unzweifelhafter Weise hervorging, daß die Nietzsches die Nachkommen jenes polnischen Adelsgeschlechtes Namens Nicki sind.

Digitized by Google

In ihrem ausführlichen Antwortschreiben erklärte mir nämlich Frau Elisabeth Förster-Nietzsche zunächst, daß sie alle die polnische Herkunft der Nietzsches betreffenden Aufzeichnungen ihres Bruders, der Jahre hindurch mit der diese Abstammung besagenden Familientradition sich beschäftigt hatte und alle näheren Details genau kannte, noch einmal gründlich durchforscht und zu ihrem nicht geringen Erstaunen konstatiert habe, daß Friedrich Nietzsche immer ausdrücklich von einem polnischen Adelsgeschlechte Namens „Nicki" spricht, wodurch die in der Biographie angewandte Schreibweise „Nietzky" sich einzig und allein als ihr (der Schwester Nietzsches) Verschulden darstelle.

Nietzsche habe außerdem auch mündlich, einem Dr. Paneth gegenüber, mit dem er im Winter 1883—84 an der Riviera verkehrt hatte, nach einem von dem letzteren an seine damalige Braut gerichteten, nunmehr im Besitze der Frau Förster-Nietzsche befindlichen Schreiben, eine die polnische Abstammung betreffende Aeußerung getan, aus der zu ersehen sei, daß Nietzsche sogar die Bedeutung des polnischen Namens „Nicki" sehr genau kannte. Diese Aeußerung Nietzsches lautete nach dem Briefe des Dr. Paneth folgendermaßen: „Ich selbst bin Pole, mein eigentlicher Name ist Nicki, was mir große Freude macht, denn Nicki heißt im Polnischen: Vernichter, Nihilist, „der Geist, der stets verneint". Eine Erklärung, die jeder Pole als zutreffend bezeichnen muß, denn in der Tat heißt „nic" im Polnischen: nichts — nihil, Nicki somit „Nihilist", „Verneiner".

Weiters machte mir aber Frau Förster-Nietzsche die meine Nachforschungen mit einem Schlage als bedeutungsvoll erscheinen lassende Mitteilung des Inhaltes, daß sie, dank der ihr von mir zugesandten Kopie des Nickischen „Radwan"-Wappens, sich erst dessen bewußt geworden, seit Jahren ein Beweisobjekt in Händen gehabt zu haben, welches die Abstammung der Nietzsches von jenem polnischen Adelsgeschlechte Namens Nicki außer Frage stelle! Und zwar bestehe dasselbe in einem ein Familienerbstück bildenden Petschaft, dessen Bedeutung sowohl Friedrich Nietzsche als auch sie selbst sich niemals zu erklären vermochten. Als Pastorenkinder hätten sie dieses im Nachlasse ihres Vaters gefundene Petschaft anfänglich für ein Kirchensiegel gehalten und zwar aus dem Grunde, weil sich im Wappenbilde desselben ein Kreuz und eine Kirchenfahne befanden. Von ihrem Großvater mütterlicherseits, dem Pastor Oehler, hätten sie jedoch den Bescheid erhalten, daß dieses Petschaft ganz bestimmt kein Kirchensiegel wäre. Nunmehr sei das Rätsel auf die einfachste Weise gelöst, denn das auf diesem Petschaft befindliche Wappen sei eben — das „Radwan"-Wappen des polnischen Adelsgeschlechtes Nicki![1]).

* * *

Nachdem durch die hier vorgebrachten Tatsachen die polnische Abstammung der Nietzsches als zweifellos festgestellt gelten muß, will ich nunmehr das polnische Element in Friedrich Nietzsches Wesen sowohl, als auch in seiner Weltanschauung aufzeigen.

Verfolgen wir den Lebensgang Friedrich Nietzsches, wie er uns von seiner Schwester so liebevoll geschildert wird, so sehen wir das

[1]) Siehe auch Förster-Nietzsche: „Das Leben Frdr. Nietzsches", Seite 486.

Digitized by Google

polnische Element in Nietzsche von dessen frühester Jugend auf zum Vorscheine gelangen. So äußert sich dasselbe schon beim Knaben, und zwar einesteils in seiner musikalischen Empfindungsweise, anderenteils aber in seiner, in diesem jugendlichen Alter bereits auffallend stark entwickelten Liebe zum Polentume.

Bekanntlich zeigte sich bei Nietzsche von frühester Kindheit an eine ungewöhnliche musikalische Begabung, die sich auch in musikschöpferischer Form kundgab. So wenig wir nun auch wissen, welche Gesetze im allgemeinen beim Zustandekommen der musikschöpferischen Begabung eines Menschen mitspielen, und welche Rolle insbesondere dem Vererbungsgesetze hierbei zufällt, so haben wir das eine doch längst erkannt, daß nämlich bei keiner der menschlichen Begabungen das nationale Element so stark ins Gewicht fällt und so unverfälscht zutage tritt, wie bei der musikschöpferischen. Und was sehen wir bei Nietzsche? Die ersten Kompositionen des musikalisch hochbegabten Knaben sind — Mazurken, die er mit dem Motto versieht „Unserer Altvorderen eingedenk!"

Nicht minder bezeichnend ist ferner die Tatsache, daß der das Ideal des jugendlichen Nietzsche bildende Komponist keineswegs etwa Richard Wagner, sondern Friedrich Chopin heißt.

„An Chopin verehrte ich namentlich, — so erzählt Nietzsche in einer seine Jugendjahre umfassenden autobiographischen Skizze — daß er die Musik von den deutschen Einflüssen, von dem Hange zum Dumpfen, Häßlichen, Kleinbürgerlichen, Täppischen, Wichtigtuerischen freigemacht habe. Schönheit und Adel des Geistes und namentlich vornehme Heiterkeit, Ausgelassenheit und Pracht der Seele, insgleichen die südländische Glut und Schwere der Empfindung hatten vor ihm in der Musik noch keinen Ausdruck."

Noch deutlicher aber als in seiner musikalischen Empfindungsweise sehen wir das polnische Element beim jugendlichen Nietzsche in seinem um diese Zeit schon auffallend entwickelten Zugehörigkeitsgefühl zum Polentum zutage treten, was um so bezeichnender ist, als der junge Nietzsche in dieser Hinsicht an keinem Gliede seiner Familie ein Beispiel sich hätte nehmen können, da sein Vater, nach Nietzsches eigenen Worten, „das vollendete Bild eines deutschen Landgeistlichen" und auch Nietzsches Mutter, als Tochter des Pfarrers Oehler, sicherlich gut deutsch gewesen ist.

Hören wir, was Nietzsche selbst darüber sagt: „Ich will nicht leugnen — heißt es in der obenerwähnten Skizze — daß ich schon als Knabe keinen geringen Stolz auf diese meine polnische Herkunft hatte: was von deutschem Blute in mir ist, rührt einzig von meiner Mutter, aus der Familie Oehler, und von der Mutter meines Vaters, aus der Familie Krause her, und es wollte mir scheinen, als sei ich in allem wesentlichen trotzdem Pole geblieben. Die Polen galten mir als die begabtesten und ritterlichsten unter den slawischen Völkern, und die Begabung der Slawen schien mir höher als die der Deutschen, ja ich meinte wohl, die Deutschen seien erst durch eine starke Mischung mit slawischem Blute in die Reihe der begabten Nationen eingerückt. Es tat mir wohl, an das Recht des polnischen Edelmannes zu denken, mit seinem einfachen Veto den Beschluß einer Versammlung umzuwerfen, und der Pole Kopernikus schien mir von

Digitized by Google

diesem Rechte gegen den Beschluß und Augenschein aller anderen Menschen eben nur den größten und würdigsten Gebrauch gemacht zu haben. Die politische Unbändigkeit und Schwäche der Polen, ebenso wie ihre Ausschweifung waren mir eher Zeugnisse für ihre Begabung, als gegen dieselbe."

Beim Manne Nietzsche tritt uns sodann das polnische Element zunächst als atavistisches Ahnenmerkmal entgegen und zwar in der Physiognomie Nietzsches, die mit den Jahren immer deutlicher den unverkennbaren sarmatischen Typus zeigt, eine Tatsache, auf die sowohl Nietzsche selbst als auch seine Schwester wiederholt hinweisen.

„Daß mein Aeußeres — heißt es in einer autobiographischen Aufzeichnung Nietzsches aus dem Jahre 1883 — bis jetzt den polnischen Typus trägt, ist mir oft genug bestätigt worden; im Auslande, wie in der Schweiz und Italien, hat man mich oft als Polen angeredet; in Sorrento, wo ich einen Winter verweilte, hieß ich bei der Bevölkerung il Polacco; und namentlich bei einem Aufenthalt in Marienbad wurde ich mehrmals in auffallender Weise an meine polnische Natur erinnert: Polen kommen auf mich zu, mich polnisch begrüßend und mit einem ihrer Bekannten verwechselnd, und einer, vor dem ich alles Polentum ableugnete und welchem ich mich als Schweizer vorstellte, sah mich traurig längere Zeit an und sagte endlich: »es ist noch die alte Rasse, aber das Herz hat sich Gott weiß wohin gewendet«."

Und Nietzsches Schwester erzählt in einem unter dem Titel: „Nietzsches Ahnen" im Jahre 1898 in der „Zukunft" veröffentlichten Aufsatze: „Im vorigen Sommer begegnete der Maler Kurt Stöving (der ein ergreifendes Bild von meinem Bruder gemalt hat) in der Dresdener Ausstellung einem Paar, offenbar Geschwistern; der Herr glich in auffälligster Weise meinem Bruder, die Dame mir, und beide sprachen polnisch."

Weiter aber sehen wir beim Manne Nietzsche das polnische Element, das schon im Jüngling als hochentwickeltes Zugehörigkeitsbewußtsein zum Polentum hervortrat, einesteils als letzteres immer stärker und bestimmter sich äußern, anderenteils aber im Werdeprozesse der Weltanschauung Nietzsches die ausschlaggebende Rolle spielen.

In einem im Jahre 1883 an Heinrich v. Stein gerichteten Schreiben bietet uns Nietzsche gleichsam selbst den Schlüssel zu diesem Werdeprozesse seiner Weltanschauung, zu all dem scheinbar Widerspruchs- und Wechselvollen, Inkommensurablen und Problematischen, indem er in ihm auf den in seinem Innern waltenden Zwiespalt zwischen Deutschtum und Polentum hinweist.

„Ich kann nun einmal — heißt es in diesem Schreiben — an allem deutschen Wesen nur einen Anteil haben und nicht mehr. Betrachten Sie meinen Namen, meine Vorfahren waren polnische Edelleute!"

Ziehen wir nun den Werdeprozeß der Nietzscheschen Weltanschauung von diesem Gesichtspunkte aus in Betracht, so stellt er sich uns als ein Ringen „zweier Seelen" in Nietzsches Brust dar, von denen die eine das schwächer entwickelte, „einzig von meiner Mutter aus der Familie Oehler und von der Mutter meines Vaters

Digitized by Google

aus der Familie Krause“ stammende deutsche Element enthält, das Nietzsche „an allem deutschen Wesen nur einen Anteil haben läßt und nicht mehr“, die andere das stärker entwickelte und den fundamentalen Grundzug von Nietzsches Wesen bildende, nämlich das polnische, richtiger das polnisch-aristokratische seiner Schlachzizen-Väter.

Von diesen beiden miteinander ringenden Elementen sehen wir denn schließlich das polnische als das in Nietzsche überwiegende siegreich hervorgehen und zwar, indem es die durch das den schwächeren Teil von Nietzsches Wesen bildende deutsche Element bedingte Anteilnahme Nietzsches am Deutschtum allmählich verdrängt.

Je mehr nämlich der reifende Nietzsche des im eigenen Wesen von frühester Jugend auf erkannten polnischen Elementes als des im Grunde polnisch-aristokratischen sich bewußt wird, d. h. je deutlicher und stärker er den von seinen polnischen Vorfahren geerbten Schlachzizen-Geist, als den Willen zur Macht, zu Kampf und Sieg, zur Lebensbejahung überhaupt in sich fühlt, um so klarer erkennt er, daß seine „Anteilnahme am deutschen Wesen“, das sich ihm in der lebensverneinenden Weltanschauung Schopenhauers und in der Vertonung derselben durch Wagner gleichsam verkörpert, als etwas seiner innersten Natur Widerstrebendes, für seinen richtigen Entwicklungsgang nur einen Hemmschuh bedeute. Und so reißt sich denn Nietzsche daher auch schließlich von Schopenhauer und Wagner los und flieht — gegen diese bisherigen, für seinen Entfaltungsweg als hinderlich erkannten Einflüsse des „deutschen Wesens“ sich gewissermaßen isolierend — in die Einsamkeit, um „6000 Meter über Bayreuth“, vom Grunde seines nunmehr ganz gewonnenen polnisch-aristokratischen Wesens heraus, seine den Stempel des letzteren tragende Weltanschauung zu gestalten[1]).

Wenn wir nämlich Nietzsches Weltauslegung des näheren in Betracht ziehen, so erkennen wir, daß dieselbe in letzter Instanz eine Aristokratisierung des Weltbildes auf Grund des von Nietzsche geschaffenen „Herrenmoral“-Begriffes bedeutet.

Das die Welt beherrschende Prinzip, die „natürliche Moral“ des Weltganzen ist die „Herren-Moral“, das „Herr-Sein-Wollen“ oder der „Wille zur Macht“.

Die Weltentwicklung ist daher im letzten Grunde nichts anderes, als das Streben dieses „Weltwillens zur Macht“, im „Herren“- oder „Uebermenschen“ die höchste und vollendetste Auslösung zu finden. Diese letztere wird jedoch erst dann möglich, wenn das heutige Menschengeschlecht, das die letzte Zwischenstufe darstellt, bis zu welcher der „Wille zur Macht“ auf seinem Wege zum Uebermenschen angelangt ist, die „Herren-Moral“, als die einzig richtige, weil „natürliche Moral“ sich zu eigen gemacht, auf Grund derselben eine „Umwertung“ aller bisherigen falschen, weil „unnatürlichen Werte“ vorgenommen und

[1]) Es ist daher kein bloßer „Zufall“, sondern eine durch das hier Dargelegte wohlbegründete Erscheinung, daß alle sein Polentum betreffenden Aufzeichnungen, sowie brieflichen und mündlichen Aeußerungen Nietzsches gerade aus den Jahren 1883—1884 stammen, also just dem Zeitpunkte, um welchen Nietzsche über seine wahre, nämlich polnisch-aristokratische Natur sich bereits ganz im klaren geworden war und im „Zarathustra“ seine aristokratische Weltanschauung im großen und ganzen entworfen hatte.

Digitized by Google

dadurch eben sich in den Stand gesetzt haben wird, seine natürliche Mission zu erfüllen: nämlich aus seiner Mitte das Herauskristallisieren jener kleinen, gleichsam die „Aristokratie des Weltganzen" darstellenden Gruppe von „Herren"- oder „Ueber-Menschen" zu ermöglichen, der künftigen „Herren der Erde", in welchen der „Weltwille zur Macht" seine höchste und vollkommenste Auslösung gefunden haben wird.

In diesem, den Kernpunkt der Nietzscheschen Weltanschauung bildenden „Herrenmoral"-Begriffe erkennen wir nun, wenn wir denselben vom Standpunkte des hier über Nietzsches Polentum Vorgebrachten genau besehen, nur einen Niederschlag des in Nietzsches Wesen enthaltenen polnisch-aristokratischen Elementes. Denn dieser „Herrenmoral"-Begriff stellt uns in seinem letzten Ende nichts anderes als den Moralbegriff der polnischen Schlachta dar! Was ungezählte Generationen vor ihm zeitlebens empfunden haben, gelangt bei Nietzsche, dem zum philosophischen Genie hinaufentwickelten Epigonen eines alten polnischen Schlachtzizengeschlechtes, nur zur höchsten Hypostasierung, zu einer ins Rein-Geistige gesteigerten Sublimierung, und zwar in der Weise, daß Nietzsche den Moralbegriff seiner Schlachtzizenahnen auf das Weltganze projiziert!

Wie diese nämlich das ganze Polenreich als einzig und allein für sie existierend haben wollten, so arrogiert Nietzsche das Weltganze für seine „Ueber"- oder „Herrenmenschen", für diese Art von „geistiger Schlachta" des Menschengeschlechtes. Deutlicher gesprochen: Das Denkergehirn Friedrich Nietzsches, des Enkels polnischer Schlachtzizen, konstruiert vom Grunde seiner atavistischen Instinkte, d. h. der von seinen polnischen Vorfahren geerbten Gattungserfahrung heraus ein philosophisches Weltbild nach dem Muster des ehemaligen Polenreiches, das das „Herrenreich" κατ' ἐξοχήν gewesen, weil dort die Herrschsucht, das „Herr-Sein-Wollen" oder die „Herren-Moral" ihre höchste Entwicklungsmöglichkeit erreicht hatte und zwar im liberum veto, diesem vollendetsten Auslösungsmittel des „Willens zur Macht", das seinen Besitzer zum wahren Prototyp des Ueber- oder Herrenmenschen stempelte!

Schon kein Geringerer als der Weise aus Königsberg hat die „Herrenmoral" als das Kriterium des polnischen Reiches bezeichnet und zwar in einem vom Archivar Reicke in den „Kantiana" mitgeteilten Ausspruche über Polen, der folgendermaßen lautet: „Polen ist das Herrenland, wo jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber außer dem, der nicht Staatsbürger ist, Untertan sein will!"

Und Schillers Genius hat, mit der ihm eigenen Schärfe das Wesen der polnischen Schlachta erfassend, für die „Herrenmoral" derselben gleichsam die Formel geprägt mit den im unsterblichen „Demetrius" dem Fürsten Sapieha in den Mund gelegten lapidaren Worten:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen!"

— — — Ein Ausspruch, der genau genommen, Nietzsches Weltanschauung in nuce enthält.

Digitized by Google

Züchtungsstaat und Züchtungspolitik.

Dr. Ludwig Wilser.

Die Gründe, warum das Jenenser Preisausschreiben ohne nennenswerten Erfolg geblieben, warum trotz seiner reichen Mittel — es sind bekanntlich ungefähr 60000 Mark verausgabt worden — das vorgesteckte Ziel, „zur Förderung der Wissenschaft im Interesse des Vaterlandes" zu dienen, nicht erreicht worden ist, sind in diesen Blättern sattsam erörtert worden. Gerade die berufensten Forscher waren durch die Zusammensetzung des Preisgerichts vom Wettbewerb abgeschreckt worden; zu ihnen gehört der Verfasser der „Züchtungspolitik", ein gewandter vielseitiger Schriftsteller und dabei ein kenntnisreicher, welterfahrener Mann — zuerst Zoologe, jetzt Frauenarzt —, der „schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert auf diesem Gebiete arbeitet" und nicht mit Unrecht den meisten seiner Vorgänger vorwirft, „daß man bei den Folgerungen (aus den Lehren der Naturwissenschaft) für die praktische Staatsweisheit bald in ganz unbestimmten schwankenden Redewendungen stecken geblieben" ist, bald Vorschläge gemacht hat, „deren Unausführbarkeit für jeden nüchternen Menschen auf der Hand liegt"[1]).

In den drei ersten Abschnitten werden die Erfahrungen und Maßnahmen der Tierzüchter, wie die rein wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Gebiet der Lebenskunde und Entwicklungslehre in klarer, gemeinverständlicher Weise dargestellt und beurteilt. Meine eigenen Ansichten über Vererbung weichen von denen des Verfassers insofern etwas ab, als ich in den „durch Vererbung erworbenen Trieben" (Instinkten) nicht nur angeborene Eigenschaften, sondern erblich gewordene Gewohnheiten und Uebungen erblicke und der Auslese in der freien Natur eine etwas bescheidenere, in der Züchtung dagegen eine um so größere und wichtigere Rolle zuschreibe. Für die Endergebnisse, Schlußfolgerungen und Besserungsvorschläge ist dies jedoch nicht von wesentlicher Bedeutung. Wenn z. B. aus der Tatsache, daß einige berühmte Zuchthengste noch im hohen Alter eine ganz hervorragende Nachkommenschaft erzeugt haben, gefolgert wird, Plato sei in der Forderung für seinen Zukunftsstaat, man solle womöglich nur den Bürgern „in der Blüte der Jahre" die Fortpflanzung gestatten, etwas zu weit gegangen, so möchte ich doch den griechischen Denker in Schutz nehmen. Es mögen Fälle vorkommen, daß besonders glücklich veranlagten Lebewesen bis gegen ihr Ende eine in jeder Hinsicht ungeschwächte Zeugungskraft erhalten bleibt, im Durchschnitt aber wird diese sich allmählich entwickeln und ebenso wieder abnehmen, so daß der erfahrene Züchter im allgemeinen recht daran tut, Zuchttiere mittleren Alters zu bevorzugen; da der Mensch den gleichen Gesetzen wie das Tier unterworfen ist, wird es sich bei ihm nicht anders verhalten. Daß die Inzucht bei durchaus gesunden und tadellosen Eltern zunächst keine schädlichen Folgen hat, ist bekannt, doch scheint mir auch hier die Vorsicht der Züchter nicht unbegründet, denn erstens sind ganz vollkommene Wesen selten, und zweitens ist es doch wahrscheinlich, daß bei länger fortgesetzter strengster Inzucht Lebenskraft und Fortpflanzungsfähigkeit herabgesetzt werden. Das Beispiel von den Tierpärchen, deren Nachkommenschaft ganze Inseln bevölkert hat, ist meines Erachtens nicht ganz stichhaltig, denn es handelt sich hier meistens um sehr stark sich vermehrende Tiere, wie Kaninchen, Schweine und dergleichen, bei denen die Geschlechter sich sehr rasch folgen, so daß die eigentliche Inzucht bald aufhört. Wenn in solchen Fällen, wo bei reichlicher Nahrung und beim Fehlen gefährlicher Mitbewerber und Feinde die Auslese fast ganz wegfällt und die Vermehrung lange Zeit hindurch

[1]) R. Kossmann, Züchtungspolitik. Verlag „Renaissance", O. Lehmann. Schmargendorf bei Berlin 1905.

Digitized by Google

nahezu unbeschränkt ist, trotzdem eine genaue Anpassung an die örtlichen Verhältnisse stattfindet, so spricht dies für meine oben angedeutete Auffassung.

Im übrigen aber war ich freudig überrascht, in der Hauptsache, nämlich in durchführbaren Vorschlägen zur Verbesserung unserer Gesetzgebung in naturwissenschaftlichem Sinne und zur Hebung und Kräftigung unseres Volkes eine weitgehende Uebereinstimmung mit meinen eigenen, auch in diesen Blättern (I, 3, „Zuchtwahl beim Menschen") geäußerten Ansichten zu finden. Wenn zwei unabhängige Forscher, um das erstrebte Ziel zu erreichen, ungefähr die gleichen Wege einschlagen, darf man diese doch wohl für die richtigen halten.

Um nun auf Einzelnes einzugehen, so wird im vierten Abschnitt „die Bedeutung der Züchtung für den Staat" dargelegt, und der Inhalt der nächstfolgenden zeigt, daß, ohne der Würde, Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen zu nahe zu treten, doch eine Züchtung der für das Wohl der Menschheit, wie für die Macht und Blüte des Staates wertvollen Eigenschaften sehr wohl möglich ist und sich bei zielbewußtem, verständnisvollem Vorgehen in nicht allzu ferner Zeit erreichen ließe. „Was der Staat nun auch sonst sei", lesen wir auf S. 59, „er ist jedenfalls eine Summe menschlicher Einzelwesen. Seine Gesundheit, seine Kraft, seine Wehrhaftigkeit, seine geistige Leistungsfähigkeit kann immer nur in der Gesundheit, in der Kraft, der Wehrhaftigkeit der in ihm vereinigten Individuen bestehen, sein Reichtum immer nur aus dem Erwerbsfleiß seiner Bürger fließen." Daher ist die Aufzucht eines leiblich, geistig und sittlich gesunden und tüchtigen Nachwuchses für jeden Staat eine Lebensfrage im Daseinskampf der Völker. Wo dieser Urquell der Volkskraft versiegt, da muß auch, wie die Geschichte lehrt, das bestehengerichtete Staatswesen zusammenbrechen. Das haben schon die Römer eingesehen, und wir können zweierlei von ihnen lernen, erstens, daß ein staatliches Eingreifen in die ehelichen Verhältnisse möglich und nützlich ist, zweitens aber, daß es nichts mehr hilft, wenn die Entartung, besonders die der sittlichen Triebe, schon zu weit vorgeschritten ist. „Mehr vermögen bei ihnen gute Sitten als anderswo gute Gesetze", sagt schon Tacitus von unsern Vorfahren; es müssen also, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, nicht nur leibliche, sondern auch geistige Eigenschaften gezüchtet werden.

Bei der Züchtung der Gesundheit kommt namentlich die Ausmerzung der krankhaft Veranlagten in Frage, und zwar in Gestalt von Eheverboten, insbesondere für Schwindsüchtige, Geisteskranke und Syphilitische, wie sie „in jüngster Zeit von sehr ernsten Männern vorgeschlagen und in gewissen amerikanischen Staaten bereits eingeführt" sind. Damit muß selbstverständlich eine kräftigende leibliche Erziehung und ein wirksamer Schutz gegen Ansteckung Hand in Hand gehen. Die Anzahl der Geburten und die Erziehung gesunder Kinder muß der Staat in jeder Weise zu heben und zu fördern suchen; was in dieser Hinsicht geschehen könnte, „wäre die Durchführung des freien Unterrichts in dem gesamten Mittel- und Hochschulwesen und die Gewährung eines reichlichen Familiengründungs- und Erziehungsbeitrags an eine gewisse Zahl von besonders tüchtigen Personen, insbesondere an die im Staatsdienste bewährten, unter grundsätzlicher Herabsetzung des Grundgehaltes, das jedem, auch dem unverheirateten Staatsdiener zukommt". Eine „Züchtung der Intelligenz" glaubt der Verfasser besonders durch Bevorzugung der Söhne geistig hervorragender Männer erzielen zu können. Jeder Vater sollte „das Recht haben, seine Kinder in die Liste der Freiplätze der höheren Schulen eintragen zu lassen. Er müßte zu diesem Zwecke einer Behörde diejenigen eigenen Leistungen, auf die er sein Anrecht begründet, zur Prüfung vorlegen: selbständige Lösungen wissenschaftlicher, technischer, künstlerischer Probleme". Mit Recht legt der Verfasser großes Gewicht darauf, dem freien Wettbewerb sein Recht und jeder aufstrebenden Begabung offene Bahn zu lassen. Aus dem Abschnitt „die Züchtung der

Digitized by Google

moralischen Instinkte" möchte ich besonders die eingehend besprochene und befürwortete Verschickung (Deportation) von Verbrechern hervorheben. Ihre volle Wirksamkeit wird sie allerdings nur entfalten, „wenn sie grundsätzlich mit einer Trennung der beiden Geschlechter verbunden wäre". Doch wird auch der von mir besonders betonte Unterschied zwischen Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrechern zugegeben; letztere können unter Umständen sogar ganz tüchtige Nachkommen erzeugen. Bezüglich der Entmannung (Kastration) möchte ich des Verfassers eigene Worte anführen: „Einstweilen widerspricht sie vermutlich ebenfalls den Anschauungen der Mehrheit der Bevölkerung, aber doch wohl nicht in dem Grade wie eine Ausdehnung der Todesstrafe. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß eine Bestrafung in dieser Form zur Sühne geschlechtlicher Verbrechen die Billigung des Volkes finden würde. Wäre sie aber auf diesem Gebiete des Strafgesetzes längere Zeit in Uebung gewesen, so würde sich vielleicht auch eine Ausdehnung auf andere Gebiete vornehmen lassen, ohne auf den Widerspruch der Bevölkerung zu stoßen." Vielleicht könnte man in gewissen Fällen scheußlicher Verbrechen, wie Lustmord, Vergewaltigung von Wehrlosen u. dgl., dem Verbrecher die Wahl zwischen dieser und der Todesstrafe lassen.

In dem Abschnitt „Der Züchtungsstaat" scheint besonders ein Vorschlag zur Beschränkung allzu großer Geldanhäufung bemerkenswert: „Niemand darf von einer Hinterlassenschaft mehr als ein Viertel erben." Es ist dies ein Mittelweg; jede erbliche Vermögensübertragung zu verbieten, würde den Wettbewerb und die Erwerbstätigkeit lähmen, zu große Vermögen aber erschweren dem Tüchtigen den Kampf ums Dasein. Beherzigenswert ist auch, was über das allgemeine und gleiche Stimmrecht gesagt wird: „Der Selbstherrscher kann wenigstens einer der Trefflichsten, der Klügsten und Willenskräftigsten im Volke sein; aber die Mehrheit des Volkes muß selbstverständlich immer tief unter jenem Höchstmaße der Leistungsfähigkeit stehen." Im ganzen und großen ist eine vernunftgemäße Züchtungspolitik „eine in ihren Zielen ganz konservative und aristokratische".

Es haben hier selbstverständlich nur einige Andeutungen von dem reichen Inhalt eines Werkes gegeben werden können, das jeder Staatsmann und Vaterlandsfreund mit größter Aufmerksamkeit lesen sollte. Ich glaube, es gibt doch etwas mehr, als nur eine nebelhafte Vorstellung, wie der Verfasser bescheiden sagt, von dem auf naturwissenschaftlichen Grundlagen und Grundsätzen aufgebauten Zukunftsstaat, ganz gewiß aber ist es „als Samenkorn in den empfänglichen Boden vorurteilslosen Geistes geworfen". Möge es Früchte tragen! Eines aber ist sicher, derjenige Staat — hoffen wir, daß auch darin unser, zudem einen trefflichen Grundstoff besitzendes, Vaterland vorangeht —, der zuerst die von der Naturwissenschaft erteilten Lehren befolgt und seine Gesetzgebung dementsprechend gestaltet, wird seine Nachbarn und Mitbewerber um die Weltherrschaft bald durch eine blühende, wachsende, leiblich und geistig gesunde und leistungsfähige Bevölkerung überflügeln.

Berichte und Notizen.

Vitalismus und Teleologie. Der in der Wissenschaft vom Leben neuerdings wieder aufblühende Vitalismus zeigt zwei voneinander scharf zu unterscheidende Spielarten: Die mechanistische und die teleologisch-animistische. Der Unterschied liegt darin, daß die erstgenannte in den Lebenserscheinungen ein nach streng mechanisch-kausalen Gesetzen ablaufendes Geschehen erblickt und nur behauptet, daß diesen Erscheinungen Bewegungen und Vorgänge zugrunde liegen, welche mit denen in der leblosen Natur nicht verglichen werden können; während der teleologisch-animistische Vitalismus annimmt, daß in allen lebenden Orga-

Digitized by Google

nismen ein psychisches Prinzip nach dem Muster des seine Zwecke ersinnenden und realisierenden Menschengeistes wirksam sei, welche in ihnen nach Gutdünken über die Bewegungen und Energieen verfügt und sie seinen Zwecken dienstbar macht. Diese zweite Spielart des Vitalismus zerfällt aber wieder in zwei Unterarten, von denen die eine konsequent genug ist, das bildende und ordnende geistige Prinzip mit Bewußtsein auszustatten, während die zweite auch noch die Annahme einer unbewußten Intelligenz verlangt und damit gerade jenes Moment wieder ausschaltet, das der ganzen Annahme wenigstens eine Scheinberechtigung gewährt, nämlich die Analogisierung mit der ihre Ziele mit Bewußtsein verfolgenden menschlichen Intelligenz. Alle diejenigen Forscher, welche der Ansicht sind, daß sich alle Lebenserscheinungen auf Zerfall und Aufbau des lebenden Protoplasmas zurückführen lassen, können sich gegen diese Spielarten des Vitalismus nicht anders als ablehnend verhalten. Nach ihrer Auffassung liegt das Besondere und Eigenartige des Lebensvorgangs in der außerordentlichen Steigerung der Labilität und der Assimilationsfähigkeit des Protoplasmas, also in einer chemischen und physikalischen Wirkungsweise, wie sie zwar auch in der leblosen Natur zu beobachten ist — denn es gibt auch eine anorganische Assimilation —, wie sie aber allerdings in dieser Höhe der Ausbildung außerhalb der lebenden Organismen nie und nirgends zu beobachten ist. Auf dieser ungeheueren Steigerung wohlbekannter und scharf definierbarer chemischer und physikalischer Wirkungsweisen bauen sich dann die übrigen Lebenserscheinungen, selbst mit Einschluß der nur subjektiv wahrnehmbaren psychischen Zustände auf, weil die Erfahrung und Beobachtung lehrt, daß diese nur dann wahrnehmbar werden, wenn die auf Zerfall und Aufbau von Protoplasma beruhenden Reflexaktionen der Zahl nach eine besondere Höhe erreichen. Bei dieser Auffassung muß die Möglichkeit, daß eine Empfindung, Gefühl usw. Veränderungen hervorrufen könne, welche nicht oder wenigstens nicht vollständig durch vorausgehende Bewegungen oder materielle Veränderungen ursächlich bestimmt wird, abgelehnt werden. Wie ist aber die Zweckmäßigkeit der Organismen und ihrer Funktionen entstanden? Seit Darwin nahm man an, daß die natürliche Auslese der mechanische Faktor sei, der sie schaffe. Diese Lehre ist aber unhaltbar geworden (?). Die ganze Fragestellung wird verwirrt durch den dunklen Begriff der Zweckmäßigkeit. Man sollte statt dessen von einer Fähigkeit der Selbsterhaltung sprechen, welche sich in einzelne Erhaltungsfaktoren auflösen läßt, deren Zahl mit der in der aufsteigenden Reihe zunehmenden Kompliziertheit der Strukturen und der Lebenserscheinungen zu einer fast unübersehbaren Größe heranwächst. Ein solcher Erhaltungsfaktor ist z. B. darin gelegen, daß die durch die Reize zerstörten Teile der Protoplasmastruktur sofort durch Wiederaufbau auf Kosten geeigneter Nahrungsstoffe ersetzt werden; ferner gehört dazu die assimilatorische Energie, die darauf beruht, daß die Synthese neuer Atomverbindungen aus den vorhandenen Baustoffen unter dem Einfluß und nach dem Ebenbilde der assimilatorisch wirksamen Moleküle vor sich geht; ferner die größere Beweglichkeit der kleinen Tiere, welche nach teleologischer Auffassung den Zweck haben soll, dem größeren Wärmeverlust kleiner Körper entgegenzuwirken, welche aber tatsächlich einen ganz anderen Grund in der Kürze der Reflexbahnen hat, infolge deren sämtliche Reflexketten, also die Herz- und Respirationsbewegungen, sowie auch die Schwimm-, Lauf- oder Flugbewegungen in einem viel rascheren Tempo ablaufen müssen, als bei den großen Tieren mit ihren entsprechend längeren zentripetalen und zentrifugalen Nervenbahnen. Auch die Muskelleistungen, die Erregung der Nerven, die Stärkung schützender Deckgebilde sind in gleicher Weise zu deuten. Alle diese Zweckmäßigkeiten können nur durch Summierung infolge Erblichwerdens individueller Anpassungen zustande kommen. Ist aber die Vererbung erworbener Eigenschaften trotz aller Gegenbemühungen als sicher erwiesen (?) zu betrachten, dann ist es auch nicht richtig, daß nach Beseitigung der Selektionshypothese eine mechanisch-kausale Erklärung für die fortschreitende Entwicklung der Organismenwelt unmöglich geworden sei. Wenn nicht alle Veränderungen, die der Organismus im Laufe seines Lebens erfährt, mit seinem Tode wieder verloren werden, sondern ein Teil derselben sein Keimplasma in der Weise influenziert, daß diese Veränderungen in den sich aus ihm entwickelnden Individuen wieder zum Vorschein kommen, dann ist es gar nicht anders denkbar, als daß sich solche Veränderungen im Laufe der sich über Aeonen erstreckenden Stammesentwicklung immer mehr anhäufen, und daß endlich daraus jene hochentwickelten Organismen resultieren, deren unglaublich komplizierte Struktur und deren unübersehbare Zahl von Anpassungs-Einrichtungen wir staunenden Auges bewundern. (M. Kassowitz, Biologisches Zentralblatt 1905, No. 23—24.)

Digitized by Google

Der diluviale Mensch von Krapina. Die drei Hauptrepräsentanten des Urmenschen (Homo primigenius) bilden die Knochenreste von Krapina, Spy und Neanderthal. Was ihren Schädel anbetrifft, so kann hervorgehoben werden, daß sowohl der Mensch von Krapina als auch von Spy und Neanderthal einen und denselben Schädeltypus repräsentieren, der sich durch seine niedere fliehende Stirn, die sehr starken Ueberaugenränder und das geknickte Hinterhauptbein auszeichnet. Diese beiden Merkmale sind indessen bei Schädeln jugendlicher Individuen noch nicht scharf ausgeprägt, wie das auch bei den anthropomorphen Affen der Fall ist. Der Index bewegt sich zwischen 74,4 und 83. Beim Krapinamenschen ist die Nase sehr breit und die Nasenbeine sind hie und da nur teilweise verwachsen. Vom diluvialen Menschen sind bisher neun Unterkiefer bekannt geworden, die sämtlich einen und denselben Typus zeigen. Alle sind mehr oder weniger prognath und zeigen ein im Entstehen begriffenes Kinn, ferner eine dicke, geebnete, vordere Unterkieferbasis und keinen Kinnstachel (spina mentalis interna). Der Zahnbogen des Unterkiefers zeigt kein einheitliches Bild; wir beobachten da alle Gestaltungen: eckige, hufeisenförmige, breite, U-förmige usw. Stets ist der Zahnbogen groß und weit und die Zähne kräftig. Was die Gliedmaßen angeht, so können vorläufig nur wenige übereinstimmende Merkmale hervorgehoben werden, weil davon aus Neanderthal und Spy zu wenig vorliegt. Doch war die obere Extremität zarter gebaut als beim modernen Menschen. Eins der Backenstücke zeigt Uebereinstimmungen mit den Backen einiger Naturvölker und erinnert dadurch an Verhältnisse, wie sie hierin bei den Anthropomorphen in einem viel stärkeren Maße beobachtet werden. Ueber die Beschaffenheit der Wirbelsäule kann vorderhand noch nichts berichtet werden. Alle diese Tatsachen lassen erkennen, daß der Homo primigenius fast in allen seinen Charakteren sich an den rezenten Menschen anschließt, d. h. daß vom Urmenschen eine ununterbrochene Entwicklungsreihe über (oberdiluvialen) Homo sapiens fossilis zum rezenten Homo sapiens besteht. Dies beweisen die zahlreichen Krapinareste, an denen man bereits viele Merkmale des modernen Menschen beobachtet, aber es beweisen dies auch mehrere typische Kennzeichen des Homo primigenius, die man am lebenden Menschen noch hie und da antrifft. Abgesehen davon, daß es sogar noch höhere rezente Unterkiefer gibt als es der höchste Kiefer von Krapina ist, beobachtet man heute noch breite und eckige Zahnbögen, schwach entwickeltes Kinn, ja noch mehr, wir finden an Australiern noch hie und da echte Ueberaugenwülste. Ferner beobachten wir an rezenten Kiefern hie und da zahlreichere Schmelzfalten an den Molaren, keine Kinnstachel usw. Kurz, wir sehen heute noch eine ganze Reihe von Merkmalen, die während des älteren Diluviums das allgemeine Kennzeichen des damaligen Menschen bildeten, jetzt nur mehr hie und da atavistisch auftreten, als auch andererseits moderne Charaktere an den altdiluvialen Menschenresten. Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, daß vom Homo primigenius bis auf den heutigen Menschen eine Kontinuität in der Entwicklung besteht. Ganz fremdartig erscheint bezüglich unserer genetischen Reihe das Erscheinen des Menschen von Galley-Hill in England, der ein jüngeres Glied der Entwicklung des Urmenschen darstellt. Er hat ein mit dem rezenten Menschen auffallend ähnliches Aussehen bei einem gleichzeitig großen Abstand gegen die sogenannte neanderthaloide Rasse. Danach muß man annehmen, daß seit dem ältesten Diluvium bereits zwei Menschenarten nebeneinander lebten, wovon die eine — der Mensch von Galley-Hill — sich früher und rascher in dem von Homo primigenius eingeschlagenen Sinne weiter entwickelte und bis auf heute sich erhielt, so zwar, daß er bereits im ältesten Diluvium die Stufe des Homo sapiens fossilis — des Lößmenschen — erreichte, während der andere, die wahrscheinlich unter schwierigeren Lebensbedingungen zu kämpfen hatte, zurückblieb und erst später — im oberen Diluvium — das Stadium des Menschen von Galley-Hill erreichte. (Gorjanovic-Kramberger, Biologisches Zentralblatt 1905, Heft 23—24.)

Sonnenlicht und Hautfarbe. Für die Frage der Veränderung anthropologischer Merkmale durch Milieueinflüsse sind die Beobachtungen lehrreich, die O. Ammon bei den Besuchern von Sonnenbädern gemacht hat. Danach verhält sich die Haut der einzelnen verschieden gegen den Einfluß der Sonnenstrahlen. Einige werden rasch gebräunt, manche bis zu dem Grade, daß sie ungefähr die Farbe der Singhalesen annehmen, während andere trotz häufigen Besuches diese dunkle Farbe nicht erreichten und eine gewisse Zahl sich beinahe als immun erwies. Diese bewahrten ihre weiße Haut und wurden nur ein wenig „angebräunt". Es kam sogar vor, daß Brüder, allerdings solche von verschiedener

Digitized by Google

Komplexion, die beide ursprünglich weißhäutig waren, sich ganz ungleich verhielten, indem einer weiß blieb, während der andere tief braun wurde. Diese Erscheinung ist nur so zu erklären, daß ein latenter Rassenunterschied in der Beschaffenheit der Haut vorhanden ist, der erst unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen in die Erscheinung tritt. Daraus würde weiter folgen (was bei anthropologischen Untersuchungen zu beachten ist), daß bei den Wehrpflichtigen die Hautfarbe durch das Tragen von Kleidern in ihrer richtigen Farbe verändert ist, man könnte sagen, künstlich gebleicht wird, wenigstens bei denen, die unter dem Einfluß der Sonne eine andere Färbung annehmen. Bei den anthropologischen Untersuchungen in Baden fand man ungefähr 84 pCt. Leute mit weißer Haut, eine Ziffer, die mit ungefähr 40 pCt. blonder Haare und ebenso vielen mit blauen Augen nicht gut stimmt. Hätte man die Wehrpflichtigen erst längere Zeit der Sonne aussetzen können, so würde man viel weniger häufig weiße Haut beobachtet haben, nämlich nur bei denen, die zu den „Immunen" gehören. Da die alten Schriftsteller die Haut der germanischen Völkerschaften als weiß bezeichnen, so könnte man daraus folgern, daß diese Völker ebenfalls gegen die Sonne immun waren, denn die Hautstellen, welche die Alten zu Gesicht bekamen, wurden doch meist bloß, also der Sonne ausgesetzt, getragen. Hier läge also wieder ein Rassenmerkmal germanischen Ursprungs vor, aber nicht bei allen 84 pCt. Weißhäutigen, sondern nur bei denen, die sich an der Sonne nicht bräunen, und das dürfte kaum die Hälfte sein. (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 1905, Heft 1.)

Die Heimat der Indogermanen und der Germanen. Unter den Fragen der indogermanischen Altertumskunde gibt es keine zweite, die so vielfach erörtert worden ist, wie die nach der Urheimat der Indogermanen. Alle Erörterungen haben aber bis jetzt zu einem allgemein als richtig anerkannten Ergebnis nicht geführt. Nachdem zuerst und lange Zeit hindurch die asiatische Heimat als etwas Sicheres gegolten hatte, trat seit Anfang der sechziger Jahre die These in den Vordergrund, daß die Indogermanen Asiens aus Europa dorthin eingewandert seien und daß hier die Urheimat des ganzen Volkes gesucht werden müsse; und diese Annahme, anfangs verketzert und verspottet, hat im Laufe der Zeit immer mehr Anhänger gefunden, so daß sie heute als die herrschende betrachtet werden darf. Die meisten Forscher scheinen sich heute für die Annahme zu entscheiden, daß die Ursitze der Indogermanen in der Nähe der Ostsee zu suchen sind. Da dieses Gebiet dasjenige ist, in welchem uns in prähistorischer Zeit die Germanen zuerst begegnen, so kommt eine Anzahl von Gelehrten zu dem Schluß, daß die Germanen als der in der Urheimat zurückgebliebene Teil der Indogermanen zu betrachten sind. Sprachwissenschaft, Anthropologie und Archäologie haben sich mit wechselndem Erfolg an der Lösung der Aufgabe versucht. Es scheint nun, daß man von einem eigentlichen „Ursitz" der Indogermanen nicht sprechen kann, sondern daß wir an seine Stelle ein ursprünglich großes asiatisch-europäisches (oder eurasiatisches) Ausbreitungsgebiet setzen müssen, in welchem die Indogermanen sich als ethnologische Einheit herausbildeten und als autochthon zu betrachten sind. Was nun die Frage nach der Urheimat der Germanen anbetrifft, so wurde in dieselbe Klarheit durch die Erkenntnis gebracht, daß zwischen Stein- und Bronzezeit keine scharfe Grenze gezogen werden kann, daß vielmehr die kulturelle Grundlage beider Perioden durchaus die gleiche ist und die jüngeren Errungenschaften langsam erworben wurden und nicht mit einem Male als etwas Fertiges und Vollendetes auftreten, — und als es gar endlich gelang, nachzuweisen, daß die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit mit derjenigen der Bronzezeit in der Körperbeschaffenheit übereinstimmte. So wird heute allgemein angenommen, daß die Vorfahren der Germanen bereits in der jüngeren Steinzeit in ihren frühesten historisch erkennbaren Sitzen, zum mindesten in den Küstenländern des westlichen Ostseebeckens, auf den dänischen Inseln und im südlichsten Schweden ansässig waren. Gehen wir in noch frühere Zeiten zurück, so finden wir deutliche Spuren menschlicher Niederlassungen nur in Dänemark, wo die Muschelhaufen uns die Existenz eines primitiven Menschen erkennen lassen, der wesentlich von der Nahrung abhängig war, die ihm das Meer bot, wenn er auch daneben Landtiere jagte. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß die nach der Eiszeit hier eingewanderten Menschen, die wir in der älteren nordischen Steinzeit auf einer Uebergangsstufe vom Sammler zum Fischer und Jäger antreffen, den Grundstock des hier in der jüngeren Steinzeit nachweisbaren Teiles der Indogermanen — eben der Germanen — bildeten. Ob man ihnen selbst schon diesen Namen zuerkennen will, ist schließlich Nebensache. Man kann es tun, weil dadurch klar ausgedrückt wird, welche ethnologische

Digitized by Google

Stellung ihnen zukommt. Ueber den anthropologischen Zusammenhang zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit im Norden herrscht noch keine Klarheit. Die neolithische Kultur zeigt Steingräber, Haustiere, Ackerbau, die früher als Beweis der Einwanderung aus dem Orient angesehen wurden, was neuerdings von zahlreichen Forschern bestritten wird, die vielmehr einen westeuropäischen Einfluß annehmen. Immer mehr kommt man zu der Einsicht, daß die neuere Steinzeit eine höhere Entwicklungsstufe der älteren ist, was sich namentlich in der Technik der Steinbearbeitung zeigt, wenn auch im allgemeinen das geschlagene Werkzeug als Charakteristikum der älteren, das geschliffene als Charakteristikum der jüngeren Steinzeit gilt. Aber das Schleifen beginnt deutlich schon in der älteren Steinzeit. Dasselbe gilt für die Kontinuität der Votivgaben. Diese Zusammenhänge zwischen den beiden Perioden lassen den Schluß zu, daß die Fortschritte, die uns in der jüngeren Steinzeit entgegentreten, nicht auf Einwanderung eines kulturell überlegenen Volkes beruhen, sondern daß hier seit altersher ein Volk entweder selbständig oder unter fremdem Kultureinfluß in lange andauernder Arbeit die höhere Stufe erklommen hat. Und es ergibt sich das Resultat, daß jene primitiven Menschen der Muschelhaufen die Ahnen der Völker waren, die in historischer Zeit von hier ausgehend einen großen Teil Europas und andere Erdteile besiedelt haben: der Germanen, jedoch nicht der Indogermanen, die eine viel weitere Heimat hatten und von welchen diese Gruppe nur einen kleinen Teil bildete. (K. Helm, Hessische Blätter für Volkskunde 1905, Heft 1.)

Zur physischen Anthropologie der nordafrikanischen Juden. Die anthropologische Literatur über die Juden ist sehr reich an Mitteilungen über die in Osteuropa lebenden Juden. Auch über die Juden des westlichen Europa sind verschiedene Messungen bekannt geworden, so über die englischen Juden von Jacobs, über die italienischen von Lombroso und Livi und über die badischen von Ammon. Die Untersuchung der jüdischen Schulkinder in Deutschland von Virchow gibt uns auch Daten über die Juden im Deutschen Reich. Aber Messungen des als Sephardim oder Spaniolen bekannten Zweiges sind sehr selten. Messungen über die Juden in Afrika und Asien sind überhaupt noch nicht veröffentlicht worden. M. Fishberg hat kürzlich die körperlichen Eigenschaften der nordafrikanischen Juden studiert und Kopfmaße sowie Pigment bei 606 männlichen jüdischen Kindern im Alter von 5—16 Jahren, sowie bei 46 erwachsenen eingeborenen Juden von Marokko, Algier und Tunis erhalten. Dazu kommen Messungen an 31 Emigranten aus diesen Ländern, die in New-York gemacht wurden, so daß im ganzen 77 erwachsene männliche Juden Nordafrikas in Betracht kommen. Danach sind nun unter den europäischen jüdischen Kindern fast sechsmal so viel Blonde wie unter denen Nordafrikas. Dunkles Haar, das man zu 93,73 pCt. bei den jüdischen Kindern Nordafrikas findet, ist bei den jüdischen Kindern in Deutschland nur zu 55,85 pCt. vorhanden. Unter den erwachsenen Juden Nordafrikas ist schwarzes Haar zu 92,21 pCt. vorhanden, also ungefähr im selben Prozentsatz wie bei den Kindern. Blaue Augen kommen unter den nordafrikanischen jüdischen Kindern nur zu 6,44 pCt. vor, gegen 25 pCt. in Oesterreich und 19 pCt. in Deutschland und Bulgarien. Graue Augen sind ebenfalls nicht häufig unter den afrikanischen Juden (nur 15 pCt.) während dunkle Augen zu 78 pCt. vorkommen. Die erwachsenen Juden in Nordafrika haben ebenfalls dunklere Augen als ihre Glaubensgenossen in Europa. Während jene nur 17 pCt. helle Augen haben (14,29 pCt. grau und 2,60 pCt. blau), gibt es in Osteuropa 40—50 pCt. helläugige Juden, in einigen Gegenden sogar noch mehr. Der rein dunkle Typus wird hiernach zu 76 pCt., der blonde zu weniger als 5 pCt. und der gemischte zu 19 pCt. angetroffen. Unter den europäischen Juden ist der dunkle Typus selten zu mehr als 60 pCt. vertreten, während der helle Typus 10—15 pCt. und der gemischte etwa 35 pCt. erreicht. Der mittlere Kopfindex war bei 332 Juden in Tunis 77,56, bei 104 Juden in Algier 80,11, bei 170 in Constantine 79,20, zusammen bei 606 jüdischen Kindern 78,45. Verglichen mit den europäischen Juden sind diejenigen Nordafrikas bedeutend langköpfiger. Die ausgesprochen brachycephale Form mit einem Kopfindex von 84 und darüber ist unter den nordafrikanischen Juden selten; nur 5,61 pCt., in Tunis sogar noch weniger, nämlich 1,5 pCt., hatten diese Kopfform, während sie 32,89 pCt. der osteuropäischen Juden besitzen. Die erwachsenen Juden zeigen einen ähnlichen Index, in Marokko 75,92, in Tunis 76,11, während die von Algier und Constantine breitköpfiger sind und ungefähr den Typus ihrer europäischen Glaubensgenossen erreichen. Die Nase ist bei den nordafrikanischen Juden etwas länger und schmäler als bei den europäischen Juden. Die Vorstellung, daß die meisten

Digitized by Google

Juden Habichts- und Adlernasen hätten, die schon für Europa, wo tatsächlich nur 10—15 pCt. solche Nasen haben, irrig ist, trifft für Nordafrika noch weniger zu. Nur 5 von 77 Juden hatten diese Nasenform. (Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 1905, No. 11.)

Die Funde aus ägyptisch-prähistorischer Zeit mehren sich; jetzt erhalten wir Kunde von neuen Entdeckungen durch den Aegyptologen John Garstang, der im Winter 1904—05 Ausgrabungen beim alten Hierankonpolis ausführte, wobei er nicht nur Funde machte, die bis zur dritten Dynastie und noch früher zurückgehen, sondern auch bei den Mauern einer großen Festung, wo er 2—3 Meter unter der Oberfläche grub, auf eine Nekropole aus vorgeschichtlicher Zeit stieß, in der er nicht weniger als 188 Gräber bloßlegte und photographieren konnte. Die Abbildungen (im „Man" vom Oktober 1905) zeigen uns die Skelette in Hockerstellung mit reichen Beigaben, darunter vielen Urnen und Schüsseln von bekannter Form, das Skelett eines Kindes, das in einem großen Tontopfe beigefügt war und endlich Steinwerkzeuge: durchbohrte Hämmer, facettierte Steinkeile und eine schön gearbeitete Pfeilspitze aus Feuerstein, alles Gegenstände, die ganz ähnlich wie neolithische Funde aus Europa aussehen. (Globus 1905, No. 20.)

Die Anfänge der Staatenbildung in Babylonien. Mit welchem Namen das älteste Kulturvolk des mesopotamischen Tieflandes sich selbst benannte, wissen wir nicht, da der allgemein für dasselbe angenommene Name der Sumerer erst aus dem späteren Namen des Landes abgeleitet ist. Was für ein Volk waren jene Sumerer? Die Untersuchung der zweisprachigen Texte in babylonischer Keilschrift ließ erkennen, daß alle aus den ältesten Zeiten stammenden Inschriften mit wenigen Ausnahmen in jener sonderbaren Sprache verfaßt sind, die in ihrem Bau und ganzen Wesen von dem semitischen Dialekt des späteren babylonischen und assyrischen Reiches grundverschieden ist. Die Keilschrift selbst war ursprünglich eine reine Bilderschrift und muß als Erfindung des hochbegabten Volkes der Sumerer angesehen werden. Fast alle historischen Texte, die vor der Gründung eines einheitlichen Reiches durch Hammurabi (um 2250 v. Chr.) verfaßt wurden, sind in sumerischer Sprache geschrieben. Die ältesten Denkmäler sind in eine Zeit um das Jahr 5000 v. Chr. zu setzen. Doch müssen die Anfänge der sumerischen Kultur noch weiter rückwärts liegen. In der ältesten sumerischen Periode gab es zwei Reiche, Kisch und Schirburla, die in dauernder Fehde miteinander lebten. Einen großen Aufschwung nahm die Macht des Südstaates Schirburla unter der Dynastie des Ur-Nina, der uns in einem Denkmale sein und seiner Kinder Porträt hinterlassen hat. Sein Enkel Eannatum dehnte sein Reich über Kisch und das im Osten gelegene Elam aus, während sein Sohn Entemena durch Anlage neuer Kanäle immer mehr Land der Kultur gewann. Als die Kraft dieses Herrscherhauses erlahmte, erhob sich von Gischusch in Südbabylonien aus ein neues mächtiges Reich, dessen Mittelpunkt später Ur wurde. Der Norden dagegen gelangte um jene Zeit in die Hände der Semiten. Der Held, der seine semitischen Scharen zum Siege über die sumerische Bevölkerung führte und die nordbabylonische Stadt Agade zum Mittelpunkt des neuen Reichs erkor, war Sargon, dessen historische Existenz früher bezweifelt wurde. Die Semiten machten sich Religion und übrige Kultur des Landes zu eigen, behielten aber andererseits ihre eigene Sprache. Aber ehe die semitische Rasse den endgültigen Sieg über die Sumerer davontrug, sollten die letzteren noch einmal zu ruhmvoller Höhe emporsteigen. Wieder war es das alte Schirburla, das noch einmal eine leitende Rolle zu spielen berufen war. Gudea war der Name des Fürsten, der der alten Stätte neuen Glanz verlieh. Vor allem verstand er es, seine Macht zum Wohle seines Landes auszunutzen. Wir müssen staunen über den Aufschwung, den auch die Kunst unter seiner Regierung genommen hat, wenn wir die herrlichen Statuen Gudeas betrachten. Doch waren die Nachfolger Gudeas ihm in keiner Hinsicht gewachsen, und so kam es, daß Schirburla wiederum seine leitende Stellung verlor. An seine Stelle trat Ur, das zum Mittelpunkt eines neuen großen Reiches wurde. Dann folgte eine Fremdherrschaft der Elamiten, die von Susa aus das Land eroberten und es durch ihnen untergebene Fürsten regierten. Um jene Zeit taucht Babylon als Sitz einer neuen, zum Teil noch von Elam abhängigen Dynastie auf. Hier finden wir eine Reihe von Herrschern, die rein semitische Namen tragen. Aber sie sind nicht etwa Nachkommen der unter dem alten Sargon eingerückten Semiten, sondern ein ganz frischer Volksstamm, der, von der Wüste herkommend, sich der Herrscher Nordbabyloniens bemächtigte. Der sechste Herrscher aus jener semitischen ersten

Digitized by Google

Dynastie von Babylon war Hammurabi, ein Feldherr und Staatsmann, der zu den glänzendsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte gerechnet werden muß. Im Jahre 2250 gelang es ihm, Larsa, den Sitz des elamitischen Satrapen Eri-Aku, zu erobern und so Nord- und Südbabylonien zu vereinigen. Babylon war dadurch zum erstenmal an die Spitze von ganz Babylonien getreten und behauptete diese Stellung, bis es im Jahre 538 der Macht der indogermanischen Perser erlag. (A. Ungnad, Deutsche Revue 1905, No. 10.)

Grabfunde mit griechischen Inschriften in Jerusalem. Auf dem Gebiete des syrischen Waisenhauses in Jerusalem wurde eine mit einem großen Stein verschlossene Grabhöhle gefunden, welche eine durch einen Stein verschlossene Kammer mit Steinbänken und fünf Schiebgräbern enthält, die ebenfalls durch Steinplatten verschlossen waren. Drei der Schiebgräber waren leer, zwei enthielten drei mit Steindeckeln versehene Steinsärge, während zwei weitere Steinsärge in der Kammer selbst standen. Die hübsch verzierten Särge enthielten menschliche Gebeine und auf dreien fanden sich griechische und hebräische Inschriften: Papias kai Salome Skythopoleitai, Ammia Skythopoleitissa, Anin Skythopoleites, dann Papias habbesani, Ammia habbesani, Charin habbesani, Joseph bar (Sohn) Charin. Es handelt sich also um drei Personen aus Besan, das Beth Scheon der Bibel, das in der Makkabäerzeit bereits griechisch Skythopolis hieß. Man muß nach den Namen und den aramäischen Schriftzeichen jedenfalls auf ein jüdisches Grab schließen; dasselbe scheint vor dem Jahre 70 n. Chr. absichtlich verdeckt worden zu sein, um es vor Entweihung durch die heranziehenden römischen Heere zu schützen. Doch ist für das Grab der wohl aus Besan nach Jerusalem übergesiedelten Familie ein Spielraum von 150—200 Jahren rückwärts von 70 n. Chr. zu rechnen. Der Prozeß der Beisetzung ist so zu denken, daß die Leiche in Tücher gewickelt, in ein zu vermauerndes Schiebgrab gelegt und bis zur vollständigen Verwesung gelassen wurde. Nach ungefähr zwei Jahren wurden dann die Gebeine gesammelt und in Steinsärge gelegt, die oft die Gebeine mehrerer Verstorbener enthielten. (Jüdisches Volksblatt 1905, No. 28.)

Die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten. So wichtig auch die politischen und wirtschaftlichen Probleme sind, die das amerikanische Volk zu lösen hat: die Rassenfrage steht ihnen an Bedeutung nicht nach. Sie ist durch die Befreiung der Neger aus der Sklaverei nicht erledigt worden, sie ist vielmehr durch diesen Schritt erst zu der Wichtigkeit gelangt, die sie jetzt besitzt. Die Aufmerksamkeit mag manchmal von ihr abgelenkt werden, aber sie tritt immer wieder in den Vordergrund. Die Union muß ein Mittel finden, das nicht nur ein friedliches, sondern auch ein für sie selbst und das ganze Land ersprießliches Zusammenleben der beiden Rassen sichert. Darüber besteht kein Zweifel; doch über die Art der Lösung gehen die Meinungen weit auseinander. Von denen abgesehen, die noch immer an die Möglichkeit einer Verpflanzung aller in den Vereinigten Staaten lebenden Neger nach Afrika oder nach einem anderen Erdteil glauben und deren Zahl so klein wie ihr Plan chimärisch ist, stehen sich die Vertreter zweier Anschauungen gegenüber: die einen, die verlangen, daß der Neger dem Weißen völlig gleichgestellt werde und die auch von der Möglichkeit dieser Entwicklung fest überzeugt sind; und die anderen, die den Neger in einem Zustand der Abhängigkeit erhalten und ihm am liebsten die bürgerlichen Rechte wieder nehmen möchten, die er erhalten hat. Dazwischen finden wir alle denkbaren Abstufungen; doch darf behauptet werden, daß die Zahl derer, die eine uneingeschränkte bürgerliche und soziale Gleichberechtigung des Negers befürworten, beständig kleiner geworden ist. In den Südstaaten herrscht die Tendenz vor, die Neger wieder in das alte Abhängigkeitsverhältnis zurückzubringen. Auch im Norden wird die Zahl ihrer Anhänger immer größer. So ziemlich niemand glaubt mehr an die Möglichkeit, der Neger könne je dem Weißen ganz gleichgestellt werden. Strenge soziale Scheidung und politische Abhängigkeit, wenn nicht vollständige Entrechtung, verbunden mit Arbeit der schwersten und einfachsten Art bilden die mildeste Form des Verhältnisses zwischen den beiden Rassen, die dem amerikanischen Volke heute vorschwebt. Und in Wirklichkeit ist heute der Neger in den Südstaaten zum großen Teil sozial und politisch entrechtet, ohne daß sich das öffentliche Gewissen der Nordstaaten dagegen wehrt. Bei der Beratung der neuen Verfassung von Mississippi sprach sogar ein Neger für die geplanten Beschränkungen. Auch er vertrat die Meinung, die immer mehr an Boden gewinnt, daß die Zukunft seiner Rasse in schwerer Arbeit liege, und daß es für sie vorteilhaft sei, wenn sie sich das Stimmrecht erst

Digitized by Google

erwerben müsse, also ein festes Ziel habe. Trotz der tausend Hindernisse, die den Negern in den Weg gelegt wurden, und trotzdem daß ihnen bei ihrer Erlösung aus der Sklaverei eigene Initiative und der Trieb zur Arbeit vollständig fremd war, hat doch eine nicht zu unterschätzende Anzahl von Negern in den vierzig Jahren der Freiheit Eigentum im Betrage von etwa 600 Millionen Dollars erworben. Dadurch ist die immer wiederholte Behauptung, der Neger arbeite nur, wenn er durch körperliche Gewalt dazu gezwungen werde, und die Erwerbung von Kenntnissen, selbst der einfachsten Art, mache ihn untüchtig zur Arbeit, glänzend widerlegt. Im Norden wie im Süden ist der Neger auf dem Wege, sich durch ehrliche, schwere Arbeit einen Platz unter dem soliden Bürgertume zu erwerben und zu beweisen, daß der ihm gemachte Vorwurf, er sei unfähig zur Selbständigkeit, und träg, unbrauchbar und unverbesserlich, der Begründung entbehrt. Richtig ist, daß der Neger ein Naturell besitzt, das ihn vom Weißen unterscheidet. In mehr als einer Beziehung ist er buchstäblich ein Kind. Seine Sucht, den Weißen nachzuahmen, seine Eitelkeit, die ihn nur zu leicht verführt, sich in grotesker Weise aufzuputzen, und sein Hang zum Prahlen machen ihn oft zur komischen Figur, die um so mehr Heiterkeit hervorruft, als er sich gern bemüht, in seinem Auftreten übertriebene Würde an den Tag zu legen. Das sind aber Eigenschaften, die man bei unerzogenen Völkerschaften fast immer findet. Ihnen stehen andere gegenüber, die erwärmend wirken, so die fast nie versagende gute Laune, die ihn auch in schweren Zeiten nicht verläßt, echter Humor und immer vorhandene Hülfsbereitschaft. Dazu gesellt sich eine beinahe unbezähmbare Sucht nach Vergnügungen jeder denkbaren Art. Ob es dem Neger gelingen wird, die seinem Naturell entspringenden Schwächen verschiedener Art überhaupt abzulegen, und ob ers tun kann, ohne zugleich einige seiner guten Eigenschaften zu verlieren, entzieht sich aller Berechnung. Mag nun das Vorurteil gegen die „schwarze Haut" des Negers noch so ungerecht und unsinnig sein: Das Vorurteil ist vorhanden und man muß mit ihm rechnen. Daher entspringt die vollständige soziale Trennung. Von der sozialen Gleichstellung zur Vermischung der Rassen wäre nur ein Schritt, denkt der Amerikaner, und dieser Gedanke ist ihm fürchterlich. Die Vermischung mit der daraus entstehenden Herrschaft eines Bastardvolkes wäre ja auch unzweifelhaft das größte Unglück für das Land. Darauf ist aber nicht zu rechnen; denn Mischehen werden fast ausnahmslos nur von Weißen geschlossen, die von ihrer eigenen Rasse schon ausgestoßen worden sind. In allen Südstaaten sind sie sogar verboten; doch dürfte diese Bestimmung erst in der Zukunft die Feuertaufe zu bestehen haben. Uebrigens haben mehr als 15 pCt. der Neger weißes Blut in ihren Adern. Sie stammen fast alle aus der Sklavenzeit. Genaue Erhebungen lassen sich jedoch nicht anstellen, da der Neger auf die Beimischung weißen Blutes stolz ist und sie dem Zensusbeamten oft ohne Berechtigung vorlügt. Was die Zukunft anbetrifft, so wird den Nachkommen der Amerikaner von heute ein Problem gestellt werden, an das alle Aufgaben, mit denen die gegenwärtige Generation sich zu beschäftigen hat, nicht entfernt heranreichen. Zunächst sind heute nur zwei Lösungen sichtbar: die völlige Vermischung der beiden Rassen, die nach der Ueberzeugung aller Männer von Bedeutung den gänzlichen Untergang der auf dem amerikanischen Kontinent aufgebauten Zivilisation und Kultur zur Folge hätte; oder das Fallen aller Schranken zwischen den beiden Rassen, bis sie völlig gleichberechtigt nebeneinander leben und arbeiten, nur durch Blut und Hautfarbe unterschieden. Daß diese Lösung wünschenswert ist, wird jeder rechtlich denkende Mensch zugeben; daß sie aber möglich ist, glauben nur verschwindend wenige. Ein dritter Ausweg besteht darin, daß der Neger sich sehr allmählich zu einem tüchtigen, brauchbaren und geachteten Menschen entwickelt, also erfolgreich auf dem Wege fortschreitet, den die besten seiner Rasse ihm zeigen, und daß ihm erst dann, je nach seiner Befähigung, die Ausübung der Bürgerrechte in größerem oder geringerem Maße gestattet wird. (Georg von Skal, Die Zukunft 1905, No. 52–53.)

Zur Eingeborenenfrage in Südafrika. Als die wichtigste südafrikanische Frage weist sich immer deutlicher die Eingeborenenfrage aus, d. h. die Frage, wie die Stellung der Eingeborenen zu den Weißen geregelt werden soll, wie am besten dafür gesorgt werden kann, daß Südafrika ein Land des weißen Mannes werde. Diese Frage beschäftigt jedes einzelne der südafrikanischen Staatswesen für sich; sie wird aber schwerlich in befriedigender Weise gelöst werden, solange sie nicht als eine gemeinsame Frage der Weißen Südafrikas deutlich erkannt und behandelt wird. Noch ist ja das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Farbigen gar nicht zu stark entwickelt, und die Feindschaften, die in früheren Jahrhunderten die Geschichte des Landes bestimmt haben, sind von Geschlecht zu Geschlecht

Digitized by Google

übernommen worden. Aber je mehr der gemeinsame Gegner, der weiße Träger europäischer Kultur erstarkt, um so mehr werden naturgemäß die verschiedenen Bestandteile der farbigen Bevölkerung sich aneinander schließen. Wir haben im Schutzgebiet ja das Beispiel, daß die alten Todfeinde, Hereros und Hottentotten, Schulter an Schulter gegen uns gefochten haben. — Das englische System der Ausbildung der Eingeborenen tut ein übriges, um eine Entwicklung und Kräftigung des Solidaritätsgefühles der Farbigen zu begünstigen. Man erinnere sich des Berichtes aus der Kapkolonie, nach dem zurzeit 95 000 farbige Kinder gegen 65 000 weiße die Schule besuchen. Wenn diese 95 000 Farbigen erst durch die schwarze Presse, die in ihren Anfängen bereits besteht, in den Stand gesetzt sind, ihre Gedanken miteinander auszutauschen und sich über ihre solidarischen Interessen auszusprechen, so ergibt sich die auf einen schweren Kampf hindeutende Schlußfolgerung von selbst. Daß sie den Farbigen einmal das Wahlrecht zugestanden haben, bedauern weite Kreise unter der englischen Bevölkerung Südafrikas schon selbst wieder, und sie möchten den Schritt gern rückgängig machen. Aber ein einmal verliehenes Recht wieder zu entziehen, ist ohne schwere Erschütterungen nicht möglich. — Die Eingeborenenfrage wird über kurz oder lang der Gegenstand werden, dessen richtige oder weniger richtige Behandlung entscheidend sein wird für die Stellung und Bedeutung einer zivilisierten Macht in Südafrika innerhalb des Kreises der südafrikanischen Staatengebilde. Wenn das Schutzgebiet in Südwestafrika jetzt davor steht, allmählich wieder in geordnete wirtschaftliche Bahnen einzulenken, wird man von vornherein sich über die außerordentliche Bedeutung jener Frage klar sein müssen und diese Bedeutung nicht mehr aus den Augen verlieren dürfen. (Deutsche Kolonialzeitung 1905, No. 50.)

Die Weißen in den deutschen Kolonien. Die Zahl der weißen Bevölkerung in den deutschen Kolonien, mit Ausnahme von Südwestafrika, beträgt nach den letzten Zusammenstellungen 4015 (gegen 3474 im Jahre 1904), die größte Vermehrung weist Ostafrika mit 400 Seelen auf, während auf die übrigen Kolonien nur ein Mehr von 181 fällt. Von den 4015 Europäern sind 2729 Deutsche, und zwar in Ostafrika von 1873 Weißen 1324, in Kamerun von 826 Weißen 738, in Togo von 224 Weißen 216, in Neu-Guinea von 466 Weißen 348, auf den Karolinen von 47 Weißen 37, auf den Marschalinseln von 84 Weißen 66, auf Samoa sind neuere Zählungen nicht veranstaltet. Weiße Frauen gibt es in den Kolonien 546, Kinder 265, davon in Ostafrika allein 316 Frauen und 205 Kinder. (Berliner Tageblatt 1905, No. 49.)

Nationale Autonomie der Juden. In Wien fand eine große Versammlung von etwa 2000 Juden aller Parteischattierungen und Berufskreise statt, welche sich zu einer Kundgebung für die nationale Autonomie der österreichischen Juden gestaltete. Es wurde folgende Resolution angenommen: „Die am 12. Dezember 1905 im Ronachersaale tagende jüdische Massenversammlung erklärt sich für die nationale Autonomie in Oesterreich und fordert hierbei auf Grund des individuellen Rechtes der Selbstbestimmung sowie der unleugbaren geistigen Eigenart des jüdischen Volkes für dieses die nationale Gleichberechtigung mit allen österreichischen Nationen."

Ueber den Einfluß des Alkohols auf Organismus und Vererbung. Was den Einfluß des Alkohols auf die Widerstandsfähigkeit des menschlichen und tierischen Organismus anlangt, so muß die Tatsache hervorgehoben werden, daß die alkoholischen Getränke sowohl in dem menschlichen als auch in dem tierischen Körper erhebliche krankhafte Veränderungen verursachen, daß insbesondere gewisse Organe, wie Leber, Magen, Darm, Nieren usw. durch den Alkohol pathologisch verändert und beschädigt werden. Ebensolche Degenerationsprozesse findet man auch in den Körpern alkoholisierter Tiere. Diese Veränderungen führen zu einer Verminderung der Widerstandsfähigkeit des Organismus. Diese zeigt sich in einer größeren Sterblichkeit, besonders an Infektionskrankheiten, wie aus der Mortalitätsstatistik verschiedener Berufe hervorgeht. Lungenentzündung und Lungenschwindsucht werden dabei besonders genannt. Experimentelle Beobachtungen an Tieren haben dies bestätigt. Durch solche außerordentlich mühsame Tierversuche ist festgestellt worden, daß schon verhältnismäßig sehr kleine Alkoholgaben die normale Widerstandsfähigkeit des tierischen Organismus gegen Infektionskrankheiten herabsetzen, und es liegt sehr nahe anzunehmen, daß die Widerstandsfähigkeit der Tiere auch gegen andere schädliche Ursachen herabgesetzt wird. Aber auch die Nachkommenschaft wird durch Alkohol geschädigt. Arbeiten von Leppich,

Digitized by Google

Roesch, Demme, Baer, Legrain und Arrivé haben dargetan, daß bei Kindern von Alkoholisten eine große Sterblichkeit auftritt. Auch hat man oft Mißgeburten und totgeborene Kinder in Trinkerfamilien beobachtet. Als gewöhnliche Todesursachen werden sonst angeborene Schwäche, Krämpfe, Gehirnhautentzündung und andere Infektionskrankheiten angegeben. Auch diese Beobachtung wird durch Versuche an Meerschweinchen und Kaninchen bestätigt. Von alkoholisierten Kaninchen wurden z. B. 88 Junge geworfen, und von diesen 88 Jungen starben kurz nach der Geburt nicht weniger als 54, also 61,36 pCt., und nur 34, also 38,64 pCt. blieben am Leben. Noch viel verderblicher war die Alkoholbehandlung für die Nachkommenschaft der Meerschweinchen. In diesen Versuchsreihen wurden 89,29 pCt. Junge entweder totgeboren oder starben bald nach der Geburt, und nur 10,71 pCt. blieben am Leben. In derselben Zeit warfen sechs Kontroll-Meerschweinchen 16 Junge, von denen drei, d. h. 18,75 pCt. kurz nach der Geburt starben, während 13, d. h. 81,25 pCt. am Leben blieben. Eine ganze Reihe von Beobachtungen weisen ferner darauf hin, daß ein sehr großer Prozentsatz von Idioten, Epileptikern und anderen schweren Nerven- und Geisteskrankheiten verschiedener Art unter den Nachkommen von Alkoholikern vorkommt. Nach alle dem muß der Alkoholgenuß als eine der allerschwersten Degenerationsursachen des Menschengeschlechts bezeichnet werden. (Prof. T. Laitiner, Vortrag auf dem zehnten internationalen Antialkoholkongreß in Budapest.)

Sexualethische Unterweisung der Kinder. Der „Bund für Mutterschutz" richtete an den preußischen Kultusminister eine Petition, in welcher „geschlechtliche Belehrung" der Kinder in der Schule gefordert wird. In dieser Petition heißt es: Die Entartung und Zügellosigkeit des geschlechtlichen Lebens gehört zu den furchtbarsten Schäden unseres Volkslebens. Daß dieser Schaden der Oeffentlichkeit unbekannt sei, kann nicht mehr behauptet werden, denn die Zunahme der Prostitution und der venerischen Krankheiten, die Frauenleiden, die Sittlichkeitsverbrechen, die pornographische Literatur und die schamlose Heuchelei auf geschlechtlichem Gebiete reden eine deutliche Sprache. Leider haben bis jetzt die Behörden nur durch polizeiliche und medizinische Maßnahmen dem Uebel zu steuern versucht. Beide Mittel müssen sich aber als unzulänglich erweisen, denn beide wenden sich gegen die vollendete Tat oder ihre Folgen; die Ursache des Uebels lassen sie unberührt. Eine der Hauptursachen der Entartung des geschlechtlichen Lebens liegt unseres Erachtens darin, daß man die Jugend auf diesem Zentralgebiete des Menschendaseins völlig führerlos läßt. So fällt sie der gemeinsten Form der Aufklärung anheim und steht jeglicher Verführung wehrlos gegenüber. Das Schweigen aller zur Erziehung berufenen Faktoren wirkt weiter dahin, daß das geschlechtliche Leben als etwas Gemeines erscheint. So wird Ehrfurcht vor den Quellen des Lebens bei jung und alt unmöglich. Die Folgen sind die furchtbaren Zustände, welche wir oben genannt haben. Dazu kommt, daß die Entartung des Geschlechtstriebes in ganz besonderem Maße unter das Gesetz der Vererbung fällt. Nun sind wir uns wohl bewußt, daß bei Erwachsenen oft wenig zu helfen ist. Aus der Jugend aber kann ein neues besseres Geschlecht herangezogen werden. Die Aufklärung den Eltern zu überlassen, muß indes als durchaus unzureichend erachtet werden; wir beziehen uns hierbei sowie für die Begründung unserer Bitte überhaupt auf die beigefügten zwei Schriften unserer Vorstandsmitglieder, sowie auf die nachstehend verzeichnete Literatur. Darum wenden wir uns an die mit Erziehung und Unterricht der Jugend betrauten Staatsbehörden mit dem Anliegen, dieser wichtigen Frage praktisch näher treten zu wollen. Wir richten an Ew. Exzellenz die ehrfurchtsvolle Bitte: Ew. Exzellenz wolle einen Ausschuß berufen unter Hinzuziehung geeigneter Sachverständigen (wie männliche und weibliche Aerzte, Lehrer usw.), um methodische Vorschläge für die Einfügung einer geschlechtlichen Belehrung der Schuljugend in den naturkundlichen Unterricht auszuarbeiten.

Staats- und Rechtskunde in unseren Schulen. Bei allen Strafgerichten (mit Ausnahme des Reichsgerichts) sollen Laien als Richter teilnehmen. Aber leider wird für die Rechtskunde in unseren Schulen fast gar nichts getan. Daher kommt auch das Mißtrauen und das Mißverstehen, das heutzutage in weiten Kreisen der Rechtsprechung sowohl als der Staatsorganisation entgegengebracht wird. Mehr sind unsere Schüler mit römischer und griechischer Staatsverfassung vertraut als mit der des eigenen Landes. In Wirklichkeit ist für die politische und rechtliche Bildung unseres Volkes bisher so gut wie nichts geschehen. Daher ist zu fordern: Die Einführung in die Grundzüge unserer Staats- und Rechtskunde als Unterrichts-

Digitized by Google

gegenstand in allen Schulen als ein dringendes Erfordernis unserer neuzeitlichen Rechtsentwicklung; sie ist nötig, um eine wirkliche und fruchtbare Mitwirkung des Volkes an der Rechtsprechung und Verwaltung zu gewährleisten, ferner um die vielfach auf Unkenntnis beruhende Mißstimmung, ja Erbitterung gegenüber den Maßnahmen der Verwaltungsbehörden, wie gegenüber der Rechtsprechung der Gerichte zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, und endlich, um im Volke die Achtung vor dem Staate, die Wertschätzung seiner Einrichtungen und die Freude der Mitarbeit an seinen Aufgaben und seiner Weiterentwicklung zu stärken und neu zu beleben. (Dr. Glock, Deutsche Juristenzeitung 1905, No. 18.)

Bücherbesprechungen.

Georg Grupp, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. Zwei Bände. München 1904. — Kultur der alten Kelten und Germanen. München 1905. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Obgleich es schon eine Reihe vorzüglicher Werke über die Kultur- und Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit gibt, kann vorliegendes Werk von G. Grupp doch als eine wertvolle Bereicherung dieser Art Literatur angesehen werden. Es enthält manche Gesichtspunkte und Betrachtungen, die man in ähnlichen Schriften vergeblich sucht. Der erste Band schildert den Untergang der heidnischen, der zweite die Anfänge der christlichen Kultur. In diesem Band handelt ein besonderes Kapitel über „Germanische Einflüsse". Wir sehen, wie die Germanen in der späteren Kaiserzeit auf Kriegswesen, Nahrung und Kleidung, Sittlichkeit einen bestimmenden Einfluß ausüben, aus dem später eine neue Ordnung der Dinge hervorwachsen sollte. Der Autor verfügt über eine große Belesenheit in der älteren und neueren Literatur; die Sprache ist klar und fließend; störend wirken nur die oft unmotivierten Vergleiche mit sozialen und geistigen Zuständen und Bestrebungen der Gegenwart, in denen der Verfasser seinen parteipolitischen Glauben zutage treten läßt, während er in seiner historischen Darstellung sich einer seltenen Objektivität befleißigt.

Grupps Untersuchungen über die „Kultur der alten Germanen und Kelten" lassen im Gegensatz zu seinem Werk über die römische Kaiserzeit trotz mancher Vorzüge einige Mängel erkennen. Archäologische und anthropologische Fragen scheinen ihm weniger gut zu liegen als psychologische Kulturschilderungen, wie sie in dem erstgenannten Werk mit großer Sachkenntnis und geschickter Darstellungsweise vorgetragen werden. Auch glaubt der Verfasser noch an die asiatische Heimat der Indogermanen, wofür bisher noch nicht der geringste exakte Beweis erbracht worden ist, und an das „Trugbild des Ostens", wonach die meisten prähistorischen Kulturelemente Europas aus dem Orient stammen sollen. Mindestens hätte die Theorie von dem europäischen Ursprung der indogermanischen Rasse und Kultur größere Berücksichtigung finden müssen. Indes möchten wir auch dieses Buch wegen seiner übersichtlichen Darstellung des Tatsachenmaterials allen denen empfehlen, die sich über die indogermanische Urzeit und speziell über die ältere Kultur der Germanen und Kelten unterrichten wollen.

Dr. Ludwig Woltmann.

Felix Dahn, Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Breitkopf & Härtel, Leipzig 1905. 116 S.

Der allbekannte Verfasser so vieler teils wissenschaftlicher, teils dichterischer Schriften über die rechtliche und staatliche Geschichte des Germanentums, namentlich der sogenannten Völkerwanderungszeit, gibt hier eine Art populärer Zusammenfassung seiner Lebensarbeit. Leider zeigen die ersten Abschnitte des Schriftchens, daß sich diese Lebensarbeit auf die anthropologischen und prähistorischen Seiten des Germanenproblems nur in recht dürftigem Maße erstreckt hat. Unter den unzähligen Gründen, die gemeinsam die nordeuropäische Heimat der Germanen beweisen, sucht er sich einen einzigen, und zwar ziemlich nebensächlichen heraus, widerlegt dessen Tragweite und phantasiert dann frisch und frei wieder von der unsinnigen Einwanderung der Germanen aus Asien. Dergleichen sollte jemanden,

Digitized by Google

der darauf Anspruch macht, nicht nur Romanschriftsteller zu sein, gegenwärtig nicht mehr passieren! Dahn aber dekretiert ohne Angabe irgend eines Grundes: „Entlehnung durch die Asiaten von den europäischen Ariern ist ausgeschlossen" (S. 4). Man traut seinen Augen kaum. Um die asiatische Phantasie-Hypothese zu stützen, kommt es ihm selbst auf einige innere Widersprüche nicht an. Er behauptet nämlich: „In Europa sind die Germanen jahrhundertelang von Osten nach Westen gewandert, von der Grenze Asiens her" (S. 4). Dagegen muß er an andern Stellen (S. 9 und S. 16) bekennen, daß große Teile der Germanen jahrhundertelang von Nordwesten nach Südosten gewandert sind. Und so ist es: als Resultante beider Wanderungsarten bleibt nichts anders übrig, als die ewige Wanderung von Nord nach Süd; nur weil man hier auf dem Wege von Skandinavien südwärts notwendig auf die Alpen und die vor ihnen sich stauenden Völkerschaften traf, hat sich der Wanderstrom teils nach Westen, teils nach Osten verteilt.

Im folgenden schildert Dahn sachverständig und recht anschaulich die Entwicklung des germanischen Staates von der Sippe — die er mit Recht schon als Sippestaat bezeichnet — zum Sippenstaat, weiter zum Gemeindestaat, Gaustaat, Völkerschaftsstaat, Stammesstaat und Reichsstaat, geht dann ausführlich auf die Nachwirkungen der Sippe im Genossenrecht, in der Eidhülfe, dem Wergeld, der Muntschaft, dem Erbrecht usw. ein. Hieran schließen sich einzelne nicht allzu methodisch ausgewählte Abschnitte über den Völkerschaftsstaat, sein Kriegswesen und seine Verwaltung, über die Märkte, das Strafrecht, die Stände und die Volkswirtschaft.

Wenn auch das Meiste in diesen Ausführungen ziemlich allgemein bekannt ist, so lernt man doch auch einige neue, interessante Züge kennen, wegen deren das Büchlein auch für Vorgeschrittenere noch immer zu empfehlen ist. Leider wird dabei sehr wenig Gewicht auf die Chronologie gelegt. Oft geht Aelteres und Späteres durcheinander, oder es scheint wenigstens so, da die Quellen, auf Grund deren Dahn etwa zu abweichenden Ansichten hat kommen können, nicht angegeben werden. So ist es mir z. B. nicht bekannt, auf Grund welcher Quellen Dahn die „Hofgerichte" für die Unfreien schon in die Urzeit versetzt (S. 83).

Den Schluß bildet eine Betrachtung der germanischen Mythologie, in welcher besonders moralische Züge der germanischen Götter angegeben werden. Einen klaren Begriff vom Wesen der germanischen Mythologie bekommt man aber nicht, da Dahn es vergessen hat, auszuführen, wie diese Götter nicht bloße Phantasieen, Hypostasen und Allegorien, sondern ursprünglich sehr konkrete Wesen, nämlich die Gestirne sind.

Dr. J. R. Eichmann.

Otto Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. Zwei Bände. Fr. W. Grunow, Leipzig 1903, 1904.

Wem will das vorliegende Werk dienen? Lesern, möchten wir annehmen, die über eine allgemeine aber nicht speziell historische Bildung verfügen. Der ganze Bestand unserer allgemeinen Bildung hat seine historische Seite. Der gebildete Mensch lernt jedoch viele Werke der Kunst, der Literatur, der Musik, er lernt viele Tatsachen und Ideen weit eher kennen, als er ihre historische Rolle und ihre historische Entstehung und Bedingtheit kennt. Da gilt es, alles was man weiß, einmal zu sammeln, es mit dem speziell historischen Wissen zu kombinieren und so ein reicheres und volleres Geschichtsbild zu gewinnen.

Diesem Zwecke wird das vorliegende Buch vortrefflich gerecht. Daß ihm ein eigentlicher leitender Gedanke im Sinne einer Tendenz fehlt, werden viele Leser nicht unangenehm empfinden. Dafür wird der Leser an vielen Stellen des Buches ohne Aufdringlichkeit — Literaturnachweise werden nicht gegeben — mit dem gegenwärtigen Stand der Forschung bekannt gemacht. Die besten Werke sind benutzt worden. Hierin liegt seine Berechtigung zu dem Anspruche, dem historischen Interesse Richtlinien zu geben. Das Buch ist also lehrreich; und bei dem großen Stoff, den es behandelt (Geschichte des deutschen Volkes von der Römerzeit bis zur Gegenwart), ist es besonders anerkennenswert, daß es der Verfasser versteht, eine Menge interessanter, konkreter Einzelheiten einzuflechten.

Die Geschichtserzählung ist zwar ohne stärkeren Rhythmus und Akzent, schreitet jedoch in einem durch das ganze Buch hindurch gleichmäßigen Tempo fort. Bemerkt werde noch, daß der Verfasser die Forschungsergebnisse Wilsers, Penkas, Muchs und der ihnen nahe stehenden Gelehrtengruppe nicht berücksichtigt oder nicht akzeptiert hat.

Dr. G. Wyneken.

Digitized by Google

Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Von Dr. Friedr. S. Krauß, Wien. I. Bd. Deutsche Verlags-Akt.-Ges. zu Leipzig 1904. Preis Mk. 30.— Groß-Quart. 530 Seiten.

Krauß, dessen anthropologisch-ethnographische Publikationen über weibliche Körperschönheit seinen Namen rasch populär gemacht haben, begann mit dem vorliegenden, dem Professor Franz Boas in New-York gewidmeten, stattlichen Bande eine Serie von Veröffentlichungen, welche sich auf den Geschlechtsverkehr beziehen. Der Verfasser ist, wie seine Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke und romanischer Meistererzählungen und seine Beiträge zur Volkskunde der Süd-Slawen dargetan haben, literaturhistorisch und linguistisch mit diesen Volksstämmen wohl vertraut. Er beherrscht ihre Sprachen und Idiome, kennt ihre Ueberlieferungen und Lebensgewohnheiten und speziell auch deren sexuale Seiten auf das genaueste.

Eine Sittengeschichte dieser nur halb zivilisierten Völkerschaften zu schreiben, der Plebejer unter Polen und Rumänen, der Bosnier, Slawonier, Chrowoten, Herzegowiner, der Serben des Moravagebietes Südungarn, der Montenegriner — dieses bunten Völkergemisches, das Krauß unter dem Kollektivnamen „Südslawen" zusammenfaßt, dazu ist der Verfasser, wie wenige, befähigt. Mit einem erstaunlichen Sammeleifer hat er besonders in den niederen Schichten jener Volksgruppen fast 400 Erzählungen, Schnurren, kulturgeschichtliche Skizzen zusammengetragen, so wie sie der Volksmund bisher nur persönlich überlieferte. Von Hirten und Viehzüchtern, von Landbauern und Handwerkern, von alten Frauen und jungen Mädchen, von Geistlichen und Richtern, kurz sowohl von unteren Volkskreisen, als von solchen, die mit ihnen verkehren müssen, hat er sich Beiträge zur Sexualkunde geholt. In der Originalsprache, in der er sie aufzeichnete, bringt er sie zum erstenmal als Literatur-Wahrzeichen und jedesmal ist die deutsche Uebersetzung beigefügt. Anmerkungen zur Völker-Psychologie erklären das weniger Verständliche dieser eigenartigen Sittenkunde.

Damit ist der Lichtseite des fleißigen Sammelwerks Gerechtigkeit geworden. Es fehlt freilich auch die Schattenseite nicht und diese läßt sich ganz kurz damit charakterisieren, daß diese Erzählungen sämtlich das Stärkste sind, was wohl jemals über Sittenlosigkeit, Perversität, Sinnlichkeit roher Naturmenschen gedruckt worden ist. Die wissenschaftliche — folkloristische — Richtung betrachtet es ja als ihr gutes Recht, alles im Interesse der Wahrheit beim rechten, vulgären Namen zu nennen, kein Blatt vor den Mund zu nehmen und ein treues Abbild von dem skrupellosen Sexualverkehr, von den geschlechtlichen Ausschweifungen aller Art zu bieten. Allein uns will bedünken, daß Krauß hier im Verismus doch zu weit geht. Denn er schildert uns den Sumpf und Schmutz, die Zügellosigkeit und Fäulnis; er verschont uns mit keinem Detail in Wort und Gedankengang, in Obscönitäten und Lascivitäten, unterläßt es aber, obwohl er ein so trefflicher Aesthetiker ist, uns auch mit den unanfechtbareren, edleren, poetischen Seiten im Liebesleben der Südslawen bekannt zu machen, mit den gemütvollen Zügen ihres intersexuellen Verkehrs. So fehlt das ausgleichende, versöhnende Element und wir behalten den Eindruck zurück, daß in jenen Länderstrichen wohl nur die Korruption, die Sexualpathologie herrscht. Und das möchten wir zur Ehre dieser „Halbasiaten" nicht annehmen. Gewiß, die Ethnologie darf nicht prüde sein; sie muß auch derben Volkshumor verstehen; sie darf die Nachtseiten des Seelenlebens, die Auswüchse der Kultur nicht verschweigen. Ob es aber gerade nötig ist, mit breitem Behagen und ohne jede Scheu vor ästhetischem Widerwillen diese Schnurren und Späße in unverblümtester Sprache aneinander zu reihen, möchten wir bezweifeln. Ein Gericht darf nicht ausschließlich aus Paprika bestehen.

Möge der begabte, fleißige, vielseitige Autor uns in den nächsten Bänden seines Sammelwerks auch die Anmut und Grazie nicht vermissen lassen, welche sicher jenen Völkern bezüglich des Liebeslebens nicht fehlt. Dadurch erst wird er uns das „Naturalia non sunt turpia" annehmbar machen. ✍

Prof. Friedrich Gottl, Die Grenzen der Geschichte. Leipzig 1904. Duncker & Humblot. 142 S., Preis 3 Mk.

Diese Schrift des Brünner Nationalökonomen ist die Erweiterung eines Vortrags vom Heidelberger Historikertag 1904. Sie schließt sich jener großen Reihe von Arbeiten von Historikern, Philosophen usw. aus dem letzten Jahrzehnt an, in

Digitized by Google

denen die Grenzabsteckung zwischen den Geschichtswissenschaften und den Naturwissenschaften mit meist unzureichender Kenntnis der letzteren versucht wurde. Vergebens scheint die viele Mühe aber doch nicht gewesen zu sein, denn wenn man nach vorliegender Schrift urteilen kann, tritt doch allmählich eine größere Klärung des Problems ein. Denn eine ganze Reihe von oft wiederholten Irrtümern erscheint hier bereits weggefegt.

Verfasser hat sich die Aufgabe dadurch erleichtert, daß er sich nur mit einer einzigen Naturwissenschaft, der sogenannten „historischen Geologie", also der Geogenie, ausführlich auseinandersetzt. Und statt viele Beispiele zu geben, die in der Tat oft nur verwirren, kommt er immer wieder auf ein einziges, sehr gut gewähltes zurück. Sein Blick schweift nämlich von Heidelberg nach dem Odenwald hinüber und findet hier einerseits die Aufgaben der Geologie, andererseits eine historische Aufgabe, anknüpfend an einige von Römerhand bearbeitete, aber unfertig zurückgelassene Säulentrommeln. Seine Ausführungen gipfeln darin, daß er zwei prinzipielle Unterschiede zwischen Geogenie, Biogenie usw. auf der einen Seite (einer Gruppe, die er als Metahistorik zusammenfaßt) und der Historie, zu der er die Nationalökonomie als Schwesterwissenschaft rechnet, aufstellt. Der erste Unterschied ist formell, der zweite materiell.

Formell soll nur die Historie eine „Interpretation von Sein, um Geschehen zu erschließen" sein, die „Metahistorik" dagegen „Interpolation von Geschehen, um Sein zu ordnen". Nun sind „Interpretation" und „Interpolation" Fachausdrücke der historischen Methodenlehre. Schon das zeigt, daß es sich für die Historie und ihre Schwesterwissenschaften keineswegs ausschließlich um „Interpretation" handelt, daß auch die „Interpolation" dort eine Rolle spielen muß. Tatsächlich tritt die Interpolation in den Vordergrund, wenn es sich um die Aufdeckung historisch interessanter Zustände und der für sie geltenden kulturellen Normen handelt. Man kann daher alle Kulturwissenschaften einteilen in die interpretierenden eigentlichen Geschichtswissenschaften, und in jene Gruppe der interpolierenden Kultur-Zustands-Wissenschaften, die ich als Kultur-Normative zusammenfasse, und zu denen z. B. die kritische Nationalökonomie, die Aesthetik usw. gehören. Denselben Unterschieden zwischen interpretierenden und interpolierenden Disziplinen begegnet man aber auch innerhalb der geologischen und biologischen Wissenschaften. Gottl hat sich diese Erkenntnis dadurch verrammelt, daß er bei seiner Analyse des Odenwaldbeispiels nicht zwischen den Aufgaben der Mineralogie, der „allgemeinen Geologie" und der Geogenie unterschieden hat. Letztere strebt im Gegensatze zu den beiden andern Gesteinswissenschaften gerade nach der Interpretation von Sein, um Geschehen zu erschließen. Das wird wohl jeder zugeben, der sich selbst mit geologischen Studien beschäftigt hat.

Das geogenetische Geschehen besteht freilich nicht in dem einzelnen Verwitterungsprozesse, wie Gottl glaubt. Vielmehr nimmt der Geologe in seiner Darstellung eine viel stärkere Zeitkonzentration vor, als der Historiker, der ganz ohne eine solche aber auch nicht auskommen kann, sondern ausgelacht würde, wenn er die Lebensschicksale eines noch so großen Mannes auch nur Tag für Tag beschreiben würde. Aber es soll zugegeben werden, daß den Einzelheiten gegenüber die Arbeit des Geologen und Biologen vornehmlich auf das Sein, das des Geschichtsforschers vornehmlich auf das Werden gerichtet ist. Aber der Satz Gottls in seiner prinzipiellen Fassung ist nicht richtig.

Dagegen deckt sich der von Gottl aufgestellte materielle Unterschied fast wörtlich mit meinen Ansichten: die „Metahistorik" erschließt ein Geschehen, das vom Boden der Naturgesetze aus erfaßbar ist, die Historie eins, das wir vom Boden der logischen Denkgesetze aus erfassen. Alle Folgerungen, die Gottl hieraus zieht, kann ich freilich auch nicht zugeben: ich glaube z. B., daß auch die Taten eines Narren historisch wertvoll sein können, da es nicht auf das richtige Denken, sondern auf das Denken überhaupt ankommt. Und ich glaube, daß in beiden Wissenschaftsgruppen trotz ihres „materiellen" Unterschiedes der Analogieschluß dieselbe Rolle spielt.

Wenn Gottl dann im „Anhang", der übrigens länger ist, als der Vortrag selbst, ausführlich erörtert, daß grundsätzlich nicht nur der Mensch, diese biologische Spezies, sondern jedes denkende Wesen Träger des historischen Geschehens sein könne, so deckt sich das ebenfalls völlig mit meinen Ansichten.

Dr. A. Koch-Hesse.

Digitized by Google

Dr. P. J. Möbius, Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 7. Auflage. Verlag Carl Marhold. Halle a. S. 1905.

Diesem Werkchen, welches in auffallend kurzer Zeit die siebente Auflage erreicht hat, ist es gelungen, einen Sturm der widerstreitendsten Meinungsäußerungen pro et contra hervorzurufen. Eine Auswahl der bezeichnendsten Kritikproben, aus beiden Lagern, hat der Verfasser dieser Auflage beigefügt, — sie nehmen fast ein Drittel des Buches ein, — und damit seiner Sache einen guten Dienst erwiesen. Denn diese Kritiken, insbesondere ein Teil der gegnerischen, bestätigen — teils bewußt, teils unfreiwillig — aufs beste die Möbiusschen Ausführungen. Der auch aus anderen Arbeiten rühmlichst bekannte Verfasser hätte auf seine möglichst sachlich gehaltenen Aufstellungen auch seitens der Gegner einige Objektivität verdient. Statt dessen wurde ihm mit einer Polemik gedankt, welche — unter starker Verkennung seines Standpunktes — sich teilweise in einem geradezu persönlichen Tone gefällt und die vorhandenen Tatsachen durch einfache Negierung aus der Welt schaffen möchte.

Und was behauptet nun Möbius für unerhörte Dinge? Es sind zumeist Behauptungen, für welche sich bereits im alltäglichen Leben zwanglos Belege finden lassen, und welche hier einmal eine wissenschaftliche Präzisierung und Begründung erfahren.

Möbius geht von anatomisch-physiologischen Tatsachen aus, wie sie insbesondere von Bischoff und Rüdinger festgestellt sind. Rein körperlich genommen, ist das Weib, — abgesehen von den Geschlechtsmerkmalen, — ein Mittelding zwischen Kind und Mann. Das drückt sich speziell in seiner Gehirnverfassung aus. Gehirnteile, welche für das geistige Leben außerordentlich wichtig sind, nämlich die Windungen des Stirn- und des Schläfenlappens, sind beim Weibe schlechter entwickelt als beim Mann, und zwar von Geburt an. Da nun — nach Bischoff — für die somatischen Hirnfunktionen, wozu auch die Sinneszentren gehören, bei beiden Geschlechtern ein relativ gleicher Gewichtsanteil des Hirnes in Anschlag zu bringen ist, so kann die Entwicklungsdifferenz beider Gehirne, welche sich zahlenmäßig in der Gewichtsdifferenz ausdrückt, lediglich auf die eigentlich psychischen Funktionen bezogen werden.

Nun ist es „der geistigen Entwicklung eigentümlich, daß der Instinkt immer weniger, die Ueberlegung immer mehr zu bedeuten hat, daß das Gattungswesen mehr und mehr Individuum wird", und gerade hier findet sich der ausschlaggebende Gradunterschied zwischen Mann und Weib. Der Mann handelt vorwiegend persönlich, aus Ueberlegung; das Weib vorwiegend instinktiv, aus dem Gefühl heraus. Durch den Instinkt ist das Weib „tierähnlich, unselbständig, sicher und heiter. In ihm ruht ihre eigentümliche Kraft, er macht sie bewundernswert und anziehend". Leider hängen mit diesem Charakteristikum des Weibes auch eine Reihe von weniger sympathischen Eigenschaften zusammen, als da ist der Mangel eigenen Urteils, die große Suggestibilität, die minderwertige weibliche Moral, welche keine Begriffs-, sondern durchaus Gefühlsmoral ist. Dazu kommt die Heftigkeit der Affekte und eine große Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung. Hieraus resultieren wiederum Zanksucht und Schwatzhaftigkeit, welche als ganz spezifisch weibliche Eigenschaften gelten müssen. Wie man sieht, lauter Züge, welche so recht auf eine tiefere Kulturstufe hindeuten.

Aller Fortschritt geht denn auch in der Tat vom Manne aus. Selbst auf Gebieten, die ihm nie verschlossen waren, wie Musik, Malerei, hat noch kein Weib Bahnbrechendes geschaffen. Wohl ist es zu der passiven Rolle eines guten Schülers — auch auf höheren Gebieten — befähigt. Das Selbst-Neumachen, Neubauen jedoch ist ihm versagt.

Angesichts dieser offenkundigen geistigen Sterilität wird das Weib im heutigen Gemeinschaftsleben vielfach falsch beurteilt. Wir überschätzen z. B. in Gerichtsdingen das Weib als Zeugin, behandeln es anderseits zu hart als Angeklagte, und verlangen dadurch allermeist mehr von ihm, als es zu leisten vermag.

Der Schwerpunkt der weiblichen Leistungsfähigkeit liegt eben auf einem ganz andersartigen, teleologisch jedoch völlig gleichwertigen Gebiete. „Mütterliche Liebe und Treue will die Natur vom Weibe." Die mindere Entwicklung so vieler psychischer Funktionen ist einfach ein physiologisches Postulat zur Erreichung anderer Ziele. Eben weil das Weib einem andern Zweck als der Mann zu dienen hat, ist es psychisch anders organisiert. Die beim Menschen besonders große Differenzierung der Geschlechter ist bedingt durch die jahrelange Hülfsbedürftigkeit des Nachwuchses, durch die gewaltigen Anforderungen, welche Pflege und Erziehung

Digitized by Google

der Kinder an das Weib stellen. Hier liegt sein Arbeitsfeld und seine ungeheuere Verantwortlichkeit für eine gesunde Fortdauer der Rasse. Macht es sich von diesen Pflichten frei und strebt nach der höheren „Zivilisation", wie sie der Mann besitzt und besitzen muß, so entfremdet es sich seinem erhabenen Gattungszweck, und der Gang der Entwicklung geht über die in ihrem Besten steril Gewordenen unerbittlich hinweg. Dr. G. Lomer.

Jacques Mesnil, Die freie Ehe. Zweite vermehrte Auflage. Schmargendorf-Berlin 1904. Verlag Renaissance.

Das vorliegende Schriftchen ist ein wertvoller Beitrag zur Lösung des Problems der Liebe und damit der Ehe, eines Problems, das trotz seiner Zugehörigkeit zur sozialen Frage bisher nur unvollkommen erörtert worden ist. Die Auffassung von Kirche und Staat beherrschen heut die Ehe. Die kirchliche Ehe mit ihren Zeremonien, ihrer Käuflichkeit und Sinnlichkeit gibt uns keinen Begriff mehr von der einstigen Schönheit der christlichen Ehe. Sie erscheint uns heute recht armselig. Der moderne Staat aber, für den sie nur ein Mittel ist, Privateigentum zu erhalten, weiß erst recht nichts von ihrem eigentlichen Wesen. Die beiden Geschlechter, durch eine unfreie und unmoralische Erziehung entfremdet, sind heute vollkommen unfähig, einander zu verstehen oder das Wesen der Ehe zu begreifen. Um die Ehe wieder zu einer innigen Verbindung zwischen freien und starken Menschen zu machen, müßte die Erziehung der Geschlechter von Grund aus geändert werden. Vor allem müßte man über alles, was das Geschlechtsleben angeht, ernst und wahrhaft mit den Kindern sprechen. „Solche frei und wahr erzogenen Menschen würden sicherlich niemals dulden, daß die Ehe eine andere Sanktion und Weihe als die innere Weihe erhalte." H. K.-B.

Charles E. Stangeland, Pre-Malthusian Doctrines of Population. New-York 1904. Columbia University Press. 356 S.

Dr. Stangeland hat sich zur Aufgabe gemacht, eine Geschichte der Bevölkerungstheorie von der Zeit des klassischen Altertums bis auf Malthus zu schreiben; damit hat er ein Werk geliefert, das allgemeine Beachtung verdient, denn für die richtige Erfassung des Bevölkerungsproblems ist es unerläßlich, daß man sich auch mit den Anschauungen der Forscher und Staatsmänner früherer Kulturepochen vertraut macht. Das wird durch Stangelands Buch, das auf eingehenden und mühsamen Quellenstudien beruht, ungemein erleichtert. Der Stoff ist übersichtlich gegliedert und die Darstellungsweise eine anschauliche. — Es wäre aber zu wünschen, wenn als Ergänzung bald eine ähnliche umfassende Behandlung der neueren Theorien der Bevölkerungsvermehrung folgen würde. Hans Fehlinger.

Einbanddecken

für die

Politisch-anthropologische Revue

IV. Jahrgang Preis Mk. 1,—.

Gegen Einsendung von Mk. 1,20 oder unter Nachnahme von Mk. 1,40 erfolgt franko Zusendung. — Für das Ausland beträgt der Preis inkl. Porto Mk. 1,35, per Nachnahme Mk. 1,55.

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H.
Leipzig, Thalstraße 12.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Leipzig, Thalstraße 12.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstr. 12

Politische Anthropologie

Eine Untersuchung über den Einfluss der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker

Broschiert 6 Mark — Von Dr. med. et phil. Ludwig Woltmann — Gebunden 7 Mark

---

Beiträge zur Völkerkunde

Die Germanen

Von

Dr. med. Ludwig Wilser

Korresp. Mitglied der Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften in Cherbourg und der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie in Stockholm

ca. 450 Seiten 8°

Preis brosch. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Die natürlichen Grundlagen des Rechts und der Politik

Von

Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck

ord. Professor des deutschen Rechts an der Universität Lausanne

Brosch. 5 Mark
Geb. 7 Mark

Ein

Pangermanisches Deutschland

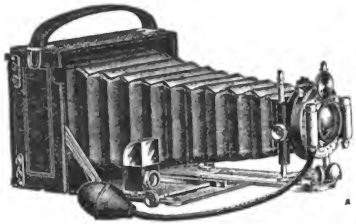
Versuche über die Konsequenzen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Rassenbetrachtung für unsere politischen und religiösen Probleme

Von

Josef Ludwig Reimer

Umfang ca. 25 Bogen. — Preis broschiert Mk. 6,—, gebunden Mk. 8,—

Digitized by Google



Klapp-Camera „Monareh“

für Platten 9×12 cm mit doppeltem Bodenauszug.

Für Aufnahmen von entferntem Standpunkt aus ist die Vorderlinse abschraubbar und erzielt man mit der Hinterlinse allein doppelt grosse Figuren.

Eine wirkliche Taschen-Camera bei universeller Verwendbarkeit.

Preis mit Rapid-Aplanat F:8 Mk. 95,—.

C. F. Kindermann & Co., Berlin SW. 47.

Eine Fundgrube des Wissens und der Bildung.	**Die bedeutendsten Frauen und Männer aller Stände.** *16000 Biographien.*	**Ein unentbehrliches Kleinod für jedes deutsche Haus.**
Vergessen Sie nicht! „Das Riesenwerk vereinigt die Vorzüge der fachmännischen Gelehrten-, Schriftsteller-, Künstlerlexika, über deren Raum es weit hinausgeht, mit denen eines staatswissenschaftlichen Handbuchs und Enzyklopädie.“ Voss. Zeitung.	Unsere Zeitgenossen. **Wer ist's?** Zeitgenossenbücher. Ein biographisches Lehr- und Nachschlagebuch.	*Ein gewaltiger Fortschritt!* „Ein Monument nationaler Grösse und Bedeutung!“ Internat. Literatur- und Musikberichte. *Zweiter, wesentlich vermehrter und verbesserter Jahrgang 1906.*
Vornehm geb. Mk. 9,50.	**Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig.**	Besprechungshefte, Prospekte gern zur Verfügung.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 2. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball.

Gustav Klemm.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Man hält gewöhnlich Gobineau für den Begründer der Rassetheorie, und sein Name und seine Verehrung ist neuerdings zum Mittelpunkt einer ganzen Gemeinde geworden. Ich habe schon früher mehrere Male darauf hingewiesen, daß diese Auffassung nicht richtig ist, daß vielmehr Gustav Klemm der wahre Urheber der Rassetheorie ist, die er in seiner zehnbändigen „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" (1843—1852) zum Ausdruck gebracht hat. Dieses geniale Werk ist sowohl von seiten der Anthropologen wie der Historiker gänzlich unbeachtet geblieben und schließlich vergessen worden. Antiquarisch ist es nicht mehr zu haben, und auch in Bibliotheken ist es selten zu finden. Während der Herausgabe seines Hauptwerkes hat Klemm ein kleines Heftchen veröffentlicht: „Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball" (1845), worin seine Theorie kurz zusammengefaßt ist. Das Heft ist außerordentlich selten, da es nicht im Buchhandel erschienen ist, sondern „auf eigene Kosten" des Verfassers gedruckt und von ihm augenscheinlich privatim verschenkt wurde. Wegen der Seltenheit dieser Schrift und ihrer großen Bedeutung für die Geschichte der Rassetheorie dürfte es daher angezeigt sein, sie durch einen Neudruck vor gänzlichem Untergang zu retten und ihren Inhalt weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Wenn wir die Völker der passiven Rasse an und für sich betrachten, wo sie rein und unvermischt mit denen der aktiven Rasse dastehen, so finden wir eine merkwürdige Uebereinstimmung in Knochenbau, Muskulatur, Hautfarbe, vornehmlich aber auch in ihren geistigen Anlagen und Neigungen. Die Buschmänner an der Südspitze von Afrika, die Pescherähs, die Kalifornier, die Australneger, die ältesten Formen der Neger, wie sie in den ägyptischen Denkmälern vorkommen, die Waldindier tragen, geringe durch das Klima hervorgebrachte Abschattungen hinweggerechnet, alle ein und dasselbe leibliche und geistige Gepräge an sich[1]).

Selbst da noch, wo die passiven Völker schon längere Zeit mit den aktiven in Verkehr gestanden und sich teilweise mit denselben gemischt haben, finden wir an ihnen diese Grundzüge wieder. Die

[1]) S. Kulturgeschichte T. I, S. 195, 232, 284, 327, 334, 346. T. II, S. 7, 197. T. III, S. 9, 215. Dazu T. IV, S. 1.

Digitized by Google

Lappländer, die Finnen, die Letten, die Litauer, die Leibeigenen der slawischen Länder und die Abkömmlinge slawischer Leibeigenen in Deutschland, dann die Mongolen, die Tataren der Krimm, die Malaien, das gemeine Volk von China tragen die Spuren ihrer Abkunft deutlich und unverkennbar an sich. So haben z. B. die russischen Leibeigenen das mongolische Gesicht in Verbindung mit dem lichten Haar, eine Erscheinung, die auch bei den Finnen wiederkehrt; bei den Malaien finden wir die vorstehenden Backenknochen, die schiefgeschlitzten Augen mit dem langen Haar vereinigt, viele Nordamerikaner haben neben den vorstehenden Backenknochen und geschlitzten Augen die Adlernase, und die Mongolen gleichen in dem Bau des Schädels ganz den Negern und Hottentotten[1]).

Wo nun die passiven Völker auch in dichter Bevölkerung auftreten, zeigen sie doch immer eine Gleichmäßigkeit der Bildung und der Anlagen, die sich in der Natur in den Gräsern und den Herden der Wasservögel und Wolle tragenden Tiere wiederholt. Es treten weniger selbständige, abweichende, vor den übrigen sich auszeichnende Individualitäten hervor. In geistiger Hinsicht hält das Streben nach Ruhe, das ein Grundzug in den Wesen der passiven Volksstämme bildet, die Einzelnen auf der gleichen Stufe der Entwicklung zurück.

Wir finden ferner die passive Rasse gleichmäßig über die ganze Oberfläche der Erde verbreitet, an den äußersten Küsten der Kontinente, wie im unzugänglichen Innern derselben, in den entlegensten Inseln der See, in der Eiszone wie unterm Aequator; überall finden wir passive Völkerstämme als Urbewohner, die längst vor der Ankunft der Eroberer und Entdecker vorhanden gewesen und zum Teil als eine sehr zahlreiche, dichte Bevölkerung. Wir finden sie im Besitze des Feuers, versehen mit allerlei Waffen, wozu sie die sich darbietenden Naturprodukte, Steine, Knochen, Hölzer, Rohre, ja zum Teil schon selbst das Eisen geschickt verwenden. Sie führen hier ein pflanzenartiges Stilleben, in Familien und Stämmen zusammenhaltend, meist zwar ohne feste Sitze, doch stets in den ihnen von der Natur durch Gebirge oder Flüsse vorgezeichneten Grenzen.

Die passiven Völker finden wir vorzugsweise in den Ebenen an den Ufern der Flüsse und Seen, in den Weideländern beider Hemisphären heimisch — die aktiven dagegen sind vorzugsweise Insassen der Gebirge und zwar der Hochgebirge von Asien, von wo aus sie sich über alle Länder der Erde verbreitet haben, indem sie dem Zuge der Gebirge und der aus ihnen hervorströmenden Flüsse folgten. Die Sage, die Geschichte und die Völkerkunde bezeichnen die asiatischen Hochgebirge als die Heimat der aktiven Rasse; namentlich Kaschmir und den Kaukasus. Der Kaukasus, der Taurus, die Gebirge von Kurdistan, die im Süden der kaspischen See nach Osten hinstreichende Ketwer-Kette und das Himalajagebirge, die Oats der vorderindischen Halbinsel[2]) sind noch heute die Sitze von Völkern, welche sich durch

[1]) Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß die weiße Hautfärbung bei den Negern eine Krankheitsform ist, ebenso wie die dunkle Färbung der sogenannten Feuermale, Leberflecken und Sommersprossen als eine Krankheit der lichten, aktiven Körper erscheint.

[2]) „Die Bergketten in Asien und Europa", 3. Abt. Geologie No. 2 von Berghaus physikalischem Atlas, sind vorzugsweise geeignet, ein anschauliches Bild von

Digitized by Google

Liebe zur Freiheit, durch hohe Tapferkeit, das Bewußtsein ihrer Menschenwürde und Menschenrechte, poetischen Sinn und Streben nach Ruhm vor den passiven Völkern auszeichnen, außerdem aber auch in ihrer Körperbildung wesentlich von denselben unterschieden sind. (S. Kulturgesch. I, S. 196.)

Nächstdem unterscheiden sich die aktiven Völker von den passiven dadurch, daß unter den Individuen eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit in körperlicher wie in geistiger Bildung herrscht und daß sie weit mehr Anlage und Neigung haben zu eigentümlicher und selbständiger Entwicklung. So beherrscht der Kaukasus eine Menge Völker, welche trotz ihrer Uebereinstimmung in Tracht, Sitte und Lebensweise die auffallendsten Unterschiede in bezug auf Sprache und Körperbildung an sich tragen. Die Ossetinen sind blond und blauäugig, während die Tscherkessen braune oder schwarze Augen und dunkles Haar haben. Unter ihnen herrschen die mannigfachsten Abstufungen. Auch unter den Kurden kommt dieselbe Erscheinung vor, ebenso bei den Kaschmirern, welches große, breitschulterige, kräftige, trotzige, listige, streitsüchtige, lärmende Menschen sind, mit weißer Haut und heller Gesichtsfarbe, die jedoch vollkommen ohne Kolorit ist; das Gesicht ist länglich mit hervorstehenden, fast jüdischen Zügen und dunkelbraunem oder schwarzem Haar und Bart. Das weibliche Geschlecht von Kaschmir zeichnet sich durch blendend weiße Haut und reizende Formen aus[1]). Die Kafirmänner, welche Alex. Burnes[2]) sah, zeigten regelmäßige griechische Züge, blaue Augen und schöne Gesichtsfarbe und waren von großer Gestalt. Er sah aber auch Knaben von derselben Nation, die braune Augen und Haare hatten. Wenn wir die Gesichter der ägyptischen Könige auf den ältesten Denkmälern betrachten (z. B. bei Rosellini monumenti storici Taf. 1—20), so bemerken wir unter denselben eine ebenso große Mannigfaltigkeit der Bildung als unter den Mameluken und Arabern, welche Denon und die große Description de l'Egypte mitteilen. Dagegen herrscht eine um so größere Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit in den Gesichtsbildungen der ägyptischen Denkmäler, je dunkelgefärbter die dargestellten Individuen sind, wie z. B. die Neger auch dort die ihnen eigentümlichen stumpfen und flachen Formen zeigen.

Im allgemeinen läßt sich wohl annehmen, daß die aktive Rasse, obschon sie in geringerer Anzahl als die passive auftritt, doch von Haus aus bei weitem mannigfaltiger gebildet ist, und daß namentlich zwei Hauptgeschlechter, ein dunkelhaariges mit schwarzen Augen und ein lichthaariges mit blauen Augen, nebeneinander bestanden haben. Wir finden schon in den ägyptischen Denkmälern eine große Mannigfaltigkeit in der Bildung und Hautfarbe der dargestellten Menschen aktiver Rasse; wir finden z. B. Männer von gedrängtem vollen Körperbau mit blondem Haar und blauen, lichten Augen, dann Gestalten, die in Bildung, Farbe des Haars und der Haut den jetzigen Beduinen

der Wanderung und Verbreitung der Völker aktiver Rasse zu geben, wenn wir uns die einfach bezeichneten Bergzüge als die Straßen vorstellen, welche die Völker betreten und verfolgt haben.

[1]) S. Hügel Kaschmir I, S. 114, 146, 163.

[2]) Alexander Burnes Kabul; aus dem Engl. von Th. Oelkers. Leipzig 1843. 8. S. 195.

Digitized by Google

gleichkommen; wir finden ferner die jüdische, persische, indische, ja sogar die mongolische und tatarische Physiognomie wieder[1]). Diese Mannigfaltigkeit der Bildung in so uralter Zeit deutet auf eine Verschiedenheit der aktiven Rasse hin, welche nicht allein durch Mischung derselben mit der passiven Urbevölkerung entstanden, sondern vielmehr in der aktiven Rasse selbst begründet ist. Noch jetzt beobachten wir dieselbe Erscheinung bei den Bewohnern von Europa. Der Süden ist im allgemeinen von Völkern besetzt, deren Haare und Augen schwarz oder dunkelbraun sind, während der germanische Norden blonde blauäugige Menschen beherbergt, und diese Verschiedenheit läßt sich bis in die Anfänge christlicher Zeitrechnung hinauf nachweisen. Bemerkenswert ist übrigens, daß die schwarzhaarigen Stämme allerdings die vorherrschenden und zahlreichern zu sein scheinen, in der Urheimat sowohl als in den von ihnen eingenommenen Ländern. Bemerkenswert ist ferner, daß diese germanischen Stämme, trotzdem daß die andern, die wir die romanischen nennen dürfen, ihnen an Anzahl überlegen sind, ihnen auch überall Bahn gebrochen, dennoch ein geistiges und sittliches Uebergewicht über jene gehabt haben, und daß ihnen die Pflege des Fortschrittes der Menschheit vorzugsweise von der Vorsehung anvertraut zu sein scheint, wie sie auch sämtliche christliche Throne von Europa besetzt haben.

Es ist nun ferner zu beachten, daß die allmähliche Verbreitung der aktiven Rasse über die Erde nicht einseitig und bloß nach einer Richtung hin stattgefunden hat. Die Verbreitung von Zentralasien aus ist sowohl in östlicher, als in westlicher Richtung vor sich gegangen. Wir finden in Afrika wie im westlichen Europa die aktive Menschenrasse, ja es scheint, daß sie von hier aus sogar nach Amerika gelangt sei; wir finden sie aber auch an dem äußersten Ostrande von Asien, wie in den fernsten Inseln der Südsee, wo wir unter einer schwarzen Urbevölkerung, den Papuas, Herrscher von hoher Gestalt, lichtgefärbter Haut und zum Teil mit blondem Haare antreffen. Dieser Urtypus hat sich erhalten, trotzdem daß ihre Haut dem Strahle der Sonne ausgesetzt ist. Dies findet statt in einer Entfernung von 100—140 Grad von ihrer alten asiatischen Heimat, deren Erinnerung ihnen bereits entschwunden ist.

Die Drusen des Libanon, die Kaukasier, die Kurden, die Afghanen, die Kafirs, die Kaschmirer, die Mahratten und die Bewohner der Oats in Vorderindien scheinen die Ueberreste der ursprünglichen aktiven Rasse zu sein, die sich von ihrer alten Heimat aus über die ganze Erde verbreitet hat und somit ihrer Bestimmung nachkommt, die passive Rasse ihrem Traumleben zu entreißen und mit ihr gemischt eine höhere Kultur hervorzubringen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der aktiven Menschenrasse, daß sie ihren ursprünglichen Sitz verläßt und auswandert. Dieser Wandertrieb findet sich bei den passiven Völkern gar nicht, und Wanderungen passiver Völker finden nur dann statt, wenn sie, wie die Mongolen des 4. und des 13. Jahrhunderts, von Führern veranlaßt und geleitet werden, welche der aktiven Rasse angehören. Die Geschichte kennt keine Wanderung, die z. B. von den Negern ausgegangen wäre, und obschon die Negervölker, soweit die Geschichte hinaufreicht, über alle

[1]) S. besonders Rosellini monum. storici. Taf. CLX ff.

Digitized by Google

Teile der Welt verbreitet wurden, so finden wir eben diese Verbreitung doch nie anders als durch die aktiven Volksstämme veranlaßt. Seit uralter Zeit haben diese den Negern nachgestrebt, sich ihrer bemächtigt, sie ihrer Heimat entführt und als Sklaven und Diener in entfernte Gegenden verhandelt. Dabei ist beachtenswert, daß die Männer der aktiven Rasse sich wohl gern mit den Negerinnen paaren und eine kräftige, kulturfähige Nachkommenschaft erzeugen, daß aber das Gegenteil, die Paarung von Negern mit weißen Frauen, nur selten stattfindet, ein Umstand, der für den sozialen Zustand der amerikanischen Staaten von der größten Bedeutung ist.

Ebensowenig haben die Eskimos, die Nordsibirier, die Lappländer, die Kalmücken, die Kalifornier Wanderungen in ferne Gegenden unternommen. Sie verweilen Jahrtausende in demselben Zustande, innerhalb derselben Grenzen. Es finden sich auch im allgemeinen bei den passiven Nationen, zumal wenn sie noch nicht von der aktiven Rasse berührt wurden, keine Sagen von Einwanderungen aus der Fremde. Die meisten glauben, daß sie dem Boden entstammen, der sie trägt und ernährt. Höchst merkwürdig sind in dieser Beziehung die Stammsagen der alten Germanen. Die eine, von Tuisco, dem erdentsprossenen Stammvater des Volkes, scheint der passiven Urbevölkerung anzugehören, welche Mitteleuropa wie jedes andere Land von Haus aus inne hatte, während die andern Sagen von den Einwanderungen reden, die sich auf die kaukasischen Stämme beziehen, welche sich zu Herren der Urbevölkerung gemacht hatten. Bei den Amerikanern ist der Glaube an die Aborigineität der Masse der Bevölkerung allgemein, und die Sage berichtet nur von Einwanderung der Herrscher.

Wenden wir uns nun zu den Wanderungen der aktiven Stämme, so gilt es zunächst die Ursachen aufzusuchen, welche jene Wanderer von den Hochebenen Asiens bis in die Koralleninseln der Südsee und die Gebirge Norwegens über Berg und Tal, ja selbst über das große Weltmeer mit unwiderstehlicher Gewalt getrieben haben.

Auch hier finden wir eine Uebereinstimmung in den Erscheinungen des Lebens der Menschheit mit dem Leben der gesamten Natur. Wie die starre Erdrinde und die toten Gesteinsmassen von innen heraus durch vulkanische Kräfte vielfach durchbrochen und bewegt werden, wie sie ferner durch die unablässige Wirkung der Gewässer und der Atmosphäre von außen in pflanzentragenden Fruchtboden verwandelt werden mußten, um den verschiedenen aufeinander folgenden Geschlechtern der Pflanzen, Tiere und Menschen zur Heimat dienen zu können, ebenso mußte auch die über die Erde verbreitete ruhige passive Urbevölkerung durch die kühn heranstürmenden Helden der aktiven Rasse aus ihrer träumerischen Ruhe aufgescheucht werden. Sie mußte geweckt werden, sie mußte ihre Kraft kennen und anwenden lernen und der aktiven Rasse das Material zu weiteren Unternehmungen liefern.

Die Atmosphäre und die Gewässer der Erde würden in Fäulnis übergehen, wenn nicht Luft- und Seeströmungen sie in fortwährender Bewegung erhielten und ebenso würden auch die Anregungen, welche durch die Scharen der aktiven Rasse bewirkt wurden, die über die Urbevölkerung herfielen, von der letztern allgemach gelähmt worden sein, wenn sie nicht durch neue, darauffolgende von Zeit zu Zeit wiederholt und ermuntert würden. So wehen zu gewissen Zeiten

Digitized by Google

des Jahres die Moussons[1]) in den Wendekreisen, so erheben sich in gewissen Jahreszeiten Winde, welche gewaltigen Wolkenmassen ihren Weg anweisen und sie dahin führen, wo sie sich über den ausgetrockneten Boden ergießen sollen; so wird auch das Wasser des Weltmeers durch gewaltige, von Ost nach Westen gehende Strömungen in steter Bewegung erhalten, während das Süßwasser des Festlandes ohne Unterbrechung von den Höhen der Gebirge herabrinnt.

Und so bewegte sich auch zu gewissen Zeiten die aktive Bevölkerung gleich den Süßwasserströmen von ihren Gebirgshöhen herab in die Ebene und erregte und belebte die passive Menschenrasse. Diese Wanderungen der Menschen kommen oft eben so unerwartet herein wie die Züge der Heuschrecken, der Raupen, der Landkrebse, der Fische, der Tauben, der Ratten und anderer Tiere, aber sie haben nachdauerndere Wirkungen und wiederholen sich regelmäßiger.

In ihren Erscheinungen wie in ihren Wirkungen gleichen diese Volkswanderungen denen der aus den Gebirgen hervorbrechenden Quellen. Der erste Durchbruch ist gewaltsam und störend; das Wasser räumt schonungslos weg, was im Wege liegt, Gesteine und Pflanzen, und beseitigt, was sich ihm entgegenstellt oder reißt es auch mit sich fort. Diese Arbeit der Zerstörung dauert so lange, bis sich ein Rinnsal gebildet, in welchem die Gewässer ungehemmt und gleichmäßig der Tiefe zufließen können, wo sie sich entweder mit größeren vorhandenen Wassermassen vereinigen, oder den Boden durchdringen und befruchten, den sie außerdem auch mit dem, was sie im Gebirge mit sich fortgenommen haben, bedecken und aufhöhen.

In ähnlicher Weise findet auch der Gang der Ereignisse statt, wenn die aktiven Stämme aus den Gebirgen hervorbrechen und sich über die Niederungen verbreiten. Die ersten Anfänge solcher Wanderungen bestehen in Raubzügen der übermütigen Jugend. Die friedlichen, ruhigen Bewohner der Niederung werden plötzlich überfallen, ihre Habe, ihre Herden, ja sie selbst werden genommen und in die Gebirge entführt, wo sie die Beutegier der dort zurückgebliebenen Stammgenossen der Räuber erregen. Waren daher die ersten Scharen gering an Anzahl, so kommen die nächstfolgenden in desto größerer Menge und die Verwüstung wird nun um so ärger, sie erstreckt sich auch noch in weitere Ferne, wenn diese reichere Beute verspricht. Es geschieht dann, daß die Räuberscharen, anstatt in die heimatlichen Gebirge zurückzukehren, immer weiter vorwärts gehen und sich dort eine neue Heimat begründen. Die Zurückgebliebenen unternehmen dann wohl einen neuen Zug, um das Schicksal der nicht Heimgekehrten zu erforschen, oder auch das Los derselben zu teilen, wenn sie vermuten oder erfahren, daß jene sich einen reichlicheren Besitz und eine schönere Heimat errungen haben. So bildet sich allgemach eine Völkerstraße, die je länger sie betreten und benutzt wird, desto mehr Wanderer an sich zieht.

Auf diesen Straßen schreiten die Wanderer fort, bis die See ihren Lauf hemmt und sie zum Rasten zwingt, wo sie dann als Herren der vorgefundenen passiven Urbevölkerung sitzen bleiben. Diese Urbevölkerung aber ist über die ganze Erdoberfläche ausgebreitet, und

[1]) D. h. die Monsune (Anm. d. Red.).

Digitized by Google

es haben die europäischen Reisenden noch kein pflanzentragendes Land gefunden, wo sie nicht auch Spuren menschlicher Anwesenheit bemerkt hätten.

Von der Stelle aus, wo die aktiven Einwanderer eine bleibende Stätte gefunden haben, beginnt auch gemeiniglich eine Rückwirkung auf den Ausgangspunkt der Wanderung. Einzelne oder auch mehrere kehren in die alte Heimat zurück, sich Freunde oder zurückgelassene Habseligkeiten oder auch Bedürfnisse, welche die neue Heimat nicht darbietet, aus der alten nachzuholen. Andere tragen erworbene Schätze oder Genüsse dorthin und es bildet sich allgemach ein fortgesetzter Verkehr, ein gemäßigter Völkerstrom, der aus einem Austausch gegenseitiger Bedürfnisse zu einem förmlichen Handel erwächst. So sehen wir z. B. an der Westküste des nördlichen Afrika arabische Stämme als Herrscher über die schwarze Urbevölkerung, welche durch Karawanen in fortwährendem Verkehr mit den nordafrikanischen Reichen, ja mit Aegypten und Arabien selbst stehen.

Wie nun die nordamerikanischen Jägerstämme auf ihren Waldfahrten durch aufgesteckte und angeheftete Zeichen die Nachkommenden von ihrem Schicksal und der Richtung ihres Weges zu unterrichten pflegen (s. Kulturgesch. T. II, S. 187), so hinterlassen auch immer die aktiven Wanderer Spuren ihres Daseins und Denkmäler an den Stellen, welche ihnen auf ihren Zügen von Wichtigkeit gewesen sind. Es sind dies zum Teil die Grabhügel derer, welche unterwegs ihrem Schicksale erlegen sind, vornehmlich aber jene Felsinschriften und Bilder, die in allen Teilen der alten wie der neuen Welt vorkommen, und die wir später näher betrachten werden.

Zunächst ist es notwendig, die Ursachen aufzusuchen, welche die Völker der Hochgebirge zu derartigen Bewegungen, Fahrten und Zügen veranlaßt haben, und wir finden sowohl innere, die aus der Eigentümlichkeit jener Volksstämme hervorgingen und wodurch sie sich eben von der passiven Rasse wesentlich unterscheiden, als auch äußere Veranlassungen.

Das Streben der passiven Rasse ist auf möglichst ungestörte Ruhe gerichtet und auf Fernhaltung alles dessen, was sie in ihrem Traumleben beunruhigen könnte. Die Bosjesmänner fliehen deshalb jeglichen Besitz, die nordamerikanischen Jäger spotten über die rastlose Tätigkeit und Arbeitsamkeit und die Sorge für die Zukunft, welche europäische Kolonisten offenbaren. Der Mensch aktiver Rasse hat zuvörderst das lebhafteste Streben nach dem Besitz in sich, den er stets zu sichern und zu mehren versucht. Hat der amerikanische Jäger oder der Australier seinen hungrigen Magen befriedigt, so schläft er, nachdem er den Vorrat möglichst rein aufgezehrt. Ganz anders ist der Mensch der aktiven Rasse. Der Tscherkesse und der Araber ist bei aller Gastfreundschaft und edlen Freigebigkeit gegen Freunde habsüchtig, er hat Freude am Erwerb und am Besitz. Es ist dies ein Trieb, den die Vorsehung in ihn legte, um ihn zur Erfüllung seines Zweckes desto sicherer anzutreiben. Die Habsucht zwingt den Araber, sein Zelt zu verlassen und in der Wüste den fremden Wanderer anzufallen, den er, wenn er hülfsbedürftig und elend in sein Zelt träte, mit der uneigennützigsten Bruderliebe bei sich aufnehmen und pflegen würde; dieser Trieb bestimmt den Beduinen, seinen eigenen Landsmann

Digitized by Google

zu bestehlen, im Handel zu übervorteilen, durch falsche Versicherungen zu täuschen, während er sonst das gegebene Versprechen heilig hält. Dieser Trieb bewegt den Tscherkessen zu Raubzügen und kühnen Abenteuern, wobei er alle seine körperliche und geistige Kraft und Gewandtheit aufbieten muß. Derselbe Trieb führte die gallischen und germanischen Scharen nach Griechenland und Italien, die alten Skandinavier in das Mittelmeer und in die Nordsee; die Portugiesen und die Spanier aber wurden dadurch die Entdecker des Seeweges nach Asien und der neuen Welt. Dieser Trieb führt, solange er eben nur in der Begier nach Besitz besteht, die aktiven Völker in den Zustand des Räuberlebens, das ohngefähr dem Zustande des Fischer- und Jägerlebens entspricht, welchen wir als die erste Entwicklungsstufe der passiven Völkerschaften bezeichnen können.

Die nächstfolgende Kulturstufe der aktiven Völker ist in der Pflege des Verkehrs und des Handels begründet; der Tauschhandel mit seinen Karawanen, den Märkten (z. B. zu Dioskurias, Okkadh, Nischneinowgorod, Temboktu usw.) und den Wanderungen der Kaufleute entspricht den Erscheinungen des Hirtenlebens. Dieser Zustand tritt aber kaum eher ein, als bis sich die ersten gewaltigen Ausbrüche der Habsucht gesättigt und beruhigt haben, bis Massen geraubter und eroberter Schätze vorhanden sind, bis der Freude am Errungenen die Freude am Erwerb gewichen ist und bis der Besitz einen kräftigen dauernden Schutz notwendig macht. So bemerken wir unter anderem, daß sich ein feindlicher Handelsverkehr in Griechenland wie in Skandinavien erst dann einstellte, nachdem in Delphi wie auf Seeland große Massen edlen Metalles und anderer Kostbarkeiten zusammengehäuft waren und sich feste, größere Orte gebildet hatten. So besteht noch jetzt zwischen den maurischen Beherrschern der Negervölker und den Raubstaaten am Mittelmeer ein lebhafter Verkehr, dessen Träger eine eigene Menschenklasse, die Saracolets, vielleicht seit Jahrtausenden schon besorgen (s. Kulturgesch. T. III, S. 317). An den Endpunkten aber, wie auch an den Zwischenstationen entstehen allgemach feste Plätze aus den Niederlagen, Gast- und Vorratshäusern, welche durch stillschweigende Uebereinkunft der beteiligten Stämme mit feindlichen Ueberfällen verschont werden. Die Kaufleute sichern sich durch Erlegung einer bestimmten Abgabe an die schwärmenden Feinde, durch Verträge oder Bündnisse der Gastfreundschaft vor den Angriffen derselben.

Nächst dem Streben nach Besitz ist das Streben nach Ruhm eine der Triebfedern, welche die aktiven Völker in Bewegung setzen, ein Streben, welches wir bei den passiven Völkern nur in geringem Grade finden; bei den Völkern aber fehlt es gänzlich, welche durch lang andauernde Sklaverei, wie die Neger und Kalmücken, vollkommen gleichgültig geworden sind[1]). Der Ehrgeiz erfüllt den Tscherkessen wie den Beduinen, den Mauren wie den Skandinavier, den Griechen wie den christlichen Ritter. Ihr höchstes Streben geht dahin, Taten zu verrichten, welche von ihresgleichen anerkannt, von schönen Frauen mit huldreicher Gesinnung belobt und von den Sängern der Mitwelt verkündigt, der Nachwelt aber im Liede überliefert würden.

[1]) S. Kulturgeschichte T. III, S. 177 und 341.

Digitized by Google

Daher finden wir diese Sänger stets im Gefolge der Helden bei allen den genannten Völkern, und daraus entstanden die epischen Gedichte, die überall die Grundlage aller Literatur bilden.

Vixere fortes ante Agamemnona
multi: sed omnes illacrimabiles
urgentur ignotique longa
nocte, carent quia vate sacro.

Der Ehrgeiz, der die aktiven Völker antreibt, die Heimat zu verlassen, die Nachbarn zu besiegen und sich zu Herren derselben zu machen, ist jedenfalls in der Urzeit bei weitem kräftiger aufgetreten und allgemeiner verbreitet gewesen, als später, wo die Menschen, nachdem sie mit der passiven Rasse gemischt waren, sich dem behaglichen Leben des Ackerbaues und des Handelsverkehres hingegeben hatten. Die einzelnen nach Ruhm strebenden Helden bringen leichter eine ehrgeizige Jugend zusammen, welche Beschäftigungen mit den Waffen für das Ehrenvollste hält, als eine solche, welche nach ruhigem Besitz und den Mitteln strebt, die ihr ein reichliches, genußreiches Stilleben sichern. So finden wir in der Geschichte unseres Volkes gerade in den frühesten Zeiten die zahlreichsten Heerzüge der Markmannen, Goten, Sueven, Alemannen, Sachsen, Franken usw.; späterhin, als durch die Kreuzzüge und den Verkehr mit dem Orient feinere Lebensgenüsse und Luxus das streitbare Rittertum gemildert, als die Städte und die Kaiser die Burgen des fehdelustigen Adels gebrochen, tritt an die Stelle der Raub- und Kriegszüge der bewaffnete Verkehr; es erhob sich die deutsche Hansa mit ihren Flotten, die den Ruhm nicht mehr in zerstörenden Angriffskriegen suchte, sondern sich darauf beschränkte, den errungenen Besitz standhaft zu verteidigen und zu bewahren. Erst nachdem die seit Luther allgemein in Umschwung gekommenen Ideen von geistiger Freiheit die Nationen erfüllt hatten und der Widerstand der römischen Partei die blutigsten Kämpfe hervorgerufen hatte, dadurch aber eine allgemeine Erschlaffung im Volksleben hervorgebracht war, tritt uns der Ehrgeiz als selbständige Erscheinung in der Länder- und Ruhmsucht einzelner Fürsten entgegen, an deren Spitze Ludwig XIV. von Frankreich und Karl der XII. von Schweden stehen.

Eine anderweite Ursache der Wanderungen ist das Streben in die Ferne, das allen aktiven Völkern gemeinsam ist, den passiven aber ganz abgeht. Es hat seinen Grund in der Begierde, die äußeren Erscheinungen festzuhalten, ihre Ursachen zu erforschen, sie sich deutlich zu machen und mit dem eignen Wesen in Einklang zu bringen. Die Abiponer betrachten die Pracht des gestirnten Himmels mit der vollkommensten Gleichgültigkeit[1]), die Lappländer und Neger lassen sich von ihren Zauberern mit den unsinnigsten Antworten abspeisen und werden durch Beschränkung und Begrenzung befriedigt. Das Gebirge mit seinen wilden, fremdartigen Erscheinungen, die weite Oede der See erfüllt sie mit Bangen und Grauen; sie weichen davor zurück. Den aktiven Völkern wird dagegen Gebirge und See keineswegs zur Grenze, sondern es ist ihnen vielmehr ein Anreiz, die dahinter liegende Ferne zu erforschen. Die Züge der germanischen Nationen wurden weder durch die Alpen, noch durch die Pyrenäen

[1]) S. Kulturgesch. T. II, S. 152.

Digitized by Google

aufgehalten, ja gerade die rauhesten und wildesten Gebirge, die Gebirge von Norwegen und Mitteldeutschland, wurden ihnen zur lieben Heimat, wie es die Alpen, Apenninen und Pyrenäen ihren Vorgängern gewesen waren, die vielfache Anklänge an ihre kaukasischen Ursitze darboten. Die Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen seit Necho, Hanno und Alexander den Makedonier bietet die Beispiele dazu in größter Fülle dar. Der Trieb nach Erforschung der Ferne überwiegt wohl den nach Besitz, da der letztere weit eher zu befriedigen ist, wenn das Erworbene großen Umfang erreicht hat. Der Trieb der Forschung dagegen wächst immer mehr, je mehr demselben Nahrung geboten wird, die seine Kraft hinwiederum stärkt. Die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der Erscheinungen, die Gewinnung von Ergebnissen, die durch neue Forschung wieder abgeändert werden, der Zweifel, der mit der Masse des Stoffes wächst, erhalten den forschenden Geist in steter Spannung und beleben ihn aufs neue, wenn er durch Beobachtungen ermüdet ist, zu erhöhter Anstrengung, daß er die Masse der Erscheinungen ordne, zu einer Uebersicht und Gesamtansicht gestalte. Die der Forschung sich entgegenstellenden äußeren Hindernisse werden beseitigt, und in der Beseitigung derselben liegt eben der große Reiz. Die Schwierigkeit des Unternehmens gibt demselben erst seinen Wert. Die Vorsehung hat der Menschheit die Erwerbung der höchsten Güter nicht leicht gemacht, und der Mensch mußte seine Kräfte auf das höchste anspannen, um nur die ersten Schwierigkeiten zu überwinden. Die wichtigsten Hülfsmittel hat die Vorsehung meist erst dann geboten, nachdem bereits auf anderem Wege schon große Zwecke erreicht waren. Die alten Kelten und Aegypter hatten bereits künstliche Bahnen zur Ausführung ihrer kolossalen Bauten, die Römer druckten bereits mit Stempeln auf Brot, Ziegel und Wachs und waren dennoch weit entfernt von den Eisenbahnen und dem Buchdruck.

Der Trieb der Erforschung der Ferne hat die Phöniker nach dem Norden von Europa, an die Bernsteinküste und über die Säulen des Herkules hinausgeführt. Er leitete die Makedonier nach den indischen Meeren, die Normänner nach Island und Amerika, die Portugiesen um das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Spanier nach Amerika, die Kosaken nach Sibirien und die Briten nach der Südsee und in die Polarzonen. Dieser Trieb war es, der Mungopark und Caillié in das Innere von Afrika und Alexander von Humboldt in die Urgebirge von Amerika führte.

Eigentümlich ist ferner den aktiven Völkern der Trieb der Mitteilung. Das Resultat einer Forschung, etwas, das als Wahrheit erkannt worden, sucht eben so kräftig aus dem engen Kreise, wo es erzeugt ist, herauszutreten, sich weiter zu verbreiten und mit der allgemeinen Masse der Erfahrung oder der Ideen zu vereinigen, wie ein im Innern der Erdrinde entstandenes Gas oder das aus der Tiefe emporsteigende Wasser einen Ausgang an das Tageslicht und in die Atmosphäre sucht. Was die aktiven Nationen entdeckt und erfunden haben, das teilen sie auch den anderen mit. Der Lappländer verbirgt seinen Schatz, den er erworben oder gefunden, in den Schoß der Erde, und mit ihm wird auch das Geheimnis seines Besitzes begraben; er tut dies aus Furcht, denselben zu verlieren, in dem Bewußtsein,

Digitized by Google

daß er zu schwach ist, den Besitz desselben zu verteidigen. Dahin gehört nächstdem auch das geheimnisvolle Zauberwesen der Polarnomaden, das sich im Dunkel verbirgt. Bei den aktiven Nationen finden wir dagegen, daß sie ihren Glauben offen bekennen und ihr Wissen frei mitteilen. Die altgriechischen Philosophen, die Jünger Christi, die Schüler des Laotse wie des Mohammed, die Waldenser, Hussiten, Lutheraner und alle die mannigfaltigen Ausleger der Evangelien verkündigten ihre Ueberzeugung den andern, bildeten Kreise um sich, die sich allgemach erweiterten und in Kampf mit der entgegengesetzten Ansicht traten. Aehnliche Erscheinungen bietet die Geschichte der Astronomie, die geschichtlichen und physikalischen Wissenschaften dar, und diese zeigen, daß die aktive Menschenrasse vorzugsweise den Beruf hat, das, was sie oft mit Hülfe der passiven als Wahrheit ergründet und entdeckt hat, allem Widerstande zum Trotz zum Gemeingut der gesamten Menschheit zu machen. Die glänzendsten Belege für diesen Erfahrungssatz finden wir in der Geschichte der Religionen. Die Verkünder derselben erfüllen ihren Beruf mit Gefahr ihres Leibes und Lebens und setzen ihr Leben mit Begeisterung mutig ein und verschmähen es nicht, ihren Lehren mit Feuer und Schwert Nachdruck zu geben; ja es tritt dabei die merkwürdige Erscheinung ein, daß die Freude an Kampf und Sieg sich alsbald geltend macht und die Streiter den eigentlichen Zweck ganz aus den Augen verlieren, daß die Bekenner des Islam z. B., um den Völkern an den Freuden ihres Paradieses Anteil zu verschaffen, selbige martern und morden und daß z. B. die Dominikaner die scheußlichsten Kerker und Marterkammern zu den Hörsälen der Lehre von der christlichen Liebe erhoben, während die Jesuiten mit wohlberechneter Feinheit auf die erfahrungsarme Jugend und weibliche Schwäche einzuwirken verstanden, wo sie mit offener Gewalt nicht durchkamen. Diese Verirrungen des Triebes der Mitteilung aber haben der Menschheit bei weitem tiefere Wunden geschlagen als die rohesten Ausbrüche der Habsucht und die leidenschaftlichsten Anstrengungen der Ruhmsucht ausgezeichneter, mit seltener Kraft begabter Individuen. Die Verirrungen dieser beiden Leidenschaften treten immer ungescheut und offen hervor, während die Sucht, anderen seine Meinung aufzudrängen, dem verderblichsten aller Laster, dem der Heuchelei, eine glänzende Laufbahn eröffnet und die sanften Regungen der Menschenliebe im Keime erstickt.

Endlich ist noch unter den innern Ursachen der Völkerwanderungen das Streben nach Selbständigkeit und Freiheit zu nennen. Wir sehen die Mitglieder der aktiven Rasse als eifersüchtige Bewahrer ihrer persönlichen Freiheit und Menschenwürde, als heldenmütige Kämpfer für die Freiheit und Selbständigkeit ihres Vaterlandes. Erliegen sie aber im Kampfe, werden sie besiegt und überwunden, dann verlassen sie das Vaterland und suchen sich eine neue Heimat auf und sie erscheinen dann in anderen Ländern als Eroberer und als Bezwinger der vorgefundenen Bevölkerung, der sie ihre Institutionen aufdrängen, die sie aber auch der Kultur teilhaftig machen, die bei ihnen bereits heimisch war. Das Streben, sich in der Ferne eine neue Heimat zu suchen, hat gemeiniglich die Auswanderung der edelsten und besten Kräfte zur Folge, welche durch ihre Niederlage den Mut zu erneuter Anstrengung nicht verloren haben. Die

Digitized by Google

gemeineren Naturen, die den Verlust ihrer Freiheit ertragen, denen der bloße Besitz und das behagliche Dasein mehr als Selbständigkeit gilt, diese bleiben sitzen und fügen sich. Die Geschichte gibt uns für diesen Satz eine ansehnliche Menge Beispiele. Als die Hunnen das große gotische Reich zerstört hatten, wandten sich die kräftigeren Stämme nach Westen und erschienen als Westgoten; sie gründeten Reiche, welche das später entstandene ostgotische an Lebensdauer bei weitem übertrafen. Ebenso gingen im 17. Jahrhundert die bedrängten Bekenner des protestantischen Glaubens aus Frankreich nach dem nördlichen Deutschland und verbreiteten hier eine Masse geistiger und gewerblicher Kultur, die noch heute ihre Rückwirkung äußert. So wanderte nach dem mißlungenen Versuche, dem Königreiche Polen aufs neue eine selbständige Stellung in der Reihe der europäischen Staaten anzuweisen, die Blüte der Jugend in die Fremde aus.

Unter den mehr äußeren Ursachen der Wanderung der aktiven Völker in die Ferne steht obenan das übermäßige Anwachsen der Bevölkerung in einzelnen beschränkten Landstrichen. Wenn die Heimat nicht mehr die Mittel zum Erwerb der nötigen Bedürfnisse darbietet, wenn der Boden nicht mehr ausreicht, dann wendet sich der rüstige und unternehmende Teil der Bevölkerung in andere Landstriche, — es beginnt sich dann eine Auswanderung zu bilden, wie sie seit dem 16. Jahrhundert von Europa nach Amerika stattfindet und noch fortdauert. Wer in der alten Heimat durch Verhältnisse gedrückt wird, wer hier für seine Tatkraft und Arbeitslust keinen Wirkungskreis finden kann, der wendet sich dem neuen Lande zu und versucht dort sein Heil. Er bringt der neuen Heimat seine Kenntnisse, seine Bildung zu und entfaltet sie hier in eigentümlicher Weise, nachdem er den Verhältnissen entflohen, die ihn beengten und hinderten. Es kann nicht fehlen, daß bei derartigen Auswanderungen auch eine namhafte Anzahl wirklicher Taugenichtse, ja entschiedener Verbrecher mit in die neue Heimat kommt, und daß neben dem Guten, was die Masse der Auswanderer zuführt, auch der Same des Bösen in die neue Pflanzung mit eingestreut wird; allein es ist ein Erfahrungssatz, daß diese Abenteurer alsbald von dem Kern der neuen Bevölkerung ausgestoßen und an die Grenzen getrieben werden, wo sie dann dennoch wider Willen Werkzeuge der fortschreitenden Kultur werden, etwa in der Art, wie man den toten Sand, der kein Getreide zu tragen vermag, mit Quecken und Sandgräsern besät, die man von gutem Boden sorgfältig ausjätet[1]).

Zu bemerken ist hierbei, daß es scheint, als ob die aktive Rasse sich im wesentlichen bei weitem schneller und stärker vermehre, als die passive, bei der man, wo sie ungemischt lebt, im allgemeinen weniger Kinder findet. Außerdem haben die passiven Völker die Sitte, einen großen Teil der Kinder, namentlich der weiblichen, gleich nach der Geburt zu töten, eine Sitte, die bei den aktiven Völkern sich nur da findet, wo eine offenbare Uebervölkerung die Eltern zur Verzweiflung treibt. Die aktive Rasse muß übrigens schon um deswillen die passive an Fruchtbarkeit übertroffen haben, da sie von einem verhältnismäßig

[1]) S. u. a. über das Vorwärtsschreiten der Kultur in dieser Weise: Die Lebensbilder aus beiden Hemisphären III, 224.

Digitized by Google

kleinen Punkte der Erdoberfläche ausgehend sich über alle Zonen verbreitet hat. Zum Teil mag dies darin begründet sein, daß die Frauen der aktiven Rasse weniger schnell verblühen, was jedenfalls von dem bessern Lose abhängt, das sie vor denen der passiven Rasse voraus haben.

Wenden wir uns nun zu der Verbreitung der aktiven Völker und ihren Wanderungen, wie sie allgemach stattgefunden haben und zum Teil noch stattfinden, so bemerken wir, daß dies nicht eher geschieht, als bis das Volk einen gewissen Grad der Kultur erreicht hat. So finden wir die wandernden Völker im Besitz der zum Ackerbau notwendigen Kenntnisse, der Handwerke des Gerbens, Webens, vor allem aber der Schmiedekunst, die in den Hochgebirgen Asiens urheimisch zu sein scheint. Die Metalle, namentlich Gold und Eisen, geben sich dem Menschen so bald als brauchbares Material kund, daß sie gewiß schon sehr früh benutzt worden sind; wir finden die Bearbeitung derselben schon auf sehr niedern Kulturstufen, wie z. B. bei den Südafrikanern[1]); ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Eskimos das Eisen, das ihnen zufällig von der Natur dargeboten wird, schon zu kleineren Werkzeugen verwenden. Um so mehr muß das Metall, welches in den Ursitzen der aktiven Völker so häufig vorkommt, von diesen schon frühzeitig benutzt worden sein, wie wir denn überall die aktiven Völker, wo wir deren antreffen, im Besitz der Schmiedekunst finden; nur in der Südsee und in den kanarischen Inseln, denen es von Haus aus an Metall fehlt, hat sich aus Mangel an Material die Schmiedekunst allgemach wieder verloren, dagegen sind der Kaukasus, das Himalajagebirge, sowie die Alpen und das norwegische Gebirge uralte Sitze der kunstreichsten Schmiede. Vor allem aber bemerkenswert ist der Umstand, daß wir überall im Gefolge der ältesten aktiven Wanderer das Erz oder die Bronze finden, die wir sogar bis über den atlantischen Ozean, bis nach Amerika verfolgen können und die überhaupt unter den Denkmälern der aktiven Rasse eine bedeutende Stelle einnimmt, wie wir später sehen werden.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen verfolgen wir nun die Spuren der Wanderungen der aktiven Rasse von ihrer mittelasiatischen Heimat aus. Nach welcher Richtung hin die früheste Wanderung stattgefunden, ob sie vom Kaukasus oder vom Himalajagebirge ausgegangen, das sind Fragen, deren Beantwortung zurzeit noch nicht möglich scheint. Das aber scheint sicher, daß sie gleichmäßig nach beiden Seiten hin stattgefunden und Früchte getragen hat, die in beiderseitiger Richtung eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen.

In sehr früher Zeit hat eine Wanderung nach Afrika stattgefunden, deren äußersten Punkt das wunderbare Volk der Guanchen auf den kanarischen Inseln bildet. Es bestand aus wohlgebildeten und großen Leuten, die von edler und kriegerischer Gesinnung beseelt waren und die den Tod stets der Flucht vorzogen, ganz im Gegensatz zu ihren negerischen Nachbarn auf dem Festlande von Afrika[2]). Wir finden bei ihnen, wie bei allen aktiven Nationen, die Frauen, deren der Mann mehrere haben konnte, unter dem Schutze der Gesetze, und grobe

[1]) S. Kulturgesch. III, 271 ff.
[2]) S. Kulturgesch. III, 351.

Digitized by Google

Beleidigungen derselben wurden wohl mit dem Tode bestraft. Die Guanchen hatten Neger als Sklaven. Sie lebten unter Königen, deren Gewalt sehr beschränkt war, obschon ihnen äußerlich große Ehrenbezeugungen erwiesen wurden. Ihre Sitze waren die Gebirge, und von da aus trieben sie mutwillige und arge Räubereien. Ueber ihre Religion herrscht in den Nachrichten viel Widersprechendes; gewiß ist jedoch, daß sie ein höchstes Wesen anerkannten und verehrten, welches sie bei Regenmangel und anderen Unfällen zu versöhnen suchten. Sie glaubten, daß nach dem Tode die Seelen der Menschen belohnt oder bestraft würden, und mit diesem Glauben hängt auch der seltsame Totenkultus zusammen, dem wir die wenigen noch übrigen Denkmale dieser interessanten Nation zu verdanken haben. Es gab unter den Guanchen einen Stamm, der die Leichen mumisierte, sie in Riemen von Ziegenfell einschnürte und sodann in großen Gebirgshöhlen aufbewahrte. Bei der Ankunft der Spanier bekannten sich bereits mehrere der Vornehmen zum Islam, ohne jedoch dessen Vorschriften gewissenhafter zu beobachten, wie etwa die Tscherkessen, Drusen und Beduinen. Den Gebrauch der Metalle fanden die Spanier nicht bei ihnen; man benutzte an deren Stelle harte Lavaplatten, die man nur zu schleifen brauchte, um ein zweckmäßiges Gerät oder eine scharfe Waffe zu haben[1]). Sie verstanden den Ackerbau, die Künste des Webens und hatten namentlich große Fertigkeit in Töpferarbeiten.

Das Festland Afrikas finden wir an seinem nordwestlichen und nördlichen Rande mit den Mauren, den unverkennbaren Abkömmlingen der Beduinen, besetzt, die noch ganz die Sitten, Einrichtungen und die Sprache ihrer Urahnen beibehalten haben. Im Norden, wo sie die passive schwarze Urbevölkerung ausgerottet haben, wurden sie durch spätere phönizische, römische, germanische und mohammedanische Einwanderungen veranlaßt, festere Staaten zu bilden und im Verkehr mit den europäischen und asiatischen Nationen zu bleiben.

Die merkwürdigste Erscheinung bietet aber der Landstrich Afrikas, der der asiatischen Heimat am nächsten gelegen ist, das am Nilstrom gelegene Aegypten. Hier hatte vielleicht schon vor der Ankunft der aktiven Einwanderer, begünstigt durch die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens und durch die übrigen klimatischen Verhältnisse überhaupt, die passive Urbevölkerung zu einer selbständigeren Kultur sich entfalten können, die den einwandernden aktiven Stämmen sofort zugute kam, und welche sie gleich einer gereiften Frucht ohne vorhergegangene mühsame Pflege pflücken konnten. Es mag aber diese Einwanderung nicht nur sehr früh begonnen haben, sondern sie wurde jedenfalls auch sehr lange fortgesetzt, so daß durch Mischung der beiden Rassen eine neue Bevölkerung sich bildete, die gewissermaßen einen Mittelstand zwischen schwarzen Stämmen und den eingewanderten weißen Eroberern darstellte, jene rotbraune Rasse, die in ihrem Körperbau wie in der Hautfarbe offenbare Uebergangsformen zeigt, die sich sogar noch in den Malereien erhalten haben, welche die äthiopischen Kirchenbücher verzieren[2]).

[1]) Ueber diese Tabonas s. Bory de S. Vincent essais sur les isles fortunées et l'antique Atlantide. Par. an XI. S 75 m. Abb.

[2]) Wir verdanken genauere Einsicht in die Ethnographie des alten Aegyptens vorzüglich den trefflichen Abbildungen Rosellinis in seinen monumenti dell'

Digitized by Google

Die Geschichte des alten Aegypten zeigt uns, wie die aktiven Stämme zuerst in einzelnen, kleineren Partien in das Nilgebiet kamen, wie sie dort kleinere Gemeinden und Staaten bildeten, wie sie dann, in ähnlicher Weise wie in den Südseeinseln die Eries, eine feudale Herrschaft gründeten, die alsbald, wie dort, zur Theokratie führte, und wie dann daraus eine Monarchie entstand, welche, um sich gegen nachfolgende Angriffe der aktiven Nationen zu schützen, diese erst bekriegte, dann sich aber nach außen abschloß und jeden Eintritt in das Land hartnäckig verweigerte.

Von Aegypten aus fand aber erstens ein Ausströmen der Kultur nach Westen und nach Süden, dann aber auch eine Rückwirkung nach Asien statt, wie die ägyptischen Denkmäler auf arabischem Boden beweisen[1]). Es geschah dies sowohl durch eigentliche Kolonien, die gewissermaßen die Grenzwachten für das ägyptische Reich ausmachten, als auch durch Flüchtlinge, deren strebender Geist sich den im Vaterlande durch die strenggegliederte Hierarchie gebotenen Beschränkungen nicht zu unterwerfen vermochte, wie denn Kekrops und Kadmos ägyptische Kultur auf griechischen Boden verpflanzten.

Zunächst der asiatischen Heimat finden wir als das vorzüglichste Wandervolk in westlicher Richtung die Phöniker, die namentlich zur See wirksam waren. Was den Arabern die Wüste, das war den Phönikern die See; sie weckte die ganze Energie der Nation, die schon früh die äußersten Punkte des Mittelmeeres erreichte und sodann in Karthago und Massilien sich feste Orte errichtete, während parallel mit ihr die Beduinenstämme am innern Rande von Afrika hinzogen. Von hier aus besuchten die Phöniker die Westküste von Afrika, die britischen Inseln und die Küsten der Ostsee.

Dies ist der von den Hochgebirgen nach Westen gerichtete Strom der aktiven Völker. In ähnlicher Weise fand vielleicht gleichzeitig, wenn nicht früher, eine Strömung der aktiven Rasse in östlicher Richtung statt, als deren Endpunkte die Inseln der Südsee erscheinen und worunter namentlich die merkwürdigen Steinkolosse der Osterinsel als überaus wichtige Denkmale zu bemerken sind. Die Inseln der Südsee zeigen eine schwarze Urbevölkerung mit lichten Herrschern, und alle Kulturdenkmale gehören den letzteren an. Diese Kulturdenkmale, namentlich die großen hölzernen Götterbilder, die Schnitzarbeiten mit den seltsamen grotesken Bildungen, die aus Steinen aufgesetzten flachen Tribunale, dann die Pfeilerreihen der Marianen, nächst der feudalischen und theokratischen Verfassung sehen wir auf den nach Indien zu liegenden Inseln, namentlich in Java weiter ent-

---

Egitto e della Nubia, und ich nenne zuförderst die ersten zwanzig Tafeln der monumenti storici, welche die Porträts der Könige enthalten, die sämtlich kaukasische Gesichtsformen zeigen, dann Tafel 160, welche die Gesichtsformen der Neger, sowie der anderen kaukasischen Stämme gibt, mit denen die Aegypter in Verkehr standen, unter denen sich lichtfarbige, lichthaarige und Leute mit braunen und blauen Augen finden. Daß diese Porträts von den altägyptischen Künstlern mit Bewußtsein gefertigt wurden, lehrt eine Vergleichung dieser Zeichnung mit den Münzen und übrigen Denkmalen der Ptolomäer. Vergl. damit Mortons ethnogr. Bemerkungen über Altägypten in den transactions of the American. Phil. Soc. vol. IX. und daraus im Ausland 1844, No. 307.

[1]) S. Niebuhr, Reise nach Arabien I. 235. Delaborde Arabie petrée, S. 43. Rödiger zu Wellsteds Reisen in Arabien II. 15.

Digitized by Google

wickelt, in höchster Vollendung aber in Indien, China und Japan. In der Weise nun, wie die Kultur der Südseeinseln mit der übereinstimmt, welche die Spanier bei den Guanchen der kanarischen Inseln vorfanden, hat auch die ägyptische Kultur eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der indischen und chinesischen, die beide gleichmäßig an den Ufern der großen Ströme ihre Mittelpunkte haben, die beide in einer genauen Gliederung der Gesellschaft nach innen und im strengen Abschluß der Grenzen ihr Bestehen zu sichern suchten. Auch von diesen östlichen Kulturreihen breiteten sich die Strahlen höherer Gesittung und tieferer Einsicht über die Nachbarstaaten aus, wie die Kolonien der Chinesen auf Java, den Philippinen, dann in Korea chinesische Kultur weiter trugen, und wie von Indien aus die Buddhalehre den ganzen Osten überströmte.

Mitten innen zwischen diesem westlichen afrikanischen und dem östlichen asiatischen Kulturgebiete entwickelte sich am Euphrat und Tigris in früher Zeit schon eine Kultur, die freiere Formen zeigt. Wenn wir in Aegypten wie in Indien vorzugsweise dem theokratischen Elemente begegnen, das in Tibet wie in Japan noch gegenwärtig das vorherrschende, in China aber wenigstens als Grundlage des Staatslebens erscheint, so haben die alten Reiche der Babylonier, Assyrer, Meder, Perser und Araber freiere Formen und es tritt hier das weltliche Element des Staates in den Vordergrund. Finden wir in Aegypten wie in Indien den Polytheismus vorherrschend, so erscheint bei den von Mesopotamien ausgehenden Völkern der Monotheismus seit uralter Zeit, und von hier aus verbreitete sich derselbe nach allen Ländern der Erde. Selbst als Moses seine Hebräer, die durch lange Knechtschaft unter den polytheistischen Aegyptern in Verwilderung verfallen waren, diesem Zustande entreißen wollte, behielt er zwar die ägyptische, auf den Polytheismus begründete Priesterverfassung bei, führte sie aber dennoch dem Monotheismus wieder zu, der ihre ursprüngliche, bei allen Beduinen heimische Religion gewesen war. Von hier aus verbreitete sich der Islam bis Spanien hin.

Hierher aber nach dem Süden scheint in der Urzeit der stärkste Strom der kaukasischen Rasse sich ergossen zu haben, hier tritt sie schon in der ältesten Zeit am dichtesten auf, von hier aus zogen diese Stämme weiter nach Südosten und gelangten so bis in die fernsten Inseln der Südsee. Hier finden sich auch die ältesten Denkmale eines freieren Staatslebens und freierer Kunst[1]).

Wie wir nun im Süden eine doppelte Strömung der aktiven Rasse in die Ferne fanden, nämlich eine östliche und eine westliche, so ist auch im Norden vom schwarzen und kaspischen Meere eine ähnliche Strömung in zwiefacher Richtung nachweislich; hier scheint aber der nach Westen gehende Strom der stärkere, sowie überhaupt derjenige gewesen zu sein, der den größten Einfluß auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft und auf die Entwicklung derselben gehabt hat.

Als das älteste in Europa eingewanderte aktive Volk sind wohl die Pelasger zu betrachten, die erst in Griechenland, dann in Mittel-

[1]) Vergleiche damit die Bottaschen Berichte über die Ausgrabungen von Ninive im Journal asiatique. 4me Série. Bd. II ff.

Digitized by Google

italien auftreten, nachdem sie von den neueinwandernden Hellenen verdrängt worden waren. Nördlich von ihnen finden wir zunächst Iberer, von denen das wunderliche Gebirgsvolk der Basken sich noch bis jetzt erhalten hat, dann aber die Kelten, die in Oberitalien, Frankreich und den britischen Inseln ihre Heimat fanden. Auf die Kelten folgten die Germanen, die das Herz von Europa einnahmen. Zuletzt erfolgte die Einwanderung slawischer Stämme.

Alle diese Einwanderer nahmen vorzugsweise in den Gebirgen ihren Wohnsitz, und das Gebirge war vornehmlich der Ort, wo sie sich am schönsten entwickelten, und wo sie am treuesten ihre Eigentümlichkeiten bewahrten. Die Apenninen und die südlichen Alpen, die deutschen Alpen und der Thüringer Wald wurden die Sitze romantischer Poesie und Ritterlichkeit, wie denn auch die Slawen nur in den Gegenden, wo sie als Gebirgsvölker erscheinen, wie z. B. in Serbien und in Montenegro, ihren kaukasischen Typus treu erhalten haben. Die Slawen erwuchsen in den Gebirgen zu kräftigen, freien und ritterlichen Volksstämmen, entwickelten eine edlere moralische und intellektuelle Kultur, während sie in den flachen und ebenen Landen die vorgefundene Urbevölkerung zwar vollständig unterjochten, allein keine selbständige Kultur hervorbringen konnten.

Bemerkenswert ist nun, daß fast gleichzeitig mit den Einwanderungen pelasgischer, keltischer und hellenischer Stämme einzelne Flüchtlinge aus Aegypten von einer andern Seite in Griechenland und Italien und aus Phönizien in Spanien und Gallien eintrafen, welche die Resultate einer Kultur mit sich führten, die bereits in ruhigeren Lebensformen gewonnen worden waren.

Als Denkmal dieser Nebenwanderungen kann das ägyptisierende Element gelten, welches in den ältesten etruskischen, griechischen und gallischen Kunstwerken erscheint und welches sich sogar im fernen Mexiko wiederfindet, wohin es vielleicht durch keltische Flüchtlinge von Irland aus gebracht wurde. Aehnliche Denkmale im theokratischen Kunststil finden wir in Neuseeland, in den Inseln der Südsee, in Java, wohin aus Indien und China die ersten Elemente dazu gebracht wurden. Nicht minder merkwürdig ist die Rückwirkung, welche die Hellenen auf ihre asiatische Heimat übten, und wie sie ihre Kultur um den ganzen Küstenrand des Mittelmeeres und des damit zusammenhängenden Wassergebietes verbreiteten. Dies war noch mehr der Fall, als in Italien die Römer ihre Herrschaft gründeten, als Rom der Zentralpunkt der gesamten occidentalischen Welt wurde, und hier die bei den Aegyptern, Phönikern und Griechen erwachsene Kultur einen moralischen Haltpunkt fand, den weder Memphis noch Karthago, weder Athen und Sparta noch Alexandrien in dieser Weise dargeboten hatte.

Gleichzeitig mit der Kultur der Griechen entwickelte sich in den Ländern nordwestlich der Alpen, in Gallien, Britannien und in den südlich der Donau gelegenen Keltenländern eine ganz eigentümliche Kultur, die auf Herrschaft des Adels und der Priesterschaft gegründet war und die vereint mit der griechischen zu der römischen Kultur erwuchs. Das hieratische Element, welches im Staatsleben der Römer vorherrscht, das Pontifikat, das Augurenwesen, die ganze Grundlage der römischen Staatsreligion stammt aus der altkeltischen Zeit, ebenso wie die Zyklopenmauern von Fiesole und Cossa. Dieses theokratische

Digitized by Google

Element aber war so mächtig und hatte die ganze Nation so durchdrungen, daß es sich abermals kräftig geltend machte, nachdem das Heldentum, welches die hellenischen Einwanderer seit der Zeit der Trojanerkriege hinzugebracht hatten, durch Luxus und Verweichlichung wieder verschwunden war. Als die eindringenden germanischen Heldenscharen die Gewalt des römischen Kriegsstaates gebrochen hatten, als die römischen Machthaber erkannten, daß die materielle Kraft, welche sie bisher getragen, erschöpft sei, bildeten sie sich eine neue Herrschaft, welche auf der Verschmelzung des keltisch-römischen Priestertums mit der Lehre Christi beruhte, die doch von Haus aus gegen jegliche Priesterherrschaft gerichtet war. So erwarb sich die ewige Roma neue Kraft, und daraus gestaltete sich jene bewunderungswürdige römische Kirche, die so langdauernden, tiefen Einfluß auf die Gestaltung Europas, auf die Entwicklung der ganzen Menschheit geübt hat.

Die vierte große Einwanderung in Europa ist die der germanischen Völker, die sich um die Küsten der Ostsee und Nordsee ansiedelten, und von da aus an den hier ausmündenden Strömen hinaufstiegen. Der Rhein, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel, die Düna wurden den germanischen Völkern zu Wegweisern für das waldbedeckte innere Gebirgs- und Flachland. Diese Einwanderung scheint nicht auf einmal vor sich gegangen zu sein, auch fand sie jedenfalls auf mehr als einem Wege statt. Die Donau, der Bug, der Dnjestr und der Dnjepr, sowie die Wolga waren vielleicht die vorzüglichsten Wegweiser[1]) für die Auswanderer, an denen hin sie in die westlichen und nördlichen Länder gelangten, von wo aus sie dann bis an die Ostsee und hinüber nach Skandinavien vordrangen. Die Ostsee wurde für diese Völker dasselbe, was für die pelasgisch-hellenischen das Mittelmeer war, der Völkermarktplatz, und wie auf dem Mittelmeer erschienen auch hier die Phöniker und brachten die Resultate südlicher Kultur hierher. Die passive Urbevölkerung wurde in der Nähe der Gebirge, wie an dem Seeufer am frühesten und am gründlichsten bezwungen. In Skandinavien wurde sie in den unwirtlichsten Teil des Landes zurückgedrängt, nach Lappland und Finnland, anderwärts mußten sie sich in die Urwälder, wie in Litauen und Polen, zurückziehen.

Die gotischen, langobardischen, rugischen, burgundischen und suevischen Völker kamen sodann aus Skandinavien und von der Ostsee zurück und wendeten sich nach dem Süden und dem Keltenlande; die Franken hatten ihren Zug nach Westen und nahmen das nördliche Frankreich und den Niederrhein, während Friesen, Angeln, Sachsen, Jüten, Dänen und Normannen England, Schottland und Irland besuchten und dort eigene Herrschaften gründeten. Ja sie gingen von Irland aus sogar nach Amerika, welches bereits vor ihnen keltische Flüchtlinge von Irland aus besucht zu haben scheinen.

War bei den Kelten das theokratische Element vorherrschend, so erscheinen die germanischen Stämme überall als Befreier vom Priesterjoch; sie zeigen nächst den Hellenen die meiste Aehnlichkeit in gesellschaftlicher Verfassung, wie in dem Staats- und Volksleben

[1]) Dies wird ein Blick auf „Europa, zur Uebersicht der Flußgebiete und Höhenzüge von Stülpnagel" in Stielers Atlas, N. X. noch anschaulicher machen.

Digitized by Google

mit den kaukasischen Völkern. Sie stürzten das Priestertum, wohin sie kamen, und wo sie dasselbe vorfanden, mußte es einer freiern Form weichen.

Gewiß ist, daß bereits vor Ankunft der germanischen Stämme im heutigen Frankreich, in den Niederlanden, am Rhein und an der Donau eine keltische Herrschaft bestanden hat, welche die vorgefundene passive Urbevölkerung bezwungen und sich dienstbar gemacht hatte. Zum großen Teile mögen hier auch die keltischen Herren sich mit derselben bereits vermischt gehabt haben; daraus war eine Art Mittelstand zwischen Beherrschten und Besiegten hervorgegangen, der die herankommenden Germanen als Befreier von der Herrschaft des Adels und der Priester empfing und sich um so freudiger an sie anschloß.

Dies scheint namentlich am Niederrhein und in Westfalen der Fall gewesen zu sein, wofür mehrere historische Fakta sprechen. Wir finden hier noch heute das Land gleichmäßig unter lauter freie Männer verteilt, deren jeder seinen eigenen Hof hat, nach dem er sich nennt. Wir finden hier keine Burgen, welche für einzelne der Sitz der Herrschaft und für die andern der der Unterdrückung geworden. Die ursprünglichen keltischen Herrscher, die Priester, entwichen aus diesen Gegenden nach den britischen Inseln und die eigentliche Bevölkerung vermischte sich mit den Germanen zu einer einzigen Masse, welche von nun an gestärkt ihre Freiheit mit der größten Hartnäckigkeit gegen jeden fremden Angriff verteidigte. Ich erinnere nur an die hartnäckigen Kämpfe der Friesen und Cherusker gegen die Römer, der Sachsen gegen die Franken, der Holländer gegen die Spanier. Die Nähe der See trug wesentlich dazu bei, den freiern Sinn dieser Volksstämme zu erhalten und ihre Kräfte zu wecken, daher wir hier die Ursitze der deutschen Hansa, dann aber den Herd der großartigen holländischen Kolonien finden, welche sich über die ganze Erde verbreiteten. Die Gegenden um die Mündungen des Rheins, der Weser und der Elbe sind der Grund und Boden dieser Erscheinungen.

In Skandinavien, welches infolge der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Rauheit seines Himmels wohl niemals sehr dicht bevölkert war, fanden die eindringenden Germanen keine keltischen Vorfahren. Die Urbevölkerung entwich vor ihnen in den rauhesten, nördlichsten Teil des Landes, und sie konnten daher das Land ganz in Besitz nehmen. Es gestalteten sich daher Verhältnisse, wie sie der Kaukasus erzeugt hat. Es entstanden wie dort in den Tälern Gemeinden, die sich von Ackerbau und Viehzucht nährten, und es entwickelte sich, ungehemmt von äußeren Angriffen, jene eigentümliche Kultur, welche uns in der altnordischen Literatur, Religion und Verfassung entgegentritt. Die zahlreichen Buchten des Landes wurden die Heimat tüchtiger Schiffer, welche teils die übermütige, kampflustige Jugend in ferne Lande führten, teils den friedlichen Handelsverkehr besorgten. Die heimkehrende Jugend brachte reiche Schätze von ihren Kriegszügen heim, für welche dann die älteren und friedlich gesinnten Männer Lebensbedürfnisse und Luxusartikel aus fernen Häfen in die nur stiefmütterlich gewährende Heimat einführten. Die Ostsee wurde so der Markt eines großartigen Völkerverkehrs, an welchem die Phöniker, Kelten, Römer, ja selbst Araber Anteil hatten, wie die an den Gestaden

Digitized by Google

derselben gefundenen römischen und lusischen Münzen und Metallsachen beweisen.

Eigentümlich ist den Kaukasiern überhaupt, vornehmlich aber den Germanen das Institut des Gefolges, das sich bei ihnen besonders seit dem kimbrischen Kriege im großartigsten Maßstabe geltend machte. Die überzählige junge germanische Mannschaft, deren übersprudelnde Kraft den geordneten Rechtszustand des Landes beschränkte und denen die Jagd nicht volle Befriedigung gewährte, stellte Heerfahrten und Eroberungszüge an, welche allgemach ganz Europa bis an den südlichen Rand des Mittelmeeres unter germanische Herrschaft brachten. Noch jetzt sind alle Throne des christlichen Europa mit Herrschern deutschen Stammes besetzt und germanische Kolonien über die ganze Erde verbreitet. Das Gefolge, welches im Kaukasus und in der arabischen Wüste als Raubzug, im deutschen Mittelalter als Fahrt auf Abenteuer und als Kreuzzug erscheint, hat in den bewaffneten Kolonien der germanischen und der von ihnen aufs neue geweckten romanischen Nationen seine höchste Ausbildung aufzuweisen.

Die Länder zwischen der Weser, der Saale, den Alpen und dem Ural wurden seit früher Zeit von germanischen Heerhaufen und Gefolgeschaften durchzogen, die teils aus dem Kaukasus nach dem nordwestlichen Europa gingen, teils von dorther, namentlich aus Skandinavien zurückkamen. In dem Lande zwischen der Elbe und Weichsel finden wir Sueven, Hermunduren, Longobarden, Burgunden, Rugier, Heruler und andere größere und kleinere Heerhaufen umherziehen, längere oder kürzere Zeit in einer Gegend verweilen und so germanische Sprache, Sitte und Religion ausbreiten. Sie üben großen Einfluß auf die schon vorhandene Urbevölkerung und bereiten diese zu höherer Kultur vor.

Fand nun auch hier der Kern der aktiven, germanischen Wanderer keine bleibende Ruhestätte, trieb sie auch das Streben nach Besitz, Ruhm und erhöhtem Lebensgenuß dem Süden und Westen zu, so blieben doch die Alten, die Müden und Wunden, die Bequemen und mit Reichtümern überlasteten Herren zurück und zwar um so zahlreicher, je näher sie dem Westen waren und je mehr sie in der Natur des Landes Anklänge an ihre kaukasische oder skandinavische Heimat fanden. Daher finden wir in den deutschen Gebirgen auch die reinsten germanischen blondhaarigen Bewohner; daher zeigt der Osten Deutschlands die Uebergangsformen auch in der Bevölkerung.

Der alte Kollektivname der Wanderstämme, Sueven, die eben die östliche Hälfte des alten Germaniens inne hatten, scheint mit diesen steten Zügen in Verbindung zu stehen, während der Kern der seßhaften, namentlich das nordwestliche Deutschland bewohnenden Volksstämme Sassen genannt wurde, wenn es galt, das Verhältnis zu jenen auszudrücken.

In dem Gebiete, welches die suevischen Völkerschaften inne hatten, finden wir allerdings deutsche Gebirgs- und Flußnamen (wie z. B. Mirkwidu, Erzgebirge, Elbe, Sale, Elster usw.), sowie zahlreiche Steindenkmale, Bronzen und gebrannte Erden, die denen in Westdeutschland gleich kommen, allein seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erscheint hier eine Bevölkerung, welche die

Digitized by Google

freien Institutionen verloren hat, die in den reindeutschen Gegenden so allgemein sind. Die Masse der Nation ist in die Sklaverei zurückgesunken, sie ist in den Besitz weniger Herren geraten. Diese haben die festen Orte, die Höhenpunkte des Landes inne und beherrschen von da aus die gesamte Bevölkerung, von der sie auch, wie in den slawischen Ländern, die Sprache angenommen haben. So war es auch in den deutschen Ländern suevischer Herrschaft, in Mecklenburg und Pommern, in Hannover, Niedersachsen, Brandenburg, den Lausitzen und Schlesien, zum Teil auch in Franken und Thüringen, wo nur ein kleiner Teil germanischer Herrscher zurückblieb, nachdem die rüstigsten und kräftigsten Männer nach Südwesten gewandert waren.

Je weiter nach Osten, desto geringer war die Anzahl der zurückgebliebenen germanischen und kaukasischen Herrschenden, und jenseits der Weichsel gestaltete sich ein Verhältnis zwischen den Herrschenden und der dienenden Volksmasse, das dem Zustande der von Mauren beherrschten Neger nahe kommt. Die ältesten russischen Herrscher waren bekanntlich Normannen, der Adel der Polen und Russen besteht aus Abkömmlingen der Kaukasier, der auch in den dem Kaukasus näher gelegenen Landschaften massenhafter als das freie und ritterliche Volk der Kosaken erscheint, welches gegenwärtig freilich nur noch Spuren seiner alten Verfassung aufzuweisen hat.

Alle Reisende sind darin einstimmig, daß der von Osten kommende Wanderer, sowie er sich der Grenze des alten Königreichs Polen nähert, durch germanische Anklänge überrascht wird. Burgen, Steinhäuser, gotische Kirchen, Reinlichkeit und Wohlstand, ja sogar ansprechende kaukasische Gesichtsbildung treten allmählich und immer reichlicher hervor, je mehr man sich der deutschen Grenze nähert. Dies ist namentlich in den Städten der Fall, welche gewissermaßen die Nachhut deutscher Gesittung bilden. Der leibeigene Bauer trägt die Kennzeichen seines passiven Ursprungs in den breiten Backenknochen, den kleinen, tiefliegenden, zum Teil schiefstehenden Augen, dem gewaltigen Unterteil des Gesichts, der breiten, grobgebildeten, abgestumpften Nase, sowie in der dunkelgefärbten oder fahlen Haut an sich. Man bemerkt offenbar, daß hier die Völkerzüge sich weniger verweilt haben, daß sie das flache Land durcheilten, um in den fernen Gebirgen eine feste Heimat zu erlangen.

So haben wir für Europa drei Kulturperioden anzunehmen, welche auch die verschiedenen Einwanderungen hervorgebracht haben.

Die erste ist die der Iberer, Pelasger und Kelten, die zuerst mit der passiven Urbevölkerung zusammentraten, sie unterwarfen und eine theokratisch-aristokratische Staatsform hervorriefen, der die kolossalen Grundlagen jeglicher Kultur verdankt werden. Die zyklopischen Mauern, Felsenbauten, die Unterdrückung und Beherrschung der Volksmasse, die blutigen Menschenopfer für die zürnenden, rächenden Götter sind vorzugsweise die charakteristischen Merkmale dieser Kultur.

Die zweite hellenische Kulturperiode zeigt uns die kaukasischen Helden mit stürmischer Kraft im lebhaften Angriff auf die alten Theokratien, nachdem sie sich in Griechenland eine Staatsform gebildet, die mit der in ihrer kaukasischen Heimat übereinstimmt. Sie nehmen die massenhaften Vorarbeiten in Wissenschaft und Kunst in sich auf, welche die vorhergehende Kulturperiode erzeugt hat, und gestalten sie

Digitized by Google

zu freieren Formen um; sie verbreiten diese Formen über die ihnen zugänglichen Länder; allein sie ermatten endlich, nachdem sie zwar die alten Theokratien aufgelöst hatten, in ihrem Wesen aber von jenen verändert worden waren. Die hellenischen Republiken lösten sich auf in die römische Monarchie und Hierarchie.

Die germanische Einwanderung aus den kaukasischen Ländern begann den Angriff auf die Staatsformen der vorhergehenden Periode, nicht allein mit weit zahlreicheren Armen, sondern sie fand auch bald einen geistigen Bundesgenossen an den Grundlehren des Christentums von der vollkommenen Gleichheit aller Menschen vor Gott, der mit ausdauernder, unwiderstehlicher Gewalt einwirkt. So entstand eine Kultur, welche der Hierarchie wie der Aristokratie gleich feindlich gesinnt ist und der konstitutionellen Staatsform zustrebt, welche die freieste Entwicklung aller Lebensformen gestattet, daher aber auch in den mannigfaltigsten Nuancierungen erscheint. Die Herrschaft des Gesetzes und die Gleichheit aller vor dem Gesetze, das ist, was der Tscherkesse und der Araber erstrebt und was das Leben der Völker des neuen Europa bewegt.

Eine vierte Kulturperiode hat Europa noch nicht begonnen, die beiden Extreme, Nordamerika und Rußland, sind in ihren Erscheinungen noch nicht vollständig entwickelt.

Bemerkenswert aber ist, daß Europa und zwar Mitteleuropa mit seinem rauhen und wechselvollen Klima der Sitz der höheren Kultur geworden ist. Gerade aber die Unsicherheit dieses Klimas hat den wesentlichsten Einfluß auf die höhere Entwicklung der hier lebenden Menschen gehabt. Es nötigt den Landmann zu steter Aufmerksamkeit und Vorsicht, er muß stets auf die ungünstigsten Zwischenfälle bedacht sein und kann mit Bestimmtheit durchaus nie auf eine dauernde Gunst der Witterung rechnen; ja die Flüsse, die z. B. in Aegypten seine sichern Mitarbeiter sind, die regelmäßig den Feldern Nahrung zuführen, sind in Mitteleuropa gerade zu der Zeit, wo ihr Wasser am notwendigsten ist, durch die Hitze zusammengeschrumpft und anstatt, daß sie alljährlich den Feldern düngenden Schlamm absetzen, reißen sie im Frühjahre, die Täler plötzlich überflutend, das künstlich und mühsam herbeigeschaffte Land mit der Frucht, die darauf keimt, gewaltsam mit sich fort und bedecken, was sie nicht mit fortreißen, mit totem Sand und Geschieben. In den Gebirgen muß der Landmann auf seinem Rücken die kahlen Felsplatten mit fruchttragender Erde bedecken, aber wie oft reißen Regengüsse die Erde mit der Ernte herab und wie oft tötet nicht früher Frost die mühsam gepflegten Pflanzen.

Mitteleuropa bietet von Haus aus keine große Fülle genießbarer Früchte dar; die meisten unserer Gemüse, Getreide und Obstarten sind aus der Fremde eingeführt, der Wein rankt nicht wie in Kaukasien freiwillig an den Bäumen empor, nur wenige Obstarten, meist Beeren, wachsen ungepflegt in unseren Waldungen.

Dennoch ist in Europa die Kultur der eßbaren Pflanzen wie der Blumen zur größten Vollkommenheit gediehen; der Apfel, die Birne, die Pflaume, die Kirsche, der Wein sind aus der Fremde hereingebracht, heimisch gemacht und durch unablässige Pflege zu den mannigfaltigsten Formen entwickelt worden. Ebenso ist es mit den Blumen, von denen

Digitized by Google

ich als Beispiel nur die Georgine erwähnen will, deren europäische Nachkömmlinge die Form der einfachen amerikanischen Urpflanze kaum ahnen lassen. Gleiche Erscheinungen bietet die Pflege der Tiere, namentlich der Rinder, Pferde und Hunde, sowie einiger Vogelarten dar. Nichts ist überhaupt geeigneter eine deutliche Anschauung der künstlichen, allen Hindernissen trotzenden und sie beseitigenden Richtung der europäischen Kultur zu geben, als die deutsche Landwirtschaft und das englische Maschinenwesen, welches die unsichtbaren Kräfte der Elektrizität, des Galvanismus und den flüchtigen Dampf zwingt, sich dem menschlichen Willen und Bedürfnis zu fügen.

Das Klima von Mitteleuropa ist sehr anregend und kraftweckend, es gleicht einer launenhaften, schönen Dame, die durch den Wechsel von Gewähren und Versagen ihre Liebhaber in steter Spannung und Aufmerksamkeit zu erhalten versteht. Am deutlichsten zeigt sich dieser Wechsel in unsern Gebirgen, wenn der Frühling nach hartem Winter hereintritt und unter Schnee und Eis die grüne Vegetation sich erhebt und der Sommer kommt, der doch nie anhaltend die erschlaffende Hitze der Tropenländer mit sich führt, so wenig als unser Winter dem der Polarzone gleicht.

Nächst dem Klima hat aber auch vorzugsweise die Mischung der Rassen der Kultur von Europa jene ihr eigentümliche Form gegeben, die sie von allen andern unterscheidet. Die pelasgisch-keltische Zeit brachte Formen, die wir auch anderwärts, namentlich in Aegypten und Mexiko wiederfinden. Die hellenische Kultur steht schon selbständiger da, obschon sie in ihrem Verfall an die asiatischen Despotien erinnert. Der erneuerte Zustrom der Germanen im Norden brachte ein neues Lebenselement, das moralische, das mit den Grundsätzen des Christentums übereinstimmte. Dazu kommen dann die Ideen, welche der Verkehr mit dem Orient seit dem Einfall der Araber in Spanien, Sizilien und durch die Kreuzzüge in Umschwung brachte, welche namentlich in der pyrenäischen Halbinsel und in der Provence ein neues Leben in Kunst, Poesie und Gesittung hervorriefen, das sich bis an die Gestade der See und an die Ostgrenzen Deutschlands verbreitete, während der deutsche Norden, wo die germanische Bevölkerung minder gemischt war, in steter Opposition gegen das eindringende Fremde sich erhielt; daher ging auch von hier aus die Reformation über Europa, zu einer Zeit, wo die südeuropäischen Völker, die in der Heimat von dem hierarchischen Element beengt waren, in die weite Ferne strebten. Dieses Streben in die Ferne, vereint mit dem Streben nach freieren Formen in der Heimat, trug sodann in Holland wie in England die reichsten Früchte, und die Rückwirkung desselben auf den Kontinent hatte die Stürme zur Folge, aus denen das konstitutionelle monarchische Prinzip auch hier siegreich als glänzendes Resultat hervortrat.

Endlich fand noch eine vierte Einwanderung aus Asien und vom Kaukasus statt, die slawische, die jedoch keine so großartigen Resultate gebracht hat, da sich die Einwanderer im Norden zersplitterten und nur im Süden, namentlich in Serbien und Montenegro, eine hervorragendere Erscheinung darbieten. Der alte Adel von Polen und Rußland wurde erst in neuerer Zeit von der in Europa sich entfaltenden Kultur berührt, außerdem aber im Kampfe mit den aus Asien

Digitized by Google

durch einzelne kaukasische Heerführer hereingeleiteten mongolischen und tatarischen Scharen so beschäftigt, daß er nur mittelbare Einwirkung auf die europäische Kultur üben konnte, indem er die abwehrende Vormauer gegen diese Flugscharen bildete. Ebenso hatten die heldenmütigen Serbier und Vlachen im Süden alle ihre Kraft aufzubieten, um sich im Kampfe mit den hereindringenden Türken Selbständigkeit und Freiheit zu erhalten und dem türkischen Joche nicht untertan zu werden.

Nachdem wir nun die Auswanderung der aktiven Gebirgsvölker Hochasiens nach Westen, nach Südosten und Nordwesten betrachtet, gedenken wir endlich noch der Wanderung, die sie in nordöstlicher Richtung vorgenommen haben. Der Norden des Kaukasus verläuft sich in endlose Ebenen, auf denen nordwestlich die Germanen ihrer neuen Heimat zuschritten, während sie nordöstlich einem Volke zur Laufbahn wurden, das wir vielleicht mit dem Kollektivnamen der Tschuden bezeichnen können, einem Namen, womit man in Sibirien diejenigen Denkmale bezeichnet, welche die Ueberreste einer alten, nicht mehr vorhandenen kriegerischen Nation beherbergen. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren in der Krim Tscherkessenstämme heimisch, an die sich nordöstlich die Scharen der Kosaken anschlossen, diese aber bestanden ursprünglich in der Weise der germanischen Geleite aus einzelnen kühnen Räuberbanden, welche die Nachbarn, Tataren, Russen, Mongolen, Genuesen ausbeuteten und in Tscherkask sich einen Mittelpunkt gegründet hatten, dessen Name nicht minder auf ihre kaukasische Herkunft deutet als ihre Körperbeschaffenheit, ihr Charakter und ihre Verfassung[1]). Sie schlossen sich als Christen nach dem Verfall des Mongolenreiches den Russen an, eroberten Sibirien und wurden seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts dem Heere derselben einverleibt. Dennoch haben sich bei den Kosaken bis heute die deutlichsten Spuren ihrer Abstammung erhalten, obschon sie die russische Sprache angenommen haben[2]).

Der Ostrand des kaspischen Meeres und die dahin mündenden Flußgebiete wurden schon früh namentlich vom Süden her durch Gebirgsvölker überschwemmt und hier eine Mischung der aktiven und passiven Rasse hergestellt, welche wir mit dem Namen der Tataren zu bezeichnen pflegen, und die von da herausbrechend nach Westen als Türken erscheinen und als solche arabische Kultur in sich aufnahmen. Oestlich vom Altai bis in die Mandschurei finden wir einzelne tatarische Völkerschaften, zum Teil noch von passiven Völkern umgeben, dann aber auch in größerer Masse als Mongolen im Norden von China. Wenn bei den tatarischen Völkern das aktive Element das überwiegende ist, so ist es bei den Mongolen das passive, was sich in Körperbildung wie in der Verfassung deutlich ausspricht. Die Mongolen sind eifrige Anhänger der zeremoniösen Buddhalehre, während die Tataren den freieren Formen des Islam zugetan sind.

Der Endpunkt dieser nordöstlichen Wanderung ist die Mandschurei, ein Land, das auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, einer selbständigern Volksentwicklung nicht ungünstig erscheint, zumal

[1]) S. Koch, Reise durch Rußland I, 94.
[2]) S. „Das enthüllte Rußland" II, 135 ff.

Digitized by Google

sein Klima (40—56° n. Br.)[1]), anregend wie das aller Gebirgsländer, den hereinwandernden aktiven Scharen alle Lebensbedürfnisse reichlich darbietet. Namentlich bringt der südliche Teil des Landes Weizen, Hirse, Hülsenfrüchte, Baumwolle, Obstarten hervor und nährt zahlreiche Herden von Rindern und Schafen, während der nördliche reich ist an jagdbaren Tieren, wie Tiger, Leoparden, Bären, Wölfe, Hirsche, wilde Pferde und Esel.

Hierher strömten, wie etwa in die Alpen und in die skandinavischen Gebirge, aktive Stämme und ließen sich hier nieder, von hier aus wandten sie sich zur See, vielleicht auch nach Japan, wo allgemach eine Kultur erwuchs, die den europäischen Völkern erst später bekannt wurde. Von hier aus zogen einzelne Scharen erobernd und umgestaltend nach China, zum letzten Male 1644, wo sie die noch jetzt bestehende Kaiserdynastie und den Kriegerstand des Reiches begründeten. Von der Mandschurei aus zogen einzelne Scharen südwestlich zu den Horden der Mongolen und führten sie bis nach Europa, wo die Züge der Hunnen, Avaren, Tataren die emporblühende Kultur mehrmals gewaltsam unterbrochen haben.

Auf solche Art nun wurde nach allen Richtungen von den asiatischen Hochlanden aus die aktive Menschenrasse über den ganzen Erdboden verbreitet und die passive Urbevölkerung durch sie mannigfach durchdrungen und zu neuen Lebensformen geweckt.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Denkmale dieser Wanderungen ins Auge zu fassen, wobei sich zunächst die Bemerkung aufdrängt, daß die rein passiven Völker gar keine und die aktiven deren um so weniger hinterlassen, je einzelner und verstreut unter passiven Stämmen sie vorkommen; die Buschmänner, Kalifornier, Pescherähs und Botocuden hinterlassen nur flüchtige Spuren ihres Daseins in den Feuerstätten, bei denen sie etwa ihre Reibsteine oder andere Trümmer ihres dürftigen Gerätes vergessen haben. Die Denkmäler sind in bezug auf eine Nation das, was der Besitz hinsichtlich der Einzelwesen ist, und ihr Vorhandensein schreitet mit der Kultur fort; die Jägervölker und Fischer sind am ärmsten daran, die Nomaden hinterlassen deren schon mehr; mit dem Ackerbau und den festen Sitzen entstehen auch dauerndere Denkmäler. So sind in Europa die Slawen am ärmsten an Denkmalen, deren Kelten und Germanen, Etrusker und Griechen in großer Fülle hinterließen.

Unter diesen Denkmälern stehen obenan die Grabhügel mit deren Inhalt. So sind namentlich für die Geschichte der Einwanderung aktiver Völker die Grabhügel von Bedeutung, welche am dichtesten an den Küsten der Ost- und Nordsee und an den größeren Strömen diejenigen Punkte bezeichnen, wo die Germanen am längsten und am dichtesten gesessen haben. In ähnlicher Weise ziehen sich vom Dnjepr, nördlich vom schwarzen und kaspischen Meere nach dem Altai und der Mandschurei Grabhügel — die Tschudengräber, welche Waffen und Bronzeornamente enthalten, die mit den bei den mohammedanischen Nationen Vorderasiens noch jetzt üblichen übereinstimmen und die gewissermaßen die Wegweiser für die nachziehenden aktiven Scharen wurden. Nicht mindere Aufmerksamkeit verdienen

[1]) Plath, Die Völker der Mandschurei I, 3. und 10.

Digitized by Google

die Grabhügel, die in Nordamerika, namentlich in Virginien entdeckt wurden (Ausland 1843 S. 342). Vorzugsweise ist das in diesen Hügeln vorkommende Bronzegerät zu beachten, indem dasselbe überall im Gefolge der aktiven Wanderer zu sein scheint. Wir finden dasselbe nicht allein in den Gräbern der Griechen, Römer, Germanen und Kelten, sondern auch in den tschudischen Grabhügeln Asiens, so wie es auch in Virginien und bei den Caraiben als Caracoli (s. Kulturgeschichte II, 53) vorkommt. Da nun die Bronze ein künstliches Produkt ist[1]), dessen Herstellung bei weitem schwieriger ist, als die Bearbeitung des Eisens, so deutet das Vorkommen bronzener Gegenstände auch immer auf eine höhere Kultur, eine Bemerkung, die auch durch eine Vergleichung z. B. der bronzenen Dolche aus germanischen Grabhügeln mit den eisernen Dolchen und Lanzenspitzen der Kaffern und Neger bestätigt wird. Die Bronzewaffen zeigen stets eine überaus sorgfältige, reichverzierte Arbeit, in der sich ein ausgebildeter Formensinn ausspricht, während jene afrikanischen Waffen überaus roh gearbeitet erscheinen.

Die Ornamente der alten nordeuropäischen Bronzen[2]) kehren auf der Nordwestküste Asiens, an den Grenzen der Mandschurei, in Neuseeland und auf den architektonischen Skulpturen von Java und Mexiko wieder. Sie erscheinen in den Eisen- und Wollgeweben von Turkestan, in den Ornamenten chinesischer Gefäße gewissermaßen in höchster Ausbildung und es ist wohl insofern dieser Ornamentalstil einer sorgfältigern Beobachtung nicht unwert.

Einen anderweiten Fingerzeig für die Wanderungen der aktiven Rasse geben ferner die Steinbauten, die bei den Eries der Südsee als Tribünen für Volksversammlungen und Opfer erschienen, in Java, Mexiko und Aegypten aber zu Pyramiden erwachsen sind. Im Norden von Europa finden sich ferner die großen Säulenstellungen aus rohen Felspfeilern; die Bautasteine Skandinaviens, die Minhirs der Bretagne, die Pfeiler von Tinian, die Steinpfeiler der südrussischen Steppen, die Kolosse der Osterinsel, die Obelisken der Aegypter und die Prachtsäulen der Römer und des Mittelalters sind eine weitere Ausbildung derselben, sowie die hölzernen Göttersäulen der Nordamerikaner[3]) ein schwacher Nachhall zu sein scheinen.

Die eigentlichen Steingebäude gehören ebenfalls der aktiven Rasse eigentümlich zu, da sie nur in den Hochgebirgen entstehen konnten; die wunderbaren kolossalen Steinkammern des nördlichen

[1]) Herrn Berghauptmann Freiesleben verdanke ich nachfolgende gütige Belehrung: „So häufig sich auch Kupfer-Erze unmittelbar neben und mit Zink- und Zinn-Erzen zusammenfinden, so ist doch noch kein natürliches Vorkommen einer bronzeähnlichen Mischung bekannt. Man hat zwar von natürlichem Messing gesprochen, aber nie haben sich dergleichen Gerüchte bestätigt. Jede Bronze ist eine künstliche Komposition bereits künstlich dargestellter Metalle (Kupfer, Zink, nach Befinden Spiesglanz, Blei usw.), daher ist sie überaus verschieden, je nachdem die Zusammensetzungs-Verhältnisse beliebt wurden, die an kein bestimmtes Gesetz gebunden sind. Es ist auch kaum denkbar, daß aus gleichzeitiger Verschmelzung von miteinander brechenden Kupfer-, Zinn- und Zinkerzen ein bronzeähnliches metallisches Produkt, das sich zu weiterer Benutzung eignete, hervorgehen sollte."

[2]) Vergl. Worsaae Dänemarks Vorzeit durch Altertümer und Grabhügel beleuchtet. Kopenhagen 1844, S. 25, 26 und 33, wo die spiralförmigen Ornamente abgebildet.

[3]) S. Kulturgeschichte T. II, S. 174 und Taf. XV und XVI.

Digitized by Google

Europa, die Dreidecksteine, Dolmens, wie die Hünenbetten sind sämtlich Denkmäler der kaukasischen Rasse, welche in den nordeuropäischen Ebenen, wo sich keine anstehenden Felsen finden, die zerstreut umherliegenden kolossalen Geschiebe mit ungeheuerem Aufwande von Kraft dazu verwenden. Die zyklopischen Mauern in Italien (z. B. von Cossa, Fiesole) und in Griechenland sind eine weitere Ausbildung dieser Steinbaukunst, aus welcher dann allmählich die griechische und deutsche Architektur erwachsen konnte.

Besondere Beachtung verdienen nächstdem die Felseninschriften, welche in den von der aktiven Rasse betretenen Ländern vorkommen. In Europa haben sich nur in England (die Portsmouths Rocks und Tiverton Rocks) und in Skandinavien (Toxen, Oester, Götlan und Tanum in Bohuslän) wirkliche Felsinschriften erhalten. Die ältesten dieser Denkmale sind wohl diejenigen, welche bildliche Darstellungen zeigen, wie z. B. die Bilderfelsen in den Bassins des Corentyn, Essequibo und Orinoko[1]) in Amerika, womit die Zeichnungen des Fetisch-Felsens am Zaire in Afrika (Tuckey narrative S. 380) und die von Neuholland übereinkommen. Sie ähneln sehr den Zeichnungen der Zaubertrommeln von Lappland und Guiana. Die Zeichnungen, welche Strahlenberg und Pallas von sibirischen Felsbildern geben, zeigen geübtere Hände und sichere Formen[2]). Weitere Fortbildung dieser Felsschrift ist die eigentliche Bilderschrift der Aegypter, aus der sich dann das ägyptische und mexikanische Hieroglyphensystem entwickelt hat. Späterer Zeit gehören die eigentlichen Felsinschriften mit Charakteren an, wie z. B. die semitischen Inschriften im peträischen Arabien (s. Wellsted, Reise in Arabien, mit den reichen Nachweisungen von Rödiger und Beer, T. I, S. 20).

Es sind ferner als Denkmale der aktiven Rasse diejenigen religiösen und politischen Institutionen zu betrachten, welche sie von ihrer Heimat aus der Fremde zugebracht haben, namentlich das Heerwesen, Geleite und Heerbann, die Feudalverfassung und die würdigere Stellung der Frauen in der Gesellschaft; Institutionen, die wir bei den passiven Völkern vergebens suchen.

Endlich sind die Menschen selbst als Denkmale jener Wanderungen zu nennen, wo sie sich durch Körperbildung wie durch geistige Richtung als Nachkommen der aktiven Völker beurkunden. Die edlere Bildung unterscheidet die Neuseeländer, die Eries der Südseeinseln, die Inkas der Amerikaner, die Mauren von West- und Nordafrika wesentlich von der dunkelgefärbten Urbevölkerung.

Eine genaue und sorgfältige Erforschung aller dieser Denkmale und eine Vergleichung derselben mit den Sagen und den historischen Nachrichten der verschiedenen Nationen wird uns endlich dahin bringen, eine lichtvolle Uebersicht über die Kulturzustände der verschiedenen Völker der Erde zu besitzen. Es ist aber in der Tat seltsam, daß der Mensch, der die Produkte des Mineralreichs von dem selbst atomistisch vorkommenden Metalle bis zu den Granit- und Urkalkmassen, von den Schimmeln und Pilzen bis zu den fossilen

[1]) S. Schomburgk, Reise in Guiana S. 212.
[2]) Pallas Reise im russ. Reich III, 359. P. J. v. Strahlenberg, der nördl. und östl. Teil von Europa und Asia. Stockholm 1730, 4, S. 336.

Digitized by Google

Baumkolossen, von den Infusorien bis zum Missurium betrachtet, der die Oase wiegt und das Licht mißt, gerade sich selbst und der Klasse der Geschöpfe, welcher er anzugehören die Ehre hat, verhältnismäßig doch nur eine sehr geringe und in der Tat am wenigsten gründliche Aufmerksamkeit zugewendet hat. Es ist dies um so seltsamer, als der Mensch sich doch überall als das erste Wesen, als die Krone der Schöpfung ansieht, der sich für das einzige Wesen hält, das der Schöpfer der Unsterblichkeit für würdig erachtet.

Kultur und Zivilisation.

Karl Jentsch.

Ein gesundes, wohlgebildetes Kind aus einer guten — das „gut" bedeutet weder vornehm noch reich — Familie ist im sechsten Lebensjahre ein in seiner Art vollkommenes Geschöpf. Es unterscheidet das Gute und Rechte vom Bösen und Unrechten und bemüht sich das erste zu tun, es benimmt sich gesittet, es wächst in der Erkenntnis und in allerlei Fertigkeiten, und der Anblick seines Leibes, seines Antlitzes, seiner Bewegungen und seines Tuns gewährt ästhetische Befriedigung. Aber es weiß wenig und kann wenig. Ein Gelehrter von schlechtem Charakter und schlechten Sitten, ein hochgestellter Mann, der aus Habsucht Verbrechen begeht, sind Personen, die viel wissen und viel können, aber trotzdem Verachtung und Abscheu einflößen. Eine ähnliche Kombination von Schönheit der Kultur und geringem Kulturbesitz, von reichem Kulturbesitz und ethischer oder ästhetischer Häßlichkeit findet man bei ganzen Bevölkerungen. Idylliker und Romanschreiber idealisieren freilich das Bauernleben, aber in den deutschen Alpen, in manchen Gegenden Italiens findet man tatsächlich Bauern und Bäuerinnen, die ästhetisch wirken, und weiter nördlich viele, die wenigstens durch natürlichen Verstand, Tüchtigkeit, rechtliche Gesinnung und guten Charakter den Beobachter gewinnen und zumal in der Jugend auch nicht geradezu unästhetisch wirken. Das bekannteste Muster für die andere Art Menschen ist China. Auch den vornehmen und den gemeinen Pöbel europäischer Hauptstädte kann man nennen. Und wenn Ludwig Woltmann S. 62 seines Buches „Die Germanen und die Renaissance in Italien" die Germanen der Völkerwanderung nicht Barbaren nennen will, weil sie schon auf der Stufe der Ackerbauer standen, so möchte ich lieber sagen: sie waren Barbaren — denn auch die Pracht des persischen Großkönigs finden wir barbarisch, obwohl sie die Stufe des Ackerbaues hoch überragt — aber sie waren trotzdem edlere Geschöpfe als die sehr zivilisierten Römer.

Es handelt sich hier, wie man schon bei oberflächlicher Betrachtung sieht, um eine Wertung nach zwei verschiedenen Maßstäben. Man hat manchmal den Unterschied zu treffen geglaubt, wenn man von Herzenskultur und Verstandeskultur sprach, aber diese beiden Bezeichnungen drücken den Gegensatz nicht erschöpfend aus. Man hat auch das erste Zivilisation, das zweite Kultur genannt, oder umgekehrt. Ich habe schon vor 30 Jahren von dem Geschichts- und Religions-

Digitized by Google

philosophen Hugo Delff den umgekehrten Sprachgebrauch angenommen, weil ich ihn für begründet halte. Wenn wir die markantesten Vertreter der beiden Kultur- oder Bildungsarten, die heutigen Chinesen und die Germanen der Völkerwanderung, einander gegenüberstellen, so finden wir dort ein überliefertes totes Wissen und Können, hier eine unverwüstliche Schöpferkraft, die sich heute noch nicht erschöpft hat. Nun bedeutet colere pflegen, wird von der Bearbeitung des Ackers gebraucht, der materiellen Vorbedingung aller höheren Entwicklung, wie sie Woltmann richtig nennt, und dann auch von der Pflege der geistigen Kräfte im Studium, des Gemüts und der Willenskraft durch Charakterbildung. Kultur ist also die Pflege und Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen samt ihrer Frucht. Dagegen weist Zivilisation auf die civitas hin und bezeichnet die Gesamtheit der Wissensschätze, der Fertigkeiten und Lebensgewohnheiten, die sich der Angehörige einer civitas aneignen kann und meistens aneignen muß. Diese Aneignung kann durch einen Drill geschehen, bei dem sich der Zögling ganz rezeptiv verhält, ohne aus Eigenem etwas hinzuzutun. Das ist dann kein colere mehr, keine gärtnerische Pflege lebendiger Kräfte. Wenn demnach Otto Kaemmel definiert: Der Ausdruck Kultur bezeichnet den Gesamtbesitz an materiellen und geistigen Gütern, den sich ein Volk erarbeitet hat, so füge ich ergänzend hinzu: sofern die schöpferische Arbeit noch fortdauert. Mit Kultur meint man also lebendige Kultur. Betrachtet man die Ergebnisse der Arbeit, abgesehen von dieser und der Schöpferkraft, so hat man sie Zivilisation zu nennen. Diese kann fortdauern, nachdem die Kultur erstorben ist. Daß von Zivilisation erst in der civitas die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Sie tritt also erst auf höheren Kulturstufen ein. Aber ich halte es für falsch, wenn die höchste Kulturstufe, oder auch nur das äußere, materielle Ergebnis der schöpferischen Tätigkeit auf dieser Stufe, Zivilisation genannt wird. Die Barbarenstaaten des Altertums, der Inkastaat, China sind Beispiele sehr komplizierter Gemeinwesen, die über bedeutende technische Fertigkeiten, Kulturprodukte, verfügten, also höchst zivilisiert genannt werden müssen, denen es aber sowohl an der Lebenskraft wie an der ethischen und ästhetischen Schönheit fehlt, die zu dem gehören, was ich Kultur und zwar höchste Kultur nenne.

Weil mit Kultur das Lebendige, gewissermaßen die Seele der menschlichen Arbeit gemeint ist, darum rechtfertigt sich der Brauch, von Kulturstufen und von der altägyptischen, hellenischen, modern europäischen usw. Kultur zu sprechen, nicht von Zivilisationsstufen und verschiedenen Zivilisationen der verschiedenen Völker. Selbstverständlich entspricht jeder Kulturstufe und jeder eigentümlichen Volkskultur auch eine besondere Zivilisation als Produkt und Hülfsmittel der Kulturarbeit; Hülfsmittel insofern, als sich die schöpferische Fähigkeit im Schaffen entfaltet, an den zu schaffenden und den schon geschaffenen Kulturgütern übt. Das größte Genie bleibt unentfaltet, wenn man ihm die Möglichkeit der Betätigung raubt, das Malergenie z. B., wenn man ihm die Hände abhaut, und der Astronom kommt mit den heutigen Teleskopen, Logarithmentafeln und Vorrichtungen zur Spektralanalyse natürlich weiter, als der babylonische vor 4000 Jahren kommen konnte. Die Zivilisation kann also wohl ohne Kultur bestehen, indem sie diese überlebt, aber höhere Kultur ist nicht erreichbar ohne

Digitized by Google

Zivilisation, d. h. ohne einen Schatz überlieferter geistiger und materieller Hülfsmittel, und die Kulturtätigkeit ist nicht anders denkbar, als mit der Erzeugung von Zivilisation beschäftigt. Wie die Kultur, so hat die Zivilisation verschiedene Stufen; es gibt niedere und höhere, unvollkommene und vollkommene Zivilisation. Die Kulturen unterscheiden wir aber nicht bloß den Stufen, sondern auch der Qualität nach, in edlere und unedlere. Die Mongolen werden sich wahrscheinlich all unser Wissen und Können, unsere Technik, unsere Staatsverfassung und unseren Börsenschwindel aneignen. Sie stehen dann auf unserer Zivilisationsstufe, aber wir werden niemals zugeben, daß ihre Kultur der unseren ebenbürtig sei.

Wird nach der Kulturfähigkeit der verschiedenen Rassen gefragt, so hat man es mit einem sehr verwickelten Problem zu tun. An Intelligenz fehlt es weder den gelben noch den schwarzen Menschen. Die guten Geistesanlagen der Neger werden, seitdem uns koloniale Bestrebungen in nähere Berührung mit ihnen gebracht haben, von vielen Seiten bezeugt, u. a. in den sehr ausführlichen Beschreibungen, die in Uebereinstimmung mit Ratzel und Afrikaforschern, wie Nachtigal, zwei Mitarbeiter der Grenzboten, von der Begabung, der Gemütsart und dem Charakter der Neger entworfen haben. Der eine, Hauptmann a. D. Hutter, erzählt im 27. Heft des dritten Bandes des Jahrgangs 1904, auf Fragen, wie: der Neger ist wohl recht häßlich, recht dumm usw., pflege er zu antworten: „nicht mehr, als ein ganz erklecklicher Teil der kaukasischen Rasse auch“. Es sei ungerecht, einen besonders häßlichen Afrikaner mit einem weißen Apollo zu vergleichen. Man möge doch zum Vergleich dumme, rohe Bauernburschen heranziehen oder Weiber des arbeitenden Volkes, nicht „eine der prächtigen Volkstypen“, wie sie meist nur in Romanen vorkämen; es sei fraglich, wer bei dem Vergleich schlechter wegkommen werde. Derselbe Fehler werde begangen bei dem Vergleich geistiger und moralischer Eigenschaften und Fähigkeiten. Man müße sich beim Vergleichen nicht aufs hohe Roß unserer Zivilisation setzen. Berücksichtige man, daß unsere Zivilisation im Mannesalter, die der Neger aber noch im Kindesalter stehe, so scheine uns der Neger beinahe überlegen zu sein. „Freilich, lesen und schreiben kann er gewöhnlich nicht, aber jeder Neger, der sich seine Eisenschmelze selbst anlegt und Eisen gewinnt, es zum Haumesser verarbeitet, zur Speerspitze und den verschiedensten Acker- und Hausgerätschaften, jeder, der seinen Webstuhl aufstellt und das Gespinst der Baumwollstaude zu schönen Tüchern mit hübscher Färbung verarbeitet, jeder, der ohne Töpferscheibe tadellos geformte und geschmackvoll ornamentierte Gefäße aller Arten und Größen erzeugt, steht auf einer höheren Stufe bewußter Bildung, hat ein gut Teil mehr Verstandeskraft und Verstandesarbeit entwickelt, als die Tausende von Händen, die mechanisch, als Räderwerk, in Fabriken mechanische Handgriffe leisten.“ Was Hutter hier schildert, das ist eben die Kulturfähigkeit und die wirkliche Kultur, die der hochzivilisierte Mensch als Rädchen der großen politisch-technisch-wirtschaftlichen Maschine teils schon eingebüßt hat, teils einzubüßen im Begriff steht. Der andere Grenzbotenmann, Georg Schiele, der als Schiffsarzt die Völker und Rassen kennen gelernt hat, führt (im 40., 41., 44. und 47. Heft des vierten Bandes des Jahrgangs 1902)

Digitized by Google

aus, daß es weder größere Intelligenz noch höhere Sittlichkeit ist, was dem Weißen seine Ueberlegenheit über den Farbigen verschafft und sichert. Am wenigsten die höhere Sittlichkeit, denn es sind eben nicht die besten Elemente, die sich in den Tropen tummeln und austoben. Was jeden aus der Heimat fortgelaufenen oder fortgejagten Ladenjüngling zum absoluten Gebieter seiner schwarzen Boys macht, das ist deren Mangel an stetigem, zielbewußtem Willen und die daraus entspringende Bereitwilligkeit, sich jedem, der festen Willen zeigt, zu unterwerfen. Der Neger ist Augenblicksmensch; handelt nicht nach einem sorgfältig entworfenen und beharrlich festgehaltenen Plane, sondern nur auf Antrieb eines Affekts. Er bleibt in der Charakterentwicklung auf der Stufe unserer fünfzehnjährigen Knaben stehen und fühlt gleich diesen das Bedürfnis, geleitet und beschützt zu werden. Ganz ebenso urteilt Hutter. Den Mongolen würde man auch ohne die neueste Geschichte Japans außer der schöpferischen Intelligenz noch den zielbewußten Willen zugestehen müssen. Wenn sich arme Chinesen von den Weißen die empörende Behandlung gefallen lassen, die Schiele und viele andere beschreiben, wenn sie sich buchstäblich mit Füßen treten lassen, so wird das nicht als Kennzeichen der Rasseninferiorität zu deuten sein, sondern als Wirkung ihrer sozialen und politischen Lage in der Heimat, die sie an solche Behandlung gewöhnt hat. Auch Weiße nehmen bekanntlich in lang andauernder Sklaverei Sklaveneigenschaften an. Daß es nicht die edelsten Eigenschaften der Kaukasier sind, die sie zu Herren der Farbigen machen, daß zu deren Unterjochung und Ausbeutung ein gewisses Maß von Brutalität, von Mißbrauch der dem Weißen verliehenen Willenskraft gehört, das liegt auf der Hand. Man darf aber sagen, daß die Brutalität der Konquistadoren, die deren selbstsüchtige unedlen Gelüste unmittelbar befriedigt oder ihrer Befriedigung dient, zugleich den edlen Anlagen der weißen Rasse zugute kommt, ja vielleicht zu ihrem Schutze unentbehrlich ist, weil gerade edle Gesinnung wehrlos macht. Ohne die aggressive Selbstsucht und Energie der einen Kaukasier würden die andern, die in Haus, Werkstatt und Studierzimmer feine und zarte Tugenden pflegen, von den Farbigen teils unterjocht, teils eingeengt, in beiden Fällen an der Entfaltung ihrer edlen Anlagen gehindert werden.

Daß ein reicheres Maß und eine höhere Perfektibilität solcher Anlagen sie vor den Farbigen auszeichnet, kann vernünftigerweise nicht bezweifelt werden. Zwar ist auch den Mongolen die ethische Anlage in höherem Grade zuteil geworden, als ihnen der Hochmut der Europäer, besonders wenn diese sich als Christen fühlten, zugestehen wollte. Außer den Japanern beweisen es auch andere Stämme, z. B. die Burjaten, von denen man bisher wenig wußte. In No. 667 der Schlesischen Zeitung wird nach den Aufzeichnungen eines russischen Ingenieurs berichtet, wie die jungen Leute dieses ostsibirischen Nomadenstammes russische Schulen besuchen, sich dort ein bedeutendes Maß von Kenntnissen und gebildete Umgangsformen aneignen, dann aber, anstatt das Erworbene in der zivilisierten Welt auszunutzen, in ihre Zeltlager zurückkehren, um Aufklärung, Wissen und Bildung unter ihren armen Brüdern zu verbreiten. Wenn wir nur uns selbst an der Flamme der Bildung erfreuen wollten, haben ihm zwei Burjatenjünglinge gesagt, dann wären wir selbstsüchtig und undankbar, und

Digitized by Google

das sind wir nicht. In der russischen Verwaltungsmaschine würden wir nur untergeordnete und entbehrliche Maschinenteile sein, im Zeltlager unserer Stammesgenossen sind wir unentbehrlich. Das ist gewiß hochsinniger Idealismus. Aber solcher Idealismus ist in der Geschichte unserer Rasse eine gewöhnliche Erscheinung, und daß bei irgendwelchen Farbigen ein würdiges und reines Familienleben, eine mit ästhetischem und wissenschaftlichem Genuß gewürzte Geselligkeit, eine auf Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit beruhende, über wüstes Wesen hoch erhabene Staatsordnung, eine die sozialen Gegensätze ausgleichende und mildernde Humanität und Charitas so allgemein verbreitet gewesen wären, wie im europäisch-amerikanischen Kulturkreise, dafür haben wir kein Beispiel.

Das Ethos nun ist es, was zusammen mit einem die Phantasie zügelnden und in den festen Bahnen logischer Methoden fortschreitenden Denken und mit der Aesthetik den Adel unserer Kultur ausmacht. Am dürftigsten ist die ästhetische Ausstattung der Farbigen ausgefallen. In Beziehung auf Intelligenz und Ethos besteht ihr Manko nur darin, daß sie, soweit unsere Erfahrung reicht, bisher das Höchste und Feinste nicht erreicht haben. Vom Gebiet der Aesthetik aber scheinen sie durch ihre Leibesbeschaffenheit geradezu ausgeschlossen zu sein, denn die höchsten unter den körperlichen Gegenständen, an denen sich die ästhetische Anlage entwickelt, sind der Menschenleib und das menschliche Antlitz. Wohlgebildete Leiber sind nun zwar bei Südseeinsulanern und Negern nichts Seltenes, aber, darin stimmt Schiele mit Ratzel überein, ihre besten Exemplare werden von den besten europäischen Exemplaren in der Größe, Kraft und Schönheit des Leibes übertroffen. Häßlich wie Neger und Mongolen sind genug Europäer, aber Antlitze von klassischer Schönheit würde man bei den Farbigen vergebens suchen. Dazu fehlt ihnen das schönste Haar, das blonde, das schönste Auge, das blaue, und die Farbe von Milch und Blut, ohne die höchste Schönheit nicht denkbar ist. Dieser augenfällige Unterschied in der äußern Erscheinung ist es, was den Ekel des gebildeten Europäers erregt, und was ihn seine Ueberlegenheit über den Farbigen empfinden läßt, noch ehe er dessen Intelligenz und Moral geprüft hat. Wo aber das menschliche Vorbild fehlt, da kann der ästhetische Sinn die höchste Stufe seiner Betätigung nicht erreichen und bleibt auf die niedere Region des Ornaments beschränkt. Unter Negern und Mongolen kann weder ein Praxiteles noch ein Raffael erstehen. Was die tönenden und die redenden Künste betrifft, so kenne ich zu wenig von der Literatur der Chinesen und der Japaner, — die Schwarzen haben es überhaupt noch zu keiner Literatur gebracht — um ein Urteil fällen zu können. Die Musik der Asiaten und Afrikaner aber ist sicherlich nichts von dem, was wir Musik nennen. Vor einigen Jahren bereiste ein schwarzer Violinvirtuose — ein nordamerikanischer Neger — die europäischen Länder. Er hat Sachen unserer großen Komponisten mit Verständnis und dem richtigen Ausdruck vorgetragen. Damit hat er bewiesen, daß außergewöhnlich begabte Individuen seiner Rasse das europäische Gemütsleben verstehen lernen und sich aneignen können, aber die Tatsache, daß sie nirgends aus sich selbst etwas dergleichen zu erzeugen vermocht haben, wird dadurch nur um so auffälliger.

Digitized by Google

Die edle Kultur hat je nach dem Ueberwiegen der einen oder der andern Naturanlage und nach ihrer von klimatischen, geographischen und technologischen Bedingungen abhängigen Ausgestaltung sehr viele und sehr verschiedene Spielarten. Am schönsten wird immer die hellenische erscheinen, die als die harmonische bezeichnet werden muß, mag auch dieses Wort in Verruf gekommen sein. Und zwar finde ich sie am deutlichsten ausgeprägt und am vollkommensten entwickelt nicht in dem schon den Todeskeim in sich tragenden perikleischen Athen, sondern in Homer, genauer gesagt in der Odyssee, oder vielmehr in einigen Teilen dieses Gedichtes, nämlich in der Telemachie (I bis IV), dem Liede von Nausikaa (VI), der Schilderung des Phäakenhofes (VII und VIII), den Szenen im Gehöfte des Eumäus (XV und XVI) und der Erzählung von der Wiedervereinigung der Gatten (XXIII) und von dem Besuche des Odysseus bei seinem Vater Laertes (XXIV, 220 bis 412). Die übrigen Teile: des Helden Seeabenteuer und die Freierabschlachtung, geben zwar ebenso wie die Ilias Kunde von der Zivilisation, der hohen technischen, politischen und gesellschaftlichen Kultur des Zeitalters — die technische haben bekanntlich die Ausgrabungen außer Frage gestellt —, aber zugleich von der daneben herrschenden Barbarei: von ritterlichen Roheiten, einem auf Seeraub beruhenden Handel und dem bei dem kindlichen Alter und der geographischen Beschränktheit der Forschung selbstverständlichen Aberglauben. Jene zuerst genannten Teile der Odyssee aber zeigen uns das würdigste Verhältnis zwischen Gatte und Gattin, zwischen Vater und Sohn, zwischen Herr und Diener, die zartesten und edelsten Empfindungen, die feinsten und anständigsten Sitten und eine Freude am Schönen, eine Kraft des ästhetischen Schauens und der ästhetischen Gestaltung, die uns eine Welt göttlicher, von goldigem Lichtglanz übergossener Idealgestalten vorzaubert. Freilich ist die Odyssee nur ein Gedicht, und nur ein Gedicht, was manchem gewissenhaften Historiker ein zu schwaches Zeugnis für eine versunkene Wirklichkeit zu sein scheinen mag. Aber wie hätte Homer diese Gestalten schaffen können ohne Vorbilder? So wenig, wie Praxiteles seinen Hermes. Ein moderner Dichter und Künstler könnte beides auch im Lande der Botokuden, wenn er seine Bibliothek und eine illustrierte Geschichte der Skulptur und Malerei, oder wenigstens die Erinnerung an das im zivilisierten Land Gelesene und Geschaute mitnähme; aber Homer hatte weder eine Bibliothek noch ein Museum; die Gestalten, die er, gewiß nicht zeitlebens blind, geschaut hat, werden also ungefähr so ausgesehen haben, wie sie Preller gemalt hat. Und daß nun diese Menschen nicht allein gleich ihren perikleischen Nachkommen frei sind von toter Gelehrsamkeit sowie von barbarischem Prunk, Ungeschmack und Zeremoniell, sondern auch noch tüchtig und geschickt sind zu körperlicher Arbeit, und nicht verdorben werden durch Sophistik noch durch politische Ränke, das ist es, was sie mir als die echtesten Verkörperungen des griechischen Humanitätsideals erscheinen läßt und wert macht; denn Humanität, nicht eine hohe Zivilisation, halte ich für die edelste Frucht der Kultur.

Das irdische Leben ist, pessimistisch angesehen, ein Absterbeprozeß; gerade an ihrem höchsten und feinsten Leben, an ihrer Humanität, sind die Griechen gestorben. Und zwar entwickelte sich

Digitized by Google

der Todeskeim gleichzeitig von zwei Seiten her, von der ästhetischen und der ethischen. Ihr leidenschaftlicher Schönheitsdurst verleitete sie, den trefflichen Schmied Hephästus und den pflügenden, zimmernden und heizenden Odysseus zu vergessen und die banausia, die Ofenarbeit, dann überhaupt jede körperliche Arbeit, weil sie häßlich macht, zu verachten. Darum blieben die Mathematik, die Physik und die Mechanik, die sie so schön begründet hatten, ohne Anwendung. Abgesehen von der Verteidigung der Stadt Syrakus durch die Maschinen des Archimedes, haben ihre großen Mechaniker nur Spielzeug angefertigt, ihre Sklaven und Handwerker aber fortgefahren, mit den allerunvollkommensten Werkzeugen zu arbeiten, und anstatt ihren Leib in nützlicher Arbeit zu üben und zu stählen, anstatt durch Entwicklung der Technik sich neue Aufgaben und Lebensziele zu stecken, verweichlichten sie im ausschließlichen Kunstbetriebe und ließen ihren Geist im Einerlei des ewigen gymnastischen Sports und der unnützen rhetorischen Wort- und Denkgymnastik veröden, bis ihr und der von ihnen angesteckten Römer zweckloses spielerisches Treiben die ganze antike Welt für den Untergang reif gemacht hatte. Und nicht weniger auflösend wirkte ihre Philosophie, während sie zugleich die Methoden der exakten Forschung schuf, die erst nach zwei Jahrtausenden fruchtbar werden sollten. Ihre Weisen machten die richtige Wahrnehmung, daß Vielwisserei, Redekünste, der Konkurrenzkampf im Erwerbsleben, die politische Intrige, eben die Dinge, die das spätere Griechentum vom homerischen unvorteilhaft unterscheiden, die edelsten Eigenschaften des Menschenherzens vernichten, daß sie ungerecht, boshaft, grausam, gewissenlos, verlogen, auf der anderen Seite oberflächlich, urteilslos und töricht machen, und zwar das letztere dadurch, daß der große Apparat von Mitteln, der für die Bedürfnisbefriedigung aufgewandt wird, zum Selbstzweck wird, daß der Mensch vor lauter Arbeit für den Genuß nicht zum Genuß kommt, wohl gar über der Mittelbeschaffung den Genuß ganz aus dem Auge verliert. Der krasseste Fall ist der des Geizigen, der auf seinem Goldschatz hungert, da doch Geld weiter nichts ist, als das entfernteste und letzte in der Reihe der Mittel, welche die Stillung des Hungers zum Zweck haben. Indem sich nun die Weisen darauf besannen, wie wohl jenes Innerste, Edelste und Höchste des Menschenwesens, dem seine Sorge zu widmen allein lohne, zu fassen und zu nennen sei, fanden sie die Ideen der Pythagoräer und der Orphiker vor, die in dem Lufthauch, der beim Tode als gespenstischer Schatten den Leib verlassend gedacht wurde, das Bleibende und Wertvolle am Menschen zu sehen glaubten und sein Schicksal im Jenseits zu erforschen bemüht waren. Diese Psyche machten sie zum Träger aller geistigen Kräfte und Lebensäußerungen, und für die Ausbildung, Vervollkommnung, Reinhaltung der Seele zu sorgen wurde Lebenszweck. Darum rief Sokrates die Philosophie vom Himmel, das heißt von der Astronomie und Meteorologie, auf die Erde herab und schätzte die übrigen Wissenschaften nur, soweit sie praktischen Zwecken dienten, nicht ahnend, daß sie diese ihre Bestimmung erst in einem Zeitalter erfüllen würden, wo man mit noch größerem Eifer als ein Anaxagoras die Wissenschaften um ihrer selbst willen betreiben würde. Die Forschung galt seit den Tagen der Sophisten und Platos der Beantwortung der beiden Fragen, zwischen denen man je nach

Digitized by Google

Gemütsart wählte: wie wird das einzelne Individuum, wie werde ich glücklich, oder wie werde ich gerecht? Und bald lernte man neben den theoretischen Wissenschaften auch die praktischen Fertigkeiten verachten, da man fand, daß das Glück nicht in der Fülle der Befriedigungsmittel, sondern in der Beschaffenheit der Seele liege, und daß „nichts“ bedürfen weise sei. Besonders von den Zynikern und den Stoikern wurde die Lehre ausgebildet, daß das wahre Glück, die Seligkeit ganz unabhängig von äußeren Mitteln und Umständen sei, und die Forderung aufgestellt, daß man diese Unabhängigkeit, die völlige Gleichgültigkeit gegen den äußern Zustand, gegen die Verhältnisse, erstreben müsse. So wurden denn die besten Köpfe nicht mehr Volkswirte, Staatsmänner, Physiker, Ingenieure, sondern bettelhafte Zölibatäre, Wanderprediger der Gerechtigkeit und Glückseligkeit. Damit war jede Möglichkeit eines Fortschritts in der materiellen Kultur, in der Zivilisation, abgeschnitten; die Weltweisheit hatte sich mit der Aesthetik verbündet, die Zivilisation totzuschlagen, ihr Schlag aber traf die Kultur. Der Zivilisation war in Byzanz eine mumienhafte Fortdauer beschieden. Der Irrtum der Alten bestand also in der Einbildung, die Seele könne leben und sich vervollkommnen ohne Bearbeitung der Materie und ohne ununterbrochene Wechselwirkung mit andern Seelen; der einzelne könne gerecht, vollkommen und selig werden, ohne als Glied einer bürgerlichen oder Familiengemeinschaft in geordneter Pflichterfüllung tätig zu sein. Ohne solche Tätigkeit und Wechselwirkung ist die Seele tot und leer, ein Nichts. So hat in der antiken Welt die Verachtung der Zivilisation das Kulturleben getötet.

Die indischen Philosophen sind mit einem Radikalismus, zu dessen Erzeugung orientalische Phantastik und die dem Tropenklima angemessene Faulheit zusammengewirkt haben mögen, direkt auf die Entleerung und Ertötung der Seele ausgegangen. Das Evangelium der Bergpredigt klingt an den Zynismus und Stoizismus an, ist jedoch reiner, zarter und menschenfreundlicher als jene antiken Systeme, und hat sein Gegengewicht in dem Lebensbilde des schaffensfrohen energischen Paulus, in dessen Mahnungen zur Arbeit und in dem hochwichtigen Begriffe des jedem ohne Ausnahme zuteil werdenden Berufes und der damit gegebenen organischen Gliederung der menschlichen Gesellschaft, mit der er die Kulturwelt beschenkt hat. Zudem sind die Nationen, für die das Christentum bestimmt war (gegen dieses „bestimmt war“ werden Biologen darwinischer Richtung lebhaft protestieren), durch Rassenart und Klima vor der Gefahr, sich als Ganzes in die Bahnen eines weltflüchtigen Mystizismus und Asketismus zu verirren, hinlänglich geschützt, und es unterliegen der Versuchung dazu immer nur Einzelne, wenn auch manchmal recht zahlreiche Einzelne. Unter den christlichen Ländern gibt es nur eins, dem das mystisch-asketische Element des Christentums wirklichen Schaden zugefügt zu haben scheint, Spanien, und Spanien ist, freilich nicht der Lage nach, ein mehr orientalisches als europäisches Land. Heute vollends dürfte die Betonung des Einen, was not tut, im Sinne des Christentums und der antiken Philosophie geradezu dringendes Bedürfnis sein, weil nicht, wie im klassischen Altertum, die Verachtung der Zivilisation, sondern ihre Ueberschätzung und ihr Reichtum unsere

Digitized by Google

Kultur und uns selbst, unser höheres Selbst, totzuschlagen oder zu erdrücken droht. Dieser Zustand, den man je nachdem Materialismus oder Chinesentum nennt, wird so vielfach geschildert, beklagt und verspottet, daß es nicht nötig ist, ihn ausführlich darzustellen. Nur daran möge erinnert werden, daß die Maschine den Menschen, dem sie dienen soll, zu ihren Sklaven gemacht hat, und daß die Zahl derer, denen selbständiges Schaffen gegönnt ist, immer mehr eingeschränkt wird; die ungeheuere Mehrzahl muß nach der Schablone arbeiten, die ihr die wenigen künstlerisch oder technisch Schaffenden zurecht machen. Früher hatte von dem Schulknaben an, der sich seine Schreibhefte und seinen Drachen selbst anfertigte und seine Bücher selbst einband, ein jeder neben seiner Berufsarbeit noch so manches andere selbständig zu schaffen. Heute bekommt jeder Mann und jede Frau fertig geliefert, was er und sie braucht: die Hefte und die Drachen im Papierladen, die Kleider, die Wäsche, die Strümpfe, die Stickereien in der Konfektion, die Speisen im Konservengeschäft und in der Gastwirtschaft, die Wissenschaft im Konversationslexikon, die Literaturkenntnis und die politische Ueberzeugung in der Zeitung. Sogar die Beine verlernt der Großstädter zu gebrauchen, weil er auch die kürzesten Strecken nur noch auf der Elektrischen zurücklegt. Man rühmt wohl die Fülle geistiger Anregungen, welche die Großstadt bietet. Aber niemand ist mehr in Gefahr als der Großstädter, sein geistiges Leben, seine Individualität, sein Ich einzubüßen, weil, wie Simmel einmal sehr schön ausführt, die Wucht des objektivierten, des in einer Unmasse von Erzeugnissen verkörperten und vergegenständlichten Geistes es ist, was die Einzelpersönlichkeit zu erdrücken droht, so daß sie sich höchstens noch in Absonderlichkeiten geltend zu machen vermag. Das heutige Uebermaß von Sport offenbart, gleich der übertriebenen Gymnastik und Agonistik der Alten, welche Massen von Kraftüberschuß der Mangel an Gelegenheit zur produktiven Anwendung der Kräfte aufspeichert. Ich würde aus diesem Grunde die Bekämpfung des Gymnasiums gerade darum, weil das Griechische und das Lateinische schwierige Sprachen sind, bedauern, wenn ich nicht fürchten müßte, daß es bei der heutigen Blüte der Hülfsmittelindustrie Primaner, die ihren Plato oder Thukydides ohne Uebersetzung präparieren, gar nicht mehr gibt.

Auch zur Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Kultur und Zivilisation scheinen mir Dezentralisation, Entlastung der Riesenstädte, gleichmäßigere Besiedelung der Erde, Erhaltung und Vermehrung der kleinen Städte und der landwirtschaftlichen Bevölkerung notwendig zu sein; denn je kleiner der Wohnort, desto weniger leiden seine Bewohner an einem Uebermaß von Zivilisation, und Ansiedler im Urwald müssen Schöpferkraft mitbringen.

Chuettas, Maiminen und Falascha.

Dr. Leo Sofer.

Im folgenden wird die Geschichte dreier Gruppen von Juden skizziert, die vor allem das Gemeinsame haben, daß sie ihren Glauben ablegten und den Glauben ihrer Wirtsvölker annahmen. Diese Ueber-

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

tritte liegen bei den Chuettas und Maiminen schon einige Jahrhunderte zurück; trotzdem haben sie sich, ebensowenig wie die Falascha in Abessinien, wo sich dieser Prozeß erst jetzt vollzieht, nicht mit Erfolg mit den Wirtsvölkern vermischt, sondern sich als besondere Gruppe bis heute erhalten, ein Dokument für die ausschlaggebende Bedeutung der Rasse in der Geschichte.

Die Chuettas gehören zu der großen Gruppe der spanischen Marannen. Wer da glaubt, daß die Verfolgungen der spanischen Juden bloß vom Religionshasse oder etwa von ökonomischen Gründen geleitet waren, muß folgern, daß nach dem großen Gemetzel von 1391 und nach den Massentaufen der Juden von 1412—1414 die Judenfrage in Spanien, allerdings nach einem brutalen Rezepte, gelöst war. Es gab im ganzen Königreich keine Juden, der Religion nach, mehr. Die Neuchristen oder Marannen, die im Lande geblieben waren, taten alles mögliche, um für wahre Christen zu gelten. Sie suchten eheliche Verbindungen mit den Altchristen, schmähten in der bekannten Renegatenpsychologie Juden und Judentum, und da alles dies nicht genügte, traten viele in die katholischen Orden ein oder sie wurden katholische Weltpriester. Doch auch jetzt verstummte nicht die Agitation gegen sie. Bald nach den Massentaufen hatte ein Geheimschreiber der Inquisition ein genealogisches Buch, das sogenannte grüne Buch von Aragonien, verfaßt (Graetz, Geschichte der Juden). In diesem Buche waren mehr als hundert Familien namhaft gemacht, die sich in jener Zeit zum Christentum bekehrt hatten, samt ihren ehelichen Verbindungen mit Alt- und Neuchristen. Der Erzbischof von Toledo, Siliceo, in dessen Kapitel mehrere Marannen saßen, die ihm ein Dorn im Auge waren, gab dieses Buch 1549 neu heraus, um die Altchristen vor dem Verkehr mit den Marannen zu warnen und die Marannen zu ächten. Es entspann sich nun ein heftiger Kampf zwischen Marannen und den Anhängern des Erzbischofs, dem hauptsächlich der Dominikanerorden sekundierte. Der Papst Paul III. stand anfänglich auf Seite der Marannen, schließlich aber erlangte der Erzbischof von ihm ein Breve, laut welchem an der Kathedrale von Toledo kein Maranne mit irgend einem Amt belehnt werden durfte. Papst Paul IV. erließ dann 1559 ein Breve, nach welchem allen Mönchsorden verboten wurde, Mitglieder von jüdischem Geblüte aufzunehmen. Man bekämpfte also die jüdische Rasse.

Aus diesem Milieu heraus wird man die Geschichte der Chuettas oder Anusim, die ich schon einmal in diesen Blättern gestreift habe (I. Jahrgang, No. 6 1902), begreifen. Was ist ein Chuetta? schreibt die „Kölnische Zeitung", März 1904: In dem heißen Kampfgetümmel (gemeint ist eine stürmische Sitzung des spanischen Parlamentes. Anm. des Aut.) fiel ein Wort, das die Freunde des Ministerpräsidenten Maura aus dem Häuschen brachte, so daß nicht viel an einem Handgetümmel gefehlt hätte. Maura wurde nämlich als ein Chuetta bezeichnet. Man muß schon das dicke Wörterbuch der Akademie aufschlagen, um die Bedeutung dieses Wortes zu verstehen und die Aufregung der Mauristen zu begreifen. Da stellt es sich heraus, daß auf Mallorca, wo Maura geboren ist, die Nachkommen der seinerzeit zum Katholizismus übergetretenen Juden (auf Mallorconisch juen, daher

Digitized by Google

Chuetta?) mit diesem Worte bezeichnet wurden[1]). Angeblich soll Kaiser Honorius so harte Gesetze gegen die Juden erlassen haben, daß sie es vorzogen, äußerlich ihren Glauben zu wechseln, um sich Ruhe zu verschaffen; teilweise machten sie später daraus kein Hehl, was sie um so leichter tun konnten, als sie der Arianismus der Westgoten vor Verfolgungen schützte. Letztere fanden daher auch die Juden auf ihrer Seite (geradeso, wie in Italien die Juden an der Seite der Ostgoten kämpften Anm. d. Aut.). Diese Politik soll ihnen dann die Bezeichnung Chuetta als Schimpfname eingetragen haben. Andere führen die Bezeichnung Chuetta auf die Inquisition zurück. Vielleicht mit mehr Recht. Jedenfalls hat sich die Verachtung und Antipathie, die darin liegen soll, durch alle die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erhalten. Es gibt für einen Mallorcaner noch heute keine größere Beleidigung, als Chuetta genannt zu werden, und obwohl keine historischen Belege dafür vorhanden sind, werden noch heute zahlreiche achtbare und arbeitsame Familien als Chuetta bezeichnet. Obgleich katholisch, werden ihre Familienmitglieder nicht zu den Orden und den Bruderschaften zugelassen, und wird ein Chuetta einmal Weltgeistlicher, so macht er jedenfalls nicht Karriere, und das Predigen wird ihm untersagt. Vielfach haben sich die Chuettas über diese ungerechte Behandlung bei Papst und Krone beschwert, und Nicolaus V. hat im Jahre 1450, Klemens XI. im Jahre 1704 versucht, ebenso wie Karl III., durch allerlei Verordnungen ihre Gleichstellung herbeizuführen, aber sie richteten nichts aus. Chuetta, wenn er noch nichts Böses getan hat, wird es tun, sagt das dortige Sprichwort. Und schon die Kinder zeigen auf sie mit dem Finger. Noch 1876 kam es zum Streite, da die Kirchenbehörde dem Geistlichen Taronji, gegen den nichts weiter vorlag, als daß er aus einer Chuettafamilie stammte, das Predigen nicht gestatten wollte. Dieser schrieb darauf ein Aufsehen erregendes Buch über die religiösen und sozialen Zustände auf Mallorca. Angeblich soll man die Chuetta an ihren Gesichtszügen erkennen und an ihren Namen, unter denen allerdings auch der Name Maura genannt wird, wie die Opposition in der Physiognomie des Ministerpräsidenten denn auch den semitischen Typus erkennen will. Seiner Gesinnung nach ist er ein waschechter Klerikaler.

Wenn man nun geneigt wäre, die Wirksamkeit der Rassengegensätze auf Spanien zu beschränken, so würde man in dem nachfolgenden Beispiel gleich einem Einwurf begegnen. Ich meine die Maiminen in Saloniki. Ihr heutiges Leben hat Mos. J. Cohen in der „Welt" geschildert. Wir heben folgende Stellen hervor, die eine Beziehung zur Rassentheorie haben. Cohen spricht zuerst über die Karaiten, eine jüdische Sekte in Konstantinopel, die jeden Verkehr mit den Marannen (Maiminen), ebenso wie mit den eigentlichen Juden meidet. Der Türke hingegen macht keinen Unterschied zwischen Juden und Karaiten. Für ihn ist derjenige Jude, welcher den Sabbat heiligt und die Speisegesetze beobachtet. Bei guter Laune gibt er den Juden und den Karäern den Ehrentitel Jahudilar, in schlechter schimpft er sie beide Chifutlar.

[1]) In einem spanischen Romane finde ich die Anmerkung, daß die Marannen sich mit dem Rufe Chitton = Vorsicht begrüßten, wenn sie die Inquisition oder ihre Werkzeuge in der Nähe wähnten. Ich überlasse es dem Urteile der Philologen, zu entscheiden, ob Chuetta von Chitton abgeleitet werden kann.

Digitized by Google

Den Sabbatianern (Maiminen) gegenüber verhält er sich frostig bis ans Herz hinan, voller Zweifel und Mißtrauen. Trotzdem die Jünger jenes sonderbaren Messias seit dritthalb Jahrhunderten den Islam angenommen haben, somit als wahre und echte Rechtgläubige gelten sollten, will der Mohammedaner noch immer nichts von ihnen wissen. (Dritthalb Jahrhunderte sind es nämlich, seit Sabbatai Zewi den Islam und den Namen Mehmed Capidji Baschi angenommen hatte, unter dem Sultan Mohammed IV., mit ihm viele Anhänger.)

Jedermann in Saloniki weiß, daß die Sabbatianer nach dem Tode Zewis heimlich Juden waren. Heute ist das nicht mehr der Fall. Aber echte Mohammedaner sind sie nicht. Sie haben auch nicht das rechte Zeug dazu. Es sind durchaus moderne Menschen, diese Marannen des Islam, mit westlichen europäischen Allüren und Tendenzen. Sie kleiden sich alla Franca, lassen ihre Söhne moderne Sprachen lernen, sind ganz vorzügliche Geschäftsleute und Rechenmeister, reisen viel und sind gar nicht fromm (im Gegensatz zum echten Türken, der religiös bis zum Fanatismus ist). Jeder nimmt sich nur eine Frau, obwohl es das Gesetz Mohammeds und ihre Mittel erlaubten, sich einen ganzen Harem zu halten. Diese Neutürken sind kluge Leute. Sie bleiben in Saloniki, denn nur in dieser Stadt des Ottomanischen Reiches konnten und können sie ruhig leben und Reichtümer sammeln. In Saloniki war von jeher das türkische Element in der Minderheit, — und die Eruptionen gegen die Scheintürken, welche sie sonst in einer anderen Stadt vertilgt hätten, — in der Judenstadt Saloniki waren sie nicht zu fürchten.

Von den Juden als Abtrünnige gemieden, von den Türken angefeindet und verdächtigt, bildet diese große Kolonie der Sabbatianer eine Enklave innerhalb der bunt gemischten großen Handelsstadt. Sie würden sich in ihrer Isolierung ganz wohl befinden, wenn nicht ein unglückseliges Verhängnis ihre Zukunft, ihr Leben bedrohte. Die ganze Sekte geht an der Inzucht zugrunde, die Sabbatianer sterben an der Blutarmut ab.

Kein Türke gibt diesen Sabbatianern seine Tochter zur Frau, ebensowenig führt er ein Mädchen aus der Sekte der Maiminen heim. Mit den Juden konnten und durften sich die Maiminen nicht verschwägern, und Mischehen mit Christen kommen überhaupt nicht in Betracht. Und so sehen wir die aus verhältnismäßig wenig Familien bestehende Gemeinde dazu verdammt, nur von dem eigenen Safte zu zehren und zu leben. Innerhalb eines engen Kreises zirkuliert eine kleine Menge Blutes, welche in $3^1/_2$ Jahrhunderten keinen Zuwachs von außen erhalten hat. Die unsinnigsten Ehen werden geschlossen. Onkel und Nichten, Geschwisterkinder, die nächsten Blutsverwandten verbinden sich immer wieder. Die Professoren und Privatsanatorien in Paris und Wien zählen die Maiminen zu den besten Patienten. Anämie, Skrophulose und Schwindsucht grassieren in schrecklicher Weise und werden von Vater auf Kind übertragen. Ich selbst, sagt Cohen, kenne zwei Schwindsuchtskandidaten; beide sind verheiratet und haben Kinder. Aber sie haben die schreckliche Gefahr doch endlich erkannt, die klugen Neutürken. Es gibt in Saloniki viele Tausend arme jüdische Mädchen, welche auf eigenen Erwerb angewiesen sind. Die armen jüdischen Lastträger, Ruderknechte, Hand-

Digitized by Google

werker und Arbeiter sind kaum imstande, ihre zahlreiche Familie zu ernähren, geschweige denn die Töchter auszusteuern. Da müssen die Mädchen mit arbeiten, sei es als Zigarettendreherinnen in den großen Ateliers oder Monopolpachtgesellschaften oder als Arbeiterinnen in den zwei Baumwollspinnereien von Saloniki oder als Dienstboten in den besseren jüdischen Häusern. Die Auswahl ist nicht groß, der Verdienst also klein. Mit zehn oder elf Jahren geht so ein Mädchen aus dem elterlichen Haus und erst nach fünf Jahren harten Sklavendienstes verdient sie sich 70—100 Frank jährlich. Diese jüdischen Mädchen strotzen in der Regel von Gesundheit. Sie sind also das, was die Maiminen brauchen. Und nun beschreibt Cohen, wie die Maiminen neuerdings arme, aber gesunde jüdische Mädchen in ihre Häuser, — denn die Maiminen sind durchschnittlich wohlhabend — locken, bis sich die Mädchen an ihre Sitten und Gebräuche gewöhnen, und eingelullt durch das ihnen bis daher fremde Wohlleben zum Uebertritt zum Islam und zur Ehe bereit sind. Der Akt des Glaubenswechsels ist nur eine belanglose Formalität. Vor dem sogenannten Bezirksrat, welchem der jeweilige Vali präsidiert, gibt der Neophyte die Erklärung ab, daß er aus Ueberzeugung zum Islam übertreten wolle. Und damit ist die Sache erledigt. Innerhalb acht Wochen sind 25 jüdische Mädchen zum Islam übergetreten, alle haben Sabbatianer geheiratet. — Die jüdischen Marannen nehmen jüdinnen zur Frau.

Minder klar sind die analogen Verhältnisse in Abessinien, die ich im Anfange erwähnte. Die Abessinier wie die Falaschas sind Semiten[1]), jene Christen, diese Juden. Professor Dr. Rosen schreibt über sie im „Berliner Tageblatt": Inmitten Abessiniens wohnt, von den Christen verachtet und bedrängt, ein kleines jüdisches Volk, die Falaschas. Sie selbst halten sich für die Nachkommen palästinensischer Einwanderer und stützen sich hierin auf die Stammessagen der Abessinier. Denn diese leiten den Ursprung ihrer Dynastie von König Salomo ab. Als die biblische Königin von Saba von ihrem Besuch bei Salomon zurückkehrte, gebar sie einen Sohn Menelik I., den ersten Kaiser Abessiniens. Unter dessen Herrschaft sollen dann die palästinensischen Juden eine große Kolonie in Abessinien gegründet haben.

Tatsächlich sind die Abessinier aus Südarabien in das äthiopische Hochland eingewandert. Die Inschriften in Axum (zirka 360 nach Christus) nennen die abessinischen Könige zugleich Könige von Saba. Diese arabische Landschaft war freilich von den Abessiniern nur erobert worden, aber daß sie selbst aus Saba stammten, beweisen die sabäischen Inschriften in Icha nahe Axum. Nun nimmt man an, daß die Falaschas Reste der alten Bevölkerung sind und von den abessinischen Einwanderern zurückgedrängt wurden.

Rosen besuchte nun zwei Ansiedlungen der Falaschas; die eine in Gondar, wo sie getreu den biblischen Traditionen Ackerbau treiben. — Rosen sagt: „Zu Füßen des Dorfes breiteten sich terrassierte Aecker, die verständig und mühselig angelegt, auf eine andere Hand wiesen, als die der sorglosen Abessinier, auch die Töpferei inmitten des Dorfes verriet ein fleißiges Volk." Eine Hütte, die aussah, wie

[1]) D. h. der Sprache nach. Denn der Rasse nach sind die Abessinier Mulatten, d. h. Neger-Mischlinge, und die Falaschas, falls sie den europäischen Juden stammverwandt sind, Hetthiter-Mischlinge. (Anm. d. Red.)

Digitized by Google

die anderen, wurde ihm als Synagoge bezeichnet. „Aber wir sahen am Halse manches Mannes, der uns als Falascha und Jude bezeichnet wurde, die blaue Schnur, matel, das Abzeichen der abessinischen Christen; eine Frau trug sogar die Tätowierung der Abessinierinnen, das Abbild der drei Halsbänder und der Schnur, an welcher das Kreuz hängt." Noch deutlicher waren die Verhältnisse in Adua, wo Rosen eine zweite Falaschaniederlassung sah. „Mitten in der Stadt bewohnen die Falaschas ein burgartig umwehrtes Quartier." Der Aelteste der Falascha, „ein Mann von etwa 50 Jahren, vollbärtig und von heller Gesichtsfarbe, mehr einem Kopten als einem Abessinier ähnlich", empfing ihn. Er war mit all den Seinen Christ und tadelte das Verhalten seiner Stammesgenossen in Gondar, daß noch nicht alle zum Christentum übergetreten seien. Rosen teilt weiter mit, daß in unzugänglichen Felsenklüften noch unabhängige Falascha wohnen.

Also auch hier dasselbe Bild; die Falascha treten zum Christentum, zur Religion der Mehrheit über, aber sie bilden noch immer abgeschlossene Gruppen und wohnen in bestimmten Quartieren; dem Abessinier sind sie trotz der Taufe — Falascha, Juden[1]). Wir sehen also an den drei Bildern, wie Juden, die in größerer Anzahl gleichzeitig die Religion des Wirtsvolkes annahmen, sich trotzdem nicht dem Wirtsvolke assimilieren und nicht vom Wirtsvolke assimiliert werden konnten. Diese Beobachtungen sind ganz unabhängig von dem Milieu, weil dieselbe Beobachtung unter dem verschiedenartigsten Milieu gemacht werden kann. Haben wir denn nicht auch in Oesterreich und Deutschland unsere Chuettas? Ich erinnere an den Kampf gegen den Fürsterzbischof Dr. Kohn von Olmütz, um aus vielen ein Beispiel hervorzuheben. Dr. Kohn war der Enkel eines getauften Juden; sein Vater hatte eine Slawin zur Frau. Trotzdem nun Dr. Kohn, — abgesehen von seinem ominösen Namen, den er infolge der ihn kennzeichnenden Hartnäckigkeit nicht ablegte, — in nichts dem Judentum sich näherte, vielmehr den zahlreichen jüdischen Bewohnern seiner Diözese direkt mit Antipathie begegnete, und unter seiner Wirksamkeit auch Exzesse gegen die Juden stattfanden, ohne daß er einschritt, trotzdem wurde von der ihm untergebenen slawischen und deutschen Geistlichkeit und Laienschaft eine systematische Agitation gegen ihn entfacht, der er auch, ein in der römischen Kirchengeschichte ganz vereinzelter Fall, weichen mußte. Es würde also auch bei uns ein Massenübertritt der Juden nur den einzigen Erfolg haben, daß man die Gegnerschaft gegen die Juden auf die — getauften Juden und ihre Nachkommen übertrüge, die wieder eine besondere Gemeinschaft, auch als Christen, bilden müßten.

[1]) Im Anschlusse an diese drei Gruppen will ich kurz die jüdische Kolonie in Kai-feng-fu (China) erwähnen. Sie wird schon in dem Berichte einer Jesuitenmission im 16. Jahrhundert erwähnt, ist aber wahrscheinlich noch viel älter. Diese Juden haben sich, mitten in China, unvermischt erhalten, obwohl sie keine eigenen Geistlichen und keine Kenntnis der hebräischen Sprache oder der jüdischen Religionsgebräuche mehr besitzen. Sie heiraten aber nur unter sich und tragen unverkennbar die Merkmale der jüdischen Rasse.

Digitized by Google

Zur Methodik der folkloristischen Forschung.

Medizinalrat Dr. P. Näcke.

Immer mehr schmelzen die Reste alten Volkstumes zusammen und in der elften Stunde werden noch jetzt Reisende ausgeschickt, um in fernen Landen von Sitten, Erzählungen, Religionsübungen usw. zu retten, was noch zu retten ist. Aber man hat mit Recht auch eingesehen, daß wir zunächst in unserm eigenen Lande nach alten Ueberbleibseln forschen sollten. Seitdem durch Herder, die Gebrüder Grimm usw. die hohe Bedeutung alter Sagen, Erzählungen und Gedichte bekannt wurde, fing man an zu sammeln und hat so ein bereits sehr respektables Material zusammengebracht, eine auch noch für spätere Forscher unerschöpfliche Fundgrube.

Einer der besten Folkloristen der Neuzeit ist ohne Frage Dr. Fr. Krauß in Wien, der das südslawische Folklore sich zur Lebensaufgabe erkor, es eigentlich erst begründete und durch wahren Bienenfleiß ein riesiges Material zur weiteren Forschung ansammelte. Er gibt jetzt sogar eigene Jahrbücher heraus: Die „Anthropophyteia", Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral"[1]) und zwar in großartiger Ausstattung. Der erste Band, den Krauß allein besorgt hat, enthält: „Südslawische Volksüberlieferungen, die sich auf den Geschlechtsverkehr beziehen. I. Erzählungen. Gesammelt, verdeutscht und erläutert von Dr. Fr. Krauß." Es sind fast 400 Erzählungen und Anekdoten, meist aus Bosnien, selten aus der Herzegowina, häufiger dagegen aus Kroatien. Zunächst kommt der slawische Text und darauf die Uebersetzung, und so ist auch das Studium der Dialekte möglich geworden. Krauß hat diese Erzählungen sexuellen Inhalts nur nebenbei gesammelt und hier vereinigt. Ausdrücklich hebt er hervor, daß die Leute sie spontan mitteilten und viele haben sie ihm selbst aufgeschrieben oder diktiert. Sie sind freilich meist bodenlos gemein und in den rohesten Volksausdrücken wiedergegeben, die auch Krauß getreulich verdeutscht hat, was ich nicht gerade für nötig halte, wie ja auch der Titel des Werkes gemein genug ist und wohl hätte anders lauten können. Ein Laienbrevier für junge Damen und unverdorbene Seelen ist das Buch also sicherlich nicht, aber für den ernsten Forscher von hohem Belange und sehr verdienstlich. Man begreift darum nicht, wie sogar ein Mediziner dasselbe in einer Kritik als „unzüchtig" stempeln konnte[2]). Der gute Mann hat offenbar den Zweck desselben gar nicht verstanden!

Wir sehen nämlich in der Tat, wie Verfasser in seiner vortrefflichen Vorrede auseinandersetzt, einen Teil der Volksseele sich darin wiederspiegeln und zwar reiner als bei uns, wo alles Geschlechtliche das Tageslicht fliehen und in den Alkoven sich verkriechen muß. Wir haben gewiß in den Südslawen auch heute noch ein körperlich und moralisch kerniges Volk vor uns, und doch sehen wir mit Staunen, wie ungeniert die geschlechtlichen Dinge vor groß und klein, Männlein

[1]) Leipzig, Deutscher Verlag, Aktien-Gesellschaft 1904, 30 Mk. 530 S. Hochquart.

[2]) Es ist nicht offiziell im Buchhandel, sondern wird nur an Bibliotheken und an bekannte Gelehrte abgegeben, und jedes Exemplar ist überdies numeriert. Dadurch allein schon ist es der bloßen Befriedigung des Sinnenkitzels entzogen worden.

Digitized by Google

und Fräulein behandelt und sehr gerne zu allerlei Witzen benutzt werden. Wichtiger aber für uns ist der Nachweis, daß schon im Physiologischen alle Wurzeln der pathologischen Sexualität sich wiederfinden, indem hier Anklänge an alle möglichen sexuellen Abnormitäten bereits vorliegen und deutlich werden, wie auch ein gewisses Raffinement in der Befriedigung der libido sich hie und da kund gibt. Nicht das geringste Verdienst der Kraußschen Sammlung liegt aber darin begründet, daß zugleich Anklänge an uralte rechtliche und wirtschaftliche Zustände erhalten sind, wie sie etwa zur Zeit der alten Germanen zum Teil noch bestanden haben mögen. So z. B. Anklänge an das Matriarchat, an die Leviratehe, das Gottesurteil usw.; das wird namentlich die Juristen und die Kulturhistoriker interessieren.

Ich wollte aber hier nicht den Details des Buches nachgehen. Mag jeder, der sich dafür interessiert, diese selbst aufsuchen! Nur an obiges Werk anknüpfend sollen hier einige Bemerkungen zur folkloristischen Methodik gemacht werden, weil sie mir nicht ganz wertlos scheinen.

Es kommt zunächst, glaube ich, darauf an, zu wissen, zu welchem Zwecke man sammeln will. Sind es vornehmlich rechtliche, kulturhistorische, ästhetisch-literarische, linguistische Gesichtspunkte, die uns beim Sammeln leiten sollen, oder etwa moralische, sexuelle usw. Das, wovor man sich in allen Fällen zu hüten haben wird, ist, daß man nicht Importware mit autochthonen Erzeugnissen verwechselt, eine Gefahr, die freilich je nach den eingeschlagenen Gesichtspunkten sehr verschieden ausfallen wird. Je abgeschlossener das studierte Gebiet vom Weltverkehr abliegt, je primitiver das Volk ist, um so mehr besteht Aussicht, noch wirkliche Volkserzeugnisse anzutreffen. Weniger ist dies in mehr zivilisierten Gegenden der Fall und da wieder häufiger in wenig zugänglichen Bergregionen, als in der Ebene, auf Inseln mehr als auf dem Kontinente usw. Als treue Hüterinnen alter Ueberlieferungen zeigen sich besonders die Frauen. Sie haben im allgemeinen ein größeres Interesse für Legenden, Märchen usw., behalten sie länger im Gedächtnisse als die Männer, sind dagegen vielleicht noch leichter geneigt, ihrer Phantasie zu folgen, Ursprüngliches abzuändern usw. Die alten Mütterchen wissen meist mehr zu erzählen, als die Greise.

Wichtig ist aber auch die Art des Aufbewahrten. Gedichte oder Märchen haben mehr Chancen, unverändert auf die Gegenwart zu kommen, als bloße Erzählungen und Anekdoten, die nicht nur von Mund zu Mund sich leichter abändern lassen, sondern viel häufiger direkt auf Import beruhen. In den alten Gedichten, besonders in den Epen, handelt es sich meist um Helden und Könige der Vorzeit, und hier ist Einfuhr nicht gut möglich oder höchstens nur in der Form von Einschiebseln oder Zusätzen; der Kern bleibt der alte. Besonders dauerhaft dürften sich solche Gedichte dann erweisen, wenn sie mit alten Melodien verbunden sind. Die Märchen und Legenden wiederum sind deshalb viel weniger dem Import oder starken Abweichungen ausgesetzt, als z. B. die Erzählungen, weil sich für sie vorwiegend alte Frauen und Kinder interessieren. Das Gegenteil sieht man bei den Erzählungen, die hauptsächlich von den Männern gepflegt werden. Es braucht wohl nicht speziell betont zu werden, daß, wenn uralte

Digitized by Google

Ueberlieferungen schriftlich niedergelegt sind, z. B. in Chroniken, sie mündlichen Erzählungen bez. der Echtheit oft vorzuziehen sind.

Man hat ferner auch zu fragen, ob die Erzählungen von Gebildeten oder Ungebildeten stammen, von fremden, aber eingesessenen Volksbestandteilen, z. B. den Juden, oder vom eigentlichen Stammvolke. Beim Gebildeten ist cet. par. die Möglichkeit des Imports oder der bewußten oder unbewußten Abänderung eines Inhalts eine größere, als beim Ungebildeten, speziell dem Analphabeten. Sobald alles lesen und schreiben kann, gern und viel liest, ist die Gefahr für die treue Ueberlieferung des Alten besonders groß. Gefährlich ist es auch, wenn ein Volk leicht improvisiert oder gern redet und sich reden hört, wie z. B. die Kirgisen; dann wird es mit der Wahrheit immer weniger streng genommen, und mindestens Zusätze aller Art sind ganz gewöhnlich. Nicht gleichgültig ist aber auch die Religion. Die christlichen und islamitischen Südslawen z. B. haben durchaus nicht alle Erzählungen usw. gemeinsam; und was gemeinschaftlich ist, erscheint meist durch die Religion und deren Tendenzen gefärbt. Krauß hat daher sehr richtig speziell bemerkt, ob der Erzähler ein Christ oder Moslem war. Aber auch sonstige Lokalfärbungen des Ueberlieferten sind wohl zu beachten und ihren Gründen ist nachzuspüren.

Krauß vertrat nur spontan erzählte Sachen. Das geht vielleicht etwas zu weit, weil man dann sehr auf den Zufall angewiesen ist. Jedenfalls muß man den Erzähler nicht zu sehr reizen oder drängen, sonst wird er geradezu aufgefordert, nur das, was dem Hörer angenehm ist, zu erzählen, resp. abzuändern. Leute aus dem eigenen Volke, namentlich Lehrer, Prediger usw. eignen sich vielleicht als Sammler am besten, weil sie mit und unter dem Volke leben, die Ueberlieferungen von Kindesbeinen an kennen und vor allem bei ihren Mitbürgern mehr Vertrauen finden, als fremde Forscher. Ort und Zeit der Erzählung muß genau aufgeschrieben werden, wie auch Stand, Ruf usw. des Erzählers selbst und die Umstände, unter denen es geschah.

Alle diese Ueberlieferungen können nun direkt oder indirekt das allgemein moralische Niveau des Volkes verraten. Viel vorsichtiger dagegen muß man beim Studium der rein sexuellen Seite der Moral sein, besonders bei der Beurteilung des angesammelten Materials. Hier ist stets an möglichen Import oder starke Aenderungen zu denken, und ich glaube, daß es heutzutage fast unmöglich ist, bei einem ganz- oder halbzivilisierten Volk die sexuelle Moral aus den Erzählungen rein heraus zu schälen. Viel besser ist die Beobachtung des Volkes selbst in sexuellen Dingen, da hier nur ganz allmähliche Umwandlungen stattfinden, was vom Inhalte der Erzählungen nicht gesagt werden kann. So manche Ueberlieferung bei Krauß ist sicher direkte Einfuhr.

Komplizierte Anekdoten oder solche mit besonderer Pointe dürften kaum je an zwei verschiedenen Orten in gleicher Weise entstanden sein. Der „Völkergedanke“ kann nur gleichartige elementare Vorstellungen erzeugen, nie komplizierte, detaillierte. Stets liegt dann wohl gegenseitige Beeinflussung oder Import zugrunde. Man bedenke z. B., daß seit der österreichischen Okkupation die Bosnier als Soldaten zum Teil nach Wien usw., also in die Fremde und in Großstädte ziehen. Gerade die Kasernen sind aber bekanntlich wahre Brutherde

Digitized by Google

für allerlei unzüchtige Gedichte, Anekdoten, Erzählungen usw., die dann von den Heimkehrenden nach Hause gebracht, dort weiter erzählt werden, mit oder ohne beliebige Zusätze, und als lockere Münze dann im Lande kursieren. Die Slowaken wiederum streichen in der weiten Welt herum und in den Herbergen, wo sie ihr Quartier aufschlagen, ist ein weiterer Herd für Verbreitung von Zoten gegeben. Es ist daher nicht bloßer Zufall, daß Krauß gerade die kroatischen Erzählungen für viel gemeiner erklärt, als die bei den Bosniern usw. Die Marine bildet einen dritten Herd solchen Entstehens. Auch durch eingewanderte Europäer usw. kann vieles Fremde mit in den Ueberlieferungsschatz kommen. Es dürfte also so manches, was Krauß uns mitteilt, aus solchen verschiedenen, unlauteren Quellen stammen[1]). Wird man z. B. wohl glauben, daß der Bauer dort auf acht verschiedene Weisen den Koitus zu üben weiß? Gewiß nicht! Ebensowenig, daß die Erzählungen mit ausgesprochen sadistischen und masochistischen Praktiken oder besonderem Raffinement im Geschlechtsverkehr irgendwie der Regel entsprechen. Man hüte sich aber ferner, aus selbst als echt erkannten Ueberlieferungen ohne weiteres auf eine tiefstehende Moral, auch nur in geschlechtlicher Hinsicht, zu schließen! Das Natürlichfinden der sexuellen Dinge, selbst eine gewisse Liebe zu Zoten, spricht noch lange nicht für eine tiefstehende Geschlechtsmoral. Man bedenke nur, daß, je primitiver das Volk ist, um so mehr das Geschlechtliche einen hervorragenden Platz im täglichen Leben einnimmt, viel mehr, als bei uns. Und sicher dürfte im allgemeinen bei den Südslawen die Geschlechtsmoral trotzdem eine bessere sein, als bei uns!

Man kann also gerade bei allen sexuellen Erzählungen nicht skeptisch genug sein bez. des Autochthonen! Es fragt sich aber nun: wie soll man hier und sonst auch das Echte erkennen? Ich glaube nun hierfür zwei Hauptkriterien aufstellen zu können. Erstens: Uebereinstimmung des Gehalts der verschiedenen Ueberlieferungen des Landes miteinander und mit dem Lebenswandel des Volks. Hier muß also der Folklorist genau mit dem Ethnologen Hand in Hand gehen, sonst gerät er nur zu leicht in die Brüche! Zweitens: Gleichzeitiges Aufbewahrtsein uralter Rechtseinrichtungen, religiöser Vorstellungen, wirtschaftlicher Verhältnisse, alter Wort- und Redensarten usw., die auf ein hohes Alter des Erzählten hinweisen, wie z. B. so manche der von Krauß gesammelten Erzählungen. Freilich muß man sich hier nicht ganz darauf verlassen, da sehr wohl dem alten Kern neue sexuell usw. gefärbte Teile später angegliedert sein können.

Ich glaube, daß diese Andeutungen genügen werden, um auf die entstehenden Schwierigkeiten hinzuweisen und gewisse Wege darzulegen, wie man ihnen nach Kräften begegnen kann. Freilich würde es leicht eine Hyperkritik dahin bringen, daß vor lauter Angst, Gefälschtes oder stark Verändertes zu sammeln, nichts mehr oder nur noch wenig vom Forscher eingeheimst wird. Der wahre Kritiker wird aber auch hier die goldene Mittelstraße zu finden wissen; wer nicht kritisch genug veranlagt ist oder keine Zeit findet, sein Material zu sichten,

[1]) Von den im II. Band seiner Anthropophyteia (1905) S. 265 mitgeteilten Stücken meint er selbst, daß die Mehrzahl europäisches Wandergut wäre.

Digitized by Google

soll es nur so geben, wie er es gesammelt hat, es anderen überlassend, spätere Auslese zu treffen. Das Gefährliche bei diesem Verfahren liegt nur in der Möglichkeit und der Versuchung, selbst falsche Schlüsse zu ziehen, die nachher rektifiziert werden müßten. Immerhin ist es besser, eine solche reiche, aber unkritische Sammlung sogar mit falschen Schlüssen vor sich zu haben, als gar keine oder eine nur magere.

Ja, schließlich würde sogar für die Folkloristik dasselbe Prinzip zu empfehlen sein, das für die Ethnographie so segensreich sich erwies, das der Zweiteilung: Personen, die nur sammeln einerseits, also alles einheimsen, ohne weiter groß danach zu fragen, ob das Gesammelte echt oder unecht, richtig oder unrichtig ist; und andererseits Personen, die das Gesamtmaterial später kritisch zu verarbeiten haben. Jeder hat dann so ein streng abgegrenztes und großes Arbeitsgebiet und beide werden schließlich, cet. par., bedeutendere Resultate erzielen als ein einzelner Forscher. Der Sammler braucht dann nicht viel Zeit mit Vergleichen, Sichten usw. zu verlieren, sondern wird alles mitnehmen, was ihm eben unter die Hände kommt, Gutes und Schlechtes. Denn für spätere bündige Schlüsse ist ein möglichst großes, reichhaltiges Material notwendig. Der Sammler hat nur das Material als solches zusammenzubringen, nur zukatalogisieren, aber ja keine so oft voreiligen Schlüsse zu ziehen. Der Kritiker allein hat das Echte vom Unechten zu trennen, die Variationen usw. nachzuweisen und ihren Gründen nachzugehen. Man glaube ja nicht, das sei eine leichte Arbeit! Der Nachweis der verschiedenen Kultureinflüsse z. B. auf gewisse Legenden oder Mythologien gehört vielmehr mit zum Schwierigsten und erfordert nicht nur einen scharfen Verstand und wahre Intuition, sondern auch ein sehr ausgebreitetes Wissen, was alles der bloße Sammler nicht zu haben braucht, obgleich auch ihm diese Eigenschaften natürlich nur zweckdienlich sein können. Nicht uninteressant wird es ferner sein, die Menge des Imports, den Anlaß zu den Abänderungen der Texte zu erfahren, denn auf diesem ganzen geistigen Gebiete findet eine Art von Völkerwanderung und Güteraustausch statt. Der Kritiker wird sich aber auch wohl hüten, Ueberlieferungen, die an irgend einem Winkel des Landes angetroffen wurden, selbst wenn sie sich als echt erweisen, ohne weiteres für das ganze übrige Land oder gar für die ganze Rasse gültig hinzustellen. Bloß den gemeinschaftlichen Kern aller Varianten wird er verallgemeinern dürfen.

Bei dieser Arbeitsteilung und Kritik würde man allmählich aber auch zu einer historischen und regionären Folkloristik gelangen, d. h. man würde das Anwachsen und Atrophieren einer bestimmten Erzählung usw. nachweisen können und ferner, wie weit sich dieselbe quantitativ über das Land erstreckt hat, und wohin usw., nachdem die qualitativen Abänderungen bereits festgestellt worden sind. Gerade hierbezüglich aber sind die Angaben der Folkloristen bisher meist recht vag. Es heißt z. B., daß gegen Wadenkrämpfe in Oldenburg ein Besen ins Bett genommen wird. Hier fragt es sich: ist das überall in Oldenburg der Fall gewesen oder nur in einzelnen Bezirken, wo, bei welchen Leuten, und endlich, wann ward es zum ersten Male

Digitized by Google

beobachtet und besteht es heute noch, etwa in einer Modifikation? Hier gibt es unglaublich viel zu tun und man müßte genau hier so vorgehen, wie bei Dialektforschungen, d. h. also historisch und regionär.

Zur Psychologie der Negerrasse.

Dr. Fr. von den Velden.

„Es scheint, daß die von der Regierung requirierten Träger sich aus eigenem Antrieb zu größeren oder kleineren Banden zusammenschließen und einen Führer wählen. Sehr merkwürdig ist, daß diese Führer, die bei ihren Leuten großes Ansehen genießen und sie gelegentlich durchprügeln, oft Kinder von acht bis zehn Jahren sind. Uebrigens scheint es ein alltägliches Vorkommnis nicht nur hier, sondern im ganzen Kongogebiet zu sein, daß Jungen von diesem Alter zu großem Ansehen bei ihren Stämmen gelangen. Dies ist ganz erklärlich, denn wie alle, die unter Negern gelebt haben, wissen, sind bis zur Pubertät die Negerkinder ungefähr ebenso intelligent wie unsere Kinder und fangen erst in diesem Alter an, dumm und tierisch zu werden. Erstaunlich ist nur, daß die Erwachsenen dieser Sachlage Rechnung tragen und sich vor dem relativen Verstand der Jungen beugen.“[1])

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Welt voll gescheiter Kinder und absurder Erwachsener ist, aber hier ist mehr! Auch wo man die Kinder vergöttert, wird es niemanden, außer etwa den eigenen törichten Eltern, einfallen, sich von ihnen kommandieren zu lassen.

Auch bei uns halten die Kinder selten, was sie versprechen. Es ist viel leichter, ein aufgewecktes Kind, auch noch ein frischer Junge voll Initiative und Eifer zu sein, als ein Mann, der seinen Platz ausfüllt; weil mit den Jahren die Schwierigkeiten und Hindernisse sich steigern und die Mehrzahl der sich entwickelnden jungen Leute von der hoffnungsvollen Bahn abbringen. Aber bei uns bleibt doch nur ein gewisser Prozentsatz stehen oder geht zurück, während die jungen Kongo-Neger sämtlich den Gipfel ihrer geistigen und moralischen Entwicklung (denn die Fähigkeit, Aelteren zu gebieten, verlangt auch moralische Qualitäten) vor der Pubertät überschreiten.

Bekanntlich gleichen die Embryonen der Säugetiere einander um so mehr, je jünger sie sind, und man kann als bewiesen ansehen, daß sie im fötalen Dasein Gestaltungen rekapitulieren, die ihre stammesgeschichtlichen Vorfahren im extrauterinen Leben getragen haben. Das Bindeglied zwischen jetzigen Affen und Menschen, an der Stelle stehend, wo menschliche und äffische Entwicklung auseinandergingen, mag es nun den aufgefundenen tertiären Affen oder dem Duboisschen Pithecanthropus oder den primitivsten nachgewiesenen Menschen gleichen, war jedenfalls äffischer als der Mensch und menschlicher als der Affe. Demgemäß haben die Köpfe der Affenembryonen mehr Aehnlichkeit mit dem menschlichen Fötus, als die Köpfe junger Affen mit denen neugeborener Kinder. Diese Rekapitulation der Ahnenreihe setzt sich aber jenseits der Geburt fort, was nicht verwundern kann, da die Geburt zwar für Atmung und Ernährung, nicht aber für die Körperentwicklung einen scharfen Abschnitt bildet. Junge Affen und Neugeborene haben noch eine verblüffende Aehnlichkeit (zumal wenn diese kachektisch sind und sich dadurch dem stets mageren Affentypus nähern), mit fortschreitendem Wachstum werden sie immer

[1]) E. de Mandat-Grancey, Au Congo, S. 167 (Paris, Plon 1900).

Digitized by Google

unähnlicher, beim Affen treten die Augen zusammen, die Nase schwindet noch mehr, die Kiefer treten vor, der Gehirnschädel bleibt im Wachstum relativ zurück, während sich andererseits der Menschenschädel zu seiner bekannten Form entwickelt.

Das sogenannte phylogenetische Grundgesetz bleibt also in Geltung auch nach der Geburt, es findet sein Ende erst bei abgeschlossenem Wachstum.

So ist es im Körperlichen; da Körperliches und Geistiges aufs engste verbunden, ja im Grunde wohl dasselbe sind, obgleich es dem Verstand nicht möglich ist, für dies Verhältnis Begriffe zu finden und „über das Denken zu denken", so ist von vornherein anzunehmen, daß das phylogenetische Grundgesetz auch für das Geistige gilt[1]).

Der beste Zeitpunkt, um dies zu erweisen, wäre das embryonale Leben, von dessen geistigen Funktionen wir aber keine Erfahrungen haben können. Indessen rekapituliert auch noch der neugeborene Mensch in seiner geistigen Entwicklung die Entwicklungsstadien seiner Voreltern, dieselben wie die Tiere, nur braucht er Monate zu dem, was sie in Tagen durchlaufen. Das charakteristisch Menschliche kommt erst im Lauf des zweiten Lebensjahres zum Vorschein.

Hier ist der Punkt, auf den ich ziele. Wenn die Negerknaben des Kongo so geistig entwickelt sind wie die Kinder der weißen Rassen, so rekapitulieren sie das Wesen ihrer menschlichen Vorfahren. Mit 10 Jahren sind sie so weit wie ihre Vorfahren vor 10000 Jahren (die Zahl ist natürlich willkürlich) waren, dann rekapitulieren sie deren Verfall, Jahrhunderte in einem Jahr oder zweien, und schließlich werden sie gleich ihren näheren Vorfahren brutale, dummschlaue, bestialische Wesen.

Demnach müßten die Vorfahren der jetzigen Kongoneger geistig-moralisch höher gestanden haben als diese. Dies stimmt zu den Tatsachen. Die Kongoneger gehören (nach Mandat-Grancey) zu den niedrigstehendsten Negern, und da die afrikanischen Negerrassen im Lauf der Jahrtausende immer wieder durcheinandergewürfelt und gekreuzt worden sind, kann es kaum anders sein, als daß die Kongoneger unter ihre Ahnen auch reichlich höherstehende Negerspezies zählen.

Die Ursachen der geistigen Minderwertigkeit der Negerrasse.

Dr. Ludwig Woltmann.

Es sei mir gestattet, den vorstehenden Ausführungen über eine merkwürdige geistige Eigenart der Negerrasse einige Bemerkungen hinzuzufügen, da ich glaube, daß die physiologische Ursache für den früheren Stillstand in der geistigen Entwicklung der Neger eine andere ist, als der Verfasser annimmt. Diese Erscheinung kann schwerlich im bio-genetischen Grundgesetz begründet sein, da keinerlei sichere Anzeichen vorliegen, daß die Kongoneger unter ihren Vorfahren eine höher stehende Rasse gehabt haben. Im Gegenteil stellen gerade die Kongoneger zum Unterschiede von den Kaffern und den Sudannegern den unvermischten Typus des Homo niger dar. In ähnlicher Weise, wie Dr. v. Velden es für die Neger annimmt, hat man früher auch die Affen für entartete und heruntergekommene höhere Wesen gehalten, da ihr Gehirn bekanntlich im embryonalen und jugendlichen Zustand viel

[1]) Nach der Drucklegung werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß A. Koch-Hesse verschiedentlich die Vermutung ausgesprochen, daß auch im extrauterinen Leben eine Rekapitulation der Stammesgeschichte stattfinde, und auch für das körperliche Gebiet nachzuweisen gesucht hat; vergl. dessen „Beitrag zur Wachstumsphysiologie des Menschen" in der Ztschr. für Schulgesundheitspflege 1905, und „Wachstumsperioden beim Menschen", Polit.-anthrop. Revue, III. Jahrg., No. 11.

Digitized by Google

entwickelter ist als später und vom menschlichen kaum unterschieden werden kann. Vielmehr vermute ich, daß hier ein Gesetz der gesamten organischen Schöpfung wirksam ist, das Gesetz der physiologischen Wechselwirkung zwischen Gehirn und Sexualsystem. Denn auch bei den Tieren wird ein ähnliches beobachtet. Junge Hunde und Katzen sind z. B. psychisch viel regsamer, als im erwachsenen Zustande. Man findet diesen Unterschied auch bei den Rassen und den Geschlechtern des Menschen. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß die Negerkinder bis zur Pubertät in ihrer Intelligenz sich von Kindern der weißen Rasse nicht unterscheiden, während sie als Erwachsene weit unter dem Durchschnitte zurückbleiben. Ein ähnlicher Unterschied zeigt sich zwischen Kindern der brünetten und der blonden Rasse, woher es kommt, daß in der Schule die Blonden durchschnittlich weniger begabt erscheinen als die Brünetten, während sie als Erwachsene einen viel höheren Prozentsatz in der Produktion von Genies zeigen und geradezu die geniale Rasse par excellence darstellen. Auch ist das weibliche Geschlecht früher geistig selbständig als das männliche, so daß die Mädchen gleichalterigen Knaben meist überlegen sind, während später das Verhältnis sich vollständig umkehrt. Die physiologische Ursache für alle diese Erscheinungen liegt in der frühen und schnellen Entwicklung der geschlechtlichen Reife und der damit verbundenen Hemmung in der Entfaltung des Gehirns. G. Schwalbe hat mit Recht darauf hingewiesen, daß das Gehirn als lebenswichtigstes Organ am frühesten sich ausbildet, woher es kommt, daß die Gehirne von Affen und Menschen, sowie der sonst so verschieden hoch begabten Menschenrassen im jugendlichen Zustand so geringe Unterschiede zeigen. Aber mit dem Eintritt der Geschlechtsreife und der Einstellung aller Instinkte und Kräfte auf die Zeugung und Fortpflanzung läßt das Gehirnwachstum nach, und dadurch entstehen die großen Differenzen in der geistigen Kraft der Affen und Menschen sowie der verschiedenen Menschenrassen. Die späte geschlechtliche Reife, das langsamere Wachstum des Organismus und die dadurch begünstigte Entfaltung des Gehirns bilden daher die hauptsächlichsten physiologischen Ursachen für die hohe geistige Begabung der blonden Rasse.

Berichte und Notizen.

Die biologische Bedeutung der psychischen Auslese. Fassen wir den Begriff „Psyche" im weitesten Sinne, und verstehen wir darunter innere Verarbeitung äußerer Einwirkungen auf dem Grund vorhergehender individueller und erblicher Versuche, welche das aktive Verhalten des Organismus gegenüber der Umgebung hervorbringt, dann müssen wir auch den einfachsten Lebewesen die Psyche zuerkennen. Denn so tief wir auch auf der Leiter des Lebens herabsteigen, überall finden wir aktive Reaktionen von Organismen auf äußere Einwirkungen, und zwar erweist sich jede Reaktion abhängig nicht so sehr von dem Charakter der den Organismus treffenden Wirkungen, als vielmehr von inneren Anlässen und innerer Bearbeitung der äußeren Reize. Die Psyche erscheint daher als fundamentale Lebensäußerung, und es gibt in der Welt keine lebende Substanz ohne Psyche, d. h. ohne innere Verarbeitung äußerer Rückwirkungen auf dem Grund vorhergehender individueller oder erblicher Versuche und sich äußernd in Gestalt bestimmter aktiver Erscheinungen. Mit dem allmählichen Aufsteigen von niederen Tierordnungen zu höheren finden wir im allgemeinen auch eine größere Mannigfaltigkeit in der Aktivität des Organismus und folglich auch eine höhere Entwicklung der Psyche. Doch läuft diese psychische Stufenfolge nicht überall der äußeren Entwicklung der Arten parallel. Deshalb besteht keine streng gesetzmäßige Wechselwirkung zwischen psychischer Entwicklung und physischer Organisation. Nicht in den äußeren Strukturbesonderheiten, sondern in dem Grad der Differenzierung und Entwicklung der Sinnes- und Bewegungsorgane ist ein Maßstab für die Vervollkommnung der Artorganisation zu suchen. Denn sie sind ein wahres Merkmal für das Verhalten eines Organismus gegenüber den Bedingungen der umgebenden Natur. Hand in Hand mit dieser Ausbildung geht eine stärkere Entwicklung der Psyche. Was speziell den Menschen betrifft, so steht er hinsichtlich der Feinheit seines Geruchsinnes manchen Tieren nach, dafür aber erreichen seine übrigen Sinneswerkzeuge einen so hohen Grad der Differenzierung, wie wir ihn nirgends bei niederen Tieren wahrnehmen. Bei ihm fällt eine bevorzugte physische Organisation im Sinne einer besseren Differenzierung der Bewegungs- und Sinnesorgane mit einer so hohen Stufe psychischer Entwicklung

Digitized by Google

zusammen, wie wir sie bei keinem zweiten Vertreter des Tierreichs finden. Es fragt sich nun: was bedingt dieses eigentümliche Wechselverhältnis zwischen physischer Organisation und psychischer Entwicklung? Seit Darwin erklärt man bekanntlich die Entstehung der Arten durch eine im Kampf ums Dasein wirksame natürliche Auslese, die auf zufällig auftretende Abweichungen der physischen Organisation beruhend, in dem Ueberleben der am meisten angepaßten Organismen besteht. Darwins Lehre ist neuerdings nun in mancher Hinsicht modifiziert und eingeschränkt worden. Es ist klar, daß es für die progressive, qualitative Entwicklung außer der natürlichen Zuchtwahl noch einen anderen Faktor geben muß, der dieselbe bedingt. Einmal hat die Psyche einen unmittelbaren Einfluß auf körperliche Zustände, wie die Tatsache der Veränderung der Hautfarbe einiger Tiere in Abhängigkeit von psychischen Zuständen zeigt, wie ferner der Scheintod und die Erstarrung als Schutzmittel des Lebens beweist. Aus diesen und vielen anderen Tatsachen geht hervor, daß bei der Beschaffung günstiger Existenzbedingungen nicht nur die physische Organisation, sondern auch psychische Faktoren eine Rolle spielen. Das Ergebnis des Wettkampfes zwischen den Organismen auf Grund seelischer Faktoren muß als psychische Auslese bezeichnet werden; namentlich überwiegt der psychische Faktor im Milieukampf, wo die Psyche aus den Bedingungen des Milieus einen Schutz vor den Schäden der Außenwelt schafft und diese Bedingungen zum Nutzen der jeweiligen Organisation modifiziert. Hier spielt dann auch der auf psychischen Ursachen beruhende soziale Faktor eine große Rolle. Und hier entsteht die Frage: Können Handlungen des Mitleids, der Großmut usw. Wirkungen der natürlichen Zuchtwahl sein? Vergeblich haben einige Darwinisten versucht, auch das Gebiet der Moral der Wirkungssphäre natürlicher Zuchtwahl zu unterwerfen. Nicht zu bezweifeln ist dagegen der ungeheuere Nutzen, den die Entwicklung der moralischen Grundlagen für das soziale Leben darbietet, wo Unterordnung des Einzelindividuums unter die Interessen der ganzen Gemeinde Grundprinzip sein muß. Es ist klar, daß eine vollkommenere Psyche und eine vollkommenere Moral vom sozial-biologischen Standpunkte von Nutzen sein muß, aber beides dem Einfluß der natürlichen Zuchtwahl zu unterstellen, ist schon deshalb unmöglich, weil natürliche Zuchtwahl es mit geringfügigen körperlichen Abweichungen zu tun hat, die durch erbliche Uebertragung befestigt werden. Für die Weiterentwicklung und Vervollkommnung der Psyche hat dagegen die psychische Auslese große Bedeutung, wenn ihre Ergebnisse in dauernden Besitz der Nachkommenschaft übergehen. Dies geschieht durch den Einfluß der Erblichkeit und der entsprechenden Erziehung. Was die erstere anbetrifft, so läßt sich eine Vererbung erworbener Eigenschaften nicht ganz von der Hand weisen. Jedenfalls ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß bestimmte Veränderungen des Nervensystems, die den Gewohnheiten zugrunde liegen, auch die Nachkommenschaft erblich beeinflussen können, sei es auch nur in dem Sinne, daß die nämlichen Gewohnheiten unter geeigneten Bedingungen leichter erworben werden. Die Erziehung ist schon bei einigen Tieren vorgebildet, in ihr werden psychische Erwerbungen übertragen, als Ergebnisse des Verkehrs der Individuen untereinander. Soziale Tiere haben also nicht nur Vorteil vom gemeinsamen Zusammenleben und gemeinsamen Kampf mit den Außenbedingungen, sondern auch durch direkte Erwerbung der gegenseitigen Lebenserfahrungen, die durch einfache Nachahmung und Uebertragung von Individuum zu Individuum und von älteren auf jüngere Generationen unter Vermittelung verschiedener Ausdrucksbewegungen und Töne sich fortpflanzen. Diese Uebertragung, Nachahmung und Erziehung erhält infolge Arbeitsteilung beim Menschen immer größere Bedeutung. Die hohe Entwicklung der mündlichen und schriftlichen Sprache spielt dabei eine wichtige Rolle. Dies sichert und befördert den weiteren Fortschritt der Zivilisation und ihre schnelle Verbreitung in der Menschheit. Jene soziale Erziehung, die auf mehr oder weniger beständigem Verkehr beruht, und die schon für die Entwicklung der Tierseele so bedeutungsvoll ist, wird zu einem entscheidenden Faktor für die seelische Vervollkommnung des Einzelindividuums in der Menschheit. Die psychische Vererbung (= Tradition) trägt jedenfalls mehr zur Befestigung psychischer Erwerbungen bei, als der Faktor der physischen Erblichkeit. Die Nachkommenschaft eines Genies kann aussterben, aber seine geistigen Schöpfungen werden von vielen angenommen und durch psychische Vererbung befestigt und werden so zum Besitz ganzer Generationen. (W. v. Bechterew, Journal für Psychologie und Neurologie 1905, 6.)

Das Gehirn eines Papua. Bisher sind die Gehirne der papuanischen Bevölkerung Neuguineas noch nicht untersucht worden. Professor L. Bolck in

Digitized by Google

Amsterdam hatte nun Gelegenheit, das in Chromosäure gehärtete Gehirn eines an Lungenentzündung gestorbenen Papua von der Südküste von Holländisch-Neuguinea zu untersuchen. Das Relief dieses Gehirns bot an einigen Stellen Besonderheiten und Abweichungen, die ihm Veranlassung gaben, das Objekt ausführlicher zu beschreiben. Er schließt seine Beschreibung folgendermaßen: Wenn ich meinen Gesamteindruck dieses Papua-Gehirns wiedergeben will, so muß ich mich auf die Bemerkung beschränken, daß dieses Objekt zu den windungsarmen Gehirnen zu rechnen ist, in dem nicht eine einzige Erscheinung im Furchensystem aufgefunden werden konnte, die nicht auch schon bei Europäergehirnen konstatiert worden ist, aber daß ihm doch etwas Fremdartiges anklebt, das weniger gut in Worte zu bringen ist. Wenn ich den Gesamteindruck, den ich im Laufe der Jahre von den Windungszuständen am Gehirn der Holländer erworben habe, jenem des Papuagehirns zur Seite stelle, dann möchte ich sagen, eine solche Kombination von Erscheinungen in den einzelnen Regionen, ein solches Oberflächenverhältnis der einzelnen Lappen findet man am holländischen Gehirn nicht. Es besitzt dieses Papuagehirn ein eigentümliches Gepräge, es bietet etwas anderes in seinem Gesamtaspekt, als ich durchschnittlich an holländischen Gehirnen antreffe. (Petrus Camper, Nederlandsche Bijdragen tot de Anatomie 1905, 3.)

Ueber die Entmischung der Rassen. Darwin schreibt, daß in der allerältesten Periode die Rassen des Menschengeschlechts nahezu oder vollständig so weit voneinander verschieden geworden waren, wie sie heutigentages sind. Speziell für die jüdische Rasse liegen mehrere Beobachtungen vor, die zeigen, daß die heutigen Juden eine frappante Aehnlichkeit mit den Juden des Altertums haben, worauf Edwards, von Luschan und Judt schon hingewiesen haben. Danach muß im Organismus der Rassen ein Mechanismus tätig sein, der die fremden Elemente nach vorausgegangener Kreuzung wieder ausscheidet. Auf diese Entmischung der Rassen hat wohl zuerst von Luschan aufmerksam gemacht. Man kann sagen, daß in der zweiten oder dritten Generation, die der Mischehe folgt, die Entmischung sich vollzieht. Es werden nämlich nicht Nachkommen mit Mischcharakter geboren, sondern die Keime entmischen sich, so daß ein Teil der Nachkommenschaft sozusagen wieder „Reinkulturen" der Stammrassen darstellen. Die Mischung zerlegt sich wieder in ihre Komponenten. Aehnliche Beobachtungen über Entmischung der Keime werden auch bei Bastardierungen im Pflanzen- und Tierreich gemacht, bei Pflanzen von Kolreuter, Gärtner, Mendel, bei Tieren, speziell bei Mäusen in der großen Oxforder Mäusezucht, ferner bei Kaninchen und Mauleseln. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Entmischung auch beim Menschen sich nach dem „Mendelschen Gesetz" vollzieht, zumal es durch die Geschichte und einzelne Beobachtungen seine Bestätigung findet. Um diesen Prozeß der Entmischung zu begreifen, genügt die Heranziehung des „biogenetischen Grundgesetzes", das besagt, daß jedes Lebewesen in seiner individuellen Entwicklung durch die Zustände seiner Ahnen hindurchgehen muß. Bei diesem Prozesse machen sich, von Generation zu Generation steigend, differente Rassentendenzen geltend und führen die Entmischung der Keime herbei. Das ist die entwicklungsgeschichtliche Basis der Entmischung der Rassen. (Leo Sofer, Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 1905, No. 10.)

Die erste Besiedelung der Alpen durch die Menschen. Während der Eiszeit flossen ungeheuere Eislasten aus dem Hochgebirge in die äußeren Alpentäler und in das Alpenvorland herab. Es ist begreiflich, daß das Pflanzen- und Tierleben in der Nähe dieser Eis- und Schneemassen auf das äußerste beschränkt wurde. Nach dem Rückgange der Gletscher blieb zunächst eine öde Oberfläche zurück, und noch lange blieben die Alpentäler den Menschen verschlossen. Daher suchen wir vergeblich nach den Spuren des paläolithischen Menschen in den Tälern der Alpen, ja selbst in ihren unmittelbar anschließenden Vorlanden. Und es ist erklärlich, daß wir hier erst in der neolithischen Zeit und auch jetzt nur am Rande der Alpen den Menschen begegnen und zwar hauptsächlich in den Pfahlbauniederlassungen der Seen. Diese Ansiedlungen gehören im wesentlichen der Blüte der jüngeren Steinzeit an, mehrere haben die Kupferzeit überdauert und sich bis zum Beginn der Bronzezeit erhalten. Waffen und Werkzeuge aus Stein waren sehr vollkommen, Werkzeuge aus Knochen und Schmuck zahlreich und mannigfaltig, Gefäße zum Teil recht formenschön und durch weiße Einlagen auf dem dunklen Grunde reich verziert, und wenn Waffen und Werkzeuge aus Stein nicht die Schönheit, Genauigkeit und Feinheit der nordischen Feuersteingeräte erreichten, so verdienen

Digitized by Google

doch manche wegen der Annäherung an diese Eigenschaften um so mehr unsere Bewunderung, als das zur Verfügung stehende Gestein trotz seiner Mannigfaltigkeit nicht zur Bearbeitung so geeignet war wie der nordische Feuerstein. Wenn wir nun die Spuren der steinzeitlichen Werkleute bis ins innere Salzachtal finden, so sind sie dorthin sicher nicht vorgedrungen, um in den pfadlosen Talgründen Ackerbau und Viehzucht zu treiben, sondern in der Absicht, die Orte des natürlichen Vorkommens verwendbarer Gesteinsarten aufzusuchen und vielleicht dort schon zu verarbeiten. Indes übt außerdem noch ein anderes Mineral eine mächtige Anziehung aus, nämlich das Salz. Das ergibt sich aus der Tatsache, daß man am innersten Winkel des Hallstätter Sees und auf dem Hallberge, also in unmittelbarer Nähe der Salzlager, viele Steinwerkzeuge, Beile und Hämmer, findet. Wenn man die ungeheueren Schwierigkeiten bedenkt, in jenen Zeiten bis zu den Salzquellen vorzudringen, so setzt das eine seelische Stärke und einen Unternehmungsgeist voraus, wie wir sie nur bei hochveranlagten Völkern finden. Ohne Zweifel ist die Entdeckung der Salzquellen bei Hallein, Reichenhall und vielleicht auch bei Berchtesgaden wegen ihrer leichteren Zugänglichkeit vorausgegangen. Für die Salzlager von Reichenhall ist dafür der sichere Beweis erbracht worden. Auf dem Götschenberge bei Bischofshofen findet man sogar 1—10 Meter tiefe und bis zu 50 und mehr Meter lange trichter- und furchenartige Stollen in den Berg getrieben, durch deren Einbau mineralische Schätze gesucht und gefördert wurden. Danach sind die Menschen schon vor 3000 Jahren in diese damals weltferne Urwildnis vorgedrungen, haben kupfererzführende Schichten aufgefunden und ausgebeutet, sowie Kupfer ausgeschmolzen. Kaum weniger versteckt sind die bronzezeitlichen Kupfergruben auf der Kelchalpe in Tirol und die übrigen Spuren von alten Bergbaubetrieben in den Alpen. Daß die Besiedelung der östlichen Alpen wirklich in dieser Weise erfolgt ist, ergibt sich daraus, daß auch in späteren Zeitaltern der Tätigkeitsdrang nicht zur Ruhe kam, sondern immer auf neue Entdeckungen ausging. Das zeigt sich bei zwei anderen Metallen, dem Blei und dem Golde. Bei den Bewohnern des mittleren Kärntens war es, wie uns die Funde aus dem Gräberfelde von Frögg am Wörther See lehren, Gepflogenheit, Gefäße mit in Relief gehaltenen kleinen Bleifiguren (Menschen, Reitern, Tieren, Ornamentstücken) zu schmücken. Da wir dieser Sitte sonst nirgends, namentlich nicht im Orient und in Italien begegnen, so müssen wir diese Kunst als eine bodenständige betrachten und fragen, woher die Frögger Plastiker ihr Blei bezogen haben. Die Erzeuger des berühmten norischen Eisens sind wohl auf der Suche nach Eisenerzen in den benachbarten Gebirgen auf Bleierze gestoßen. Indes sind auch hier die erzführenden Schichten so verborgen, daß ein sehr regsamer Spürsinn dazu gehörte, sie aufzufinden. Noch deutlicher zeigt sich dies beim Golde. Denn nach Plutarch haben Barbaren, die Taurisker, die Golderzlager der Gasteiner und Rauriser Tauern und des oberen Molltales entdeckt und ausgebeutet. Aus alledem ergibt sich, mit welchen Schwierigkeiten der prähistorische Bergmann zu kämpfen hatte, welchen bewundernswerten Spürsinn er entwickeln mußte, um die Erzlager zu finden. Nicht die Beschäftigung mit Viehzucht und Ackerbau, sondern die industrielle Tätigkeit gab den Ansporn; die Bergleute sind es gewesen, welche zuerst in die östlichen Hochalpentäler eingedrungen und während aller prähistorischen Zeitalter den Hirten und Ackerbauern die Wege gezeigt und sie nach sich gezogen haben; Bergleute sind es gewesen, welche diese wilden Täler der Kultur und auch uns späteren Epigonen geöffnet haben. (M. Much, Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1905, No. 9.)

Die Akklimatisation der Europäer in den Tropen. Von den Europäern, die jährlich aus den Tropen zur Erholung resp. als Invalide in die Heimat zurückkehren, leiden bei weitem die meisten an Siechtum nach Malaria, an schwerer Blutarmut oder an Leberleiden. Diese drei Krankheiten sind die grimmigsten Feinde des Europäers in den Tropen, sie sind mit die Hauptursachen dafür, daß unsere Akklimatisierung in den Tropen so schwer, ja fast unmöglich ist. Doch stehen wir diesen Feinden nicht durchaus machtlos gegenüber. Von Haus aus ist der Mensch von einer nahezu vollkommenen Akklimatisationsfähigkeit. Diese erweist sich jedoch vielfach als ein Danaergeschenk. Denn die „Gewöhnung" verführt dazu, die Grenzen zu überschreiten und offenkundige Versündigungen in Essen und Trinken, im Mißbrauch der Genußmittel zu begehen. Gerade in den Tropen, wo an die Leistungsfähigkeit die höchsten Anforderungen gestellt werden, muß besonders diätetisch gelebt werden. Und so sind in der Tat an sich leicht vermeidbare diätetische und hygienische Sünden die furchbarste Quelle schwerster Tropenleiden. Die Leberleiden z. B. sind in der Hauptsache bedingt durch die große

Digitized by Google

Unsitte, auch in den Tropen sich vorwiegend von Fleisch zu ernähren. Ist eine vorwiegende Fleischdiät schon in der kalten Zone, besonders bei ungenügender körperlicher Ausarbeitung meist schädlich, so ist sie für die Europäer in den Tropen oft ein direktes Gift. Da hilft am besten eine vegetarische Diät. Die Fleischdiät erzeugt überdies enormen Durst. Da das Wasser aber meist schlecht ist, wird es durch alkoholhaltige Getränke ersetzt. Und diese sind eine weitere Ursache der Tropenleiden. Der Alkohol lähmt in den Tropen die Widerstandskraft und schafft die Disposition für die schwersten Tropenleiden. Körper, Nerven, Geist leiden da oft einen nicht wieder gut zu machenden Schaden unter Alkoholgaben, die zu Hause gut vertragen wurden. Bekanntlich ist die Eigenwärme des Körpers unter dem Aequator so groß, wie in der gemäßigten und kalten Zone. Da aber die Wärmeabgabe in den Tropen nahezu gleich Null, in der Heimat aber meist sehr groß ist, und da ferner die Wärme- und Energiebildung direkt von der Diät abhängt, so folgt schon hieraus, wie verkehrt in den Tropen eine derartige Lebensweise ist. Der Alkohol vollends mit seiner hohen Verbrennungswärme verschlechtert nun erst recht die Bilanz des Stoffwechsels in den Tropen. (?) In den Tropen besteht aber ein geringer Sauerstoffgehalt der Luft. Wie bekannt, dehnen sich alle Substanzen, also auch die Luft, durch die Wärme aus. In einem Atemzuge (ca. $^1/_3$ Liter) Tropenluft ist sehr viel weniger Sauerstoff enthalten, als in kalter Luft. Daraus folgt, daß in den Tropen alle Nahrungsmittel vermieden werden müssen, die besonders viel Sauerstoff zu ihrer guten Verarbeitung benötigen, und das sind besonders Fleisch, Fette, Alkohol. Bei dem geringen Sauerstoffgehalt der Luft ist bei den Eingeborenen wegen ihrer Nacktheit die Hautatmung stark entwickelt, um so eine größere Atemfläche zu erzielen. Es ist daher für den Europäer in den Tropen eine poröse gut durchlässige Kleidung erforderlich, und zu empfehlen, möglichst viele Luftbäder zu nehmen. Unheilvoll ist es auch, in den Tropen Mittel anzuwenden, welche die für die Atmung so wichtigen roten Blutkörperchen schädigen, z. B. das Chinin, das eines der furchtbarsten Blutgifte ist, die wir kennen. Die Tropenhygiene muß deshalb ihre ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden, das Chinin entbehrlich zu machen. (Dr. Ziegelroth, Archiv für physikalisch-diätetische Therapie 1905, No. 5.)

Ein Marxist als Rassentheoretiker. In der ersten Nummer der in London erscheinenden Wochenschrift „Neue Zeit" äußerte sich K. Kautsky in bezeichnender Weise über den jüdischen Nationalismus und die Rolle des jüdischen Proletariats folgendermaßen: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Judentum, dank sowohl seiner spezifisch psychischen Eigenart, wie auch seiner spezifisch sozialen Lage eine hervorragende Rolle in der sozialistischen Bewegung spielt. Ohne mich den Rassentheoretikern zuzuzählen, welche alle historischen Prozesse auf Grund nationaler Rasseneigentümlichkeit erklären, oder mit anderen Worten die ganze soziale Entwicklung auf die physische Beschaffenheit der einzelnen Individuen zurückzuführen, kann trotzdem zugegeben werden, daß eine jede Nationalität eine spezifische psychische und physische Eigenart aufweist; notabene kann bei der Mehrzahl der Fälle schwerlich angegeben werden, welche von diesen Eigentümlichkeiten auf das Konto der physischen Beschaffenheit zu setzen sind, und welche den Jahrhunderte währenden Wirkungen des Sozialisierungsprozesses zuzuzählen sind. Auch das Judentum hat seine nur ihm eigentümliche psychische Physiognomie, wenn auch die Möglichkeit nicht vorhanden ist, zu konstatieren, in welchem Grade diese von den fernen Ahnen, die wiederum das Produkt einer Kreuzung verschiedener Rassen sind, geerbt ist, und in welchem Grade sie ein Resultat jener sozialen Einflüsse vorstellt, denen das Judentum im Verlaufe seiner Geschichte unterworfen war. — Doch ist es feststehend: die psychische Physiognomie des Judentums besteht, und sie äußert sich in einer hervorragenden Begabung für das Abstrakte und in einer stark ausgeprägten Gabe für kritische Gedankenbetätigung. Dank diesem Umstande hat das Judentum seit seinem Anschlusse an die europäische Zivilisation ihr vielleicht mehr hervorragende Denker geschenkt als irgend ein anderes Volk. Solche Namen aber, wie Spinoza, Ricardo, Marx bedeuten Epochen in der Geschichte menschlichen Denkens. — Da die Juden seit der Einbuße ihrer Selbständigkeit in ihrer Gänze den unterdrückten Klassen angehören, so stellten sie ihre Fähigkeit des abstrakten Denkens und die Gabe der Kritik in den Dienst des revolutionären Gedankens. Für die proletarische Bewegung haben sie deswegen überall große Bedeutung erlangt, aber für keine Bewegung sind sie möglicherweise notwendiger als für die englische." (Die Welt, 1905, No. 50.)

Digitized by Google

Wie sah Beethoven aus? In Ergänzung der Notiz über den physischen Typus Beethovens (No. 10) sei hier die Beschreibung wiedergegeben, die der Maler A. von Kloeber in der Allgemeinen musikalischen Zeitung (1864, S. 324) veröffentlicht hat: „Beethoven sah stets sehr ernst aus, seine äußerst lebendigen Augen schwärmten meist mit einem etwas finsteren gedrückten Blick nach oben, welchen ich im Bilde wiederzugeben versucht habe. Seine Lippen waren geschlossen, doch war der Zug um den Mund nicht unfreundlich. Seine Gesichtsfarbe war gesund und derb, sein Haar hatte die Farbe blau angelaufenen Stahls, da es bereits aus dem Schwarz etwas ins Graue überging. Sein Auge war blaugrau. Als Beethoven mein Bild sah, bemerkte er, daß ihm die Auffassung der Haare auf diese Weise sehr gefalle, die andern Maler hätten sie bis jetzt immer so geschniegelt wiedergegeben, so wie er vor den Hofchargen erscheinen müsse, und so wäre er gar nicht. — Kürzlich hat Th. von Feimmel ein Buch über Beethovens äußere Erscheinung veröffentlicht, das namentlich eine Analyse seiner Porträts enthielt. Daraus erfahren wir, daß auf diesem Bildnis sein Teint „blaß", auf einem anderen „in gesunder Fülle gerötet" ist und daß das Kinn eine asymmetrische Bildung gehabt hat.

Der physische Typus von Nietzsche und Chopin. In seinem Aufsatz über Nietzsches Polentum (No. 1) bemerkt Schariitt, daß Nietzsche und Chopin echt polnische Typen gewesen wären. Dazu ist zu bemerken: die Polen als echte Slawen haben den Typus des homo europaeus flavus, der von dem der Germanen, Kelten usw. nicht zu unterscheiden ist. Trotz der individuellen Verschiedenheit ihrer Physiognomieen sind Nietzsche und Chopin zur nordischen Rasse zu rechnen. Chopin war nach der Biographie von Liszts von schwächlicher Konstitution, er hatte eine zarte weiße Haut, blaue Augen und blonde Haare. Frau E. Förster-Nietzsche beschreibt ihren Bruder als ein „rotwangiges blondlockiges Kind". Später sind die Haare etwas nachgedunkelt. Die Augen waren braun (nach Angabe der Schwester), braungrün nach Möbius (offenbar auf Grund des Krankengeschichtsberichts). Vielleicht waren sie veränderlich. Nietzsches Schwester selbst hat blaue Augen. Sein Schädel und Gesicht war schmal, doch fehlte sozusagen der Hinterkopf. Von Gestalt war er etwas über mittelgroß. — L. Wmn.

Der japanische Einwanderer und die Vereinigten Staaten. Ueber der Frage der Einwanderung von Chinesen, die die öffentliche Aufmerksamkeit in den Vereinigten Staaten durch die Boykottbewegung in China immer stärker und nachhaltiger anzieht, wird, wie der „Post" (1905 No. 561) geschrieben wird, die viel unmittelbarer drohende Gefahr, die die japanische Einwanderung in sich birgt, fast gänzlich außer acht gelassen. Wie bedenklich und falsch eine solche Sorglosigkeit ist, lehrt die gegenwärtig vor sich gehende Japanisierung der Hawaii-Inseln. Seit deren Annexion durch die Union ließ sich dort eine große Anzahl von Amerikanern nieder, die sich eine bessere Lebensstellung, wie sie ihnen die heimischen Verhältnisse boten, erringen und gleichzeitig das Ihrige zu einer Entwicklung der Inseln, die in ihrer begünstigten Lage in der Mitte der Südsee naturgemäß den Mittelpunkt des ozeanischen Verkehrs zwischen Amerika, Asien und dem Australfestlande bilden, im traditionellen Sinne des Yankeetums beitragen wollten. Heute wird man auf der ganzen Gruppe vergebens nach einem dieser Pioniere suchen; wie die Portugiesen und großenteils die Eingeborenen selbst haben sie den Japanern das Feld räumen müssen. Baugeschäfte, Läden, Barbiergeschäfte, Restaurationen — alles ist in Händen von Japanern. Sie kamen und kommen nach Hawaii gewöhnlich mit dem Vorgeben, in den Zuckerplantagen arbeiten zu wollen, aber ihr unruhiger Geist und Ehrgeiz führt sie schnell nach Hilo, Honolulu oder San Francisco. Die New York Times gaben neulich der Befürchtung Ausdruck, daß die politischen Geschicke der Inselgruppe in zehn Jahren unter vollständiger Kontrolle der Japaner stehen würden und zwar auf Grund der verfassungsgemäß jedem amerikanischen Bürger garantierten Stimmrechte. Diejenigen, die bei der Besitzergreifung durch die Union Bürger der Republik Hawaii waren, wurden amerikanische Bürger und daneben genießen alle seitdem auf den Inseln Geborenen die Privilegien des amerikanischen Bürgerrechts. Im Jahre 1897 befanden sich 24 407 Japaner auf den Hawaii-Inseln; bis zum Jahre 1900 schwoll ihre Zahl auf 61 115 an; daneben gibt es 25 762 Chinesen und 54 141 „Kanaken" aller Schattierungen. Heute bewegt sich die Zahl der japanischen Bevölkerung zwischen 70- und 80 000, während die europäische 13 000 nicht erreicht. Die Zahl der in den Staaten Kalifornien, Oregon und Washington lebenden Japaner läßt sich nicht schätzen, ist aber jedenfalls größer, als die auf den Hawaii-Inseln. Diese Ein-

Digitized by Google

wanderer sind in fast allen Erwerbsschichten, hohen wie niederen, anzutreffen, und es ist bemerkenswert, daß sie sich den Sitten und Gebräuchen des Landes oft mit größerer Schnelligkeit anzupassen verstehen, wie zugewanderte europäische Elemente. Auf alle Fälle bleibt der Japaner aber bedürfnisloser als der Durchschnittsamerikaner, weshalb schon lange lebhaft für eine Ausdehnung der Chinesen-Ausschließungsgesetze auch auf die Japaner agitiert wird. Dabei verzweifeln die amerikanischen Diplomaten bereits an der Aufgabe, die einer Aufrechterhaltung der chinesenfeindlichen Gesetzgebung durch den Boykott in China bereiteten Schwierigkeiten zu überwinden. Wie man es da, ohne im vorhinein auf alle verlockenden Aussichten des amerikanischen Ausfuhrhandels nach Ostasien zu verzichten, fertig bringen will, auch noch den Angehörigen des militärgewaltigen japanischen Inselreiches die offene Tür zu verrammeln, ist eine Frage, auf die die mongolenfeindlichen Politiker in den Vereinigten Staaten wohl die Antwort schuldig bleiben werden.

Chineseneinfuhr und Frauengefahr in Südafrika. Die Rassenfrage ist unzweifelhaft die bedeutendste und tiefgreifendste der vielen zu lösenden Fragen Südafrikas. Die einen halten die äthiopische für die gefahrvollste, andere die chinesische. Ein Mitarbeiter der Neuen militärischen Korrespondenz äußert sich über die „gelbe Gefahr" sehr pessimistisch. Die Erfahrungen mit chinesischen Minenarbeitern erstrecken sich nunmehr auf ein volles Jahr und erlauben ein einigermaßen abschließendes Urteil über diese Neuerung im südafrikanischen Wirtschaftsleben. Wenn sich die warnende Stimme eines so hervorragenden Ethnologen wie R. Haggard erhebt, daß es ein gefährlicher Versuch gewesen sei, eine große Zahl von Männern in der Blüte ihrer Jahre monate- und jahrelang dem Verkehr mit Frau und Familie zu entziehen, so hat der englische Forscher nur das wiederholt, was die West-Amerikaner schon längst vorausgesagt haben. Dort hat man in den Minen schlimme Erfahrungen mit Chinesen und Negern gemacht, die lange Zeit fern ihrer Heimat waren und die größte Gefahr für die weißen Frauen bildeten. Nun hat man daran gedacht, chinesische Frauen in Südafrika mit den Kulis zugleich einzuführen. Zunächst ist es aber ungesetzlich, in China Frauen zur Auswanderung zu bewegen, und weiter wird Auswanderung aus der chinesischen Heimat nur als das letzte verzweifelte Mittel ganz Armer und Elender angesehen. Von den 50000 Kulis, die man bis zum 1. Oktober d. J. nach Südafrika gebracht hat, haben fast 10000 wieder die Rückkehr nach China angetreten. Einer der Hauptgründe für die Rückkehr nach China dürfte die Frauenfrage sein. Es ist möglich, daß auf diese Weise der chinesische Charakter ein Festsetzen der Rasse auf afrikanischem Boden hintertreibt. (Südafrika 1905, No. 12.)

Rassenautorität und farbige Polizei in den Kolonien. In den afrikanischen Kolonien gibt es bekanntlich eine farbige Polizei, die in ihrer Behandlung der Weißen nicht selten das Rassenprestige stark beeinträchtigt hat. H. Zache, kaiserlicher Bezirksamtmann in Tanga, stellt in bezug auf die Polizeifrage in einem bemerkenswerten Aufsatz in den „Blättern für vergleichende Rechtswissenschaft" (1905, No. 2—3) folgende Leitsätze auf, die aus einer reichen persönlichen Erfahrung gewonnen sind. 1. Der farbige Polizist ist berechtigt und verpflichtet, den Europäer, den er im Begriff sieht, gegen Gesetze und Verwaltungsvorschriften zu verstoßen, in angemessener Form darauf aufmerksam zu machen. 2. Der farbige Polizist ist berechtigt und verpflichtet, auf ausdrücklichen Befehl seines gegenwärtigen europäischen Vorgesetzten körperlichen Zwang gegen Weiße anzuwenden. Hier geht Staatsautorität über Rassenautorität, und die Verantwortung trägt ein weißer, kein farbiger Beamter. 3. Der farbige Polizist ist berechtigt und verpflichtet, Verbrechen im Sinne des Strafgesetzbuches auch durch Gewalt zu verhindern. Hier steht Menschlichkeit und Naturrecht über der Rassenautorität. 4. Der farbige Polizist, welcher unrechtmäßigerweise von einem Europäer angegriffen wird, hat das Recht, sich in der zur Abwehr des Angriffs notwendigen Weise zu verteidigen. Denn das dürfte selbstverständlich sein, daß man den farbigen Polizisten das Notwehrrecht, das jeder — auch der farbige Mensch — hat, nicht entziehen darf. Weitere Rechte und Pflichten stehen dem farbigen Polizisten den Weißen gegenüber nicht zu. Er hat von Verstößen Weißer gegen das Gesetz lediglich Anzeige zu erstatten. Zu diesem Zweck ist er berechtigt und verpflichtet, bei Vergehen und Uebertretungen, welche er Europäer verüben sieht, zugegen zu bleiben und seine Gegenwart eventuell mit Gewalt durchzusetzen. Auch ist er berechtigt und verpflichtet, Personen und Eigentum im Falle der Gefährdung durch den Europäer zu sichern und zu schützen,

Digitized by Google

soweit dies ohne direkte körperliche Gewalt gegen den Europäer möglich ist. Auf farbige Begleiter und auf Eigentum des Europäers erstreckt sich die der weißen Rasse zugebilligte Ausnahmestellung nicht.

Abnahme der natürlichen Vermehrung. Die Geburtsziffer ist in Berlin, wie wir dem Berliner Tageblatt (1905, No. 33) entnehmen, unaufhaltsam im Sinken. Im Jahre 1876 hatte sie ihren höchsten Stand mit 47,17 aufs Tausend erreicht, seitdem aber geht sie stetig zurück. Im verflossenen Jahre, 1905, betrug sie nur noch ein wenig mehr als die Hälfte des Satzes von 1876, nämlich 24,4. Nicht lange, und sie wird unter die Hälfte gesunken sein. Wie seit 1876 ein andauerndes Sinken, so war vor 1876 ein andauerndes Steigen der Geburtsziffer festzustellen. In den vierziger Jahren schwankte die Ziffer zwischen 32 und 34 auf das Tausend der Bevölkerung. In den fünfziger Jahren stieg der Satz auf 34 bis 37, und in den sechziger Jahren stieg er auf 37 bis 42. Vorher war die Geburtsziffer am niedrigsten im Jahre 1814 gewesen, wo sie nur 29,8 betragen hatte. Im Jahre 1894 wurde dieser ehemals tiefste Stand wiederum erreicht, und seit 1895 bleibt die Geburtsziffer selbst hinter dem Satze von 1814, wo die vorangegangenen Kriege furchtbare Lücken in die erwachsene männliche Bevölkerung gerissen hatten, immer mehr zurück. Wie ist das zu erklären? Mit der wirtschaftlichen Gunst oder Ungunst der Zeiten nicht; denn wie auch in den letzten dreißig Jahren diese Gunst und Ungunst sich ablösen mochten, die Geburtsziffer sank und sank. Die Eheschließungsziffer schwankte vielfach in diesen drei Dezennien, denn sie wird von den wirtschaftlichen Verhältnissen stark beeinflußt, aber die Geburtsziffer ging auch trotz wiederholten Steigens der Eheschließungsziffer zurück. Diese Erscheinung ist durch das Leben und die Sitten in einer Millionenstadt zu erklären. Der steigende Wohlstand, der Hang zu Genüssen und das zahlreiche Angebot von Genüssen aller Art, der durch Wohlstand und Genuß hervorgerufene Wunsch, die Nachkommenschaft einzuschränken, die leichte Möglichkeit, diesen Wunsch zu verwirklichen, endlich gewisse absonderliche Neigungen im Verkehr der Geschlechter, alles das bedingt im Verein mit der Zusammensetzung der Bevölkerung einer Millionenstadt das Sinken der Geburtsziffer. Berlin macht in dieser Beziehung keine Ausnahme von anderen Millionenstädten. Ist der Rückgang der Geburtsziffer eine der Schattenseiten des Großstadtlebens, so ist der gleichfalls festzustellende Rückgang der Sterbeziffer eine der Lichtseiten. Dieser Rückgang, der seit 1889 etwa sieben pro Tausend beträgt, spricht für die zunehmende Besserung der gesundheitlichen Einrichtungen und einigermaßen auch für eine Besserung der Wohnungsverhältnisse in Berlin, vermag aber den Rückgang der Geburtsziffer nicht auszugleichen. Immerhin weist, da die Bevölkerungszahl unaufhaltsam wächst, Berlin eine jährliche Zunahme um 15 000 bis 17 000 Köpfe durch natürliche Vermehrung auf. Das Bedenkliche des Sinkens der Geburtsziffer wird dadurch freilich nicht gemindert.

Der Zug in die Stadt und die Tuberkulose. Von Dr. G. Bourgeois ist ein Buch über „Exode rural et tuberculose" erschienen, auf das wir später ausführlicher zurückkommen werden und über dessen interessanten Inhalt wir vorläufig nur aus einem Bericht in der Wiener Medizinischen Wochenschrift mitteilen können. Danach schildert der Verfasser in ausführlicher Weise die Gefahr, welche der sich immer mehr und mehr steigernde Zufluß der ländlichen Bevölkerung in die großen Städte für die allgemeine Gesundheit bildet. Er zeigt die furchtbaren Verwüstungen, welche die Tuberkulose in der Arbeiterbevölkerung von Paris, die zu $^3/_5$ aus Eingewanderten besteht, bewirkt. Tatsächlich ist der Prozentsatz der Sterblichkeit an Tuberkulose unter den Eingewanderten viel größer als unter den eingeborenen Parisern. Fast die Hälfte der gesamten Sterblichkeit in den Spitälern fällt der Tuberkulose zur Last. Von den an Tuberkulose Gestorbenen sind über 60 pCt. eingewanderte Arbeiter. Daraus wird die volle Gefahr ersichtlich, welcher der ländliche Arbeiter entgegengeht, in der Hoffnung auf ein leichteres Leben und einen einträglicheren Verdienst. Die verdienstvolle Arbeit basiert auf einer sehr großen und gewissenhaft zusammengetragenen Statistik und ist mit zahlreichen Tafeln und schematischen Karten versehen. Sie ist für jeden, der sich für allgemeine und ganz besonders für soziale Medizin interessiert, von hervorragendem Werte.

Zeitschrift für soziale Medizin. Im Verlag von F. Vogel (Leipzig) wird von Grotjahn und Kriegel eine neue „Zeitschrift für soziale Medizin" herausgegeben, die sich besonders die Probleme der Medizinalstatistik, Arbeiterversicherung,

Digitized by Google

sozialen Hygiene und die Grenzfragen der Medizin und Volkswirtschaft zum Ziele setzt. Das soziale Moment, heißt es in ihrem Programm, gewinnt in der Medizin und Hygiene eine von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung. Die Beschäftigung der Mehrzahl der Aerzte mit Krankenkassen-, Unfall- und Invaliditätsangelegenheiten und auf der anderen Seite die unabweisbare Berührung zahlreicher Beamten der allgemeinen Staatsverwaltung und insbesondere des sozialen Versicherungswesens mit medizinischen Dingen hat im Laufe der letzten Jahrzehnte auf empirischem Wege eine mannigfache sozialmedizinische Praxis geschaffen, die allmählich dazu drängt, aus den gewonnenen Erfahrungen allgemeine Grundsätze zu abstrahieren, diese mit verwaltungstechnischen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten zu durchsetzen und so zu einer eigenen Theorie zu kommen. Der Ausbildung, Erweiterung und Verbreitung dieser Theorie der Sozialen Medizin soll die „Zeitschrift für Soziale Medizin" in erster Linie dienen. — Die soziale Versicherung, die in Deutschland wie in keinem anderen Lande zu einem integrierenden Bestandteile des Volkskörpers geworden ist, blieb nicht bei der ihr von vornherein gestellten Aufgabe der Fürsorge für die Kranken, Verunglückten und Invaliden stehen, sondern hat sich mit Erfolg auch in den Dienst der Verhütung von Krankheit, Unfall und Invalidität gestellt und damit der Sozialen Hygiene eine aussichtsvolle Zukunft eröffnet. Unsere Zeitschrift wird daher den Fragen der Sozialen Hygiene und des öffentlichen Gesundheitswesens ein ganz besonderes Interesse widmen. — Eine wissenschaftliche Grundlage kann der Sozialen Medizin nur durch stete Bezugnahme auf die Ergebnisse der Medizinalstatistik gewonnen werden. Diese hat in den Jahren, in denen das Interesse der Mediziner durch die so überaus erfolgreichen Forschungen im bakteriologischen und chemischen Laboratorium sowie in den klinischen Instituten absorbiert wurde, unter den Aerzten nicht die Beachtung gefunden, die sie in der Tat verdient. Zurzeit beginnt man jedoch einzusehen, daß die Medizinalstatistik nicht nur den Verwaltungsinteressen der Staats- und Gemeindebehörden die wertvollsten Dienste leistet, sondern auch unmittelbar und rein deskriptiv Aufschlüsse über Todesursachen, Wesen der Infektionskrankheiten, Einfluß der sozialen Verhältnisse auf die Entstehung der Krankheiten u. a. m. zu geben vermag, die der kasuistische und experimentelle wissenschaftliche Betrieb niemals liefern kann. Deshalb werden wir bestrebt sein, der Medizinalstatistik in unserer Zeitschrift ein eigenes Publikationsorgan zu schaffen, das ihr als einzigem von allen medizinischen Sondergebieten bisher noch versagt geblieben ist. Nicht nur die sozialmedizinisch interessierten Aerzte, sondern auch Statistiker, Juristen und Verwaltungsbeamte des sozialen Versicherungswesens laden wir zur Mitarbeit an der „Zeitschrift für Soziale Medizin, Medizinalstatistik, Arbeiterversicherung, Soziale Hygiene und die Grenzfragen der Medizin und Volkswirtschaft" ein, die vorläufig in jährlich vier Heften von zusammen 24—30 Bogen erscheinen wird. Außer größeren wissenschaftlichen Originalarbeiten, die die neue Zeitschrift in erster Linie pflegen wird, bringt jedes Heft eine Sozialmedizinische Kasuistik, in der die wichtigsten Fälle, Entscheidungen und Erfahrungen der ärztlichen Sachverständigentätigkeit mitgeteilt werden, und eine Sammlung von medizinalstatistischen Daten, die dem Leser aus den schwer zugänglichen Quellenwerken der Statistik der deutschen Bundesstaaten, der Städte und des Auslandes die wichtigsten Ergebnisse der Medizinalstatistik übermitteln sollen. — Die von der nämlichen Seite seit fünf Jahren im Verlage von Gustav Fischer in Jena herausgegebenen „Jahresberichte über Soziale Hygiene und Demographie", die keine Originalarbeiten, sondern Referate, Notizen und Bibliographie enthalten, bleiben neben der neuen Zeitschrift selbständig bestehen und erscheinen nach wie vor alljährlich im Juli.

Alkoholmißbrauch und Schulleistungen. Der Bericht über die Tätigkeit der Berliner Schulärzte im Jahre 1904/05, der städtischen Schul-Deputation erstattet von Dr. Artur Hartmann, enthält folgende interessante Ausführungen über Alkoholmißbrauch: Die Schädigungen, welche durch Alkoholmißbrauch hervorgerufen werden, müssen dazu führen, daß schon die Schule diesen Schädigungen entgegenarbeitet. Nach den Erfahrungen an der Irrenanstalt zu Dalldorf sind die Hälfte der geisteskranken Insassen frühere Trinker. Im Krankenhaus Friedrichshain wurden allein im Jahre 1903 208 Personen wegen Säuferwahnsinn auf die innere Abteilung aufgenommen (7 pCt. der Aufgenommenen). Welches Unheil der Alkohol in der Familie anrichtet, kann statistisch nicht festgestellt werden. — Nach der übereinstimmenden Ansicht aller Aerzte ist für Kinder unter 14 Jahren der Genuß alkoholischer Getränke schädlich. Kinder sollen weder Bier noch Wein, noch viel weniger Schnaps, auch nicht in kleinen Mengen erhalten. Die Hauptgefahr des gewohnheitsmäßigen Alkoholgenusses liegt darin, daß die gewohnheitsmäßigen

Digitized by Google

Trinker zu übermäßigen Trinkern werden. Nach den in einer Knabenschule und in einer Mädchenschule angestellten Erhebungen nahmen alkoholische Getränke zu sich: 1. Nie oder nur selten 16,6 pCt. Mädchen, 18,5 pCt. Knaben. 2. Wöchentlich mindestens einmal Bier 38,3 pCt. Mädchen, 39,9 pCt. Knaben. Wöchentlich mindestens einmal Schnaps 10,9 pCt. Mädchen, 11,9 pCt. Knaben. 3. Täglich Bier 31,9 pCt. Mädchen, 34,4 pCt. Knaben. Täglich Schnaps 1,8 pCt. Mädchen, 4,3 pCt. Knaben. Mehr als $^2/_3$ sowohl der Knaben als der Mädchen nehmen somit gewohnheitsmäßig alkoholische Getränke zu sich, so daß der gewohnheitsmäßige Genuß alkoholischer Getränke als Volkssitte zu betrachten ist. Gegen diese Volkssitte anzukämpfen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Volksgesundheitspflege. Aufgabe der Schulärzte und der Lehrer ist es, in diesen Kampf einzutreten. Schon in der Schule ist die ungünstige Einwirkung alkoholischer Getränke besonders bezüglich des Schnapses nachweisbar. Von 100 Kindern, die nie oder nur selten alkoholische Getränke zu sich nehmen, haben die Zensur weniger als genügend 8,3 Mädchen, 24,9 Knaben, die wöchentlich einmal Schnaps trinken 16,5 Mädchen, 35,5 Knaben, die täglich Schnaps trinken 55,5 Mädchen, 60,5 Knaben.

Bücherbesprechungen.

J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Mit acht Abbildungen im Text und einer Tafel. K. J. Trübner, Straßburg 1905.

Dies umfang- und inhaltreiche Buch (689 S.) ist mit großem Fleiß und einem bei Philologen seltenen Verständnis für naturwissenschaftliche Dinge — eine „Jugendneigung zur Botanik" gibt die Erklärung — geschrieben und erbringt den Beweis, daß der hartnäckige Widerstand der Sprachforscher gegen die Lehre vom nordeuropäischen Ursprung der indogermanischen Sprachen und Völker sachlich nicht gerechtfertigt war und die Erkenntnis der Wahrheit verzögert hat. Kommt doch der Verfasser auf rein sprachwissenschaftlichem Wege dem von mir seit einem Vierteljahrhundert unentwegt behaupteten und gegen die heftigsten Angriffe von seiten seiner Fachgenossen verteidigten Standpunkt ungemein nahe. Die „Heimat" der noch ungetrennten Indogermanen verlegt er nämlich in die Mitte unseres Weltteils und glaubt Skandinavien nur darum davon ausschließen zu müssen, weil die Buche dies Gebiet angeblich erst verhältnismäßig spät, in der Bronze- oder gar Eisenzeit erreicht habe. Dieser einzige Grund reicht daher dafür nicht aus, da die Buche einen trockenen Standort liebt und schon darum in den obersten Schichten der vorgeschichtlichen Torfmoore nur spärlich vertreten ist. Da, wie der Verfasser selbst zugibt, „die Baumnamen in ihrer Bedeutung außerordentlich wandelbar sind", ist überhaupt diese Art der Beweisführung keine zwingende, doch wird man gerne zugeben, daß Mitteleuropa das älteste Verbreitungsgebiet der nordeuropäischen Rasse und der indogermanischen oder arischen, im weitern Sinne, Sprachen ist. Zwischen Verbreitungsgebiet und Verbreitungszentrum besteht aber ein wesentlicher Unterschied, und wenn es der Wissenschaft gelingt, das eine auf das andere einzuschränken, so ist dies ein entschiedener Fortschritt, ein unbestreitbarer Erfolg. Hoops ist jetzt ungefähr da wieder angelangt, wo vor 35 Jahren schon Geiger stand; gegen dessen Ansicht sprechen aber zahlreiche naturwissenschaftliche, archäologische, sprachliche, kulturgeschichtliche und geschichtliche Gründe, die ich alle im Laufe der letzten 25 Jahre an geeigneter Stelle vorgebracht habe.

Ueberhaupt ist die Geschichte und Literatur der arischen Frage dem Verfasser nur teilweise bekannt. Die „Gleichzeitigkeit des nordischen Steinzeitmenschen und der Eiche" ist freilich „über allen Zweifel erhaben", daß aber dieser erst mit den „Laubwäldern" sich eingefunden habe, ist eine irrige, auf mangelhafter Kenntnis der Tatsachen beruhende Behauptung. Die von Sarauw erforschte und in den Nordischen Jahrbüchern beschriebene, in diesen Blättern (IV, 4) von Kraitschek eingehend besprochene Ansiedelung von Maglemose auf Seeland ist älter als die Kjökkenmöddinger und fällt in die Kiefernzeit. Außerdem legen die bearbeiteten Rentierstangen in den Museen von Kopenhagen und Lund, die ich 1904 mit eigenen Augen gesehen, Zeugnis ab vom Zusammenleben des Menschen mit diesem kälteliebenden Tier.

Das Beste in dem besprochenen Werk ist der Abschnitt über den vorgeschichtlichen Ackerbau der Nordeuropäer, der hoffentlich dazu beiträgt, die immer noch

Digitized by Google

weitverbreiteten Wahnvorstellungen vom Wander- und Hirtenleben der Germanen zu verscheuchen. Ist die langgesuchte Wurzel des indogermanischen Sprachstammes in Wahrheit gefunden, so muß sich auf Grund derselben auch ein allen sprachlichen, kulturellen und geschichtlichen Tatsachen entsprechender Stammbaum aufstellen lassen. In einem am 11. Dezember 1905 im Heidelberger historisch-philosophischen Verein gehaltenen Vortrag hat Hoops dies auch versucht; sein von Mitteldeutschland ausstrahlendes Verbreitungsbild ist aber sprachlich ebenso unmöglich, wie alle die früher von seinen Fachgenossen entworfenen Stammbäume, während aus der nordischen Wurzel ein solcher fast von selbst erwächst. Nachdem die Sprachforscher, hielt ich ihm entgegen, wenn auch zögernd und widerwillig, den weiten Weg vom inneren Hochasien bis an die Gestade der Ostsee zurückgelegt haben, werden sie sich auch noch zu der kurzen Ueberfahrt ans nordische Ufer verstehen müssen.

Ludwig Wilser.

Dr. L. Wilser, Die Herkunft der Bayern. Mit Anhang: Stammbaum der Langobarden. — Zur Runenkunde. Zwei Abhandlungen. Leipzig und Wien 1905. Akadem. Verlag. 80 S.

Nach der meist verbreiteten Anschauung sind die Bayern Nachkommen der Markomannen, indem Baia oder Baias, ihr überliefertes Stammland mit Boioheim (gleich Bojerheim, Böhmen), dem langjährigen Gebiete der Markomannen identifiziert wird. Wilser ist anderer Ansicht. Da die Frage über die Herkunft der Baiern durchaus kein notwendiges Glied in der Kette der sonstigen großzügigen Theorien Wilsers ist, und da andererseits Wilser wahrhaftig nicht zu den Leuten gehört, die mangels anderer eigener Gedankenschöpfungen sich gezwungen fühlen, irgend ein Steckenpferdchen zu reiten, so muß er wohl gewichtige Gründe haben, um nicht in die allgemeine, auf den ersten Blick so plausible Markomannenhypothese einzustimmen. Nach dem „Geographen von Ravenna" ist Baia ein Teil des weit nach Osten ausgedehnten Elblandes (Albis) oder Mauringalandes (Maurungania). Nicht nur Wilser, sondern z. B. auch Lamprecht verstehen aber unter dem Mauringalande nichts anderes als Ostelbien. Dagegen hat das Wort Bojerheim, Boiohaimum, Boioheim, Böhmen trotz sehr vieler sonstiger Lautwandlungen von den keltischen Zeiten der Urgeschichte bis auf die k. k. tschechischen der Gegenwart stets das „o" in der Stammsilbe bewahrt. Der Name der Bayern Baiowarii ist nach der Analogie von Ribowarii (ripuarische Franken) und ähnlichen Worten gebildet. Die Wurzel Bai bedeutet „glänzend", Baiowarii also „glänzende Männer". Der Name Baias dürfte also erst seinerseits vom Stamme der Baiowarii abgeleitet sein und nicht umgekehrt.

Sprachlich und ethnologisch gehören die Bayern zum herminonischen Urstamme der Germanen, zu dem auch die Schwaben und Alamannen gehören. Sie unterscheiden sich von diesen aber durch Eigentümlichkeiten, welche an den ostgermanischen, also gotisch-vandalischen erinnern. Das Urvolk der Bayern dürfte also seine Sitze zwischen Sweven und Ostgermanen gehabt haben. Nun saß in tacitäischer Zeit östlich der unteren Elbe, also wirklich zwischen Sweven und Ostgermanen, das große Volk der Lugier oder Lygier. Von diesen ist später nicht mehr die Rede. Wo sollen sie geblieben sein? Das Wahrscheinlichste ist, daß sie unter anderem Namen fortleben. Die Hypothese, daß Lugier und Baiowarii dasselbe Volk darstellen, wird dadurch noch wahrscheinlicher gemacht, daß auch die Wurzel lug (vergl. griech. λυκός, lat. lucere) glänzend bedeutet. Aehnlich wie also die Worte „Franken" und „Ribowarii" beide „freie Männer" bedeuten, so „Lugier" und „Baiowarii" beide „glänzende Männer". Baiowarii scheint also einfach ein jüngeres Synonym von Lugier zu sein.

Vom Himmel herunter können die Bayern jedenfalls nicht gefallen sein. Sie von den swevischen Markomannen abzuleiten, wie es seit Zeuß allgemeiner Brauch ist, ist aber nicht nur aus sprachlichen Gründen schwierig, sondern verbietet sich besonders deshalb, weil wir über die ferneren Schicksale der Markomannen, d. h. der im Bojerheim wohnenden Sweven recht genau orientiert sind und wissen, daß sie teils ihren Untergang in den Kämpfen der Völkerwanderungszeit gefunden haben, teils aber nach dem heutigen Portugal und dem spanischen Galizien ausgewandert sind, so daß ihre Nachkommen wahrscheinlich die Blüte der Lusiaden und die Seefahrer der Diaz- und Vasco-de-Gama-Zeit hervorgebracht haben. Bayern aber ist nie und nimmer als Schwabenland bezeichnet worden. — In der zweiten Abhandlung wird aufs neue auf die Gründe hingewiesen, die es unwahrscheinlich machen, daß

Digitized by Google

jene von keiner Seite geleugnete Verwandtschaft der altgermanischen Runen und der griechisch-orientalischen Alphabete durch Uebertragung der letzteren nach Norden entstanden sein soll. Auf die Einzelheiten des von Wilser aufgestellten uralten Runenalphabetes kann hier nicht näher eingegangen werden.

Dr. A. Koch-Hesse.

Prof. Karl Larsen, Krieg und Menschen. Psychologische Bilder aus einem modernen Kriege. Zur vierzigjährigen Gedenkfeier des Krieges von 1864 herausgegeben von Prof. von Fischer-Benzon. Kiel 1905. Lipsius & Tischer. 60 S.

Das anspruchslose Schriftchen ist der Auszug eines größeren dänischen Werkes (Under vor sidste Krig) von Prof. Larsen, welches Prof. von Fischer-Benzon auch in deutscher Sprache erscheinen lassen wird. Das größere Werk sucht auf Grund von zahlreichen Briefen und Tagebuchblättern zum ersten Male ausführlich die Gedanken der Menschen (Soldaten und Offiziere), die einen modernen Krieg führen und die ihrer Angehörigen wahrheitsgetreu zu schildern. Schon aus dem vorliegenden, wegen seiner Kürze sehr empfehlenswerten Resümee ersieht man, daß bei den dänischen Kriegern, trotzdem sie sicher zu den tapfersten der Welt gehörten, von einer eigentlichen Bravour, von einer Lust am Kriege gar keine Rede war. Das leibliche Wohl und die Sorge für die Angehörigen steht durchweg im Vordergrunde, und zwar bei allen Ständen. Auch auf seiten der Angehörigen in der Heimat überwiegt selbst in Offiziersfamilien nur ganz ausnahmsweise die Sorge für das Vaterland. Diese völkerpsychologischen Ergebnisse würden niemanden überraschen, wenn nicht seit alters her heroische Dichter stets das Gegenteil gepriesen hätten, und wenn es nicht Leute gäbe, die selbst von solchen Dichtern erwarten, die Natur zu schildern wie sie ist, statt wie sie sein sollte.

Dr. J. R. Eichmann.

G. Weulersse, Le Japon d'aujourd'hui. Verlag von A. Kolin, Paris 1904.

In dem vorliegenden Buche sucht der junge französische Gelehrte den Nachweis zu erbringen, daß von einer „japanischen Gefahr" für die europäische Industrie in absehbarer Zeit nicht die Rede sein kann. Es wäre lächerlich, dem japanischen Volke große künstlerische Begabung und kräftige, männliche Eigenschaften, wie Mut und Entschlossenheit, absprechen zu wollen; für die industrielle Arbeit hingegen ist das japanische Volk wenig veranlagt. Der Japaner haßt die Maschine, weil die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung sein ästhetisches Gefühl verletzt. Er arbeitet ohne Zweifel weitaus billiger als der europäische Arbeiter, dafür ist auch seine Leistungsfähigkeit eine weitaus geringere. Selbst der chinesische Arbeiter ist in der Industrie besser verwendbar als der japanische. Daher gibt es seit einigen Jahren auch in Japan eine „Chinesenfrage". Einige japanische Fabrikanten tragen sich mit dem Gedanken, chinesische Kulis einzuführen, was bei den japanischen Arbeitern große Erregung hervorgerufen hat. Einer der Hauptschäden, an welchen die japanische Industrie gegenwärtig noch krankt, ist die Verschwendung, welche mit der menschlichen Arbeitskraft getrieben wird. Die Handarbeit wird in Japan sehr schlecht bezahlt. Treten darum Hand- und Maschinenarbeit in Konkurrenz, so wird stets die Handarbeit bevorzugt, weil sie billiger ist. Dieses System muß aber früher oder später seine schlechten Früchte zeitigen, denn durch die Vervollkommnung der Maschine werden die Vorteile der Handarbeit täglich vermindert. Heute kann vielleicht der japanische Industrielle durch Verwendung von Handarbeitern noch gewinnen, morgen aber wird er schon die schlimmen Folgen seines Sparens an falscher Stelle zu spüren bekommen.

Weulersse kommt auf Grundlage eines reichen statistischen Materials zu dem Schlusse, daß Europa von einer billig arbeitenden Industrie überhaupt keine Gefahr droht. In den Vereinigten Staaten haben die hohen Löhne die Fabrikanten gezwungen, soviel als nur möglich zur Maschine ihre Zuflucht zu nehmen; daher ist die amerikanische Industrie auch die erste der Welt. In Japan sind die niedrigen Löhne eine Ursache momentaner Ueberlegenheit in dieser oder jener Branche, es ist aber noch sehr fraglich, ob diese Ueberlegenheit in der Zukunft wird erhalten werden können. Diese Erkenntnis ist für uns eine sehr trostreiche. Denn wenn es wahr wäre, daß im künftigen wirtschaftlichen Wettstreite unter den Nationen jene im Vorteil sind, welche über die größte Zahl unglücklicher, geknechteter Kulis verfügen, dann wäre es um die Zukunft unserer Arbeiterklasse gar schlimm

Digitized by Google

bestellt. In den letzten Jahren haben sich übrigens auch die japanischen Arbeiter, speziell jene des Nordens, die geistig auf einer ziemlich hohen Stufe stehen, organisiert. Die Löhne sind unaufhörlich im Steigen begriffen, während die Leistungsfähigkeit des Arbeiters sich natürlich nur sehr langsam erhöht. Sollte aber selbst eine künftige japanische Arbeitergeneration der europäischen gleichwertig sein, so haben wir auch dann eine japanische Gefahr nicht zu fürchten.

„Es ist eine falsche Vorstellung", schreibt Weulersse, „sich die Nationen der Zukunft als Konkurrenten vorzustellen, die bloß darauf bedacht sind, sich gegegenseitig zugrunde zu richten und die sich in der möglichst billigen Produktion der gleichen Waren zu überbieten streben. Die Ausbreitung einer einheitlichen Produktionsweise über die ganze Welt wird den spezifischen Charakter der großen nationalen Industrien nicht zerstören. An dem Weltverkehr der Zukunft wird Japan gewiß seinen Anteil haben, eine Gefahr wird es aber für niemanden bilden. Leo Fried.

Dr. J. Petzoldt, Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Leipzig und Berlin 1905. B. G. Teubner.

Der Verfasser der vorliegenden, sehr beachtenswerten Broschüre weist nach, daß auf unsern Mittelschulen die hervorragend Begabten, die geborenen Genies und Talente Schaden leiden oder doch großer Gefahr ausgesetzt sind. Ihre Kräfte werden nicht voll angespannt, infolgedessen lernen sie bummeln, von allerlei Früchten naschen, das Beste, wozu die Schule erziehen kann, wird ihnen nicht vermittelt: Fleiß, völlige Hingabe an eine Sache. Ganz davon zu schweigen, daß ihre besondere Begabung ohne die besondere Pflege bleibt, die sie verdient! Es ist eine bequeme Gedankenlosigkeit, zu sagen, der wahre Genius breche sich schon Bahn, und der Kampf dürfe ihm nicht erspart werden, er stähle seine Kräfte. Das heißt geradezu, sich auf die Seite des Unvernünftigen in der Welt, des dummen Zufalls stellen. Die Geschichte beweist das Gegenteil. Ein anderer Einwand lautet, man müsse das Genie sich selbst überlassen; es erziehen heiße, es vergewaltigen. Dagegen ist zu sagen, daß Genialität besteht aus Phantasie, tiefem, leidenschaftlichem Interesse und — Kritik, Urteilsfähigkeit. Diese ist aber nur zu erwerben auf Grund eines wohlgeordneten, gründlich durchdachten Wissens; nur dies ermöglicht Erkenntnis des Wesentlichen. Hier liegt die Hauptaufgabe der Erziehung Hochbegabter: das Genie ist vor Einseitigkeit zu bewahren durch Erweiterung seines Blickes, das Talent vor Oberflächlichkeit durch Vertiefung seines Erkennens.

Hier ist uns also eine wichtige pädagogische Aufgabe gestellt; ja, eine soziale, nationale, politische, kulturelle im weitesten Sinne. Handelt es sich doch um nichts Geringeres als darum, eine künstliche Auslese der besten Geister, die ein Volk hervorbringt, herzustellen, eine Bürgschaft zu gewinnen, daß das Beste, was ein Volk erzeugt, nicht verloren geht. Darum schlägt der Verfasser vor, Sonderschulen für hervorragend Begabte einzurichten. Der Verfasser meint, die natürlichsten Orte für diese Schulen seien die großen Städte; hier könne man leicht aus allen Schulen die tüchtigsten Schüler aussuchen und zu einer Eliteschule vereinigen, die etwa von Untertertia an in kleinen Klassen durch pädagogisch besonders tüchtige Lehrer ihren Zöglingen das normale Schulpensum in viel kürzerer Zeit zu eigen machte, so daß etwa in Untersekunda schon das Pensum unserer gegenwärtigen Prima erledigt wäre; so wäre dann die Zeit vom vollendeten 15. bis 18. Lebensjahre für Studien frei, die heute erst auf der Hochschule betrieben würden. Ob man den Lehrgang der Oberrealschule, des Realgymnasiums oder des Gymnasiums wählen wolle, sei relativ gleichgültig, der Hauptzweck der Sonderschule, Erziehung zu gründlicher Arbeit, könne durch jedes der bestehenden Systeme erreicht werden. Auch eine finanzielle Möglichkeit der Gründung solcher Schulen rechnet der Verfasser heraus.

Uns scheint, der Gedanke der Sonderschulen für hervorragend Befähigte kann nicht ernst genug genommen werden; darin tut der Verfasser wohl noch gar nicht genug. Denn was kommt bei dem von ihm vorgeschlagenen System heraus? Vielleicht Erziehung zum Fleiße; aber schon das gewiß nicht, wenn irgend eines der bestehenden Schulsysteme zugrunde gelegt werden soll. Nicht nur, daß ihm quantitativ zu wenig, sondern auch, daß ihm qualitativ Wertloses oder ihm Heterogenes angeboten wird, stößt ja den Begabten ab. Und so wird man nichts gewonnen haben als Zeit; d. h. die Begabung der jungen Talente und Genies wird dazu benutzt, sie einige Jahre lang zu pressen, um ihnen dann drei Jahre der Freiheit zu verschaffen. Dem ist entgegenzuhalten 1. daß jedes Jahr der Jugendzeit sein eigenes

Digitized by Google

Recht hat und nicht einfach dem Moloch Zukunft geopfert werden soll, 2. daß nun die Verlegenheit erst anfängt: womit jene drei übrigen Jahre ausfüllen? wenn sie nicht rein privater, individueller Förderung gewidmet sein sollen (was gleichbedeutend wäre mit der Auflösung der Schule), so muß für sie ein neuer Lehrplan ausgearbeitet werden. Wenn aber für sie, so auch für die vorhergehenden Jahre, die sich doch auf die späteren beziehen, ihnen vorarbeiten müssen. Kurz, man wird nicht umhin können, ein ganz neues Schulsystem auszuarbeiten, eines, das ein Niederschlag, eine Objektivierung unserer heutigen Kultur ist, oder vielmehr, in dem sich (zum ersten Male!) das verkörpert, was in unserer Zivilisation, unserm Können, Wissen, Streben, Genießen bereits Kultur ist. Diese Schulen müssen ein Bild der Zukunft unseres Volkes sein; sie müssen uns ein Leben und eine Bildung zeigen, wie wir sie selbst noch nicht besitzen. Und das können sie, wenn man sie doch noch anderen Lehrern oder Leitern anvertraut als solchen, von denen der Verfasser redet. Ist nicht der beste Pädagoge der, der nicht nur, nicht eigentlich Pädagoge ist? der auch noch etwas anderes kann als erziehen? ja, der erziehen nur kann, weil er noch etwas anderes kann? Nicht Pädagogen, nicht Schulmeistern vertraue man die Meisterschule an, sondern Meistern! Forscher, Künstler, Dichter, Denker seien hier die Lehrer.

Handelt es sich aber im Ernste darum, eine ganze Kultur den Zöglingen zu vermitteln und, was richtiger ist, Sinn dafür, was Kultur ist, so muß man störende Einflüsse hier energisch ausschalten. Eine solche Schule ist also nur als Internat möglich. Und natürlich am allerwenigsten in einer großen Stadt; vielmehr unbedingt auf dem Lande, wenn auch so, daß eine Stadt, die wichtige Güter für die Bildung zu bieten hat (Konzerte, Museen u. dergl.), leicht erreichbar ist. Wie eine solche Schule zu organisieren ist, darüber wird man positiv und negativ von den „Landerziehungsheimen“ viel lernen können. Nur sie eignen sich zu einer Weiterentwicklung im Sinne der Eliteschule. Dr. G. Wyneken.

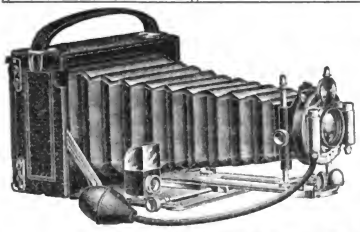
Marie Raschke, Dr. jur., Die Vernichtung des keimenden Lebens. (§ 218 R.-St.-G.-B.) Verlag der Frauen-Rundschau, Schwinger & Co., Berlin SW.

Vorliegende Schrift, die zu einer Läuterung und Reform gewisser strafrechtlicher Begriffe beitragen will, wendet sich gegen die doppelte Moral der Geschlechter mit ihrer einseitigen Bevorzugung des Mannes, welche mit einer Demütigung des Weibes untrennbar verknüpft ist. Mit der nachgewiesenen Abnahme der Kindesmorde infolge vorbeugender sozialer Bestrebungen ist eine Zunahme der Verbrechen gegen das keimende Leben Hand in Hand gegangen. Das Auskunftsmittel der Abtreibung ist indessen nicht minder verwerflich als der Kindesmord, da — wie wir jetzt wissen — das Leben der Frucht bereits im Moment der Empfängnis beginnt. Das mangelnde Gewissen beim Manne in der Erzeugung unehelicher Kinder, die fehlende Selbstbeherrschung beider Eltern unter ungünstigen materiellen Verhältnissen, die in höheren Ständen einreißende gesellschaftliche Vergnügungs- und Repräsentationssucht tragen die Hauptschuld an diesen unnatürlichen Manipulationen. Auch die soziale Aechtung der illegitimen Kinder, ihr erschwertes Fort- und Hinaufkommen treiben manche Mutter zu dem grausamen Auskunftsmittel, und es ist Pflicht aller Denkenden, den genannten auslösenden Ursachen kräftig entgegen zu wirken.

Erlaubt sollte ein so schwerer Eingriff, wie die Abtreibung, nur dort sein, wo der Gesundheitszustand der Mutter eine Austragung der Frucht nicht rätlich erscheinen läßt. Der Staat hat ein Interesse an der Erzeugung kräftigen Nachwuchses. Wer die Ehe eingeht, soll sich bewußt sein, daß die Kindererzeugung ihr natürlichster Zweck ist. Der § 218 bedeutet nicht nur für das Kind, sondern auch für das Leben der Mutter einen Schutz. Er sollte daher nur insofern eine Einschränkung erfahren, als die auf die Abtreibung gesetzten Strafen — in Anbetracht der oft vorliegenden Notlage — durchweg zu hoch sind („— Zuchthaus bis zu fünf Jahren“, falls nicht mildernde Umstände vorliegen). Fiele die Strafandrohung jedoch ganz weg, „so würde die Unmäßigkeit noch weiter getrieben werden“, — und zwar „auf Kosten des weiblichen Geschlechtes und mit ihm auf Kosten des Menschengeschlechts“. Dr. G. Lomer.

Verantwortlicher Redakteur: I. V. Dr. A. Koch-Hesse. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google



Klapp-Camera „Monarch"

für Platten 9×12 cm mit doppeltem Bodenauszug.

Für Aufnahmen von entferntem Standpunkt aus ist die Vorderlinse abschraubbar und erzielt man mit der Hinterlinse allein doppelt grosse Figuren.

Eine wirkliche Taschen-Camera bei universeller Verwendbarkeit.

Preis mit Rapid-Aplanat F:8 Mk. 95,—.

C. F. Kindermann & Co., Berlin SW. 47.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Eine Fundgrube des Wissens und der Bildung.	Die bedeutendsten Frauen und Männer aller Stände. *16000 Biographien.*	Ein unentbehrliches Kleinod für jedes deutsche Haus.
Vergessen Sie nicht! „Das Riesenwerk vereinigt die Vorzüge der fachmännischen Gelehrten-, Schriftsteller-, Künstlerlexika, über deren Raum es weit hinausgeht, mit denen eines staatswissenschaftlichen Handbuchs und Enzyklopädie." Voss. Zeitung.	Unsere Zeitgenossen. **Wer ist's?** Zeitgenossenbücher. Ein biographisches Lehr- und Nachschlagebuch.	*Ein gewaltiger Fortschritt.* „Ein Monument nationaler Grösse und Bedeutung!" Internat. Literatur- und Musikberichte. *Zweiter, wesentlich vermehrter und verbesserter Jahrgang 1906.*
Vornehm geb. Mk. 9,50.	Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig.	Besprechungshefte, Prospekte gern zur Verfügung.

Digitized by Google

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstr. 12

Ein

Pangermanisches Deutschland

Versuche über die Konsequenzen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Rassenbetrachtung für unsere politischen und religiösen Probleme

Von

Josef Ludwig Reimer

Umfang ca. 25 Bogen. — Preis brosch. Mk. 6,—, gebunden Mk. 8,—

Demnächst erscheint:

Die Gouvernante.

Roman von **Fanny Hübener.**

Preis brosch. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Dieses Werk behandelt die Frauenfrage, soweit dieselbe für die gebildete Frau in unserer Zeit brennend geworden ist. Die Abhandlung ist so lebendig und frisch geschrieben, dass das Buch den Leser in jeder Weise zufrieden stellen wird.

Neu! Demnächst erscheint: **Neu!**

Ein neues System der Wissenschaften

Mit besonderer Berücksichtigung der Geschichtswissenschaften.
Mit 8 Tafeln zur Veranschaulichung.

Von

Dr. phil. Alexander Koch-Hesse.

Preis geh. ca. Mk. 3,50.

Politische Anthropologie

Eine Untersuchung über den Einfluss der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker

Brosch. 6 Mark — Von Dr. med. et phil. **Ludwig Woltmann** — Gebunden 7 Mark

Einbanddecken

für die Politisch-anthropologische Revue

IV. Jahrgang Preis Mk. 1,—.

Gegen Einsendung von Mk. 1,20 oder unter Nachnahme von Mk. 1,40 erfolgt franko Zusendung. — Für das Ausland beträgt der Preis inkl. Porto Mk. 1,35, per Nachnahme Mk. 1,55.

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstraße 12.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 3. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Untersuchungen über die körperliche Entartung des britischen Volkes.

Hans Fehlinger.

1. Einleitung.

Dem Problem der körperlichen Entartung des Volkes ist in Großbritannien und Irland erst in der jüngsten Zeit eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden. General Sir Frederick Maurice hat in seinen Schriften auf die Tatsache verwiesen, daß unter den jungen Männern im Vereinigten Königreiche, namentlich in den Städten, die Anzahl der zum Militärdienst Untauglichen eine erstaunlich große ist. Ein Memorandum des Generaldirektors des ärztlichen Dienstes der Armee, Sir Wm. Taylor, bestätigte diese Aeußerungen im wesentlichen. Auf die unleidlichen Verhältnisse, in denen weite Volkskreise, die unteren Arbeitsschichten, leben, haben B. S. Rowntree (in seinem Buch „Poverty") und Charles Booth (in dem mehrbändigen Werke „Life and Labour of the People") aufmerksam gemacht. Die Aufdeckung von Zuständen, welche die Zukunft Großbritanniens bedrohen, hat die Regierung zur Durchführung einer amtlichen Erhebung veranlaßt, um damit festzustellen, ob und wie weit die geäußerten Befürchtungen gerechtfertigt erscheinen.

Die praktische Ausführung der Erhebungen wurde einer Kommission von Vertretern der verschiedenen Ministerien übertragen, die an 26 Tagen Sitzungen hielt und 68 Zeugen aus dem Kreise der Aerzte, Volkswirte, Pädagogen, sowie der öffentlichen Verwaltungsbeamten usw. vernahm. Die Mitglieder der Kommission waren: A. W. Fitz Roy, Oberst G. M. Fox, J. G. Legge, H. M. Lindsell, Oberst G. T. Onslow, John Struthers und Dr. J. F. W. Tatham.

Die Ergebnisse der Untersuchungen wurden im vorigen Jahre dem Parlament unterbreitet und der Oeffentlichkeit zugängig gemacht; sie umfassen einen Bericht von drei Bänden[1]). Die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigt es, daß diese Ergebnisse im folgenden ausführlich besprochen werden.

[1]) Bd. 1: Report of the Inter-Departmental Committee on Physical Deterioration. — Bd. 2: Minutes of Evidence taken before the Inter-Departmental Committee on Physical Deterioration. — Bd. 3: Appendices to the Report etc. — London 1904. Eyre & Spottiswoode.

Digitized by Google

2. Der Umfang der Entartung.

Die Aufgabe der Entartungskommission war eine schwierige, weil es an zuverlässigem Material mangelt, auf Grund dessen die Möglichkeit gegeben wäre, den Umfang der Entartung oder ihr Fortschreiten innerhalb eines gewissen Zeitabschnittes zweifelsfrei festzustellen. Es kamen die statistischen Rekorde der Rekrutierungsbehörden und die von Privaten von Zeit zu Zeit gesammelten anthropometrischen Daten in Betracht, ferner die Beobachtungen von Schulmännern über die Entwicklung der Kinder und die Erfahrungen der Fabriks- und Sanitätsbehörden. Die umfassendste anthropometrische Aufnahme war jene der British Association for the Advancement of Science, die von 1878 bis 1883 durchgeführt wurde; sie erstreckte sich auf 53 000 Personen. Doch fehlt entsprechendes vergleichbares Material aus späteren Jahren. Die Daten der Rekrutierungsstatistik sind wohl noch umfangreicher, aber ihr Wert darf nicht überschätzt werden. Nach der Meinung des Präsidenten des anthropologischen Instituts, Prof. Dr. J. Cunningham[1]), bietet die Rekrutierungsstatistik die am wenigsten verläßlichen Anhaltspunkte für die Beurteilung einer fortschreitenden Entartung in Großbritannien, „weil die Klassen, aus welchen die Rekruten bezogen werden, nicht immer dieselben sind. Bei guter wirtschaftlicher Konjunktur ist es das unterste Stratum des Volkes, aus dem die Armee ihren Mannschaftsbedarf erhält; wenn jedoch der Geschäftsgang schlecht ist, so ist eine bessere Klasse von Rekruten zu haben. Folglich betrifft die Rekrutierungsstatistik nicht ein gleichartiges Bevölkerungselement". Im Durchschnitt der zehn Jahre 1893 bis 1902 wurden von den Personen, die sich zum Militärdienst meldeten und die auf ihre Tauglichkeit ärztlich untersucht wurden, 34,6 pCt. zurückgewiesen und weitere 3 pCt. vor Ablauf des zweiten Dienstjahres entlassen, weil sie sich nicht als brauchbare Soldaten erwiesen. Dabei ist zu beachten, daß die unteren Rekrutierungsbeamten viele Leute, die ihnen untauglich scheinen, sofort zurückweisen, ohne sie zur ärztlichen Untersuchung gelangen zu lassen; ihre Zahl wird nicht registriert. Von den ungelernten Arbeitern wird ein größerer Prozentsatz abgewiesen als von den gelernten Arbeitern und den Angehörigen der freien Berufe. General Sir Frederick Maurice gibt das Verhältnis der Untauglichen mit 60 von 100 Anmeldungen an, Dr. W. Taylor sagt, die Proportion der Untauglichen schwanke zwischen 40 bis 60 pCt.; er warnt ebenfalls davor, aus der Statistik der Rekrutierungen allein auf eine progressive Entartung des Volkes zu schließen[2]).

Die körperliche Entartung gewisser Schichten der Bevölkerung Großbritanniens und Irlands ist jedoch nicht zu leugnen; das geht aus dem Bericht ganz klar hervor. Ebenso wichtig ist die andere Tatsache, die festgestellt wurde: daß Anzeichen einer allgemeinen und fortschreitenden Entartung der Bewohner der britischen Inseln nicht vorhanden sind. — Die Verhältnisse, in welchen das Volk lebt, haben sich im neunzehnten Jahrhundert so sehr geändert, daß eine Rückwirkung auf den physischen Charakter desselben nicht wunder-

[1]) Minutes of Evidence. Abs. 2188.
[2]) Report of the Inter-Departmental Committe etc., Anhang I.

Digitized by Google

nehmen darf. „Wir haben eine obere Klasse", bemerkte Dr. A. Eichholz vor der Kommission[1]), „welcher unsere Einrichtungen jede Möglichkeit der geistigen und körperlichen Hebung bieten. Diese Bevölkerung wird wahrscheinlich (in bezug auf körperliche Entwicklung) von der keines anderen Landes übertroffen. Am anderen Ende der Reihe finden wir die Masse der Slum-Bevölkerung[2]), unterernährt, arm, unwissend, in elenden Wohnungen und nur zum geringsten Teil von unseren Einrichtungen zur Ausbildung begünstigt; das sind die Degenerierten, welchen die gegenwärtige Erhebung gilt. Zwischen diesen zweien ist die dritte und größte Schicht, die gewerbliche Arbeiterbevölkerung, die ihr Brot regelmäßig verdient. Die Anhäufung der Slum-Bevölkerung ist die Schuld, daß die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf ihren physischen Zustand gelenkt wurde." Dieselbe Ueberzeugung sprachen die meisten Persönlichkeiten aus, die über eine weitreichende Kenntnis der sozialen Verhältnisse Großbritanniens verfügen.

Das „unterste Stratum" umfaßt aber keinen kleinen Teil der Bevölkerung. Charles Booth schätzt das sogenannte Lumpenproletariat auf 1,25 pCt. der Einwohner Londons, die Gelegenheitsarbeiter auf 11,25 pCt. Dazu kommen noch die Arbeiter, welche wohl einer bestimmten Beschäftigung nachgehen, aber nicht genug verdienen können oder wollen, um gegen Not und Elend halbwegs geschützt zu sein. Man wird nicht weit fehlgehen in der Annahme, daß die Elemente, welche die unterste Gesellschaftsschicht zusammensetzen, 20 bis 25 pCt. der Bevölkerung der Industriestädte bilden. Freilich ist nichts weiter als eine Schätzung möglich.

Wohl zu unterscheiden ist zwischen physischer Herabgekommenheit und erblicher Entartung. Die meisten von der Entartungskommission vernommenen Zeugen waren der Ansicht, es sei selbst in der niedersten sozialen Schicht in der Regel nur Herabgekommenheit, die angetroffen wird. Prof. Cunningham äußerte sich folgendermaßen[3]): „Ungeachtet der markanten Variationen in der körperlichen Erscheinung der verschiedenen Klassen des britischen Volkes glauben die Anthropologen mit gutem Grunde, es bestehe ein mittlerer physischer Standard, welcher die Erbschaft des Volkes im ganzen ist, und wie sehr auch einzelne Teile desselben davon abweichen mögen, so geht doch die Tendenz der Rasse dahin, diesen mittleren Standard zu erhalten. Die inferioren körperlichen Charaktere, welche eine Folge der Armut und nicht des Lasters sind, die während der Lebensdauer des Individuums erworben wurden, sind nicht von einer Generation auf die andere übertragbar. Um bei diesen Klassen den Standard der Körpergestalt wieder herzustellen, ist nichts erforderlich, als ihre Lebensverhältnisse zu bessern, und in einer oder zwei Generationen ist das Verlorene wieder gewonnen."

Dr. Eichholz meint[4]), daß wir wohl überall „körperlichen Defekten begegnen, welche die Folge von Vernachlässigung, Armut und Unwissen-

[1]) Minutes of Evidence, Abs. 429.

[2]) „Slums" sind die Elendsviertel englischer und amerikanischer Großstädte; in den kontinentalen Ländern Europas findet man sie nicht in ähnlicher Weise ausgebildet.

[3]) Minutes of Evidence, Abs. 2210 und Report of Papers and Discussion at the Cambridge Meeting of the British Association, 1904, on the Alleged Physical Deterioration of the People. London 1905. Anthr. Institute.

[4]) Minutes of Evidence, Abs. 435.

Digitized by Google

heit sind, aber zufriedenstellende Anhaltspunkte, um zu behaupten, es existiere eine fortschreitende Entartung, die eine Generation mehr betrifft als die andere, sind nicht vorhanden". . . . . „In jedem Falle, wo man fortschreitende physische Entartung feststellte, ist nachgewiesen worden, daß die besser befähigte Bevölkerung auswanderte oder eine minder taugliche von irgendwo zuströmte." Es wurde leider den Wirkungen der Migration seitens der Entartungskommission viel zu wenig Beachtung geschenkt.

Der Umstand, daß die Elimination der Untauglichen in der jüngsten Zeit weniger vollständig ist als früher, wurde mehrfach hervorgehoben. Man unterschätzt aber fast allgemein die Folgen, welche sich hieraus für die Gesundheit der Rasse ergeben.

3. Die Entvölkerung der ländlichen Gebiete und die Industrialisierung Großbritanniens.

Vor einem halben Jahrhundert kam von der Bevölkerung Englands und Wales' auf jeden Bewohner ländlicher Gebiete ein Stadtbewohner, gegenwärtig kommen jedoch drei Personen in Städten auf einen ländlichen Einwohner. Aus dieser Veränderung ergeben sich manche mit der physischen Entartung in Zusammenhang stehende Erscheinungen. Es wird kaum von irgend einer Seite bestritten, daß besonders die kräftigen und willensstarken Elemente an der Wanderung zur Stadt am meisten beteiligt sind, während die inferioren Typen zurückbleiben und ihnen die Fortpflanzung der ländlichen Bevölkerung obliegt. Das Uebel wird oft noch verstärkt durch eine umgekehrte Wanderung der Schwächlinge, die von der Stadt nach dem Lande erfolgt[1]).

Die Wirkung bestimmter Einflüsse des Stadtlebens auf die schwächeren Mitglieder der Gemeinschaft, die selektorische Tendenz gewisser Beschäftigungsarten, schaffen eine Nachfrage nach Menschen von größerer physischer Kraft, als man sie vielfach unter der in Städten aufgewachsenen Bevölkerung findet, wodurch beständig die Tauglichen den ländlichen Gebieten entzogen werden. H. J. Wilson, Fabrikinspektor in Newcastle-on-Tyne, bezeugte vor der Kommission, daß die große Mehrheit der Hochofenarbeiter, der Arbeiter in Schmelz- und Walzwerken, der Zementarbeiter usw. auf dem Lande geboren und dort bei Farmarbeit aufgewachsen sind. Wie Mr. Fosbroke, Sanitätsbeamter des Grafschaftsrates von Worcestershire, hervorhob, ist daher die Körperbeschaffenheit der Landbevölkerung, trotz besserer Ernährung und besserer Wohnweise eine schlechtere geworden, weil die besten Typen abwandern. Leistungen, die ein Mann vor 30 Jahren mit Leichtigkeit auszuführen vermochte, können nun nur selten verlangt werden. Die Trunksucht und die besonders gefährlichen Krankheiten nehmen dabei ab[2]). Doch ist der körperliche Niedergang, wie Fosbroke zugeben mußte, kein allgemeiner; es bestehen in Worcester keine Schwierigkeiten, den erforderlichen physischen Standard der Polizeimannschaft, des Postpersonals usw. zu erhalten.

Es ist für Großbritannien zur Notwendigkeit geworden, aufs neue für das Aufkommen einer kräftigen Landbevölkerung zu sorgen.

[1]) Report, S. 34.
[2]) Minutes of Evidence, Abs. 1934 u. 6539—43.

Digitized by Google

Agrarische Reformen sind unerläßlich, um dieses Ziel zu erreichen. Einige private Unternehmungen streben dahin, durch Bessergestaltung der ökonomischen Verhältnisse auf dem Lande den Zug nach der Stadt aufzuhalten und die Migration nach dem Lande anzueifern. Hier sei nur auf die Garden City Association hingewiesen. Doch sind die Erfolge bisher noch ganz gering gewesen. — Auf keinen Fall aber darf das Land zum „Asyl der Städte" werden, dem man nur die zurückgibt, welche im Kampf ums Dasein unterlagen: Kranke und Paupers.

Die irische Auswanderung verdient eine besondere Betrachtung. Die Zeugen aus diesem Lande betonen mit Nachdruck, daß die Emigration einen unheilvollen Einfluß auf den physischen Charakter des Volkes habe, weil hier das Zurückbleiben der Schwachen und die Fortpflanzung der Rasse durch sie mehr wie sonstwo auffällt. Ein starker Strom der Auswanderung begann — sagte der Bischof von Roß, Dr. Kelly — zur Zeit der Hungersnot; „aber damals erfolgte die Auswanderung in ganzen Familien .... Man merkte noch keinen Effekt auf den körperlichen Zustand der Zurückgebliebenen. Seit einer Reihe von Jahren sind es jedoch nur die Starken und Kräftigen, die gehen, die Alten und die Schwächlinge bleiben in Irland. Die gegenwärtige Auswanderung ist wohl geringer an Umfang, aber sie hat einen ungünstigen und entartenden Einfluß auf die Bevölkerung im Lande"[1]).

* * *

Das Stadtleben hat in sanitärer Beziehung, hinsichtlich der Ernährung wie der allgemeinen Lebensführung, manches für sich. Dadurch wird aber der schädigende Einfluß anderer Faktoren nicht aufgehoben. Es sei zuerst auf einen Vortrag verwiesen, den Dr. F. C. Shrubsall im Jahre 1904 auf der Versammlung der British Association for the Advancement of Science hielt[2]). — Dr. Shrubsall gelangte an der Hand seiner Untersuchungen in Londoner Spitälern zu den folgenden Schlüssen: Das Stadtleben scheint eine dunkelhaarige Bevölkerung zu begünstigen und einer hellhaarigen weniger zuträglich zu sein. Die dunkelhaarigen Personen nehmen in den Städten zu. Unter den Kranken, besonders unter den kranken Kindern, ist die Proportion der Blonden größer, als unter der gesamten Einwohnerschaft der Stadt London[3]). Die Krankheiten, von welchen der dunkle Typus mehr leidet, haben erst im späteren Lebensalter eine große Sterblichkeit im Gefolge, nachdem die meisten Individuen bereits zur Fortpflanzung gelangten[4]). Das führt zur Aenderung der Qualitäten der Bevölkerung, es bewirkt das stärkere Hervortreten der Charaktere, welche auf die dunkler pigmentierten Vorfahren des englischen Volkes zurückzuführen sind, zuungunsten jener Eigenschaften, die es von den angelsächsischen Vorfahren ererbte. Der frühere Premierminister Balfour sagte auf der erwähnten Versammlung, es ist nicht zu

[1]) Minutes of Evidence, Abs. 1127.

[2]) Report of Papers and Discussion at the Cambridge Meeting etc. London 1905; ferner ist zu vergl.: Shrubsall, „Physical Characters and Morbid Proclivities", in St. Bartholomews Hospital Reports, Band 39, S. 63—126.

[3]) Unter den Kindern ist aber die Proportion der Blonden stets viel größer als unter der gesamten Einwohnerschaft. (Anm. d. Red.)

[4]) Zu vergl. Naturw. Wochenschr., No. 40, 1905.

Digitized by Google

bezweifeln, daß dieser Wechsel, wenn er tatsächlich sich vollzieht, von großer Wichtigkeit für die Zukunft des britischen Volkes ist. Es wäre im höchsten Maße erwünscht, wenn Beobachtungen, wie sie Dr. Shrubsall ausführte, in größerem Umfange angestellt würden, um mit Bestimmtheit festzustellen, ob der Prozeß der Rassensubstitution eine Folge des selektorischen Einflusses der Krankheiten oder der Auswanderung ist.

* * *

Die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse in den Städten haben sich im Lauf der letzten Jahrzehnte erheblich gebessert; Belege hierfür bieten die Berichte des Registrar-General. Die Sterblichkeit in den Städten ist nun geringer als sie auf dem Lande vor fünfzig Jahren war. Von der Entartungskommission vernommene Zeugen äußerten sich dahin, daß selbst in den allerelendesten Vierteln der Städte eine Besserung der Lebens- und Gesundheitsverhältnisse eintrat. Rev. W. E. E. Rees aus Salford[1]) legt der Verringerung der Sterblichkeitsrate keine Bedeutung für die Beurteilung der Entartung bei und nimmt sie bloß als einen Ausdruck der häufigeren Erhaltung Untauglicher an. General Sir F. Maurice verwies hingegen auf einen Vortrag, den Dr. C. Albutt, Professor der Hygiene zu Cambridge, gelegentlich des Sanitätskongresses in Bradford hielt[2]). Dr. Albutt befaßte sich mit der Frage, ob der Prozeß, durch welchen die medizinische Wissenschaft das Leben zu schonen und namentlich das Leben der Ungeeigneten zu verlängern sucht, eine Ursache der Entartung sei, wobei er zur Verneinung dieser Frage kam. Er behauptet, daß als Faktoren der Auslese, welche auf die Erhaltung der Geeignetsten wirken, die Krankheiten am allerwenigsten in Betracht kämen, weil bei allgemein ungünstigen Gesundheitsverhältnissen auch der den Ueberlebenden — den Kräftigeren — zugefügte Schaden sehr groß ist, so daß alle Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheiten die Verbesserung der Rasse im Gefolge haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verbesserung der Lebensverhältnisse, gleichzeitig mit der Eindämmung der verheerenden Volkskrankheiten, die Widerstandskraft Vieler gesteigert hat. Soweit es sich aber um Kranke handelt, deren Schonung zur progressiven erblichen Entartung führen muß, darf das Wohl kommender Generationen nicht unberücksichtigt bleiben, dürfen humanitäre Gesichtspunkte allein nicht den Ausschlag geben.

Es ist noch auf die Folgen aufmerksam zu machen, die sich aus der dichten Wohnweise in den Städten, der Verunreinigung der Atmosphäre und aus den Arbeitsbedingungen ergeben. Diese Zustände haben in mancher Hinsicht zur Verschlechterung des physischen Typus der Bevölkerung beigetragen. — Das Uebel des zu dichten Wohnens ist in England nicht neu; schon aus dem Jahre 1598 liegt eine darauf bezügliche Urkunde vor; es hat sich jedoch im Laufe der Zeit verschärft und ist, wie Charles Booth in seinem „Life and Labour of the People" bemerkt, „zu einer hervorragenden Ursache der Degeneration"

[1]) Minutes of Evidence, Abs. 4240.
[2]) Loc. cit., Abs. 292 u. ff.

Digitized by Google

geworden. Nicht entsprechende Wohnungen „fördern die Trunksucht und das Laster". In den einräumigen Mietwohnungen sind Personen „der niedrigsten Typen zusammengedrängt", die „jeder Art Erniedrigung verfallen, die cynisch indifferent gegen die lasterhafte Umgebung und die Befleckung der Jugend" sind, die in einer solchen Hölle aufwächst. — Die Sterblichkeit in den einräumigen Mietwohnungen von Glasgow ist nahezu doppelt so groß als in der ganzen Stadt, jene an Lungenschwindsucht betrug in einräumigen Wohnungen 2,4 per 1000, in zweiräumigen 1,8, in anderen Wohnungen 0,7. Die Widerstandskraft gegen Krankheiten ist z. B. in dem dicht bevölkerten Southwark (Süd-London) viel geringer als in Hampstead (Nord-London), wo menschenwürdige Wohnverhältnisse herrschen. Die voraussichtliche Lebensdauer bei der Geburt beträgt in diesen Distrikten 36,5 und 50,8 Jahre, nach dem fünften Lebensjahre 48,7 und 57,4 Jahre[1]). In sieben Distrikten Londons, in welchen die Wohndichtigkeit steigt, nimmt die Kindersterblichkeit ebenfalls zu. Die Kommission gelangte zu dem Schluß, es sei angesichts solcher Umstände erforderlich, „auf eine Klasse drastisch einzuwirken, die, ob mit Absicht oder unter dem Zwang der Notwendigkeit, machtlos erscheint, sich aus Zuständen zu befreien, die eine Gefahr für die Gemeinschaft bilden"[2]). — Das Eingreifen der Gesetzgebung ist hier ebenso unerläßlich, wie hinsichtlich der Verhütung der Verunreinigung der Atmosphäre durch industrielle Anlagen. Balfour[3]) verwies auf die ärmliche Lebensweise und die Entbehrungen der gewerblichen Arbeiterklasse, wie er sie in seiner Jugend, als die Industrialisierung noch weniger vorgeschritten war, in der Gegend, aus der er stammt, beobachten konnte; und doch brachte damals diese Gegend, die Niederungen im Süden des Firth of Forth, einen hochgewachsenen und kräftigen Menschenschlag hervor („produced the largest specimen of the English race"). Er glaubt deshalb, die Frische der Luft sei eine Grundbedingung für die normale Entwicklung der Rasse. Rev. Rees und T. O. Horsfall sprachen sich dahin aus, daß die „Entziehung des Sonnenlichtes und die Herabminderung der belebenden Eigenschaften der Luft" infolge der gegenwärtigen industriellen Methode für die körperliche Ausbildung der Rasse von großem Nachteil sind. Die Verwüstung der Natur hat deprimierend auf das Gemüt der jetzigen Generation gewirkt. Die Mittel, um gegen derlei Uebel anzukämpfen, werden in dem Bericht der Kommission ausführlich dargelegt.

Die Arbeitsverhältnisse der gewerblichen Bevölkerung sind oftmals solche, daß sie die Entwicklung selbst gut veranlagter junger Personen hindern, trotzdem der Arbeiterschutz in mancher Hinsicht ausgebaut wurde. Besonders die jungen Mädchen in den Fabriken, die Mütter des kommenden Geschlechts, werden in erschreckender Weise zugrunde gerichtet. Unfälle, gewerbliche Vergiftungen, exzessive Staubentwicklung usw. führen zur Vernichtung der körperlich bestveranlagten Menschen. Die Sozialgesetzgebung hat auf allen möglichen Gebieten eingegriffen, aber — sagt Balfour — „große Fragen, die

[1]) Appendix XIII: Murphy, Vital Stat. of London.
[2]) Report, S. 17.
[3]) Report of Papers and Discussion etc., S. 27.

Digitized by Google

nicht bloß das Wohl einer Generation betreffen, sondern die tatsächliche Qualität der Rasse, hat sie kaum berührt". Man muß sich nur wundern, warum Balfour, wenn er eine solche Ueberzeugung kund gibt, nicht selbst daran ging, große Reformen einzuleiten, da er doch seit Jahren an der Spitze der Regierung stand.

Einige Zeugen[1]) sagten vor der Entartungskommission aus, daß sich in allerjüngster Zeit die Bedingungen, unter welchen die Fabrikarbeit vor sich geht, weniger ungünstig gestalten. Namentlich von dem neuen Fabriksgesetz (1901) und der fortschreitenden Verschärfung seiner Bestimmungen wird Gutes erwartet. Dr. Young wünschte die Ausdehnung der ärztlichen Untersuchung der Fabrikarbeiter auf jene, die das 16. Lebensjahr überschritten, ebenso, daß die Anzeige aller Fälle von Tuberkulose in Fabriken stattfinden soll. — Die Ernährung der Arbeiterbevölkerung ist häufig qualitativ unzureichend, wenn sie auch quantitativ entsprechend scheint; hierdurch wird in vielen Fällen das normale Körperwachstum gehemmt.

4. Der Rückgang der Geburtenhäufigkeit in einzelnen Gesellschaftsschichten.

Der Rückgang der Häufigkeit der Geburten ist allen Völkern des westlichen Europa gemein; nur das Maß des Rückganges ist in den einzelnen Ländern verschieden. Die Ursachen dieser Erscheinung sind in Großbritannien vornehmlich das späte Heiratsalter und die Abnahme der unehelichen Geburten; „beide Umstände sind geeignet, vielmehr zur Verbesserung als zur Entartung der Rasse zu führen"[2]). In bezug auf die abnehmende Geburtenfrequenz der Begabteren äußert jedoch der hervorragende englische Gelehrte, Prof. Dr. Karl Pearson, eine viel weniger beruhigende Meinung[3]); er verweist auf Erscheinungen, deren tatsächliche Existenz im Lauf der Zeit den physischen und psychischen Charakter des Volkes ungünstig beeinflussen müßte. Pearson sagt: „Ohne leidenschaftliche Erregung ausblickend, fürchte ich, daß ein Mangel an höchstbegabten Führern besteht, sowohl in der Wissenschaft, der Kunst, dem Gewerbe und sogar in der Politik. Ich sehe einen Mangel an Intelligenz beim britischen Kaufmann, beim britischen Gelehrten und beim britischen Arbeiter. Ich denke, wir haben gerade jetzt zu wenig besser Begabte, um uns zu führen, und zu wenig mäßig Begabte, die erfolgreich zu führen wären. Die einzige Erklärung, die wir uns hierfür geben können, ist, daß wir als Nation aufhören, Intelligenz zu züchten, was wir vor fünfzig oder hundert Jahren taten. Der geistig bessere Stamm der Nation reproduziert sich nicht in demselben Maße wie von altersher; die weniger Fähigen und die weniger Energischen sind fruchtbarer als der bessere Schlag. Die einzige Abhülfe, wenn überhaupt eine möglich, ist, die relative Fertilität der guten und schlechten Elemente der Gemeinschaft zu ändern. Laßt uns einen Zensus der

[1]) Minutes of Evidence, Abs. 2076—2091 (Dr. Young), 1466—1468 und 1580—1584 (Miß Anderson).
[2]) Report, S. 38.
[3]) Journal of the Anthr. Institute, vol. XXXIII; The Huxley Lecture for 1903. London 1904.

Digitized by Google

Größe der Familien der intellektuellen Klassen durchführen und in Vergleich mit der Größe der Familien derselben Klassen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bringen. Dann wird man finden, dessen bin ich sicher, daß die intellektuellen Klassen nun kaum ihre eigene Zahl reproduzieren und weit davon entfernt sind, mit dem Gesamtwachstum der Nation gleichen Schritt zu halten. Vergleichen wir die Fruchtbarkeitsziffern der intelligenten Arbeiterklasse mit jenen der ungebildeten Arbeiter, so werden wir finden — ich bin dessen wieder sicher, — daß im Verlaufe der letzten vierzig Jahre weittragende Aenderungen der relativen Fruchtbarkeit eingetreten sind. Ich denke, wir stehen am Beginn einer Epoche, die durch großen Mangel an Fähigkeit ausgezeichnet sein wird .... Die Abhülfe besteht darin, zunächst den intellektuellen Teil unserer Nation zur Einsicht zu bringen, daß die Begabung gefördert und geübt, aber durch keine Uebung oder Erziehung geschaffen werden kann. Sie muß gezüchtet sein: das ergibt sich für die Staatsmänner aus der Gleichheit der Erblichkeit körperlicher und geistiger Eigenschaften des Menschen."

Zu denselben Folgerungen ist man auch in anderen Ländern gekommen.

Die Gleichheit der Vererbung physischer und psychischer Charaktere ist nicht in Zweifel zu ziehen. Freilich sind die biometrischen Grundlagen, auf die sich die Theorie der abnehmenden erblichen Begabung stützen muß, bis jetzt nicht in dem erforderlichen Maße beschafft. Prof. Cunningham wendet deshalb gegen Pearson ein, seine Darlegung beruhe auf purer Annahme. Er könne sich nicht vorstellen, wie es möglich sei, diesen vermuteten Verlust erblicher Intelligenz zu messen[1]).

Cunningham erklärt auch die Behauptung Pearsons, als stellten die besitzenden Klassen von Natur aus einen höheren Menschentyp dar, für ganz verfehlt[2]). „Der Menschenschlag, nicht eine Klasse, züchtet Begabte. Keine Klasse kann die Begabung als ihre besondere Eigenart beanspruchen. Da ist es ein glücklicher Umstand, wenn wir sehen, daß die Verhältnisse, welche den Grad der Fruchtbarkeit der höheren Klassen beeinflussen, in der Regel bei den niedrigeren Klassen nicht bestehen." Es wurde aber vor der Kommission die Entartung der untersten Volksschicht (nicht der ganzen Arbeiterklasse als solche) allgemein bezeugt; stimmen wir nun Cunningham in der Annahme zu, es bestehe kein Unterschied in der natürlichen Veranlagung des britischen Volkes, entsprechend der sozialen Schichtung, so muß dennoch die raschere Vermehrung der Entarteten auch eine fortschreitende Erhöhung ihrer Proportion in der Gesamtbevölkerung bedingen, muß der physische Charakter der Nation ungünstig beeinflußt werden. Soll der soziale Organismus gesunden, so ist u. a. die

[1]) Minutes of Evidence, Abs. 2270—1.

[2]) Vergl. hierzu Dr. Woltmanns Aufsatz „Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie". Pol.-Anthr. Revue, 4. Bd., 8. Heft. — Britische Anthropologen werden zustimmen, daß die wirtschaftlich herrschende Klasse Englands keineswegs mehr Merkmale nordisch-germanischer Abkunft erkennen läßt als die anderen Klassen. Die herabgekommene Slum-Bevölkerung darf man allerdings zum Vergleich nicht heranziehen.

Digitized by Google

Einschränkung oder Verhinderung der Fortpflanzung der Entarteten erforderlich, um die Uebertragung ihrer erblichen Defekte auf Nachkommen zu verhindern. Die Kulturvölker können nur gewinnen, wenn durch Mittel der Aufklärung und der Gesetzgebung der Propagation der Untauglichen ein Ende gemacht wird.

Der Mangel an höchstbegabten Führern ist nach Prof. Cunninghams Anschauung schon gar nicht mit der Disparität der Fortpflanzung der einzelnen Schichten in Verbindung zu bringen. Seine Begründung läßt aber viel zu wünschen übrig. „Die Zustände, unter welchen die hervorragende Fähigkeit erscheint, sind eigenartig und werden wenig verstanden. Es ist wahrscheinlich, daß die physischen Zustände, von welchen sie abhängt, in gewissen Fällen nicht weit von der Domäne der Pathologie entfernt sind."

Dr. Arthur Shadwell[1]) glaubt in der stärkeren Fortpflanzung der untersten Schichten einen Beweis dafür zu sehen, daß sie nicht entartet sind, weil physische Kraft und Fortpflanzungsfähigkeit in enger Beziehung stehen. Es gilt aber auch, die Qualität des Nachwuchses zu beachten, wie den Umstand, daß jenen Klassen, welche die Fortpflanzung absichtlich beschränken, nicht die Fähigkeit mangelt; schon damit ist der Hinweis auf die Beziehung zwischen Körperkraft und Fortpflanzung hinfällig[2]).

Andere, in der Wissenschaft und im öffentlichen Leben Großbritanniens tätige Männer sprachen sich mehr im Sinne Pearsons aus, so z. B. Sir John Gorst[3]), welcher meint, „die Rasse pflanze sich zum größten Teil durch jene fort, die am wenigsten dazu geeignet sind. . . . . Es heiraten Leute, von denen man sicher ist, daß sie Schwäche und Krankheit propagieren", wofür die gleichbleibende Sterblichkeit der Kinder unter zwei Jahren bei abnehmender allgemeiner Sterblichkeit als Beweis gelten kann, während jene, „die nicht so tief stehen, als daß sie keine Verantwortlichkeit für die Nachkommenschaft fühlten, sich viel mehr von der Ehe zurückhalten".

Das Vorherrschen einer ungünstigen Richtung der Auslese infolge der Verstädtischung der Kultur und des wachsenden Reichtums hält J. Gray, Sekretär des „Anthropometrischen Komitees" der British Association, für wahrscheinlich; er ist auch der Ueberzeugung, „das alles, was die Differenz zwischen der Geburten- und Sterblichkeitsrate bei den superioren Klassen herabmindert und dieselbe Differenz bei den inferioren Klassen erhöht, in der Richtung einer progressiven körperlichen Entartung wirkt". Gray verwies auf die Einwanderung von „Angehörigen einer degenerierten Rasse" als eine Ursache der fortschreitenden Entartung im Lande selbst; damit sind die russischen Juden gemeint; es wird aber außer acht gelassen, daß eine Vermischung derselben mit der einheimischen Bevölkerung, bis jetzt wenigstens, nicht stattfand.

5. Ungünstige Einflüsse auf Kinder und Jugendliche.

Die Kindersterblichkeit. Dr. J. F. W. Tatham hat die Zusammenstellung von Tabellen veranlaßt[4]), welche den Umfang der Kinder-

[1]) Minutes of Evidence, Abs. 12230—2.
[2]) Vergl. Dr. Näcke, Abnahme der Geburten. Arch. f. Krim.-Anthr., 18. Bd., S. 356.
[3]) Min. of Evidence, Abs. 11790 u. ff.
[4]) Report, S. 130—137.

Digitized by Google

sterblichkeit in England und Wales während zweier Quinquennien (1873—1877 und 1898—1902) in den Städten und auf dem Lande, mit Unterscheidung der ehelichen und unehelichen Kinder, veranschaulichen. Drei Tatsachen gehen daraus hervor: 1. Daß die Kindersterblichkeit, soweit Säuglinge im ersten und zweiten Lebensjahr in Betracht kommen, nicht abnahm; 2. daß die Sterblichkeit der unehelichen Kinder enorm größer ist als die der ehelichen; 3. daß die Hälfte aller Sterbefälle während des ersten Lebensjahres auf die ersten drei Monate entfallen. Diese Ergebnisse werden durch Aussagen der Zeugen vor der Entartungskommission bestätigt und Fabrikinspektor Wilson hob hervor, es sei nichts Ungewöhnliches, daß ein Ehepaar, das zwölf oder mehr Kinder hatte, alle oder fast alle im Säuglingsalter verlor. Nicht immer ist dabei die Mutter durch Fabrikarbeit von der Pflege des Nachwuchses abgehalten. Unwissenheit und Nachlässigkeit ist mindestens ebenso häufig die Ursache der großen Kindersterblichkeit.

Erbliche Schwäche. Dr. Eichholz vertritt die Meinung[1]), das Kind entwickle sich im Mutterleibe auch dann in der Regel kräftig, wenn die Körperkonstitution der Mutter schwach ist, und es komme in die Welt, „mit der Aussicht, eine vollständig normale physische Existenz zu haben". Das Verhältnis der gesund geborenen Kinder schätzt er auf 90 von 100. Prof. Dr. Edward Malius gibt diese Proportion mit 80—85 von 100 an und hält dies an der Hand seiner praktischen Erfahrungen für berechtigt. Dr. Ashby erklärt diese Schätzungen als zu hoch gegriffen[2]) und verweist auf die Angabe Dr. N. Patons, daß die Ernährung des mütterlichen Organismus jener des Fötus zuvorgehe und daß schwächliche Mütter zumeist widerstandsunfähige Kinder zur Welt bringen. Die Kommission kam zu der Ueberzeugung: die schädigenden Einflüsse, welchen die Eltern ausgesetzt sind, wirken auch noch auf den Nachwuchs ein; die Neigung zu Erkrankungen ist bei den Kindern schwächlicher Eltern vorhanden trotz augenscheinlichen gesunden Aussehens.

Beschäftigung der Mütter während der Schwangerschaft und unmittelbar nach der Niederkunft. Allgemeine Uebereinstimmung herrscht in dem Punkte, daß die Fabrikarbeit der Mütter einen unheilvollen Einfluß auf sie selbst und auf ihre Kinder ausübe; über den Umfang des Schadens, der dadurch entsteht, weichen die Meinungen voneinander ab, ebenso hinsichtlich der Mittel zur Beseitigung des Mißstandes. Miß Maud Garnett sieht in der gewerblichen Arbeit verheirateter Frauen den Grund alles Unglücks, der Geburt schwächlicher Kinder, die nicht entsprechend genährt werden können und, sorglosen Personen in Obhut gegeben, verkümmern müssen. Ober-Fabrikinspektorin Anderson sagte in ähnlichem Sinne aus; in Preston, Burnley und Blackburn sind nach ihrer Angabe 31—38 pCt. aller Fabrikarbeiterinnen verheiratet und deren Kinder besonderen Gefahren ausgesetzt. In den Orten, wo die Frauenarbeit weit verbreitet ist, sind die Kinder in der Mehrheit ein „erbärmlich herabgekommener Typus"[3]). Die nicht entsprechende Lebensweise, die mit der Fabrik-

[1]) Minutes of Evidence, Abs. 556—560.
[2]) Loc. cit., Abs. 8671—7.
[3]) Appendix V: Employment of Mothers.

Digitized by Google

arbeit weiblicher Personen verbunden ist, macht sie für das Gebärgeschäft im höchsten Maße untauglich, abgesehen von den vielen Frauen, deren deformes Becken die Folge erblicher Uebertragung ist. Prof. Cunningham glaubt auch nicht an eine von dieser Seite drohende Gefahr der Entartung, weil die Natur selbst dafür sorge, das Gleichgewicht herzustellen. Frauen mit engem Becken haben viel schwerere Geburten und die Wahrscheinlichkeit, ihre Kinder dem Leben zu erhalten, ist geringer als bei normalen Müttern. Die Heranziehung ärztlicher Hülfe, welche dieser natürlichen Auslese in steigendem Maße entgegenwirkt, läßt Cunningham dabei ganz außer acht[1]).

Die Abnahme des Säugens an der Mutterbrust wird ohne Ausnahme zugegeben; davon sind alle Gesellschaftsklassen betroffen, bei den Armen ist es aber weniger die Folge der Unwilligkeit als der Unfähigkeit[2]). In den unteren Schichten wird die Stillung an der Mutterbrust, solange sie möglich ist, schon aus wirtschaftlichen Gründen vorgezogen. Die große Säuglingssterblichkeit hat vor allem in dem Ueberhandnehmen der künstlichen Ernährung ihre Ursache[3]). Auf einen Sterbefall an Diarrhöe bei natürlich genährten Kindern kommen in Liverpool 22 Sterbefälle an derselben Krankheit bei künstlich genährten Kindern.

Die Schule. Die allgemeinen Effekte des Schullebens bedingen keine Gefahren für die körperliche Entwicklung. Die Schule hat in den letzten Jahrzehnten einen mächtigen zivilisierenden Einfluß ausgeübt; der „wilde Charakter" gewisser Typen ist verschwunden (Eichholz). Aber es gibt noch manches zu verbessern. Dr. Kelly sagte z. B.: „Ich sehe es als eine der Ursachen der mangelhaften Körperausbildung der irischen Bevölkerung an, daß die Kinder in der Schule unrichtig, sogar grausam behandelt werden. Ich sehe viele kleine Kinder den ganzen Winter über barfuß gehen, und in einzelnen Fällen sind die Schulen ungeheizt. Die Landkinder haben mehrere Meilen weit zu wandern, um in die Schule zu kommen, und vielen fehlt es an Kleidung zum Schutz gegen die Unbill der Witterung. Die Kinder kommen durchnäßt zur Schule und frieren den ganzen Tag."[4]) Sir L. Brunton und andere klagten über die Vernachlässigung der Körperübungen und die gleichzeitige Ueberbürdung des Geistes der Kinder. Der Beginn des Schulbesuchs ist zu frühzeitig angesetzt (meist auf das fünfte Jahr). — Für Kinder, die infolge Armut oder Vernachlässigung seitens der Eltern so herabgekommen sind, daß angesichts ihres Zustandes der gewöhnliche Schulunterricht zweckundienlich ist, wurde die Schaffung besonderer Erziehungs- und Unterrichtsanstalten empfohlen, um vor allem ihre Körperkonstitution zu heben[5]). Dr. Kerr hält dafür, „daß 10 pCt. der Kinder wenigstens in der ersten Hälfte der Schulzeit eine besondere Berücksichtigung wegen ihrer Schwäche und Zurückgebliebenheit erfordern, nämlich eine einfachere Erziehung, als ihnen gegenwärtig zuteil wird. Außer diesen Zurückgebliebenen ist aber noch eine Gruppe halb invalider Kinder vorhanden, die eines Mittel-

[1]) Report of Papers and Discussion etc. — Vergl. Nat. Wochenschr. 1905, No. 40.
[2]) Report, S. 50.
[3]) Minutes of Evidence, Abs. 2198—9.
[4]) Loc. cit., Abs. 11366—8.
[5]) Loc. cit., Abs. 486.

Digitized by Google

dings zwischen Spital und Landschule bedürfen."[1]) Außerdem wurde der Frage der Ernährung mittelloser Schulkinder auf Kosten der Allgemeinheit besondere Aufmerksamkeit zugewendet[2]). Schulinspektor Dr. Eichholz gab dabei an, in London allein seien 122000 Schulkinder, die Nahrungsmangel leiden.

In dem Bericht der Entartungskommission wird der Ansicht Ausdruck gegeben, die Periode der Adoleszenz sei für viel Verwüstung von Menschenmaterial verantwortlich, für den Eintritt permanent geschädigter und unfähiger Individuen in die reifere Lebensperiode. Die Plastizität der physischen Organisation, ihr Vermögen, den guten wie den schlechten Einflüssen rasch nachzugeben, scheint mit der Vollendung des achtzehnten Lebensjahres abzuschließen, und die Jugendzeit ist in der Regel entscheidend dafür, wie sich der weitere Lebensgang des Menschen gestaltet. Bei den Klassen, bei welchen die physische Entartung zutage tritt, ist es deshalb um so mehr bedauerlich, daß die Erziehung gerade dann aufhört, wenn sie am nötigsten wäre. Soweit es sich um die bürgerliche Bevölkerung und die gelernte Arbeiterschaft handelt, ist in den jüngsten Zeitabschnitten in bezug auf die Körperpflege der eben der Schule entwachsenen Personen mancher Fortschritt zu verzeichnen. Uebungen, welche der kräftigen Entwicklung günstig sind, kommen immer mehr in Gebrauch, während die früher häufigen willkürlichen Verstümmelungen, besonders des weiblichen Körpers infolge unzweckmäßiger Bekleidung, schon völlig in Mißkredit geraten.

6. Einflüsse von Krankheiten.

Die Syphilis ist ein aktives Agens im Hervorbringen erblicher Schwäche und Entartung. „Die syphilitische Infektion einer Familie mag noch so leicht erscheinen, aber man kann doch nicht sagen, daß irgend ein Kind derselben durch sein ganzes Leben ihren Folgen entkommen und wirklich ein gesundes Individuum bleiben wird", meinte Sir Viktor Horsley, der aber, ebenso wie Dr. W. F. Mott, angab, daß diese Krankheit sich gegenwärtig nicht weiter ausbreitet und ihre bösartigsten Formen seltener werden. Dies ist unter anderem die Folge der Vorsichtsmaßregeln, die man in Indien und anderen britischen Kolonialländern ergriffen hat, um die Ansteckungsgefahr für britische Soldaten möglichst zu vermindern. Dr. Tweedy weiß ebenfalls aus seiner Praxis, daß syphilitische Krankheiten zurückgehen; doch konnte er nicht entscheiden, ob dies aus der Abnahme primärer Syphilis oder der effektiveren Behandlung syphilitischer Patienten zu erklären sei[3]). Sir A. Cooper vom Royal College of Surgeons und Sir V. Horsley empfahlen die Anzeigepflicht aller syphilitischen Erkrankungsfälle, was jedoch gerade in England schwer durchzuführen ist. In London und anderen Städten ist für die Spitalbehandlung venerischer Krankheiten nicht zweckentsprechend gesorgt.

Auf die wichtige Frage, ob die Geisteskrankheiten in Großbritannien zunehmen, ist eine entschiedene Antwort kaum zu geben,

[1]) Loc. cit., Abs. 783 u. ff.
[2]) Ein hierauf bezüglicher Gesetzentwurf liegt derzeit dem House of Commons vor.
[3]) Minutes of Evidence, Abs. 10627, 10502—4, 3776.

Digitized by Google

da das vorhandene statistische Material nicht vollkommen ist. Es überwiegt die Meinung, daß eine Zunahme stattfindet. Für die Grafschaft Lancaster ergibt sich nach Dr. Wiglesworth[1]) folgende Steigerung der Proportion der Geisteskranken unter der Bevölkerung.

Jahr	Zahl der Geisteskranken am 1. Januar	Auf je 1000 Einwohner kamen Geisteskranke
1862	3 290	1,4
1872	5 197	1,8
1882	7 010	2,0
1887	8 034	2,2
1892	9 200	2,3
1897	10 549	2,5
1902	11 913	2,7
1903	12 393	2,8

In diesem Teile Englands ist die Proportion des Geisteskranken während der letzten vierzig Jahre ununterbrochen gestiegen. Berücksichtigt muß allerdings die bedeutende Abnahme der Sterblichkeit der Geisteskranken werden. Wäre dieselbe in der Grafschaft Lancaster im Dezennium 1892—1901 ebenso groß gewesen wie im vorhergegangenen Jahrzehnt, so würde 1901 die Zahl der Geisteskranken um 1149 geringer sein. Die Proportion der Geheilten stieg im Lauf des letzten Jahrzehnts um 4,1 von 100; ohne diesen Fortschritt wäre die Zahl der Kranken pro 1901 um 735 höher. Aus anderen Grafschaften liegen keine ähnlichen lückenlosen Daten vor; doch berechtigt das vorhandene Material kaum zu günstigen Folgerungen.

Besonders häufig sind Geisteskrankheiten in Irland; vor fünfzig Jahren kam ein Fall erst auf 730 Einwohner, 1902 aber bereits auf 170 Einwohner. Es ist möglich, daß die Differenz zum Teil auf Verbesserung der Statistik beruht. Immerhin ist die Ausbreitung der Geisteskrankheiten in höchstem Maße besorgniserregend. Geistesstörungen sind in Irland so häufig, sagt Dr. Kelly, „daß sie praktisch nicht im mindesten als entwürdigend angesehen werden"; es ist kaum tunlich, daß jemand die Verheiratung mit Angehörigen belasteter Familien vermeiden kann. Auffallend erscheint das relativ häufige Vorkommen von Geistesstörungen bei Mädchen im Alter von 18—20 Jahren. Der abnormale Zustand des Gesellschaftskörpers in Irland, der durch die Massenauswanderung der Tüchtigen hervorgerufen wurde, begünstigt nach Dr. Macpherson und Dr. Kelly auch die Ausbreitung psychischer Abnormitäten. Jedenfalls wird es sich empfehlen, wenn dieser Erscheinung in Hinkunft mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als bisher.

„Die Trunksucht nimmt einen hervorragenden Platz unter den Ursachen der Entartung ein"[2]); sie steht mit der Industrialisierung in engster Verbindung und ist nur ein sekundärer Ausdruck derselben. „Die Armen trinken, um die Wirkung eines guten Mahles zu ersetzen; sie verwechseln das Reizgefühl nach dem Alkoholgenuß mit dem Gefühl der Sättigung" (Dr. Jones)[3]). Ob die Trunksucht in den unteren Bevölkerungsschichten sich ausbreitet oder zurückgeht, war nicht mit Bestimmtheit sicher zu stellen. Auf dem Lande wird sie verhältnis-

[1]) Appendix XXVI, S. 90—91.
[2]) Report, S. 30.
[3]) Minutes of Evidence, Abs. 10814.

Digitized by Google

mäßig selten getroffen. Bei den ärmsten Arbeiterfrauen ist die Trinkunsitte zweifellos in der Ausbreitung begriffen; die Folgen sind für die Nachkommenschaft im höchsten Maße verderblich. Die Kinder der Trunksüchtigen werden entweder bereits untauglich geboren oder sie verkommen aus Mangel an Pflege. In Nottingham, wo zahlreiche weibliche Personen in den Spitzenfabriken beschäftigt sind, werden in die Irrenanstalten zweimal so viel Frauen als Männer aufgenommen, bei welchen die Geistesgestörtheit die unmittelbare Folge des Alkoholgenusses ist. „In bezug auf die Effekte des Alkohols auf die Deszendenten — sagt Dr. Jones[1]) — wirkt alles, das die Lebenskraft der Eltern herabmindert, ungünstig auf die Nachkommen. Kleiner Wuchs und schlechte Körperentwicklung sind nach den ärztlichen Erfahrungen für die Abkommen der Trinker charakteristisch." Die natürliche Auslese wirkt gegen die Ausbreitung der alkoholistischen Entartung, da die Sterblichkeit der Kinder der Alkoholiker zweiundeinhalbmal so groß ist als die unter normalen Verhältnissen. Die Sterblichkeit der Trinker selbst ist ebenfalls erheblich; es kommen pro Jahr auf 61 215 Männer der Altersklassen 25—65 Jahre 1000 Sterbefälle, auf die gleiche Anzahl Trinker aber 1642 und auf ebensoviele Abstinenten 560 Sterbefälle.

Die Erhebungen über defektes Sehvermögen bieten keinerlei Anhalt, um auf zunehmende Erblindungshäufigkeit schließen zu können; die scheinbare Zunahme der Augenkrankheiten ist in der gegen früher viel häufigeren ärztlichen Behandlung solcher Defekte begründet. Unter den Erwachsenen hat in den letzten zehn Jahren die relative Zahl der Blinden — nach Angabe Dr. Eichholz' — von 1 per 1186 auf 1 per 1275 Einwohner abgenommen; bei den Schulkindern kam ein Fall von Blindheit im Jahre 1891 auf 1844 Normale, 1901 dagegen auf 2233 Normale. Die Proportion der taubstummen Kinder ging in derselben Zeit von 1:744 auf 1:866 zurück, das Verhältnis der erwachsenen Taubstummen war 1891 1:883, 1901 1:930[2]). Dr. Kerr stellte fest, daß die Hälfte aller Fälle von Blindheit auf Augenentzündung, die durch Infektion bei der Geburt verursacht wurde, zurückzuführen sei. Dr. Tweedy betrachtet die häufige Kurzsichtigkeit nicht als Entartungserscheinung, sondern als eine Form der Anpassung an die durch die moderne Kultur neu geschaffenen Zustände. Wenn sie nicht krankhaft ausartet, könne sie „ein positiver Vorteil" sein. — Abnormitäten des Gehörsystems kommen gegenwärtig nicht häufiger vor als ehedem, doch werden sie besonders häufig bei den Kindern in den ärmsten Distrikten angetroffen.

Es ist eine Tatsache, daß die Zähne aller Klassen der Bevölkerung in bezug auf die Dauerhaftigkeit keinen Vergleich mit jenen der Einwohner Britanniens in historischer Zeit aushalten können. Wer Gelegenheit hatte, alte Schädel zu untersuchen, gibt das ohne weiteres zu. Auch scheint, daß erst in verhältnismäßig neuer Zeit die Degeneration der Zähne mit außerordentlicher Raschheit fortschritt. Die Ausweise der Rekrutierungsbehörden zeigen, daß wegen defekter Zähne im Jahre 1891 10,9 per 1000, 1902 aber bereits 49,3 per 1000 der sich

[1]) Appendix XVI, 8.
[2]) Minutes of Evidence, Abs. 552.

Digitized by Google

zum Militärdienst meldenden Männer zurückgewiesen wurden. Teils, doch keineswegs zur Gänze, ist dies eine Folge der strengeren Handhabung der Rekrutierungsbestimmungen. Die Veränderungen der Ernährungsweise trifft die meiste Schuld an dieser Entartungserscheinung, obwohl andere Ursachen ebenfalls wirksam sind.

7. Die anthropometrische Aufnahme. Vorschläge zur Hebung der nationalen Gesundheit.

Von den 53 „Empfehlungen", welche die Entartungskommission der Regierung macht, ist zuerst der Vorschlag betr. die anthropometrische Aufnahme der Bevölkerung (anthropometrical survey) zu erwähnen. Es sollen periodisch Messungen der Kinder und jugendlichen Personen in Schulen und Fabriken vorgenommen werden, unter Heranziehung der Lehrer, Fabrikärzte usw., neben den zu diesem Zweck eigens berufenen Personen. Ferner soll eine Aufnahme, die sich über eine längere Periode erstreckt, auch die erwachsene Bevölkerung umfassen. Dabei wäre für jede Person festzustellen: 1. die Körpergröße; 2. der Brustumfang; 3. das Gewicht; 4. die Kopfform; 5. die Schulterbreite; 6. der Hüftumfang; 7. die Sehschärfe; 8. die Pigmentierung. Außerdem sollen Informationen über Abstammung, Gebürtigkeit und Lebensverhältnisse gesammelt werden. Nach dem Vorschlage von Cunningham und Gray wäre in London ein anthropometrisches Zentralbureau zu errichten, mit einem Direktor und dessen Stellvertreter an der Spitze, von welchen der eine Anatom und Anthropologe, der andere Statistiker sein soll. Das Bureau verwahrt die Normalinstrumente und gibt alle für die praktische Aufnahme nötigen Utensilien ab, ebenso die Registerkarten zur Verzeichnung der Ergebnisse; ferner hätte demselben die Ueberwachung der Messungsarbeit und die Verteilung von Belehrungen über die anthropometrische Aufnahme zu obliegen. Dem Bureau zur Seite stehen soll eine Beratungskommission von drei Anthropologen. — Die Aufnahme wäre derartig durchzuführen, daß in zehnjährigen Perioden vergleichbare Daten vorgelegt werden können. — Zur Ergänzung der anthropometrischen Aufnahme wird die Registration aller Krankheitsfälle empfohlen, deren Behandlung auf öffentliche Kosten erfolgt.

Einige andere Empfehlungen betreffen Maßnahmen gegen die Ueberfüllung der Wohnhäuser, die Aenderung der Bauordnungen, um genügend freie Plätze in den Städten zu schaffen, die sanitäre Fürsorge, Arbeiterkolonien, die ärztliche Inspektion der Fabriken, Werkstätten und Bergwerke, das Agrarproblem usw. Die Schäden des Alkohols sollen bereits in der Schule den Kindern veranschaulicht werden, ebenso sei durch die Schule auf die Eindämmung der Landflucht zu wirken. Die Kommission schlägt die Ausgestaltung des Frauen- und Kinderschutzes und die Einschränkung der Beschäftigung von Müttern vor. Auf die Beschaffung von Säuglingsmilch, die Speisung armer Kinder u. dergl. wird Wert gelegt. Ferner wird empfohlen: Die Errichtung von Turnschulen und die Schaffung anderer Gelegenheiten zur körperlichen Ausbildung der Jugend, die Einrichtung von Unterrichtsanstalten für zurückgebliebene Kinder, die Behandlung jugendlicher Uebeltäter vor besonderen Gerichten usw. Alle diese

Digitized by Google

Maßregeln werden, sofern sie zur Durchführung kommen, dazu beitragen, die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung günstiger zu gestalten. Doch ist keine davon weitreichend genug, um einem Fortschreiten der Entartung effektiv Einhalt zu tun. Dazu genügen Palliativen nicht. Wenn die Regierung dem Wunsche der Anthropologen wie der Entartungskommission entspricht und die anthropometrische Aufnahme zur Wirklichkeit werden läßt, so ist dies nur zum Nutzen der britischen Bevölkerung, denn erst sobald ganz ohne Zweifel festgestellt ist, welchen Umfang die Entartung gewisser Klassen angenommen hat, ob und in welchem Maße sie fortschreitet, können die richtigen Mittel gefunden und zur Anwendung gebracht werden, um die dauernde Verschlechterung der körperlichen Eigenschaften der Rasse abzuwenden. Die vielfach widersprechenden Aussagen der von der Entartungskommission vernommenen Zeugen sind der klarste Beweis für die Notwendigkeit entsprechender Pflege der Anthropometrie, die bisher in unerklärlicher Weise vernachlässigt worden ist.

Die Wahnideen im Gesellschaftsleben.

Dr. Béla Révész, Psychiater zu Budapest.

I.

Der menschliche Geist kann die Wahrheit auf mancherlei Weise verkennen und zwar durch Irrtum, Vorurteil, Aberglauben und Wahnidee.

Ein Irrtum kommt zustande, wenn einem Menschen nicht genug Wissenselemente zur Verfügung stehen. Einen Irrtum begeht das kleine Kind, welches den Mond mit seinen Händen erfassen will. Der Richter und der Arzt begehen einen Irrtum, jener im Urteil, dieser in der Diagnose, weil es ihnen an der nötigen Zahl jener Elemente gebricht, mittels deren sie die Wahrheit ergründen könnten. Die Menschheit irrte sich, solange sie glaubte, unser Planet wäre ein scheibenförmiger Körper, denn sie hatte nicht genug Wissenselemente zur Verfügung, die sie über den begangenen Irrtum aufgeklärt hätten. Sobald eines dieser Elemente — die Umschiffung der Erde — bekannt wurde, konnte jener Irrtum korrigiert werden. Man könnte noch viele ähnliche Beispiele vorzählen.

Das Vorurteil ist, wie schon sein Name besagt, ein vorzeitig, also ein verfrüht gefälltes Urteil. Der vorurteilsvoll denkende Mensch entscheidet wissentlich, ohne sich alle Wissenselemente, die zur Entdeckung der Wahrheit ihm zur Verfügung ständen, verschafft zu haben. Im Vorurteil ist etwas Willkürliches und hierin unterscheidet es sich vom Irrtume.

Als die alten Aegypter die Zunft der Einbalsamierer jahrhundertelang mit Verachtung und Abscheu behandelten, so geschah dies nur infolge von Vorurteilen. Denn sie nahmen sich nicht die Mühe zu bedenken, daß eine jede Beschäftigung der Achtung würdig ist, sofern sie das Gemeinwohl fördert.

Digitized by Google

Das Vorurteil ist zumeist das Resultat falscher Folgerungen, zu rascher Verallgemeinerungen und eines Ideenganges, dem das „post hoc, ergo propter hoc" zugrunde liegt. Oft aber ist sein Ursprung ganz dunkel.

Es gibt ungemein viele Vorurteile in jedem Zweige der menschlichen Tätigkeit. Sie wechseln nach Rassen, Völkern, Religionen, gesellschaftlichen Schichten, ja nach Städten und Dörfern. Spielt jedoch das Vorurteil in das religiöse und Gefühlsleben hinein, so kann man von Aberglauben sprechen. Die Furcht vor der Zahl dreizehn, vor dem Freitag und ähnlichen Unglückstagen, der Gebrauch, mit Talismanen und Amuletten gewisse Unglücksfälle zu beschwören, sind Vorurteile, die im Gefühlsleben und dem religiösen Fühlen der betreffenden Menschen wurzeln, es sind Beispiele von Aberglauben.

Die gemeinschaftliche Eigenschaft von Irrtum, Vorurteil und Aberglauben ist, daß diese aufhören, sobald man nur genug Wissenselemente gegen sie ins Treffen führt. Ein jeder mit normaler Urteilskraft ausgestatteter Mensch kann seinen Irrtum einsehen, sein Vorurteil und seinen Aberglauben aufgeben, wenn man ihn in jeder Weise aufklärt und die korrigierenden Behauptungen mit Gegenproben bekräftet. Und wenn doch die große Mehrheit der Menschen in einer Unmasse von Irrtümern, Vorurteilen und allerlei Arten von Aberglauben befangen ist, so muß dies dem Umstande zugeschrieben werden, daß die meisten Menschen eben nicht über jene Elemente verfügen, welche zur Erkennung der Wahrheit unumgänglich notwendig sind. Wenn z. B. ein jeder Landbewohner über ein gewisses Minimum physikalischer, chemischer, physiologischer und hygienischer Wissenselemente verfügen könnte, so würde mit einem Schlage das Wahrsagen, die Kurpfuscherei und eine Legion von Irrtümern und Vorurteilen aufhören; und das gilt auch für manche Städter. Und wenn wir finden, daß Aberglauben und Vorurteile selbst in den höchsten gesellschaftlichen Schichten ihr Unwesen treiben, so kann man dies nur so erklären, daß auch diese Schichten nicht im Besitze jener Wissenselemente sind, welche Aberglauben und Vorurteile verscheuchen.

Bisher haben wir über drei Arten der Verkennung des Wahren gesprochen. Sehen wir nun, was die vierte Art, die Wahnidee, ist. Auch die Wahnidee ist etwas, was der Wahrheit nicht entspricht, mit dem Unterschiede, daß der von einer Wahnidee befangene Mensch den Inhalt dieser falschen Idee auf sich bezieht. Diese Selbstbeziehung ist also das Wesentliche der Wahnidee. Die scharfe Umschreibung dieses Begriffes ist das hohe Verdienst der modernen deutschen Psychiatrie.

In den drei an erster Stelle behandelten Arten der Verkennung des Wahren gibt es keine Selbstbeziehung, denn der Inhalt des Urteils bezieht sich auf alle, also auch auf den urteilenden einzelnen Menschen. Nehmen wir die obenerwähnten Beispiele. Bis zur Umsegelung der Erde konnte ein einzelner Gelehrter oder die Gemeinschaft verschiedener Gelehrten zusammen füglich behaupten, daß unser Planet scheibenförmig wäre. Der Inhalt dieser (falschen, weil durch nicht genügende Wissenselemente unterstützten) Aussage war für die Gelehrten eine Tatsache, etwas Objektives, was sich nicht nur auf eben jenen einzelnen Gelehrten oder auf die Gemeinschaft jener Gelehrten bezog, sondern

Digitized by Google

ohne Unterschied auf alle Wesen, die die Erde bewohnten. Die Folgen der scheibenartigen Gestalt unserer Planeten betrafen jedermann, der auf ihm lebte. Niemandem fiel es ein, diese Tatsache nur auf sich zu beziehen. Im Irrtume gibt es also keine Selbstbeziehung.

Als die Aegypter gegen die Zunft der Einbalsamierer ein Vorurteil hegten, so war ihr Vorgehen bei aller Verkennung des Wahren dennoch ein ganz objektives, denn sie verachteten diese Zunft als die Gemeinschaft solcher Menschen, die sich mit ekelerregenden Geschäften abgaben und somit notwendigerweise unreinlich sind. Aber eine Beziehung dieser (wenn auch falschen) Auffassung auf sich selbst fiel den alten Aegyptern nicht ein. Also auch im Vorurteile gibt es keine Selbstbeziehung.

Der abergläubische Mensch nimmt von seinem Freunde kein Messer als Geschenk an, denn „es zerschneidet die Freundschaft". Dies scheint zwar persönliche, also Selbstbeziehung zu sein, aber ist es tatsächlich nicht. Denn dieser abergläubische Mensch glaubt, er trage die Folgen eines allgemeinen Gesetzes, wenn er das Messer annimmt. Dies bezieht er nicht nur auf sich, sondern auf alle, denn seiner Ansicht nach zerschneidet jedermann, ohne Ausnahme, die Freundschaft, der von seinem Freunde ein Messer als Geschenk annimmt. Wir sehen, daß der Aberglauben auch keine Selbstbeziehung enthält.

Anders die Wahnidee. Ihr Inhalt projiziert sich ausschließlich auf denjenigen, der von ihr befangen ist, mag es nun ein einzelner Mensch sein, ein Menschenhaufe, eine Volksschicht, ein Volk, eine Nation oder die ganze Menschheit. Der von einer Wahnidee Befallene glaubt sich verfolgt, verhöhnt, verspottet, oder aber berufen als der Einzige, der Mächtigste, der Unsterbliche, große Dinge zu verrichten. Beispiele der Wahnidee sind der Anarchismus, die Weltbeglückungspläne der Sektenbegründer usw. Hierbei ist die Selbstbeziehung handgreiflich. Der blutrünstige Anarchist glaubt, nur die Verwirklichung seiner Pläne bringe das endliche Glück in die Menschheit. Das Ich, die Subjektivität spielt hier die Hauptrolle. Der Sektenbegründer identifiziert sich schon vollkommen mit seiner Wahnidee, bei ihm fällt die Selbstbeziehung mit der selbstbeziehenden Person zusammen, geradeso wie Gegenstand und Bild im Brennpunkte des Hohlspiegels. „Außer mir gibt es keinen Propheten!" sagt Mohammed. Beinahe die meisten Sektenbegründer geben sich als die Inkarnation der Gottheit aus. Das Ich tritt in den Vordergrund, auf das Ich bezieht sich alles, beim Ich fängt die Welt an und beim Ich hört sie auf.

Wenn eine Wahnidee im einzelnen Menschen auftritt und wenn die mit Selbstbeziehung gepaarte Furcht diesen zur Selbstverteidigung treibt, wird er sich gegen seine vermeintlichen Verfolger verteidigen oder doch alles versuchen, um sich Geltung zu verschaffen. Um sich zu verteidigen, wird er also andere angreifen oder seine Ideen um jeden Preis anderen aufzudrängen suchen. In beiden Fällen wird es sich um Geisteskranke handeln, denn Wahnideen im einzelnen Menschen sind Symptome der Geisteskrankheit[1]). Als solche sind

[1]) Hier könnte man Folgendes einwenden: Wir sehen im täglichen Leben Menschen mit entschieden gut umschriebenen Wahnideen und doch werden sie

Digitized by Google

sie nicht korrigierbar, sie weichen weder der Ueberzeugung noch der Logik, ja nicht einmal der Gewalt. Höchstens blassen sie in höherem Alter oder bei intensiver Beschäftigung ab. Durch diese Unkorrigierbarkeit unterscheidet sich — außer durch die Selbstbeziehung — die Wahnidee von Irrtum, Vorurteil und Aberglauben.

Wenn nun irgend eine Wahnidee — auf einem beliebigen Gebiete der menschlichen Tätigkeit — mehr oder weniger große Menschenmassen ergreift und geradeso wie den einzelnen, von einer Wahnidee befangenen Menschen zur Verteidigung gegen vermeintliche Verfolger oder zur Verwirklichung der „Idee" bringt, so können wir von einer Geisteskrankheit der Gesellschaft sprechen. Sie kann im Schoße kleinerer Gruppen (politischer oder religiöser Sekten), aber auch im Schoße von Völkern und Nationen (als Furcht vor einem vermeintlichen politischen oder religiösen Feinde) auftreten, ja sogar im Schoße einzelner Berufe oder Altersklassen (z. B. als Dämonomanie in den mittelalterlichen Nonnenklöstern, als Kinderkreuzzug).

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen. Die drei ersten Arten der Verkennung des Wahren rühren von ungenügender Anzahl von Wissenselementen her. Sie kommen bei ganz normal angelegten Menschen vor und sind korrigierbar; Selbstbeziehung aber, nämlich das Projizieren des Inhaltes von Irrtum, Vorurteil und Aberglauben auf die betreffende Person kommt bei ihnen nicht vor. Hingegen ist die Wahnidee das Symptom eines anormalen Geistes, sie ist einer Korrektion unzugänglich und ihr Hauptmerkmal ist die Selbstbeziehung.

Den bisherigen Ausführungen und Beispielen gemäß ist es klar, daß es zwischen Irrtum, Vorurteil und Aberglauben eines einzelnen Menschen und einer Menge keinen Unterschied gibt. Die Menge begeht einen Irrtum ebenso wie der einzelne Mensch, weil sie nicht über genügende Wissenselemente verfügt. Die Menge urteilt voreilig und willkürlich wie der einzelne, sie ist im Vorurteil und im Aberglauben ebenso befangen, wie wenn sie ein einzelner Mensch wäre.

Die Wahnidee der Menge und des einzelnen Menschen unterscheidet sich jedoch ganz wesentlich, wie wir weiter ausführen werden. Es gibt zwar eine gewisse Analogie zwischen beiden, das Resultat kann jedoch nicht dasselbe sein, da die Psychologie des Einzelnen und die der Menge nicht dieselbe ist.

Wenn die Psyche einer Menschenmenge gleich wäre mit der Summe der Psychen der einzelnen Menschen, so wäre es leicht, das Seelenleben einer Menschenmasse zu untersuchen. Das Ganze wäre eine Addition des Seelenlebens des Einzelnen. Obzwar aber einzelne Tatsachen — z. B. das Beharrungsvermögen, Aktion = Reaktion —

---

nicht als Geisteskranke betrachtet. Sie leben, sie arbeiten, aber niemandem fällt es ein, sie als Geisteskranke zu erklären.

Die Antwort hierauf ist die: Obwohl es in einem gegebenen Falle zumeist nicht schwer ist, zu konstatieren, ob jemand geisteskrank sei oder nicht, so läßt es sich andererseits nicht leugnen, daß sich viele Menschen auf jener ziemlich breiten Heerstraße bewegen, welche sich zwischen dem gesunden und kranken Geiste erstreckt. Die Erfahrung lehrt, daß es viel mehr Geisteskranke gibt, als sich das große Publikum vorstellt. Wenn nun in einem gegebenen Falle jemand offiziell nicht als geisteskrank betrachtet wird, so rührt dies daher, daß er nicht gemeingefährlich ist. Nur wenn er antisozial, gemeingefährlich wird, wird seine Geisteskrankheit offiziell bestätigt.

Digitized by Google

auch im Leben der Menschenmasse zu konstatieren sind, ist die Sache doch nicht so einfach. Denn die Psyche des einzelnen Menschen wird eben eine andere, wenn sie einen Teil einer größeren Menge ausmacht.

Schon oben wurde gesagt, daß die beim einzelnen Menschen auftretende Wahnidee nie korrigierbar ist und daß sie höchstens nach Jahren nachläßt, aber nie ganz vergeht. Die Wahnideen der Menge hingegen sind korrigierbar, obwohl dies erst nach langer Zeit, manchmal nach Jahrzehnten, ja nach Jahrhunderten geschehen kann[1]). Auch dies zeigt, daß ein und dasselbe psychische Phänomen im einzelnen Menschen und in der Gesellschaft zwar analog ist, aber daß seine Folgen andere sein werden, eben weil es in einem anderen Milieu — hier in dem Individuum, dort in der Gesellschaft — auftritt.

Nach der Definition der Wahnidee und ihrem Vergleich mit Irrtum, Vorurteil und Aberglaube werden wir uns mit ihrer Entstehung und der Art ihrer Verbreitung in der Gesellschaft befassen.

II.

Bevor wir untersuchen, auf welche Weise Wahnideen in der Gesellschaft zur Geltung gelangen, müssen wir noch eine Tatsache erwähnen. Und dies ist die Differenzierung der Gesellschaft. Eine jede Gesellschaft ist desto heterogener — mit einem anderen Ausdruck differenzierter — je höher sie sich in ihrem materiellen und geistigen Leben entwickelt hat. (Herbert Spencer „Principles of Sociology", passim). Während z. B. in den primitivsten Formen der Gesellschaft Priester, Dichter, Arzt und Richter oft in einer Person vereinigt sind, befinden sich diese Beschäftigungen in höher entwickelten Formen der Gesellschaft auf ebenso viele Personen verteilt. Es gibt sogar innerhalb einer Beschäftigung eine höhere Differenzierung, so z. B. weltlicher Priester, Mönch, Nerven-, Kinder-, Zahn-Arzt, Friedensrichter, Richter der verschiedenen Tribunale usw. Während in der primitivsten Gesellschaft eine Familie oder höchstens eine Horde für Nahrung, Kleidung und Wohnung sorgen muß, schafft die höher entwickelte Gesellschaft all' diese Bedürfnisse auf dem Wege der größtmöglichen Differenzierung an. Der primitive Mensch ist gezwungen, in einer Person Baumeister, Schmied, Landmann, Waffenschmied, Schiffszimmermann, Jäger, Fischer usw. zu sein, während in der höher entwickelten Gesellschaft eine jede Beschäftigung als Spezialität getrieben wird. Einige unter ihnen differenzieren sich sogar noch mehr. So gibt es z. B. eigene Baumeister für ebenerdige Häuser, für Kirchen, Theater, Hafenanlagen usw.

Mit einem Worte: die anfangs ganz homogene Gesellschaft wird im Laufe ihrer Entwicklung immer heterogener. Beispiele der homogenen Gesellschaft sind die noch heute lebenden primitivsten Völker, wie die Feuerländer, die Weddahs auf Ceylon, die Buschmänner usw.

Die Tatsache der Differenzierung beleuchtet eine andere Tatsache, nämlich die, daß eine Gesellschaft einem und demselben Phänomen

[1]) Wenn aber in einem einzelnen Menschen eine Wahnidee auftritt, weil er sie als Teil der Gesellschaft von außen erhält, nicht weil sie sich in ihm entwickelt, so ist sie natürlich auch korrigierbar.

Digitized by Google

gegenüber anders reagieren wird, je nachdem sie homogener oder heterogener ist.

Hiermit gehen wir nun zur Behandlung der Art und Weise über, wie die Wahnideen sich in der Gesellschaft verbreiten. Tarde zeigte auf überaus interessante Weise, wie Ideen überhaupt in der Gesellschaft ihre Verbreitung finden, und wie jener langsame Prozeß vor sich geht, in welchem sich die Gesellschaft unter dem Einflusse neuer Gedanken und neuer Ideenverkettungen umformt. Tarde sprach dabei über die Verbreitungsart normaler Ideen, hier dagegen wird von der Verbreitung von Wahnideen die Rede sein.

Wir sagten oben, daß eine Wahnidee, welche im einzelnen Menschen entsteht, das Symptom eines kranken Geistes sei. Wie nun die sonst ruhige Wasseroberfläche durch einen hineinfallenden Stein von einem Punkte aus die weitgehendste Bewegung erleidet, so geht die Fortpflanzung einer Wahnidee in der Gesellschaft von einem Menschen oder von einem ganz kleinen Häuflein absolut gleichgesinnter Menschen aus. Alle politischen, religiösen, wissenschaftlichen Wahnideen entstammten einem Gehirne, höchstens wurden sie von den Nächststehenden aufgegriffen, und erst von diesem Zentrum verbreiteten sie sich weiter. Sei es Anarchismus oder eine der unzähligen in Rußland oder Nordamerika entstehenden Sekten, sei es Metallotherapie oder die Umgestaltung aller Begriffe zugunsten des „Uebermenschen" — allüberall entspringt die Wahnidee einem einzigen Atom der Gesellschaft; höchstens bilden einige „Apostel" oder „Jünger" die Folie.

Wie verbreitet sich nun eine Wahnidee? Man kann hierauf antworten, daß dies ausschließlich durch Suggestion geschehe. Was Suggestion ist, weiß heutzutage jedermann, nämlich das Uebertragen eines Gefühles, eines Gedankens oder der Ausführung einer Tat von einer Person auf eine andere oder auf mehrere andere, jedoch so, daß die letzteren Personen — die Suggerierten — den Gegenstand der Suggestion ohne jedwede Kritik übernehmen.

Wenn ein Lehrer der Geometrie mit den ihm zur Verfügung stehenden Wissenselementen seinen Schülern beweist, daß die inneren Winkel sämtlicher Dreiecke (welcher Form und Größe immer) zwei rechten Winkeln gleich sind, so ist dies auch die Uebertragung einer Idee von einer Person auf andere. Der Unterschied jedoch ist der, daß der Professor an alle den Schülern bisher beigebrachten Wissenselemente und an ihre kritische Kraft appelliert, um ihnen den neuen Ideenkreis beizubringen. Der Professor will es, daß sie zuerst an der Richtigkeit seiner Aussage zweifeln, er will es, daß sie ein Theorem annehmen, nicht weil es eben ein Professor oder eine ältere Person ist, die ihnen die neue Lehre beibringen will, sondern weil sich die Richtigkeit des neuen Ideenkreises durch geschickte Gruppierung der schon bekannten Wissenselemente eben mittels Kritik aufdrängt. Nur auf diese Weise kann der Unterricht ein richtiger sein. Dies aber ist nicht Suggestion.

Wenn eine Mutter ihr kleines Kind in all dem unterweist, was der Grund einer jeden richtigen, zweckentsprechenden körperlichen und geistigen Erziehung ist, so geschieht dies schon mittels Suggestion. Man könnte anfangs ein Kind nicht anders erziehen, denn erstens

Digitized by Google

besitzt es keine Wissenselemente, zweitens fehlt ihm die Kritik, d. h. es gebietet noch nicht über eine genügende Anzahl von Erinnerungsbildern, es kann diese noch nicht verknüpfen nnd assozieren. Der Anfang einer jeden Erziehung ist reine Suggestion.

Niemand kann leugnen, daß die Suggestion in der Entwicklung des Menschengeschlechtes eine Rolle ersten Ranges gespielt hat, ja man könnte sich die Entwicklung ohne Suggestion kaum vorstellen. Sie kam zur Geltung beim Urmenschen der Paläolithperiode, geradeso wie sie beim raffiniertesten modernen Salonmenschen zur Geltung kommt. Ihr ungeheuerer Einfluß kann auf jeder Stufe des geschichtlichen Nacheinanders und in jedem Zweige des gesellschaftlichen Lebens studiert werden. Die Suggestion ist also in der Gesellschaft wichtig, ja unentbehrlich. Niemand, selbst der vollendetste und unabhängigste Mensch könnte sich ihrem Einflusse entziehen. Man braucht sich nur vorzustellen, welche Rolle ihr in Religion, Politik, in den Wissenschaften und Künsten, in der Familie, in Industrie und Handel, in der Entwicklung des Geschmackes, in der Erziehung in Schule und Haus, in Sitten und Gebräuchen zukommt!

Den Unterschied zwischen nützlicher und schädlicher Suggestion wird demnach eben der Wert der suggerierten Idee ausmachen, d. h. ob diese Idee für die Gesellschaft nützlich oder schädlich ist. Wenn Lehrer, Eltern, Erzieher Kindern durch Suggestion solche Ideen übertragen, die der Gesellschaft förderlich sind, so ist der Wert derartiger Suggestionen ein klarer und handgreiflicher. Wenn aber jemand einer oder mehrerer Personen solche Ideen suggeriert, welche der Gesellschaft schaden, und wenn die Suggerierten die Idee ohne Kritik übernehmen und ihr entsprechend handeln, so ist in diesem Falle die Suggestion eine verhängnisvolle.

Zwei Faktoren sind beim Zustandekommen einer jeden Suggestion notwendig: der Suggerierende und der Suggerierte. Ersterer, der aktive Faktor, kann eine einzelne Person sein, z. B. ein Prophet einer neuen Sekte, etwa der Mahdi, oder eine Gemeinschaft, z. B. ein Priesterkollegium. Der suggerierende Faktor kann bona fide oder mala fide handeln. Der Suggerierte, der passive Faktor, kann ebenfalls eine einzelne Person sein, aber auch eine mehr oder minder große Volksmasse, eine Gesellschaftsklasse, ein Menschenhaufe, der zu einem gewissen Beschäftigungskreis gehört, endlich auch eine Nation oder die Gesamtheit vieler Völker.

Wir sagten, daß die Haupteigenschaften einer Wahnidee des einzelnen die Selbstbeziehung, die Kritiklosigkeit und die Unmöglichkeit einer Korrektur wären. Eine Wahnidee der Gesellschaft zeigt auch die beiden ersten Eigenschaften, aber die Korrektur ist möglich, selbst wenn sie lange zögert. Weiter sagten wir, daß die Wahnidee im einzelnen Menschen auf Grund eines kranken Geistes entsteht, während sie in der Gesellschaft mittels Suggestion weiter verbreitet wird.

Wir dürfen uns das Seelenleben des einzelnen Menschen und der Gesellschaft gegenüber einer von außen kommenden Einwirkung nicht als eine Wachstafel vorstellen, welche alle Eindrücke ohne Rückwirkung behält. Der einzelne und die Gesellschaft setzen der von außen kommenden Aktion eine Reaktion entgegen. Diese Reaktion fußt auf Erinnerungsbildern, auf ihrer richtigen Assoziation, auf dem

Digitized by Google

Zurückrufen der Phänomene und den diesen folgenden korrelativen Geschehnissen, also sie fußt auf der Erfahrung. Je reichlicher nun die Erfahrung ist, und je zweckmäßiger die die Erfahrung zusammensetzenden Elemente geordnet sind, desto leichter wird der einzelne Mensch und die Gesellschaft auf von außen kommende Einflüsse reagieren.

Wenn nun ein Menschenhaufe, mag er klein oder groß sein, nicht über eine genügende Zahl von Erfahrungen verfügt oder diese zwar besitzt, aber nicht zur Hülfe ruft, so bleibt eine Reaktion aus, er wird die ihm vorgesetzten Ideen, auch die falschesten, ohne Kritik oder, populär ausgedrückt, „ohne Verstand" in sich aufnehmen, besonders wenn sie seiner Gefühlswelt naheliegende Saiten berührt.

Es ist bekannt, daß bei den meisten Menschen der Affekt besser entwickelt ist als der Intellekt. Der Affekt ist die Achillesferse des einzelnen Menschen und der Gesamtheit, hier können sie am besten angegriffen werden. Wer in das Gefühlsleben der Menschen einzudringen versteht, hat seine Sache gewonnen. Deshalb befassen sich Missionare in überseeischen Ländern zuerst mit der Bekehrung von Frauen und Kindern, weil bei diesen der Affekt den Intellekt in hohem Grade überragt. Auguste Comte wandte sich mit seiner neuen Religion zuerst an die Proletarier und die Frauen, weil deren Gefühlsleben durch Bildung nicht angetastet und demnach zur Aufnahme neuer Ideen geeigneter ist.

Friedmann sagt in einem sehr bemerkenswerten Werke[1]): „. . . . planvolle Ueberlegung ist kein Faktor, mit dem geistige Massenwirkungen zu erzielen sind. Dagegen besitzt jeder Radikalismus . . . . den Vorzug der starken Gefühlsbetonung, der Leidenschaft in seinem Vorstellen und zugleich der plastischen Klarheit und Schärfe in seinen Endzielen, sei dies nun der allgemeine Kommunismus, die große »Teilung«, sei es die Wiederherstellung der kirchlichen und religiösen Herrschaft usw."

Man kann von einer weiteren Eigenschaft des Suggerierten sprechen, nämlich der Prädisposition, einem Zustande, in dem die Seele des zu Suggerierenden vorbereitet ist, irgend eine Idee ohne jegliche Kritik aufzunehmen. Diese Prädisposition ist um so größer, je mehr der Affekt den Intellekt an Stärke übertrifft. Es gibt Volksschichten und Altersklassen, in welchen die Menschen besonders prädisponiert sind, neue Ideen ohne jedwede Kritik aufzunehmen. Es gibt sogar historische Epochen, in welchen diese Prädisposition sich zu erhöhen scheint, z. B. das blinde Vertrauen an eine bessere Zukunft zur Zeit der Heiligen Alliance, der Freudentaumel der Völker nach den Ereignissen des Jahres 1848, andererseits der Weltschmerz am Anfange des 19. Jahrhunderts.

Die Verbreitungsart der Wahnideen in der Gesellschaft und die Reaktion der letzteren läßt sich noch von einer anderen Seite aus beleuchten, nämlich wenn wir sie mit der obenerwähnten fortschreitenden Differenzierung der Gesellschaft in Verbindung bringen.

Da irgend eine Gesellschaft desto homogener war, je jünger sie war, mußten die Phänomene notwendigerweise diese homogene Gesellschaft auf einheitlichere Weise betroffen haben, als eine heutige Gesell-

[1]) Dr. M. Friedmann, „Ueber Wahnideen im Völkerleben", 1901, S. 262.

Digitized by Google

schaft. Erdbeben, Sonnenfinsternis, Hungersnot mußte die einzelnen Menschen einer Urgesellschaft zu einer einheitlicheren Reaktion bewogen haben, als wenn dieselben Phänomene den Römern aus der Kaiserzeit, den Franzosen aus der Zeit Voltaires und La Mettries oder einem modernen Kulturvolke erschienen wären. Die gegenseitige Suggestion muß demnach in jenen Urzeiten eine einheitlichere gewesen sein, da die Individuen sich voneinander weniger unterschieden. Die logische Folge hiervon wäre nun, daß eine heutige Gesellschaft mit ihren unzähligen Abstufungen und Schattierungen der Suggestion und der gegenseitigen Suggestion weniger zugänglich sei. Dem ist auch tatsächlich so, da eine und dieselbe Idee nicht in jeder einzelnen Schicht der Gesellschaft auf gleiche Weise annehmbar ist. Je nach der Schicht wird die Reaktion eine andere sein, und eine und dieselbe Idee wird auf die verschiedenste Art aufgenommen werden. Als Beispiel kann hier eine Frage der modernen Agrarpolitik angeführt werden. In einer aus Urmenschen bestehenden Gesellschaft wird es als selbstverständlich gelten, sämtliche durch die Gesellschaft produzierte Bodenfrüchte zum eigenen Gebrauch zu behalten. In der modernen Gesellschaft herrscht eine ganz verschiedene Ansicht über dieselbe Frage beim kleinen, beim mittleren Landwirte, bei dem Großgrundbesitzer, ferner bei Kaufleuten, Industriellen, Sozialisten usw. Jedermann wird dieselbe Frage von einem anderen Standpunkte aus, dem seinigen, behandeln. Es wird auch solche Leute geben, welche diese Frage nicht interessiert, z. B. der Künstler, der Richter.

Die moderne Gesellschaft wird demnach auf eine Idee nicht in einheitlicher Weise reagieren. Darf man hieraus folgern, daß die heutige Gesellschaft als solche der Suggestion weniger zugänglich ist? Schwerlich. Denn was die heutige Gesellschaft durch ihre schier unendliche Gliederung an Suggestibilität verliert, macht sie durch die sich immer mehr vermehrenden suggerierbaren Ideen und durch die unendlich vielen Möglichkeiten der Suggestion wett, und man kann im allgemeinen sagen, daß, je heterogener eine Gesellschaft ist, desto mehr suggerierbare Ideen und Wege der Suggestion ihr zu Gebote stehen werden. Was nun ein besserer Boden zur Verbreitung der Suggestion sei, einerseits die homogenere Gesellschaft mit weniger Wegen und Mitteln der Suggestion oder andererseits die heterogenere Gesellschaft mit ihren unendlich vielen und vielartigen Wegen und Mitteln — wer würde sich getrauen, hierauf eine bestimmte Antwort zu geben? Vorläufig und voraussichtlich noch sehr lange sind wir noch ungemein weit von der exakt quantitativen Behandlung soziologischer Probleme und müssen uns vorderhand begnügen, wenn wir nur qualitative Resultate aufweisen können.

Das bisher Gesagte zusammenfassend, können wir sagen: 1. Wahnideen verbreiten sich in der Gesellschaft im umgekehrten Verhältnisse zum Grade der Differenzierung, aber im geraden Verhältnisse zur Entwicklung der Verkehrs- und Vervielfältigungsmittel und der eventuellen nivellierenden gesellschaftlichen Zustände. Hierbei muß bemerkt werden, daß das Wort „Verhältnis“ nicht im mathematischen Sinne zu nehmen ist. 2. Wahnideen üben ihren Einfluß hauptsächlich auf das Gefühlsleben der Massen aus, die die Wahnideen ohne Kritik annehmen und deren Inhalt auf sich beziehen. 3. In diesen

Digitized by Google

Massen ist zumeist eine Prädisposition zur Aufnahme der Wahnideen vorhanden. 4. Die Wahnideen der Gesellschaft sind zum Unterschiede derjenigen des einzelnen Menschen der Korrektur zugänglich.

III.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen prüfen wir nun die Art und Weise der Erscheinung von Wahnideen in der Gesellschaft, hauptsächlich mit Bezug auf die Aufnahmsfähigkeit der letzteren.

So wie beim einzelnen Menschen, gibt es auch in der Gesellschaft im Ganzen oder in ihren einzelnen Schichten eine Stimmung. Eine gewonnene Schlacht, ein Sieg über einen alten Rivalen hebt die Stimmung der ganzen Nation, ebenso wie die Befreiung der Leibeigenen oder die Entwicklung von Gerechtsamen für einzelne Klassen die der interessierten Kreise. Hingegen zeigt ein die ganze Nation treffender moralischer oder materieller Verlust die Zukunft in düsteren Farben und die Abschaffung der verfassungsmäßigen Rechte sowie das Aufheben der Vorrechte einzelner Volksschichten verursacht in den betreffenden Kreisen eine trübe Stimmung.

Es ist klar, daß eine Gesellschaft (oder einer ihrer einzelnen Teile) je nach der gehobenen, gedrückten oder neutralen Stimmung gegenüber einer neuen Idee anders reagieren wird. Die Revolution von 1789 hielt ganz Frankreich in einer konstanten, gehobenen Stimmung. Die Menschen jubelten, die Morgenröte einer schöneren, besseren Zukunft schien ganz nahe, die „große Nation" übernahm die Führerrolle, sie wollte den übrigen Völkern ein Musterland vorführen, dessen Nachahmung zur Beglückung des ganzen Menschengeschlechtes führen sollte. In dieser gehobenen Stimmung tritt nun Napoleon auf und läßt auf den Schlachtfeldern dreier Weltteile Millionen der Söhne Frankreichs und aller europäischen Länder verbluten, nur getrieben und treibend durch die unter dem Worte „gloire" verborgene Wahnidee. Wäre Napoleon in einer nüchterneren Zeit aufgetreten, so hätte ihm die Wahnidee „gloire" kaum genützt.

Es kamen andere Zeiten. Die französische Nation, wenigstens ihr größter Teil, rüttelte sich aus dem Taumel dieser Wahnidee auf (eine Minorität ist noch heute, nach einem Jahrhundert, von ihr befangen). Die alte Ordnung wurde wieder hergestellt. Hierzu trugen die wichtigsten Herrscher Europas bei, welche mit der Wahnidee „Heilige Alliance" und mit Versprechung politischer Freiheiten die Jugend Europas zusammentrieben, um den korsischen Rivalen abzuschütteln. Sobald dieser gefesselt war, erinnerten sich die gekrönten Häupter nicht mehr der gegebenen Versprechen, und Europa war um eine Enttäuschung reicher.

Beispiele von Wahnideen in der Gesellschaft oder in einzelnen ihrer Teile bieten sich nach Dutzenden und zwar in Politik, Religion, Literatur, Künsten, Wissenschaften und im gesellschaftlichen Leben. Die Verzweiflung der Juden in der babylonischen Gefangenschaft, die Massenselbstopfer der Urchristen, die Bedrückung des russischen Volkes in unseren Tagen — dies alles ist je einer Wahnidee zuzuschreiben. Aber Wahnideen offenbaren sich nicht nur dort, wo die schönsten Güter der Menschheit — Freiheit, Unabhängigkeit — in Betracht kommen, sondern auch in materiellen Dingen. Unter

Digitized by Google

dem Einflusse von Wahindeen standen die Niederländer, als sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts um horrende Preise Tulpenzwiebeln kauften und diesen wertlosen Pflanzenteil zum Gegenstande der fieberhaftesten Börsen- und Differenzgeschäfte machten. Ganz dasselbe läßt sich von den Franzosen sagen, die am Anfange des 18. Jahrhunderts, von den Versprechungen John Laws irregeleitet, die Aktien der ostindischen Kompagnie für fabelhafte Preise ankauften, Preise, welche dem realen Wert der Papiere gar nicht entsprachen[1]).

Es gibt Wahnideen im Leben der Gesellschaft, in welchen die Selbstbeziehung in verhängnisvoller Weise in den Vordergrund tritt, In diesen Fällen suchen sich die Völker gegen die vermeintlichen Feinde oder Verfolger in verzweifelter Weise zu verteidigen und begehen in ihrer blinden Wut, bar aller Logik und der Regeln des gesunden Menschenverstandes, die gräßlichsten Ausschreitungen. Solche Wahnideen waren im Mittelalter, aber auch bis in die neuere Zeit der Glaube an Hexen und an Besessenheit, unter Einfluß von ähnlichen Wahnideen kamen die Kinderkreuzzüge zustande, dann der Glaube an den ritualen Mord, in neuester Zeit besonders die so häufig in Nordamerika und Rußland auftretenden religiösen Sekten, welche sich zumeist an eine falsch oder eigenmächtig und einseitig interpretierte Stelle der Bibel lehnen, ferner „die gelbe Gefahr", die Furcht der Regierungskreise gewisser Länder vor dem Sozialismus, den Freimaurern und der jüdischen Plutokratie, die nervöse Furcht der Franzosen im Dreyfus-Prozesse usw.

Der Anarchismus unterscheidet sich nicht wesentlich von den soeben erwähnten Wahnideen, sondern nur insofern, als die Selbstbeziehung manche der unter ihr Stehenden zur „Tat" treibt. Die Anarchisten gleichen in dieser Beziehung den Begründern religiöser Sekten, indem sie mittels der „Tat" ihre „Ideen" der Welt aufzwingen wollen.

Es ist interessant, aber auch von der Psyche der Gesellschaft a priori zu erwarten, daß beinahe eine jede Wahnidee ihre Literatur hat, und daß manche von ihnen in die Kunst hinüberspielt. Selbst die Größten konnten sich dem Einflusse von Wahnideen nicht entziehen.

Wie schon oben erwähnt war, gibt uns das Schädliche oder das Unschuldige einer Wahnidee mit Bezug auf die Gesellschaft das Kriterium zu ihrer Beurteilung. Eine Wahnidee, die niemandem schadet, kann uns gleichgültig lassen. Um so wichtiger ist die Ausmerzung schädlicher Wahnideen. Wie dies geschehen kann, zeigten die großen Wohltäter der Menschheit, die Fackelträger des Fortschrittes und der Aufklärung. Sie erwiesen, daß der Mensch sich in dem geozentrischen und anthropozentrischen Irrtum in prahlender Selbstverherrlichung auf ein zu hohes Piedestal gestellt hatte; sie zeigten den Weg, den die Menschheit betreten muß, nämlich nicht die Ergründung der Naturkräfte, sondern ihre Gesetze, nicht das Woher? sondern das Wie?

Das Gefühlsleben des einzelnen Menschen und der Gesamtheit ist zu reduzieren und ihre intellektuellen Schätze sind zu vermehren, damit sie, durch Kritik geleitet, sich nicht einer jeden törichten Selbstbeziehung ausliefern.

[1]) Friedmann, l. cit. S. 251—252.

Digitized by Google

Methode vergleichender Völkerkunde.

Privatdozent Dr. Albrecht Wirth.

Koch-Hesse bin ich für manche anerkennenden Worte und für den ehrlichen Eifer, mit dem er auch unbeliebten Meinungen gerecht zu werden trachtet, aufrichtig verpflichtet. Ich möchte mir jedoch zwei grundsätzliche Bemerkungen gestatten, die zugleich an Woltmann und Wilser gerichtet sind.

Die somatische Anthropologie hat noch sehr wenig gesicherte Ergebnisse aufzuweisen. Eine Leuchte der Wissenschaft verwirft das, was eine andere Leuchte gefunden, dem einen Fachkenner scheint äußerst zweifelhaft, was ein anderer für unumstößlich erklärt. Der Arzt, Hofrat Hagen, der seine ganze Kraft, Zeit und Geld seit Jahren lediglich der Anthropologie widmet, hält Schädelmessungen für völlig wertlos. Der Arzt und Anthropologe Bälz hält den subjektiven Gesichtsausdruck eines Typus für äußerst wichtig, und erklärt die Malaien nur deshalb für mongolisch, weil sie, in chinesische Kleider gesteckt, wie Chinesen aussähen. Auch der Anthropologe Ehrenberg ist von seiner früheren Schätzung der Schädelmessung zurückgekommen. Wenn nun die Fachleute dermaßen noch im unklaren sind, so darf man es wahrlich einem Laien nicht verargen, wenn er mit äußerstem Mißtrauen an die bisherigen Forschungsergebnisse der Anthropologie herantritt. Der Laie wird guttun, wenn er bloß ganz sichere und ganz auffallende somatische Merkmale in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, wenn er sich darauf beschränkt, bloß extreme Fälle zu berücksichtigen. In diesem Sinne habe ich auch die Schädelforschung durchaus nicht a limine abgelehnt und habe z. B. die Kurzköpfigkeit der kaukasischen Stämme, der Alpenbewohner und der Südfranzosen als geometrischen Ort zur Feststellung der Kas oder Alarodier in Europa herangezogen. Aber freilich hier, wo einmal eine anthropologische Hülfe nützlich ist, da paßt sie Koch-Hesse nicht, und er will von einem kaukasischen Ursprung des homo alpinus nichts wissen, den doch auch Woltmann anzunehmen scheint. Des weiteren habe ich anerkannt, daß zwischen den „sarmatischen“ und „turanischen“ Schädeln der Hölderschen Sammlung ein so großer Unterschied walte, daß er allein hinreiche, um das Fortbestehen eines nichtarischen Menschenschlages bis in heutige Zeit zu beweisen. Ich habe demnach wohl die Nützlichkeit der Schädelmessungen in bestimmtem Umfange anerkannt, bin aber immer dafür eingetreten, so namentlich in „Volkstum und Weltmacht“ (Seite 6 f.), daß die leibliche Erscheinung einer Rasse nicht durch eine, sondern durch viele einzelne Bedingungen bestimmt ist, also auch, außer durch Farbe, Wuchs, Haare und Schädelart, durch die Stellung der Knie, die Bildung der Füße, Verhältnis der Gliedmaßen zueinander, endlich Gebärde, Haltung und Gang. Für den Buschmann ist vor allem seine gebückte Haltung und seine faltige Haut charakteristisch, für den Neger die Länge seiner Arme und Beine, für die Japaner, worauf mich Dirr aufmerksam macht, eine Bumerang ähnliche Linie der Schenkel, wie sie weder bei Chinesen noch Malaien anzutreffen ist. Für die Erkenntnis jüdischen Blutes gibt es kaum einen sichereren Anhalt als die krumme Stellung der Knie. Wenn es

Digitized by Google

also wissenschaftlich ist, alle erreichbaren Tatsachen heranzuziehen und rücksichtslos Folgerungen daran zu knüpfen, so bedeutet es offenbar einen Mangel an Wissenschaftlichkeit, wenn man einseitig immer nur eine besondere Abart somatischer Merkmale erforscht.

Ueberhaupt aber darf die Anthropologie immer nur ein Element der Völkerkunde bilden. Die Vergleichung von Waffen und Geräten, von Hausbau und Tracht, dann von Ornamenten, die eine ganz besondere Widerstandskraft gegen die Jahrtausende zeigen, endlich psychologischer Eigenschaften, ist gerade so notwendig. Das ist bekannt genug, wird aber von den Anhängern der Schädelmessung nur zu oft vernachlässigt. Die Gemeinsamkeit von Ornamenten, der Dorfanlage und gewisser Sitten, wie z. B. das Augenausschlagen beim Kampfe, ferner des Rucksackes, ist gerade bei dem so heftig bestrittenen Ausdehnungsgebiet der alarodisch-alpinen-pyrenäisch-berberischen Rasse von großer Wichtigkeit. Die Psychologie führt zu der Sprachforschung hinüber. Ich weiß wohl, daß meine sprachlichen Vergleiche oft abenteuerlich anmuten. Eine Verknüpfung der Etrusker mit Kasikumüken und Koreanern, eine Herleitung der Hottentotten aus Südostasien[1]) klingt seltsam. Aber man nehme doch endlich einmal meine Anregungen auf, und begegne mir auf meinem eigenen Felde. Man betrachte doch einmal die tibetischen, altaischen und kaukasischen Wörter, die mir in heutigen deutschen Mundarten aufgestoßen sind, und suche das Material durch weitere nichtarische Wörter aus vorhandenen Idiotica oder mündlicher Forschung zu vermehren. Wenn man da immer mit Schädelmessung kommt, so ist es, als ob ein Rennen zwischen Ski- und Schlittschuhläufern veranstaltet werden solle.

Es ist nicht angenehm, immer von sich selbst zu sprechen. Da aber gerade meine linguistischen Ausführungen fast überall auf Mißtrauen und Widerspruch stoßen, ohne daß je ein Gegner irgend eine spezielle Widerlegung auch nur versucht hätte, so muß es mir gestattet sein, einige Eideshelfer anzuführen. Dirr, der ein ganz hervorragender Spezialist und zugleich universeller Sprachenvergleicher ist, der Grammatiken des Udischen, Tabassaranischen, Artschinischen herausgegeben hat und an der Bearbeitung weiterer vier Dialekte des Daghestan beschäftigt ist, der vortrefflich Arabisch und Türkisch kennt, der Chinesisch und Anamitisch studiert hat, hat absolut dieselben Ideen über den Zusammenhang des Alarodisch-Kaukasischen mit der Sprache des homo alpinus, dem Etruskischen und dem Berberischen, wie ich sie unabhängig von ihm, ohne das Geringste

[1]) Die Intonation des Hottentottischen hatte mich darauf geführt. Nachher sah ich, daß der Fachkenner und Hottentottenmissionar Büttner schon genau dasselbe Argument gebraucht. Auch melden Offiziere, die jetzt in Deutsch-Südwest kämpfen, daß ihnen der Typus der Hottentotten mongolisch vorkomme; wobei zu bemerken, daß so manche Südwestafrikaner auch den Boxerkrieg mitgemacht haben. Der Linguist und spezielle Vergleicher afrikanischer Sprachen, Meinhof, der mir übrigens gerade auf dem letzten Deutschen Kolonialkongreß ein ehrendes linguistisches Zeugnis ausstellte, wies darauf hin, daß die Intonation sich bis nach Mittelafrika hinein erstrecke; aber es ist ja sehr möglich, daß recht viele Mittelafrikaner aus dem fernen Osten eingewandert sind. Frobenius sucht das ergologisch zu beweisen, und The American Antropologist (ich glaube Jahrgang 1901) tut in einem äußerst merkwürdigen Artikel dar, daß alle Herrscherklans im ganzen negroiden Afrika hellerer Färbung und grad- oder adlernasig seien.

Digitized by Google

von seinen Forschungen zu kennen, entwickelt habe. Und merkwürdigerweise hat es sich so gefügt, daß wiederum ganz selbständig noch ein Forscher, dem man ebenfalls mit größtem Mißtrauen entgegenkam, den aber schließlich ein Universitätsprofessur belohnt hat, daß Trombetti in Bologna, vielleicht das größte Sprachgenie der Gegenwart, gleichfalls einen Zusammenhang zwischen Nordafrikanisch, Baskisch und Kaukasisch (Georgisch usw.) vermutet und in ausführlicher Abhandlung bewiesen hat. Hierzu stellen sich v. d. Gabelentz, der verstorbene eminente Linguist, der Baskisch und Berberisch verglich, und der ebenso akkurate wie umfassende dänische Sprachforscher Thomsen, der Etruskisch in die südkaukasischen Sprachen einreihte. Etruskisch! Die Herren Woltmann und Wilser, die so hartnäckig von der Unleugbarkeit arischen Ursprungs der Etrusker reden, sind gebeten, sich einmal das zweibändige Werk von Modestow (Wwedenie w Rimskij istorij)[1]) anzusehen. Es findet sich darin eine Zusammenstellung der neusten Meinungen über die Etrusker. Und was zeigt sie? eine ganz überwältigende Mehrheit für den anarischen Ursprung. Es handelt sich dabei um Meinungen deutscher, französischer, italienischer, englischer, russischer, skandinavischer Gelehrten. Nun einen Schritt weiter! Die Verwandtschaft des Georgischen mit dem Baskischen, die schon vor dreißig Jahren Cust, der großzügige Registrator asiatischer und afrikanischer Sprachen, in seinen monumentalen Anaryan Languages of India einfach debattenlos annahm, kann jetzt als erwiesen gelten. Kürzlich hat Schuchhardt, der Meister der Sprachmischungsprobleme und ein gelehrter Magyare auch tscherkessische (abchasische) Berührungen mit dem Baskischen dargetan, haut also ungefähr in dieselbe Kerbe. Ich bitte nunmehr, hieraus die unausweichliche Folgerung zu ziehen. Die Bewohner der Alpenländer müssen ein Mittelglied zwischen Etruskern und Basken einerseits, den Stämmen des Kaukasus andererseits darstellen.

Jetzt aber die Methode der Sprachvergleichung! Daß sie völlig gesicherte Ergebnisse liefern könne, liegt vor aller Augen. Die voneinander so entfernten Hindu und Iren, die Jakuten und die Osmanen sind dadurch in anerkannte Verwandtschaft geraten. Auch recht abenteuerliche Vergleichungen, solche des Madegassischen und des Maori, 40 Grad südlich der Linie, mit Malaiisch und Formosanisch, 25 Grad nördlich des Gleichers, und selbst mit dem durch einen halben Erdkreis getrennten Hawaiisch haben sich als vollkommen richtig bestätigt. Schwierig und zweifelhaft wird erst die Methode, sobald Mischsprachen vorliegen, sobald die Farbe einer gemeinsamen sprachlichen Unterschicht hier von dieser fremden Uebermalung, dort von jener beeinflußt oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Die wahre Urfarbe herauszuspähen, ist da oft so mißlich, wie etwa bei dem Auge Christi auf Lionardos zerfallenem Abendmahlfresko. Und dennoch haben einige recht bedenkliche Vergleichungen willig Beifall gefunden, so Lepsius' Zusammenstellung des Hottentottischen mit Altägyptisch, Zöllers Einreihung des Papuanischen in das Malaio-Polynesische. Gelegentlich sind wenigstens die Mischfarben einzeln bekannt und

[1]) Die Hauptergebnisse dieser „Einführung in die römische Geschichte" hat der Verfasser selbst auf französisch ad calcem seines Werkes zusammengestellt.

Digitized by Google

der Zweifel haftet sich lediglich an die Frage, welche Einzelfarbe überwiege. So im Singalesischen und Brahui, ob es arisch oder drawidisch; im Ungarischen, ob es türkisch oder finnisch. Sehr häufig aber ist das Mischungsergebnis so einheitlich geworden, daß es fast unmöglich, die Urbestandteile herauszuschälen. So im Koreanischen, das ich für ein Ragout aus Kasikumükisch, Ostjakisch, Tungusisch und Drawida halte. So im Ossetischen, wo durch die iranische Hauptschicht der kaukasische, etwa dem Tschetschenischen verwandte Urgrund fast völlig verdeckt wird. So im Ainu, dessen Urbestandteile in Amerika, in Hainan, am Amur oder gar in Europa gesucht werden. Vollends jedoch wächst die Schwierigkeit ins bodenlose, wird gewissermaßen ein Integral, sobald es sich um untergegangene Sprachen handelt, von denen nur klägliche Reste von Ortsnamen, Personennamen, Glossen bei chinesischen oder byzantinischen Lexikographen oder bestenfalls einzelne Worte auf Inschriften erhalten sind. So ist alles, was wir von der Sprache der Baschi-Insulaner wissen, ein Exzerpt aus einem japanischen Kompendium des 13. Jahrhunderts, wo die Zahlen der Baschi angegeben sind. Was wir vom Lykischen wissen, beruht auf etwa anderthalb Dutzend sehr kurzer Inschriften und einigen Glossen bei Hesych. Das Skythnische ist aus einigen Wörtern bei Herodot und Plinius und zahlreichen Personennamen zu enträtseln. (Beiläufig, da Wilser unentwegt die iranische Art der Skythen verficht: skythisch temirinda heißt „Mutter des Meeres"; temirin ist der reguläre Genitiv von türkisch temir Meer, und da heißt auf georgisch Mutter.) Das klassische Beispiel für die vielseitige Analyse verschollener Sprachen ist das Etruskische. Corssen erklärte es für oskisch, andere dachten an Hebräisch, Aegyptisch, Baskisch, sogar Mongolisch und Chinesisch. Wie soll man nun in einem solchen Falle vorgehen? Es ist da offenbar nicht damit getan, wie Koch-Hesse fordert, die Gemeinsamkeit grammatischer Struktur zu erweisen, denn was wissen wir bei so verzweifelten Patienten viel von der Grammatik? Also werden wir uns im wesentlichen auf Wort-Vergleichungen beschränken müssen. In ermüdender Gleichförmigkeit höre ich stets von allen Seiten die Anklage gegen mich: mit dem bloßen Anklang der Wörter und Namen sei nichts anzufangen. Ich frage aber: was in drei Teufels Namen soll ich vergleichen, wenn, wie vom homo alpinus, nur Wörter und Namen da sind? Im übrigen, daß Grammatik wichtig, weiß ich allein und danke für gütige Belehrung, allein mir scheint, darüber sei doch und zwar schon seit Jahrzehnten der Wortschatz zu sehr vernachlässigt worden. Wenn wir das Englische betrachten, so finden wir, es zeigt angelsächsische Grammatik; sollen indes die Tausende romanischer Wörter ganz ignoriert werden? Sie legen doch klärlich Zeugnis ab von der Vermischung mit dem Französischen. Und das Keltische? Nichts ist sicherer, als daß Kelten auf den britischen Inseln gehaust haben; kann man das aber aus der Grammatik des heutigen Englisch erschließen? Mit nichten, wohl aber aus überlebenden keltischen Worten, die etwa 2 pCt. des Neu-Englischen ausmachen. Genau so ist es beim Armenischen und Ossetischen. Die Grammatik ist unzweifelhaft arisch, dagegen ist ein keineswegs unbeträchtlicher Bestandteil des Wortschatzes ebenso unzweifelhaft nicht-arisch, sagen wir einmal alarodisch. Gleichermaßen enthält das heutige Deutsch, insonderheit in den Mundarten, Wörter, die man

Digitized by Google

direkt als tschetschenische, georgische, tibetische erkennen darf. Nun wäre es eine Unbilligkeit, zu verlangen, daß auch der grammatische Zusammenhang zwischen der Sprache des homo alpinus und dem Turanischen nachgewiesen werde. Denn wo nichts ist, da hat auch der Grammatiker sein Recht verloren. Höchstens in Ausnahmefällen, wie gedachter Genitivform temerin oder bei rätischen Städtenamen auf ns, wie Schruns, Bludenz, Sargans, kann die Grammatik geeigneter- und willkommenerweise in ihre Rechte eintreten. Nun der Anklang! Daß es Hunderttausende von zufälligen Anklängen gebe, ist klar, aber beweist gar nichts. c kommt in c-Dur und as-Dur vor. Auf den Zusammenhang, auf das System der Tonart kommt alles an. Aus anthropologischen Gründen, historischen Wanderungen, Meeresströmungen, die solche befördern, ergologischen Gemeinsamkeiten, wird zunächst eine Verwandtschaft wahrscheinlich; dann erst, nachdem eine geographisch-ethnologisch-historische Grundlage schon da ist, errichtet hierauf der Linguist sein Werk. Dabei kommt ihm allerlei zur Hülfe. Unverkennbare Gleichheit von Götternamen und Titeln, wie adon = Adonis, Tarkon = Tarquinius. Ferner Gleichheit von Klang und Bedeutung. Wenn pattawa sowohl südkaukasisch als auch südtibetisch eine Lederriemengamasche bedeutet, wer hätte da die Stirn, das für zufällig zu erklären? Oder wenn, wie mich Dirr belehrt, schwäbisch gischbel = Zorngickel, Tropf ebenso und mit derselben Meinung im Georgischen vorkommt? Wenn die türkische kibitka Zelt, im Ladinischen als kibikka Haus auftaucht? Wenn kut Pferd im Tibetischen und Salzburgischen ist? Natürlich liegt die Sache nicht immer so leicht. Ein Name, wie Amaterasu, ist aus drei grundverschiedenen Sprachen hergeleitet worden. Ob Gaul mit albanesisch und Brahui kal zusammenhängt oder aus caballus herzuleiten sei, ist gar nicht so einfach zu entscheiden. Gerade methodisch bemerkenswert ist folgendes Beispiel. Muncaszy, der für einen trefflichen Spezialisten gilt, führt zuversichtlich madjarisch ur auf iranisch ahura zurück. Wer jedoch erwägt, daß in zwanzig nordasiatischen Sprachen ähnliche Formen, wie ur Herr, Mensch, Mann bedeuten[1]), wird sich ohne Zögern dafür entscheiden, daß ur altes turanisches Erbgut sei. Noch mißlicher wird die Vergleichung, sobald die Bedeutung schwankt oder wechselt. So kann man wohl vermuten, aber nicht mit Sicherheit erklären, daß georgisch gomerd Gott mit baskisch ceruet Himmel und lateinisch caeruleus blau zusammenhänge. Hier liegt lediglich eine gewisse Wahrscheinlichkeit vor, deren Größe zu ermessen, subjektiven Empfindens ist. Methodisch ist aber die Gleichung vollkommen erlaubt, da georgische und baskische Grammatik identisch sind. Wenn dergestalt der Boden vorbereitet ist und eine Anzahl wahrscheinlicher Gleichungen vorliegt, kann man wieder einen Schritt weitergehen und Orts- und Stammesnamen vergleichen. Ich gebe ausdrücklich zu, daß ohne sonstigen Anhalt eine Zusammenstellung von Namensanklängen völlig zwecklos sei. Ich hoffe jedoch dargetan zu haben, daß es meinen Hypothesen an solchen Anhalten nicht fehlt, daß meine Methode doch folgerichtiger und begründeter ist, als es bei der Sprunghaftigkeit so mancher Ausführungen vielleicht den Anschein hat.

[1]) Vergl. meinen Aufsatz in Sbornik materialov, Tiflis 1906, Juni.

Digitized by Google

Gewiß, die Methode kann noch verfeinert und zugleich auch erweitert werden. Manches ist von vergleichender Lautphysiologie zu hoffen. Das gutturale ch der Hochschotten, der Schweizer, der Toskaner, der Spanier, die Nasalierung in Irland, Frankreich, Frankfurt, Lissabon mag auf gemeinsame physiologische Artung, iberisch-etruskische und keltische zurückgehen. Es ist bekannt, daß der Japaner kein l und der Chinese kein r aussprechen kann. Die Franzosen Siziliens fielen durch „cicere", die Feinde der Benjamiten durch „Schibolet". Die Tschechen haben ihr geliebtes ř, die Hottentotten ihre Schnalzlaute. Das kann methodisch verwertet und zu wichtigen Schlüssen ausgebeutet werden. Schon durch das Unvermögen, r am Ende zu sprechen, verraten die Farbigen Amerikas ihren westafrikanischen Ursprung. Die reiche Vokalisierung einer nordasiatischen Sprache in Japan verrät den Einfluß malaiischer Eroberung. Das th der Engländer kommt vom Festland, wo noch jetzt im Friesischen ein leises th besteht. Das j der Berliner und Schweden in „jut" und „Jot" rührt aus dem Slawischen, was, beiläufig, die Meinung Wilsers von der rein germanischen Abkunft der Schweden widerlegt, wenn das überhaupt noch nötig wäre — ich erinnere an die völlig nicht nur ungermanische, sondern unarische Postfigierung des Artikels im Skandinavischen, die sonst bloß auf der ganzen Erde im dakisch gefärbten Rumänisch, im hürkanisch basierten Bulgarisch im Baskischen und im hethitisch beeinflußten Aramäisch. Nun vom Bekannten zum Unbekannten! Wenn bei den Xosa und Zulu Schnalzlaute auftauchen, so wird eben allgemein angenommen und ist unschwer zu belegen, daß Buschmänner, deren Sprache die schnalzigste aller Menschensprachen, sowie auch Hottentotten noch vor wenigen Jahrhunderten bis nach Durban zu wohnten. Wie aber, wenn bei Waldstämmen Sumatras und Borneos Schnalzlaute auftauchen? p verflüchtet sich zu h im Armenischen und Spanischen; gemeinsamer Einfluß des Baskisch-Kaukasischen? Aehnlich könnte wohl eine Einwirkung des Indianischen und auch des Afrikanischen (wa' statt war im Süden der Union) auf die Aussprache des Yankee-Englisch dargetan werden. Nicht minder eine solche des Drawida, namentlich seiner vertrackten Dentale, auf das Hindu. Das unglaublichste Zusammenziehen der Konsonanten findet sich im Alpendeutsch („balst'n", „Gmarktl", „Gschertn"), im Kaukasischen und im Tibetischen, also auf dem großen Gebiete der Kas oder Alarodier.

Noch ein Schlußwort über Alarodier. Woher weiß Koch-Hesse, daß unsere Alpenbevölkerung dem Hethiter völlig unähnlich? Man sehe sich doch die in Betracht kommenden Rassen einmal in natura an, statt beständig dicke Aufsätze und Bücher darüber zu schreiben. Ich bin je zweimal bei den Basken, im Kaukasus und in Kleinasien gewesen; möchten doch meine Gegner auch einmal eine Okularinspektion vornehmen, dann würden sie rasch ihre Ansichten ändern. Allerdings — man kann das gar nicht genug betonen — ist auch die alarodische Rasse nichts weniger als einheitlich. Der Typ des Tscherkessen weicht stark von dem des Inguschi und des Georgiers ab. Aber auch der Typ des großnasigen Türken stimmt durchaus nicht zu dem konventionellen Typ des Mongolen und seiner „Regennase" und doch gehört linguistisch der Türke zur altaischen

Digitized by Google

oder mongolischen Gruppe. Wir haben aber eine adler- oder auch geiernasige Herrenrasse und eine plattnasige Volksrasse anzunehmen. Selbst in Nordchina habe ich die schönsten Adlernasen beobachten können. Bleibt nur die Frage: von welchem Typ stammt die Sprache?

Ursprachen und Urrassen der Mittelmeerländer.

Dr. Alexander Koch-Hesse.

Wirth greift mich an, weil ich Zweifel an seiner Theorie des Homo alpinus geäußert habe. Nach dieser Theorie soll der Alpinier erstens eine Sprache gesprochen haben, die noch heute in süddeutschen Ortsnamen und Dialektbezeichnungen lebendig ist. Es soll zweitens diese Sprache stammverwandt sein mit dem Berberischen, Baskischen, Etruskischen und mit den alarodischen Sprachen Vorderasiens, zu denen das Hethitische und mehrere kaukasische Mundarten gehören. Es soll drittens daraus folgen, daß die Träger aller der genannten Sprachen blutsverwandt seien. Es sollen viertens alle diese blutsverwandten Völker, soweit sie in Europa wohnen, von Asien her eingewandert sein. Und es soll fünftens diese Einwanderung vor gar nicht allzufernen Zeiten geschehen sein. Man sieht, daß diese Theorie in Wirklichkeit aus einer Reihe von fünf Annahmen besteht, von denen sehr wohl ein Teil richtig und ein anderer Teil falsch sein könnte.

Was zunächst die beiden letzten Annahmen anlangt, so erscheint mir die Einwanderung aller unter dem anthropologischen Begriff des homo alpinus zusammengefaßten kurzköpfigen Elemente aus Asien allerdings als ein Gebot wissenschaftlicher Reinlichkeit. Denn es wäre widersinnig, anzunehmen, daß derjenige Teil der Erdoberfläche, welcher drei so verschiedene Rassen, wie Neger, Mittelländer und Nordländer, alle drei aber mit langem Schädel erzeugt hat, noch eine vierte Rasse mit kurzem Schädel hervorgebracht haben sollte. Der Kaukasus mag eine wichtige Station der Einwanderung der Alpinier aus Asien gewesen sein. Ihn als ihr Ursprungsland anzunehmen, scheint mir wegen der zu großen geographischen Nähe des Ursprungs der langköpfigen Rassen unstatthaft. Da nun aber Wirth mit großer Vorliebe auf die Verwandtschaft kaukasischer Elemente mit tibetischen hinweist, so wird es ihm vielleicht sympathisch sein, wenn ich erkläre, daß mir von allen Ländern der Erde Tibet die meiste Wahrscheinlichkeit dafür hat, als Ursprungsland des Alpiniers angesehen zu werden. Die Gründe für diese meine Hypothese würden an dieser Stelle zu weit führen. Gehe ich mit Wirth soweit konform, so muß ich ihn andererseits darauf hinweisen, daß die Einwanderung der kurzköpfigen Menschen nach Europa doch sehr viel weiter zurückliegt, oder wenigstens sehr viel früher begonnen hat, als er es sich vorstellt. Wenn auch der Mensch von Krapina, den sein Entdecker zuerst für kurzköpfig hielt, wahrscheinlich doch langköpfig gewesen ist, wenn wir ferner auch annehmen, daß der vereinzelte rundköpfige Schädel von La Truchère nur infolge der Wasserkopf-Erkrankung seine

Digitized by Google

Dolichocephalie verloren hat, so existierten doch nach Lapouge bereits zu Anfang der vierten Zwischeneiszeit in den Pyrenäen Kurzköpfe mit Magdalenien-Kultur; es ist das der sogenannte Typus von Estagel. Allgemein anerkannt aber ist das Auftreten des Asiaten in Europa in der neolithischen Periode, also mindestens 6000 v. Chr., da um jene Zeit das Neolithikum schon von der Kupfer- und dann von der Bronzezeit überwunden wurde. Ich hoffe also, Wirth wird seine Behauptung, der Alpinier sei erst in frühhistorischer Zeit eingewandert, zurücknehmen. Wahrscheinlich sitzt Homo alpinus 10000 Jahre in Europa. Daß unter diesen Umständen seiner Einwanderung mittels der linguistisch-historischen Methode beizukommen wäre, erscheint mir unwahrscheinlich. Wenn eine „historische" Einwanderung überhaupt nachgewiesen werden wird, so kann es sich bei dieser nur um einen Nachtrab, also um ein Ereignis von rassengeschichtlich ziemlich geringer Tragweite handeln. Schließlich kann man ja auch die Hunnen- und Magyareneinwanderung im ersten Jahrtausend n. Chr. als einen solchen Nachtrab auffassen. Wie gering sind aber die anthropologischen Spuren dieses Hunnen- und Magyarensturms in Mitteleuropa im Vergleich mit dem gewaltigen Phänomen des Homo alpinus, dessen Vor- und Zurückweichen in fast allen Kulturstaaten Europas eine geradezu entscheidende Rolle spielt.

Nun komme ich zu den drei ersten Annahmen der Wirthschen Alpinier-Theorie. Wirths theoretische Ausführungen über die Methode der Sprachvergleichung zu ethnologisch-historischen Zwecken unterschreibe ich Wort für Wort. Wenn ich in meinem Aufsatze: „Zur Rassengeschichte Asiens und Osteuropas" (IV. Jahrg., Heft 11) gefordert habe, man solle die ganze „Struktur" zweier Sprachen vergleichen, so meinte ich mit dem Worte Struktur durchaus nicht nur die Grammatik, wie Wirth glaubt, sondern Grammatik und Wortschatz zusammen. Dadurch zielt ein großer Teil seiner an mich gerichteten und durch das vorgebrachte Material sehr instruktiven und lesenswerten Polemik an mir vorbei. Daß man nun die untergegangene Alpinierspräche nicht auf ihre Grammatik hin untersuchen kann, ist selbstverständlich. Aber auch der Wortschatz ist vorläufig noch unbekannt. Wer ihn ermitteln wollte, müßte 1. aus den europäischen Sprachen alle Elemente zusammenstellen, die bestimmt nicht-arisch sind, müßte 2. aus diesen alle Sprachelemente ausscheiden, die durch historisch bekannte Einwanderer (Phönizier, Karthager, Spätrömer, Hunnen, Magyaren, Araber, Juden, Zigeuner, Türken, Finnen usw.) nach Europa verschleppt[1]) oder durch europäische Händler oder Kreuzfahrer importiert sein können, müßte 3. innerhalb Europas dieselben nicht-arischen und nicht durch jüngeren Import übergekommenen Wortelemente in verschiedenen Ländern in der gleichen Bedeutung nachweisen und müßte 4. zeigen, daß dieser so entdeckte alteuropäische und doch nicht-arische Wortschatz mit größerem Rechte der alpinen als der mediterranen Rasse zuzusprechen sei. Allen linguistischen Bestrebungen in dieser Richtung werde ich stets mit dem lebhaftesten Interesse folgen. Auch will ich dankbar

[1]) Wie weit die von Wirth als alpin angesehenen Worte, wie schwäbisch: gischbel = Tropf, ladinisch: kibikka = Haus, salzburgisch: kut = Pferd usw. etwa durch Alanen, Türken und Hunnen aus Asien eingeschleppt sind, wird nur eine mühsame Detailforschung lehren können.

Digitized by Google

anerkennen, daß Wirth schon einige Anregungen und Vorstudien hierzu gegeben hat. Nur heute schon aus diesen Vorstudien historische Schlüsse zu ziehen, erscheint mir unstatthaft. Was speziell die Etruskersprache anlangt, so steht es wohl fest, daß sowohl arische, als nichtarische Elemente in ihr enthalten sind. Fraglich ist also nur, ob die nicht-arischen Elemente aus der Sprache des Alpiniers, des Mittelländers oder einer dritten Rasse stammen. Die mir bisher bekannt gewordenen Wortgleichungen mit kaukasischen Worten sind viel zu dürftig und vereinzelt, um einen Schluß daraus zu ziehen. Ausdrücklich aber möchte ich hervorheben, daß ich die Annahme des alarodischen Ursprungs der nicht-arischen Elemente im Etruskischen durchaus nicht bekämpfe, sondern daß ich sie für eine noch unbewiesene Möglichkeit halte, neben der andere Möglichkeiten als vorläufig gleichberechtigt stehen.

Für unmöglich halte ich dagegen einen gemeinsamen Ursprung des Hethiters und des Alpiniers. Wirth legt großen Wert darauf, ähnliche Gesichtsbildungen im Kaukasus, in Kleinasien und in den Pyrenäen gefunden zu haben. Das bestreite ich durchaus nicht. Wohl aber betone ich, daß in Vorderasien seit Jahrtausenden eine Rasse mit ganz festumschriebenen Merkmalen sitzt. Ihr markantestes Merkmal ist die sogenannte „Judennase", die richtiger die „Armeniernase" heißt, weil das armenische Hochland von jeher das Ausstrahlungsgebiet dieser Rasse war, und weil alle spezifischen Rassenmerkmale, insbesondere also auch die kolbenförmige Nase, beim Armenier viel reiner und intensiver auftreten, als bei dem mit viel indogermanischem und etwas semitischem Blute durchsetzten Juden. Diese armenoide Rasse, der man mit Chamberlain auch den Namen des Homo syriacus geben kann, weil sie in Nordsyrien die bedeutendsten Ruinenstätten zurückgelassen hat, hat nun nach allgemeiner Ueberzeugung bei Beginn der Quellen-Historie die hethitische Sprache gesprochen, so daß man sie meist kurz als hethitische Rasse bezeichnet. Nach Hommel bildet nun die hethitische Sprache ein Hauptglied der alarodischen Sprachgruppe. Wirth rechnet nun auch Basken und Alpinier der alarodischen Sprachgruppe zu, was ich, wie gesagt, für unbewiesen halte, und er mutet uns weiter zu, auch somatisch den Pyrenäen- und Alpenbewohner mit dem hethitischen Armenier für gleichen Stammes zu halten.

Nun gilt aber die armenoide Nase und die mit ihr parallel gehenden weiteren somatischen Merkmale in ganz Europa mit ziemlichem Recht als spezifisch jüdisch, mit vollem Recht als jüngerer asiatischer Import. Wie wäre das möglich, wenn auch dem nichtjüdischen Brachycephalen, dem Alpinier, d. h. wenn etwa der Hälfte aller Deutschen, Franzosen usw. das hethitische Gesichtsmerkmal als erb- und eigentümlich zukäme? Diese Frage wird mir Wirth von seinem Standpunkte aus nicht beantworten können. Allerdings gibt es Rassenmerkmale, die im Laufe von Jahrtausenden sehr wohl verschwinden können. Zu diesen scheint das straffe Haar zu gehören, das die mongoloiden Vorfahren des Alpiniers in Tibet doch wohl gehabt haben, und das in Europa dem schlichten oder welligen Haare gewichen ist. Das Verschwinden des Straffhaares wird aber für denjenigen nichts Auffälliges haben, der in Amerika beobachtet hat, daß bei Mischungen aus den verschiedensten Rassen in der Skala kraus,

Digitized by Google

lockig, wellig, schlicht, straff das krause Haar die meiste, das straffe die geringste Durchschlagskraft besitzt. So plausibel aber das Verschwinden des mongoloiden Straffhaares beim Alpinier erscheint, so unwahrscheinlich wäre das Verschwinden der armenoiden Kolbennase bei ihm. Denn an den verschiedenen Juden-Typen und noch mehr an ihren Kreuzungen mit Germanen kann man es ja täglich beobachten, eine wie geradezu fabelhafte Durchschlagskraft die armenoide Nase besitzt.

Allerdings haben Armenier und Alpinier das gemeinsame Merkmal der Kurzköpfigkeit, ebenso wie noch andere Rassen es haben. Deshalb braucht man aber zwischen ihnen keine nähere Verwandtschaft anzunehmen, als sie zwischen dem Europäer und dem Neger besteht, die ja ihrerseits das gemeinsame Merkmal der Langköpfigkeit besitzen. In diesem Falle ist es also Wirth, welcher die Beweiskraft der Schädelmessungen überschätzt und die Gesichtsbildungen vernachlässigt.

Es bleiben also nur noch drei Möglichkeiten übrig:

Entweder ist das Alarodische die Ursprache der armenoiden Rasse (homo syriacus). Die armenoide Rasse hätte bei dieser Annahme, wie nach Kleinasien, so auch nach dem benachbarten Kaukasus einige Ableger hineingeschickt. Sollte es sich dann herausstellen, daß die nicht-arischen Bestandteile des Etruskischen wirklich alarodisch sind — was bis heute nicht feststeht, aber doch an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat — so würde die von Vielen erwogene und seit der Entdeckung der lemnischen Doppelinschrift nicht mehr phantastische Möglichkeit einer Einwanderung des etruskischen Mischvolkes oder des einen etruskischen Mischbestandteiles von Kleinasien über Griechenland her um so besser zu dem Ganzen stimmen, als ja auf etruskischen Bildwerken die armenoide Kolbennase tatsächlich wohl vorkommt (vergl. Thomsens Sprachgleichung: etruskisch = südkaukasisch). Da nun die Etrusker nachweislich zeitweise bis in die Alpen hinein geherrscht haben, so würden selbst alarodische Sprachbestandteile in den Alpendialekten (Ladinisch!), falls sie besser als bisher nachgewiesen würden, diese erste Hypothese noch nicht beseitigen. Nur die nicht-arischen Bestandteile des Baskischen wären vom Alarodischen ganz zu trennen.

Die zweite Möglichkeit ist die, daß auch das Baskische als alarodische Sprache (nicht nur als kaukasusverwandte, als welche sie in den Sprachgleichungen von Cust, Schuchardt und Trombetti erscheint) wirklich nachgewiesen wird, und daß weitere Gründe hinzukommen, um am Alarodischen die Ursprache des Alpiniers zu erkennen. In diesem Falle hätte der Hethiter Armeniens seine älteste bekannte Sprache ebenso durch Unterjochung von Norden her bekommen, wie er seine jetzige, semitische Sprache nachweislich später durch Unterjochung vom Süden her bekommen hat.

Die dritte, allerdings am wenigsten wahrscheinliche Möglichkeit ist die, daß das Alarodische die Ursprache des Mittelländers (homo mediterraneus) ist, und von dieser auf verschiedene fremde Rassen übertragen wurde.

Die arische Ursprache gehört sicher zum Nordeuropäer. Im übrigen aber haben wir in den Mittelmeerländern noch drei Rassen (die mediterrane, die alpine und die armenoide) und eine Anzahl Sprachen,

Digitized by Google

von denen wir noch nicht genau wissen, in wie viele Gruppen sie zerfallen. Sicher ist nur, daß auch das Semitische mit den übrigen genannten Sprachen nicht verwandt ist. Daraus ergeben sich folgende verschiedene Möglichkeiten:

I. Das Alarodische als Ganzes (nicht nur einzelne Elemente einzelner hauptsächlich alarodischer Dialekte) erweise sich mit den nicht-arischen Bestandteilen des Baskischen als stammverwandt. Dann ist das Alarodische sicher nicht die Ursprache der armenoiden Rasse.

A. Auch der nicht-arische Teil der etruskischen Sprache erweise sich dabei mit dem Baskisch-Alarodischen stammverwandt. Dann ist diese gemeinsame Sprachgruppe

Entweder 1. die Ursprache der mediterranen Rasse. Man weiß dann weder über die alpine noch über die armenoide Ursprache etwas. Das Semitische ist dann negroid.

Oder 2. die Ursprache der alpinen Rasse. Dann wäre das Semitische die Ursprache der mediterranen Rasse[1]), und nur die der armenoiden bliebe unbekannt.

B. Der nicht-arische Teil der etruskischen Sprache erweise sich dabei mit dem Baskisch-Alarodischen nicht als stammverwandt. Dann gehört er

Entweder 1. zu der aus ihrer Heimat vertriebenen Ursprache der armenoiden Rasse. Das Baskisch-Alarodische wäre dann

Entweder a) Ursprache der alpinen Rasse. Dann ist das Semitische die Ursprache der mediterranen;

Oder b) Ursprache der mediterranen Rasse. Dann ist das Semitische negroid;

Oder 2. zur Ursprache der mediterranen Rasse. Das Baskisch-Alarodische wäre dann bestimmt alpin, das Semitische bestimmt negroid.

II. Das Alarodische erweise sich als dem Baskischen ursprünglich stammesfremd, was nicht ausschließt, daß sich vielleicht beide Sprachen in einer und derselben kaukasischen Mundart gemischt haben.

A. Der nicht-arische Teil der etruskischen Sprache sei dagegen mit dem Alarodischen stammverwandt. Dann ist das Baskische

Entweder 1. mediterran. Das Semitische ist dann negroid und das Alarodisch-Etruskische

Entweder a) alpin. Dann ist die armenoide Ursprache unbekannt;

Oder b) armenoid. Dann ist die alpine Ursprache unbekannt;

Oder 2. alpin. Das Alarodisch-Etruskische ist dann

Entweder a) mediterran. Dann ist das Semitische negroid

Oder b) armenoid. Dann ist das Semitische mediterran.

B. Der nicht-arische Teil der etruskischen Sprache sei dagegen mit dem nicht-arischen Teil des Baskischen stammverwandt. Dann ist das Alarodische

Entweder 1. mediterran. Das Semitische ist dann negroid, das Baskisch-Etruskische ist alpin

[1]) Wilser rechnet sowohl den baskischen Iberer als den semitischen Araber zur mediterranen Rasse, ohne den Versuch zu machen, beide Sprachen in Beziehung zu bringen. Das ist eine Inkonsequenz.

Digitized by Google

Oder 2) armenoid. Dann ist das Baskisch-Etruskische

Entweder a) alpin. Das Semitische ist dann mediterran;
Oder b) mediterran. Das Semitische ist dann negroid;

Oder 3. alpin. Dann ist das Baskisch-Etruskische sicher mediterran, das Semitische sicher negroid.

C. Der nicht-arische Teil der etruskischen Sprache sei auch weder mit dem Baskischen noch mit dem Alarodischen stammverwandt. Dann ist es

Entweder 1. mediterran. Das Baskische ist dann alpin, das Alarodische armenoid, das Semitische negroid;

Oder 2. alpin. Das Baskische ist dann mediterran, das Alarodische armenoid, das Semitische negroid.

Es ist sehr lehrreich, sich diese fünfzehn verschiedenen Möglichkeiten einmal vorzustellen, um sich der ganzen Schwierigkeit einer sicheren Lösung des Problems der Ursprachen und Urrassen der Mittelmeerländer bewußt zu werden, zugleich aber auch um zu einer wahrscheinlichen Lösung per exclusionem zu kommen.

Die weitverbreitete Auffassung, das Semitische als die Ursprache einer negroiden Mischbevölkerung anzusehen, erscheint mir nämlich doch schwer haltbar. Ist es auch ein Bindeglied zwischen dem Arischen und dem Kafrischen, so hat dieses Bindeglied doch nicht den Charakter einer Mischung, sondern den eines wahrhaften missing linc, eines dem Arischen näher als dem Kafrischen stehenden selbständigen Uebergangsgliedes, es hat linguistisch genau die Stellung zwischen dem Arischen und dem Kafrischen, welche anthropologisch von den Mediterranen zwischen Nordländern und Negern eingenommen wird. Daß übrigens die reinen Semiten selbst, d. h. körperlich mediterran sind, steht fest. Wahrscheinlich ist aber, wie gesagt, auch ihre Sprache nichts anders als der einzige Rest der mediterranen Ursprache. Nimmt man dies an, so fallen von den obigen Möglichkeiten folgende fort: I A 1, I B 1 b, I B 2, II A 1 a, II A 1 b, II A 2 a, II B 1, II B 2 b, II B 3, II c 1 und II c 2. Von den fünfzehn Möglichkeiten bleiben also nur vier übrig.

Von diesen entspricht der Fall I A 2 ungefähr der Wirthschen Auffassung. Doch gehören, wie aus der Tabelle hervorgeht, zu seiner Annahme außer der Gleichung semitisch = mediterran noch zwei überaus schwierige Nachweise von Sprachgleichungen, und die armenoide Rasse bliebe ohne zugehörige Ursprache.

Zu den drei übrigen Annahmen gehört immer nur je ein Nachweis. Bei jeder der drei Annahmen bleibt zudem die Beziehung von Ursprachen auf Urrassen ohne einen störenden Rest. Aus diesen beiden Gründen verdient die Wahl zwischen einer dieser drei Ausnahmen bis auf weiteres methodologisch den Vorzug vor der Annahme Wirths. Es wird also darauf ankommen, welche Sprachgleichung vollkommener gelingen wird, nämlich

Entweder: Alarodisch = baskisch. Das wäre dann die Ursprache des Homo alpinus. Das Etruskische wäre dann vom Homo syriacus beeinflußt, während dieser erst später alarodisch und noch später semitisch gesprochen hätte (Fall I B 1 a);

Digitized by Google

Oder: Alarodisch = etruskisch. Das wäre dann die Sprache des Armenoiden, während das Baskische allein dem Alpinier zukäme (Fall II A 2 b);

Oder: Baskisch = etruskisch. Dies wäre dann die Sprache des Alpiniers (Fall II B 2 a). Doch ist gerade diese Sprachgleichung von den Linguisten bis jetzt nicht aufgefunden, womit auch Wirths Annahme fällt.

Im Baskischen also scheint, entgegen der Annahme Wilsers, auf jeden Fall ein Rest der Alpiniersprache vorhanden zu sein. Weiteren Versuchen Wirths, Sprachgleichungen zwischen dem Baskischen und süddeutschen, norditalienischen, südslawischen und kaukasischen Mundarten sehe ich daher mit großer Spannung entgegen, werde aber bis auf Weiteres annehmen, daß alle „alpinoiden" Elemente in den kaukasischen Sprachen spezifisch nicht-alarodisch sind, da die Hommelsche Alarodiergruppe geographisch viel zu gut mit der armenoiden Rasse zusammenfällt, als daß man sie ohne zwingenden Grund von ihr trennen sollte.

Von den zuletzt noch gebliebenen drei Annahmen dürfte also die mittlere (Fall II A 2 b) nach dem gegenwärtigen Stande der Forschungen die meiste Wahrscheinlichkeit haben. Danach scheinen also die Etrusker ein arisch-alarodisches Kreuzungsprodukt darzustellen, ganz wie die — Juden. Da Etrurien zum ursprünglichen Verbreitungsgebiet der mittelländischen Rasse gehört, so dürfte auch der mediterransemitische Einschlag, der den Juden für lange Zeit die Sprache gegeben hat, den Etruskern nicht ganz fehlen. Etrusker wie Juden zeigen eine auffallend starke Assimilierbarkeit, d. h. eine besondere Aufnahmefähigkeit für fremde Kulturen. Sie haben eine hohe, aber einseitige, besonders auf merkantile und transzendentale Abstraktion gerichtete Begabung. Der immerhin auch hervortretende Unterschied dürfte darauf zurückgehen, daß diejenigen Semiten, die den mediterranen Einschlag der Juden lieferten, durch die Jahrtausende lange Zucht in der arabischen Wüste nach Peschel die Richtung auf Vereinheitlichung und die Fähigkeit zu herrschen bekommen haben, zwei Eigenschaften, die den andern Mediterranen wohl fehlen. Daraus erklärt sich der Monotheismus und die Sprach-Semitisierung der Juden zum Unterschied von den Etruskern, mit denen sie körperlich und geistig sonst so viele Aehnlichkeit haben. Dagegen zeichnet sich das kulturarme Bergvolk der Basken, trotzdem der arische Kreuzungsfaktor und wahrscheinlich auch der mediterrane Einschlag nicht fehlen, ebenso wie gewisse Kaukasusstämme gerade durch den Mangel an Assimilierbarkeit aus. Schon aus diesem Grunde sollte man sie mit Etruskern und Armenoiden nicht zusammenwerfen.

Gedanken zur Sexualpolitik.

Dr. Kaspar Schmidh.

Als ich vor nunmehr gut zwölf Jahren eine Broschüre veröffentlichte, in welcher die schweren Mißstände unseres heutigen Sexuallebens freimütig aufgedeckt und auf die der Volksgesundheit und Rassenkonstitution daraus erwachsenden Gefahren

Digitized by Google

hingewiesen wurde, da war das, glaube ich, das erstemal, daß überhaupt jemand außerhalb des Rahmens fachwissenschaftlich-medizinischer Blätter ein so heikles Thema zu behandeln und zur öffentlichen Diskussion zu stellen wagte. Wie hat sich seitdem die Zeit geändert! Eine mit jedem Jahre gewaltiger anschwellende Flut von Artikeln, Broschüren und dickleibigen Büchern behandelt dieses vor kurzem noch als tabu betrachtete Lebensgebiet; die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Verhältnisse ist zum Axiom geworden und man überbietet sich in Vorschlägen und praktischen Versuchen zur Reform. Sogar Organisationen zur Verfolgung dieser Ziele haben sich gebildet und üben eine erfolgreiche und segensreiche Wirksamkeit aus, wie die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", der „Bund für Mutterschutz", die „Vereinigung für Sexualreform" u. a. m. Nicht nur literarisch, sondern auch in öffentlichen Versammlungen werden alle diese Dinge freimütig erörtert, und so darf man, besonders seitdem auch die Frauen, denen man vor einem Jahrzehnt noch nicht zugestehen wollte, daß sie überhaupt über sexuelle Bedürfnisse verfügten, sich mit an die Spitze dieser großen Bewegung gestellt haben, guter Zuversicht sein, daß sie nicht ergebnislos im Sande verlaufen wird.

Die große Frage ist nun nur: Wohin führt diese Bewegung? Wir können heute nach ihrer Stellung zur sexuellen Frage drei große Gruppen unterscheiden:

Die erste ist die der Reaktionäre: Sie halten, sei es aus religiöser und moralischer Ueberzeugung, sei es aus staatlich-rechtlichen Zweckmäßigkeitsgründen oder aus bloßem naiv-brutalen Egoismus, fest an dem Ideal der Vergangenheit, der Monopolisierung der geschlechtlichen Befriedigung für die patriarchalische, kirchlich oder mindestens staatlich konzessionierte, grundsätzlich monogamische und lebenslängliche Ehe, und konzedieren nur, je nach dem Grade ihrer persönlichen Duldsamkeit und ihrer Einsicht in die Undurchführbarkeit dieses Ideales, die Ehescheidung bezw. die Prostitution als „notwendiges Uebel" dank der Unvollkommenheit aller menschlichen Kreatur, die sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen lasse. — Mit dieser Gruppe brauchen wir uns hier ernstlich nicht weiter zu befassen.

Die zweite Gruppe ist die der Reformer jeden Schlages, d. h. die Anhängerschaft einer „Reformehe". Diese Kreise haben erkannt, daß die Form der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern abhängig ist von der gesellschaftlichen Struktur und daß letztere heute mit dem Ideal der Reaktion unvereinbar ist, sei es, daß man die wirtschaftliche Entwicklung oder die seelische Entwicklung des Menschen oder beide für die Ursache dieses Mißverhältnisses hält. Andrerseits aber sind sie zu sehr festgewachsen in ererbte Vorstellungen und Gefühle, als daß sie wirklich es vermöchten, sich auf dem archimedischen Punkt außerhalb der tatsächlichen derzeitigen Erscheinungswelt unseres Sexuallebens zu stellen und von dort aus nach fernem Neuland zu spähen; sie können sich bei allem guten Willen nicht losmachen von den Grundlagen der überkommenen Sexualform: ausschließliche Sexualgemeinschaft eines Mannes mit einem Weibe und auf möglichst lange Zeit, familienförmige Haushalts- und Lebensgemeinschaft der „heiligen Dreieinigkeit" Vater, Mutter und Kind, basierend auf der wirtschaftlichen Alleinsorge der Eltern für und ihrer pädagogischen Herrschaft über das Kind, das im übrigen — in der Familie wie in der Gesellschaft — unfrei und rechtlos ist. Die Prinzipien der bisherigen Sexualordnung sind somit auch Glaubenssätze der „Reformer". So radikal sie sich in Einzelheiten zuweilen gebärden, grundsätzlich stehen sie auf keinem anderen Boden, als die Vertreter der ersten Gruppe, dem der Monogamie, der Ehe als Identifizierung von Sexualverkehr und Lebensgemeinschaft, der Familie als patriarchalischer Fürsorge- und Herrschafts-Organisation. Sie wollen den vaterrechtlichen Charakter der Ehe aufheben, erstreben aber nicht etwa das Mutterrecht, sondern bilden sich ein, es könne eine „elternrechtliche" Einehe geben, in welche jede „Unterordnung" der Frau unter den Willen des Mannes, jede „Vorherrschaft" des letzteren wegfällt und volle „Koordination der Gatten" herrscht.

Als wesentliche gesetzliche Momente jener „Unterordnung" und „Vorherrschaft" führte man — so z. B. Dr. Käthe Schirrmacher[1]) — folgende gesetzlichen Bestimmungen des heutigen Rechtes an:

1. „Die Frau muß von Gesetzes wegen den Familiennamen des Mannes tragen, statt daß die Familiennamen beider Gatten, wie das bei Associés geschieht, in der „sozialen Firma" vereinigt werden. 2. Die Ehefrau muß auch von Gesetzes wegen dem Manne an seinen Wohnort folgen.

[1]) „Die Frauenarbeit im Hause, ihre ökonomische, rechtliche und soziale Wertung." F. Dietrich, Leipzig 1905.

Digitized by Google

3. In allen gemeinschaftlichen ehelichen Angelegenheiten entscheidet der Mann."

Ich möchte nun wirklich wissen, wie man sich eine „elternrechtliche" Idealehe vorstellt. Zunächst heißt das Ehepaar nicht Müller, sondern Müller-Schulz. Ich nehme als selbstverständlich an, daß man auch den Mann zur Mitannahme des Familiennamens seiner Frau gesetzlich verpflichten will; denn andernfalls wäre ja die Ungerechtigkeit und Vorherrschaft doch wieder sanktioniert. Also bon: Müller-Schulz. Ebenso heißen natürlich die Kinder. Denn wenn diese etwa nur nach dem Vater den Familiennamen erbten, wäre ja die „vaterrechtliche" Ehe von neuem stabiliert: in der Vererbung des Familiennamens liegt ja selbstverständlich das Moment, was der Ehe ihren vater-, mutter- oder elternrechtlichen Charakter aufdrückt, nicht etwa in der, nur diesem Zwecke dienenden, vorläufigen Uebertragung des Familiennamens auch schon auf die Mutter der Kinder. Nun heiratet also der Jüngling Karl Müller-Schulz eine ehrbare Jungfrau Helene Schmidt-Lehmann: der Sohn dieses Paares hieße also August Müller-Schulz-Schmidt-Lehmann, der Enkel Kasimir Müller-Schulz-Schmidt-Lehmann-Krüger-Meyer-Mayer-Kohn usw. cum gratia ad infinitum. Fiat jus, pereat mundus. Ich denke mir dies namentlich für Firmennamen und Telegrammadressen äußerst anmutend.

Weiter: Die Ehefrau folgt in der Reformehe also nicht mehr dem Mann an seinen Wohnort, selbstverständlich auch nicht der Ehemann seiner Gattin an ihren Wohnort, denn das wäre ja schon wieder Mutterrecht, sondern — ja, was denn? Wenn der Mann also Beamter oder Rechtsanwalt in Berlin ist und die Frau ihre Broschüren in München schreibt, dann bleibt künftig vermutlich jeder Teil an seinem Platze und schließt mit dem anderen eine Distanzehe, einen Zustand, dessen Gestaltung in der Praxis ich mir nicht recht vorzustellen vermag.

Drittens soll in gemeinschaftlichen ehelichen Angelegenheiten nicht mehr der Mann die Entscheidung haben; die Frau natürlich auch nicht, sondern beide gemeinsam. Fürwahr eine geniale Lösung des Knotens. Wenn also Mutter das Gymnasium, Vater die Realschule für den Jungen notwendiger, Mutter russische Staatsanleihe, Vater Laurahütte für die Ersparnisse sicherer, Mutter das Parterre, Vater den dritten Stock für gesunder hält? U. A. w. g. — Des weiteren soll die Ehefrau für ihre Arbeit als Hausfrau und Mutter nicht gesetzliche Unterhaltspflicht, sondern bare Bezahlung erhalten. Ob sie davon dann dem Ehemann wieder einen Teil der gemeinschaftlichen Wohnung abmieten, ihr gesetzmäßig für die Familie gekochtes Essen täglich an ihn zurückbezahlen soll, ehe sie mitessen darf usw., wird wohlweislich dem Leser nicht verraten.

Die Befürworter der Reformehe verkennen vollständig, daß eine rechtliche Organisation ihrem Wesen nach nur in zwei Formen möglich ist, als Alleinherrschaft oder als Majoritätsherrschaft. Wenn man also die erstere verwirft und die letztere unmöglich ist, sofern es sich nur um zwei Personen handelt, ist eine Lösung des Problems nur denkbar durch Aufhebung der Organisation an sich und Gewährung unbeschränkter Selbständigkeit und Unabhängigkeit an beide Teile, d. h. im vorliegenden Fall Trennung der Lebensgemeinschaft vom Sexualverhältnis. Hier knüpft die dritte Gruppe an, die der voraussetzungs- und vorurteilslosen Sucher neuer sozialer Formen für den Sexualverkehr. Und zwei Grundgedanken sind es, die — unabhängig voneinander, aber doch innerlich in sich zusammenhängend — von ihr in die öffentliche Diskussion geworfen sind.

Der eine knüpft sich an den Namen von Ruth Bré und lautet: Rückkehr zum „Mutterrecht". Wenngleich ihre Forderungen mehr aus instinktiven Gefühlen als aus Erkenntnis des Entwicklungsganges heraus entsprungen sind, so bleibt ihr doch das Verdienst, zuerst klar ausgesprochen zu haben, daß, wenn die aus wirtschaftlichen Rücksichten geschaffene und aufrechterhaltene heutige künstliche Form des Sexuallebens durch eine andere ersetzt werden soll, diese künftige Grundlage der Familienorganisation einzig und allein die natürliche und ursprüngliche des Mutterrechtes sein kann.

Der andere Grundgedanke knüpft sich an den Namen Emil F. Ruedebusch, in dessen Tendenzroman „Die Eigenen"[1]) er zuerst unzweideutig und konsequent zum Ausdruck gelangt ist, und lautet: „Polygamie". Nicht etwa in dem Sinne, als ob eine polygamische „Ehe" an Stelle der monogamischen treten oder als ob gar allgemein ein polygamischer Verkehrszwang „eingeführt" werden sollte, sondern lediglich in dem Sinne, daß die angeblich monogamische Natur des Kulturmenschen endgültig als ein Phantom, ein Selbstbetrug, ein „Spuk", wie Max Stirner sagen

[1]) Berlin 1904, Joh. Raede. — Vergl. auch J. Hoche „Mes cinq femmes", Essai de Polyamie, Paris 1905.

Digitized by Google

würde, entlarvt und deshalb jede Sexualordnung als unhaltbar erkannt wird, die unter Ignorierung der polygamen Instinkte ihre Institutionen auf der Hypothese einer allgemein monogamischen Natur des Menschen aufbaut.

Professor Christian von Ehrenfels hat in sehr geistvollen und interessanten Artikeln in diesen Blättern bereits den Versuch gemacht, eine gewisse Legierung dieser beiden Prinzipien und Skizzierung ihrer praktischen Verwirklichung vorzunehmen. Leider ist er dabei — teils infolge mangelnder Würdigung der wirtschaftlichen Grundlagen der Eheformen, teils infolge einer nicht recht verständlichen und unbegründeten Differenzierung zwischen den sexuellen Bedürfnissen und Neigungen des Mannes und denen des Weibes — zu so abstrusen Konstruktionen zukünftiger Sexuallebensformen gelangt, daß er gleich Ruth Bré in gewisser Hinsicht seinen richtigen Grundanschauungen und Forderungen mehr geschadet als genützt hat.

Es sind zwei verschiedene Momente, die auf dem Gebiete der Sexualpolitik Berücksichtigung heischen: der Geschlechtstrieb der Individuen und die Fortpflanzung der Gattung. Eine Sexualordnung, welche Aussicht auf Bestand haben soll, muß daher zwei Möglichkeiten in sich vereinigen, die in der Diskussion nur allzuleicht durcheinander geworfen werden: Sie muß einmal möglichst sämtlichen Angehörigen der betreffenden Gruppe eine möglichst ungehinderte Bewegungsfreiheit für die Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse gewähren, und sie muß ferner der Gesamtheit eine quantitativ und qualitativ zureichende reguläre Erneuerung ihres Bestandes sichern.

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten einmal die heutigen Verhältnisse: Was den ersten Punkt, die Befriedigung der individuellen Sexualbedürfnisse, anlangt, so bedarf es wohl keines weiteren Beweises dafür, daß die heutige Sexualordnung vollständig versagt, daß sie die gesamte Sphäre des Geschlechtslebens aus einer Quelle reinsten Glückes zu einer Quelle des Schmutzes und Lasters und unsagbarer, heimlicher Leiden macht. Nach der deutschen Volkszählung vom 1. Dezember 1900 befanden sich an diesem Datum im Deutschen Reich:

Weibliche Reichsangehörige	insgesamt	verheiratet	unverheiratet	davon verwitwet und geschieden
überhaupt	28 629 931	9 794 955	16 421 317	2 413 659
darunter gebärfähige (17—50 Jahre alt)	14 111 007 100 %	7 447 228 52,8 %	6 664 779 47,2 %	509 899 3,6 %
darunter 18—25 Jahre alt	3 593 644 100 %	765 337 21,3 %	2 820 538 78,5 %	7 769 0,2 %

Nahezu die Hälfte aller gebärfähigen Frauen überhaupt, und von den im blühendsten und der Fortpflanzung günstigsten Alter stehenden sogar vier Fünftel sind also vom Geschlechtsverkehr ausgeschlossen!

Mit den Männern steht es wenig besser. Sie sind zwar nicht vom Geschlechtsverkehr an sich ausgeschlossen. Aber derjenige Geschlechtsverkehr, dessen Möglichkeit ihnen erschlossen ist — die Prostitution und das „Verhältnis“ — ist unter den heutigen Zuständen in den weitaus meisten Fällen so geartet, daß er weder in körperlicher noch in seelischer Hinsicht mehr als ein minderwertiger Notbehelf sein kann, überdies aber noch die schweren Gefahren der Verseuchung durch Geschlechtskrankheiten und der Angst vor der ledigen Mutterschaft bezw. dieser selbst mit ihren Konsequenzen (Abtreibung, Kindesmord, Existenzgefährdung von Mutter und Kind usw.) mit sich bringt.

Betrachten wir zum Vergleich ein Land mit fast ausschließlich agrarischem und kulturell rückständigem Charakter, Serbien[1]):

Zwischen 15 und 40 Jahren standen:	Männer		Frauen	
	in Deutschland 1900	in Serbien 1896	in Deutschland 1900	in Serbien 1896
insgesamt:	11 100 673	452 042	11 187 779	430 582
davon waren verheiratet:	4 344 300	283 867	5 188 255	329 139
davon waren ledig:	6 700 852	158 973	5 824 964	87 311

[1]) Die näherliegenden Ziffern für Rußland fehlen a. a. O., dürften wohl auch unzuverlässig sein.

Digitized by Google

Das bedeutet: In einem Lande wie Serbien, das wirtschaftlich und kulturell etwa einen Zustand darstellt, wie ihn Deutschland noch vor 150—200 Jahren hatte, betrug der Prozentsatz der ledigen Frauen und Männer 20 und 35 pCt. aller Fortpflanzungsfähigen, in Deutschland 52 und 64 pCt.! Und resigniert konstatiert für letzteres dieselbe amtliche Quelle „eine bestimmte Entwicklungstendenz: Der Anteil der Familien an der Gesamtzahl der Haushaltungen geht zugunsten der Einzelhaushaltungen zurück".

Wie wenig zureichend die Ehe ist, erhellt endlich auch zur Genüge aus der stark anwachsenden Ziffer der Ehescheidungen. Es ist bekannt, daß das neue Bürgerliche Gesetzbuch alles getan hat, was von juristischer Seite geschehen konnte, um die Ehescheidung zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen; es ist darin weit zurückgegangen hinter das vor ihm geltende preußische Landrecht vom Ende des 18. Jahrhunderts! Und der Erfolg? Im Jahre 1900 ist das B. G. B. in Kraft getreten; in den vier Jahren 1901—04 stiegen die Ehescheidungen von 7892 auf 9074, 9932 und 10882, d. h. von 81 auf 93, 101 und 111 unter 100000 Ehen!

Selbstverständlich läßt sich die Menschheit eine Vergewaltigung eines der elementarsten körperlichen Naturtriebe nicht gefallen, ohne dagegen zu reagieren. So sehen wir denn die gequälte Natur auf Nebenwegen sich Luft machen, und zwar — abgesehen von der zunehmenden Fülle von Lastern, Perversitäten und Sittlichkeitsverbrechen — die sicher größtenteils auf obige Mißstände zurückzuführen ist, hauptsächlich in zwei Formen des außerehelichen Geschlechtsverkehrs: der Prostitution und dem „Verhältnis". Beide Formen haben nun aber Konsequenzen, die für den Kulturzustand des Volkes in höchstem Maße bedenklich sind. Die Prostitution ist, wie bekannt, die Trägerin der Geschlechtskrankheiten, namentlich die Gelegenheitsprostitution.

Weniger gefährlich in dieser Hinsicht ist das „Verhältnis". Dafür hat dieses wieder die Schattenseiten der unehelichen Geburten, welche bekanntlich fast ausschließlich aus diesen Kreisen stammen, da die Prostitution sich — aus Gründen, über die man noch nicht ganz im klaren ist — fast vollständig steril erweist. Die unehelichen Geburten wären an sich natürlich nichts Bedauerliches, wenn nicht wieder unsere Sexualmoral und unser Sexualrecht es mit sich brächten, daß die ledige Mutter und das uneheliche Kind fast völlig hilflos und zudem moralisch verfemt ist, so daß für sie sogar die Mutterschaft ebenfalls aus einer Quelle größten menschlichen Glückes zu einem Fluch und einer Quelle der Not und des Unglücks wird. Der frivole Raubbau, der mit diesem unehelich geborenen Teile der Volkskraft getrieben wird, erhellt eindringlich aus den Materialien, welche im Auftrage der „Zentrale für private Fürsorge" in Frankfurt a. M. Dr. Ottomar Spann und Dr. Chr. T. Klumker über dieses vordem recht wenig durchforschte Gebiet erbracht haben. Vor allem fällt die erschreckend hohe Säuglingssterblichkeit der unehelichen Kinder ins Auge, die z. B. in Berlin 16 pCt. aller neugeborenen, aber nur noch 4 pCt. aller vierjährigen Kinder ausmachen. Daß an diesen grauenhaften Zuständen aber keineswegs etwa eine angeborene Schwäche der körperlichen Konstitution schuld ist, das geht zur Evidenz aus den Zahlen hervor, die sich bei der Scheidung der Kinder nach der Art ihrer Pflege ergibt. So starben innerhalb der ersten Dreivierteljahre von den unentgeltlich (zumeist also in der mütterlichen Familie) verpflegten 4—8 pCt., von den „Haltekindern" 8—17 pCt. und von den Waisenkindern 17—44 pCt. Dabei ist aber noch in Betracht zu ziehen, daß nicht nur die Rate der Totgeburten aus gleichen Ursachen eine viel höhere bei den unehelichen ist (in Preußen 1904: 45 pCt. gegen 30 pCt. bei den ehelichen), sondern daß auch die künstlich herbeigeführten Aborte und die unbekannt bleibenden Kindesmorde bereits die unehelichen Geburten überaus stark dezimieren. (In einer der namhaftesten deutschen Großstädte wurde vor einiger Zeit in einem der Abflußkanäle, welcher die Abwässer der Stadt in den vorbeifließenden Fluß führt, zu irgendwelchen Zwecken ein Sperrgitter angebracht. An diesem fingen sich, wie mir von vertrauenswürdiger Seite mitgeteilt wurde, in einer einzigen Woche zwölf Leichen neugeborener Kinder, deren Herkunft unbekannt blieb.)

Bei der Bewertung der unehelichen Geburten ist aber nun weiter in Rücksicht zu ziehen, daß sie im großen Durchschnitt sämtlich als Erstgeburten behandelt werden müssen, daß das Gebären mehrerer unehelicher Kinder durch eine und dieselbe Mutter jedenfalls doch nur ausnahmsweise vorkommt. Nach einer statistischen Mitteilung über die Bevölkerungsbewegung in München sind in dieser Stadt im Jahre 1904 12899 eheliche und 4445 uneheliche Kinder geboren worden. Da durchschnittlich etwa $3^1/_2$ Kinder auf eine Ehe kommen, so würden den ehelichen

Digitized by Google

Geburten etwa 3500 eheliche Mütter entsprechen, den unehelichen dagegen, wenn man, was das Maximum sein dürfte, 20 pCt. als zweite Kinder rechnet, etwas über 3500 ledige Mütter. Man darf also ohne Uebertreibung sagen, daß die Zahl der unehelichen Mütter in München mindestens ebenso groß, wahrscheinlich noch größer ist, als die der ehelichen. Nun darf aber weiter nicht außer acht gelassen werden, daß ja die Häufigkeit der Geburt pro Sexualpaar bei Eheleuten ganz unvergleichlich größer ist, als bei „Verhältnissen". Denn in der Ehe wird mit verschwindenden Ausnahmen überall der Wunsch zur Erzeugung von mindestens einem oder zwei, oft auch noch mehr Kindern sich geltend machen, beim Verhältnis nur in den seltensten Fällen. Abgesehen von solchen Fällen, wo die uneheliche Schwängerung tatsächlich nur eine anticipatio nuptiarum, das Kind also eigentlich kein uneheliches, sondern ein Brautkind ist, ist das uneheliche Kind stets unerwünscht, ja sein Entstehen in der Regel zu verhindern gesucht und nur einem unglücklichen Zufall zu verdanken. Es liegt also auf der Hand, daß die Ziffer aller „Verhältnisse" in einem unvergleichlich größeren Verhältnis zu der Zahl der unehelichen Geburten stehen muß, als die Zahl der Ehen zu den ehelichen Geburten. Anders ausgedrückt: Die Zahl der in „freier Liebe" lebenden Personen stellt heute schon ein Vielfaches von der Zahl der in ehelicher Liebe lebenden Personen dar. Und dazu kommt nun noch das ziffernmäßig gar nicht zu erfassende gewaltige Heer der (registrierten und geheimen) Prostitution und ihrer Benutzer.

Damit ist einwandfrei festgestellt, daß es eine riesengroße Lüge ist, wenn man so tut, als ob die legale Ehe auch nur annähernd die eigentliche Basis für den Geschlechtsverkehr biete. Gerade das Gegenteil ist richtig: Die Ehe bildet nur einen ganz kleinen Bruchteil aus dem Gebiete des Geschlechtslebens, und wenn es möglich wäre, über die Verteilung der Coitusakte eine Statistik aufzustellen, so würde sich zweifellos ergeben, daß auf die zwischen Ehegatten erfolgenden nur ein geradezu verschwindender Prozentsatz entfällt. Auch vom bevölkerungspolitischen Standpunkte aus büßt die Ehe immer mehr ihre Bedeutung ein: die Rate der ehelichen Fortpflanzung des deutschen Volkes sinkt ständig. Die Geburten fielen von 1876 bis 1904: pro 1000 Einwohner von 42,6 auf 35,1, pro 10 Eheschließungen von 50 auf 43!

Vor allem aber ist ja nun die Ehe nichts weniger als ein sexuelles Allheilmittel. Es ist das unbestreitbare Verdienst von Ruedebusch und Ehrenfels, die große Lüge und Heuchelei freimütig aufgedeckt zu haben, welche mit der angeblich monogamischen Natur des Menschen getrieben wird, und die Tatsache festgenagelt haben, daß das eheliche Geschlechtsleben heute im großen ganzen nicht weniger unbefriedigend und entwürdigend ist, als das außereheliche. Unser bestes Selbst wird im ewigen Kampfe mit den ungestüm sich geltend machenden Forderungen unserer Geschlechtsnatur aufgerieben, der Lebensgenuß uns vergällt, und es dürfte wohl nicht übertrieben sein, anzunehmen, daß in der heutigen Kulturwelt kaum 5 pCt. aller Zeugungs- und Gebärfähigen tatsächlich eine restlose Befriedigung ihres Geschlechtslebens genießen können. Auch ich hege keinen Zweifel daran, daß die Hypothese des Monogamismus beim Kulturmenschen ein grandioser Selbstbetrug ist. Nur darf man sich allerdings nicht davon blenden lassen, daß die meisten Menschen in aufrichtiger Ueberzeugung von sich selbst behaupten werden, monogam zu sein, vor allem die Frauen. Die polygamische Veranlagung des Menschen ist durch unsere Kultur und nicht zuletzt durch die genußfeindliche und vor allem besonders alle Triebe des Körpers verachtende christliche Moral dermaßen verketzert worden, daß selbst verhältnismäßig freidenkende Männer und Frauen ihr polygamisches Fühlen geradezu vor sich selbst verleugnen und selbst dann in Abrede zu stellen suchen, wo es in Worten und Handlungen ganz unzweideutig zutage tritt. Dennoch brechen die polygamen Triebe für jeden, der Augen hat zu sehen, allenthalben unter dem Firnis der monogamischen Moral wieder durch. (Es braucht u. a. nur auf die besonders starke Inanspruchnahme der Prostitution durch Ehemänner hingewiesen zu werden.)

Die Widersinnigkeit des monogamischen Prinzips ergibt sich überdies schon aus der verschiedenen geschlechtlichen Konstitution von Mann und Weib: Das frühere Reifen, aber auch weit schnellere Verblühen des Weibes macht es physiologisch unmöglich, daß ein Weib, das auf den zwanzigjährigen Mann sexual anreizend gewirkt hat, auch auf den vierzigjährigen noch so wirkt. Die Tatsache, daß nicht nur der Mann Hunderte von Kindern im Jahre erzeugen, das Weib aber normalerweise nur eins gebären kann, daß ferner das Weib in jedem Monat eine Reihe von Tagen und in jedem Fall der Schwangerschaft sogar eine längere Reihe

Digitized by Google

von Monaten für den Geschlechtsverkehr überhaupt nicht in Betracht kommt oder kommen sollte, das Gekünstelte und Gezwungene der Ehe. Ferner liegt mit der Hauptreiz beim Geschlechtsakt im Reiz des Neuen, Unbekannten, ja mehr als das, im Reiz des Ueberwindens und Ueberwindenlassens; gerade dieses Moment scheidet aber in der Ehe, und zwar insbesondere in der monogamischen Einehe, mit gleichzeitiger völliger Lebensgemeinschaft bald ganz aus. Dazu kommt, daß der sexuale Reiz durchaus nichts Einfaches und Einheitliches ist; es ist sehr wohl möglich, daß zwei Frauen von äußerlich recht verschiedenem Habitus in ganz verschiedener Nuance, aber doch der Intensität nach gleich stark auf mich sexuell einwirken. Ja, ich möchte sogar sagen, es erscheint mir fast ausgeschlossen, daß man in einer Person des anderen Geschlechtes überhaupt eine restlose Befriedigung seiner sexuellen Neigungen und Bedürfnisse findet. Denn das Sexualleben ist ein Gebiet, auf welchem die verschiedensten Spezialgebiete des Geistes und Körpers zusammenwirken. Nicht nur das Gesicht, sondern auch der Geruch, der Hautsinn wirken dabei mit: neben der Schönheit und Regelmäßigkeit des Antlitzes übt der Bau des Leibes, die Art sich zu kleiden, die Haltung und Bewegung des Körpers und das gesellschaftliche Benehmen ihre Reize aus. Dazu kommt die seelische Sympathie (die wieder sehr verschiedener Art sein kann), der Einfluß gemeinsamer sexueller Erinnerungen und Ideenassoziationen u. a. m. Kurz, es ist nicht nur sehr wohl möglich, mehrere Frauen gleichzeitig gleich stark — wenn auch jede auf verschiedene Art — zu lieben und sexuellen Genuß an ihnen zu empfinden, sondern es dürfte sogar für jeden, der sich nicht absichtlich und künstlich gegen seine Natur auflehnt oder dessen natürliche Empfindungen und Instinkte nicht unter dem Druck einer jahrzehntelangen asketischen Moral verkrüppelt sind, das Natürliche sein. Unsere moderne Moral beruht aber auf der Grundauffassung, daß man die im Menschen lebenden Triebe und Genußfähigkeiten nicht verkümmern lassen und unterdrücken, sondern pflegen und zur Entfaltung bringen soll. Darum muß mindestens für alle diejenigen, deren polygame Naturanlage nicht verkrüppelt ist, die Möglichkeit gegeben werden, diese frei walten zu lassen.

Wohl wird die polygamische Beanlagung verschieden entwickelt sein, wie der Sexualtrieb überhaupt; aber deshalb ist sie doch da, und nur Selbstverblendung oder Feigheit kann dies leugnen. Man erinnere sich, wie es bis vor kürzeste Zeit noch beinahe als Axiom galt, daß die Frau, wenn sie den Geschlechtsverkehr noch nicht kennen gelernt hätte, überhaupt kein sexuelles Bedürfnis besäße, und wie alle Millionen von Frauen, so schwer sie unter dieser Anschauung und ihren praktischen Folgerungen litten, doch nicht den Mund dagegen aufzumachen wagten, weil eine jede einzelne annahm, sie allein wäre demgemäß mit ihrem, dieser Theorie widersprechenden Fühlen ein verworfenes, entartetes Geschöpf, das sich seines Fühlens schämen müßte. Ebenso wie hier einige mutige Persönlichkeiten der Frauenbewegung Bresche schlugen, so wird es für das polygamische Empfinden der Menschheit überhaupt das mutige Eintreten von Ruedebusch und Ehrenfels hoffentlich tun.

Es gibt nun allerdings seltsame Leute, die allen Ernstes erklären, es sei nicht nur nicht erwünscht, sondern sogar des Menschen unwürdig, seinen Neigungen und Trieben freien Lauf zu lassen, ja welche die Ehe just deswegen preisen und für eine Kultureinrichtung von bleibendem Wert erachten, weil sie ein ungehemmtes Ausleben der Geschlechtssphäre hindert. Hier spukt noch mittelalterliche Verachtung des Leibes und seiner Bedürfnisse. Es ist absolut nicht einzusehen, warum just der Geschlechtstrieb schlechter behandelt werden soll, als andere Teile der Körperpflege. Wenn künstlerische Verfeinerung der Nahrungstriebsbefriedigung ein Zeichen hoher Kultur ist, warum soll es gemein sein, wenn man die Genüsse des Geschlechtstriebes tunlichst zu verfeinern und nuancieren sucht? Ich denke keineswegs an ununterbrochenen Wechsel, an das sportmäßige Genießen möglichst vieler Weiber; wohl aber ist mir keine Frage, daß das monogamische Prinzip, auf dem wir unser Geschlechtsleben grundsätzlich aufgebaut haben, die Quelle der geschlechtlichen Freuden zu einem sehr großen Teil verstopft, und indem es die Befriedigung des Geschlechtstriebes zu einer rein körperlichen Spannungsentlastung herabdrückt, sehr wesentlich dazu beiträgt, unser Leben freudenleerer zu machen. —

Die Ehe ist also unter allen Gesichtspunkten eine auf den Aussterbe-Etat gesetzte und von anderen Formen des Sexuallebens zusehends mehr und mehr zurückgedrängte Erscheinung. Aufzuhalten ist ihr relativer Rückgang nicht, nur verlangsamt und erschwert kann er werden durch eine Sexualpolitik und ein Sexualrecht, welches ihr rechtlich und wirtschaftlich eine Monopolstellung verleiht und neben ihr andere Formen des Sexuallebens überhaupt nicht anerkennt. Eben diese reaktionäre Sexualpolitik aber ist nun ein Ver-

Digitized by Google

brechen an der Volksgesundheit und von verhängnisvoller Einwirkung auf die Fortpflanzung der Bevölkerung. Hierauf muß immer von neuem mit allem Nachdruck hingewiesen werden. Diese reaktionäre Sexualpolitik, welche das aus unehelichem Verkehr entsprossene Kind nahezu jedes Rechtes beraubt, gesellschaftlich verfemt, die uneheliche Mutter schutz- und wehrlos dem Schicksal preisgibt und damit gleichzeitig die hygienisch gefährlichste Form des nicht ehelichen Geschlechtsverkehrs, die Prostitution, begünstigt, gleicht der Handlungsweise eines Gärtners, der die im Frühjahr aufschießenden jungen Triebe eines Himbeerstocks mit scharfem Messer ausmerzt, wo er sie nur entdecken kann, und das alte Holz sorgfältig hegt und pflegt. Wie hier mit jedem Jahr die Früchte unansehnlicher und an Zahl geringer werden, so mit jeder Generation im Volksleben; nur daß man, wenn die Rasse ruiniert ist, ein neues Volk nicht kaufen und anpflanzen kann, wie einen neuen Himbeerstock, sondern der Schaden irreparabel ist. Darum gilt es, beizeiten Alarm zu schlagen.

Was soll aber nun geschehen? Machen wir uns zunächst einmal klar, wie der soziale Zustand beschaffen sein muß, damit ein wirklich völlig freies und gesundes Sexualleben in ihm möglich ist.

1. Es muß vor allem jedem erwachsenen Manne und Weibe möglich sein, mit derjenigen Person des anderen Geschlechtes, zu der es sich in gegenseitiger Liebe hingezogen fühlt, geschlechtlich zu verkehren und Kinder mit ihr zu erzeugen, ohne durch Rücksichten auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des betreffenden Mannes oder Weibes gehindert zu sein.

2. Es muß ferner jedem Manne wie Weibe möglich sein, das Sexualverhältnis zu lösen, sobald die seelischen Grundlagen, welche es alleln zu einem sittlichen machen, nicht mehr vorhanden sind, ohne Rücksicht sowohl auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Beteiligten, sondern auch ohne dadurch eine Gefährdung des Wohles der dem Verhältnis entsprungenen Kinder befürchten zu müssen.

3. Es muß drittens jedem Manne wie Weibe möglich sein, nicht nur nacheinander mit verschiedenen Personen des anderen Geschlechtes in Verkehr zu treten, sondern, wenn seine Beanlagung ihn dazu treibt, auch gleichzeitig, ohne daß die wirtschaftlichen Existenzgrundlagen eines der Beteiligten oder der Charakter des ersten neben den anderen weiter bestehenden Verhältnisses oder die Interessen der aus einem dieser Verhältnisse entspringenden Kinder irgendwie beeinträchtigt werden.

Es liegt m. E. nun auf der Hand, daß eln solcher Zustand zwei Voraussetzungen hat, die heute noch nicht vorhanden sind und deshalb geschaffen werden müssen. Zunächst einmal völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Frau. Denn nur auf Grund solcher ist sie imstande, dem Manne als vollständig gleich starker Faktor auf geschlechtlichem Gebiete gegenüberzutreten. Zweitens aber, und vor allen Dingen, völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit des Kindes von seinen Erzeugern.

Anders ausgedrückt: Es muß mit dem Prinzip gebrochen werden, daß die Kosten der Aufzucht von Kindern denen zur Last fallen, welche die betreffenden Kinder erzeugt haben. Dies Prinzip ist einfacheren, wirtschaftlichen Verhältnissen, wie sie eine niedrigere, rein agrarische Kultur, ein kulturell unentwickelter Bauernstaat oder selbst noch die Kultur eines Feudalzeitalters mit sich bringt, zwar durchaus angemessen. In dem Maße aber, wie sich eine industriell-kapitalistische städtische Kultur entwickelt, wird dieses Prinzip zur Quelle eines quantitativen und qualitativen Niederganges der Bevölkerung. Demjenigen Staat, welcher zuerst durch grundsätzlichen Bruch mit diesem verhängnisvollen Prinzip die Wurzel aller Kultur, die biologische Konstitution seiner Bevölkerung, auf neuere und gesundere Grundlagen stellt, gehört daher die Zukunft. Der Weg aber, der zu diesem Ziele führt, ist die allgemeine Mutterschafts-Rentenversicherung. Ueber diese werde ich in einem besonderen Aufsatz noch Näheres zu sagen haben.

Männliche und weibliche Geschlechtsleistung.

Dr. Mensinga.

Im Novemberheft vorigen Jahres d. Bl. wirft mir von Ehrenfels „drollige Argumentation" vor. Diese verhält sich wie folgt: Der Mann braucht in Coitu bis zur Ejaculation ungefähr fünf Minuten. Die ejaculierte Samenflüssigkeit (im Condom

Digitized by Google

aufgefangen und gewogen) beträgt etwa 5—8 Gramm. Freilich ist dieses in den Augen einiger Gelehrten eine wegen verschiedener Imponderabilien unbeschreibbare Leistung (die er im günstigsten Falle allerdings 9000 Mal in seinem Leben zu wiederholen vermag, daher die „polygame Anlage"). Mit dem einem Male ist aber doch die Tätigkeit des Mannes zur Erzielung eines Individuums vollständig abgetan. Von da ab beginnt die Arbeit der Frau, die während der Dauer der Schwangerschaft anhält, also $60 \times 24 \times 280 = 405000$ Minuten währt. Die ausgestoßene Frucht beträgt an Gewicht inklusive Fruchtwasser, Placenta, Blutverlust etwa 6 Kilo, das sind 6000 Gramm. Die Zahlen verhalten sich also wie: 5 zu 405000 und 5—8 zu 6000. Man braucht kein Adam Riese zu sein, um daraus meine a. a. O. gegebenen, eher zu bescheidenen, Zahlen als richtig nachrechnen zu können. Ich entnehme daraus den Beweis, daß, wie außerordentlich die obige männliche Leistung auch bewertet werden möge, die Frau wenigstens die gleichen Verpflichtungen im Leben, aber auch mindestens die gleichen Rechte am Leben besitze wie der Mann. Wie aber diese gerechte Forderung nicht selten mit Füßen getreten wird, habe ich a. a. O. nachgewiesen. Forel-Zürich nennt obiges Verhältnis eine gleichwertige Energie und mich danach eine zweifelhafte Autorität!! — Gesunder Mütter Brustkinder sind mindestens doppelt so widerstandsfähig als Flaschenkinder das ganze Leben hindurch, und sterben daher nicht so frühzeitig, als wie diese; sogar erbliche Belastung vom Vater her können sie siegreich überwinden, so daß sie mit gesundem Partner gesunde Nachkommen erzielen. Ich habe aus 45jähriger Praxis zahlreiche Beweise für das eben Gesagte gesammelt. Dieses mein ins allgemeine übertragene Ideal nennt von Ehrenfels: „Gewäsch"! — Ja, ja, es ist etwas Eigentümliches um die Wahrheit!

Berichte und Notizen.

Zur Entwicklungsgeschichte der Liebe. Nachdem der evolutionistische Gedanke die Basis der gesamten Naturwissenschaft und immer mehr auch der Geisteswissenschaften geworden ist, liegt es sehr nahe, ihn auch auf das spezielle Geistes- und Gefühlsleben auszudehnen. Wenn alles physische und psychische Dasein einem Keime entstammt, so muß es auch mit dem Ethischen der Fall sein. Die Tier- und Kinderpsychologie, die Psychologie der Naturvölker und der einzelnen Bevölkerungsschichten lehren dies hinreichend. Nach allem, was wir wissen, können wir für das Ethische nur eine Disposition zur Erwerbung annehmen und das Gewissen nur als ein sekundäres Gebilde in der Menschheitsentwicklung auffassen. Es gibt also keinen angeborenen Gewissensinhalt und keine angeborenen ethischen Begriffe. Angeboren ist nur das organische Triebleben und ein Unterscheidungsvermögen, die Richtung zu moralischen Eigenschaften. Was speziell den Ursprung der Liebe anbetrifft, in ihren verschiedenen Formen der Eltern- und Gattenliebe, der Kindes- und Geschwisterliebe, so wird jetzt immer mehr anerkannt, daß die genannten Abarten der Liebe bis zur Freundschaft und Nächstenliebe ausnahmslos der sexuellen Liebe entsprungen sind, ebenso wie die davon abgeleiteten sozialen Gefühle, die Kunst und die Aesthetik, zum Teil auch die Religion. Indem die Geschlechtsliebe sich auf ein höheres Niveau erhob, nicht mehr bloß in sexueller Befriedigung ihr Vergnügen fand, ward der Grund zur Familie gelegt. Die Mutterliebe ist als Instinkt dem Weibe von der Natur mitgegeben. Sie ist die älteste und stärkste Form der Liebe. Erst allmählich entwickelt sich die Vaterliebe. Sie konnte erst entstehen, als es feste Eheverhältnisse gab und der Vater sicher sein konnte, daß es seine Kinder waren. Doch ist es fraglich, ob in der Vaterliebe ein Instinkt vorliegt, sie scheint mehr eine vergeistigte Eigentumsliebe zu sein, die erst später weitere Komponenten, wie Mitleid, Wohlgefallen usw., aufnimmt. Jedenfalls ist die Vaterliebe jünger und im allgemeinen weniger stark als die Mutterliebe. Jünger als die Mutterliebe, wahrscheinlich aber phylogenetisch älter als die Vaterliebe und gleichfalls nicht oder nur sehr wenig auf Instinkt beruhend, ist die Liebe des Kindes zur Mutter, welcher erst nachher die zum Vater folgt. Noch später erscheint die Geschwisterliebe, die aber nicht auf Instinkt beruht. Phylogenetisch hat sich wohl am spätesten die Gattenliebe entwickelt. Anfangs war sie eine bloße Geschlechtsbefriedigung und ward erst spät nach der Gründung der Familie zur wahren Gattenliebe. Sie ist also ein veredelter Instinkt. Diesen Gang der

Digitized by Google

Entwicklung können wir bei den Naturvölkern deutlich sehen. Hier ist die Mutterliebe viel stärker als die Gattenliebe, die bei einzelnen Stämmen fast ganz zu fehlen scheint. Die Vaterliebe ist meist wenig entwickelt, ebenso die Kindesliebe. Die phylogenetische Entwicklungsweise ist also wohl folgende gewesen: Geschlechtsliebe, Mutter- und Kindesliebe, Gatten- und Vaterliebe, zuletzt Menschenliebe, während Freundschaft sicher ein sehr altes Gebilde ist. Das Wesen der Liebe selbst zu definieren, ist unmöglich. Zunächst ist ihre Grenze gegen bloße Freundschaft, Mitleid, Dankbarkeit oder Hochachtung deutlich zu ziehen. Doch besteht oft zwischen Liebe und Freundschaft keine scharfe Grenze, ebenso zwischen Liebe und Mitleid, Hochachtung und Dankbarkeit. (Dr. P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie 1905, No. 1—2.)

Liebe und Kultur. Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die ersten Menschen hinsichtlich der Aeußerungen ihrer Sexualität sich von den ihnen nächststehenden Tieren nicht unterschieden haben, daß ihre Liebe noch reiner tierischer Instinkt war, daß ihnen wohl auch die alte periodische Brunst mit den Tieren gemeinsam war, die erst im Laufe der höheren Entwicklung abgeschwächt wurde, ohne daß sich ihre Spuren gänzlich verloren hätten. Die Befreiung von der periodischen Betätigung der Sexualität entstand erst mit dem Auftreten des Geistigen in der Liebe. Auf diese zeitliche Verlängerung der Liebe durch den Intellekt hat schon Kant hingewiesen, indem die Einbildungskraft hinzutrat und den Reiz des Geschlechts dauerhafter und gleichförmiger machte. Dazu kam eine Vergeistigung der Sinnlichkeit durch das Ueberwiegen von Gesicht und Gehör gegenüber Geschmack und Geruch. Dieser geistige „Abfall des Menschen vom bloßen Instinkt", den Schiller als die „glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte" bezeichnet, ließ allmählich die höheren Gefühlstöne der Empfindungen mehr hervortreten. Die elementaren Ziele verknüpften sich mit Lust- und Unlustempfindungen als seelischen Reaktionen. Die Organempfindungen treten in das Licht des Bewußtseins ein und liefern so in Verbindung und Wechselwirkung mit den höheren Sinnesreizen die psychisch-emotielle Wurzel der Triebe. So wird in der geschlechtlichen Sphäre aus dem instinktiven Begattungstriebe allmählich die Liebe, deren Wesen eine innige Verknüpfung körperlicher Empfindungen mit Gefühlen und Gedanken, mit dem ganzen geistig-gemütlichen Sein des Menschen ist. So erscheint die Liebe als ein geistig sublimierter Geschlechtstrieb, der auf die Ehe- und Familienformen den entscheidenden Einfluß ausübt. Ursprünglich gab es keine Monogamie im heutigen Sinne. Die Urzeit war vom Mutterrecht beherrscht, und die Stellung des Mannes und der Frau zueinander ist von großer Bedeutung für das Geistes- und Gesellschaftsleben. H. Schurtz schreibt, daß die Frau der gegebene Mittelpunkt der natürlichen, aus dem Geschlechtsverkehr und der Fortpflanzung entstehenden Gruppen, der Mann dagegen der Schöpfer der freien, auf Sympathie des Gleichartigen beruhenden Gesellschaftsformen ist. (J. Bloch, Mutterschutz, Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik 1905, No. 1. — Verlag von J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M.)

Die Wirkung der Kultur auf die Entwicklung des Menschengeschlechts. Die zukünftige Entwicklung des Menschengeschlechts gehört zu den Fragen, über die vielfach leichthin abgeurteilt wird. Eine ganz sichere Grundlage für solche Voraussagungen gibt es natürlich überhaupt nicht, da die ursächlichen Beziehungen nicht eindeutig festgestellt werden können. Die einzige Grundlage für solche Spekulation sind die Erfahrungen, die über vorhergegangene Einwirkungen bestimmter Bedingungen auf die Entwicklung der Menschheit gemacht worden sind. Ob diese Bedingungen auch in der Zukunft vorhanden sein werden, und ob sie in der Zukunft dieselbe Wirkung haben werden, bleibt aber ungewiß. Was wissen wir nun über Veränderungen, die in früherer Zeit mit dem Menschengeschlecht vorgegangen sind? Die gesamte historische Zeitrechnung erstreckt sich, selbst wenn man mit gehäuftem Maße mißt, über höchstens 150 Menschenalter. Es soll nicht behauptet werden, daß nicht unter geeigneten Bedingungen innerhalb dieser Zeit merkliche Veränderungen am Menschen hätten hervorgebracht werden können. Es ist aber zu bedenken, daß die Bedingungen, denen die Menschen im Laufe der Geschichte unterworfen gewesen sind, durchaus nicht darauf berechnet erscheinen, eine einheitliche Entwicklung nach einer bestimmten Richtung zu erzielen. Zudem ist es nicht der gleiche Stamm, dessen Entwicklung über den ganzen Zeitraum verfolgt werden kann, sondern in bunter Folge erscheinen die verschiedenen Völker auf der Weltbühne, und in Wirklichkeit ist die Zeit, über die ausreichend

Digitized by Google

genaue Angaben zu gewinnen sind, verschwindend kurz. Manche angebliche Veränderungen, die unter den Einwirkungen der „modernen Kultur“ das Menschengeschlecht betroffen haben sollen, werden meistens auf dem Wege statistischer Erhebungen nachgewiesen. Aber die Statistik ist eine wenig zuverlässige Wissenschaft, wenn ihre Hauptregel nicht beachtet wird, daß das Material zu statistischer Bearbeitung gleichartig sein muß. Man berechnet z. B. die Sterblichkeit der Mitglieder von Mäßigkeitsvereinen und vergleicht sie mit derjenigen der Durchschnittsbevölkerung, was offenbar deswegen falsch ist, weil schon der Umstand, daß jemand einem Mäßigkeitsverein beitritt, an sich beweist, daß der Betreffende in besonderem Grade über seine Lebensweise nachgedacht hat. Der gleiche Fehler wird begangen, wenn man, wie oft geschehen ist, auf Grund der Statistik über Säuglingssterblichkeit der Muttermilch einen besonderen geheimnisvollen Vorzug vor der Ammenmilch einräumt. Die Kinder aber, deren Mütter imstande sind, sie zu ernähren, werden natürlich im allgemeinen kräftiger sein, als die Kinder, die von Ammen genährt werden müssen. Der Vorzug der Muttermilch würde erst dann erwiesen sein, wenn gezeigt werden könnte, daß auch Kinder, die von stillunfähigen Müttern geboren worden sind, bei Ammenmilch schiechter gedeihen als bei der Milch der eigenen Mutter. Ebensowenig darf aus der relativen Zunahme der Trinker auf eine verminderte Widerstandsfähigkeit der Bewohner gegen die Trunksucht geschlossen werden. Denn es darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Zunahme der Bevölkerung auf einem Gebiet nicht eine bloße Vermehrung ihrer Zahl, sondern auch eine Vermehrung der Bevölkerungsdichtigkeit und damit eine wesentliche Veränderung aller äußeren Lebensbedingungen bedeutet. Relative Zahlen aus zwei verschiedenen Perioden lassen sich aber nur dann statistisch vergleichen, wenn alle übrigen Bedingungen unverändert geblieben sind. Nun gibt es aber eine Reihe von Gebrechen, von denen behauptet wird, daß sie infolge der Kultur immer häufiger werden, und zugleich, daß sie unmittelbar vererbbar wären. Hierher gehört der Alkoholismus, die Nervosität, die Geisteskrankheiten usw. Aus ihrer Znnahme schließt man auf eine „drohende Degeneration“ der Kulturmenschheit. Für einzelne Völker mag diese Degeneration zum Untergang führen, aber nicht für die gesamte Menschheit. Die „Degeneration“ soll ferner dadurch befördert werden, daß im Kulturzustand die natürliche Auslese fortfalle, die im Urzustande alle minderwertigen Individuen beseitige. Das bloße Fortfallen der Auslese hat aber nur eine Herabsetzung des Durchschnittswertes der Individuen zur Folge, nicht eine Verminderung des Gesamtwertes. Von demselben unsicheren Boden statistischer Erhebungen aus wird eine Abnahme der Fortpflanzungsfähigkeit behauptet, was aber als sicher noch nicht erwiesen ist. Welchen Gang wird nun voraussichtlich die Entwicklung des Menschengeschiechts in der Zukunft nehmen, wenn statt zum Untergang des Menschengeschlechts die Fortdauer des Kulturlebens zu einer langsamen Anpassung führt? Der bedeutendste Unterschied, den man zwischen dem zivilisierten Menschen und dem Urmenschen auffindet, besteht in der Zunahme der Gehirnmasse. Ferner ist unzweifelhaft, daß die körperliche Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit, die für den Urmenschen notwendig ist, für den Kulturmenschen immer entbehrlicher wird. Gestützt auf diese Tatsachen, wie auf Beobachtungen an Tierarten, die sich aus Freilebenden zu Parasiten umwandeln, könnte man ein Bild der zukünftigen Menschen zu entwerfen versuchen. Auf unser Auge würde dies Bild allerdings nicht den Eindruck einer Idealgestalt machen. Aber man darf nicht vergessen, daß jede Entwicklungsperiode ihre eigenen Ideale hat, und daß der heutige Mensch in die zukünftige Welt ebensowenig passen würde, wie ein Buschmann in einen Pariser Salon. (R. du Bois Reymond, Die Umschau 1905, No. 1.)

Das Völkergemisch in Südafrika. Der Vorsitzende der völkerkundlichen Sektion der britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften, Dr. Haddon, hielt gelegentlich der Jahresversammiung in Kapstadt einen Vortrag über die Bevölkerung Südafrikas. Danach können unter den Eingeborenen drei Hauptgruppen unterschieden werden, nämiich die Buschmänner, Hottentotten und die verschiedenen Bantu-Stämme. Dazu kommen in den nördlichen Teilen Südafrikas die Negrillos, ferner die eigentlichen Neger und heimischen Völker, endlich noch arabische und hamitische Elemente. Möglicherweise bilden die Kattea Reste der eigentiichen Urbevölkerung von Afrika. Sie haben pechschwarzes Gesicht und sind nur 122 cm hoch. Sie sind zweifellos das tiefstehendste Volk Afrikas, sind Menschenfresser, haben keine Künste und Industrie und besitzen nicht einmal Waffen außer denen, die sie gegen Straußenfedern, Felle oder Elfenbein eintauschen können.

Digitized by Google

Die San oder Buschmänner zeichnen sich durch eine gelbe Hautfarbe aus und sehr kurzes, schwarzes, wolliges Haar, das zu kleinen Knoten aufgerollt wird. Ihre durchschnittliche Körperlänge ist 153 cm. An dem Gesicht fallen die vorstehenden Backenknochen, die gewölbte Stirn und die ungewöhnlich breite Nase auf. Das vielleicht berühmteste Volk von Südafrika sind die Hottentotten oder, wie sie sich selbst nennen, Choichoi, von braungelber, nur manchmal ins Graue, manchmal ins Rote spielender Hautfarbe. Ihre Statur ist größer als die der Buschleute. Nach den neuesten Forschungen scheint es, daß ihre Schädelbildung weder von derjenigen der Buschmänner noch der Negerrassen mit Sicherheit abgesondert werden kann. Ihre Einwanderung nach ihren jetzigen Wohnplätzen erfolgte erheblich später als die der Buschmänner, und wahrscheinlich unter dem Druck der sie bedrängenden Bantu-Völker. Die echten Neger sind hauptsächlich auf den Sudan und Guinea-Küste beschränkt. Die Bantu-Stämme beherrschen das ganze Afrika südlich vom Aequator, mit Ausnahme der dem Untergang geweihten Elemente der Buschmänner und Hottentotten. Jedoch sind sie nicht als eine einheitliche Rasse zu betrachten, wie die der echten Neger, sondern sie stellen vielleicht Mischungen aus allen afrikanischen Rassen dar. Ihre körperlichen Eigenschaften schwanken beträchtlich, die Hautfarbe geht von einem gelblichen Braun bis zu einem dunklen Schwarzbraun. Für die Kopfform lassen sich kaum bestimmte Angaben machen. Sehr wichtig für die Erkennung der Rassenmischung ist oft die Beschaffenheit der Nase, aber gerade diese ist bei den afrikanischen Völkern noch zu wenig erforscht worden. Namentlich die Beimischung von hamitischem und semitischem Blut würde daraus am ersten zu erkennen sein. Alles wird schließlich darauf ankommen, die Altertumskunde der afrikanischen Völker weiter zu entwickeln, als es bisher geschehen ist, denn nur durch die Aufhellung der Geschichte dieser vielfach zusammengesetzten Bevölkerung wird es möglich sein, den gordischen Knoten der afrikanischen Ethnologie zu entwirren. (Süd-Afrika 1905, No. 7.)

Der psychische Charakter der Neger. Der Neger ist ein großes Kind, lautet ein oft gehörtes Urteil. Das ist nur teilweise zutreffend. Was dem Kinde charakteristisch ist, nennen wir im lobenden Sinne kindlich, im tadelnden Sinne kindisch. Beides ist der Neger nicht. Der Neger ist im allgemeinen ein krasser Realist, der auf Genuß ausgeht. Gewiß ist die Indolenz des Negers durch das erschlaffende Klima bedingt. Wo das Klima weniger erschlaffend ist als an der Küste, sind die Stämme auch rauher, energischer und kriegerischer. So vor allem die Bergvölker, wie die Wahehe. Aber auch hier ist die positive Energie fast nur kriegerischer Art und setzt sich nicht in wirtschaftliche Tätigkeit um. Die weit überwiegende Mehrzahl der Stämme ist an Arbeit nicht gewöhnt und daher arbeitsscheu. Tritt dann einmal Hungersnot ein, so trifft sie den Neger völlig unvorbereitet. Denn nie baut er mehr, als bis zur nächsten Ernte unbedingt nötig ist. Er beruhigt sich in dem Gefühle seiner Ohnmacht, statt auf Verbesserung zu sinnen, und wenn die Not kommt, vegetiert er geduldig weiter. In solchen schweren Zeiten erliegt manchmal die Hälfte des Stammes und mehr dem Hunger, aber die Ueberlebenden haben nichts gelernt und leben in den Tag hinein, wie zuvor. Sicher gibt es einen generellen Unterschied in der psychischen Veranlagung der Weißen und Schwarzen. Es ist die Energie der Ausdauer, die dem Neger besonders eigen ist; dafür fehlt ihm aber gänzlich die Energie der Anspannung, der Kraftkonzentration, welche die weiße Rasse als eine ihrer wertvollsten Eigenschaften besitzt. Dieser Mangel an aktiver Energie bewirkt es, daß geborene Führer unter den Afrikanern so selten sind. Die passive Energie, die Ausdauer und Langmut, bilden eine der schätzenswertesten Anlagen der Neger. Sie prädestiniert den Neger zum Knechte der Herrenvölker, sie hat ihn zum Typus des Sklaven gemacht, und schon seit Noah gilt die Weissagung: Ham soll den Ländern dienen. Denn zweifellos ist der Neger minder begabt, als die weiße Rasse. Diese Minderbegabung tritt aber nicht schon in der Kindheit in die Erscheinung. Im Gegenteil ist der Neger im Kindesalter uns an Intelligenz überlegen. Und zwar ist es die beendete Geschlechtsreife, welche zum Stillstand der geistigen Entwicklung beim Neger führt, und der Grund mag in der eigenartigen Sinnlichkeit des Negers liegen. Wie die Pflanze und das Tier sich nur zu dem Zweck entwickelt, geschlechtsreif zu werden und die Art fortzupflanzen, so anscheinend auch der Naturmensch. Ueber den Standpunkt, den seine intellektuelle Entwicklung bei der Geschlechtsreife erreicht hat, kommt der Neger jedenfalls erheblich nicht mehr hinaus, und insofern ist die Behauptung richtig: der Neger sei ein großes Kind. Von den moralischen Qualitäten des Negers fallen besonders zwei in die Augen: eine weitgehende Gutmütig-

Digitized by Google

keit und der Hang zur Lüge. Daher ist er ein guter Kamerad, ein trefflicher Diener und Soldat, — daher lügt der Neger genau so instinktiv, wie das erschreckte Tier eine Fluchtbewegung macht. Denn im Naturzustande war und ist die Lüge zweifellos zweckmäßiger für die Selbsterhaltung, als die Wahrheit. (H. Zache, Eingeborenenpolitik, Blätter für vergleichende Rechtswissenschaft 1905, No. 2.)

Ueber Humanität und Eingeborenenpolitik schreibt die „Koloniale Zeitschrift": Darüber wird heute wohl im ganzen Deutschen Reiche jedermann mit sich einig sein, daß wir in unserer Kolonialpolitik zugelassen haben, daß die gewaltigsten Böcke geschossen werden konnten, weil jedermann nach dem gut philisterhaften Grundsatze dahin lebte, daß das, was hinten fern in unserer Kolonialtürkei vorging, den ruhigen Schlaf des würdigen Bürgers des Deutschen Reichs auch nicht für einen Augenblick beunruhigen durfte. Die täglichen spaltenlangen Ausführungen in der Presse werden den biederen Deutschen, der nur für Kultur und Humanität schwärmt, der stolz behauptet, er bezw. seine Volksgenossen gingen nur dahin, wo sie schon Kultur vorfänden, wohl mit der Zeit belehren, daß seine Ansichten von Kultur und Humanität eine gründliche Umwandlung erleiden müssen, wenn ihre uneingeschränkte Verwendung nicht etwas gar zu kostspielig für das Reich werden soll. Wir in Deutschland glauben dem Franzosen und vielfach auch dem modernen Engländer den Vorwurf machen zu müssen, sie ließen sich zu leicht durch die Phrase, die schöne Geste, durch das gesprochene Wort zu Handlungen hinreißen, die für uns Deutsche nicht ohne weiteres verständlich wären. Demgegenüber darf man aber mit Recht behaupten, daß die genannten Nationen gute Rechner sind, die ihren Vorteil unter allen Umständen wahrzunehmen verstehen und sich durch Blender, wie die Worte „Kultur" und „Humanität", nicht von ihren als richtig anerkannten Zielen ablenken lassen. Unser lieber deutscher Philister fühlt sich aber, wenn diese beiden Zauberlaute sein Ohr treffen, erhaben über Zeit und Raum. Sie sind Champagner für ihn und lassen ihm die ganze Welt in rosiger Verklärung erscheinen. Dieser Rausch wird aber nun verfliegen bei seiner Berührung mit der nüchternen Wirklichkeit, den fortwährenden Aufständen unserer so gar nicht liebenswürdigen und noch weniger dankbaren farbigen Landsleute in den Kolonien. Die kehren sich nicht im mindesten an die ihnen aufgedrängten Humanitätsideale, sondern sträuben sich dagegen mit aller Macht und geben ihrem Unbehagen Ausdruck durch die Abschlachtung vieler Europäer mit engstem Einschluß ihrer Wohltäter, der Missionare, und durch Zerstörung aller von den Weißen hervorgebrachten Werte. Das Uebermaß in der Anwendung einer geradezu weibisch zu nennenden Gefühlspolitik findet heute ihre Korrektur in sich selbst. Ist der Weiße in seinen Beziehungen zu dem farbigen Menschen nicht hart, so ist dieser es mit ihm. Eine Zwischenstufe fehlt da. Die schönsten Phrasen unserer lieben Menschheitsbeglücker, die verlogensten Tiraden der deutschen Sozialdemokratie über die Bewertung aller Menschen mit dem gleichen Maße, der Traum von der Erziehungsfähigkeit der uns unterstellten Rassen zu dem von den Missionaren aufgestellten Ideal scheitern an der Unmöglichkeit, eine Brücke zu schlagen zwischen dem Empfinden des Weißen und dem seines Antagonisten, des Farbigen. Welch' eine Ueberhebung und Anmaßung liegt nicht in der Ansicht, daß wir Europäer in wenigen Jahrzehnten die Zivilisierung des Farbigen vollenden könnten, an der bis heute Jahrtausende vergeblich gearbeitet haben. Der Farbige ist kein Germane, der schon wenige Jahrhunderte nach seinem ersten Auftreten in der Geschichte einer hochzivilisierten Nation einen obersten Führer geben kann. Er ist und wird immer bleiben der Diener im Hause des weißen Mannes, der an diese Dienstpflicht, wenn es ihm je beikommt, daran zu rütteln, energisch erinnert werden muß. Das letztere zu tun, ist heute unsere Aufgabe, nachdem wieder einmal unseren schwarzen afrikanischen Freunden der Kamm geschwollen ist. Der Neger fühlt sich nicht wohl, wenn ihn nicht ein periodischer Aderlaß auf seine, dem Weißen gegenüber einzunehmende dienende Stellung hinweist. Mit diesem chirurgischen Eingriff warten wir aber leider immer so lange, bis Dutzende unserer eigenen Landsleute schmählich ermordet worden sind, während wir recht wohl wissen, daß die beste Abwehr der Hieb ist. Von diesem einzig vernünftigen Mittel, unsere Existenz in Afrika aufrecht zu erhalten, werden wir durch das, was wir Humanität und Kultur der weißen Rasse zu nennen belieben, zurückgehalten, während diese doch nichts weiter bedeuten als Schlagworte für eine Anzahl von Leuten, die auf Kosten der Weniguntterrichteten in der Heimat ein behagliches Leben in den Kolonien führen wollen. Denken wir endlich daran, daß die Humanität gegen unsere eigenen Landsleute, gegen uns selbst uns höher stehen muß, als gegen Tiermenschen, die nie über ihr jetziges Niveau zu uns heraufsteigen können.

Digitized by Google

Die Japaner als Kolonisatoren. Zehn Jahre sind vergangen, seitdem der Friede von Schimonoseki den Japanern als einzige und, wie in unsern Kreisen geglaubt, verderbliche Beute aus dem Kriege gegen China die Insel Formosa gelassen hat. Die Aufgabe, die dem Inselreich mit der Besitznahme der neuen Erwerbung gestellt war, schien angesichts der heillosen Zustände des Landes auch für die stärkste Kulturmacht ganz unlösbar. Trotz ihrer glänzenden Erfolge im Kriege suchte niemand hinter den Japanern die Eigenschaften, die zur Bewältigung der wilden und halbwilden Bewohner der Insel und vollends zur friedlichen Entwicklung ihres natürlichen Reichtums erfordert wurden. Darin liegt einer der Grundfehler in der Beurteilung der Japaner, der in den Darlegungen über die „gelbe Gefahr" eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Sehr bald galt der europäischen Durchschnittsmeinung die Uebernahme westlicher Errungenschaften seitens der Japaner nur als äußerliche Nachahmung; von ihrer Geschichte, ihrem uralten Kriegergeist nahm man nicht Kenntnis; die alte Wahrheit, daß Staats- und Kriegstüchtigkeit die echten Pfeiler jeder Kultur sind, war dem zahmen Völkchen der neunziger Jahre nicht in den Sinn gekommen. Aber die Japaner bewährten sich in Formosa als tüchtige Kolonisatoren. Die Insel ist beruhigt und der wirtschaftlichen Entwicklung eröffnet worden. Sie haben den Opiumgenuß unterdrückt, Schulen eingerichtet, Gesundheitspflege verbreitet, Kanalisation in den Städten eingeführt. Alles dies bedeutet keineswegs eine sklavisch-abhängige Uebertragung westlicher Errungenschaften auf die Bedürfnisse des Landes. Die neue Verwaltung baute neue Landstraßen, die Hauptbahn Kelung-Takau. Post- und Telegraphenwesen und sogar ein ausgedehntes Fernsprechnetz arbeiten längst in diesem einstigen Räuberparadies. Und ein volles Ergebnis winkt, wenn nicht alles trügt, der emsigen Arbeit auf wirtschaftlichem Gebiet, namentlich im Reisbau. Diesen Fortschritten entspricht die Steigerung in den Einnahmen der Verwaltung und in den Ziffern des Außenhandels. Das malaiisch-chinesische Mischvolk auf Formosa steht zwar den Japanern verwandtschaftlich und kulturell näher als den europäischen Nationen gegenüber die Völker ihrer Kolonien. Aber die Nähe der Verwandtschaft bestimmt auch unter den Völkern nicht immer den Grad der Zuneigung. Wenn die Japaner einem Teil der Bevölkerung als Befreier von der Geißel der Räuberherrschaft erschienen, so waren sie dem anderen Teil dafür die Zerstörer der „berechtigten Eigentümlichkeiten". Das weckt Haß; die Japaner aber scheuten nicht davor zurück, bei kluger Schonung und Begünstigung der Willfährigen den Widerspenstigen die Eisenhand zu zeigen. Das konnten sie freilich nur, weil sie mit Herrscherabsicht in das Land gekommen waren und hinreichende Machtmittel in Bewegung setzten, auch mit Geld nicht knauserten. Der Landeswohlfahrt jede Förderung, den friedlichen Einwohnern jeden Schutz, den Unbotmäßigen Kampf bis zur vollen Entscheidung, — so beherrscht, so verdient man sich Kolonien. (H. Sarwey, Deutsche Kolonialzeitung 1905, No. 50.)

Allbritische Bestrebungen. Vor einigen Tagen wurde der amtliche Schriftwechsel über die geplante Konferenz der Premierminister der britischen Kolonien veröffentlicht. Aus ihm geht hervor, daß Kolonialminister Lyttelton vorgeschlagen hat, der Konferenz den Namen Reichsrat (Imperial Council) zu geben und einen ständigen Ausschuß zu bilden, der den Reichsrat auf dessen Verlangen über Einzelangelegenheiten zu beraten hat. Die Kapkolonie, Natal und Australien haben sich mit diesem Vorschlag völlig einverstanden erklärt. Kanada und Neu-Fundland haben sich dagegen ausgesprochen. Neu-Seeland erwiderte, es sei nicht in der Lage, eine Antwort zu erteilen, bevor das Ergebnis der dortigen Wahlen feststehe. Die Reichsregierung hat am 29. November die Vertagung der Konferenz bis 1907 veranlaßt. — Die Times erinnern nicht ohne Bitterkeit daran, daß Neu-Fundland mehr als alle übrigen Kolonien Grund gehabt hätte, für eine weitere Festigung der Reichseinheit einzutreten, da die Vorteile des Schutzes, den das Reich gewähre, dieser Kolonie erst kürzlich zugute gekommen seien. Sie denkt an das englisch-französische Abkommen und die Befreiung der Kolonie von der Last des Privilegs von 1713, des frensh shore, dessen Druck so schwer empfunden wurde! Die Frage ist nun, ob ein Kabinett Campbell-Bannerman das Lyttletonsche Programm aufnehmen wird. Zunächst hat es damit noch Zeit. Im Jahre 1906 wäre die Konferenz eine Verlegenheit gewesen; was aber 1907 möglich sein wird und wie die Welt dann aussieht, läßt sich nicht vorhersehen. (Deutsche Kolonialzeitung 1905, No. 49.)

Ursachen und Wirkungen der Volkserschöpfung. Unsere Zeit ist stolz auf ihre Fortschritte in Wissenschaften und Künsten, in Technik und Industrie, in

Digitized by Google

Handel und Verkehr. Und in der Tat haben wir in allem, was das Wesen der äußerlichen Zivilisation betrifft, eine hohe Stufe erreicht. Während wir aber mit Hast und Uebereifer die Steigerung des äußerlichen Lebens betreiben, treten in anderer Richtung erhebliche Mängel hervor. Wir klagen über mancherlei Entartung und Niedergang, und dennoch blieb das Schlimmste, was sich vollzieht, den Blicken der Mehrheit und selbst der führenden Männer bis heute verborgen. Gewiß ist Streben nach Bildung, Besitz und Herrschaft in jedem Menschen lebendig, und es ist berechtigt und segensreich, solange gewisse Vorbedingungen gewahrt bleiben. Doch das Kulturwesen hat die Eigentümlichkeit, daß es Menschen verzehrt. Es gibt schwerlich Geschlechter, die Jahrhunderte hindurch Gelehrte, Künstler, Großkaufleute und Großfabrikanten geliefert hätte. Es ist daher eine fortwährende Ergänzung dieser Oberschichten von unten auf nötig. Diejenige Grundschicht nun, von welcher wie aus einem unerschöpflichen Born beständig neue Menschen für das Werk der Zivilisation geliefert werden, ist die Schicht der Kleinbauern und Arbeiter. Solange diese Unterschicht zahlreich und physisch und wirtschaftlich gesund ist, besteht keine Gefahr für Staat und Kultur. Schlimm aber steht es, sobald diese Grundschicht erkrankt und teilweise verschwindet. Tatsache ist heute in Deutschland: es werden für die ländliche Arbeit fremde Elemente herangezogen. Damit bildet sich aber ein neuer fremdvölkischer Grundstock. Wie ein flacher Keil schiebt sich von Osten her allmählich eine slawische Unterschicht in das Reich hinein; das deutsche Volkstum wird unmerklich und leise vom Boden abgehoben; es beginnt, in der Luft zu schweben und seinen festen Halt zu verlieren. Wir treiben Volkswirtschaft, indem wir das Volk selbst verwirtschaften. Die Gesunderhaltung der völkischen Unterschicht ist aber Anfang und Ende der politischen Weisheit. Auf dieser Unterschicht ruht die ganze Nation wie auf einer Grundmauer. Diesem Prozeß der Volkserschöpfung muß Einhalt geboten werden. Es ist aber kaum zu erwarten, daß aus dem überbildeten und entnervten jungen Geschlecht von heute viele so viel Einsicht und Willen hätten, mit heroischem Entschluß den ganzen krankhaften Bildungs-Trödel von sich zu werfen und sich wieder der Landarbeit und einem vernünftigen und gedeihlichen Leben zuzuwenden. Aber in den Städten verkommen alljährlich Tausende von Kindern — eheliche und außereheliche. Sie gehen zugrunde an ungenügender Ernährung, durch Mangel an Luft und Licht. Würde man im Osten, dort wo Land und Nahrungsmittel billig sind, unter Leitung von Pflegerinnen ländliche Kinderheime gründen und die unglücklichen Wesen aus den Großstädten dort unterbringen, mit einfacher gesunder Kost ernähren, auf sonnigen, luftigen Garten- und Wiesenflächen aufwachsen lassen, einfach und natürlich erziehen, zu leichter Garten- und Landarbeit anlernen, so könnte wohl daraus ein neues rüstiges Geschlecht erstehen, das — frei von den Ankränkelungen durch Großstadtgift — einen frischen Quellborn für die Erneuerung des ländlichen Arbeiterstammes und damit für die Auffrischung der ganzen Nation abgeben könnte. Von der Regierung sind solche Schritte wohl kaum zu erwarten. Vielleicht finden sich einsichtige und beherzte Privatleute, die für dieses ebenso humane wie national bedeutsame Werk Mittel erübrigen. Warum muß das Deutschtum in Oesterreich Schritt für Schritt vor dem Slawentum zurückweichen? Weil das Slawentum die völkische Unterschicht inne hat und von dort aus den Deutschen aus dem Sattel hebt. Der Deutsche hat in seinem Bildungs- und Erwerbsdrange seit Jahrzehnten sich vom Boden getrennt und schwimmt haltlos auf der slawischen Welle. Die Geschichtsschreiber stehen vor einem Rätsel angesichts des plötzlichen Verfalls der alten Kulturvölker. Kriegerische Vorgänge geben keine genügende Erklärung für das plötzliche Verschwinden ganzer Nationen; sie bilden nur den äußersten Abschluß der inneren Zerrüttung. Wir wissen heute, woran die Kulturen zugrunde gingen: an der Volkserschöpfung, d. h. an der Vernichtung der völkischen Unterschicht. (Th. Fritsch, Der Hammer 1905, No. 83).

Säuglingssterblichkeit und Volkskonsulution. Die gegenwärtigen Bestrebungen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zeigen, daß sie einer breiteren Grundlage bedürfen, als ihr durch die Kinderärzte und Hygiener zuteil wird. Zunächst ist mit einer möglichst umfassenden Besserung und Ordnung der Milchversorgung vorzugehen. Für die Nation ist ein gesunder und vollkräftiger Nachwuchs unerläßlich, und der Staat steht am besten (wie Biedert schreibt), der es versteht, den Zuwachs nicht wieder absterben oder fortziehen zu lassen, sondern sich dauernd zu erhalten, auch in den kräftigen Altersklassen, von denen die Schaffung der Volksreichtümer und die Verteidigung der Kulturgüter geleistet wird.

Digitized by Google

Leider steht die deutsche Nation in bezug auf den vorzeitigen Verlust von lebend geborenen Kindern im Laufe ihres ersten Jahres an der Spitze der westeuropäischen Kulturvölker. Auch ist es ein voreiliger Schluß der Lehre von der Auslese im Daseinskampf, daß die Säuglingssterblichkeit zu einer Verbesserung der Volksgesundheit führe und die Minderwertigen ausmerze. Nirgends ist, schreibt Gruber, eine Spur davon nachweisbar, daß die schärfere Auslese durch körperliche Schädigung und Krankheit eine bessere Rasse schaffe, daß das Fehlen dieser Auslese zur Degeneration führe. Bei Beurteilung des Gesundheitszustandes eines Volkes ist zu bedenken, daß statistische Aufnahmen von Geburtenhäufigkeiten, allgemeiner Sterblichkeit und Säuglingssterblichkeit nur ein Maß für den jeweiligen Zustand, nicht aber ein Maß der generellen physischen Beschaffenheit des Volkskörpers abgeben können. Die Auslese kann in der Kindersterblichkeit darum nicht wirksam sein, weil „Lebensschwäche" der Säuglinge sehr oft eine Folge von Ungeschick und Unerfahrenheit, Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit ist. Die Minderwertigkeit beruht in vielen Fällen auf der Ungunst der äußeren Verhältnisse. Nun kann nicht bestritten werden, ohne dabei an eine Degeneration im Sinne der Selektionstheorie zu denken, daß eine Verschlechterung der Konstitution tatsächlich Platz greift, wie in den Rekrutierungsstatistiken die Zahlen der Zurückgestellten beweisen. Bei den meisten dieser Schwachen ist aber die Ursache ihrer Mängel und Gebrechen im ersten Kindesalter zu suchen. Die Zunahme der militärisch Minderwertigen bedeutet aber eine Verringerung der Wehrkraft der Nation. Dazu kommen auch rein wirtschaftliche Erwägungen. Im Jahre 1900 starben z. B. in Deutschland 426 485 Säuglinge an angeborener Lebensschwäche bezw. Magen- und Darmkatarrh, deren entsprechender Kostenwert 38 383 650 Mark beträgt. Das sind Ausgaben, welche in einem Jahre von der Nation gemacht wurden, für die Produktion und Erhaltung eines Nachwuchses, dessen Bestand überhaupt nicht das erste Lebensjahr zu überdauern vermochte. Der Kampf gegen die Kindersterblichkeit und gegen die von ihr ausgehende Verschlechterung der Volkskonstitution ist daher eine aus wirtschaftlichen Gründen unabweisbare und dringend gegebene Aufgabe der Nation. (Dr. Seiffert, Klinisches Jahrbuch 1905.)

Kastration in gewissen Fällen von Geisteskrankheit. Auf der 36. Jahresversammlung der schweizerischen Irrenärzte sprach Dr. Good über die Sterilisation (Unfruchtbarmachung) Geisteskranker und brachte mehrere Fälle vor, wo eine solche sehr angezeigt gewesen wäre, aber unterblieb, weil trotz Erlaubnisserteilung niemand die Verantwortung auf sich nehmen wollte. Zum Schlusse dieser Versammlung erklärte man sich ohne Widerspruch für die Wünschbarkeit der Sterilisierung von Geisteskranken und der gesetzlichen Regelung der Materie. P. Näcke war wohl der erste, der in Deutschland auf diese Frage aufmerksam machte, namentlich in Hinsicht der erblichen Belastung der Nachkommenschaft. Zum Glück besteht ja keine absolute Notwendigkeit einer Uebertragung der psychischen Minderwertigkeit. Trotzdem ist eine solche Gefahr so groß, daß man in bestimmten Fällen der Sterilisation wird das Wort reden dürfen, namentlich wenn man an den Jammer und das Elend denkt, welche ein geistig minderwertiges Menschenkind durchzumachen hat. Daß durch Anwachsen des Heeres künftiger Verbrecher, Huren, Geisteskranker, Epileptiker, Blödsinniger usw. auch das Interesse des Staates und der Staatssäckel sehr gefährdet wird, ist natürlich, und das berühmte Beispiel der Familie Yukes in Amerika zeigt dies aufs deutlichste. Eine wirkliche Entartung der Völker ist sicher nicht vorhanden, auch nicht bei den Romanen, und so bald auch nicht zu fürchten. Als die einzig sichere Operation könnte man zurzeit für die Männer nur die Vasektomie empfehlen, d. h. Ausschneidung eines Stückes des Samenleiters, wodurch teilweise Atrophie des Hodens eintritt. Es ist das ein leichter, fast gefahrloser Eingriff. Leider haben wir bei der Frau keine ähnliche Operation, da die Keimdrüsen möglichst zu schonen sind. Vorläufig verhält sich noch Publikum und Staat diesen Vorschlägen ablehnend gegenüber, wenigstens in Europa. In Amerika dagegen haben bereits viele bedeutende Aerzte, und speziell Irrenärzte, für diese Operation gesprochen. Diese Operationen sind um so empfehlenswerter, als sie nicht die Begattungsfähigkeit, sondern nur die Zeugungsfähigkeit aufhebt. Man wende nicht ein, daß dies ein unverantwortlicher Eingriff in die Rechte der freien Persönlichkeit wäre. Denn der Staat hat hierzu ebensosehr Recht, wie zur Impfung und zum Einsperren von Verbrechern, Irrsinnigen, Leprösen usw. im allgemeinen Interesse. Auf alle Fälle ist die Sache theoretisch durchaus gerechtfertigt und praktisch mit der Zeit auch sehr wahrscheinlich durchführbar. Sie ist sicher von sozialer Bedeutung, wenn auch nur von geringem, rasseverbesserndem Einfluß.

Digitized by Google

Möchte das Beispiel der Schweizer Irrenärzte recht bald Nachfolger finden, um die allgemeine Stimmung allmählich zu beeinflussen und einer künftigen staatlichen Inangriffnahme des Problems vorzuarbeiten. (P. Näcke, Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift 1905, No. 29.)

Medizinisches aus dem Orient. Im Orient ist die Tuberkulose weit verbreitet und führt leichter zu einem tödlichen Ausgang als in Europa, wo sie eine „altgewordene" Krankheit geworden zu sein scheint, die häufig zu Stillstand und Ausheilung führt. Selten ist die Krebskrankheit, besonders selten das Carcinom der Mamma. Ob der Grund der Seltenheit darin liegt, daß Selbststillen der Mütter die Regel ist und daher die Brustdrüse als vielgebrauchtes Organ eine größere Lebenskraft besitzt? — Die Blinddarmentzündung ist außerordentlich selten, was auch von anderer Seite bestätigt wird. Nach den Beobachtungen von Dr. Djebedjan bei Leichensektionen scheint es, als ob die meisten Orientalen keinen gutentwickelten Wurmfortsatz haben und ein gewisser Prozentsatz überhaupt keinen. Typische Rachitis ist sehr selten. Ob die natürliche Kinderernährung oder die Rasse oder beides zusammen als Grund anzusehen sind, ist eine offene Frage. Für die Seltenheit der Rachitis scheint auch der Umstand zu sprechen, daß die Frauen im ganzen leicht gebären. Die Zahnkaries ist im Orient weniger verbreitet als in Europa, trotz mangelnder oder wenigstens sehr oberflächlicher Zahnpflege. Das prächtigste Gebiß weisen die Araber und Kurden der Steppe auf. Die städtische Bevölkerung, Türken und Armenier, ist in dieser Beziehung schon schlechter gestellt. Die Lues ist sehr verbreitet, besonders bei der städtischen Bevölkerung. Unter den gefährlichsten endemischen Krankheiten steht der Unterleibstyphus obenan, namentlich im Frühling, in den Monaten April und Mai. Was den Alkohol betrifft, so ist er schon längere Zeit im Begriff, seinen Einzug in den Orient zu halten, namentlich in den Städten. Dagegen ist das Landvolk noch ganz frei von Alkohol in jeder Form. Der „wildeste" Araber oder Kurde schläft beim Chloroformieren ruhiger als ein Kind. (H. Christ, Medizinische Klinik 1905, No. 33.)

Monatsberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees. Die Frage „Homosexualität und Strafrecht" kommt nicht zur Ruhe. Schon den 4. Jahrgang erleben die Monatsberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitee, die über den Stand dieser Frage in der öffentlichen Diskussion zu orientieren suchen. Eine Reihe zum Teil höchst tragischer Vorfälle der letzten Monate machen die Reform des deutschen Strafgesetzes in diesem Punkte zu einer dringenden Notwendigkeit. Besonders eindrucksvoll sind die Nachrichten über schamloseste Erpressungen, die in den Monatsberichten immer und immer wieder in großer Anzahl mitgeteilt werden. Dabei wird von näher Unterrichteten versichert, daß diese an die Oeffentlichkeit gelangenden Fälle nur einen kleinen Bruchteil der tatsächlich stattfindenden Erpressungen bilden. Werden doch Fälle erzählt, wo Leute auf offener Straße im Angesicht des Publikums und der Polizei von Erpressern ausgeplündert wurden! In der Tat ist die jetzige Strafgesetzformulierung und ihre Auslegung geradezu absurd. Dieselben widernatürlichen Akte bleiben straflos, wenn sie zwischen Frauen untereinander oder im Verkehr der beiden Geschlechter vorkommen, während sie bei Männern harte strafrechtliche Verfolgungen erfahren. Vergehungen wider die Sittlichkeit sollten nur dann bestraft werden, wenn sie öffentliches Aergernis erregen, oder wenn Unreife (unter 16 Jahren) mißbraucht werden.

Der „erste deutsche Bund für Mutterschutz" sieht auf das erste Jahr seines Bestehens und seiner Tätigkeit zurück. Die Begründerin R. Bré hat einen Jahresbericht herausgegeben, aus dem zu ersehen ist, daß das Interesse für diese Bestrebungen in weiten Kreisen wächst, und daß die anfänglichen Vorurteile zu schwinden beginnen. Freilich hat es auch nicht an heftigem Widerspruch und an Anfeindungen gefehlt, namentlich aus solchen Kreisen, welche die „Sittlichkeit" in Erbpacht genommen haben. Viel ist in dem ersten Jahre noch nicht geleistet worden, aber es ist ein Anfang da und viel Begeisterung. — Parallel mit dem Bunde der Ruth Bré, der namentlich im Riesengebirge arbeitet, entwickelt auch der „Bund für Mutterschutz", der seinen Hauptsitz in Berlin hat, eine rege Tätigkeit, wie aus dem Rückblick über das erste Jahr hervorgeht, den Dr. Max Marcuse in der von Dr. Helene Stöcker herausgegebenen Zeitschrift „Mutterschutz" veröffentlicht.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

August Forel, Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete. Reinhardt, München 1905. VII. und 587 S. Mit 23 Abbildungen.

Wie das Buch in seinem Untertitel ankündigt, ist es für weite Kreise bestimmt und würde daher seine Absicht verfehlen, wenn es in die abgründigen Tiefen der in ihm behandelten Probleme stiege. Das tut es denn auch nicht, sondern gibt statt dessen allen Gebildeten, die auf den betreffenden Gebieten nicht Fachmänner sind, eine willkommene Orientierung in dem Labyrinth der mit dem Geschlechtsleben verknüpften oft so vitalen Fragen. Eine mutige Offenheit durchzieht das ganze Werk, die aller Lüsternheit und Freude am Schlüpfrigen mit ihrer gesunden, die Dinge beim rechten Namen nennenden Sprache den Garaus macht, aber leider in nicht rein spezialwissenschaftlichen sexualhygienischen Arbeiten so selten ist und daher Nacheiferung verdient.

Der Leitsatz der Einleitung gibt dem Buch von vornherein einen biologischen Charakter: „beim Menschen, wie bei jedem Lebewesen, ist der immanente Zweck einer jeden sexuellen Funktion, somit auch der Zweck der sexuellen Liebe, die Fortpflanzung der Art" (S. 3). Nachdem die drei ersten Kapitel diesem Gesichtspunkt durch Einordnung der menschlichen Begattung in den Fortpflanzungsmechanismus aller Lebewesen zu stärkerem Nachdruck verholfen haben, wird im vierten Kapitel der Geschlechtstrieb besprochen. Forel hält „im normalen Zustand eines normalen Durchschnittsjünglings", der geistig und körperlich tüchtig arbeitet und alle künstlichen Reize, besonders den Alkoholgenuß vermeidet, vollständige sexuelle Enthaltsamkeit durchaus nicht für undurchführbar und, dank der nächtlichen Pollutionen, auch nicht für gesundheitsschädlich (S. 71). Der Mann ist von Natur aber polygamischer veranlagt als das Weib (S. 73). Der sinnliche Geschlechtstrieb des Weibes (S. 82 ff.) wird unter normalen Verhältnissen überhaupt erst durch den Beischlaf geweckt, ja die eigentliche libido fehlt bei vielen Frauen vollkommen; dafür sind die psychischen Ausstrahlungen des weiblichen Geschlechtslebens viel stärkere als beim Manne. „Ein Mann kann der liebevollste Gatte sein und daneben seine Sinnlichkeit mit feilen Dirnen befriedigen. Dem Weib ist eine solche Trennung unnatürlich" (S. 83). Diesen Ausstrahlungen wird im fünften Kapitel weiter nachgegangen und sie werden mit Beispielen aus dem Leben, die dem Verfasser seine reiche ärztliche Erfahrung ja genügend liefert, illustriert (S. 133 ff.). Kapitel VI und VII, die von der Ethnologie, Urgeschichte und Geschichte des menschlichen Sexuallebens und der sexuellen Evolution handeln, folgen unter Anlegung der darwinistischen Gesichtspunkte vollständig den Ergebnissen des Westermarkschen Werkes „Geschichte der menschlichen Ehe"; beherzigenswert ist der Hinweis auf das Desiderat einer Untersuchung der Rassenunterschiede im Sexualleben (S. 192). Recht umfangreich ist das der sexuellen Pathologie gewidmete sechste Kapitel. Nachdem er die venerischen Erkrankungen besprochen, geht Forel zur sexuellen Psychopathologie über. Hier interessiert besonders die Mahnung, die verderblichen Folgen der Onanie nicht zu übertreiben (S. 233), die Sodomie nicht als furchtbare Sünde, sondern als eine der harmlosesten Formen der pathologischen Verirrungen zu betrachten (S. 281); ferner die Erklärung für die höhere erotische Erregbarkeit weiblicher Irren gegenüber den männlichen aus dem Umstand, daß der weibliche Sexualtrieb viel mehr im Großhirn, der männliche dagegen eher in den untergeordneten Hirnzentren wohne (S. 263). Auch ist die Beobachtung bemerkenswert, welche die Ansicht: selbst der akute Alkoholgenuß wirke keimschädigend, zu stützen scheint; aus einer statistischen Idiotenzählung in der Schweiz geht nämlich hervor, daß die 9000 Idioten hauptsächlich zur Zeit der Weinernte und der Fastnacht erzeugt worden sind (S. 273). Nur sexuelle Perversionen, die nicht angeboren und auch nicht zu sehr befestigt sind, hält Forel für suggestiver Heilung zugänglich (S. 280). Die nun folgenden Kapitel handeln von den Beziehungen des sexuellen Gebiets zu den wichtigsten menschlichen Interessensphären und Lebensmächten: zu Geld und Besitz (Kap. IX), den übrigen äußeren Lebensbedingungen (Kap. X), zur Religion (Kap. XI) und Recht (Kap. XII), zur Medizin (Kap. XIII) und Moral (Kap. XIV), zur Politik (Kap. XV) und Pädagogik (Kap. XVI), zur Kunst (Kap. XVII) und Suggestion (Kap. XVIII).

Digitized by Google

Die Prostitution, deren verschiedene Formen uns in etwas pedantischer Einteilung vorgeführt werden (S. 286 ff.), ist mit allen Mitteln zu bekämpfen. Besonders scharf wendet sich der Verfasser gegen das System der Kasernierung, aus dem in moralischer Hinsicht nur Nachteile, in hygienischer keine Vorteile erwachsen. „Das letztere beweist klipp und klar die Vergleichung der Zahl der venerischen Krankheiten in den mit Reglementierung beglückten Ländern und in solchen ohne Reglementierung" (S. 306). Unter den wirksamen Mitteln, die Forel zur Bekämpfung der Prostitution vorbringt, wie Alkoholabstinenz — 75 pCt. der Infektionen gingen nach Forels Zusammenstellung alkoholische Exzesse vorher (S. 322) — Verbreitung der Kenntnis über die Infektionsgefahren u. a., steht eine antikapitalistische Sozialreform obenan, die die Armen nicht mehr der Ausbeutung durch die Reichen preisgibt (S. 373, 513—514). Dieser Gedanke durchzieht als Forderung das ganze Buch. Forel glaubt, daß ein „mäßiger Wohlstand" für alle möglich ist, und daß dieser die gesundesten sexuellen Verhältnisse zur Folge hat. Nachdem die nahen Beziehungen von Erotik und Religion beleuchtet worden, folgt die Besprechung des Verhältnisses von Sexualleben und Recht. Ich hebe ein paar Vorschläge heraus, die an dieser Stelle besonders interessieren dürften, da sie alle im Interesse der Evolution der Gattung gemacht werden: im Zivilrecht absolute rechtliche Gleichstellung der Gatten und Vermögenstrennung (S. 361); Gleichstellung ehelicher und unehelicher Kinder (S. 362); Verbot der Ehe nur zwischen direkten Aszendenten und Geschwistern (S. 378); das Strafrecht hat zu einem Schutzrecht der Gesellschaft gegen Gemeingefährliche und zu einem Versorgungsrecht für Menschen zu werden, die sich nicht mehr selbst leiten können (S. 388); daraus folgt in sexueller Hinsicht: nur die sexuellen Handlungen, die wirklich andere schädigen oder vergewaltigen, sind strafbar; Päderastie, Masochismus, Fetischismus sind, wo sie das nicht tun, straffrei (393); für Sadisten und Satyriasten wird Kastration empfohlen (S. 382); bei unfreiwilliger Schwängerung oder Aussicht auf degenerierte Nachkommenschaft ist der Abortus zu erlauben (S. 399); ebenso die Tötung der Krüppel. Aus der ganzen Anschauungsweise des Verfassers ergibt sich die Aufgabe des Arztes von selbst: im Interesse der Menschheitsentwicklung und nicht der Vorurteile einer religiösen Ethik oder autoritativer Satzungen zu wirken; die Anempfehlung des Verkehrs mit Prostituierten muß ganz aufhören; die Konzeption ist überall, wo die Entstehung von Schwachen oder Krüppeln zu erwarten steht, zu verhindern und antikonzeptionelle Mittel, von deren Anwendung sich Forel großes Heil verspricht (S. 521), auch da zu empfehlen, wo die Geburt eines Kindes aus pekuniären oder sozialen (natürlich berechtigten) Gründen nicht wünschenswert ist. Auf die Weise wird ein früheres Heiraten ermöglicht, die Prostitution eingeschränkt, und damit die Sanierung unserer sexuellen Verhältnisse ermöglicht, (S. 420). Das einzig ganz zuverlässige Mittel gegen die Befruchtung ist das Condom (S. 414 ff.). Das ärztliche Geheimnis ist dort nicht zu wahren, wo seine Hütung die Gesellschaft schädigen würde; z. B. sind Syphilitiker, die entgegen den ärztlichen Vorschriften heiraten wollen, Sadisten usw. anzuzeigen (S. 497 ff.). Die sexuelle Ethik ist von der Rücksicht auf das soziale Wohl bestimmt und hat im wesentlichen auf die Verwirklichung der entwickelten Desiderata hinzuarbeiten.

Was der Einzelne in seinem beschränkten Kreise, das hat theoretisch die Nationalökonomie und praktisch die Politik im großen zu leisten. Zwischen dem Prinzip der unbedingt wünschenswerten Volksvermehrung (Bebel) und dem Neomalthusianismus vermittelnd, muß die Staatsleitung sich weniger um Errichtung von Spitälern, Versorgungsanstalten usw., kurz von Einrichtungen zur Erhaltung der Schwachen bemühen, als um die Erzeugung körperlich und geistig starker Generationen. Das kann nur durch künstliche Zuchtwahl im Sinne vergeistigter lykurgischer Institutionen, doch weniger durch Gesetze als durch Belehrung geschehen (S. 458, 522). Das Ziel ist aber nicht die Schaffung eines neuen Uebermenschen, sondern innerhalb der Grenzen unseres Typus ein möglichst hohes Niveau zu schaffen, an dem — entgegen dem späteren Nietzsche — möglichst viele Individuen teil haben (S. 522, 525). Auch die Pädagogik hat auf sexuellem Gebiet ihre biologische Aufgabe: vor allem rechtzeitige Aufklärung der Knaben und Mädchen über sexuelle Funktionen (S. 464 ff.); den Landeserziehungssystemen und der gemeinschaftlichen Erziehung von Knaben und Mädchen wird dabei großes Lob gespendet. Nachdem das Verhältnis des Sexuallebens zu Kunst und Suggestion kurz erörtert worden ist, bringt das Schlußkapitel eine vortreffliche Zusammenfassung des ganzen Werkes, in der der biologisch-evolutionistische Gesichtspunkt als der leitende erscheint. Im Anhang hätte Verfasser besser getan, die spezielle wissenschaftliche Literatur über den Gegenstand näher zu berücksichtigen, denn es gibt eine

Digitized by Google

solche (es sei nur an Ehrenfels' Untersuchungen und an andere wichtige Beiträge in dieser Zeitschrift erinnert); anstatt wahllos Exzerpte aus populären, künstlerischen, philosophischen Darbietungen durcheinander zu bringen und z. B. auf zehn Seiten den Inhalt von Maupassants Novellen auszuziehen. Dann hätte es einer Entschuldigung für die erwähnten Unterlassungssünden nicht bedurft.

Professor Dr. Raoul Richter.

Leo Tolstoi, Ueber die Ehe. Berechtigte Uebersetzung aus dem Russischen von Korfiz Holm. Verlag Albert Langen, München 1905.

Es bringt immer geistigen Genuß, ein Buch von Tolstoi zur Hand zu nehmen. Man sieht sofort den Mann vor sich, der — nicht einseitig als Literat, als Künstler, als Psychologe, als Moralist — sondern als all dies zusammengenommen, und zudem als ganzer, leibhaftiger Mensch an die Probleme herantritt, als ein guter, ehrlicher Mensch mit starkem moralischen Imperativ in der Seele, und als einer, dem die seltene Gabe beschieden ward, durch das Gespinnst der menschlichen Wortbegriffe hindurch, seinen Blick auf die dahinterliegenden Realitäten einzustellen. — Man behält diesen Eindruck, selbst dort, wo — wie im vorliegenden Fall — dieser Mann sich in eine Sackgasse verrannt hat, und sein Geschenk an den Leser nichts anderes ist, als ein verzweifelter und mißlungener Versuch, sich selbst über die Notwendigkeit dieses Geständnisses hinwegzutäuschen. Tolstoi bezeichnet in den einleitenden Worten sein Buch „Ueber die Ehe" als einen Kommentar zu seiner vielbesprochenen Erzählung „Die Kreuzersonate" — welch letztere er hierdurch in die Kategorie der moralischen Tendenzschriften einreiht. — Nun meine ich zwar, daß er damit seiner Erzählung, die vor allem eine Dichtung ist, Unrecht tut. Mit diesem Vorbehalt aber ist es doch jedenfalls von Interesse, dem von ihm selbst beschrittenen Wege zu folgen: — „Die sinnliche Liebe ist — das glaubt Tolstoi durch die „Kreuzersonate" gezeigt zu haben — an sich etwas Menschenunwürdiges, den Menschen Erniedrigendes, Unsittliches, welches mit allen Kräften zu verhindern jeder Einzelne für sich moralisch verpflichtet ist. — Was die Kirche als „Verdienst", als „christlichen Rat" hinstellt, — die absolute sexuale Abstinenz, — das stempelt Tolstoi — auf Grund einer, wie mich dünkt ziemlich willkürlichen Ausdeutung der Evangelien — zur Pflicht. — Dem naheliegenden Einwand aber, daß, wenn alle Menschen diesem Postulate folgten, die Menschheit aussterben müßte, begegnet er im wesentlichen mit dem Hinweis darauf, daß die Gefahr hierfür nicht vorliege. Keinem Realisten, der die Menschen so ansieht, wie sie sind, wird die Besorgnis beikommen, daß durch Betonung jenes moralischen Imperatives die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes gefährdet werden könnte. Für diesen logisch denkbaren Fall allerdings wäre auch nach Tolstoi die geschlechtliche Vereinigung erlaubt. — Dieser Fall wird aber tatsächlich nicht eintreten." — Soweit ist Tolstois Sexualmoral mindestens in sich widerspruchslos. Unsinnig wird sie jedoch, wo sie speziell zur Ehefrage Stellung nimmt. — Die Kirche betrachtet folgerichtig die Ehe als eine — mit der Abstinenz verglichen — zwar minderwertige, immerhin aber moralisch erlaubte, ja sogar von Gott eingesetzte Institution. Tolstoi dagegen muß, in Anwendung seines Prinzips, die Ehe als sündhaft verurteilen; und er tut es auch. Aber sein Evangelienglaube — und wohl auch sein gesunder Menschenverstand — zwingt ihn trotzdem dazu, die als unsittlich verdammte Institution doch wieder in gewissem Sinn als moralisch akzeptabel zuzulassen. Und da gerät er auf einen Ausweg, so gezwungen und gewunden, daß er seine ganze Genialität aufbieten muß, um nicht hierbei der Lächerlichkeit zu verfallen. — Die Ehe ist nach Tolstoi relativ gestattet, als Lebensform, durch welche zwei Menschen, die zur sexualen Abstinenz zu schwach sind, sich gegenseitig hierzu erziehen sollen. — Ein Unbefangener greift sich bei diesem Ausspruch allerdings an den Kopf und denkt, es stehe nicht ganz richtig um ihn. Tolstoi meint aber ganz ernstlich uns glaubhaft machen zu können, daß zwei heißblütige junge Menschen, Mann und Weib, welche miteinander einmal „in Sünde verfallen", im übrigen aber von dem wahrhaftigen Streben nach dem „Ideal der Reinheit" durchdrungen sind, — den bestgeeigneten Weg zur Wiedererlangung der verlorenen „Keuschheit" durch die Ehe einschlagen, — das heißt also dadurch, daß sie — unter anderem — eine gemeinsame Wohnung beziehen, tagsüber die Ereignisse des Lebens miteinander teilen, und sich nachts Bett an Bett — oder doch mindestens in kommunizierenden Gemächern — schlafen legen. — Wer das nicht glauben will, den kann ich nur auf

Digitized by Google

Tolstois Buch verweisen, das dieses Thema in den mannigfachsten Sequenzen variiert — ein neuer Beleg dafür, zu welchen Abstrusitäten auch ein großer Geist gelangen kann, wenn er sich der Selbstkontrolle entschlägt.

Freilich: — Könnte man Tolstoi die Gesinnungen eines gewissenlosen, unchristlichen, wahrhaft diabolischen Sarkasten imputieren, — die Auffassung „Ehe ist Erziehung zur absoluten Keuschheit" wäre so indiskutabel nicht. Denn Tatsache ist und bleibt, daß für den normal veranlagten Mann mit polygynen Instinkten das Schönheitsmoment, welches den Sexualgenuß verklärt, durch keine Institution so wirksam und gründlich ausgetilgt zu werden vermag, als durch die Ehe, und daß daher diese Institution auch wohl geeignet ist, jenen Männern, wenn sie Schönheit über alles werten, den Sexualgenuß zu verleiden und ihre Erziehung zum Ideal der Enthaltsamkeit zu bewerkstelligen. — Aber so böswillig hat Tolstoi seine Doktrin gewiß nicht verstanden, — mindestens nicht in seinem wachen Oberbewußtsein. — Nur wer einen in den Tiefen unseres Unterbewußtseins thronenden Erreger annähme, der unsere Hand leitet — nach Zielen, die wir nicht kennen, und nach Zwecken, denen unsere Absichten oft widerstreiten, — könnte auf eine derartige Hypothese verfallen. — Mir ist sie nahe getreten, als ich, durch Tolstois Buch angeregt, die „Kreuzersonate" wieder las. Mir sagte diese Dichtung etwas ganz anderes, als was Tolstoi uns als ihre „Tendenz" kund gegeben hat. Mir zeigte sie nicht das Erniedrigende, Menschenunwürdige der sinnlichen Liebe überhaupt, sondern das Erniedrigende, Menschenunwürdige einer durch die „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett" erzwungenen Verkoppelung zweier sinnlich bedürftiger, ästhetisch feinfühliger Menschen. So gewiß derartige entwürdigende Auftritte und Intimitäten, wie sie zwischen Posdnyschew und seiner jungen, schönen und moralisch keineswegs inferioren Gattin geschildert werden, in der „Ehe nach Mutterrecht" schlechterdings ausgeschlossen wären, — so gewiß kenne ich auch keine trefflichere „Tendenzschrift" für meinen sexualen Reformplan, als Tolstois „Kreuzersonate".

Professor Dr. Christian v. Ehrenfels.

Yrjo Hirn, Der Ursprung der Kunst. Eine Untersuchung ihrer psychischen und sozialen Ursachen. Aus dem Englischen übersetzt von M. Barth. Leipzig 1904, Verlag von Joh. Ambr. Barth. Brosch. 9 Mk.; geb. 10 Mk.

Der Einbruch der Entwicklungslehre in die Geisteswissenschaften hat auch in der Aesthetik, der Lehre von der Kunst und Schönheit, einer genetischen Betrachtungsweise zum Siege verholfen. Ich erinnere hier an die Arbeiten von Grosse, Groos, Bücher und anderen, denen sich das vorliegende Buch des finländischen Gelehrten würdig anreiht. Auf ein reiches und vielseitiges ethnologisches Material sich stützend, sucht er die psychischen und sozialen Ursachen für den Ursprung und die Entwicklung der Künste darzulegen, wobei er auch wichtige biologische Fragen, namentlich die Stellung des Darwinismus hinsichtlich der „ästhetischen Zuchtwahl" berührt.

Man hat verschiedentlich versucht, die künstlerische Betätigung des Menschen aus der Nachahmung (Aristoteles), aus dem Spiel (Kant, Schiller), aus den sexuellen Beziehungen (Darwin) herzuleiten, aber Hirn versucht, darzutun, daß diese Betätigungen in der Entwicklung der Kunst zwar eine wichtige Rolle spielen, daß sie aber nicht hinreichen, ihr Wesen und ihren Ursprung restlos zu erklären. In bezug auf die „Spieltheorie" sagt der Autor: „Spiel und Kunst haben in der Tat viele wichtige Züge gemeinsam. Keins von beiden hat einen unmittelbaren, praktischen Nutzen, und beide dienen nichtsdestoweniger manchem der tiefsten Bedürfnisse des Lebens. Die gesamte Kunst kann daher in gewissem Sinne Spiel genannt werden. Aber Kunst ist mehr. Das Ziel des Spieles ist erreicht, wenn der Ueberschuß von Kraft entladen wird, oder wenn der Instinkt seine augenblickliche Uebung gehabt hat. Aber die Funktion der Kunst ist nicht auf den Akt der Hervorbringung beschränkt; in jeder eigentlichen Kunstäußerung ist etwas getan und überlebt etwas. Allerdings wird in manchen Aeußerungen, z. B. im Tanze oder im Schauspiele, die Wirkung mit dem Augenblick des Schaffens zerstört; sie überlebt nur in dem Rhythmus, den der Tänzer ersonnen hat, oder in der Erinnerung des Zuschauens an die gespielte Rolle. Aber das ist zufällig, nicht der Natur der Künste als Künste wesentlich. Andererseits ist nichts in der Natur des Spieltriebes, was eine Festlegung des von ihm erweckten Geistes- und Gefühlszustandes erforderte. Noch weniger können künstlerische Werte, wie Schönheit und Rhythmus, die, so schwer sie auch wissenschaftlich zu definieren sind, immer die Kunstwerke kenn-

Digitized by Google

zeichnen, als Ergebnisse des Spieltriebes bezeichnet werden. Schillers, Spencers und Groos Theorien mögen allerdings das negative Kennzeichen der Kunst bestimmen, aber sie können uns ebensowenig wie die Nachahmungstheorien oder die Darwinsche Erklärung irgendwelche positive Belehrung über die Natur der Kunst geben" (S. 28).

Der Grund, warum Kunstwerke geschaffen werden und warum Kunstwerke genossen werden, muß vielmehr in einem selbständigen und selbstgenügsamen „Kunsttrieb" gesucht werden, der allen Menschen eigen ist, aber in den „Künstlern" besonders stark zur Geltung kommt. „Um den Kunsttrieb als ein Streben nach ästhetischem Schaffen zu verstehen, müssen wir ihn in Verbindung mit irgend einer Funktion bringen, von deren Natur die spezifisch künstlerischen Fähigkeiten abgeleitet werden können. Soich eine Funktion findet man in den Tätigkeiten des Ausdrucks der Gemütserregungen.

Nach einer Erörterung über den Gefühlston der Empfindungen und über die Gemütserregungen, über die „Freude am Leide", und über die sie begleitenden Bewegungen, findet er, daß die instinktive Neigung, überwältigende Gefühle auszudrücken, die Lust zu steigern und Befreiung vom Schmerze zu suchen, den tiefliegenden Beweggrund aller menschlichen Tätigkeit bilde. Aus diesem psychischen Boden wächst die Kunst hervor, indem sie imstande ist, mehr als irgend eine andere geistige Tätigkeit den Anforderungen dieses Teiles zu genügen. Um diese Entstehung der Kunst zu verstehen, müssen aber die Individuen in ihrem Verhältnis zueinander betrachtet werden, denn „Kunst ist in ihrem innersten Wesen eine soziale Tätigkeit". In den seelischen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens liegt ihre Wurzel, in den „sozialen Ausdrucksbewegungen". Das Kunstwerk bietet sich nur als wirksamstes Mittel dar, durch das der einzelne befähigt wird, auf immer weitere Kreise von Mitlebenden einen Gemütszustand zu übertragen, der dem ihn selbst beherrschenden ähnlich ist.

Von dieser Grundlage aus unternimmt der Verfasser eine „Deduktion der Kunstformen", indem er die Wege aufzeigt, auf denen die Kunst in ihren mannigfachen Formen dem Verlangen nach Ausdruck dient. Diese Wege sind die verschiedenen sozialen Beziehungen, welche die Menschen eingehen. Es treten damit nichtästhetische Momente in die Kunst ein, welche aber eine Differenzierung und Steigerung des Kunstsinns herbeiführen. Als solche Faktoren werde intellektuelle Belehrung, Anreizung zur Arbeit oder zum Kriege, geschlechtliches Gunstwerben, Zauberwirkung nachgewiesen. Im besonderen verweise ich auf die Kapitel über Schaustellungen bei den Tieren, über Kunst und sexuelle Zuchtwahl hin, die eine lehrreiche Auseinandersetzung mit Darwins Theorie enthalten. In dem Kapitel „Kunst und Zauber" deckt der Verfasser in geistreicher Weise die primitiven Wurzeln auf, aus denen die Kunst als eine „Welt des Scheins" herauswächst. „Die Selbsttäuschung, durch die wir in der Kunst eine Verwechslung zwischen dem Wirklichen und dem Unwirklichen genießen, ist zwar durch ihren absichtlichen Charakter verschieden von derjenigen Illusion, zu der der primitive Mensch vielleicht mehr durch seine mangelnde Kraft der Beobachtung als durch seine Einbildungskraft geführt wird. Aber immerhin besteht eine Verwandtschaft, und jener durch die Zauberei geförderte Glaube an ein gegenseitiges Uebergreifen des fühlbaren und des nicht fühlbaren Lebens gibt uns in der niedrigeren Kunst eine Vorahnung der in der höheren Kunst durch die Einbildungskraft hervorgebrachten Wirkungen."

Dr. Ludwig Woltmann.

Dr. Eugen Dühren, Rétif de la Bretonne. Der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator. Berlin 1906. Max Harwitz. 515 S.

Nichts kann förderlicher für die historisch-anthropologische Wissenschaft sein, als das Studium von Biographien, und zwar besonders solcher Biographien, in denen nichts als „anstößig" verschwiegen wird, in denen vor allem auch das Sexualleben in rücksichtsloser Wahrheitsliebe offenbart wird. Eine wahre Fundgrube sind in dieser Hinsicht die autobiographischen Arbeiten des bekannten französischen Literaten der Rokoko-Zeit, Rétif aus dem Dorf La Bretonne, welcher, von bäuerlicher Abkunft und von Beruf ursprünglich Buchdrucker, von 1734 bis 1806 lebte, und dessen Schilderungen tiefe Einblicke in das Leben des französischen Mittelstandes im XVIII. Jahrhundert tun lassen. Es ist daher ein Verdienst des durch seine Forschungen über den Marquis de Sade bekannt gewordenen E. Dühren, daß er aus den verschiedenen Schriften Rétifs, eines Zeitgenossen und Antipoden Sades, ein übersichtliches Bild seines Lebens, insbesondere des so wichtigen und noch so

Digitized by Google

wenig erforschten Sexuallebens zusammengestellt hat. Dühren sieht in Sade den Vertreter der Korruption, in Rétif den des im Grunde gesunden, und vom Geist des Rokoko nur wenig angekränkelten französischen Volkes. Nun war Rétif allerdings ein Gegner des Algolagnismus eines Sade, und er war ausgesprochen heterosexuell, insofern war er normal. Aber er, ein großer, brünetter Mann mit sehr schönen, geistreichen Gesichtszügen, zeigte den normalen Geschlechtscharakter des Mannes in einer so intensiven Weise, daß er bei allen seinen sonstigen sympathischen Eigenschaften, seiner großen Begabung, seiner unermüdlichen Arbeitskraft, seiner Wahrheitsliebe und Gutmütigkeit kaum anders denn als Wüstling, Satyriasten, bezeichnet werden kann. Er selbst sah diese Eigenschaft als erworben an: Sein Sexualleben begann schon mit 3—4 Jahren, indem er der Spielerei eines erwachsenen Mädchens zum Opfer fiel. Mit 5 Jahren wollten ihn seine Schwestern verführen. In der Zeit vor der Pubertät, im 11. bis 13. Lebensjahre, wurde der hübsche Knabe von nicht weniger als fünf verschiedenen erwachsenen Mädchen zum Beischlaf unter Nachhülfe der Natur verführt, während er außerdem in drei andere verliebt war. In der Pubertät, mit 13½ Jahren, hatte er die erste große Leidenschaft seines Lebens. Diese Leidenschaft Rétifs bleibt platonisch, wie die Petrarcas zu seiner Laura, und hält mehrere Jahre an, während er gleichzeitig in den wollüstigsten Phantasien schwelgt und auch wirklich zwei andere Mädchen seinerseits verführt. Mit eben vollendetem 17. Jahre hatte er seine zweite große Leidenschaft, zur Frau seines Dienstherrn. Diese Leidenschaft war von vornherein sinnlicher als die erste, sie nimmt den Charakter des Kleider-Fetischismus an, und namentlich mit Hülfe der Schuhe der Herrin treibt der Jüngling Masturbation, und das, obgleich er in derselben Zeit, d. h. bis zu seinem 19. Lebensjahre, mit etwa zwanzig Frauen und Mädchen des Städtchens nacheinander oder abwechselnd Geschlechtsverkehr treibt. Dann kommt er auch mit der angebeteten Herrin zum Aeußersten. Mit 21 Jahren gelangt er nach Paris und lernt erst jetzt die Prostitution und die Theater-Libertinage kennen. Aber trotz all der großen Erfahrungen, die er im Umgang mit Frauen gesammelt haben mußte, verfällt er nach einigen Jahren in die Geschlechtssklaverei zweier raffinierter Weiber, Mutter und Tochter, die ihn durch fortgesetzte physische Reize dazu zu bestimmen wissen, daß er die jüngere heiratet. Der Fortgang seines Lebens entspricht diesen Anfängen, die wegen ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung für die sexuelle Psyche hier in der Hauptsache skizziert wurden. Es würde die Wissenschaft sehr fördern, wenn recht viele Biographien bedeutender Männer von solcher Offenheit bekannt würden. Dr. J. R. Eichmann.

Dr. F. W. Foerster, Technik und Ethik. Eine kulturhistorische Studie. Leipzig 1905. Verlag von Artur Felix. 36 S.

Der Verfasser wendet sich gegen jene Bestrebungen, welche bezwecken sollen, die Bildung des Technikers auf unmittelbar zu seinem Beruf in Beziehung stehende Gegenstände zu beschränken, weil für den Techniker besonders die Vertrautheit mit den sozialen Fragen notwendig erscheint, „denn die gesamte technische Arbeitsleistung einer Nation ist doch in erster Linie ein Produkt von lebendigen Menschen, hängt von der Stärke und Feinheit ihrer Arbeitsmotive, von der Sicherheit und Freudigkeit ihres Zusammenwirkens ab und bedarf... auch desjenigen Wissens und Könnens, das sich auf die richtige Beurteilung des wirklichen Menschen mit all seinen Bestrebungen, Bedürfnissen, Leidenschaften und Schwächen bezieht". Dieser Forderung, dem Menschen selbst mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, ihn nicht als willenloses Werkzeug im Produktionsgange zu betrachten — was leider nur zu häufig geschieht — kann man die Zustimmung nicht versagen. Die richtige Behandlung des Menschen ist für die Produktivität des Arbeitsprozesses von höchstem Wert; wo ein kompliziertes Zusammenwirken moralische Kräfte erfordert, da genügt Befehlen und Gehorchen nicht. Die technische Kulturarbeit ist von dem Zustande der gesamten sittlichen Kultur in weitestem Masse abhängig und daher sind technischer und ethischer Fortschritt eng miteinander verknüpft. Das sind beherzigenswerte Wahrheiten.

Einige Stellen der vorliegenden Schrift fordern aber zum Widerspruch heraus. Foerster betont, daß es „ohne Bändigung der menschlichen Triebe" durch ethische Faktoren „keine Bändigung der Naturkräfte" gibt; seiner Anschauung gemäß haben zu dieser „ethischen Bändigung" des Menschen die Zustände während des Mittelalters das meiste beigetragen: „man vergaß damals die äußere Natur, weil man so intensiv mit der Kultivierung des inneren Menschen beschäftigt war" und „der

Digitized by Google

(mittelalterliche) rücksichtslose Kampf mit dem Animalischen war die Bedingung einer „reicher gegliederten sozialen Kultur...". Diese und ähnliche Aeußerungen beruhen wohl auf einer gründlichen Verkennung kulturgeschichtlicher Tatsachen. Nicht zu leugnen ist es wieder, wenn gesagt wird, unsere technischen Erfolge ruhen auf jahrhundertelanger geistig-sittlicher Disziplin und gewiß ist auch „die großartige freiheitliche Entwicklung der Vereinigten Staaten" nicht ohne die „ebenso großartige Selbstzucht" der angelsächsischen Väter der Nation zu denken; nicht ihr Puritanismus allein, den Foerster hervorhebt, war ausschlaggebend, sondern die allgemein-moralischen Qualitäten jenes Volkes. Ueberhaupt scheint der Verfasser den Einfluß der christlichen Religion auf die kulturelle Entwicklung der nordischen Völker weit zu überschätzen und wo er auf biologische Fragen eingeht, beeinträchtigen religiöse Prinzipien das klare Urteil. Es ist Foerster ein Greuel, „seinen Mitmenschen der natürlichen Auslese als Opfer vorzuwerfen" und er meint, „in Wirklichkeit beruhe gerade auf der Schwachen Schonung und Pflege die erfolgreiche Herrschaft des Menschen über die Natur." — Aber wohin steuert die Kulturmenschheit, wenn ihre Gesundheit durch fortwährende Vermehrung der geistig und körperlich Untauglichen immer mehr geschädigt wird? Ich denke, es ist mit den ethischen Grundsätzen nicht unvereinbar, die Beseitigung eines Zustandes anzustreben, dessen Fortdauer uns zur Degeneration führt. Die Ethiker treten solchen Bestrebungen entgegen und sagen, die Ausmerzung der Untauglichen würde zum Menschenmorde führen; das ist eine Behauptung, die sie stets aufs neue vorbringen, so oft und so entschieden sie schon zurückgewiesen wurde.

Wenn „wir sehen, wie die moderne Skepsis, die in Nietzsche ihren stärksten Ausdruck gefunden, immer mehr die moralische Tradition der Vergangenheit angreift", so ist dies kaum — wie unser Autor meint — zu bedauern. Die technischen Fortschritte müssen dann keineswegs zu „selbstsüchtigem Genußleben" führen; ist das Beispiel nicht richtig, daß die englische und amerikanische Arbeiterschaft mit ihrem Aufsteigen einem solchen „Genußleben" unter Zurücksetzung der geistigen Bildung zustrebt.

H. Fehlinger.

C. H. von Méray, Die Physiologie unserer Weltgeschichte und der kommende Tag. Die Grundlagen der Soziologie. Erstes Buch. I. Teil Genesis. II. Teil Politik. S. Politzer, Budapest. 527 S. Preis 8 Mk.

Die Betrachtung der menschlichen Gesellschaft als eines Lebewesens höherer Ordnung ist bekanntlich sehr alt. Sie ist aufs engste mit den Anfängen der Soziologie bei Comte und Spencer verbunden, sie feiert ihre glänzendsten und geistreichsten Feste bei den beiden ersten großen deutschen Soziologen Schäffle und Lilienfeld, sie unterlag dann der scharfen Kritik eines Gumplowicz, ohne von ihm gänzlich beseitigt werden zu können, sie wurde nun vorsichtiger, verbreitete sich indessen über eine Reihe von Spezialwissenschaften und blüht hier im Verborgenen weiter. Man könnte heute schon ein stattliches Geschichtswerk über die Entwicklung der biologistischen Soziologie schreiben, doch, auch ohne daß wir ein solches Geschichtswerk besitzen, kann man sagen, daß die „organische Staatstheorie" der Geschichte angehört. Nun aber kommt das Satirspiel. Ein dickes Buch erscheint, indem die biologistische Staatsanschauung als funkelnagelneuer Gedanke geboren wird, ohne daß die leiseste Erwähnung getan wird, daß andere Leute auch schon ähnliche Gedanken gehabt haben. Besitzt der Verfasser wirklich eine solche erstaunliche Literatur-Unkenntnis? Oder hält er seinen Gedanken für einen so ungeheueren Fortschritt, daß er demgegenüber so primitiver Anfänger wie Spencer und Schäffle gar nicht gedenken konnte, ohne ungerecht gegen sich selbst zu sein? Beides ist schwer zu glauben. Doch muß anerkannt werden, daß Méray dem Vergleiche auch einige neue Seiten abzugewinnen wußte.

Die Menschen, so sagt er, die einen sozialen Organismus bilden, verhalten sich zu den Tieren, die dazu nicht imstande sind, wie die Zellen, die einen Körper zusammensetzen, zu den Bazillen, die isoliert bleiben. Was für die Zellen das Protoplasma ist, sind für die Menschen die Kulturstoffe oder Reichtumsstoffe. Der Kulturkörper ist ein tierischer Körper. Wir leben in einem tierischen Lebewesen, das auf einer noch ganz niedrigen, physiologischen Stufe steht, sich nämlich nur durch Teilung und Knospung fortpflanzt; es ist ja auch erst in der letzten Schöpfungsperiode entstanden. Die Seele dieses Riesengeschöpfes wird Religion genannt und hat alle Merkmale der physiologischen Entstehung. Der römisch-

Digitized by Google

cäsarische Kulturkörper ist aus einem älteren, dem griechisch-kleinasiatischen entstanden. Er war, mit seinem Zentralapparat auf der Apenninhalbinsel, vollentwickelt zur Römerzeit, wenn auch der Cäsarismus eine atavistische Organisationsform darstellte. Im Mittelalter ist dieser Körper krank geworden: Der Ritter ist ein auf die Stufe des Häuptlings reduzierter Cäsar. Der Militarismus wirkt jetzt als Krankheitsstoff. Die improduktiven, zentral ernährten Träger des Militarismus verzehren im produktiven Gewebe alle Produkte. Der Wendepunkt der Krise setzt ein mit der Ausscheidung des Krankheitsstoffes. Es bilden sich neue National-Primordieen. Es entsteht eine völlig neue Organisation unseres Kulturkörpers. Das Kapital ist eine Anhäufung des Kulturprotoplasmas, aber cäsarischen Zwecken dienstbar gemacht. Als cäsarisches Organ muß es ausgeschieden werden. Neue Organe werden entstehen, wie die kommunalen Banken und andere Kollektivitäten.

Mit der biologistischen Auffassung ist also hier eine sozialistische Hoffnung verbunden. Im Einzelnen finden sich recht feine Vergleiche. Die Illustrationen gleichen völlig mikroskopischen Bildern aus der Gewebelehre.

Dr. A. Koch-Hesse.

Dr. Friedr. S. Krauß (Wien), Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. II. Band. Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. (Bezugspreis für jeden Band 30 Mk.) 478 S.

Wiederum liegt ein stattlicher Kleinfolio-Band dieses eigenartigen literarischen Unternehmens vor. Ueber seinen Charakter brauche ich mich wohl nicht nochmals auszusprechen; ich könnte nur wiederholen, was ich gelegentlich der Besprechung des I. Bandes bereits gesagt habe. Da das Werk nicht im Buchhandel erscheint, so muß es mit dem Maßstabe solcher Bücher, die „als Manuskript gedruckt", nicht für jedermann und für die breite Oeffentlichkeit zugängig sind, gemessen werden. Diese beschränkt-private Eigenschaft, die trotzdem noch manches verschweigen muß, kommt dem vorliegenden Werke zugute. Denn anderenfalls würde es in der Presse nicht an Stimmen fehlen, welche behaupten könnten, daß diese Fülle von Erotik, Sinnlichkeit, sexuellen Beispielen und Studien das wissenschaftliche Gewand nur zu ihrer Deckung angelegt hat. Ganz ist dem nun nicht so. Denn es steckt doch immerhin eine Menge Sammelfleiß in diesen Abhandlungen, die viel Amüsantes aber auch viel Obscönes mit gelehrter Würde vortragen und ein Bild von den Nachtseiten der Kultur mancher Völker bieten. Dieser Band bringt zunächst erotische Ausdrücke der Nordböhmen, der moslimischen Zigeuner in Serbien und — der Berliner. Ein Kapitel: „Volkswitz in Rätseln" enthält viel Drolliges, zum Teil auch der Abschnitt über Sprichwörter. Es folgen, ebenfalls erotischen Inhalts, Volkslieder aus Oesterreich, Schnadahüpfeln und Grooselänze, sowie spanische Romanzen, magyarische, sizilianische, elsässische Erotik, ganz besonders aber südslawische Volksüberlieferungen sexuellen Charakters. Natürlich hat an sich jedes derartige ethnographische Spezialgebiet seinen Reiz, und seine Erforschung ist durchaus nicht ungerechtfertigt, zumal wenn sie, wie hier, mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit erfolgt. Aber das natürliche Empfinden wird sich in den meisten Fällen nicht ohne eine gewisse Ueberwindung mit diesen Themen, die noch bei weitem nicht erschöpft sind, beschäftigen, wenn nicht auch andere, idealere Eigenschaften und Aeußerungen der behandelten Volksstämme vorgeführt werden. Denn erst dadurch würde ein Gleichgewicht hergestellt, eine Lücke ausgefüllt, ein vollständiges Bild von dem Liebesleben der nur zum geringen Teil kultivierten Volksstämme entworfen werden, die gewiß neben der rohen Zote auch edle Regungen aufweisen. In andern Werken verfolgt Krauß auch diese Richtung. Die zwei Fälle von Mißbildungen, welche beigegeben sind (Fötus in foetu und Hermaphroditismus), hätten ruhig wegbleiben können, denn so vereinzelt wirken sie, wie jeder Kenner der Teratologie zugeben wird, nur als Curiosa, die der Laie kopfschüttelnd betrachtet. In der großen Systemart der Mißbildungen mit ihren Tausenden von Uebergangsformen sind sie nur von dem Kenner richtig zu würdigen.

Verantwortlicher Redakteur: I. V. Dr. A. Koch-Hesse. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 4. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Entartung in den höheren und niederen Ständen.

Professor Dr. G. de Lapouge.

Auf Grund der Studien Paul Jacobys über die Wirkungen der sozialen Auslese beim Menschen sind wir daran gewöhnt worden, die Entartung als eine unausbleibliche Folge des sozialen Aufstiegs anzusehen. Nach dieser Theorie ist der Stand der Fürsten, Reichen, Künstler, Gelehrten, überhaupt aller Individuen, die sich über den Durchschnitt der Masse erheben, eine Quelle der Degeneration verschiedenster Art, und ihre Familien sollen durch Verbrechen, Geistesschwäche, Seelenkrankheiten, Elend und Unfruchtbarkeit schließlich zugrunde gehen. Der Niedergang der von Natur oder Glücksumständen begünstigten Familien ist danach ein Gesetz der Notwendigkeit, und die Tiefe ihres Sturzes steht immer in direktem Verhältnis zu der Höhe ihrer Vorrechte und ihrer gesellschaftlichen Stellungen. Jacobys Buch, von dem kürzlich eine zweite Auflage erschienen ist, enthält eine ausführliche Darlegung und Beweisführung dieses Satzes, für den alle großen Dynastengeschlechter und eine große Zahl von berühmten Familien ins Feld geführt werden.

Zahlreiche Untersuchungen haben Jacobys Theorie bestätigt. Neuerdings ist ein bemerkenswertes Buch von Dr. Galippe erschienen, in dem einige Probleme der Jacobyschen Arbeit auf Grund eines besser begründeten Beweismaterials eine neue Bearbeitung finden. (Dr. Galippe, L'hérédité des stigmates de dégénérescence et les familles souveraines, Paris, Masson 1905). Allen denen, die an der furchtbaren Macht der Vererbung zweifeln, allen denen, die an die Möglichkeit glauben, durch Erziehung, Hygiene oder Rassenkreuzung besonders hervortretende Eigentümlichkeiten, seien sie nun gutartig, schlecht oder indifferent, umgestalten zu können, denen rate ich, die Seiten und die Bildnisse in jenem Buch zu studieren, die der berühmten Unterlippe der Habsburger gewidmet sind, die seit Jahrhunderten und selbst auf die entfernteste Verwandtschaft vererbt wird. Dieses Buch von Galippe ist ein wichtiger Beitrag zu den Lehren der sozialen Anthropologie.

Danach mußte man annehmen und man ist, glaube ich, auch jetzt noch zu der Ansicht berechtigt, daß die durch Auslese empor-

Digitized by Google

gekommenen Individuen der menschlichen Gesellschaften einem besonders starken Verbrauch ausgesetzt sind und einem schnellen Aussterbeprozeß verfallen, dem ein verhängnisvoller Niedergang vorausgeht. Die Theorie Jacobys schien nun allzu einfach und klar zu sein, als daß man es für nötig hielt, noch tiefer in die Ursachen dieses Vorgangs einzudringen und ein umfangreicheres Beweismaterial herbeizuschaffen. Es ist nun einleuchtend, daß Macht und Reichtum, die wohl jeder Mensch zu mißbrauchen geneigt ist, in hervorragendem Maße die beiden Hauptfaktoren der Entartung, die Syphilis und den Alkoholismus, in ihrem Zerstörungswerke unterstützen können. In unserer Zeit, wo die Arbeiterklasse den größeren Teil der Lohnerhöhungen für Vergnügungen ausgibt, verbreiten sich Syphilis und Alkoholismus in jenen Schichten immer mehr, wo früher der Geldmangel davon abhielt, Tingeltangel und Straßendirnen aufzusuchen. Ebenso braucht eine Machtstellung nicht zwei oder drei Generationen zu warten, um Verbrecher nach Art des Nero zu erzeugen. Man macht diese Erfahrung nur allzu häufig im schwarzen Kontinent. Weder Voulet, Gand und Toqué, die ich alle drei als scheinbar gesunde Menschen gekannt habe, noch ihre zahlreichen Nachfolger, Franzosen, Belgier, Deutsche und Engländer, gehören Herrschergeschlechtern an. Die Macht macht Menschen zu Neronen, und dazu genügen oft nur sechs Monate.

Indes ist der Verfall der herrschenden Familien keineswegs eine Regel ohne Ausnahme. Eine Familie, die während dreier Jahrhunderte bestanden hat, besitzt Aussichten, noch mehr als doppelt so lange Zeit fortzudauern. Es scheint, als ob nach Ueberschreiten eines bestimmten Zeitraumes die Widerstandskraft fast unbegrenzt ist. Die älteste adlige Familie in Poitou ist diejenige der Frottier, die auf einen mehr als 1000 Jahre kontrollierbaren Stammbaum zurückblickt. Von dieser Familie existiert gegenwärtig noch der Zweig de la Messelière, der von zehn erwachsenen Männern gebildet wird, von denen die einen Offiziere, die anderen Gelehrte sind, alle gesund und mit einer den Durchschnitt überragenden Intelligenz begabt. Diese Familie, die niemals das Land verlassen hat, verdankt diese seltene Erhaltungsdauer dem Umstand, daß sie weder Perioden des Glanzes noch des Verfalles durchzumachen hatte, und ich werde vielleicht später einmal ihre Geschichte in einer Monographie behandeln, da sie für die Soziologie von hohem Interesse ist. Die anderen Zweige ohne männliche Nachkommen sind trotzdem nicht ganz ausgestorben, da es noch Deszendenten in weiblicher Linie gibt, zu denen auch der Verfasser dieses Aufsatzes gehört.

Viele Familien sind nur scheinbar ausgestorben und leben in der weiblichen Linie weiter, und Jacoby ist deshalb nicht ohne Grund von Nägeli getadelt worden, daß er Personen für steril angesehen hat, die nur weibliche Nachkommenschaft hatten. Jacoby hat, im Eifer für seine Theorie, auch noch ein Dutzend andere wichtige Irrtümer begangen, die ihm Nägeli im „Janus“ (1905, S. 123—136) nachgewiesen hat. Man darf das genealogische Material in seinem Buche also nur in den Fällen gebrauchen, in denen er mit Nägeli in Uebereinstimmung steht.

Die genealogischen Forscher aus der Schule O. Lorenz' haben die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, daß Familien aus ihrer

Digitized by Google

historischen Herrscherstellung verschwinden können, ohne daß sie aufhören, männliche Nachkommenschaft zu haben. Man hat, namentlich in Holland, eine Anzahl von scheinbar ausgestorbenen Familien gefunden, die in Wirklichkeit in die Schicht der Armen gesunken sind, von wo sie sich von Zeit zu Zeit wieder emporheben. In Poitou sind neun Zehntel des kleinen Landadels aus der Zeit Heinrichs IV. und selbst Ludwigs XIV. dem Niedergang anheimgefallen. Die einen sind ärmer und ärmer und schließlich einfache Bauern geworden, die anderen haben während des 18. Jahrhunderts kleine Beamtenstellungen eingenommen. Wenn sie auch in der Adelsliste nicht mehr aufgeführt werden, so existieren sie also trotzdem. Die Existenz dieser Familien bestätigt und widerlegt die Theorie Jacobys in gleicher Zeit; denn sie beweist einmal den Niedergang zahlreicher bevorrechtigter Familien, dann aber auch, daß ihr Erlöschen nicht so notwendig erfolgt, wie Jacoby annahm.

Dies war der Stand der Theorie, als das neue Buch von Alfredo Niceforo erschien, betitelt „Les classes pauvres" (Paris, Giard 1905), worin dieser Autor eine gerade entgegengesetzte These zu beweisen versucht. Dieses Werk ist der bedeutendste Beitrag zur Anthroposoziologie, der seit dem Erscheinen von O. Ammons „Anthropologie der Badener" veröffentlicht worden ist. Zwar ist der Beitrag selbst klein, denn der Autor hat nur die Bevölkerung von Lausanne studiert, aber er hat es in echt wissenschaftlicher Weise getan, indem er nur vergleichbare Reihen von Individuen miteinander vergleicht, d. h. von solchen, die sich nur durch das eine in Frage stehende Merkmal unterscheiden. Diese Methode, die unumgänglich nötig ist, wird so selten angewandt, daß es sich lohnt, sich näher mit ihr zu beschäftigen.

Der Verfasser hat 3147 Schulkinder in Lausanne untersucht, alle von schweizerischer Nationalität. Es war nicht immer möglich, an allen die gesamten Beobachtungen anzustellen, so daß nicht für jedes untersuchte Merkmal die Zahl von 3147 Individuen in Betracht kommt. Er hat dann je nach Alter und Geschlecht die Kinder der Armen denen der Reichen gegenübergestellt und ist dabei zu Ergebnissen gekommen, die für die ersteren immer ungünstig ausfielen. Die Kinder der Armen haben eine geringere Körpergröße, geringeres Gewicht und zwar absolut im Vergleich zur Körperlänge, kleineren Brustumfang, kleineren Atmungsindex, geringere Druckkraft (gemessen durch Druck der rechten Hand), geringeren Ermüdungswiderstand (gemessen durch wiederholten Druck der rechten Hand), kleineren Kopfumfang, geringere Stirnhöhe, wahrscheinlich eine geringere Schädelkapazität und ein kleineres Hirngewicht, und alle diese Merkmale ebensosehr in der Reihe der Dolichocephalen wie der Brachycephalen, so daß es ausgeschlossen ist, dafür Rassenunterschiede verantwortlich zu machen. Als Beispiel möge folgende Tabelle dienen, welche den Vergleich von 50 Söhnen von Maurern und 50 Söhnen von Vätern mit liberalen Berufen wiedergibt, alle im Alter von neun Jahren.

	Körpergröße	Gewicht	Druckkraft	Brustumfang	Atmungsindex
Söhne von Maurern	122,5	21,8	12,3	58,4	4,7
Söhne von Bourgeois	129,3	25,5	13,7	58,7	5,1

Die Kinder von Vätern, die in mittleren sozialen Verhältnissen leben, zeigen auch in allen Merkmalen mittlere Werte. Der Autor beweist

Digitized by Google

dies in einer Reihe von Tabellen, wo für jedes Merkmal die Kinder dieser drei sozialen Kategorien miteinander verglichen werden.

Niceforo fand zwischen den Bevölkerungsklassen keinen Unterschied im Kopfindex. Der Index von 987 Kindern von 10—14 Jahren beträgt 82,02, er bleibt also, nebenbei bemerkt, beträchtlich unter dem Durchschnittsindex der Schweiz und selbst Frankreichs. Dies läßt vermuten, daß der Autor, wenn er zwischen Eingewanderten, Stadtgeborenen und Söhnen von solchen unterschieden hätte, die gleichen Differenzen gefunden haben würde, wie die anderen Anthropologen. Auch wurde kein Unterschied in der Augenfarbe gefunden, während die blonde Haarfarbe ein wenig unter den Kindern der Armen überwiegt. Der Autor hätte deshalb noch untersuchen müssen, ob nicht unter den Kindern der Reichen eine größere Anzahl von Elementen ausländischer Herkunft und besonders jüdischer Rasse sich befindet.

Man könnte nun geneigt sein, die Ergebnisse dieser Forschungen dahin auszulegen, daß bei den Kindern der Armen die physische Entwicklung infolge nachlässiger Erziehung und Gesundheitspflege sich verzögert. Es kann kein Zweifel sein, daß die Ernährung armer Kinder häufig ungenügend ist, aus dem dreifachen Grunde, weil der Vater wenig verdient, einen großen Teil des Lohnes vertrinkt oder ohne Ueberlegung eine Schar von Kindern in die Welt setzt, die sich mit dem Rest begnügen müssen. Allen Anthropologen, die sich mit der Untersuchung von Wehrpflichtigen beschäftigt haben, ist bekannt, daß dies eine allgemeine Regel ist, daß aber nach Ableistung des Militärdienstes bei den im Wachstum Zurückgebliebenen die Unterschiede in den Körpergrößen fast ausgeglichen sind.

Die Anomalien in der Körperbildung können aber nicht in gleicher Weise aufgefaßt werden. Der Autor hat zwei Gruppen von Knaben im vierzehnten Lebensjahre untersucht, eine Gruppe von reichen und eine Gruppe von armen, bei denen er folgende Mißbildungen beobachtet hat: Plagiocephalie, fliehende Stirn und andere kleine Anomalien am Schädel, Prognathismus, Gesichts-Asymmetrie, auffallend großer Unterkiefer, Mißbildungen an den Ohren. Bei 70 Knaben armer Eltern fand er 135 Anomalien, und nur 94 bei 70 Kindern wohlhabender Eltern. Individuen ohne Anomalien fanden sich in der Zahl von 20 bei den reichen und von 10 bei den armen Knaben; diejenigen mit nur einer Anomalie in der Zahl von 22 bei den reichen, von 18 bei den armen. Zwei, drei und vier Anomalien wurden dagegen viel häufiger bei den armen beobachtet, von denen einer sechs Anomalien zugleich aufwies. Danach scheint es, daß die Entartungszeichen häufiger bei den Armen als bei den Reichen vorkommen.

Andererseits hat Niceforo eine Reihe von Arbeitern und Studenten von Lausanne im Alter von 21 bis 25 Jahren untersucht und gefunden, daß die bei den Kindern festgestellten Maßunterschiede in diesem Alter noch fortdauern. Wenn auch das Wachstum der zurückgebliebenen Körperlängen bis zum 21. Jahre und etwas darüber hinaus fortdauern mag, so ist es doch wenig wahrscheinlich, daß es bis zum 25. Jahre andauert. Ueberdies werden die Ergebnisse der Forschungen Niceforos durch diejenigen von Chalumeau bestätigt, die von ihm in Genf angestellt wurden.

Digitized by Google

Hier folgt nun eine Tabelle über die Ergebnisse der vergleichenden Untersuchung bei 30 Arbeitern und 30 Studenten von Lausanne, alle von gleichem Alter (21 Jahre) und alle mit einem Kopfindex über 82.

	Studenten	Arbeiter
Körpergröße	168,0	164,0
Kopfumfang	551,9	547,0
Schädellänge	184,5	182,5
Schädelbreite	154,8	154,6
Stirnhöhe	53,6	54,8
Stirnbreite	108,0	105,0
Unterkieferbreite	104,9	109,5
Kopfindex	83,8	84,3

Die Entartungszeichen, die bei den Kindern beobachtet wurden, finden sich bei den Erwachsenen wieder, und zwar jedesmal in größerer Anzahl bei den Armen.

Anomalien	48 Studenten	48 Arbeiter
0	25	14
1	12	10
2	10	15
3	1	7
4	—	1
5	—	1

Die Studenten mit normaler Körperbildung betragen mehr als die Hälfte, unter den Arbeitern dagegen zählt man kaum ein Viertel.

Auf Grund einer Menge von Statistiken, die Niceforo zum Teil selbst aufgestellt, zum Teil anderen Forschern aus verschiedenen Ländern entnommen hat, kommt er zu dem Schlußergebnis, daß in jeder Hinsicht die ärmeren Klassen physiologisch minderwertig sind.

Damit haben wir uns sehr weit von den Ansichten der Philosophen des 18. Jahrhunderts entfernt, die den Mann des Volkes als kräftig und gesund dem kranken und entarteten Reichen gegenüberstellten. Ich weiß wohl, daß der Alkoholismus besonders die niederen Klassen heimgesucht hat, obgleich ihre wirtschaftliche Lage besser geworden ist, aber ich glaube, daß jene Philosophen sich weniger um wissenschaftliche Genauigkeit bekümmerten, als sich vielmehr Mühe gaben, ihre Zeitgenossen auf eine Regeneration der oberen Klassen aufmerksam zu machen.

Uebrigens werden die Ergebnisse Niceforos durch meine eigenen noch nicht veröffentlichten Untersuchungen über die Bevölkerung von Rennes, die über viel größere Zahlen verfügen, vollständig bestätigt. Wir müssen also die Meinung Niceforos aufrecht erhalten, daß die ärmeren Schichten der Bevölkerung zwar nicht aus Entarteten zusammengesetzt, aber wenigstens reich an Entarteten sind. Der Autor faßt seine Meinung über den Ursprung dieser Entartung dahin zusammen: „Es ist kein Zweifel, daß eine beträchtliche Anzahl von Individuen, die sich in den niedersten Schichten der Gesellschaft befinden, diese Lage ihrer physiologischen Minderwertigkeit verdanken . . . . Aber wenn auch in der »Armee des Elends« eine gewisse Menge Menschen existiert, deren elende Lage immer die Wirkung ihrer physischen und geistigen Schwäche ist und bleiben wird, so ist es doch andererseits unbestreitbar, daß die zahlreichen Entartungszeichen, die man bei der großen Masse der Armen findet, im allgemeinen eine Folge und nicht die Ursache des Elends sind."

Digitized by Google

Diese Ansicht Niceforos widerspricht nicht dem Gesetz, daß die erworbenen Eigenschaften sich nicht vererben. Alle Ursachen, welche zu gleicher Zeit das somatische und Keimplasma treffen, können unmittelbar auf die Nachkommen schwächend oder kräftigend einwirken. Ein abgeschnittener Daumen, ein zerquetschtes Auge können keinerlei erbliche Wirkungen haben; aber man ererbt oder man scheint zu erben (denn in Wirklichkeit ist es eine direkte Erwerbung durch den Keim) die Alkoholvergiftung, physiologische Schwächezustände usw. Das Elend kann so gleichsam als eine Ursache erworbener Variationen angesehen werden, die später vererbt und zu dauernden Merkmalen werden.

Die These von Jacoby, daß alle sozialen Vorrechte sich durch Entartung rächen und die These von Niceforo, daß das Elend die Entartung erzeugt, stehen offenbar im Widerspruch. Ist da eine Synthese möglich? Ich will sie versuchen.

Zunächst ist zu beachten, welche Elemente die Klasse der Armen zusammensetzen, besonders die Klasse der städtischen Armen, mit denen Niceforo in erster Linie sich beschäftigt. Denn diese Elemente haben einen sehr verschiedenen Ursprung.

Die ärmeren Klassen in den Städten umfassen erstlich nur eine kleine Minderzahl von Arbeitern, die Söhne oder Enkel von Arbeitern sind. Im allgemeinen sind von den Arbeitern des 18. Jahrhunderts wenig Nachkommen in die gegenwärtige Arbeiterklasse übergegangen. Ihre Familien sind, falls sie nicht ausgestorben sind, in verschiedenem Maße in den Geschäfts- und Bürgerstand emporgerückt. In Frankreich liefern ländliche Ueberlieferungen und die Standesregister darüber mancherlei Auskünfte. Für die ausgewanderten Familien, besonders die nach Paris verzogenen, sind diese Feststellungen viel schwieriger zu machen. In diesen Fällen würde es ratsam sein, diese Frage noch vor dem Tode der letzten alten Landleute zu studieren, die im Besitz von Familientraditionen sind.

Dann kommen die Elemente, die einen höheren sozialen Ursprung haben, die aus den oberen Schichten herabgestürzt sind. Wenn Laster und Stumpfsinn einen reichen Entarteten in Armut gebracht haben, verbleibt seine Nachkommenschaft in der Klasse der Armen und fast immer in der Stadt. Diese Heruntergekommenen vermehren die Bevölkerung in den großen städtischen Mittelpunkten, denn es kommt nur sehr selten vor, daß sie sich unter die ländliche Bevölkerung mischen. Es ist klar, daß diese Abkömmlinge von Reichen, die infolge Entartung und nicht etwa durch einen unglücklichen Zufall heruntergekommen sind, in die Klasse der Armen ein neues Element der Minderwertigkeit bringen und die Familien verderben, in die sie ihre Nachkommenschaft absetzen.

Die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter stammt vom Lande oder den kleinen Städten. Die einen verpflanzen in die Städte, was die ländliche Bevölkerung als das Beste an Rasse besitzt. Die Einwanderer vom Lande, deren Einfluß auf den Kopfindex ich anderswo behandelt habe, gehören in diese Gruppe. Unglücklicherweise ziehen die Städte aber auch eine große Zahl von Individuen an, die zur Verbesserung ihrer Lage nicht auf ihre Gesundheit, Kraft und Intelligenz rechnen, sondern die hoffen, dort die Mittel zu einem guten oder

Digitized by Google

weniger schlechten Leben zu finden, ohne daß sie viel leisten oder viel zu arbeiten brauchen. Alles was die ländliche Bevölkerung an Minderwertigen besitzt, an solchen, die der Landarbeit überdrüssig geworden sind, an Faulenzern, Säufern, Prostituierten, alles was da hofft, als Parasit von Laster, von Almosen, Verbrechen und der öffentlichen Wohltätigkeit zu leben, alles dies wandert in die Städte, und dieser unreine Strom vergrößert die Menge der Entarteten so sehr, daß die Unterstützungseinrichtungen sich noch mehr vermehren, die einen besseren Lebensunterhalt darbieten, wenigstens ebensosehr als Diebstahl, Schwindelei und Prostitution.

Diese besondere Sorte von Individuen setzt die große Anzahl jener Klasse von „Arbeitern" zusammen, die immer ohne Arbeit sind, und die es so schwer macht, die wirklich arbeitende Klasse davon säuberlich zu unterscheiden, die arm ist wie jene, aber trotzdem eine andere Schicht darstellt. Aus dieser Gruppe gehen meist die Verbrecher und Prostituierten hervor, und auch jene „Arbeiter" besonderer Art, die ihre soziale Arbeit darin erblicken, bei Streiks und Kundgebungen Aufruhr zu erregen, der Raub und Brandstiftungen zum Ziele hat.

So nehmen die armen Klassen in den Städten die sozial Heruntergekommenen in sich auf, fügen zu den Entarteten von oben und vom Lande ihre eigenen hinzu und bilden auf diese Weise einen Teil der Rasse, der im Niedergang begriffen ist. Und um den Durchschnitt ihrer Rassentüchtigkeit noch mehr herabzudrücken, tritt die soziale Auslese in Tätigkeit und läßt die besseren Elemente emporsteigen, was Dumont treffend die „capillarité sociale" genannt hat.

Falls in den armen Klassen Individuen mit seelischem Gleichgewicht, mit nüchternen, intelligenten und fleißigen Charakteranlagen sich finden, so liegt das wohl daran, daß sie sehr wenig „Glück" hatten, oder sich in einem besonders ungünstigen Milieu befanden, wenn sie ihr ganzes Leben lang arm blieben. Meistens dringen sie allmählich in den Kleinbürgerstand ein, oder gehen in jungen Jahren in den Handwerkerstand über und ihre Kinder, manchmal sie selbst, gelangen schließlich in eine sozial günstige Position. Auf diese Weise hat sich die Klasse der städtischen Handwerker gebildet, die den „Maschinenarbeitern" der Gegenwart vorausgingen. Diese haben die einstigen Arbeiter, die ein gewisses geistiges Niveau besaßen, durch einfache „Hilfsmaschinen" ersetzt, die selbst aus den Enterbten der Intelligenz sich rekrutieren können. Die Enkel der Schuster, Maurer und Tischler des 18. Jahrhunderts nehmen heute neun Zehntel der liberalen Berufe ein.

Die Schicht der Begabtesten ist wenig fruchtbar, und die Familien, welche die oberste Stufe in der Gesellschaft einnehmen, verfallen leicht der Entartung. Ihre Degenerierten und diejenigen der Landbevölkerung vermengen sich mit der Klasse der Armen. Das Elend selbst ist ein letzter Faktor der Entartung. Die Nachkommen der Entarteten, selbst wenn sie sich mit gesunden Familien verbinden, werden durch eine fast unvermeidliche Erblichkeit wieder zu Entarteten. Die guten Elemente verbleiben nicht in den niederen Schichten und steigen empor, um die höheren Klassen zu ergänzen. Daraus ergibt sich folgende Forderung: Wenn man sich nicht bald entschließt, eine systematische Auslese einzuführen, so ist die Zukunft der Rasse in

Digitized by Google

Gefahr, und die demokratische Bewegung, die dahin zielt, alle Fürsorge auf die Klasse der Armen und Entarteten zu übertragen, ist ein veritabeler Selbstmord des Menschengeschlechts. Die Entwicklung des Menschen ist nicht abgeschlossen. Wird er als Uebermensch oder Affe sein Dasein beenden? Die Auslese allein wird darüber entscheiden.

Neue Hypothesen über die Urheimat der Arier.

Professor Karl Penka.

Seit dem Jahre 1883 — dem Jahre der Veröffentlichung der ersten Auflage von O. Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte" und meiner Origines Ariacae, denen 1886 „Die Herkunft der Arier" folgte — hat sich die wissenschaftliche Forschung in bedeutend höherem Maße als früher den Fragen nach der Urheimat der Arier, dem physischen Typus sowie der Kultur des noch ungetrennten arischen Urvolkes zugewandt. Und so entstanden nicht nur zahlreiche, in Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen über diese Fragen — von denen besonders die Essays von J. Rhys, Race theories and European politics (New Princeton review, 1888), A. H. Sayce, The primitive home of the Aryans (Contemporary review, 1889) und Th. Huxley, The Aryan question and prehistoric man (Nineteenth century, 1890) hervorgehoben werden mögen — sondern auch eine größere Zahl von selbständigen Werken: G. H. Rendall, The cradle of the Aryans (London 1888), Max Müller, Biographies of words and the home of the Aryans (London 1888), J. Schmidt, Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem (Berlin 1890), J. Taylor, The origin of the Aryans (London 1890), R. von Jhering, Vorgeschichte der Indoeuropäer (Leipzig 1894), G. Sergi, Arii e Italici (Turin 1898), denen The Mediterranean race (London 1901) und Gli Arii in Europa e in Asia (Turin 1903) folgten, G. V. de Lapouge, L'Aryen (Paris 1899), M. Much, Die Heimat der Indogermanen (Berlin 1902) und E. de Michelis, L'origine degli Indo-Europei (Turin 1903). Die überwiegende Zahl der genannten Werke unterscheidet sich in zweifacher Hinsicht von den älteren Arbeiten: erstens dadurch, daß ihre Verfasser die gestellten Probleme nicht mehr einseitig mit den Mitteln der Sprachwissenschaft zu lösen suchten, zweitens darin, daß sie mit Ausnahme von Müller, Schmidt, Sergi und Jhering die Urheimat der Arier (Indogermanen, Indoeuropäer) nicht mehr in Asien suchten, sondern irgend einen Teil Europas als solche nachzuweisen unternahmen.

I.

Trotzdem gibt es auch heute noch Vertreter der alten Lehre von der asiatischen Herkunft der Arier, wenn auch niemand mehr ihre Heimat, wie es früher allgemein geschehen ist, in die Länder zwischen dem Hindukusch und dem Kaspischen Meer verlegt. Und so haben erst jüngst wieder zwei Gelehrte — ein Sprachforscher und ein Historiker — unabhängig voneinander merkwürdigerweise ein und

Digitized by Google

dasselbe Gebiet Asiens als Urheimat der Arier nachzuweisen gesucht: A. Fick, der Verfasser des vergleichenden Wörterbuches der indogermanischen Sprachen, und Louis Erhardt. Beide nehmen Kaukasien als Urheimat unserer Völkerfamilie an.

Fick hat seine Ansicht über unsere Frage, anknüpfend an die Besprechung von Much's „Heimat der Indogermanen", in den „Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen" (29. Bd. 1905, S. 229—247) dargelegt. Die Argumente zur Begründung seiner Hypothese sind der Sprachwissenschaft, der physischen Anthropologie und Geschichte entnommen. Ihm zerfallen sämtliche indogermanischen Völker zunächst in zwei Hauptmassen: die Indogermanen Asiens („Arier") und die Indogermanen Europas. „Die Indogermanen Asiens bilden die erste von den Europäern unseres Stammes deutlichst geschiedene Volks- und Spracheinheit. Sprachlich setzen sie sich von diesen durch ihren Vokalismus scharf ab: statt des alten Dreiklangs a e o und deren Längen herrschen hier eintönig a und â. Das alte e ist bei ihnen fast spurlos getilgt, der ältere Wortschatz ihrer Sprachen ist bis in die Komposita herab der gleiche. Sie nennen sich selbst Ariya, d. i. „die Frommen" als Bekenner derselben Religion, ihre Götter sind ursprünglich gleich und gleichbenannt und in den Erinnerungen an ihre Vorzeit begegnen wir den gleichen Heldennamen. Auch in ihrer Kultur unterscheiden sich die Arier deutlich von den Europäern: man findet in ihrem Wortschatz kein mit diesen gemeinsames Wort für die Tätigkeiten des Ackerbaus, während alle Namen für die Haustiere auf beiden Seiten die gleichen sind."

Die Indogermanen Europas teilt Fick in zwei große Gruppen: in die Gruppe der Osteuropäer und in die Gruppe der Westeuropäer. Zur ersten Gruppe rechnet er auf Grund der Uebereinstimmung des Lautbestandes die Slawoletten, die Thraker samt den Phrygern und Armeniern und die Albanesen. „Den Ausgangspunkt haben wir da zu suchen, wo der eigentliche Kern dieser Gruppe von jeher gelegen: bei den Slawen, deren Ursitz in Südrußland zugleich als Urheimat aller ihrer nächsten Verwandten gelten darf. Von da bewegte sich die Wanderung aufwärts an der Donau entlang, überstieg darauf den Balkan und drang im ersten Licht der Geschichte über die Meerengen nach Kleinasien und bis zum Ararat vor, wo sie mit den Ariern zusammentraf." Zur Gruppe der Westeuropäer rechnet er die Germanen, Kelten, Italiker und Griechen. Als uralte Heimat der Germanen gilt ihm das Gebiet an der Nord- und Ostsee, das im Westen vom Rhein, im Osten von der Oder, im Süden vom Harz und dem Saum des hercynischen Wäldergebietes begrenzt ist; er leitet aber auch Kelten, Italiker und Griechen „aus der germanischen Heimat am Nord- und Ostseestrande" her; nachdem die „Europäer" auf der „schwarzen Erde" Rußlands zum Ackerbau übergegangen, sei ein Teil derselben bis zur Ostsee vorgedrungen, um sich von da zu Kelten, Italikern und Griechen zu entwickeln, während die Slawoletten in den alten Sitzen verblieben seien.

Wenn Much meine, bemerkt weiter Fick, es sei ein Fortschritt, wenn seit einem Vierteljahrhundert die Ansicht aufgestellt wird, „daß die Heimat der Indogermanen in Europa zu suchen sei, wo sie seit den frühesten Zeiten bis zum heutigen Tage in größter und geschlossener

Digitized by Google

Menge beisammen wohnen, wo sie sich anscheinend am reinsten erhalten und von wo aus sie ihren stärksten kulturellen und politischen Machteinfluß auf alle Völker der Erde ausgeübt haben", so sei, wenn die Heimat der Indogermanen nach solchen Kriterien bestimmt werden solle, sie zweifellos in Asien zu suchen; „denn was will die Häufigkeit der Steinzeitfunde an der Ostsee gegenüber den Tatsachen bedeuten, daß um 1700 v. Chr. Babylon von den arischen Kossäern erobert wurde, daß um 1500 die Mitani ganz Mesopotamien beherrschten und um dieselbe Zeit oder noch viel früher Arier als Eroberer am Indus standen"; die Germanen würden erst nach 500 n. Chr. mit der Völkerwanderung weltgeschichtlich bedeutend „und seit wann wirken die Slawen auf die Kultur der Menschheit ein?" Zum Schluß bemerkt Fick, daß die Ansetzung von Kaukasien als Urheimat unserer Völkerfamilie sich noch besonders mit Rücksicht auf die Rassenmerkmale empfehle. „Am Kaukasus leben noch heute Völker, die, in ihren Sprachen mit den Indogermanen nicht verwandt, in ihrem Typus lebhaft an diese erinnern. Trotz vieler Vermischung mit Tataren findet man unter den Tscherkessen und Grusiern im Süden, bei der Bevölkerung der Karbarda im Norden die körperlichen Vorzüge der weißen Rasse so augenfällig ausgeprägt, daß Blumenbach bekanntlich die Kaukasier als weißen Typus dieser Rasse ansah und ihr den Namen der ›kaukasischen‹ beilegte." Dabei sind auch Fick die Merkmale der „nordischen Rasse", wie auch er sie nennt (langer Schädel, langes Gesicht, hoher Wuchs, blondes Haar und blaue Augen), die „Kennzeichen der indogermanischen Familie".

Wenn etwas gegen Ficks Hypothese spricht, so ist es gerade der Umstand, daß die kaukasischen Völker sich sprachlich und leiblich von den Indogermanen, soweit sie ungemischt geblieben sind, wesentlich unterscheiden. Ihre Sprachen erweisen sich nach den Untersuchungen Fr. Müllers und R. von Erckerts, wie letzterer bemerkt (Die Sprachen des kaukasischen Stammes. Wien 1895, 2. Teil, S. 387), miteinander so innig verwandt, daß sie Abkömmlinge einer in ihnen aufgegangenen Ursprache zu sein scheinen und als eine selbständige Sprachfamilie zu betrachten sind. In somatischer Hinsicht erscheinen die heutigen Kaukasier zwar stark gemischt, doch haben die Untersuchungen E. Chantres (Bull. Soc. d'anthrop. de Paris, 1888, p. 217) die Dolichocephalie als ursprüngliches Merkmal der Kaukasier ergeben. Wenn sie auch dieses Merkmal mit der nordisch-arischen Rasse teilen, so teilen sie nicht mit ihr deren helle Komplexion. Und ist auch ihre Urheimat noch nicht mit Sicherheit ermittelt, so können wir doch mit ungleich größerer Wahrscheinlichkeit, wenn auch nicht den Kaukasus selbst, in dem wir wohl mehr eine Zufluchtsstätte als eine Wiege der Völker zu sehen haben, so doch dessen angrenzende Länder als solche für sie als für die Indogermanen in Anspruch nehmen. Die klimatischen Verhältnisse, durch deren Einwirkung die arische Rasse jene charakteristischen Merkmale erhalten hat, durch die sie zu einer Rasse sui generis geworden ist, mußten wesentlich verschieden von denjenigen gewesen sein, unter deren Einwirkung die Vorfahren der späteren, zur gleichfalls dolichocephalen mittelländischen Rasse gehörenden Völker (der Urbevölkerungen der drei südeuropäischen Halbinseln, der Semiten Vorderasiens, der Hamiten Nordafrikas) sowie

Digitized by Google

der Kaukasier zu der Zeit gelebt haben, in der die verschiedenen Rassen der Erde ihre physische Ausgestaltung erfahren haben. Als solche klimatische Faktoren glaubte ich („Ausland", 1891, No. 7—10) das feuchtkalte Klima mit seinen relativ warmen Wintern und relativ kalten Sommern, wie es in der Quartärzeit (Eiszeit) in West- und Mittel-Europa geherrscht hat, annehmen zu müssen. In ähnlicher Weise denkt sich auch Fr. Ratzel (Geographische Prüfung der Tatsachen über den Ursprung der Völker Europas. Berichte über die Verhandl. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig. 52. Bd., 1900, S. 144) die Entstehung der blonden Rasse, „dieses eigenartigsten aller Zweige der weißen Rasse". Er könne nur in einem Gebiete entstanden sein, wo er sich mit anderen Varietäten der weißen Rasse nicht berührte. „Er setzt eine Entwicklung in fast insularer Abgesondertheit voraus, wie sie eben das quartäre Nord- und Mitteleuropa zu bieten vermochte, in dem auch noch nach der Eiszeit durch Hebungen und Senkungen Länder gelöst und verbunden worden sind." Es ist selbstverständlich, daß in dieser Hinsicht Nord- und Mitteleuropa nur soweit in Betracht kommt, als es nicht unter einer Eismasse begraben war.

Ist auch dieses Gebiet als der Entstehungsherd der arischen Rasse zu betrachten, so ist es doch keineswegs als die Heimat des arischen Urvolkes anzusehen und zwar aus Gründen, die noch später erörtert werden sollen. Aber unter allen Umständen werden wir dieselbe dorthin verlegen müssen, wo Menschen dieser Rasse noch zahlreich und unvermischt vorhanden sind, und nicht dorthin, wo, wie in Kaukasien, kaum einzelne Merkmale bei einem oder dem andern Individuum zu finden sind. Wenn ich sie deshalb nach dem Norden Europas verlegte, so folgte ich in dieser Hinsicht, wie ich schon Or. Ar. 49 erwähnte, nur dem Vorgange der Zoologen und Botaniker, für die von jeher dieselben Grundsätze bei der Bestimmung der Heimat einer Spezies maßgebend waren.

Wenn Fick gegen die Hypothese von der nordischen Herkunft der Arier auf die Tatsache hinweist, daß die Arier Asiens in einer ungleich früheren Zeit auf politischem und kulturellem Gebiete eine Rolle gespielt haben, als eine solche den Ariern Nord- und Mitteleuropas beschieden war, so ist dieser Einwand[1]) richtig, trifft aber nicht die Hypothese als solche, sondern nur diese Seite der Muchschen Begründung. Und diese Begründung hängt mit der jetzt hie und da infolge einseitiger Betonung des Rassenmomentes hervortretenden Neigung zusammen, den Ariern schon in ihren ersten Anfängen eine höhere Kultur zuzuschreiben, als sie sie tatsächlich besaßen, wobei man vergißt, daß die notwendige Voraussetzung für die Entwicklung einer höheren Kultur jene sozial-politische Organisation ist, die wir „Staat" nennen. Zur Bildung von „Staaten" aber mit Städten, die eine weitgehende Arbeitsteilung ermöglichen, war es lange Zeit nicht in Nord- und Mitteleuropa gekommen, weil die Ursache zur Entstehung derselben fehlte, nämlich die Eroberung, die nach der Lehre von

[1]) Auch V. Henry erhebt in seiner Besprechung von Hirts „Indogermanen" (Revue critique, 1906, p. 123) einen ähnlichen Einwand: „Si les indo-Éraniens sont partis de l'Europe centrale, je ne m'explique point que la civilisation nous apparaisse en premier lieu chez ceux qui précisément ont eu le plus long chemin à faire pour arriver à destination et qui en conséquence ont dû y mettre le plus de temps."

Digitized by Google

L. Gumplowicz, Ratzenhofer, Ratzel u. a. notwendig vorausgehen muß, wenn jene sozial-politische, „Staat" genannte Organisation entstehen soll, deren unmittelbarer Zweck es ist, einer Minorität die Herrschaft über eine Majorität zu sichern. Denn die Arier setzten sich zunächst von ihren Ursitzen aus nicht „in geschlossenen kampffähigen Gruppen" auf dem Wege der Eroberung in fremden Ländern fest, sondern ihre Ausbreitung erfolgte wachstumsähnlich in allmählicher friedlicher Kolonisation; erst später betraten sie zunächst von einigen im Süden und Osten gelegenen Gebieten aus den Weg der Eroberung und da erst kam es zur Bildung von Staaten mit befestigten Städten als Stützpunkten der neubegründeten Herrschaft und mit einer aus den Eroberern hervorgegangenen Adelsschichte. Jedenfalls ist die Entstehung von Staaten für die Entwicklung einer höheren Kultur von weit größerer Bedeutung, als es der Uebergang von der Verwendung des Steines zur Herstellung von Geräten und Waffen zur Verwendung von Bronze und Eisen zu gleichen Zwecken gewesen ist. Waren doch die alten Germanen und Slawen noch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten trotz der Verwendung von Metall noch dasselbe, einer höheren Bildung ermangelnde Bauernvolk geblieben, das ihre Vorfahren in der Steinzeit gewesen sind.

Was die von Fick angenommene Zweiteilung der Indogermanen in die Indogermanen Asiens („Arier" im engeren Sinne genannt) und die Indogermanen Europas anlangt, so beruht sie auf Annahmen, die nichts weniger als begründet sind. Im Gegenteil, es können die osteuropäischen Sprachen, die in einer Reihe von Wörtern die ursprünglichen Palatale durch Zischlaute ersetzt haben, von den asiatischen Sprachen, die dieselbe Erscheinung aufweisen, nicht getrennt werden; und so hat man jetzt allgemein die Sprachen der Griechen, der Italiker, Illyrier, Kelten und Germanen als sog. centum- (sprich kentum-) Sprachen den Sprachen der Litauer und Slawen, der Albanesen, Armenier und Indoiranier als einer eigenen Gruppe, der Gruppe der sog. satem-Sprachen gegenübergestellt. So erscheint das Zahlwort 10 in folgender Gestalt: griech. δέκα, lat. decem, air. deich, got. taihun, dagegen lit. deszimtis, asl. desętĭ, arm. tasn, ai. daça. Die Zischlaute dieser Wörter der indogermanischen Grundsprache zuzuschreiben und zu behaupten, daß in Westeuropa dieselben zu k-Lauten geworden sind, wie dies Fick tut, ist eine ganz unwahrscheinliche und jetzt allgemein aufgegebene Annahme. Aber auch noch andere Uebereinstimmungen haben schon längst hervorragende Sprachforscher, wie Pott, Pictet, Fr. Müller, J. Schmidt, Leskien u. a. dazu geführt, eine engere Verwandtschaft zwischen dem Lettoslawischen und dem Indoiranischen anzunehmen. Zwischen den beiden Sprach- und Völkergruppen haben, wie aus ihren Sprachresten hervorgeht, die Skythen eine Art Mittelstellung eingenommen.

Was den Umstand anlangt, daß sich in dem Wortschatz der Indoiranier kein mit den Europäern gemeinsames Wort für die Tätigkeiten des Ackerbaues findet, so wird diese Frage später behandelt werden.

Ganz undenkbar ist es, daß sich in der „uralten Heimat der Germanen", an der Nord- und Ostsee, zwischen Rhein und Oder, gleichzeitig die Kelten, Italiker und Griechen entwickelt hätten. Nicht

Digitized by Google

nur die einheitliche germanische Ursprungssage, sondern auch eine Reihe anderer Tatsachen weisen mit Sicherheit auf die skandinavische Halbinsel als Heimat der Germanen hin. Dagegen haben sich tatsächlich in diesem Gebiete, das nur nach Westen und Osten zu erweitern ist, wie sprachliche Tatsachen und archäologische Funde, die ich in meiner Arbeit: „Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas" (Wien 1897) zusammengestellt habe, zeigen, die Italo-Kelten und die Griechen zu Sondervölkern entwickelt und haben in den letzten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends v. Chr., zur beginnenden Eisenzeit, die Italiker und Griechen von dort aus ihre Wander- und Eroberungszüge nach Italien und Griechenland angetreten.

Ebenso findet die Annahme Ficks, daß wir den Ausgangspunkt der Thraker, Phryger und Armenier in den Ursitzen der Slawen in Südrußland zu suchen haben, durch die archäologischen Funde ihre glänzende Bestätigung; ich verweise hinsichtlich dieser Frage insbesondere auf die Ausführungen von Hubert Schmidt in der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1903 (S. 452 ff.) und Jahrgang 1904 (S. 618 ff.). Bezeichnenderweise gehört dieser, durch gewisse Eigentümlichkeiten gekennzeichneten archäologischen Provinz nur der Osten der Urheimat der Slawen an.

Ebenso wie Fick glaubt auch Erhardt (Die Einwanderung der Germanen in Deutschland und die Ursitze der Indogermanen. Historische Vierteljahrsschrift. Jahrgang 1905, S. 473—508), daß die Gegend am Kaukasus, speziell Transkaukasien, das Stromgebiet des Kur in vollkommenster Weise alle Vorbedingungen vereine, die man an die Urheimat der Indogermanen stellen müsse. Es liege auf der Grenze zwischen Asien und Europa, benachbart den Gebieten der die Brücke zwischen den beiden Erdteilen bildenden slawischen und „arischen" Völker; nicht weit davon beginne das Verbreitungsgebiet der semitischen Stämme in Kleinasien und Vorderasien, durch die eine Vermittlung altorientalischer, ägyptisch - turanisch - babylonischer Kulturelemente unschwer habe erfolgen können; Fauna und Flora seien hier so, wie sie die vergleichende Sprachforschung für die Urheimat voraussetzen lasse. Nachdem sich auf diesem verhältnismäßig engen Raum das Urvolk im Laufe der Jahrtausende allmählich zu einer gens tantum sui similis, zu einer besondern Rasse von wundervoller körperlicher und geistiger Eigenart — hoch, weiß, blond, blauäugig, voll reicher, aber nicht ausschweifender Phantasie, voll Energie und Kraft zu wirken, lebensfroh und sterbensmutig — ausgebildet und bereits eine ziemlich hohe, über das Niveau barbarischer Naturvölker weit hinausragende Kulturstufe erreicht habe — Erhardt glaubt, daß die Indogermanen noch vor ihrer Trennung im Besitz der Anfänge einer Metallkultur gewesen sind und ihre Toten zu verbrennen pflegten, daß dagegen die Steinzeit Europas einer vorindogermanischen Bevölkerung angehört habe —, da sei von hier aus die erste große — keltische — Völkerwanderung, größer und folgenreicher als die germanische und alle späteren Völkerwanderungen, erfolgt und zwar in organisierten, geschlossenen und kampffähigen Gruppen; die uns überlieferten Wanderungen der Völker indogermanischen Stammes, wie der Kelten und Germanen, seien mit der Annahme einer allgemeinen, friedlichen Ausbreitung des gesamten indogermanischen Urvolkes aus ihren

Digitized by Google

Ursitzen schlechterdings unverträglich. In nächster Nähe der Urheimat und zum Teil in den Ursitzen selbst sei nur ein kleiner Teil der Indogermanen, die Armenier, zurückgeblieben. Die Anfänge der indogermanischen Wanderungen bringt Erhardt in Verbindung mit dem Einfall der semitischen Hyxos in Aegypten und setzt dieselben in die letzten Jahrhunderte des dritten Jahrtausends v. Chr.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß es undenkbar erscheint, daß die arische Rasse sich in ihrer Eigenart in Transkaukasien inmitten einer ganz anders gearteten Völkerwelt entwickelt habe. Aber abgesehen davon, sprechen noch andere schwerwiegende Gründe gegen diese Hypothese. Wäre wirklich gleich im Anfange in der Weise, wie Erhardt meint, Europa von den Indogermanen besiedelt worden, so wäre es jedenfalls früher in Mittel- und Nordeuropa zur Bildung von Staaten gekommen, wie es ja überall dort geschehen, wo germanische Völker als Eroberer ein Land besetzt haben. Ferner ist es eine historisch bezeugte Tatsache, daß Kleinasien seine ersten indogermanischen Einwohner thrakischen Stammes von Europa aus erhalten hat und daß die Armenier, die vermeintlichen Nachkommen des in seinen Ursitzen verbliebenen Urvolkes, sich erst in verhältnismäßig später Zeit (gegen Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr.) von ihren thrakisch-kleinasiatischen Stammesgenossen getrennt haben und in das nach ihnen benannte Land eingewandert sind, dessen Vorbevölkerung der kaukasischen Völkerfamilie angehört hat, wie der durch dieselbe beeinflußte armenische Lautstand deutlich bezeugt. Dazu kommt noch, daß das indogermanische Urvolk den Aal und den Lachs gekannt hat, zwei Fische, die in dem in das Kaspische Meer mündenden Kur nicht vorkommen. Auch wenn es richtig wäre, daß das indogermanische Urvolk schon im Besitze der Anfänge einer Metallkultur gewesen ist, dürfte man nicht annehmen, daß mit den auswandernden Indogermanen die Metallkultur aus dem Kaukasus nach Europa gekommen ist. Denn es besteht zwar, wie Wilke (Archäologische Parallelen aus dem Kaukasus und den unteren Donauländern. Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang 1904, S. 39—104) nachgewiesen hat, ein direkter Zusammenhang zwischen dem kaukasischen und dem donauländischen Kulturkreis, doch ist die donauländische Kultur, wie derselbe Forscher gezeigt hat, die ältere und ist die Kenntnis der Metallbearbeitung vom Westen her nach dem Kaukasus gelangt zu einer Zeit, als die Metallkunst in den Donauländern sich noch nicht allzuviel über die ersten Anfänge erhoben hatte, und zwar nicht etwa über Kleinasien, sondern entlang dem Nordufer des Pontus: „Nur durch die Annahme einer Einwanderung eines bereits metallkundigen Volkes läßt sich dieses plötzliche und unvermittelte Erscheinen einer bereits entwickelten Metallkultur (im Kaukasus) in befriedigender Weise erklären[1])."

[1]) Auch E. Rößler in Tiflis, der in der Nähe von Bajan, Kreis und Gouvernement Elisabethpol in Transkaukasien, eine Anzahl von Gräbern (14) aus der Bronze-Eisenzeit im Jahre 1901 geöffnet und untersucht hat, bemerkt (Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang 1905, S. 118), daß der ganze Befund derselben eher auf westlich-europäische Kultureinflüsse als auf solche von Osten her schließen läßt. „Namentlich auch in der Metalltechnik und den auf transkaukasischen Tongefäßen eingeschnittenen figürlichen Darstellungen finden sich keine Anklänge an die typischen Motive der diesen

Digitized by Google

Der Umstand, daß Erhardt schon dem indogermanischen Urvolk die Anfänge der Metallbearbeitung zuschreibt, führte ihn notwendigerweise zu der weiteren unrichtigen Behauptung, daß die Steinzeit Europas einer vorindogermanischen Bevölkerung angehört habe, eine Behauptung, die bei ihm um so auffallender ist, als ihm gleichfalls die nordische Rasse die Trägerin der indogermanischen Grundsprache ist. Und gerade die nordische Rasse ist für die Steinzeit Europas durch zahlreiche Ueberreste erwiesen und hat die Untersuchung dieser Ueberreste die gewiegtesten Vertreter der somatischen Anthropologie, wie z. B. Virchow, dazu geführt, das Vorhandensein von Ariern in der Steinzeit Europas in der bestimmtesten Weise anzuerkennen.

Wenn Erhardt zugunsten seiner Hypothese auch geltend macht, daß Kaukasien auf der Grenze zwischen Asien und Europa liege, gleichsam in der Mitte des Verbreitungsgebietes der Indogermanen, so ist dies nur insofern richtig, als man von dem erst in neuerer Zeit von Indogermanen besiedelten amerikanischen Kontinent absieht. Aber gerade der Umstand, daß die Besiedelung Nordamerikas sowie Australiens und Südafrikas hauptsächlich aus den nordwestlichen Ländern Europas erfolgt ist, ist ein schwerwiegendes Argument zugunsten der Hypothesen jener Forscher, die in diesem Gebiete die Urheimat der Arier suchen. Und darin eben liegt, wie ich schon längst einmal bemerkt habe, die weltgeschichtliche Bedeutung der Entdeckung Amerikas, daß seither die Auswanderung der Indogermanen aus diesen als ihre engere oder weitere Urheimat angenommenen Gebieten eine vorwiegend westliche Richtung eingeschlagen hat, im Gegensatz zu der früher eingeschlagenen, die eine vorwiegend südliche und östliche Richtung verfolgte. In dieser Tatsache sowie in gewissen biologischen Eigenschaften der nordisch-arischen Rasse liegt der Schlüssel zum Verständnisse der neueren Geschichte nicht nur Europas, sondern auch der anderen Erdteile.

Muß daher die kaukasische Hypothese Erhardts ebenso wie die Ficks aus den erwähnten Gründen abgelehnt werden, so muß ich andererseits einer Bemerkung Erhardts von prinzipieller Bedeutung meine Zustimmung aussprechen. Derselbe meint nämlich, wir müßten notwendig annehmen, daß das indogermanische Urvolk lange Zeit auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet gesessen habe. „Mir wenigstens ist es anders nicht erklärlich, wie die Sprache dieses Urvolks und die Grundlagen seiner Kultur, wie wir sie außer in der Sprache auch im Mythos und in zähe bewahrten Sitten und Gebräuchen erkennen können, etwas so Festgefügtes werden konnte, daß es bei allen den weitverzweigten Einzelvölkern uns noch so wohl erkennbar entgegentritt. Ich kann daher auch nicht glauben, daß das Urvolk ein unstet

---

Distrikten östlich benachbarten, tonangebenden, alten Kulturreiche, wie z. B. des assyrischen. Es scheint vielmehr eine von westlichen Völkern ausgehende Kultur in diesen Gegenden übernommen zu sein, denn die Analogie zwischen gewissen transkaukasischen Funden und solchen aus dem südöstlichen Europa ist in mancher Beziehung unverkennbar, ich erinnere nur an die Aehnlichkeit der Gravüren auf den Gürtelblechen von Chodschali und Kalakent mit der Tätowier-Ornamentik auf den thrakischen, figürlichen Terrakotten aus Rumänien und an die Uebereinstimmung in der Form und den Dekorationsmustern — darunter auch der Hakenkreuze — zwischen transkaukasischen Urnen und solchen aus den Donau- und Balkanländern.“ Rößler glaubt, daß diese Gräber einem arischen Volke angehören.

Digitized by Google

nomadisierendes Steppenvolk war, wie Schrader meint, abgesehen davon, daß auch Fauna und Flora und noch eine ganze Reihe anderer Gründe gegen die Steppe als Urheimat sprechen." Ich erwähne dies auch deswegen, weil Much, der in seiner „Heimat der Indogermanen" meine Hypothese mit den von mir bis 1900 vorgebrachten Argumenten sich angeeignet und mir selbst eine von mir ausdrücklich bekämpfte Ansicht — die Ansicht, daß das südliche Schweden die Heimat der Indogermanen sei — unterschoben hat, glaubte das von mir als Heimat angenommene Gebiet der altdänischen Länder (Dänemark, Schleswig, Schonen) insbesondere nach Süden hin erweitern zu sollen, so daß ihm nicht nur dieses Gebiet, sondern auch noch ein Teil der norddeutschen Tiefebene — im Osten bis zur Oder — als Heimat der Indogermanen gilt. Diese Erweiterung ist archäologisch im Sinne der von mir im VII. Abschnitt („Nachweis der älteren Steinzeit Dänemarks als Uebergangsepoche zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode") meiner „Herkunft der Arier" zuerst entwickelten, dann mehrfach wiederholten und zuletzt von Much aufgegriffenen Anschauung, nach der nur jenes Gebiet als Urheimat der Indogermanen angesprochen werden könne, in dem sich nachweislich die mit den Mitteln der Sprache erschlossene Kultur des indogermanischen Urvolkes aus primitiveren Verhältnissen entwickelt hat, nicht berechtigt, da nicht nur in der norddeutschen Tiefebene, sondern überhaupt in Mitteleuropa jene Funde fehlen, die in den altdänischen Ländern den Uebergang von der paläolithischen zur neolithischen Periode vermitteln (mesolithische Periode), und reicht überdies nicht aus, um den Forderungen, die Much an die Heimat der Indogermanen stellt — sie müsse ein größeres Gebiet umfaßt haben und auch eine vielgestaltige gewesen sein, „weil die Keime zur Spaltung ihrer Bewohner in viele Völker und zu ihrem Auseinandergehen ohne Zweifel schon in ihr gelegen sein müßten" — zu entsprechen. Um diesen Forderungen zu entsprechen, ist jedoch auch dieses erweiterte Gebiet viel zu klein. Wie wenig aber diese von vornherein aufgestellten Forderungen schon an und für sich berechtigt sind, zeigt die Art der Bildung der romanischen Völker sowie die Art der Entstehung ihrer Sprachen, die alle auf die Sprache des kleinen Latiums zurückgehen und die alle ihre besonderen Eigentümlichkeiten erst außerhalb dieses Ländchens erhalten haben. Es ist deshalb durchaus unzulässig, wie dies Much tut, schon zur Steinzeit aus dem obenerwähnten, als Heimat der Indogermanen angesprochenen Gebiete fertige Illyrier, Thraker, Griechen usw. auswandern zu lassen.

Nur mit einigen Worten möge der Ansichten Felix Dahns über unsere Frage Erwähnung geschehen. Derselbe hat sich über sie in seinen Salzburger, jetzt unter dem Titel: „Die Germanen" (Leipzig 1905) veröffentlichten Vorträgen in kurzer Weise geäußert. Was er über den gegenwärtigen Stand derselben vorbringt, beweist, daß er nicht genügend über ihn unterrichtet ist. Indem er Europa als Heimat der Indogermanen ablehnt, bekennt er sich zur alten Lehre von der asiatischen Herkunft derselben; die gegen sie vorgebrachten Gründe seien durchaus nicht überzeugend, die für die westliche Heimat vorgebrachten aber noch viel schwächer; „ein schlagender, bisher unwiderlegter und unwiderlegbarer Beweis für die asiatische Heimat" sei durch

Digitized by Google

J. Müller (lies Schmidt) erbracht worden, der dargetan habe, daß das Zahlensystem der europäischen Arier in seiner Mischung eines Dezimal-Hauptsystems und eines Duodezimal-Nebensystems herübergenommen sei aus dem Zahlensystem asiatisch-turanischer Völker, von denen die Arier dasselbe nur in Asien hätten entlehnen können. Wie wenig dieser „Beweis" stichhaltig ist, ist bereits von anderen Gelehrten dargetan worden, und verweise ich auf die zusammenfassenden Ausführungen über diese Frage in dem obenangeführten Werke von Michelis (S. 260 ff.), das überhaupt die eingehendste Widerlegung aller für Asien je vorgebrachten Argumente enthält, sowie auf den Aufsatz von G. Hempl: The sexagesimal system and the cradle of the Aryans. (Classical review, 1902, S. 413 ff.)

II.

Von neuen Grundlagen aus versucht K. Helm (Die Heimat der Indogermanen und der Germanen. Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. 4, 1905, S. 39—71) die Lösung unseres Problems, da weder die Linguistik, noch die Anthropologie, noch die Archäologie imstande gewesen seien, dies zu tun; die Linguistik deshalb nicht, weil man aus dem Sprachschatz der indogermanischen Sprachen nicht mit Sicherheit erkennen könne, wie beschaffen die Natur gewesen sei, in welcher das Urvolk aufgewachsen und welche Kulturstufe es vor der Völkertrennung erreicht habe; die Anthropologie deshalb nicht, weil es ganz unerwiesene Annahmen seien, daß es jemals eine indogermanische Rasse gegeben habe und daß deren Typus identisch gewesen sei mit dem bei den Nordgermanen besonders häufigen Typus und weil überdies die vorausgesetzte Unveränderlichkeit des Schädeltypus innerhalb ungemischter Rassen nicht existiere, daß Brachy- und Dolichocephalie keine konstanten Rassenmerkmale seien, sondern ein Resultat der Lebensweise, so daß also eine Veränderung dieser ohne Rassenmischung fähig sei, den Schädeltypus eines Volkes zu modifizieren; die Archäologie deshalb nicht, weil die Unterscheidung überaus schwierig sei, ob die Uebereinstimmung in den archäologischen Erscheinungen auf Völkerbewegungen oder auf Kulturübertragungen zurückgehe. „Keine der drei Wissenschaften, Linguistik, Anthropologie und Archäologie, kann sich also rühmen, die Frage nach der Urheimat der Indogermanen beantwortet zu haben. Dies legt natürlich den Gedanken nahe, daß sie ein unerreichbares Ziel vor sich gehabt haben, daß es eine solche Heimat, in welcher vor der sogenannten Völkertrennung die Indogermanen als ein in Körperbeschaffenheit, Sprache und Kultur wesentlich einheitliches Volk gewohnt haben, nie gegeben hat." Diese Auffassung erhalte eine sehr wertvolle Stütze seitens der modernen Ethnologie und Anthropogeographie, welche lehren, daß es Ursitze eines Volkes in dem meist angenommenen Sinne nicht gebe, daß wir vielmehr, wie Ratzel (Anthropogeographie I², 176) bemerke, „den Ursprung einer Völkerfamilie nicht in einem engen, sondern vielmehr in einem weiten Gebiete suchen" müßten.

„Nehmen wir dies aber prinzipiell an, so dürfen wir natürlich auch für die Indogermanen nicht grundlos eine Ausnahmestellung unter den Völkern verlangen. Wir müssen vielmehr anerkennen, daß

Digitized by Google

auch die indogermanische Einheit, die uns am deutlichsten in den Sprachen entgegentritt, keine ursprüngliche sein kann. Sie muß vielmehr aus zahllosen Gruppen kulturarmer Menschen, in welchen vielleicht verschiedene Bevölkerungsschichten seit lange gemischt waren, durch gegenseitige Beeinflussung aller Art erwachsen sein innerhalb eines durch die natürlichen Verhältnisse gegebenen Verkehrsgebietes. Wenn wir dieses Gebiet feststellen wollen, so haben wir natürlich von den jetzigen Wohnsitzen der Indogermanen auszugehen. Von den heute von Indogermanen bewohnten Ländern müssen nun alle die außerhalb jenes ursprünglichen Verkehrsgebietes gelegen haben, welche durch große, den Verkehr hindernde Schranken abgeschlossen sind: also Indien, Iran, Armenien und Vorderasien, das Donau- und Alpengebiet, die apenninische und pyrenäische Halbinsel. In diese Länder können die Indogermanen erst später als Einwanderer gelangt sein und sie fanden überall eine anders geartete Bevölkerung vor, der sie zwar ihre Sprache aufzwangen, in der sie aber selbst allmählich aufgingen."

„Anders liegen die Verhältnisse in den diesen Ländern nördlich vorgelagerten weiten Ebenen von Zentralasien bis Nordwesteuropa, die nirgends nennenswerte Verkehrshindernisse aufweisen; denn die wenigen, die vorhanden waren, konnten leicht umgangen werden. Diese ganze Ländermasse, von welcher jetzt die meisten Forscher nur ein Eckchen als die Urheimat in Anspruch nehmen, kann das ursprüngliche Verkehrsgebiet der späteren Indogermanen gebildet haben. Hier kann ihre Einheit erwachsen sein aus den Menschen, die sich nach Ablauf der Eiszeit über dieses Gebiet ausgebreitet haben. Wir hätten danach also an Stelle der beschränkten europäischen oder asiatischen Urheimat ein ursprüngliches großes asiatisch-europäisches (eurasisches) Ausbreitungsgebiet gewonnen, in welchem die Indogermanen als solche, eben weil sich hier erst ihre ethnologische Einheit herausbildete, als autochthon zu betrachten sind. Die genauere Abgrenzung und Gliederung des Gebietes kann nun vielleicht mit Hülfe der Linguistik und anderer Wissenschaften gelingen."

Als engere Heimat der Germanen betrachtet Helm Dänemark. Dorthin seien die Vorfahren derselben nach der Eiszeit, als sie sich noch auf einer „Uebergangsstufe vom Sammler zum Fischer und Jäger" befanden, eingewandert und hier hätten sie sich, ohne daß eine neue Einwanderung stattgefunden hätte, in ununterbrochener Kontinuität zu dem ackerbauenden, viehzuchttreibenden sowie geschliffene, mannigfach differenzierte Werkzeuge herstellenden Volke entwickelt, wie wir es aus den Funden der neolithischen Zeit kennen. So zutreffend letztere Ausführungen (S. 53 ff.) im allgemeinen auch sind, so stehen sie doch nicht mehr auf der Höhe der heute gewonnenen Kenntnisse. Die Kjökkenmöddinger repräsentieren nicht mehr die älteste Kulturstufe des Landes; die Funde von Maglemose zeigen uns eine noch ältere Kulturstufe, auf der die Herstellung von irdenen Gefäßen unbekannt war und noch Geräte hergestellt wurden, die in den ältesten Muschelhaufen nicht mehr gefunden werden, dafür aber einen unverkennbaren Zusammenhang mit solchen aus postglazialen Wohnplätzen im westlichen und mittleren Europa zeigen, und die einer Zeit angehört, als unter den Bäumen die Kiefer vorherrschte, die Eiche

Digitized by Google

dagegen, der Baum der Muschelhaufenzeit, fehlte. Diese Funde, sowie die auf der kimbrischen Halbinsel, auf Fünen und auf Seeland gefundenen Renntierstangen mit Schnittspuren von Menschenhand bezeugen, daß der Mensch schon dem Renntier gefolgt war, als dieses nach dem Zurückweichen des Eises in die freiliegenden Gebiete einzog, indem es dem immer weiter nach Norden rückenden Südrande desselben folgte. „Eine umfassende, tief eindringende Umschau unter den Funden aus postglazialen Siedelungen in West- und Mitteleuropa", bemerkt J. Mestorf am Schlusse ihres im „Zentralblatt für Anthropologie" (1904, S. 249) veröffentlichten Referates über den von G. F. L. Sarauw (En Stenalders Boplads i Maglemose ved Mullerup, sammenholdt med beslaegteie fund. Aarbøger, 1903, S. 148—315) behandelten Fund von Maglemose, dessen Bedeutung auch in dieser Zeitschrift (IV, 190 ff.) von G. Kraitschek gewürdigt worden ist, „läßt Sarauw eine Kultur erkennen, die sich aus derjenigen der sog. Renntierzeit entwickelt und in die neolithische Zeit hinüberführt".

So tief auch der Kulturstand der nach Dänemark nach der Eiszeit einwandernden Renntierjäger war, sie waren keine „Sammler" mehr, die von Beeren, Wurzeln, Insekten, Schaltieren usw. ihr Dasein fristeten, sondern sie waren bereits Jäger und Fischer. Diese Jäger und Fischer haben sich aber nirgends in dem von Helm als Heimat der Indogermanen angenommenen eurasischen Gebiet in ununterbrochener Kontinuität zu der Kultur empor gearbeitet, wie sie uns in Dänemark in der neolithischen Zeit entgegentritt. Im Gegenteil, hier folgt überall nach einer beträchtlichen Zwischenzeit (Hiatus) unvermittelt auf die paläolithische Kultur die Kultur der neolithischen Periode. Warum aber gerade in Dänemark sich jener Entwicklungsprozeß vollzog, ja sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit vollziehen mußte, habe ich bereits früher in dieser Zeitschrift (III, S. 275 und IV, S. 170) auseinandergesetzt.

Und da sollen wir annehmen, daß im Sinne „der Erkenntnis, daß die indogermanische Einheit aus zahlreichen Gruppen von tiefstehenden Urmenschen innerhalb eines ausgedehnten Verkehrsgebietes erwachsen ist", von irgend einem Punkte aus alle die genannten Errungenschaften bloß auf dem Wege des Verkehrs sich verbreitet haben? Und deshalb sollen wir diese Ansicht hinnehmen und die Annahme eines kleinen Gebietes als Urheimat der Indogermanen aufgeben, weil einige Gelehrte irrige Anschauungen über die Art und Weise gehegt haben, wie die von Indogermanen bewohnten Länder einst besiedelt worden sind? Helm zitiert aus Ratzels Anthropogeographie (II ², 116) folgende Stelle als Stütze seiner Ansicht: „Was die Theorie des einzigen »Ursitzes« verlangen würde, daß nämlich ein Volk bis zu einem bestimmten Zeitpunkt sich ganz ruhig und fest zusammenhalte, um plötzlich nach allen Seiten auszuschwärmen und Tochtervölker in größeren oder geringeren Entfernungen zu gründen, können wir nicht einmal als möglich gelten lassen. So ist aber offenbar die Auffassung vieler, die über die arischen Wanderungen geschrieben haben, daß plötzlich die bis dahin ruhigen, in engen Bezirken weidenden arischen Hirten der Trieb in die Ferne ergriffen und fortgeführt habe, wo sie dann in neuen Sitzen ebenso ruhig weiter lebten wie vor diesem unmotivierten Sturm in der alten."

Digitized by Google

Was steht aber der Annahme entgegen, daß die ackerbauenden und viehzüchtenden Indogermanen sich allmählich von einem, wenn auch noch so kleinen Gebiete aus über weite, entweder völlig menschenleere oder von nur vereinzelten Nomaden durchstreifte Länder wachstumsartig verbreitet haben? Uebrigens hat Ratzel selbst ähnliche Anschauungen in der früher zitierten, nach der „Anthropogeographie" veröffentlichten Abhandlung (S. 31) geäußert. In dieser verlangt er keineswegs einen weiten Raum für die Heimat der Arier, sondern fordert mit Recht einen solchen für die Bildung der arischen Sprachen, wie er auch abgesonderte Räume für die Bildung von Rassen fordert. „Für uns verstärkt sich aber unser Raum-Grund noch dadurch, daß wir ganz dieselbe Notwendigkeit weiten Raumes wie für die Rassen auch für das Auseinandergehen der Arier in Sprachgruppen annehmen müssen. Die einer Knospenbildung vergleichbaren Abzweigungen der arischen Sprachen unter Bewahrung einer großen Stammähnlichkeit konnten sich nur unter Umständen vollziehen, wo ein räumliches Auseinanderstreben der Zweige möglich war. Der Baum braucht Licht und Luft, um zu wachsen, ein Völkerstammbaum braucht freien Boden, um sich zu verzweigen und um jedem seiner Aeste die Selbständigkeit zu wahren, die er nötig hat, um sich eigenartig zu entfalten." Diesen Raum hatten tatsächlich die Arier und es ist an und für sich ungleich wahrscheinlicher, dann auch in Uebereinstimmung mit unseren Wahrnehmungen aus der Zeit der geschichtlich verfolgbaren Sprachentwicklung, daß sich die arische Grundsprache im Laufe einer langen Zeit und unter dem Einflusse allophyler Elemente zu Sondersprachen entwickelt, als daß sich umgekehrt aus den Sprachen verschiedener Völkergruppen eine einheitliche Sprache im gegenseitigen Verkehr gebildet habe.

Was Helms Bemerkung anbelangt, daß weder die Linguistik noch die Anthropologie noch die Archäologie imstande gewesen ist, das Problem der Urheimat der Indogermanen zu lösen, so ist sie nur insofern richtig, als tatsächlich diese Disziplinen für sich allein nicht imstande gewesen sind, dies zu tun. Doch diese Zeiten, in denen z. B. der Sprachforscher mit den Mitteln seiner Wissenschaft allein die Heimat und die Kultur des arischen Urvolkes zu erschließen suchte, sind vorbei; heute wird nicht leicht jemand — wenigstens im Prinzip — auf die Kontrolle seiner von einem engeren Standpunkte aus gewonnenen Resultate durch die Resultate der andern hier in Betracht kommenden Disziplinen verzichten wollen. Und dieser methodische Fortschritt läßt erhoffen, daß in absehbarer Zeit über die wichtigsten Fragen der arisch-europäischen Urgeschichte eine volle Einigung erzielt werden wird, vorausgesetzt, daß nicht nationale Voreingenommenheit oder Befangenheit in alten Schulmeinungen, wie es bisher vielfach der Fall war, einer solchen sich hindernd in den Weg stellen werden. Helms Bemerkung über die Anthropologie und deren Ergebnisse zu widerlegen, halte ich nicht für notwendig.

III.

Wenden wir uns nun zu den Anhängern der Lehre von der europäischen Herkunft der Arier. Da ist zunächst H. Hirt zu nennen, der im ersten Band seiner „Indogermanen" (Straßburg 1905) auch die

Digitized by Google

Frage nach ihrer Urheimat in einem eigenen Kapitel behandelt hat. Er findet, daß dieselbe in der großen nord-ostdeutschen Tiefebene zu suchen sei, ohne daß sich vorläufig ihre genaueren Grenzen bestimmen ließen. Indem er meint, daß wir den Westindogermanen wegen ihres gemeinsamen Besitzes eines Wortes für die Buche Ursitze westlich einer Linie Königsberg—Krim anweisen müßten und zwar den Germanen Norddeutschland von der Weser bis zur Oder, Schleswig-Holstein und Skandinavien, den Kelten die Gebiete westlich und südwestlich von ihnen, den Illyriern das Land zwischen Oder und Weichsel, den Italikern Böhmen und den Hellenen Ungarn, daß uns dagegen die Lagerung der Ostindogermanen zwingt, ihre Ursitze in denjenigen Gebieten zu suchen, wo wir sie in historischer Zeit seßhaft finden, die Ursitze der Litauer an der baltischen Küste, der Slawen am Dnjepr, der Thrakophryger im Süden und der Indoiranier südöstlich von ihnen, kommt er zu dem Schluß, daß die Urheimat im Mittelpunkt des von dem Sprachstamm besetzten Gebietes zu suchen sei; eine solche Mittellinie bilde die Weichsel. Die Weichsel sei nicht nur die Grenze zwischen den centum- und satem-Sprachen, sondern höchstwahrscheinlich auch die Ursache dieser großen Dialektspaltung, da Flüsse nicht immer die Völker verbinden, sondern auch bisweilen trennen. Die Indogermanen hätten ferner das Meer gekannt und dies könne nur die Ost- oder Nordsee gewesen sein, keineswegs das Schwarze Meer, da in den Zuflüssen zu demselben der dem indogermanischen Urvolk bekannt gewesene Aal fehle. Schließe die Bekanntschaft mit dem Bären, einem ausgesprochenen Waldtier, die Steppe aus und spreche für ein Waldland als Urheimat, so fehlen auch nicht die Ausdrücke für alle die Tiere, die in Nordeuropa auftreten oder einst vorhanden waren, so für die Wildgans, die Wildente, den Kranich, den Hirsch, den Elch, das Wildschwein, den Biber, die Fischotter, die Maus. Doch nicht nur der gemeinsame Ausdruck für den Bär, sondern auch eine Reihe von gemeinsamen Baumnamen, so die gemeinsamen Ausdrücke für die Birke, Fichte, Eiche, Erle, Esche, Hasel, Buche, Weide, Ulme, Ahorn, sprechen für eine Waldregion als Urheimat, wie nicht minder die bei allen indogermanischen Stämmen nachweisbare Verehrung der Bäume und Wälder. Auch der von dem indogermanischen Urvolk betriebene Ackerbau setze ein Waldland voraus. Der Umstand, daß der blonde Typus gerade bei den indogermanischen Völkern sehr stark verbreitet ist und zwar um so ausgeprägter, in je ältere Zeiten wir zurückkommen, führe dazu, die Heimat dieses Typus da zu suchen, wo er am stärksten und reinsten vertreten sei, und das sei jedenfalls in den nordeuropäischen Ländern der Fall. An den Küstenländern der nordischen Meere habe sich eine selbständige und verhältnismäßig hohe Kultur entwickelt. Betrachte man aber die Küstenländer und Inseln der Ostsee mit ihrer so reichen Hinterlassenschaft an Steinsachen als die Heimat der Indogermanen, so müßte man auch annehmen, daß dieses Gebiet auch die Heimat der Germanen gewesen sei, eine Annahme, die durchaus möglich sei und gegen die sich nur ein Bedenken erhebe.

Dieses eine Bedenken spricht Hirt mit folgenden Worten aus: „Man hat allmählich erkannt, daß die großen Veränderungen der Sprache bedingt sind durch Uebertragungen auf anderssprechende

Digitized by Google

Menschen und man hat daraus geschlossen, daß da, wo starke Veränderungen der Sprache stattgefunden haben, auch bedeutende Volksmischung vorliege, während umgekehrt an den Orten, wo die Sprache gut erhalten bleibt, verhältnismäßig wenig Völkerwanderungen stattgefunden hätten. Diese Folgerung darf in gewissem Sinne als zulässig gelten. In dem Litauischen liegt heute zweifellos die altertümlichste, am wenigsten veränderte indogermanische Sprache vor. Dies würde also schließen lassen, daß die Litauer der Urheimat am nächsten geblieben seien. Ganz zulässig ist der Schluß nicht, da man auch folgern kann, daß die Litauer in wenig besiedelte Gebiete eingewandert seien, wie dies auch von den Finnen angenommen werden muß, deren Sprache sich in den letzten beiden Jahrtausenden wenig verändert hat .... Wir haben also nicht nötig, die Urheimat der Indogermanen gerade in Litauen zu suchen. Suchen wir sie aber in dem alten germanischen Gebiet, so muß es allerdings auffallen, daß sich das Germanische verhältnismäßig sehr früh stark verändert hat, und das ist der einzige Grund, der mich abhält, die Urheimat der Indogermanen mit voller Entschiedenheit der der Germanen gleichzusetzen. Hoffen wir, daß eine spätere Zeit diese Schwierigkeit, die andern vielleicht nicht so schwer wie mir wiegt, beseitigen wird."

Kann schon dieses Gebiet — Norddeutschland von der Weser bis zur Oder, Schleswig-Holstein und Skandinavien — nicht in seinem vollen Umfang als Heimat der Indogermanen betrachtet werden, so ist es noch weniger möglich, es der Heimat der Germanen gleichzusetzen. Die Heimat der Germanen ist von der der Indogermanen strenge zu trennen. Die Heimat der ersteren ist unzweifelhaft die skandinavische Halbinsel und die Wiege des Germanischen, das ist jenes Gebiet, in dem sich seine charakteristischen Eigentümlichkeiten ausgebildet haben, das mittlere Schweden, wo, wie ich bereits an einer andern Stelle (Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten. Wien 1900, S. 42) gezeigt habe, sich allophyle (lappisch-finnische) Elemente als vorarische Bevölkerung nachweisen lassen, auf deren Einfluß höchstwahrscheinlich, wie ich Or. Ar. 165 ff. dargelegt habe, die germanische Lautverschiebung und wohl auch, wie C. Nörrenberg („Globus", 77. Bd., No. 23 und 24) meint, noch andere Veränderungen der indogermanischen Lautverhältnisse zurückgehen. Nach dem mittleren Schweden weist auch die merkwürdige Bedeutungsentwicklung in den germanischen Wörtern ahd. forha, ae. furhwudu, anord. fura (Föhre) gegenüber dem urverwandten lat. quercus aus perqus (Eiche), die sich in anord. tyrr (Föhre), sowie lit. dervà (Knieholz) gegenüber griech. *δρῦς*, maked. *δάρυλλος*, air. daur (Eiche) wiederholt. „Es ist sicher kein Zufall", bemerkt J. Hoops (Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905, S. 119) zu dieser Bedeutungsentwicklung, „daß die jüngere Bedeutung sich übereinstimmend beide Male in den germanischen, in einem Falle außerdem in den benachbarten baltischen Sprachen findet. Die auffallende Tatsache scheint mir darauf hinzuweisen, daß die Germanen und Balten aus der alten Eichenheimat der Indogermanen in Gebiete gewandert sind, wo die Föhre der herrschende Waldbaum war. Das Zwischenglied des semasiologischen Wandels haben wir in allgemeineren Bedeutungen, wie ae. trēo »Baum« und altslaw.

Digitized by Google

drĕvo »Baum, Holz«, russ. derewo »Baum« zu erblicken. Aehnlich hat bekanntlich eik auf Island, wo es weder Eichen noch sonst größere Bäume gibt, den allgemeinen Sinn »Baum« angenommen." Daß diese Bedeutungsentwicklung Dänemark und das südliche Schweden als engere Heimat der Germanen ausschließt, folgt schon aus dem Umstande, daß in diesen Ländern infolge der Veränderungen des Klimas in der Eichen- und der darauffolgenden Buchenzeit die Kiefer von den Laubbäumen derart vollständig verdrängt wurde, daß kaum ein einziges Individuum noch zu finden war, als der Waldbau die Kiefer wieder in die genannten Länder einführte. Außerdem ist noch zu bemerken, daß einerseits die Verbreitung der Eiche und der übrigen, ein wärmeres Klima erfordernden Laubhölzer und Pflanzen gegen Norden in älteren Zeiten weit über die heutige hinausging und andererseits noch heute in einer weiten Region am Südrande des Verbreitungsgebietes der Kiefer nur „degenerierte" Exemplare dieser Baumart vorkommen. (Gunnar Andersson, Die Entwicklungsgeschichte der skandinavischen Flora. Resultats scientifiques du Congrès intern. de Botanique. Vienne 1905, p. 74.) Daraus ergibt sich, daß nicht nur nicht das südlichste, sondern auch nicht das südliche Schweden für die Frage, wo sich die erwähnte Bedeutungsentwicklung vollzogen, in Betracht kommt. Dagegen bestanden die gewaltigen, heute mit Fichten vermischten Nadelwälder des mittleren und nördlichen Schwedens früher durch Jahrtausende hindurch ausschließlich aus Kiefern.

Es ergeben sich aber noch andere Schwierigkeiten, wenn man den Germanen außer Skandinavien noch Schleswig-Holstein und das Gebiet der deutschen Tiefebene zwischen Weser und Oder als Ursitze zuweist. Ist es möglich, anzunehmen, daß in diesen durch Meeresarme voneinander getrennten Gebieten aus der indogermanischen Grundsprache sich nur eine einzige Sondersprache entwickelt hätte, und zugleich anzunehmen, daß sich zur gleichen Zeit in den unmittelbar angrenzenden Gebieten im Westen und Südwesten das Keltische, im Osten zwischen Oder und Weichsel das Illyrische gebildet habe? Und dies angesichts der Tatsache, daß um den Anfang unserer Zeitrechnung einerseits Kelten und Germanen als sprachlich ganz verschiedene Völker einander gegenüberstanden, andererseits, wie Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde III, 202) bestimmt meint, zur selben Zeit und in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten die sprachlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Zweigen der Germanen so gering waren, daß alle untereinander sich verständigten?

Nach der Ansicht, die Hirt von den Ursitzen der Germanen hat, müßten wir entweder annehmen, daß die Eigenart des Germanischen sich zu gleicher Zeit und in gleicher Weise im norddeutschen Tiefland und in Skandinavien entwickelt habe, eine Annahme, gegen die schon entschieden die spätere Geschichte der nordgermanischen und südgermanischen Sprachen spricht, oder daß dieselbe sich schon in sehr früher (neolithischer) Zeit im norddeutschen Tieflande entwickelt habe, daß dann die so entstandene Sprache gleichfalls in neolithischer Zeit mit den sich nordwärts ausbreitenden Germanen nach Skandinavien gekommen sei und sich hier unverändert oder nur wenig verändert bis zum Anfang unserer Zeitrechnung erhalten habe. In beiden Fällen gerät derselbe mit seinen eigenen Aufstellungen in Widerspruch, da

Digitized by Google

er einerseits (S. 184) schon Flüssen die Eignung zuschreibt, Volks- und Sprachgrenzen zu bilden, andererseits (S. 85) darauf hinweist, wie rasch sich die einzelnen indogermanischen Sprachen und darunter viele in wenig mehr als 2000 Jahren bis zur Unkenntlichkeit verändert hätten.

Dies gilt allerdings von einigen indogermanischen Sprachen und zwar bezeichnenderweise hauptsächlich von denjenigen, die von Völkern gesprochen werden, bei denen, wie dies besonders in Asien der Fall, das eigentliche arische Element bald erlosch und die arisierten allophylen Elemente auf die Umgestaltung der rezipierten Sprache einen entscheidenden Einfluß gewannen. Dies gilt aber nicht für das von Hirt als Heimat der Indogermanen angenommene Gebiet und dessen angrenzende Länder. In dem Litauischen liegt, wie Hirt selbst bemerkt, heute zweifellos die altertümlichste, am wenigsten veränderte indogermanische Sprache vor. In den nordöstlich von den Karpathen zwischen der Weichsel und dem Dnjepr gelegenen Ursitzen der Slawen, deren Umfang größer als der der norddeutschen Tiefebene ist, haben sich in der Zeit seit der schon in der neolithischen Periode eingetretenen arischen Besiedlung bis zur Gegenwart, die doch viele Jahrtausende umfaßt, nur zwei einander sehr nahestehende Sprachen (das Polnische und das Kleinrussische) entwickelt. Das nordwestliche Deutschland ist gewiß seit 2500 Jahren von Germanen besiedelt und ist es daselbst nicht zur Bildung einer zweiten Sprache gekommen. Und da sollen wir glauben, daß in der norddeutschen Tiefebene in einer ungleich kürzeren Zeit drei voneinander so verschiedene Sprachen, wie dies das Illyrische, Germanische und Keltische sind, entstanden seien? Denn Hirt setzt ganz merkwürdigerweise den Beginn der Ausbreitung der Indogermanen in eine sehr späte Zeit, nämlich um die Jahre 1600—1800 v. Chr.; bei der Entscheidung dieser Frage, meint er, könne uns nur die Sprache leiten und diese führe uns nicht in allzuweite Fernen zurück. „Kein Literaturdenkmal geht viel über das erste vorchristliche Jahrtausend hinaus. Sollten die Anschauungen richtig sein, die man über Vorkommen indogermanischer Namen in Vorderasien geäußert hat, so stammt das erste geschichtliche Zeugnis für unseren Sprachstamm aus dem 15. vorchristlichen Jahrhundert. Sehr viel weiter zurück wird uns auch die Sprachwissenschaft nicht führen. Ich habe früher in runder Zahl etwa das Jahr 2000 v. Chr. als die Zeit bezeichnet, in der die Ausbreitung der Indogermanen begonnen hätte, glaube aber jetzt, daß auch dieser Ansatz noch zu hoch ist, und würde jetzt lieber auf 1600—1800 v. Chr. heruntergehen."

Aber gerade sprachgeschichtliche Erwägungen zwingen uns, den Beginn der Ausbreitung der Indogermanen in eine viel frühere Zeit zu versetzen. Denn, wie ich schon einmal in dieser Zeitschrift (III, 248) bemerkt habe, nur auf einem großen Raum, in langer Zeit und unter der Einwirkung allophyler Elemente konnten jene großen Veränderungen unter den arischen Sprachen entstehen, die so lange den strengen Nachweis ihrer Zusammengehörigkeit und ihrer Abstammung von einer gemeinsamen Grundsprache erschwerten. Das Alter der Literaturdenkmäler kann über die Frage nach dem Beginn der Ausbreitung der Indogermanen ebensowenig entscheiden, wie man, wie ich ebenfalls in diesen Blättern (IV, 564 ff.) gezeigt habe, auf Grund einer irrigen Auffassung des Ursprungs der vorgeschichtlichen Kultur Europas mit

Digitized by Google

Hülfe der ägyptischen Chronologie die Zeit der Anfänge der neolithischen Kultur Europas bestimmen kann.

Diese sprachgeschichtlichen Erwägungen finden ihre volle Bestätigung durch die auf geologisch-archäologischer Grundlage erfolgte Berechnung der Zeit, in der die ackerbau- und viehzuchttreibenden Vorfahren der späteren Germanen die skandinavische Halbinsel, die sich mit Ausnahme der Südspitze seit dem höchsten Stande des Litorinameeres bekanntlich in Hebung befindet, die z. B. in der Umgebung von Christiania bis jetzt gegen 75 m beträgt, besiedelt haben. Nach den im Jahre 1905 veröffentlichten Untersuchungen W. C. Bröggers über den Zusammenhang der verschiedenen Kulturstufen mit den einzelnen Hebungsstadien in den Umgebungen des Christianiafjords und im nordwestlichen Küstenland von Schweden, die von allen bis jetzt vorgenommenen Untersuchungen dieser Art die genauesten sind und die übrigens in der Hauptsache mit dem, was man von anderen Gegenden gefunden hat, übereinstimmen, begann in diesem Gebiete die eigentliche jüngere Steinzeit mit Ackerbau und Viehzucht im Jahre 3900 v. Chr. und dauerte bis zum Jahre 1900 v. Chr., in dem die Bronzezeit begonnen habe (Andersson a. a. O. 93). In Dänemark hat jedenfalls die jüngere Steinzeit noch früher begonnen. Die Zeit aber, in der überhaupt der Mensch in Dänemark und Südschweden erschien, liegt sicher mehr als 10000 Jahre von heute zurück.

Im übrigen sprechen auch sprachgeschichtliche Erwägungen gegen die Verlegung der Ursitze der Italiker nach Böhmen, da eine Reihe von sprachlichen Neubildungen und Eigentümlichkeiten zur Annahme einer italo-keltischen Einheit zwingen und als die Heimat der Italo-Kelten nur das nordwestliche Deutschland angenommen werden kann. Diese Annahme ergibt sich aus dem Umstande, daß sich nur daselbst sowie auch im angrenzenden Belgien und Holland zahlreiche Orts- und besonders Flußnamen auf -apa, -ipa, -upa finden, die Komposita sind, deren zweiter Teil nach dem Ausweise der Urkunden ehemals -apa lautete, ein Wort, das auf urkeltisches aqâ zurückgeht und, wie die hervorragendsten Keltisten (Stokes, Holder usw.) annehmen, mit lat. aqua, got. ahva identisch ist, also genau denselben Lautwechsel (p für ursprüngliches k) zeigt, der ein charakteristisches Merkmal ebenso des Umbrisch-Oskischen (z. B. umbr. pis, lat. quis) wie des Gallisch-Britannischen (altgall. epo, gäl. each, lat. equus) ist. Das östlich von diesem Gebiete gelegene Gebiet der Saale und der unteren Elbe haben wir als das Stammland der Latiner und der ihnen zunächst verwandten Stämme zu betrachten; es ist das sonst nirgends nördlich von den Alpen nachweisbare Gebiet der deutschen Hausurnen, die in Form und Material den in den Nekropolen Latiums und Südetruriens gefundenen, gleichfalls aus der beginnenden Eisenzeit stammenden Hausurnen so ähnlich sind, daß an ihrem gemeinsamen Ursprung nicht gezweifelt werden kann. Aber auch noch andere Uebereinstimmungen aus derselben Zeit finden sich, wie die neuesten Ausgrabungen in Rom ergeben haben, zwischen Schleswig-Holstein und den angrenzenden Gegenden Dänemarks einerseits und Latium andererseits. Es wurden nämlich zu jener Zeit, den letzten Jahrhunderten des zweiten und den ersten Jahrhunderten des ersten Jahr-

Digitized by Google

tausends, die Leichen in Rom nicht immer verbrannt, sondern oft bestattet. Und wie man während der Bronzezeit bisweilen in Schleswig-Holstein und den angrenzenden Gegenden Dänemarks die Verstorbenen in einen einfachen Sarg legte, der aus einem gespaltenen und ausgehöhlten Baumstamm gebildet war, so hat man auch unter dem servianischen Wall in Rom ein paar Särge ausgegraben, welche eine ganz ähnliche Form haben, aber aus gebranntem Ton bestehen[1]).

In das weiter östlich über die Oder hinaus bis zur Weichsel gelegene Gebiet — nicht nach Ungarn, wie Hirt will — haben wir die Ursitze der Hellenen zu verlegen. Dorthin weist der Umstand, daß einerseits zwischen dem Griechischen und Lateinischen zahlreiche Berührungspunkte grammatischer Art bestehen, die, wie Hirt selbst (Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre. Heidelberg 1902, S. 21) meint, schwerlich auf Zufall beruhen können und die das Griechische zunächst an die Seite des Lateinischen stellen, andererseits die griechische Sprache diejenige unter den centum-Sprachen ist, die den satem-Sprachen am nächsten steht, als deren Westgrenze Hirt wohl mit Recht die Weichsel ansieht, wie nicht minder gewisse archäologische Funde ebenso wie auch die Erwägung, daß die Hellenen in Ungarn den Ausdruck für den Aal und ebenso die Italiker die Ausdrücke für gewisse Meertiere, die aus dem gemeinsamen arischen Sprachsatze stammen und bei denen an eine spätere Entlehnung nicht gedacht werden kann (wie z. B. griech. *ψῆσσα*, *ψῆττα*, dor. *ψᾶσσα*, lat. squatus, squatina eine Art Haifisch, Meerengel, nhd. Schatte, Meerschatten (?) [Fick], lat. raja (aus *ragja), schwed. rocka, dän. rokke Rochen [F. Fröhde], griech. *μύξος*, lat. mugil ein Seefisch [O. Weise], griech. *κάμαρος*, an. humarr Hummer [Fick] u. a.) verloren haben würden, wenn sie durch einige Jahrhunderte in Ungarn und Böhmen ihre Wohnsitze gehabt hätten.

Was Hirt aus dem Bereiche der Tier- und Pflanzengeographie sowie der historischen Anthropologie zugunsten der nordostdeutschen Tiefebene als Urheimat der Indogermanen anführt, spricht ebenso für dieses Gebiet wie für Südskandinavien und sind diese Tatsachen schon längst von mir für letzteres geltend gemacht worden. Dagegen fehlen, wie schon erwähnt, in der norddeutschen Tiefebene die den Uebergang zwischen der paläolithischen und neolithischen Periode vermittelnden Funde, wie sie in Schleswig, Dänemark und Schonen gemacht worden sind, und deshalb muß die Vermutung, daß in jenem Gebiete die Urheimat der Indogermanen zu suchen sei, abgelehnt werden.

[1]) In bemerkenswerter Weise äußert sich O. Montelius über diese neuesten, aus den frühesten Zeiten Roms stammenden Funde („Umschau", 1904, S. 911): „Die in Rom und überhaupt in Mittelitalien gemachten Funde aus dem zweiten Jahrtausend und aus den ersten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends v. Chr. sind außerordentlich lehrreich, eben weil die nur aus literarischen Quellen schöpfende Geschichte so gut wie gar nichts von diesen Zeiten in jenen Gegenden kennt. Wir finden dort zuerst Verhältnisse, welche nicht höher entwickelt sind als die gleichzeitigen in den sogenannten barbarischen Ländern. Ja wenn man die besten Bronzearbeiten, die in Mittelitalien und im germanischen Norden während des 14. und des 13. Jahrhunderts verfertigt wurden, miteinander vergleicht, sieht man zu seiner großen Ueberraschung, daß die nordischen Bronzen viel schöner — mehr geschmackvoll, ja elegant — als die italienischen sind. Erst mit der Ansiedlung der Etrusker in Mittelitalien, am Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ändert sich das."

Digitized by Google

Hirt schreibt mit Recht gegen O. Schraders Anschauungen dem indogermanischen Urvolke den Betrieb des Ackerbaues mit Pflug und Rind auf Grund derselben sprachgeschichtlichen Erwägungen zu, wie ich sie gegen den genannten Forscher und Hehn in meiner „Heimat der Germanen" (Wien 1893) vorgebracht habe, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt nicht mehr in gleicher Weise wie in seiner früheren Abhandlung: „Der Ackerbau der Indogermanen". (Indogermanische Forschungen. 5. Bd. 1895, S. 395—402), die sich auch in dieser Hinsicht meinen Anschauungen aufs engste anschloß, den Unterschied in der Ackerbausprache der Indogermanen Europas und der der Indoiranier dadurch erklärt, daß er annimmt, die Indogermanen hätten, nachdem sie in die pontisch-kaspische Steppenregion gekommen wären, den Ackerbau aufgegeben und wären Nomaden geworden, sondern glaubt, die Indoiranier, die er jetzt über den Kaukasus einwandern läßt, hätten den Ackerbau selbst niemals unterbrochen, sondern nur die den europäischen Indogermanen gemeinsamen Ausdrücke für denselben durch andere ersetzt, da die Sprache in allen Worten, die sich auf Wirtschaft und Technik beziehen, wenig konservativ sei. Allein gerade in dieser Hinsicht sprechen die Tatsachen eher gegen als für die Richtigkeit der Behauptung Hirts. Und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Indogermanen über den Kaukasus nach Asien (Syrien und Palästina) gelangt sind, so muß doch auf Grund glaubwürdiger historischer Zeugnisse angenommen werden, daß die Vorfahren der Indoiranier in der pontisch-kaspischen Steppenregion als nomadisierende Viehzüchter gelebt haben. Hier wohnten nämlich die das Mittelglied zwischen den ackerbauenden Slawen und den ackerbauenden Indoiraniern bildenden Skythen, deren Land und Lebensweise so anschaulich von Hippokrates geschildert wird, und gerade auf diese Skythen als Urväter werden die späteren Indoiranier zurückgeführt. So sagt Ammianus Marcellinus (XXXI, 2): Persae, qui sunt originitus Scythae. Bei Justinus (II, 1) heißt es: Scythae Parthos Bactrianosque condiderunt. Und Strabo (XI, 517) sagt von den Anwohnern des Oxus und Jaxartes, daß sie sich ursprünglich in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten nicht viel von den Nomaden unterschieden hätten. Deshalb erscheint mir auch meine Annahme als die wahrscheinlichere; ähnlich erklärt auch Hoops (a. a. O. 348) diesen Unterschied.

Zu einem ähnlichen Ergebnisse wie Hirt ist auch Hoops, der unsere Frage ausschließlich von pflanzengeographischem Standpunkte aus in dem bereits angeführten Werke über Waldbäume und Kulturpflanzen behandelt, gekommen. Derselbe fand, daß die Heimat der ungetrennten Indogermanen am wahrscheinlichsten in Deutschland, besonders dem nördlichen Deutschland, vielleicht mit Einschluß Dänemarks, zu suchen sei. Auf Grund einer erneuten Untersuchung, welcher Bestand an Waldbäumen sich für die Urheimat der Indogermanen aus den gemeinsamen Baumnamen der indogermanischen Sprachen erschließen lasse, ergab sich ihm, daß es in derselben außer Birken und Weiden auch Eichen, Buchen, Nadelhölzer, sowie Eschen und Espen gegeben haben müsse. Der Umstand, daß die Eiche in der Baumflora der Urheimat der Indogermanen eine hervorragende, wenn nicht herrschende Stellung einnahm, schließe Asien als mögliche Heimat derselben aus, wie auch auf Grund des von ihm gelieferten

Digitized by Google

sicheren Nachweises des Buchennamens als eines urindogermanischen Osteuropa ausscheide. Ebenso ergab sich ihm auf Grund einer Prüfung der gemeinindogermanischen Namen von Kulturpflanzen, daß den ungetrennten Indogermanen außer den älteren Getreidearten (Weizen, Emmer, Einkorn, Gerste, Hirse) keine weiteren Kulturpflanzen bekannt gewesen. Deswegen könne das südliche Mitteleuropa als Heimat der Indogermanen nicht in Betracht kommen, weil hier zur Steinzeit selbst in den ältesten, rein neolithischen Stationen schon eine Reihe von Kulturpflanzen gebaut wurden, die den Indogermanen in der Urzeit gefehlt hätten. Indem derselbe den weiteren Nachweis unternimmt, daß die Gerste das Hauptgetreide der Indogermanen gewesen sei, knüpft er daran die Vermutung, daß sie es deswegen geworden sei, weil ihre Urheimat ein Land mit kurzen Sommern gewesen sei, wo die empfindlicheren Weizen und Hirse keinen so sicheren und regelmäßigen Ertrag gewährleisteten als die schnellreifende Gerste.

Es wurde bereits früher erwähnt, daß Norddeutschland aus archäologischen Gründen als mögliche Urheimat der Indogermanen nicht in Betracht kommen könne. Wenn Hoops Dänemark als solche nur bedingt gelten lassen will, so liegt die Ursache hiervon darin, daß es, wie er S. 75 gegen mich bemerkt, zweifelhaft sei, ob die Buche schon im jüngeren Steinalter im Norden heimisch gewesen sei; sie habe dorthin wahrscheinlich erst zur Bronze- oder gar Eisenzeit ihren Einzug gehalten. Steht es auch außer Zweifel, daß während der Periode der Muschelhaufen die Buche noch nicht nach Nordeuropa vorgedrungen war, so ist ein Zweifel hinsichtlich der eigentlichen jüngeren Steinzeit nicht berechtigt, wenn auch zugegeben werden muß, daß sie in jener Zeit wahrscheinlich noch nicht als Waldbildnerin, als die sie später die Eiche verdrängte, sondern nur vereinzelt aufgetreten ist. Denn einerseits wurden in einigen Torfmooren Dänemarks, wie Andersson (a. a. O. 90) bemerkt, in bedeutender Tiefe und aus einer Zeit, die ihr Vorkommen noch vor der Zeit des Maximums der Litorinasenkung beweist, Buchenblätter und anderseits Buchenkohlen in Gräbern der Steinzeit auf Seeland und Möen gefunden. Daß in allen bis jetzt untersuchten, holzkohlenreichen Ueberresten der Steinzeit in Schweden keine Buchenkohle gefunden wurde, mag wohl, auch abgesehen von ihrem vereinzelten Vorkommen, darin seine Ursache haben, daß, wie der von Andersson zitierte Vaupell sagt, in alten Zeiten nicht das Holz, sondern die Eicheln und Eckern als Hauptprodukt des Waldes angesehen worden seien. Deswegen hat man es wohl vorgezogen, als Brennmaterial anderes Holz als das von Eichen und Buchen zu verwenden.

Hätte es in der jüngeren Steinzeit in Dänemark und im südlichen Schweden noch keine Buchen gegeben, so wäre es auch vom Standpunkte der Hypothese, daß Norddeutschland als die Heimat der Indogermanen zu betrachten sei, unerklärlich, wie die Germanen oder doch wenigstens, wenn Hoops die skandinavische Halbinsel als Heimat der Germanen nicht gelten lassen will, die Nordgermanen den urarischen Ausdruck für die Buche in seiner alten Bedeutung bewahren konnten, nachdem sie durch mehr als 2000 Jahre den Baum selbst nicht gesehen hätten. Wollte man aber annehmen, daß die Germanen erst in der Bronzezeit in Skandinavien eingewandert sind, so wäre erstens die

Digitized by Google

Kontinuität der kulturellen Grundlage, die zwischen der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit besteht, unterbrochen worden und man hätte schon längst den Wechsel der Bevölkerung aus einem plötzlichen und unvermittelten Kulturwechsel erkannt und zweitens hätten sich wohl noch lange Zeit Reste einer vorgermanisch-indogermanischen Bevölkerung im Norden erhalten, wohin sie sich vor den eindringenden Germanen geflüchtet hätten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Daß aber die Bevölkerung Skandinaviens zur jüngeren Steinzeit Indogermanen waren und dieselbe Kultur hatten, die wir bei den Indogermanen Norddeutschlands finden, kann heute von niemand mehr bezweifelt werden, am allerwenigsten von Hoops, der S. 343 ausdrücklich bemerkt, daß die Epoche des engeren Zusammenlebens der indogermanischen Völker in einer Kulturgemeinschaft noch ganz in das Steinzeitalter falle, als dessen letzter Abschnitt die Kupferzeit aufzufassen sei.

Das Mütterheim.

Professor Christian von Ehrenfels.

Im folgenden soll den durch den Vorschlag der „Ehe nach Mutterrecht" (vergl. meinen letzten Aufsatz[1]) Heft 11 des IV. Jahrgangs dieser Zeitschrift) erweckten Fragen, Zweifeln, Bedenken und Einwänden begegnet, und auf diese Weise zugleich gezeigt werden, wie die praktische Durchführung des charakterisierten Sexualvertrages mit organischer Notwendigkeit zur Schaffung jener sozialen Gebilde hinleiten würde, mit deren Verwirklichung die Sexualreform erst eigentlich vollzogen wäre.

Zu diesem Behufe seien die Vertragsbestimmungen der in Aussicht genommenen neuen Eheform dem Leser nochmals kurz ins Gedächtnis gerufen: — Die „Ehe nach Mutterrecht" (oder die „Freie Ehe", wie wir sie auch nennen konnten), verlangt von dem Mädchen — der Frau — welche sie eingeht, daß sie der Bereitwilligkeit, sich dem vertragschließenden Manne sexual hinzugeben, Ausdruck verleihe und sich ihm zugleich zu ausschließlicher Treue verpflichte, für so lange, als der Vertrag nicht von ihr freiwillig gekündigt wird, — wozu sie jederzeit das Recht besitzt. — Der Mann dagegen hat sich zur Entrichtung von — im vorhinein zu bestimmenden und der Lebenshaltung der Frau anzupassenden — Alimentations- und Erziehungsbeiträgen für die der Ehe entsprossenen Kinder zu verpflichten, und außerdem dort, wo die Vermögensverhältnisse der Frau es verlangen, auch zu — ebenfalls im vorhinein festzusetzenden — Beitragsleistungen für ihren eigenen Unterhalt, welche bei Kündigung des Vertrages ihrerseits entfallen, — während die Verpflichtungen des Mannes den Kindern gegenüber hierdurch unberührt bleiben. — Die elterliche Gewalt ruht

[1]) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes erfuhren meine Vorschläge (in dem Artikel „Rassenveredlung durch Polygamie?", Zeitschrift „Mutterschutz", 1. Jahrgang, 10. Heft) einen heftigen Angriff, der sich jedoch auf so offenbare Entstellungen und Mißdeutungen meiner Ansichten stützt, daß ich, den Lesern der „Politisch-anthropologischen Revue" gegenüber, eine Erwiderung darauf für überflüssig erachte.

Digitized by Google

in den Händen der Mutter. Der Vater besitzt ein Ueberwachungsrecht über die Erziehung der Kinder, ähnlich dem des gegenwärtigen Vormundes. — Dies die wesentlichen Vertragspunkte, welche selbstverständlich nach individuellen Verhältnissen und Bedürfnissen mannigfach ausgestaltet und variiert werden könnten. — Charakteristisch für die hier ins Auge gefaßten und vorgeschlagenen Verbände bliebe jedoch die Einseitigkeit der Treueverpflichtung, aber auch des Kündigungsrechtes bei der Frau, so daß der Mann volle Freiheit zur Polygamie besäße, soweit seine persönliche Werbekraft und seine wirtschaftlichen Bezugsquellen sie ihm erschlösse und gestatteten — nicht aber die Möglichkeit, sich den einmal eingegangenen Unterhaltsverpflichtungen einer Frau gegenüber willkürlich wieder zu entschlagen.

Wesentlich für die konkrete Lebensgestaltung auf Grund der Vertragsbestimmungen der „Ehe nach Mutterrecht" wäre das Verbleiben der Frau in ihrem Mutterheim mit der Absicht, dort, im Stilbezirke ihrer eigenen Persönlichkeit, den Geliebten als Besucher zu empfangen, und auch die der Verbindung entsprossenen Kinder dort großzuziehen.

Die „Ehe nach Mutterrecht" wird hier nicht als eine legislativ zu begründende neue Eheform vorgeschlagen, sondern — zunächst, und vermutlich auf Generationen hinaus — lediglich als privat abzuschließender Vertrag zwischen den Beteiligten, — so daß die in Aussicht genommene Sexualreform — wie radikal und revolutionär sie auch im übrigen sich darstelle — an etwelche Abänderungen des gegenwärtig gültigen bürgerlichen Rechtes doch nur die bescheidensten Ansprüche erhebt. Die „Ehe nach Mutterrecht" hat es zunächst nicht nötig, vor dem Forum des Gesetzes als „Ehe" anerkannt zu werden, da sie sich von dem größeren Teil der hieran geknüpften rechtlichen Konsequenzen ohnehin freimachen will, — die anderen aber sich auch ohne jene festsetzen lassen. Die Bahnbrecher der Sexualreform müssen den Mut haben, ihre Beziehungen nach der Sprache des bürgerlichen Rechtes selbst als „uneheliche" zu qualifizieren. Vom Staat brauchen sie nichts anderes zu verlangen, als die Zulassung des von ihnen beabsichtigten Uebereinkommens und dessen Anerkennung mit der Rechtswirksamkeit eines jeden anderen legal abgeschlossenen Privatvertrages. — In manchen Staaten wären diese Forderungen jetzt schon, nach den bestehenden Gesetzen, erfüllt, — in anderen verlangten sie die Aufhebung der gegen die Duldung „unehelicher" Sexualverhältnisse gerichteten gesetzlichen oder polizeilichen Verfügungen, — welche indessen meist ohnehin nur mehr „auf dem Papier stehen". — Eine Abänderung des gültigen Eherechtes dagegen liegt durchaus nicht in der Tendenz der hier befürworteten Reformbewegung, — und ebensowenig etwa eine Ausdehnung der Erbberechtigung auf uneheliche Kinder, geschweige denn deren Gleichsetzung mit der der ehelichen, welche in neuerer Zeit wiederholt vorgeschlagen wurde und aber deswegen undurchführbar ist, weil sie die vermögensrechtlichen Garantien der bürgerlichen Monogamie der peinlichsten Unsicherheit ausliefern und abenteuernden Spekulantinnen ein willkommenes Feld der Ausbeutung eröffnen würde. — In der „Ehe nach Mutterrecht" sind die pekuniären Verpflichtungen des Mannes der Frau und den Kindern gegenüber mit der Leistung der vertragsmäßig zugesicherten Alimente,

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterhaltsbeiträge vollkommen erfüllt. Ein Anspruch von Frau und Kindern an das Vermögen des Mannes und darüber hinaus besteht nicht, auch nicht im moralischen Sinne, da eine Lebensgemeinschaft des Vaters mit der von ihm begründeten Familie nicht angestrebt wird und die Kinder gemäß der Lebenshaltung der Mutter erzogen werden. — Was aber die „Ehe nach Mutterrecht" im übrigen verlangt, — das Vorwiegen der elterlichen Gewalt in der Hand der Mutter sowie das Ueberwachungsrecht des Vaters, steht gegenwärtig für die Beziehungen der unehelichen Mutter- und Vaterschaft mindestens in seinen ersten Ansätzen schon in Kraft, und auch die Verfügung, welche dem unehelichen Kinde den Familiennamen der Mutter zuspricht, weist darauf hin, daß das Mutterrecht in unserer Gesellschaft nicht neugeschaffen, sondern nur an das Licht der sittlichen Anerkennung emporgehoben zu werden braucht.

Hier aber allerdings, auf dem Gebiete der Moral und der Sitte, erweisen sich unsere Reformbestrebungen als ebenso anspruchsvoll und revolutionär, wie sie dem positiven Recht gegenüber sich bescheiden und konziliant verhalten. Und die Erkenntnis hiervon dürfte wohl auch den ersten und nächstliegenden Einwand gegen meinen Vorschlag gezeitigt haben: — „Wenn die »Ehe nach Mutterrecht« einerseits das Verbleiben der jungen Frau im Mutterhause verlangt, andererseits aber als eine Verbindung ins Leben treten soll, welche vom Staat nicht einmal die Anerkennung unter dem Ehrentitel der »Ehe« beansprucht und sich daher den Augen der Gesellschaft als »illegitimes Verhältnis«, als »Liebschaft« oder »Konkubinat« darstellt; — wo werden — außer in den sozial gedrückten Schichten — die Eltern zu finden sein, die einer unbescholtenen Tochter ihre Zustimmung zu einem derartigen Vertragsschlusse erteilen?" —

Das Bestehen der mit dieser Frage berührten Widerstände habe ich eigentlich schon in meinem letzten Aufsatze anerkannt. — Die Einführung der „Ehe nach Mutterrecht" in unsere Gesellschaft verlangt von den Beteiligten ein erhöhtes, den Durchschnitt überragendes Maß an moralischen Potenzen, — speziell an moralischem Mut. Zu den Beteiligten aber zählen auch die Eltern der Frau. — Ganz gewiß wird es sich in dieser und vielleicht auch noch in der nächsten Generation nur selten fügen, daß ein Mädchen, welches für sich zum Abschluß einer „Ehe nach Mutterrecht" bereit ist, auch die Einwilligung seiner Eltern hierzu zu erwirken vermag; und die praktische Durchführung der Reform bleibt eben für den Anfang auf jene seltenen Fälle beschränkt. Aber die Widerstände, denen eine soziale Neuerung bloß um ihrer Neuheit willen begegnet, waren noch niemals ein absolutes Hindernis, wenn jene im übrigen vitalen Bedürfnisse auf zweckentsprechende Weise entgegenkamen. — Eine besondere Schwierigkeit liegt zweifelsohne in der Angliederung der „Familie nach Mutterrecht" an die gegenwärtige, auf das Vaterrecht gegründete. Ueberzeugte Familienväter werden sich dem absolut widersetzen. Nicht alle Familienväter jedoch sind von der Trefflichkeit unserer sexualen Sitten überzeugt, und nicht alle heiratsfähigen Mädchen haben einen Vater. Die Mütter aber werden für eine Durchführung des Mutterrechtes schon eher zu haben sein; — besonders Witwen, verlassene Frauen und uneheliche Mütter.

Digitized by Google

Hiernach liegt der Zweifel nahe, ob nicht vielmehr die alleinstehende Mutter das eigentliche Anfangsglied der beabsichtigten Entwicklung darstelle, und die Forderung, es solle die junge Frau im Mutterheim verbleiben, erst an die zweite Generation der Vorkämpferinnen der Sexualreform erhoben werden dürfe. — Dem hätte ich zu erwidern, daß das Verbleiben der jungen Frau im Mutterheim ohnehin nicht unter die obligatorischen Bestimmungen des vorgeschlagenen Sexualvertrages aufgenommen wurde, und daß es mir ferne liegt, „freie Ehen" zu perhorreszieren, in denen gerade hiervon Abstand genommen würde. Doch glaube ich voraussehen zu können, daß solchen Verbindungen unter dem Druck der äußeren Verhältnisse gerade das Moment am leichtesten verloren ginge, um dessentwillen sie sich doch zur herrschenden Sitte in Widerspruch gesetzt haben würden: — die Freiheit. — Ein Mädchen, welches um eines freien Eheschlusses willen genötigt ward, das Mutterheim zu verlassen (und nicht zufällig bei einer älteren Freundin oder Verwandten, die Mutterstelle bei ihr vertritt, Zuflucht findet), wird sich, bedrängt durch das Mißbilligungsurteil der Gesellschaft, mit dem ganzen Anlehnungsbedürfnis der weiblichen Natur an den Geliebten klammern; und wenn dieser ursprünglich aus Freiheitsbedürfnis der Monogamie widerstrebte, so wird er sich bald sehr enttäuscht finden, indem ihm zu Bewußtsein kommt, daß er gerade durch Herausforderung der Sitte sich moralisch ebenso, ja vielleicht noch wirksamer gebunden hat, als dies durch legalen Eheschluß geschehen wäre. — Und somit kann die „freie Ehe" — falls sie wirklich eine solche werden soll — für die Regel von der Forderung des Verbleibens der jungen Frau im Heime der Mutter oder einer mütterlichen Freundin nicht Abstand nehmen. Die Reformbewegung wird hierdurch in ihren ersten Schritten sehr eingeschränkt. Nur allmählich kann der Widerstand der sittlichen Vorurteile überwunden werden. Wenn dies aber einmal gelungen ist — und es wird gelingen! — dann werden, auch dort, wo die Tochter vom Freier zur „Ehe nach Vaterrecht" begehrt wird, einsichtsvolle Eltern gar häufig die ersten sein, welche auf der Einschaltung der „Ehe nach Mutterrecht" als Uebergangsglied zwischen Brautstand und Trauung bestehen[1]).

Diese Erwägung führt naturgemäß zu dem weiteren Bedenken, daß ein solcher Vorgang doch auch seine großen Gefahren, gerade für den weiblichen Teil, in sich schließe; denn gar häufig würde sich dann der Werber nach Ablauf der Probezeit mit der „freien Ehe" begnügen, statt die Monogamie anzustreben, welche ja doch immer für die Frau das Begehrenswertere bleibt. — Und an dies Bedenken schließt sich die Frage, wie denn überhaupt unter der Aegide der „freien Ehe" das Liebesleben der Frau sich gestalten würde. Wäre es nicht die Regel, daß die Frauen nach den Jahren ihrer größten sexualen Anziehungskraft von den Männern verlassen würden? — Ist nicht in gewissem Sinne die Monogamie Abstattung eines lebenslänglichen Tributes durch den Mann an die Frau, als Entgelt für die Wonne der Brautnacht und der ersten Liebesstürme? — Würden nicht die

[1]) Vergl. „Die Ehe nach Mutterrecht", IV. Jahrgang, 11. Heft dieser Zeitschrift, S. 645 ff.

Digitized by Google

Frauen, welche sich des Anspruchs auf diesen Tribut freiwillig begäben, ihren Leichtsinn später durch Vereinsamung bitter zu büßen haben? —

Auch diese Fragen haben ihren triftigen Kern. — Man kann es beklagen, daß die Natur es so eingerichtet hat, — aber — sie hat es nun einmal so eingerichtet: — Der im Interesse der Kinder nötige Zusammenhalt zwischen Mann und Weib wird dadurch erreicht, daß zu Beginn der Mann die widerstrebende Jungfrau an sich heranzieht, und dann, nach einer oft gar kurzen Zeit der gegenseitigen Befriedigung, die Frau sich an den ins Ferne verlangenden Mann anklammert. Gar oft aber reichen ihre Kräfte nicht aus, um ihn auch zu halten; und dann muß sie durch Recht und Sitte unterstützt werden. — Das sind Tatsachen, — deren Erkenntnis sich jedoch die Institution der „freien Ehe" nicht verschließt. Verlangt sie ja doch von dem Mann die Entrichtung der Unterhaltungsbeiträge an die Frau, nicht nur solange diese ihm sexual reizvoll bleibt, sondern solange als sie ihm ihre — von ihm einmal in Anspruch genommene — Treue auch bewahrt und den Vertrag nicht freiwillig kündigt. Damit wären dem männlichen Triebe nach Wandel und Wechsel sehr wirksame Schranken gezogen. — Daß aber der wirtschaftlich ohnehin verpflichtete Mann in der „freien Ehe" nicht mehr (wie in der gegenwärtigen Monogamie durch die von der Sitte aufgezwungene „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett") dazu angehalten würde, von den ihm zustehenden Rechten auch als Sexualwesen Gebrauch zu machen, — das sollte — meine ich — dem weiblichen Stolze doch nur zur Befriedigung gereichen. — Uebrigens wäre die Zahl der im freien Eheschluß sexual dennoch verlassenen Frauen keineswegs eine so große, als gegenwärtig die Zahl der Ehegattinnen, welche ihren Männern zum Ueberdruß geworden sind. Denn die Abneigung in späteren Jahren ist keine natürliche, normale Frucht der einstigen Anziehung, sondern — in neunundneunzig von hundert Fällen — ein Kunstprodukt der zwangsweisen monogamischen Verkoppelung, oder — dort wo keine Ehe zustande kam — der gegenseitigen Verhetzung der Liebenden unter dem „moralischen Imperativ" der Umgebung. Und ebenso ist die übermäßige Flattersucht unserer Männer zum guten Teil ein Kunstprodukt unserer Sitte. Erst Rückkehr zu natürlichen Sitten, wie die „freie Ehe" sie ermöglichte, verhälfe dem Manne dazu, die wirklichen Bedürfnisse seiner eigentlichen Natur in dieser Beziehung wieder zu entdecken.

Die sittliche Verurteilung jedes nicht monogamischen geschlechtlichen Verhältnisses hat es zur Folge, daß der Mann in unserer Gesellschaft durch Befriedigung seines sexualen Begehrens ein einziges Weib zu beglücken, alle anderen, zu denen er sich hingezogen fühlt, nur zu verunglimpfen und zu schädigen vermag. Dies Bewußtsein, das mit allen Suggestivmitteln von Sitte und Moral dem Jüngling schon mit dem Erwachen der sexuellen Regungen, ja noch vorher eingepflanzt wird, und unter dessen Einwirkung er aufwächst, kann naturgemäß nicht anders als eine tiefgehende Korruption der natürlichen Mannestriebe hervorrufen. Künstlich wird der Mann dahin gebracht, vor den freundlichen, lebenspendenden Motiven in der geschlechtlichen Liebe die gefahrdrohenden, verderbenbringenden über Herz und Sinn Herr werden zu lassen und den Trieb zur

Digitized by Google

sexualen Annäherung statt als etwas Liebes, beiderseitig Beglückendes, als eine dem Weibe feindliche, ja echte Frauenwürde verletzende Macht zu empfinden. Als weitere Wirkung ergibt sich dann eine unnatürliche Einschränkung des sexual-ästhetischen Auffassungsvermögens auf die ersten, von der sittlichen Kontrolle noch nicht gemaßregelten Akte des Liebeserlebnisses. Das Knospen der Liebesblüten wird von uns in seiner vollen Schönheit empfunden und gewürdigt, von Sängern gepriesen und von Bildnern verherrlicht. An der Schönheit der Liebesfrucht aber gehen wir kalten Herzens und stumpfen Sinnes vorüber; denn schon lange ehe das Standesamt uns die Erlaubnis bescheinigt, ihrer zu genießen, haben wir — nur allzu lenksame Zöglinge der Frau Sitte — sie als verbotene Frucht fürchten, verheimlichen, ja verabscheuen gelernt. — Wo wäre der Künstler, der — schönheitstrunken — uns anwiese, den Schoß des reifen Weibes als Gehäuse sprießender Jugendkraft zu erschauen? — Und doch läßt sich der Schoß des Weibes also anschauen; die Fähigkeit hierzu schlummert in jeder unverdorbenen Seele einer vollen Mannesnatur, — als Widerpart gegen das — durch die Einschränkungen unserer Sitte ins Maßlose gesteigerte — Begehren, gleich dem honigsaugenden Schmetterling von Blüte zu Blüte zu flattern. — Jeder echte und rechte Mann kann in seiner Brust den Gegentrieb hierzu entdecken und ausbilden: — das Verlangen, als Lebensgestalter ein Weib, das er einmal an sich herangezogen, auch zu Ende zu lieben, — so wie er als Gedankenbildner eine einmal ergriffene These, als Schöpfer von Tongestalten ein einmal erfaßtes Thema bis in seine letzten Konsequenzen zu entwickeln und auszuprägen sich gedrängt fühlt; — nur darf man nicht versuchen wollen, sein Denken und Dichten auf ein einziges Thema zu beschränken. Der echte und rechte Mann empfindet es als Schmach und als Demütigung seiner selbst, wenn die despotische Sitte ihn dahin bringt, gegen das Weib, das er einst sehnsüchtig begehrt, feindselig zu empfinden, sich der einst Geliebten erwehren zu müssen, und hierdurch ihr Bild in der eigenen Phantasie zu verunzieren und zu entstellen. — Das Festhaltende, Sichanklammernde in der Liebe des Weibes verlöre für den Mann seinen aufreizenden Stachel, wenn es sich des Rechtsanspruches begäbe, den unser bürgerliches Gesetz der Ehefrau zuerkennt, und sich mit Geltendmachung der notwendigen wirtschaftlichen Erfordernisse zufrieden gäbe. Gewiß würden — nach dem „freien Eheschlusse“ — beim vollkräftigen Mann Anwandlungen nicht ausbleiben, in denen er die übernommenen materiellen Verpflichtungen an die Frau, selbst unter dem Eindrucke einer neuen Erscheinung stehend, als Last empfände. Wenn aber jene, statt ein verbrieftes Recht auf „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett“ geltend zu machen, sich bescheiden und stolz zugleich in die Schranken ihres eigenen Heimes zurückzöge, mit Treue der Erinnerung pflegend und der Wiederkehr des Geliebten harrend, so würde dieser den Weg zu ihr zurück, die ihm ja von Anfang an lieb und wert gewesen, zu allermeist doch recht wohl wiederfinden.

Dort aber, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse den Männern die Schließung eines neuen Bundes gestatteten, vollzöge sich unter der Führung des „freien Ehevertrages“ — erst bei ihnen selbst, und dann als Folge im sittlichen Werturteil der Umgebung — schrittweise die

Digitized by Google

Befreiung von einer verkehrten, zwar kulturhistorisch bedingten, generativ jedoch verderblichen sexualmoralischen Grundauffassung und Fundamentalforderung an das männliche Liebesempfinden, — einer Verrenkung der Gefühle und Begriffe, wie sie nur durch die jahrhundertelange Vorherrschaft jener unnatürlichen Sitte erklärt werden kann, welche in starrem Dogmatismus die Empfindungsweise des Weibes dem männlichen Geschlechte aufoktroyieren möchte, und jene allein als vorbildlich auch für das Liebesfühlen und -begehren des Mannes aufstellt und gelten lassen will.

Solange die Erziehung der Kinder von der Fürsorge ihres Vaters abhängig bleibt, und daher die Sicherstellung der Vaterschaft für sie vitale Bedeutung besitzt, werden auch die Instinkte der Treue und Ausschließlichkeit der Frauenliebe moralisch in hohem und höchstem Ansehen stehen. — Das monogamische Liebesideal ist femininen Ursprunges. — Wenn aber für die Frau eine Abweichung von seiner Forderung gestattet werden darf, so ist es die Lizenz zu einem Nacheinander, niemals jedoch — solange die Abhängigkeit des Kindes vom Vater besteht — zu einem Nebeneinander mehrerer Liebesverhältnisse. Von der Frau verlangen wir vor allem, daß sie sich der jeweilig sie beherrschenden Liebe aus ganzen Kräften und mit ihrem vollen Wesen hingebe; und nur wo diese Bedingung erfüllt wird, lassen wir in bezug auf die monogamische Idealforderung der Alleinzigkeit Nachsicht walten. — Es ist nun ein Ausfluß des tiefgreifenden Feminismus, dem unsere Sexualmoral unter der Herrschaft jenes Ideals verfallen ist, daß wir dies Wertungsprinzip ohne weiteres auch auf die Gefühlsweise des Mannes übertragen und die Augen davor verschließen, welch biologisch verkehrte und menschlich unwürdige Erziehungsresultate dabei zustande kommen. Biologisch verkehrt ist die ausschließliche Befangenheit des Mannes in einer neuen Liebe darum, weil sie sein Herz kalt und hart macht gegen die vitalen Bedürfnisse seiner einstigen Geliebten, ja auch oft ihrer und seiner Kinder, und diese somit des männlichen und väterlichen Schutzes beraubt. — Und rein menschlich betrachtet? — Ist es etwa ein würdiges, erhebendes Schauspiel, zu sehen, wie ein Mann, am Gängelbande einer neuen Liebe, ganz Aug und Ohr nur für die Regungen der Angebeteten, welche ihm nun das Leben selbst und die Welt bedeutet, taub und blind ward für die Reize jener Anderen, die ihn einst beglückt, — und lachenden Sinnes vorbeischreitet, wo er einst gehuldigt? — Die gerade entgegengesetzte Forderung erhebt ein menschlich freies und biologisch einsichtiges Wertbewußtsein an die Liebe des Mannes: — nicht Ausschließlichkeit, — wohl aber dafür Beständigkeit! — Ausschließlichkeit und Beständigkeit in der Liebe wurden vom monogamischen Moralkodex so konsequent miteinander verbunden und unter dem schönklingenden Terminus der „Treue" auch begrifflich aneinandergeschweißt, daß viel Unbefangenheit in der Auffassung menschlicher Gefühlstatsachen dazu gehört, um dessen gewahr zu werden, wie häufig sie einander widerstreiten, — oder genauer, wie häufig — mindestens beim Manne — die Forderung der ersteren, der Ausschließlichkeit, der Erfüllung der letzteren, der Beständigkeit, im Wege steht. — Laßt an den Mann die Forderung der Ausschließlichkeit in der Liebe fallen, verpflichtet ihn aber zugleich

Digitized by Google

durch Moral und Sitte zur Erfüllung seiner biologischen Funktionen als Schützer und Ernährer der Familie, — und ihr sollt darüber staunen, um wievieles beständiger im Lieben ihr ihn erkennen werdet! — Verliebtheit freilich, die blaue Wunderblume der Erotik, erblühte ihm dann nur mehr in der Jugendzeit des Ahnens, der Sehnsucht und der ersten Erfüllung. — Ein menschlich begründetes, offen durchgeführtes, sozial gefestigtes gleichzeitiges Liebesverhältnis zu mehreren Frauen dagegen, — die volltönende Harmonie, welche das umfassende Bewußtsein des Mannes durchströmt, wenn die individuellen Schönheiten der Geliebten sich im Kontrast verdoppeln, und ihre Uebertreibungen sich in seinem Empfinden die Wage halten, — die tief wohltätige Befriedigung der Natur und Versöhntheit mit dem Sinne des Lebens, welche den Lebenswecker stärkt und beseeligt, wenn er zusehen darf, wie sein Same aus mehreren Wurzelstöcken zugleich Keime treibt, — werden ihm die Gewißheit geben, daß Verliebtheit nicht die Krone der Liebe ist, — daß der Mensch nicht dazu geschaffen ist, in der Beschränktheit des Ich und Du seine Erfüllung zu finden, — daß wahre Menschenwürde sich erst vollendet, wenn wir die Triebwurzeln unseres Wesens nach vielen Seiten hin in die Tiefe senken. — Heute noch — und in absehbarer Zukunft — ist es nur dem Manne vergönnt, nach solcher Vollendung zu streben; und mit dem Griffel in der Hand läßt sich ausrechnen, daß dieses Ziel seiner Natur nach überhaupt nur von einem Bruchteil der Männer — den im Kampfe Sieghaften — erreicht werden kann. — Die Frauen aber können an solchem Vollmenschentum mittelbar dadurch teilhaben, daß sie — zahlenmäßig ausgedrückt — sich mit dem Bruchteil eines von den sieghaften Männern begnügen, statt einen Unerprobten ganz für sich zu beanspruchen. — Und wenn sie dies tun, so werden sie erfahren, daß dem befreiten, befriedigten Manne die Beständigkeit in der Liebe mehr zusteht und besser entspricht, als dem begehrenden, gebundenen. — Gegenseitige Entfremdung der Liebenden wird in der „freien Ehe" viel seltener sein, als gegenwärtig in der Monogamie, — ob auch vielleicht immerhin noch häufiger als gegenwärtig formelle Ehescheidungen vollzogen werden.

Hier nun kommt aber in Betracht, daß der Gattenwechsel für Frau und Kinder in der „Ehe nach Mutterrecht" auch nicht entfernt die schädlichen Wirkungen mit sich führt, wie in der nach „Vaterrecht" geschlossenen. Denn diese Wirkungen knüpfen sich nicht an den Wechsel der sexualen Beziehungen als solchen, sondern an alles, was nach unserer Sitte daraus folgt: — an den Wechsel in der Lebensführung, welcher durch den Eintritt der Frau und der Kinder in das Haus des neuen Gatten bedingt wird, — an die pekuniären Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten bei der gemeinsamen Erziehung der Kinder aus der ersten und der aus der zweiten Ehe, — an das Verhältnis des Vaters im engsten Zusammenleben mit seinen Stiefkindern, — an die Umwandlung, die sich in dem Wesen der Frau und Mutter vollziehen muß, wenn sie sich der „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett" mit einem neuen Gatten zu akkommodieren und dem suggestiven Einflusse seiner Persönlichkeit hinzugeben hat. — Von alledem kann die Frau sich und ihre Kinder beim Gattenwechsel in der „Ehe nach Mutterrecht" freihalten. — Eine tiefergreifende Veränderung in der

Digitized by Google

Lebensführung braucht nicht vollzogen zu werden, da die Frau in ihrem eigenen Hause und in den ihrer Persönlichkeit entsprechenden Verhältnissen verbleibt, — pekuniäre Ungleichheiten zwischen den Kindern verschiedener Väter bestehen nicht, weil die Alimentations- und Erziehungsbeiträge für die Kinder nicht dem Privatvermögen des Vaters, sondern der Lebenshaltung der Mutter anzupassen sind, — Reibungen zwischen dem Gatten aus zweiter und den Kindern aus erster Ehe sind ungefährlich, weil ein enges Zusammenleben zwischen ihnen gar nicht beabsichtigt wird, und jener nicht etwa an diesen Vaterstelle zu vertreten hat, — eine Umwandlung endlich der Frau unter dem suggestiven Einflusse des zweiten Gatten wird um so weniger Platz greifen, je mehr diese die neue Eheform gerade als ein Mittel zur Behauptung ihrer eigenen Persönlichkeit schätzen gelernt haben wird.

Vielmehr gibt die „freie Ehe“ auch jenen — intellektuell und ethisch oft hochstehenden — Frauen die Möglichkeit zu ersprießlicher Betätigung ihrer Kräfte, denen lebenslängliche Beständigkeit in der Liebe kein Gebot der Natur ist, — die in ihrer Entwicklung dahin gelangen, mit einer Mannesliebe „fertig zu werden“, sie als „überwundenen Standpunkt“ zu empfinden, — und welche selbst zur Erfüllung ihres Wesens einer Folge von Liebeserlebnissen bedürfen. Allerdings liegt — das soll nicht verdeckt werden — die Gefahr zum Hetärismus hier sehr nahe. Trocken gesagt: — die Liebeserlebnisse dürfen nicht von zu kurzer Dauer bleiben und von zu großer Zahl werden, um noch Anspruch auf moralische Lizenz erheben zu dürfen. Da aber der „freie Eheschluß“ als ein sozial offenkundiger Akt gefordert wird und vollzogen werden müßte, so wäre der sittlichen Ueberwachungspflicht der Gesellschaft vollauf Gelegenheit geboten, hier die Beobachtung entsprechender Schranken in Kontrolle zu halten.

So ist denn die Besorgnis durchaus unbegründet, daß die „Ehe nach Mutterrecht“ die Frauen, nach Ablauf der reizvollsten Jugendjahre, sexualer Vereinsamung ausliefern würde, — ein Effekt, der angesichts der größeren sexualen Begehrlichkeit des Mannes, bei zahlenmäßig ungefähr gleicher Verteilung der Geschlechter, ohnehin von vorneherein als genug unwahrscheinlich sich darstellt.

Dagegen soll nun die Einräumung nicht mehr länger hinausgeschoben werden, daß — schon wegen der natürlichen Grenzen der Lebensdauer — in außersexualer Beziehung das Mutter- oder selbst das Elternheim der alleinstehenden Frau nicht jene Anlehnung und Stütze im Leben zu gewährleisten vermöchte, die in der gegenwärtigen Monogamie die Gattin beim Gatten findet oder doch finden sollte. — Dies mußte ja von Anfang an klar sein, — wie auch von Anfang betont wurde, daß die Begründung von isolierten „Familien nach Mutterrecht“ nur als Angliederung des zu fordernden Neuen an das bestehende Alte, als Uebergangsglied von diesem zu jenem gedacht sei, — als erster Ansatz zur Schaffung jenes sozialen Gebildes, mit welchem die Sexualreform erst als Ganzes in die Erscheinung träte: — des solidarischen Verbandes von Müttern und von Töchtern, welche Mütter werden wollen, — des Mütterheims oder der Frauenkongregation.

Die „nach Mutterrecht“ verehelichten Frauen, welche in dem Manne wohl einen Geliebten und — soweit sie dessen bedürfen —

Digitized by Google

einen Erhalter und Ernährer für sich und ihre Kinder, nicht aber einen Lebensgefährten besitzen, werden ein starkes Bedürfnis nach Anlehnung im Leben empfinden und diesem durch Assoziation Folge geben. Assoziationen aber, die auf Lebensgemeinschaft gegründet sind, lassen sich nicht ex abrupto ins Leben rufen; sie müssen, wie alles, was die Probe des Lebens bestehen soll, organisch gebildet, das heißt gewachsen sein. Und solche Assoziationen werden — natürlich und ungezwungen — emporwachsen, dort, wo mehrere leibliche Schwestern mit starkem Familiensinn, mit treuer Liebe zueinander, zu ihrer Mutter und zu dem von ihr ihnen bereiteten Heim, freie „Ehen nach Mutterrecht" eingehen.

Auch hier sei sogleich zugegeben, daß diese Charakteristik Forderungen einschließt, denen gegenwärtig nur ein verschwindender Bruchteil der heiratsfähigen Weiblichkeit gerecht wird. Unter dieser bilden die Mädchen vielleicht die Mehrzahl, die sich aus dem Mutterheim fortsehnen; vielen gilt die Ehe überhaupt nur als Mittel zum Zweck, selbständig zu werden und einen eigenen Haushalt zu gründen; und zwischen den Töchtern einer und derselben Mutter herrscht ebenso häufig Neid und Mißgunst, wie Verträglichkeit und Liebe. — Solche Töchter eignen sich eben nicht zu Vorkämpferinnen beim sexualen Reformwerk; und die sich hierzu eignen, sind — wie Vorkämpferinnen immer und überall waren — gering an Zahl. — Bei einer hochstehenden Minderheit dagegen ist die Gesinnung und Wertungsweise, wie sie hier gekennzeichnet wurde, wohl zu finden; und wenn es sich einmal fügte, daß mehrere Schwestern, die dieser Minderheit angehören, sich „nach Mutterrecht" verehelichten, so schiene ihnen gewiß nichts natürlicher, als das liebgewonnene Beisammenleben zu gegenseitiger Förderung beizubehalten, und so absichtslos die erste Frauenassoziation zu begründen. — Dann ergäbe es sich, daß hierdurch auch das Arbeitsproblem der Frau in der modernen Gesellschaft gelöst wäre, — jenes Problem, welches der Frau der Gegenwart zwischen Mangel an Beschäftigung einer- und Ueberbürdung andererseits die Wahl stellt, ohne ihr die Möglichkeit zu dem einzig ersprießlichen Mittelweg offen zu halten.

Die Arbeitsersparnisse, welche die moderne Produktionsweise auf fast allen Gebieten einbringt, haben es zur Folge, daß die Ehefrau der Gegenwart, auch wenn sie Mutter wird, im Hause doch oft während langer Perioden nicht volle Beschäftigung findet, und, falls sie sich eine solche schafft, Arbeitsvergeudung zu treiben gezwungen ist, indem sie ihre Kräfte einem Effekt widmen muß, der außer dem Hause, in rationellerem Betrieb, mit viel weniger Aufwand ebensogut und besser erzielt werden könnte. Andererseits aber ist es auch der modernen Ehefrau noch unmöglich — und wird es im monogamischen Familienleben immer bleiben, — gleichzeitig die Verpflichtungen, welche die Mutterschaft auferlegt, und die eines freien Berufes mit fixem Arbeitspensum zu erfüllen. — Nicht die Zeitspannen der Arbeitsunfähigkeit der Frau während der letzten Monate der Schwangerschaft, im Kindsbett und während des Stillens sind hier das absolut behindernde Moment. Perioden längerer Arbeitspausen werden auch in männlichen Berufen für zulässig gehalten und oft durch Krankheit erzwungen. Gerade durch ihren charakteristischen Vorzug, die umfassende

Digitized by Google

Assoziation und Organisation, ist die moderne Produktionsweise vollauf imstande, derartige Störungen auszugleichen. Was die monogamische Ehefrau — mindestens als Mutter — zur Ausübung eines freien Berufes untauglich macht, ist die im Kleinbetriebe des Familienlebens nicht zu umgehende Forderung steter Anwesenheit und Bereitschaft im Hause, für vorhergesehene und unvorhergesehene Wechselfälle. — Stete Bereitschaft, und doch nicht volle Beschäftigung — das ist das Arbeitsdilemma der modernen Frau, das Problem, an dessen Lösung im Rahmen der monogamischen Familienbildung sich schon manch edle Frauenkraft in fruchtlosen Anstrengungen aufgerieben hat.

Nur die Assoziation von Frauen zu engster, schwesterlicher Lebensgemeinschaft und die „Ehe nach Mutterrecht", welche die einzig mögliche Grundlage der Frauenassoziation bildet, vermögen das Problem zu lösen. Diese aber lösen es in denkbar vollkommenster Weise. — Von einer Anzahl in solchem Verbande lebender Frauen würden sich so viele, als hierbei volle Beschäftigung und Fruchtbarmachung ihrer Arbeitskraft fänden, der häuslichen Tätigkeit, der Pflege und Ueberwachung der Kinder widmen. Kaum die Hälfte der Teilhaberinnen wäre hierdurch an das Haus gefesselt, zugleich aber in ihrem Tätigkeitstrieb voll befriedigt. Den übrigen — mehr als der Hälfte — wäre die Möglichkeit geboten, nach deren Erlangung die aufstrebenden Frauen sich bis heute in konvulsivischen Anstrengungen fruchtlos abmühten: — die Möglichkeit der Vereinigung der Mutterschaft mit dem freien Beruf. In der Assoziation wüßte die Mutter ihre Kinder unter der sicheren Obhut ihrer Bundesschwester. Sorglos und beruhigt könnte sie tagsüber ihrem Berufe nachgehen und bei ihrer Heimkehr doch Mutterfreuden genießen.

Wie eine Erlösung wird die Frauenkongregation — sobald sie nur von treuen und mutigen Schwesterbünden an einigen Beispielen ins Leben gerufen ward — von allen hochstrebenden Frauennaturen begrüßt werden; und das Bewußtsein der Solidarität vitalster Interessen wird die Beteiligten stark machen zum Kampfe gegen einen Feind, der — das sei hier von vornherein ausdrücklich zugestanden — in den Reihen jener, mit freien Männern verkehrenden Frauen sich erheben wird, ihren Verband zu zersprengen: — gegen den Dämon der Eifersucht! — Sollte es aber wirklich nicht möglich sein, dieses Dämons Herr zu werden? — Es muß möglich sein, — oder vielmehr möglich werden, — weil es die unerläßliche Bedingung ist, für die berufliche Betätigung und mithin für das kulturelle Höhersteigen der Frau überhaupt, — eines der Haupt- und Fundamentalpostulate unserer Entwicklung. — Und haben wir nicht lebendige Beispiele dafür, daß stärkere Motive der Zersetzung als die geschlechtliche Eifersucht durch den Trieb der Assoziation in Schach gehalten werden? — Man blicke auf so manche Familie aus jenen Volksschichten, denen die Stillung des Hungers noch weit mehr Lebensproblem darstellt, als die Befriedigung des Sexualtriebs! — Die Geschwister essen einander tatsächlich das Brot vom Munde weg, und „eines weniger" bedeutet für die andern so viel als „sattessen", oder „weniger Hunger leiden". Und doch! — Wie oft sehen wir in diesen Schichten wahre Geschwisterliebe und gegenseitige Hülfsbereitschaft am Werk! — Und hochstrebende Frauen sollten der geschlechtlichen Eifersucht nicht

Digitized by Google

Herr werden können, wenn sie einsehen gelernt haben, daß Assoziation zu schwesterlicher Gemeinschaft der einzig mögliche Weg ist, kulturelle Betätigung mit den Wonnen der Mutterschaft zu vereinigen? — — Und es ist der einzige Weg!

„Wie aber wird sich für diese Frauen, die im Konvikte mit ihren Kindern zusammenleben, der Verkehr mit den Männern konkret gestalten? — Werden die Kinder, von den diensttuenden Bundesschwestern beaufsichtigt, in gesondertem Hause oder Gelaß untergebracht sein, und nur in der Nähe die einzelnen Frauen ihre einzelnen Gemächer oder Gelasse bewohnen, mit der „Gastkammer für den freien Gatten, Tür an Tür des Schlafgemachs"? — Oder wird sich das Leben in engerem Raum, unter gegenseitiger Ueberwachung der Teilhaberinnen, wie in einer großen Familie abspielen? — Werden die Männer ins Frauenheim nur immer auf kurze Zeit als Gäste zugelassen, oder wird ihnen die Möglichkeit geboten werden, für längere Zeit dort, etwa wie in einer Pension, Quartier zu nehmen? — Wird sich der Verkehr der Geschlechter auf die Räumlichkeiten des Konviktes zu beschränken haben, oder wird es den Frauen erlaubt sein, die Männer in ihren eigenen Wohnungen aufzusuchen, sie auf Reisen zu begleiten, oder im Falle ihrer längeren Abwesenheit auf Wochen und Monate hin bei ihnen zu verbleiben? — Wird es, zur Hintanhaltung von Eifersuchtskonflikten, sich als nötig erweisen, zum Gesetz zu machen, daß innerhalb eines Frauenverbandes ein Mann nur eine Bundesschwester ehelichen dürfe und mit seinen polygynen Bedürfnissen an andere Verbände gewiesen sei, — oder wird der männlichen Vielliebe Betätigung innerhalb ein und desselben Verbandes gestattet sein?" —

Ich gestehe gern, nicht allwissend zu sein, und die sozialen Gestaltungen der Zukunft nicht bis in ihre Einzelheiten voraussehen zu können, ich glaube aber, daß alle diese Möglichkeiten, je nach individueller Veranlagung der Beteiligten, je nach Umständen und Verhältnissen, Aussicht auf Realisierung besitzen, — wie denn überhaupt das Bild der menschlichen Gesellschaft der Zukunft ein viel bunteres, mannigfaltigeres sein wird, als das der Gegenwart. — Jedenfalls muß betont werden, daß nicht der Eigentumsrechtstitel der Frau an dem Hause der ehelichen Zusammenkünfte das befreiende Moment der „Ehe nach Mutterrecht" ausmacht, — sondern das Bewußtsein der Frau, ein festfundiertes Heim zu besitzen, in welchem ihre angestammte Art die Herrschaft führt, ihre Kinder in dem ihrem eigenen Wesen entsprechenden Stil erzogen werden, und sie selbst in allen Wechselfällen des Lebens sichere Zuflucht findet. Ein derartiges Heimatsbewußtsein kann die Grundlage für kühne Freizügigkeit des Einzelindividuums abgeben. — Sehen wir ja doch gegenwärtig allenthalben kinderlose Mädchen, die sich zu den verschiedensten Dienstleistungen nach dem Ausland, oft übers Weltmeer verdingen, in dem Wissen allein um den Bestand des fernen Elternheims ein inneres Refugium, einen starken Herzenshort verwahren, der ihnen Festigkeit und Widerstandskraft erteilt gegen Schicksalsschläge in der Fremde! — Wie hinfällig aber ist das Elternheim, gebunden an das Leben zweier alternder Menschen, gegenüber dem Frauenbund, wie er hier gedacht wird, einer sozialen Organisation von unbegrenzter Lebensdauer, da sie sich aus dem Nachwuchs des eigenen Blutes immer

Digitized by Google

wieder zu verjüngen vermag! — Und wie schwach ist das Band der Kindheitserinnerungen, der Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die Eltern und des Wissens um die Möglichkeit eines Unterschlupfes für wenige Wochen der Not und Krankheit, welches das in der Fremde dienende Mädchen gegenwärtig mit dem Elternhause verbindet, gegenüber dem Zugehörigkeitsgefühl, das die vollberechtigte Bundesschwester an ihr eigenes Haus fesselte, an ihr Mutterheim, welches zugleich das Heim ihrer Kinder ist oder werden soll! — In diesem Heimatsgefühl stark, werden die Teilhaberinnen an den Frauenverbänden der weitesten Bewegungsfreiheit genießen dürfen, sobald sie als Charaktere sich gefestigt haben und von ihren Mitschwestern als solche erkannt wurden. — Bei räumlicher Entfernung des Mannes von dem Bundeshause der Frauenkongregation, bei Ortswechsel und Versetzungen in entfernte Gegenden, die dessen Beruf leicht mit sich bringen kann, wird es nicht nötig sein, eine Familie mit Sack und Pack zu übersiedeln, die Kinder ihrer Heimstatt zu entreißen und in neue Umgebung, in fremde Schulen sie einzupflanzen. Während der Arbeitsgebundenheit des Mannes wird die Frau diesem in seinem neuen Aufenthalt längere Besuche abstatten, — ihre Kinder unter der sicheren Obhut der Bundesschwestern zurücklassend, — und während der Urlaubszeiten wird sich der Mann im Mutter- und Kinderheim der Frau einfinden. Und daß hierbei keine trägen und abstumpfenden ehelichen Gewohnheiten sich festzusetzen vermögen, wird den Männern gerade willkommen sein, welche in Wahrnehmung ihrer polygynen Bedürfnisse der freien Ehe vor der Monogamie den Vorzug gaben.

Allerdings erfordert solche Freiheit ein erhöhtes Vertrauen des Mannes in die Charakterfestigkeit der Frau, deren Kinder er als die seinigen anerkennt und deren Erziehung er bezahlt. — Wer aber wollte bestreiten, daß durch Kräftigung des weiblichen Ehrgefühles in der Solidarität der Frauenverbände dieses Vertrauen gerechtfertigt werden könnte, — weit wirksamer sogar, als gegenwärtig in einer nicht mehr lebenswahren Einehe durch die „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett" im Gewühle der Großstadt!

Eines freilich muß von dem Manne der Polygynie geopfert werden: — die Lebensgemeinschaft mit seinen Kindern. Lebensgemeinschaft eines Vaters mit den Kindern mehrerer Frauen ist undurchführbar. Der Freigatte mehrerer Frauen kann seinen Kindern Vormund und, wo die Orts- und Berufsverhältnisse es gestatten, in gewissen Grenzen Lehrer, Erzieher, Gespiele sein, — er kann in ihrem Leben die Stelle einnehmen, wie gegenwärtig ein geliebter, vertrauter Onkel: dem süßen Gefühl, im Leben des Alltags von weichen Kinderhänden geliebkost und von leuchtenden Kinderaugen bestrahlt zu werden, muß er entsagen. — Wie viele — oder vielmehr — wie wenige Männer gibt es aber, die gerade hiernach stärker begehren, als nach mannigfaltiger Frauenliebe! — Der Sinn für jene Güter der Kinderliebe erwacht beim Manne meist erst in reiferen Jahren, oft erst beim Großvater gegenüber seinen Enkeln. Der männliche Vatertrieb — .... („Gibt es auch einen weiblichen?" — Ja, — mich dünkt, das Schwelgen in Kindersüßigkeit ist ein femininer Zug) — .... der männliche Vatertrieb also ist weniger an den physischen Zusammenhalt mit den Kindern gebunden, — strebt mehr ins Große und Weite.

Digitized by Google

— Unsere gegenwärtige sexuale Sitte erkennt seine Existenzberechtigung nur dort an, wo er sich durch „Abreagieren auf Sekundärbahnen" sublimiert hat, — in dem Streben des Mannes nach kultureller Betätigung, nach erzieherischem und suggestivem Einfluß auf die heranwachsende Jugend überhaupt, — nach psychischer Perpetuierung seiner Persönlichkeit durch seine Werke. In der natürlichen Ursprünglichkeit seines Wesens strebt der männliche Vatertrieb weit mehr nach dem stolzen Bewußtsein, eine zahlreiche und gedeihende Nachkommenschaft ins Leben gesetzt zu haben, als nach Lebensgemeinschaft mit den Kindern. — Ein Mann mit blühendem Lebenswillen im Leibe ist sich dessen bewußt, daß er der kommenden Generation mehr gibt, wenn er zwanzig Kinder erzeugt, ernährt und sie in den gesunden Lebensbedingungen des Mittelmaßes aufwachsen läßt, als wenn er nur zwei oder selbst sechs Kinder erzeugt und ihnen zudem im täglichen Beisammensein das Individuelle seines persönlichen Wesens aufoktroyiert. Und in diesem Bewußtsein wird er — nicht nur als Liebhaber, sondern auch als Vater — die Lebensgemeinschaft mit den Kindern der Polygynie willig zum Opfer bringen. — Wer aber diesen blühenden Lebenswillen nicht, oder nicht mehr in sich hegt, der mag nur unbeirrt für die Monogamie optieren, welche ja aus dem Bestand der sozialbiologischen Gebilde der Zukunft nicht ausgeschaltet werden soll. — Daß darum die Auslese der Mannheit die Institution der Frauenverbände und der freien Ehe, die ihr die sittliche Lizenz zur Polygynie erteilte, nicht mit Freuden begrüßen und nach Kräften fördern würde, — braucht man wahrlich nicht zu befürchten.

Unser Zweifel war vielmehr der, ob die vorgeschlagene Familienverfassung sich Freunde unter den Frauen zu erwerben vermöge. Dieser Zweifel wird noch weiter gemindert werden durch Hinblick auf einen Vorzug jener, der den außersexuellen Wünschen beider Geschlechter in gleicher Weise entgegenkommt. — Jeder vernünftige Mensch — und der kulturell und konstitutiv höherstehende in erhöhtem Maße — hat das Bestreben, sich von der Macht des blind waltenden Zufalls nach Möglichkeit zu befreien, die Verfügungsgewalt über seine eigenen Schicksale bei sich selbst zu behalten, — selbst der Schmied seines Glückes zu sein. Jeder höherstehende Mensch muß daher ein intensives Widerstreben gegen die Zumutung empfinden, im vorgeschrittenen Alter der Geschlechtsreife, wenn die Persönlichkeit in ihren Grundzügen sich schon konsolidiert hat, so ziemlich das Um und Auf seines künftigen Schicksals auf *eine* Glückskarte zu setzen, und hinfürder Regen und Sonnenschein seines häuslichen Lebens von dem — seiner möglichen Voraussicht fast gänzlich entrückten — Gelingen dieses einen und einzigen Einsatzes zu empfangen. — Jedes stolzere, dem Schicksal gegenüber selbstherrliche Menschenbewußtsein muß sich gegen eine derartige Zumutung auflehnen; und viele hochstehende Menschen beiderlei Geschlechtes blieben und bleiben unter der Herrschaft der gegenwärtigen Sexualordnung unbegattet und kinderlos, bloß weil sie den Sklavensinn oder die va-banque-Stimmung dem Schicksal gegenüber nicht aufbringen, die zur Erfüllung dieser Zumutung nötig wären. Denn die monogamische Sitte kann nicht umhin, uns diese Zumutung zu stellen. Prinzipielle Erlaubnis zur Ehescheidung und Wiederverehelichung kann hieran nichts wesentlich

Digitized by Google

ändern. Nur die in ihrem Mutterheim und im Bunde der Schwestern festfußende und sicher geborgene Frau kann sich selbst, und mit sich auch den Mann von der Nötigung befreien, mit der sexualen Hingabe auch das menschliche Selbstverfügungsrecht dem Zufalle auszuliefern. Und diese Befreiung vom erzwungenen Schicksals-Glückspiel der Monogamie gehört mit zu den stärksten Motiven, welche die neuen Institutionen beiden Geschlechtern begehrbar machen werden.

Halten wir dazu noch die, mindestens der Hälfte der Frauen erschlossene Möglichkeit zur freien Betätigung in kulturell produktiven Spezialberufen, so sollten wir meinen, es bedürfe keiner weiteren Antriebe mehr auch für sie, an die Ausführung der gedachten Reformen heranzutreten. Und doch wurde bisher eines der wirksamsten Motive hierzu noch kaum zur Erwägung gebracht: — das Vorwalten des weiblichen Einflusses bei der Familienbildung, — die Anerkennung und Geltendmachung der größeren Fähigkeit und stärkeren Neigung der Frau zur lebendigen Ausprägung des Familiencharakters. — Daß die Mutter den größeren Einfluß auf die physische und psychische Kondition der heranwachsenden Kinder besitzt (zu unterscheiden von der Konstitution, in bezug auf welche, so weit unser Wissen reicht, die Einwirkungen der Eltern sich die Wage halten), wurde schon an früherer Stelle hervorgehoben und auf seine Ursachen zurückgeführt[1]). Und daß dieser größeren Fähigkeit auch eine stärkere Neigung entspricht, ist nur der Spezialfall eines allgemeinen psychologischen Gesetzes, und außerdem Erfahrungstatsache. — Diesem natürlichen Berufe der Frau aber widerstreitet direkt die monogame Familienordnung, da sie dem Manne zum Ersatz für seine unnatürliche Eindämmung als Geschlechtswesen mindestens das prinzipielle Zugeständnis schuldig ist, daß er und seine Persönlichkeit den dominierenden, typenbildenden Teil in der Familie zu repräsentieren habe[2]). Das Zugeständnis bleibt allerdings zum großen Teile fiktiv. Tatsächlich wird doch — weil sie die natürlichen Bedingungen für sich hat — die Einwirkung der Mutter auf die Kinder das vorwaltende Element. Sie wird es aber nur in stetem, unerquicklichem, aufreibendem und kräftevergeudendem Kampf gegen alle prinzipiellen Verfügungen unserer Sitte im Familienleben, welche das genaue Gegenteil dieses Erfolges bezwecken. — Auch hier freilich ist uns das Widernatürliche so sehr zur Gewohnheit geworden, daß Unbefangenheit des Blickes dazu gehört, es als solches zu erkennen.

Zu den ersten Entdeckungen, welche — nach dem Rausch und der Ernüchterung der „Flitterwochen" — dem jungen monogamischen Ehepaare die Schwierigkeiten der übernommenen Lebensaufgabe nahe rücken, zählt meist die Erkenntnis, wie tief jeder der Teile — ohne sich dessen bewußt zu sein — in den Gewohnheiten, Vorurteilen und Suggestionen, — kurz im „Stil" der eigenen elterlichen Familie befangen war, — wie vieles hier vergessen, ausgeschaltet, unterdrückt werden muß, damit eine ersprießliche Lebensharmonie zustande komme. — Die Arbeit beginnt, und währt mitunter jahrelang, ein halbes Leben lang; und keineswegs muß hierbei immer das Schlechtere

[1]) „Sexuale Reformvorschläge", IV. Jahrgang, Heft 8 dieser Zeitschrift, S. 431 ff.
[2]) „Die Ehe nach Mutterrecht", IV. Jahrgang, Heft 11 dieser Zeitschrift, S. 635 ff.

Digitized by Google

dem Besseren weichen, wie Parteigänger unserer Sitte vielleicht behaupten werden. Denn wo es sich fügt, daß durch die Schicksalsringe des Eheschlusses ein Stärkerer mit einem Schwächeren zusammengekoppelt wurde und Erzielung einer gemeinsamen Gangart das oberste Postulat bleibt, dort wird sich jener auf den Paß dieses herabzustimmen haben, da ihm hierzu die Möglichkeit immer noch geblieben ist, — während es ein von vornherein aussichtsloses Unterfangen wäre, diesen zum Schnellschritte jenes anfeuern und befähigen zu wollen. — Ist nun aber durch viel Ueberwindung, Selbstbescheidung und Autosuggestion (denn wo gäbe es eine eheliche Harmonie, die dieser Vermittlung entraten könnte? —) etwas wie eine Stileinheit zustande gekommen, in der die Kinder heranwuchsen, — so erhebt die tyrannische Sitte alsbald die Forderung, das so Gebildete wieder der Zersetzung preiszugeben und die getane Arbeit von vorne zu beginnen. Die Söhne, die Erben des Familiennamens und der Sachgüter des Familienmilieus, heiraten Frauen, die — sie mögen nun wollen oder nicht — doch einen völlig neuen Stil in das alte Haus bringen, — und die Töchter, welche wohl die Fähigkeit besäßen, im alten Hause den alten Stil weiterzupflegen, müssen das Haus verlassen, sich, der Absicht und der Fiktion nach, einem anderen Familientypus unterordnen, und dürfen die heimische Eigenart nur unter der Hülle, gleichsam inoffiziell und inkognito, und daher vielfach behindert, verkümmert und verkrümmt fortführen.

Nichts zeigt uns deutlicher das Exasperierende dieses steten Auf und Nieder von Familien-Keimbildung und -Zerstörung, als die Stellung der Schwiegermutter in unserer Gesellschaft. — Man braucht nur das Wort Schwiegermutter auszusprechen, um ein verständnisvolles Grinsen, die Erinnerung an ungemessenes Hauskreuz und — zum Labsal dafür — an ungezählte Witze in den „Fliegenden Blättern", — auf dem Antlitze des apostrophierten Ehegatten männlichen oder weiblichen Geschlechtes aufleuchten zu sehen. Wir haben uns gewöhnt, mitzulachen, ohne uns die Frage vorzulegen, ob denn nicht eine Familienordnung sich selbst das Urteil spricht, dadurch, daß sie eine natürliche und auf keine Weise (es wäre denn durch Totschlagen) ausschaltbare Menschenklasse — die Mütter geschlechtsreifer Frauen und Männer — in Lagen versetzt, in denen sie fast ausnahmslos ihrer Umgebung zur Last werden und in Bausch und Bogen der Lächerlichkeit verfallen. — Sind die vielverspotteten Schwiegermütter nicht dieselben Menschen, die als Mädchen besungen, als Frauen begehrt und verehrt wurden? — Ist es nicht die natürliche Bestimmung einer jeden Jungfrau, die wir hochhalten, einst Schwiegermutter zu werden? — Wenn nun in unserer Familienordnung die Schwiegermutter als solche eine unleidliche, lächerliche Figur abgibt, — ist das nicht ein Beweis dafür, daß die Schuld nicht an ihr liegt, — daß es vielmehr mit unserer Ordnung irgendwo schlimm bestellt sein müsse? — Wir haben die Stelle bereits aufgedeckt. — Es ist der Widerstreit zwischen dem natürlichen Vorrechte der Frau bei der Familienbildung und den gegensätzlichen Prätensionen und Fiktionen unserer Sitte, welcher die Frau im vorgeschrittenen Alter ihres Lebensinhaltes beraubt. Ihr Interesse ist — wie das eines jeden Menschen — an ihren Wirkungskreis gebunden, an die Familie. Und doch muß sie — als Mutter

Digitized by Google

der jungen Gattin — zusehen, wie diese, die allein zur Trägerin des heimischen Stiles befähigt wäre, einem fremden Milieu eingepflanzt und gezwungen wird, dessen Hausgöttern ihre Opfer zu bringen; — als Mutter des jungen Gatten aber, wie er, der rechtmäßige Erbe der Familientraditionen, diese doch, an der Seite der neuen Herrin im Hause, zehnmal des Tages verleugnet. Und so ist es begreiflich, daß niemand es ihr rechtmachen kann, und sie sich auf ein resigniertes Schneckendasein zurückziehen muß, wenn sie nicht eine mißgünstige hassenswerte Person werden will.

Wie anders gestaltete sich das Los jener Mütter im Frauenverbande! — Kehren wir zurück zu seiner Entstehung aus dem Keime der monogamen Familie! — Nochmals: — Es gibt Mütter — auch in unserer Familienverfassung — die, allen Behinderungen und Gegenmotiven zum Trotz, im Hause ihre eigene Persönlichkeit ausgeprägt und ihren Kindern ein frohes, freies, glückliches und geliebtes Heim geschaffen haben, — ein Heim, das diese, auch erwachsen, noch immer als den Angelpunkt ihres Wesens empfinden, — aus dem sie — ginge es nach ihrer Wahl — wohl auf Streifzüge ausfliegen, am liebsten aber gar niemals für immer scheiden würden. — Es gibt solche Mütter und solche Familienheime auch in unserer Zeit, welche deren Bildung doch keineswegs günstige Vorbedingungen liefert. Denn abgesehen davon, daß das monogamische Vaterrecht solche Bildungen überhaupt erschwert, hat der Zusammenbruch des Dogmengebäudes uralter Traditionen und Lebensmaximen, der Uebergang von der religiös-teleologischen zur wissenschaftlich-kausalen Betrachtungsweise der Dinge in den letzten Jahrzehnten die jeweils aufeinander folgenden Generationen einander mehr und tiefer entfremdet, als lange vorher, — mehr und tiefer auch, als es in der anbrechenden Kulturphase der Zukunft sich wiederholen kann und wird. — Wo nun trotzdem zwischen Mutter und Kindern ein festes Band sich knüpft, dort ist es ein starker Keimansatz zur Familienbildung, der ins Leben drängt. Und von dorther werden — in natürlicher Auslese — die großzügigen Familienbildungen der Zukunft ihren Ausgang nehmen. — Die Töchter aus solchem Heim werden — wenn die Institution der „Ehe nach Mutterrecht" sich einmal moralisches Bürgerrecht erworben — für keine andere als für diese Form des Sexualverbandes zu haben sein und in ihrer Vereinigung die ersten Frauenverbände bilden. Gleichgesinnte Freundinnen können und werden sich als „Wahlschwestern" angliedern, — ebenso wie ausnahmsweise auch manche Verbände statt von leiblichen von Wahlmüttern ihren Ausgang nehmen mögen. — Den natürlichen und normalen Nachwuchs jedoch werden dem Verbande die Töchter der Töchter liefern. Und so wird sich eine, durch Blutsverwandtschaft gefestigte, soziale und biologische Einheit bilden, — oder vielmehr viele Einheiten, die, im natürlichen Rivalitätskampfe des Lebens, ihre Kräfte aneinander messen werden, derart, daß das Schwache, Lebensuntüchtige unterdrückt, dem Aussterben oder der Auflösung zugeführt wird, — das Starke aber, dem Leben Gewachsene sich ausbreitet, zunimmt und gedeiht, Töchterverbände aus dem Mutterverbande hervortreibt, sich vervielfältigt und differenziert. — Die Mütter der erwachsenen Töchter aber werden in diesen sozialen und biologischen Organismen von unbegrenzter Lebensdauer nicht nur als Mithelferinnen

Digitized by Google

im Hause, sondern ebenso als Trägerinnen der überkommenen Traditionen wohl an ihrem Platze sein. — Nicht daß etwa der Gegensatz von jung und alt, von Lebensmut und Lebensvorsicht, von Erwartung und Erfahrung hier weggeleugnet, und behauptet werden sollte, es werde in den Mütterheimen ohne Geltendmachung dieses Gegensatzes — ohne Kampf also — abgehen. — Aber der Kampf wird ein fruchtbarer sein. Er wird das Problem lösen, Stil und Verfassung der Verbände den wechselnden Zeitbedürfnissen anzupassen, und doch die Stetigkeit der Entwicklung zu wahren, — und nicht, wie gegenwärtig, sich mit jeder Generation von neuem vor die undankbare Aufgabe gestellt sehen, — aus zwei zusammengetragenen Hälften ein Ganzes zu flicken. — Selbstbewußt in ihrer eigenen Domäne, wird die Frau ihren natürlichen Beruf und volle Betätigung ihrer Kräfte gefunden haben, als Geliebte des Mannes, und als Mutter des heranwachsenden Geschlechts.

„Und die Männer, — die Söhne aus diesen Mütterheimen? —" Ihnen wird vor allem das Mutterheim auch ein Schwesternheim einschließen, — sie werden der Wohltat gemeinsamer Erziehung mit gleichalterigen Mädchen und Jungfrauen teilhaft werden. Solche Erziehung mildert die Härten und glättet die Rauhigkeiten des männlichen Wesens überhaupt, macht den Jüngling frühzeitig bekannt mit weiblicher Art, lehrt ihn, hier Wert von Unwert zu unterscheiden und schützt ihn so für die Zukunft vor den ärgsten Enttäuschungen; — zudem kann sie die Grundlage legen für einstige wahre und tiefe Seelengemeinschaft zwischen Mann und Weib, welche darum psychisch nicht unfruchtbar zu bleiben braucht, weil das geschwisterliche Verhältnis die sexuelle Annäherung verbietet. — Nach Vollendung ihrer Erziehung aber wird den Söhnen des Mütterheims vielfältigste Wahlfreiheit offen stehen, sich gemäß den Forderungen ihrer Individualität das weitere Leben auszugestalten. Bei manchen von ihnen wird sich das Heimatsgefühl so stark entwickelt haben, daß sie das Mutter- und Schwesternhaus niemals ganz verlassen, sondern nur auf Liebes- und Werbefahrten in die Ferne ziehen, um immer wieder in den trauten Kreis der Blutsverwandten, zur Stätte des eigenen Wachstums und der Jugenderinnerungen zurückzukehren. — Manche dagegen werden sich die Freiheit, vielen Frauen Freund zu sein, dadurch wahren, daß sie — für eigene Person — Begriff und Empfindung des Daheim auf die vier Wände ihrer Einzelbehausung einschränken, dort ihr Tagewerk verrichten, der Ruhe pflegen, ihre Träume träumen, — und aus dieser Einfriedung nur hervortreten, wenn Sehnsucht ihnen die Kraft verleiht, ein lebendig Weib als des Traumes Erfüllung anzuschauen. — Viele, von ähnlicher Veranlagung, aber minder hohem Flug der Phantasie, werden das alltägliche Leben am liebsten in Gesellschaft von Geschlechtsgenossen verbringen. Klubhäuser, ähnlich den gegenwärtigen Junggesellenheimen, werden sich erheben — mit dem Unterschiede jedoch, daß die dort Versammelten weder der sittlich approbierten Frauenliebe, noch der gesellschaftlich offenkundigen Vaterschaft entsagt haben. — Andere hinwieder werden es vorziehen, sich in der Nähe, oder — wenn dies gestattet ist — im Bereiche selbst des Frauenverbandes anzusiedeln, wo ihre liebste Geliebte und ihre liebsten Kinder leben. — Und keinem wird außerdem — wenn seine

Digitized by Google

Bedürfnisse ihn dahin weisen — verwehrt sein, ein monogames Familienheim nach gegenwärtigem Stil zu begründen.

Sie alle aber, die hier genannt, werden dereinst im Rückblick das Obligo der gegenwärtigen Familienordnung — das Gebot, welches den Mann im Familienhause seßhaft macht und die Töchter, die berufenen Hüterinnen der heimischen Art, in die Fremde schickt — als das schwer mehr verständliche Sittenprodukt einer vergänglichen Kulturphase betrachten. — Das Vaterrecht in der Familie, die Vorherrschaft des Mannes als des Sachwalters des privaten Familieneigentums, ist der Ausdruck einer Zeit, in der der Mensch den Werken seiner eigenen Erfindung dienstbar ward, sich von ihnen (die, von ihm gleichsam losgelöst, zu einer — seiner eigenen Schätzung nach ihm überlegenen Macht angewachsen waren), den Stempel aufdrücken ließ, — sein lebendiges Sein und Leben ihnen unterordnete: — den ererbten Sachgütern, die unsern Besitz ausmachen, den erlernten Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die wir Beruf nennen, — und dazu der Sorge um die Zukunft, und der Furcht vor den Abgründen unserer eigenen sozialen Verfassung, — der Furcht vor Untergang des eigenen Stammes im physischen und moralischen Elend der Enterbten.

„Mutterrecht" nennen wir, um den Gegensatz zu betonen, die natürliche Familienordnung, die Familienordnung der Zukunft, deren Grundzüge ich hier festzuhalten versucht. Der Name ist jedoch nur bedingt zutreffend; denn diese Ordnung erteilt auch dem Manne erst sein volles Recht. Die Familienverfassung nach Menschenrecht sollte sie vielmehr heißen, die den Menschen erst wieder zum Herren erheben wird über seine Werke, seine Sorgen und seine Furcht, — die uns das Bewußtsein erst wieder erwecken wird, daß das mächtige kulturelle Erbe, das wir von Jahrhunderten übernommen und gegenwärtig noch immer vermehren, seine Bestimmung doch dann erst erfüllt, wenn es die spontanen Lebensregungen und Keimansätze der menschlichen Naturen nicht länger mehr erdrückt oder in Fesseln schlägt, sondern sie freimacht, und — für die ungemessene Kette der heraufziehenden Generationen — zur Entfaltung bringt.

* * *

Als Antwort auf die Frage nach der Auslesewirkung der dargestellten Institutionen verweise ich auf den Artikel „Die sexuale Reform", II. Jahrgang, Heft 12 dieser Zeitschrift, S. 978 (letzter Absatz) ff.

Felix Dahn und das germanische Altertum.

Dr. Ludwig Wilser.

Wer sich in der Jugend am „Kampf um Rom" erfreut und begeistert hat, wird dem Verfasser stets ein dankbares Andenken bewahren. Die Großartigkeit des Stoffes und der dichterische Schwung der Darstellung wirken hinreißend, und in jungen Jahren ist man für kritische Betrachtung noch wenig veranlagt und befähigt, um so

Digitized by Google

empfänglicher dagegen für alles Große und Schöne. Nichtsdestoweniger fiel mir, obwohl ich damals von Menschenkunde und Rassenlehre noch nicht viel verstand, gleich beim ersten Bekanntwerden mit dem Buche — und so ist es sicher noch manch anderem jungen Leser ergangen — einiges auf, was durchaus nicht zu den von der Schulbank her noch in mir lebendigen Worten des großen römischen Geschichtschreibers stimmen wollte, „darum ist auch die Leibesbeschaffenheit, trotz der großen Volksmenge, durchweg die gleiche: alle haben trutzige blaue Augen, gelbliche Haare, einen hohen Wuchs". Wie waren damit Theoderichs goldbraune „Adleraugen" und Tejas „schwarze Locken" in Einklang zu bringen? Die rothaarige Matasvintha mochte noch hingehen. Der „schwarze Teja", dies Erzeugnis der Einbildungskraft, hat sich bekanntlich bei vielen Leuten zu einer geschichtlichen Gestalt verdichtet, und es ist ein für den Dichter äußerst schmeichelhaftes Zeichen der großen Wirkung seines Werkes, daß er nicht nur die weltbedeutenden Bretter betreten, sondern sogar in wissenschaftlichen Arbeiten Berücksichtigung gefunden hat. Habe ich doch selbst einem Rassenforscher, der daraus eine bei den Ostgoten eingetretene Blutmischung folgerte, entgegnen müssen, daß sich der „schwarze Teja" auf keine andere Urkunde stützt, als auf den Dahn'schen Roman. Durch dessen großen Erfolg ermutigt, hat ihm der Verfasser noch eine Reihe anderer Erzählungen aus der Völkerwanderung — ich habe zwei oder drei derselben gelesen — folgen lassen und auch einige Stoffe aus dieser wildbewegten Zeit auf die Bühne zu bringen versucht, doch flaute die Stimmung dafür mehr und mehr ab, und ein Nachlassen der dichterischen Gestaltungskraft, ein Vorwiegen mehr handwerksmäßiger Mache war nicht zu verkennen. Trotzdem ist auch aus diesen späteren Früchten ohne Zweifel noch manches Samenkorn der Begeisterung für germanische Vorzeit und Heldengröße in junge Herzen gefallen.

Aber Dahn ist ja nicht nur Dichter, er ist auch ein Mann der Wissenschaft, Rechtsgelehrter und Geschichtschreiber. Die Beschäftigung mit den germanischen Volksrechten führte ihn, was ja so nahe liegt, zur Erforschung der ältesten Geschichte und Gesittung unseres Volkes überhaupt, und neben rein rechtswissenschaftlichen Arbeiten gab er in unermüdlichem Schriftstellerfleiß auch geschichtliche Werke, „Die Könige der Germanen" (9 Bände, 1861—1905), eine „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" (4 Bände, 1881—90), von Wietersheims „Geschichte der Völkerwanderung" (2 Bände, 1880—81) in neuer Bearbeitung, die „Bausteine", eine Sammlung kleinerer Schriften (1879—84) u. a. heraus. Wie andere Juristen, die sich vorgeschichtlichen und geschichtlichen Forschungen zuwandten, Mommsen, Jhering, Stein, blieb er aber, ohne eigenes Urteil in sprachlichen Dingen, stets in völliger Abhängigkeit von den Ansichten der Sprachforscher, deren größter und folgenschwerster Irrtum, die asiatische Herkunft der Indogermanen und damit auch unserer eigenen Vorfahren, auch für ihn verhängnisvoll wurde. So sagt er z. B. in der Einleitung zur Geschichte der Völkerwanderung: „Nicht in Europa, in Asien hat sie begonnen; die große Einwanderung der Germanen aus Zentralasien über den Kaukasus, die Donau und die russischen Ströme aufwärts, war vorübergehend auf wenige Gene-

Digitized by Google

rationen zum Stehen gekommen....“ Das ist, wie jetzt, bis auf ganz wenige der Rückständigsten, auch die Sprachforscher zugestehen, durchaus verkehrt und der Wahrheit geradenwegs zuwiderlaufend. Wer von so grundfalschen Voraussetzungen ausgeht, kann unmöglich zum richtigen Ziel gelangen; daher mußten auch Dahns eifrige Bemühungen, den großen Zusammenhang zu finden, erfolglos, seine Arbeiten, trotz fleißigster Ausführung im einzelnen, eben doch nur „Bausteine“ bleiben.

Vor einiger Zeit — offenbar infolge eines Vortrags während der Salzburger Hochschulkurse im September 1904 — brachten einige Zeitungen die überraschende Nachricht, Dahn habe sich zu der Lehre vom nordeuropäischen Ursprung der germanischen Völker bekehrt. So unwahrscheinlich mir nach einem bekannten Sprüchwort auch diese Kunde klang, etwas Wahres schien doch daran zu sein; die nun in einem Bändchen von 116 Seiten (Die Germanen, volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1905) vereinigten Vorträge, insbesondere der erste über „Rasse und Heimat“, zeigen aber, wie gründlich sich seinerzeit der betreffende Berichterstatter verhört hat. Seinen „lieben Deutsch-Oesterreichern“ hat der Verfasser das Büchlein zugeeignet, denn, obwohl von norddeutsch-französischer Abkunft und in Hamburg geboren, scheint er sich doch wegen seiner in München verlebten Jugend- und Lehrjahre als Angehörigen des baiovarischen Volksstammes zu betrachten. Nach ihrer Bezeichnung wäre aber die Schrift für alle Deutschen von der größten Bedeutung, wenn — sie auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft stünde. Leider fordert jedoch schon der erste Satz den lebhaftesten Widerspruch heraus. „Seit den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gelten bezüglich der Germanen zwei Sätze als gleich unerschütterbar feststehend: Die Zugehörigkeit zu der sogenannten arischen (kaukasischen und indoeuropäischen) Rasse und die Einwanderung aus Asien.“ Daß die „erstere Lehre auch heute noch wissenschaftlich nicht angefochten“ sei, ist unrichtig; „Rasse“ ist ein rein naturwissenschaftlicher Begriff, der auch eine entsprechende Bezeichnung erfordert, „kaukasisch“ ein ganz unzutreffender und darum glücklicherweise aus der wissenschaftlichen Völkerkunde verschwundener Ausdruck. Die Rasse, der die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte angehörten und in ihren Ursitzen noch heute angehören, ist die nordeuropäische (Homo europaeus L.); außerdem aber gehören sie dem indogermanischen oder arischen (im weiteren Sinne) Sprachstamm an und nehmen unter ihren Stammverwandten insofern eine Sonderstellung ein, als sich bei ihnen, eine für die Völkerkunde ungemein wichtige Tatsache, die beiden Begriffe „Rasse“ und „Volk“, bis weit in die geschichtlichen Zeiten hinein deckten. Die andere „unerschütterbar feststehende“ Ansicht, daß sie aus Asien stammen, darf jetzt glücklicherweise, nachdem sie unendlich viel Unheil und Verwirrung gestiftet, als endgültig überwunden gelten. Dahn aber bekennt sich immer noch als Anhänger derselben, da „die Gründe gegen die frühere Lehre durchaus nicht überzeugend, die für die westliche Heimat vorgebrachten aber noch viel schwächer“ seien. Im Widerspruch mit der zugegebenen Schwäche der für Asien sprechenden Gründe steht aber die Behauptung, Johannes Müller habe mit der

Digitized by Google

babylonischen Zwölferrechnung einen „unwiderlegten und unwiderlegbaren Beweis für die asiatische Heimat" erbracht. Es ist dies bekanntlich der einzige „Beweis" für die alte Irrlehre, der aber selbstverständlich, da diese Zählweise gerade so gut in umgekehrter Richtung mit den Wanderungen der europäischen Völker sich verbreitet haben kann, nicht schwerer in die Wagschale fällt, als die Verwandtschaft einiger asiatischer mit den meisten europäischen Sprachen. Da Dahn einräumen muß, daß die europäische Herkunft von „bewährten Forschern" gelehrt wird, ist es eine ganz ungehörige Verunglimpfung anderer, wenn er sie eben darum „Abenteurer" und „Freischärler" nennt. Ueber die Berechtigung zur Behandlung wissenschaftlicher Streitfragen entscheidet einzig und allein der Erfolg; wer aus uneigennütziger Liebe zur Wahrheit die Erkenntnis derselben fördert, erwirbt sich um die Wissenschaft ohne Frage ein größeres Verdienst, als wer sich sein Leben lang dafür bezahlen läßt, daß er der wißbegierigen Jugend Irrtümer vorträgt.

Obwohl, wie der Breslauer Rechtslehrer sich ausdrückt, „in neuester Zeit" — ich selbst vertrete mit triftigen Gründen diese Ansicht seit einem Vierteljahrhundert — „Skandinavien bevorzugt" wird, ist doch nach seiner Meinung „das jetzt beliebteste Wiegenland ... zweifellos abzulehnen". Es ist eine alte Erfahrung, wer eine ihm unbequeme Ansicht nicht zu widerlegen vermag, lehnt sie ab. Was gegen die nordische Urheimat vorgebracht wird, ist äußerst schwach und verrät geringes Verständnis der aus den Geschichtsquellen sich ergebenden Wanderungen und völlige Unkenntnis der naturwissenschaftlichen Verhältnisse. Wer behauptet denn, die Urmenschen seien „aus den Eisblöcken jenes Nordlandes hervorgekrochen"? Die wissenschaftliche Anthropologie lehrt, daß nach dem Abschmelzen des Inlandeises die skandinavischen Inseln und Halbinseln vom Westen her wieder mit Gewächsen, Tieren und Menschen bevölkert wurden. Wie die Schädel der ältesten Nordlandsbewohner zeigen, stammen sie von der schon recht hochstehenden, in der Renntierzeit im Westen unseres Weltteils verbreiteten Rasse von Cro-Magnon (Homo priscus) ab und dürfen als unmittelbare Vorfahren der Germanen betrachtet werden, denn eine spätere Einwanderung gleicher Rasse hat nicht mehr stattgefunden. Daß kurz vor unserer Zeitrechnung „ein Teil der Westgermanen", zwischen Kelten und Slaven eingeklemmt, „nach Norden" ausgebogen und „nach Skandinavien" gezogen sei, widerspricht allen bekannten geschichtlichen und sprachlichen Tatsachen. Eine schon in vorgeschichtlicher Zeit beginnende Einwanderung von Osten her, über Finnland, ist allerdings nicht in Abrede zu stellen; diese hat aber Menschen ganz anderer Rasse (Homo brachycephalus), die Stammväter der heutigen Lappen, ins Land gebracht. Ansichten, die vor einem halben Jahrhundert ernsthaft erörtert wurden, wie die von der finnischen Urbevölkerung Europas, findet man zu seinem Erstaunen wieder vorgebracht.

Daß bei so verkehrten Voraussetzungen eine richtige Stammeseinteilung der Germanen, eine zutreffende Beurteilung ihrer Verwandtschaft untereinander und mit den Nachbarvölkern unmöglich war, liegt auf der Hand. So werden z. B. die nach dem Lautstand ihrer Namen und der von ihrer Sprache erhaltenen Wörter, wie nach dem bestimmten Zeugnis von Plinius und Agathias unzweifelhaft gotischen

Digitized by Google

Burgunden zu den Westgermanen, die Hessen, das Haupt- und Stammvolk der ripuarischen Franken, zu den Herminonen, die den letzteren viel näher stehenden Sachsen zu den ingävonischen Frisen gestellt. Daß unsere Vorfahren bis zum Zusammenstoß mit den „ehernen Mauern der Legionen des römischen Weltreiches" unstete „Wanderhirten" gewesen seien, ist eine ganz unhaltbare, jetzt sogar von den Philologen (vergl. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Straßburg 1905) aufgegebene Ansicht. Andere weniger folgenschwere Irrtümer seien mit Stillschweigen übergangen. Am besten gelungen, weil dem eigentlichen Arbeitsfeld des Verfassers zunächst liegend, aber durchaus nicht einwandfrei, sind die Abschnitte über die Rechtsanschauungen und die Verfassung des Gemeinwesens bei den Germanen. Selbst ein so wohlwollender Beurteiler des Büchleins wie Bilger in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nr. 294, 1905) muß gestehen, daß er über manches „anders" denkt, und rühmt vor allem, worin ich ihm gerne beistimme, die „aus einem inneren Herzen" quellende, lebendige Darstellung, „den starken Pulsschlag einer mit allen Fasern seinem Volke gehörenden Liebe".

Aus den angeführten Beispielen läßt sich von vornherein schließen, daß Dahn nicht der Mann war, „eine der berühmtesten Streitfragen der deutschen Geschichte", nämlich die Herkunft der Baiern[1]), zur Entscheidung zu bringen. „Dem Stamm der Baiern, tapfer, kunstschöpferisch und lebensfroh", hat er ein dickes Buch, den letzten Band (IX, 2, Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel) seiner „Könige der Germanen" gewidmet, der sehr viel wertvollen Stoff, insbesondere ein ausführliches Verzeichnis der Quellen und der Literatur, enthält. Eine Beurteilung des Ganzen liegt mir hier fern; ich beschränke mich auf die Abstammungsfrage, die ich selbst seit Jahren bearbeitet und zum Gegenstand einer besonderen, im Akademischen Verlag für Kunst und Wissenschaft, Leipzig und Wien 1905, erschienenen Schrift gemacht habe. Eine eigene Ansicht wird in dem Dahnschen Buch nicht ausgesprochen, sondern nur die jetzt 66 Jahre alte, von manchen Historikern für richtig gehaltene Meinung von Zeuß, der die Herkunft der Baiern von den Markomannen „bewiesen" zu haben glaubte, vorgetragen, keineswegs aber durch neue Gründe — solche gibt es nicht — gestützt. Auch hier sind schon die ersten Sätze zu beanstanden: „Bajuvari — Baiovarii ist die einzig richtige Schreibung — wurden benannt die alten Markomannen, seit sie unter Marbods Führung ... in das früher von keltischen Boiern bewohnte und daher Boia, Baia, dann germanisch Bajuhemum, das heißt Boierheim benannte Land, Böhmen, eingewandert waren." Das ist in doppelter Hinsicht unrichtig: das Land hieß weder Boia, Baia noch Bajuhemum, sondern Boiohemum, und die Markomannen behielten ihren berühmten Namen bei, bis er in den Stürmen der Völkerwanderung, in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts unterging, während der Volksname Baiovarii, wie Dahn selbst anführt, erst vom 6. Jahrhundert an zu belegen ist. Dieser bedeutet sonder Zweifel „Männer aus Baia", aber dies nur vom Geographen von Ravenna genannte Land ist keineswegs eins und dasselbe mit dem alten Boier-

[1]) Da die Königsproklamation vom 1. Januar 1806 „Baiern" schreibt, hat das amtliche y nicht einmal für das Königreich geschichtliche Berechtigung.

Digitized by Google

heim. Auf S. 6 ist zu lesen: „Wir wissen, in Böhmen wohnten in geschichtlicher Zeit überhaupt nur 1. keltische Boier, 2. nach diesen germanische Markomannen (und Quaden — diese wohnten nicht im eigentlichen Böhmen, sondern in Mähren —), 3. nach diesen Slaven (Tschechen). Da nun die Baiern = Bajuvari früher in Böhmen wohnten und weder Kelten noch Slaven, sondern Germanen sind, müssen sie Markomannen (und Quaden) sein." Diese Schlußfolgerung steht im Widerspruch mit den Gesetzen der Logik, denn nur, wenn beide Vordersätze richtig sind, ergibt sich daraus ein ebenso einwandfreier Schluß. Nimmt man in einen der ersten Sätze etwas Zweifelhaftes oder gar Falsches auf, so läßt sich auf diese Weise alles Mögliche „beweisen". Dahn behauptet aber in seinem zweiten Satz, die Baiern hätten früher in Böhmen gewohnt, setzt also das, was gerade bewiesen werden soll, als feststehende Tatsache voraus. Die angebliche Abstammung der Baiern von den Markomannen war nichts als ein Verlegenheits- und Notbehelf, da an das wirkliche Stammvolk, das im Namen, der Ausbreitungsrichtung und der Sprache des Volkes sich zu erkennen gibt, niemand gedacht hatte. Daß Riezler (Beil. z. Allg. Ztg. No. 252, 1905) die Dahn'sche Ansicht günstig beurteilt, erklärt sich daraus, daß es seine eigene ist, wenn er aber von der „weitaus am besten begründeten Markomannenhypothese" spricht, so widerlegt er sich wider Willen selbst, denn es liegt gerade im Begriff der „Hypothese", daß sie nicht begründet ist. Eine Lehrmeinung, für die sich schwerwiegende Gründe beibringen lassen, tritt aus dem Nebelschleier der Hypothesen heraus in das helle Licht wissenschaftlicher Tatsachen. In einem zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Königreichs gehaltenen Vortrag (Münch. N. N. 5, 1906) ist vor kurzem auch Professor Gareis (ebenfalls Jurist) für die markomannische Abkunft eingetreten, die nach seiner Behauptung durch die „geographischen Notizen" des Wessobrunner-Gebets „voll und ganz" bestätigt werde. Die betreffenden Worte lauten: „Amoricus (zweifellos Ager noricus zu lesen) paigirolant und Istriae. paigira. Ister. danobia." Daraus folgt nur, daß im 8. Jahrhundert die Baiern an der Donau, im alten Noricum wohnten, sonst nichts. Im Gegenteil spricht die besondere Erwähnung „Cyuuari. suapa" dafür, daß die Baiern keine Schwaben waren. Manche Leute haben offenbar keine rechte Vorstellung davon, was ein wissenschaftlicher Beweis ist.

Dahns Beispiel lehrt, daß auf dem Gebiet der germanischen Altertums- und Stammeskunde Eifer und Begeisterung erst dann zur langgesuchten Wahrheit führen, wenn mit dem alten, verhängnisvollen Vorurteil vollständig und endgültig gebrochen wird.

Zur Germanenfrage in der italienischen Renaissance.

Dr. Ludwig Woltmann.

In der Einleitung zu meiner Arbeit über die Germanen und die Renaissance in Italien führe ich eine Reihe von Schriftstellern an, deren Ansicht dahin geht, daß die vorgermanische Bevölkerung Italiens, d. h. die Römer, Griechen, Etrusker, die

Digitized by Google

eigentlichen Schöpfer der geistigen Wiedergeburt gewesen seien. Zu diesen Forschern gehört auch H. Taine, der geradezu das Fehlen größerer germanischer Bestandteile für die Entstehung der Renaissance mit verantwortlich macht. In seiner „Reise in Italien" spricht er von der „Kruste der germanischen Einwanderung", unter welcher das lateinische Volkstum fortlebte und in der Renaissance wieder aufblühte. Er verweist auf das Baptisterium in Florenz, das nach dem Vorbild des Pantheons in Rom gebaut sei und schon im 8. Jahrhundert die prachtvollen Windungen in die Luft erhob. „Da haben wir also in den barbarischsten Zeiten des Mittelalters eine Fortsetzung, eine Erinnerung oder doch zum mindesten eine Nachahmung der römischen Baukunst. — Dieser Zug ist außerordentlich wichtig für die ganze Geschichte Italiens: es ist niemals germanisch geworden. Im 10. Jahrhundert bestand der heruntergekommene Römer deutlich erkennbar und unversehrt (!) neben dem stolzen Barbaren." — In der Tiefe und unter äußeren und zeitlichen Entstellungen bleibt der lateinische Grundzug des Landes unversehrt (!), und im 16. Jahrhundert fällt die christlich-mittelalterliche Hülle von selbst herab, um das sinnliche und edle Heidentum, das niemals zerstört worden war, wieder auftauchen zu lassen." — In ähnlicher Weise schreibt Taine in seiner „Philosophie der Kunst": — „Diese so kluge Rasse hat das Glück gehabt, nicht germanisiert, d. h. nicht in demselben Maße wie die anderen Länder Europas durch die Einwanderung der Völker aus dem Norden unterdrückt und umgewandelt zu werden. Die Barbaren haben sich darin nur zeitweise oder nur oberflächlich aufgehalten. Westgoten, Franken, Heruler, Ostgoten, alle haben es wieder verlassen oder sind schnell daraus verjagt worden (!). Wenn die Langobarden auch darin geblieben sind, so wurden sie doch sehr bald von der lateinischen Kultur durchdrungen."

Daß diese Ansichten Taines über die Wurzeln der Renaissance auf Grund der neueren Untersuchungen unhaltbar sind, bedarf keiner Erörterung. Abgesehen davon, daß Taine die anthropologische und psychologische Seite des Problems nicht auseinanderhält, verfällt er einem doppelten Irrtum, einmal den Einfluß der germanischen Rasse auf die italienische Bevölkerung gänzlich zu unterschätzen, andererseits aber die Renaissance für eine einfache Wiederholung der Antike zu halten. Die italienische Renaissance ist aber weder römisch noch griechisch noch „deutsch", sondern eine eigenartige Geistesepoche der germanischen Rasse unter bestimmten Einflüssen des Milieus und der Tradition.

Es kann heute kein Zweifel mehr darüber aufkommen, daß die italienische Kultur nicht von den „unversehrten" Römern hervorgebracht wurde, sondern im wesentlichen ein Werk der germanischen Einwanderer ist und daß die meisten Genies germanischer Abstammung sind. Die übergroße Mehrzahl ist blond und blauäugig, eine geringere Zahl sind Mischlinge verschiedener Art, und kaum ein halbes Dutzend hat schwarze Haare und braune Augen, während die Kombination von schwarzen Haaren, braunen Augen und brauner Haut auch nicht bei einem einzigen mit Sicherheit festzustellen ist. Doch ist es wahrscheinlich, daß einige wenige diesen Typus gehabt haben.

Meine Untersuchungen über die Rassenherkunft der bedeutenden Männer Italiens haben durch erneute Studien mancherlei Verbesserungen und Ergänzungen zutage gefördert. Von besonders großer Bedeutung ist, daß auch Donatello aus der alten Familie der Bardi (dsch. = Barth) den blonden Typus gehabt hat. Ich hatte Gelegenheit, die berühmte Porträttafel von Paolo Ucello im Louvre zu sehen, auf welcher Giotto, Donatello, Mannetti, Brunnelleschi und der Maler selbst dargestellt sind. Hier haben wir das einzige authentische Bildnis vor uns, das wir von Donatello besitzen. Das Haupthaar ist bedeckt, dagegen ist der Bart hellblond. Auch Mannetti ist blond. Die Augenfarbe Donatellos ist nicht festzustellen, da

Digitized by Google

Ucello noch zu jenen Malern gehört, die zwischen blauen und braunen Augen nicht unterscheiden und allen Gestalten jene graugelbe Augenfarbe geben, die von den Bildern des Mittelalters her allgemein bekannt ist.

So wäre nun unter den großen Genies Italiens folgende Reihe von Blonden nachgewiesen: Giotto, Dante, Donatello, Masaccio, Leonardo, Raffael, Botticelli, Tizian, Galilei, Tasso, Columbus, wahrscheinlich auch Petrarca, während Michelangelo, Machiavelli, Ariosto und Palestrina einen Mischtypus besitzen.

Im Musée de Cluny in Paris sah ich eine Miniatur mit dem Bildnis Benvenuto Cellinis, der hier einen langen, blonden Bart zeigt. Augen- und Haarfarbe ist nicht erkennbar. Ich hatte früher die Vermutung ausgesprochen, daß Canova dunkle (schwarze) Haare gehabt habe. Aber das lebensvolle Porträt von der Hand Fabres in der Bildergallerie zu Montpellier läßt erkennen, daß Canova lichtbraune oder dunkelblonde Haare hatte, die sicher in der Jugend hell gewesen sind. Denn seine übrigen physischen Merkmale: zarte weiß-rosige Haut, blaue Augen, schmales Gesicht lassen über seine Abstammung keinen Zweifel.

Ferner befindet sich im Louvre ein Profilporträt von Vittorino da Feltre, dem Begründer des Humanismus, aus der edlen Familie der Ramboldini, deren Name langobardisch ist. Wir wissen von ihm, daß er einen frischen roten Teint hatte. Dieses Profilbildnis läßt deutlich erkennen, daß seine Kopfbildung der nordischen Rasse angehörte. Haar- und Augenfarbe ist nicht zu bestimmen.

Von den Musikern Viotti und Piccini sah ich ein Bildnis in der großen Oper und in der Bibliothek des Konservatoriums in Paris. Beide haben blaue Augen, rosigen Teint und schmales Gesicht. Andererseits habe ich aus biographischen Studien gefunden, daß Cherubini schwarze Haare und braune Augen hatte. Aber seine Hautfarbe war vermutlich hell.

Ein Pastellbildnis Metastasios, von der Hand Rosalba Carrieras, in der Dresdener Gallerie, bestätigt meine Annahme, daß dieser Dichter blaue Augen gehabt hat.

Nach Cavour war der hervorragendste Politiker im modernen Italien Crispi. Wie ein Biograph berichtet, hatte er eine hohe Gestalt, frische rote Gesichtsfarbe, blaue Augen und, wie seine Photographien zeigen, ein schmales, langes Gesicht. Haarfarbe bisher unbekannt.

Von Professor Kuhlenbeck werde ich auf zwei neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der Abstammung von Giordano Bruno und Bernardino Telesio aufmerksam gemacht. Danach scheint das von Mayer gestochene Bildnis Brunos ein Phantasieprodukt und keinerlei Porträt von ihm auf die Nachwelt gekommen zu sein. Nun fand Kuhlenbeck im Inquisitionsprotokoll, daß Bruno eine mittlere Körpergröße und „barba castanea“ gehabt habe. Bekanntlich ist der deutsche Ursprung seiner Familie durch die Bürgerrollen von Nola bezeugt.

Ueber Telesio hatte ich die Vermutung geäußert, daß seine Familie, die dem alten feudalen Ritterstand Calabriens angehörte, normannischer Abkunft gewesen sei. Auch hierüber hat Kuhlenbeck eine korrigierende Notiz gefunden, daß Telesio sich vielmehr seiner Abstammung von den Sueven (Schwaben) rühmte. Im Jahre 1201 war einer seiner Vorfahren, Peter von Tilesio, Kämmerer Kaiser Friedrichs.

Endlich habe ich die begründete Vermutung, daß die Maler Fra Bartolommeo und Piero dei Franceschi den blonden Typus gehabt haben. Nähere Nachforschungen werden es später klar stellen.

Digitized by Google

Berichte und Notizen.

Degeneration der körperlichen Hartgebilde beim Menschen. Der menschliche Körper setzt sich in der Hauptsache aus Hartgebilden (Zähnen und Knochen) und Weichgebilden (Muskeln, Blut und Nervenmasse) zusammen. Die Hartgebilde sind überwiegend aus Erzsalzen, und zwar aus Kalksalzen, aufgebaut, die Weichteile aus stickstoffhaltigen Substanzen. Es läßt sich nun statistisch nachweisen, daß Erkrankungen der Hartgebilde einen höheren Prozentsatz aufweisen, als die der Weichgebilde. Die Erkrankungen der Zähne der Kulturvölker erreichen stellenweise eine Höhe von mehr als 80 pCt. An der englischen Krankheit, Rachitis, gehen nach den Aussprüchen erster Kinderärzte mehr Menschenleben verloren, als an der Tuberkulose. Letztere selbst, wie auch die Skrofulose, hat in den Knochen ebenso häufig ihren Sitz wie in den Weichgebilden. Diese Erkrankungen der Hartgebilde haben ihre Ursache in einer Unterernährung von Kalksalzen. Auf derselben Ursache beruht jene bei der jüngeren Generation mehr und mehr zur Beobachtung kommende atavistische Gesichtsform, die sich in der Neigung zur Schnauzbildung des Oberkiefers und in der zurückweichenden Stirn-Nasenpartie des Gesichtsskeletts kundgibt. Eine andere Entartungserscheinung ist der vorzeitige Alveolarschwund, der nachgerade in bedenklicher Häufigkeit auftritt. (Dr. Kleinsorgen, Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde 1905.)

Tierische und menschliche Reflexerscheinungen. Es gibt notwendige Leistungen des Körpers, die durch den bewußten Willen gar nicht oder doch nicht so schnell hervorgebracht werden könnten, wie es notwendig ist, z. B. Erbrechen, Augenschließen. Das Niesen, der Husten, die Pupillenreaktion usw. sind dem Menschen und den übrigen Tieren gemeinsam. Alle Reflexe erfüllen ursprünglich einen nützlichen Zweck: Gähnen und Strecken bringt Atmung und Blutzirkulation in schnelleren Gang. Brüllen, Schreien, Stampfen und andere Zorn-Reflexe treiben das Blut in den Kopf und machen dadurch mutig zur Abwehr eines Feindes, der dadurch zugleich abgeschreckt wird. Dagegen entbehrt die sexuelle Scham, das Erröten aus diesem Grunde, der Zweckmäßigkeit und fehlt auch dem natürlichen Tiere. Ein zweckmäßiger Reflex bei Mensch und Tier ist dagegen wieder der Fluchttrieb, der von klugen Tieren und Menschen freilich durch noch zweckmäßigeres Verhalten (Verstecken, Verstellen) überwunden werden kann. Ein Reflex noch stärkerer Angst ist die kataleptische Starre gewisser Tiere, die Ohnmacht gewisser Menschen, das Stottern anderer: auch diese Schrecklähmung hat ihren guten Zweck, sie erleichtert dem Fallenden den gefahrlosen Sturz, da die Muskelspannung, ähnlich wie im Rausch, aufgehoben ist. Die reflektorischen Sekretionen von Urin, Kot oder besonderen Abwehrsekreten im Schreck bildeten ursprünglich gute Verteidigungsmittel, haben sich aber selbst beim Kulturmenschen, dem sie nicht mehr nützen, vielfach erhalten. Das Schwitzen (Erweiterung der Hautgefäße) ist ursprünglich ein Reflex, der der Abkühlung des Körpers bei Hitze dient, und das Zittern ist ursprünglich ein zusammen mit der Verengerung der Hautgefäße auftretender Reflex, der der Erwärmung des Körpers bei Kälte dient. Aber beide Reflexe kommen auch bei Zorn und Schreck vor, wo sie zwecklos und nur Nebenerscheinungen des Blutandranges oder des ihm entgegengesetzten Erbleichens darstellen. Von dem Sträuben der Haare und Federn, auch einem Abwehrreflexe, ist beim Menschen nur die Gänsehaut übrig geblieben, der Schreireflex als Mittel, um Hülfe zu erlangen, hat sich, wie so viele andere tierische Reflexe, beim menschlichen Weibe ungleich besser erhalten als beim Manne. Reflexe des Wohlbefindens sind einerseits das Grunzen der Schweine, das gesellige Geheul der Brüllaffen, das stundenlange Schwatzen der gesättigten Spatzen, Teeschwestern oder Zechbrüder, andererseits körperliche, nicht sexuelle Berührungen, wie das Beschnuppern der Pferde und das Händeschütteln des Kulturmenschen. Das Stöhnen, Toben, Wälzen sind Schmerzreflexe, bei denen durch Anstrengung der motorischen Nerven die sensiblen übertäubt werden. Auch das Weinen, das Tränenergießen, das bei Tieren nur bei körperlichem, beim Menschen auch bei seelischem Schmerz vorkommt, ist ursprünglich ein Ueberleiten sensibler Nervenspannung auf motorische und sekretorische Nervenäste. Das Weinen und das, auf Atmungsstörung beruhende Schluchzen ist zweckmäßig, da es eine wohltuende Erschöpfung hervorruft. Das Lachen der Menschen und der Affen ist ursprünglich ein Triumphgeschrei über

Digitized by Google

einen schwächeren Feind, dem mit aufgerissenen Augen und Maul entgegengetreten wird. Mit dem sexuellen Lachen der Lachtauben, Elstern und Spechte hat es ebensowenig zu tun, wie mit dem unangenehmen Lachkrampf bei starkem Kitzel. — Alles in allem sind die menschlichen Reflexe dieselben wie die der Tiere, wenn sie sich auch vielfach modifiziert haben und bei Anlässen auftreten, bei denen sie ursprünglich nicht aufgetreten wären. (Dr. F. von den Velden. Fortschritte der Medizin 1906, No. 3.) — A. K.-H.

Milchnahrung und Mythologie. Gerade der Fleischgenuß war jahrtausendelang der europäischen Menschheit die natürliche Nahrung. Nach den Forschungen Eduard Hahns ist die Verwertung von Eiern und besonders von Milch viel später eingetreten und beruht auf einer durchaus künstlichen Beeinflussung der Haustiere. Die Kuh wurde damals das Symbol der Fruchtbarkeit und dadurch das heilige Tier der Erdgöttin. Die Aehnlichkeit zwischen den Hörnern der Kuh und der Sichel des Mondes hat jedoch keineswegs die weittragende Bedeutung, die Hahn ihr gibt. Erd- und Mond-Göttin sind vielmehr deutlich verschieden. Hera, die Erdkuh, und Seiene, die Mondgöttin, bleiben immer deutlich getrennt. Rind und Mond haben ihre besonderen Hörner. Die Beziehungen, die man zwischen Mondphasen und weiblicher Fruchtbarkeit sah, haben erst später zu Verwechslungen geführt. (Ferd. Hueppe. Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1906, No. 4). — A. K.-H.

Gemalte Zeichen in den ältesten steinzeitlichen Funden des Rheinlandes. In 65 Fundstellen am „Böhl" bei Neustadt an der Hardt wurden mit Sicherheit zwei Strathen festgestellt, ein römisches und ein vorrömisches. Beide sind durch eine fundlose Zone von 30—50 cm Tiefe getrennt. Während die römische Schicht nur ein beschränktes Urnenfeld zeigt, ist die vorrömische so ausgedehnt, daß sie eine große Niederlassung nebst einer Reihe von Fabrikationsstätten für geschlagene Kiesware bedeuten muß. Die wenigen geschliffenen und die zumeist ungeschliffenen Artefakte weisen auf die chronologisch obere Grenze des sicherlich Jahrtausende umfassenden Neolithicums hinauf. Das Interessanteste in den Funden am Böhl sind aber die bemalten Kiesel. Solche bemalte Kiesel finden sich sonst nur noch in der nach der Fundstätte Mas-d'Azil in Südwest-Frankreich benannten Kulturschicht des Asylien, die als Mittelstufe zwischen Paiaeolithicum und Neolithicum betrachtet wird, so daß die Funde am Böhl die zeitlich früheste bekannte Niederlassung der Rheinlande darstellen. Wie in Mas-d'Azil erscheinen auch am Böhl auf eigens ausgewählten Kieseln Zeichen, deren Aehnlichkeit mit bekannten jüngeren Lapidarbuchstaben so groß ist, daß man an Schriftformen, jedenfalls aber an bestimmte, sich wiederholende Merkzeichen denken muß. Diese gemalten Marken aber stimmen nun — Zeichen für Zeichen — mit den in die Tonwaren der Hockergräber von Nagada in Oberägypten eingekratzten Marken überein, berühren sich auch mit Zeichen auf kretischen Funden, sowie auf einer Bronzeaxt von Delphi (Prof. Dr. C. Mehlis, Globus 1906, Bd. LXXXIX, No. 11). Ludwig Wilser fügt dem Fundbericht des Entdeckers an derselben Stelle hinzu, daß es sich bei jenen Zeichen nicht um die Anfänge unserer Buchstabenschrift handeln könne, da die trennenden Zeiträume zu groß seien, und da unsere Buchstaben durch Vereinfachung aus Bildern entstanden seien. Auch die genannten ägyptischen Töpferzeichen seien jünger als die Asylien-Marken, da sie aus dem Ende der Steinzeit und dem Anfang der Kupferzeit stammten. Es seien Eigentumsmarken, und sie rührten wahrscheinlich von einer von Westen eingewanderten Mischrasse von homo europaeus und homo mediterraneus her. Die viel älteren gemalten Zeichen des Asylien seien aber jedenfalls Beweise der geistigen Regsamkeit der europäischen Menschheit in der Urzeit. — A. K.-H.

Langköpfe in Insel-Asien. Während frühere Forscher wie Hagen, Lübbers und ten Kate andere Inseln des malaiischen Archipels untersuchten, ist Borneo zuerst von A. W. Nieuwenhuis anthropometrisch erforscht worden. Die Küsten der südostasiatischen Inseln werden allenthalben von den seefahrenden Malaien bewohnt; die wohl erst in jüngerer Zeit vom ostasiatischen Festlande herübergegriffen haben. Im Innern namentlich der größten Insel Borneo haben sich dagegen die eigentlichen Indonesier rein erhalten. Indem Hagen diese als „Urmalaien" bezeichnet, ist damit die Auffassung angedeutet, daß die eigentlichen Malaien (wohl in Hinterindien entstandene) Mischprodukte aus den auch auf dem Festlande und in Japan vorhandenen „Urmalaien" und aus mongolischen Festlandsasiaten sind. Als typische Vertreter der „urmalaiischen" Indonesier können die Dajak im Innern Borneos gelten, von denen Nieuwenhuis 135 Männer und Frauen eingehend unter-

Digitized by Google

sucht hat. Einzelne Dajakschädel, im ganzen 62 Stück, sind der europäischen Wissenschaft schon vorher bekannt geworden und von Zuckerkandl (1894) zusammengestellt. 45 pCt. zeigten sich hiervon dolichocephal, 24 pCt. mesocephal und 31 pCt. brachycephal. Nach der früher üblichen Methode der einfachen Durchschnittsberechnung des Gesamtmaterials mußte man hieraus auf Mesocephalie schließen, die sich nach derselben Methode bei allen Indonesiern ergeben hat. Auch die Messungen Nieuwenhuis würden nach dieser Methode dasselbe Resultat (Index 80) ergeben. Bei der Untersuchung der Streuung der Einzelwerte mittels der graphischen Methode ergab sich aber das, schon nach Zuckerkandl wahrscheinliche, wichtige Resultat, daß sich die Einzelwerte nicht um einen vorherrschenden mesocephalen Mittelwert gruppieren, sondern daß sich mehrere verschiedene Mittelwerte ergeben. Nun verhalten sich die acht von Nieuwenhuis untersuchten Dajak-Stämme durchaus nicht gleichmäßig. Man kann sie vielmehr in zwei Gruppen sondern, deren jede eine einheitliche Streuungskurve zeigt. Damit ist bewiesen, daß die Urmalaien Borneos ursprünglich zwei verschiedenen Rassen angehört haben: die eine Gruppe vom Typus der Ulu ajar Dajak zeigt Schädelindices, die sich in sehr regelmäßiger Streuungskurve um den Index 74 gruppieren, also dolichocephal sind, die andere vom Typus der Kajan und Puman zeigt Indices, die um 81—82 liegen, also brachycephal sind. Die Frauen dieser Gruppe sind noch brachycephaler, ihr Index ist 83,2. Bei allen Stämmen sind die Haare gleichmäßig schwarz und die Augen dunkel; die Mongolenfalte fehlt. Die Haut ist bei den Kajan und Puman gelblich, bei den Ulu ajar Dajak schwärzlich. Dabei haben aber die Kajan zu einem großen Teile welliges Haar, die Ulu ajar Dajak regelmäßig schlichtes Haar; zugleich sind die letzteren am Körper noch weniger behaart als die ersteren. Die Nasen sind bei den ersteren überwiegend gerade und ziemlich breit (Nasenindex 83), bei den letzteren überwiegend konkav und noch breiter (Nasenindex 90); konvexe Nasen kommen nicht vor. An den Händen ist der Mittelfinger häufig zu kurz, an den Füßen finden sich auffallend weite Zwischenräume zwischen den Zehen. Als Mittel der Körpergröße erwachsener Männer ergab sich bei Kajan und Puman 158—159, bei den Ulu nur 157; der Unterschied ist gering, wenn man bedenkt, daß bei den Kajan die Frauen 14 cm kleiner sind als die Männer. Die Ulu haben eine höhere Stirn als die andere, hier ist der Unterschied von 1 cm ein sehr bedeutender. Auch ethnologisch, d. h. kulturell, unterscheiden sich die Völker. Ein Teil der Kajangruppe, nämlich die Puman, sind noch Jägervölker. Nieuwenhuis neigt sich der Ansicht zu, daß die Kajan-Stämme, die mehr im Norden wohnen, Mischlinge zwischen den Malaien und den echten Dajaks, die sie unterjocht und als Sklaven in sich aufgenommen haben, darstellen. (H. F. Kohlbrugge, Bearbeitung der Messungen von Nieuwenhuis i. d. Mitteilungen des Niederländischen Reichsmuseums für Völkerkunde, Serie II, No. 5.) Die beigegebenen Abbildungen stimmen insofern mit der letztgenannten Hypothese Nieuwenhuis' nicht überein, als die abgebildete Leibeigene unter den Kajan entschieden breitköpfiger und mongolischer aussieht als die Kajanfrauen selbst, während es nach Nieuwenhuis umgekehrt sein müßte. Auch daß die Puman Jäger sind, verträgt sich nicht mit einer malaiischen Herkunft der herrschenden Rasse der brachycephalen Völker Zentral-Borneos. Die vormalaiischen Indonesier dürften vielmehr selbst zwei Rassetypen gehabt haben. Die Dolichocephalie ihres einen Rassetypus läßt an eine urzeitliche Einwanderung aus dem fernen Westen denken. Von den Negern freilich unterscheiden sich die echten Dajaks durch ihr schlichtes Haar und ihre kleine Statur, von den Mediterranen durch ihre schwärzliche Hautfarbe, so daß der Gedanke an ein Zwischenglied dieser beiden Rassen als Wurzel des einen indonesischen Typus naheliegt. — A. K.-H.

Amerika als landwirtschaftliches Siedlungsgebiet. Die bei uns noch viel verbreitete Meinung, als ob das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" auch der landwirtschaftlichen Ansiedelung heute noch unbegrenzte Aufnahmefähigkeit biete, ist nicht richtig. Allerdings bestand früher diese nahezu unbegrenzte Aufnahmefähigkeit für landwirtschaftliche Siedler, solange nämlich das amerikanische Heimstättengesetz seine Wirkung entfalten konnte, das jedem Bürger der Vereinigten Staaten, auch dem eben erst dazu gewordenen von fremdländischer Abstammung, 160 Acres = 64 Hektar Land kostenlos mit der einzigen Auflage überließ, dieses Land auch tatsächlich zu bewohnen und zu bebauen. Dieses Gesetz hat bekanntlich die landwirtschaftliche Erschließung der Vereinigten Staaten in hohem Maße gefördert, und es wäre ohne dasselbe zweifellos die Besiedelung vieler Gebiete, z. B. der Prairiegegenden des Mississippi oder der Waldungen um den

Digitized by Google

Oberen See, nicht mit der Schnelligkeit erfolgt, mit der dieselbe tatsächlich vor sich gegangen ist. Heute kann indessen kein Zweifel darüber sein, daß das öffentliche Land so gut wie ganz vergeben ist und wenigstens für eine Massenein wanderung nicht mehr in Betracht kommt. So betrug nach dem Bericht des General land office für 1897 die Gesamtfläche des öffentlichen Landes (ausschließlich Alaska) 579,4 Millionen Acres, von diesem Lande liegen aber 564,5 Millionen Acres = 94 pCt. in den desert land states and territories, d. h. in dem Steppen- und Wüstengebiet, das sich vom 100. Grad westlich bis zur Sierra Nevada und dem Caskadengebiete erstreckt und etwa $^3/_5$ der gesamten Fläche der Union bedeckt. Dort ist der Bodenbau nur in geringem Umfang und meist nur durch künstliche Bewässerung möglich; der weitaus größte Teil dieses Gebietes ist aber überhaupt nur für eine extensive Weidewirtschaft geeignet. Allerdings ist in den bereits besiedelten Bezirken eine Auffüllung noch in erheblichem Maße möglich, allein zu den großen Kolonisationsgebieten der Erde können dennoch die Vereinigten Staaten nicht mehr gerechnet werden. In jenen besiedelten Bezirken ist der Boden überall in festen Händen und muß vom Neuerwerber mit einem Preise bezahlt werden, der dem zu erwartenden Betrage reichlich entspricht; daher geht denn auch jene Auffüllung überall, namentlich aber im Westen, nur recht langsam vor sich. Andrerseits gibt es überall im Lande, besonders in den Neu-England-Staaten, aber auch außerhalb dieser und auch im Süden, zahlreiche „abandoned farms" oder „worn out farms", d. h. Landgüter, die der Besitzer verlassen hat, weil der Boden durch Raubbau erschöpft oder von Natur unfruchtbar ist, und die der Fremde allerdings billig kaufen oder pachten kann, weil kein Einheimischer dazu Lust hat. Mit dieser Lage der Dinge hängt es denn auch zusammen, daß die landwirtschaftliche Einwanderung nach Amerika fast ganz aufgehört hat, und daß beispielsweise von den 813 000 Menschen, die im Jahre 1897 in die Vereinigten Staaten einwanderten, sich nur noch 4500 (einschließlich ihrer Angehörigen) als Farmer bezeichneten. (Prof. Sering, Deutsche Wirtschaftszeitung, 1906, No. 4.) — Schn.

Ein weißes Australien verlangen bekanntlich die Arbeiter der australischen Kolonien, das heißt, sie fordern die gänzliche Fernhaltung der gelben Rasse. Sie gehen von der Auffassung aus, daß die chinesischen und japanischen Kulis die Lebenshaltung der einheimischen Arbeiter herabdrücken. Die bestehenden Gesetze lassen asiatische Arbeiter auch nur unter bestimmten Voraussetzungen zu, und nach Ablauf der Kontrakte sind die Unternehmer verpflichtet, für die Wiederabschiebung der Gelben Sorge zu tragen. Wie wenig es aber gelingt, selbst bei diesen Gesetzesbestimmungen Australien gänzlich von asiatischen Einwanderern frei zu halten, geht aus der Rede hervor, die kürzlich der Senator Pearce, ein Vertreter der Arbeiterpartei im Bundesparlament, dort hielt. Er teilte mit, daß von 1894 bis 1901 567 Asiaten nach Australien eingeführt wurden unter der Bedingung, nach Ablauf von zwölf Monaten zurückbefördert zu werden. In Wirklichkeit haben nur 32 von den Kulis den australischen Boden wieder verlassen; mit den übrigen sind die Kontrakte wieder erneuert, oder sie haben überhaupt Erlaubnis erhalten, in der Kolonie zu verbleiben. 1902 und 1903 wurden aber 717 bezw. 1189 Kulis eingeführt. Im Jahre 1904 ist die Zahl sogar auf 1532 gestiegen. Ein großer Teil dieser asiatischen Arbeiter ist in der Perlenfischerei beschäftigt. Pearce fordert von der Regierung die Einführung von Arbeitsbedingungen in dieser Industrie, unter denen es auch weißen Arbeitern möglich sei, darin Beschäftigung zu suchen und zu finden. — Dies ist jedenfalls der richtige Weg. Nicht rigorose Bekämpfung der „minderwertigen Rassen", sondern Schaffung von Arbeitsbedingungen, unter denen eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Ausbeutung unmöglich wird und vor allem Aufklärung der betreffenden Arbeiter selbst. — Das sind die Wege, welche die Arbeiterschaft einer höherstehenden Rasse zu gehen hat, um zu verhüten, daß ihre Arbeitsbrüder zurückgebliebener Rassen sie von der bereits erreichten Kulturstufe wieder herabzuziehen vermögen. (Vorwärts 1905, No. 21.)

Internationale Regelung der Negerfrage. Die deutsche Regierung erwägt, wie uns von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, eine ihr aus Kolonialkreisen zugegangene Anregung zur Einberufung einer internationalen Konferenz, die sich mit der Frage der Behandlung der Eingeborenenbevölkerung in Afrika zu beschäftigen haben würde. Frankreich, Großbritannien, Portugal, Italien und Belgien bezw. der Kongostaat, d. h. alle Mächte mit afrikanischem Kolonialbesitz, und unter Umständen in ihrer Eigenschaft als Garantiemacht der Unabhängigkeit der Negerrepublik Liberia

Digitized by Google

sollen vorerst auf diplomatischem Wege aufgefordert werden, sich zur Frage der Einberufung eines Kongresses in Berlin oder am dritten Orte zu äußern. Die Konferenz würde sich vor allem mit der äthiopischen Bewegung, deren Ziel eine Einigung der schwarzen Rasse gegen die weiße unter dem Schlagworte „Afrika den Afrikanern!" ist, und den geeignetsten Maßregeln zu ihrer Bekämpfung, dem Status der eingeborenen Bevölkerung zu Zeiten des Aufruhrs (ihrer Behandlung als Kriegführende oder Rebellen), der Kopf- und Hüttensteuer, den Einführungsverboten für Waffen und Alkohol, der Entwaffnung und Zernierung aufständischer Horden beim Uebertritt über die Grenze, dem Missionswesen usw., zu befassen haben. Das deutsche Kolonialamt steht auf dem Standpunkte, daß die interessierten Staaten gegenüber den afrikanischen Eingeborenenrassen eine geschlossene Front zeigen müßten, da auch die geringste Ermutigung oder Duldung von Uebergriffen der Negerbevölkerung durch eine europäische Macht, wie erst die jüngsten Ereignisse gelehrt haben, einen unheilvollen Einfluß auf die allgemeine Stellung und das Ansehen der weißen Bevölkerung in ganz Afrika ausübt. (Berliner Morgenpost 1906, No. 120.)

Englische Kolonialpolitik in den Kolonien. Nach dem Berliner Tageblatt hielt D. Zimmermann in der Gesellschaft der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre einen Vortrag über das Eingeborenen-Problem in den Kolonien. Nach einem historischen Ueberblick über die Methoden der einzelnen Staaten bemerkte er in bezug auf England: Es hat dafür gesorgt, die Eingeborenen selbst zur Entwicklung ihres Landes zu erziehen, und der Erfolg hat bewiesen, wie recht sie daran taten. England hat erreicht, daß seine südwestafrikanischen Besitzungen blühen, ohne daß eine einzige europäische Pflanzung vorhanden ist. Von der Erhebung der Hüttensteuer ist wieder Abstand genommen worden, und ebenso hat man an der Goldküste ängstlich jede Verletzung der persönlichen Freiheit der Eingeborenen vermieden. Beim Landerwerb werden die Rechtstitel geprüft und dabei jeder Anspruch der Eingeborenen geachtet. Ferner haben die Engländer für eine den Leuten angepaßte Rechtsprechung gesorgt, indem nicht nur eingeborene Richter, sondern auch eingeborene Rechtsanwälte in den englischen Schulen ausgebildet werden. Der Vortragende zitierte hierbei auch zutreffende Aussprüche des leider zu früh verstorbenen Wißmann, wonach der Neger gerecht, streng und unparteiisch zu behandeln ist, man braucht dabei nicht jedem Schwarzen die brüderliche Hand zu schütteln. Die Hauptsache sei, daß Beamte in die Kolonialverwaltung gewählt werden, welche mit den Eingeborenen umzugehen verstehen. England zieht sich zu diesem Zweck seine Beamten in den Kolonien selbst heran und zwar aus Eingeborenen. Durch Bildung von Kreditgenossenschaften sind die Eingeborenen vor Ausbeutung zu schützen. Was das Studium der Eingeborenen, ihrer Sitten und Gebräuche betrifft, verwies Redner auf Frankreich, das in Algier zu diesem Zweck ein großes Institut geschaffen habe. In all diesen Punkten habe die deutsche Regierung große Unterlassungssünden zu verzeichnen. Auch sind weder die umfangreichen Schätze des Museums für Völkerkunde praktisch den kolonialen Zwecken dienstbar gemacht, noch auch das Orientalische Seminar hinreichend ausgenutzt worden. Endlich fehlt es fast gänzlich noch an der einschlägigen Literatur, von der selbst auf dem letzten Kolonialkongreß so gut wie nichts zu entdecken gewesen ist.

Der Einfluß des Krieges auf die Bevölkerung. Ein großer Krieg bedeutet die gewaltigste Erschütterung in dem Bestande und der Fortpflanzung der Bevölkerungen. Aber auch nach keinen andern Katastrophen steigt die Kurve wieder so schnell zu — wenigstens vorübergehend — ungeahnter Höhe hinauf. Nicht nur die Eheschließungen nehmen in den ersten Friedensjahren rapide zu, sondern die Geburtenziffer steigt in einer Weise, daß man sie durch die Zunahme der Eheschließungen allein nicht erklären kann, sondern an einen moralischen Einfluß und an eine wohltuende Aufrüttelung des ganzen Gefühlslebens denken muß. Andererseits ist ein Krieg über die Maßen teuer, nicht nur durch seine Kosten, sondern noch mehr durch das, was er versäumen läßt. Früher mag die Ausjätung der Landsknechte durch den Krieg stark zur Milderung der Sitten beigetragen haben. Im Zeitalter der Volksheere dagegen, in dem nur die Alten und Schwachen zu Hause bleiben, hat der Krieg einen kontraselektorischen Charakter, der allerdings auch nicht übertrieben werden darf, da innerhalb des Heeres doch auch wieder die relativ Schwächsten am ehesten den Kriegsstrapazen erliegen. Der Krieg ist jedenfalls ein „zweischneidiges" Mittel im Völkerleben (Ploetz), und für

Digitized by Google

die Wissenschaft ist es schwer, zu entscheiden, ob seine Vorteile größer sind oder seine Nachteile. Vielleicht heben sich beide Wirkungen auf, denn sowohl für Deutschland, das in der letzten Generation einen großen Krieg hinter sich hat, als für England, bei dem dies nicht der Fall ist, hat Hueppe aus den Aushebungsresultaten eine Zunahme der Körpergröße und Leistungsfähigkeit konstatieren zu können geglaubt, so daß er die Ansichten von der Entartung der Kulturmenschheit für „eitel Geflunker" erklärt hat. (Stabsarzt Dr. H. Schwiening, Krieg und Frieden. Sonderabdruck aus Weyls Handbuch der Hygiene. 76 S.) — A. K.-H.

Eine Sargstatistik als bevölkerungswissenschaftliches Material. In der Frankfurter Ztg. (1906, No. 130) steht eine Notiz, die für den Anthropologen von Interesse sein dürfte: In den Sammlungen der Emder „Kunst" befindet sich eine eigenartige Reliquie in Verwahrung: zwei lange, schwarze Bretter mit nichts als Zahlen, und diese Zahlen geben von 1665 bis 1868, also zwei Jahrhunderte lang, an, wieviel Särge in Emden Jahr um Jahr gebaut wurden. Es handelte sich dabei um ein eigenartiges, wahrscheinlich noch in die Klosterzeit (vor 1561) zurückgehendes Privileg, wonach in Emden Särge nur von dem sogenannten Gasthause des Klosters geliefert werden durften, bis dem die Einführung der Gewerbefreiheit ein Ende machte. Daß man über den Ursprung dieses seltsamen Monopols nichts weiß, liegt daran, daß die letzten Mönche des betreffenden, 1317 von Franziskanern gegründeten, später der Reihe nach auch noch von Minderbrüdern, Gaudenten und Observanten bewohnten Klosters bei dessen Auflösung (1561) alle ihre Bücher mit fortnahmen; ausgenommen waren allein die Schiffszimmerleute, die gar manchesmal weit draußen auf See eine „Dodekiste" zusammenschlagen und einen „Intholt legen" mußten, und die Juden. Den Anlaß zu jener merkwürdigen Statistik gab das große Sterben im Jahre 1665, in dem allein 5518 Särge (oder, wie es früher hieß, „Husholte") gebraucht wurden; die wenigsten (180) wurden 1851 benötigt. Der Name „Hushold", für den heutzutage in Ostfriesland meist Dodekiste oder Totenlade gesagt wird, geht darauf zurück, daß es hierzulande üblich war, und bisweilen jetzt noch ist, daß Bauern und Bürger auf ihren Böden eine Anzahl für einen Sarg zurecht geschnittene Eichenbretter liegen hatten. „Husholt" bedeutet also das Holz, das jeder bei sich zu Hause bereit hat. — Gelingt es auch, für diesen Zeitraum eine Reihe von Daten über den jeweiligen Bevölkerungszustand Emdens zu erhalten, so ließe sich daraus wohl ein interessantes Bild von der Entwicklung und Entfaltung der Emdner Einwohnerschaft gewinnen, wie wir es für einen so ausgedehnten Zeitraum noch von keinem städtischen Gemeinwesen besitzen. Aber selbst wenn dies nicht der Fall ist, dürfte die Mitteilung des dort gebotenen Zahlenmaterials nicht ohne wissenschaftlichen Wert sein. Es können daher die Besitzer dieser eigentümlichen „Urkunden" nicht nachdrücklich genug zu ihrer Publikation aufgefordert werden. — R. Wssrm.

Unterstützung kinderreicher Familien in Frankreich. Seit mehreren Jahrzehnten ist in Frankreich ein bedenklicher Stillstand bezw. Rückschritt der Bevölkerungsziffer festzustellen. Die hauptsächliche Ursache ist die künstliche Einschränkung der Kinderzahl. Soziologen und Politiker haben sich häufig mit diesem Problem beschäftigt und über Mittel zur Abhülfe nachgesonnen. Neuerdings hat der Senator E. Piot an alle Deputierten und Senatoren ein Rundschreiben gesandt, in welchem er auf die großen Gefahren hinweist, die dem Staate durch die Abnahme der Bevölkerung drohen. Er schlägt vor, daß kinderreiche aber unbemittelte Familien von seiten des Staates und der reichen Schichten der Gesellschaft Unterstützungen erhalten sollen. Ob diese Maßnahmen etwas nützen werden, ist sehr fraglich, denn bekanntlich haben die römischen Kaiser — ohne Erfolg — ähnliche Gesetze gegeben.

Friedrich des Großen Nachkommenschaft. In dem Artikel von Reibmayr „Das Aussterben der talentierten und genialen Familien im Mannesstamm" (Jahrgang IV, Heft 12 dieser Zeitschrift), der berechtigtes Aufsehen erregt hat, befindet sich ein kleiner Irrtum: Es heißt da, Friedrich der Große hätte Töchter gehabt. In Lorenz „Genealogischem Handbuch" wird er dagegen als kinderlos bezeichnet, und in der Kgl. Hausbibliothek zu Berlin stellte Herr Kurt Boetticher fest, daß Friedrich der Große weder lebende noch totgeborene Kinder gehabt hat. Mit seiner Gemahlin soll er nie eheliche Gemeinschaft gepflogen haben. Freilich darf man daraus nicht den Schluß auf perverse Anlagen ziehen, da die Gemahlin dem jungen Friedrich von seinem Vater aufgezwungen war, und er das Gelübde getan haben soll, sie niemals zu berühren. Falls aber die Auskunft der Kgl. Hausbibliothek auch für die außerehelichen Beziehungen Friedrichs zuverlässig ist, so würde dieses Faktum einen weiteren Beweis für die biologische Unfruchtbarkeit des Genies liefern. — A. K.-H.

Digitized by Google

Die Natur des Komponisten Schumann. Robert Schumann ist nicht an progressiver Paralyse (der sog. Gehirnerweichung) zugrunde gegangen, was man bei flüchtiger Beurteilung der Nachrichten von seiner Krankheit annehmen muß. Während die Paralyse sowohl einen schon kranken, als auch einen völlig gesunden Menschen befallen kann, ist Robert Schumann auf Grund ererbter Anlage geisteskrank geworden, ohne daß eine hinzutretende progressive Paralyse anzunehmen ist. Sein Vater, aus einer thüringischen Pastorenfamilie stammend, ein Buchhändler, der die von ihm verlegten Werke zum großen Teile selber schrieb, war nervös. Er hatte eine kräftige Nase, ein kräftiges Kinn und sehr angenehme Gesichtszüge. Die Mutter, aus einer thüringischen Arztfamilie stammend, war im höheren Alter schwärmerisch sentimental, cholerisch und absonderlich. Beide Eltern hatten kein besonderes musikalisches Talent; ebensowenig ist solches von Vorfahren überliefert. Die drei Brüder Roberts waren normal, starben aber frühzeitig. Die einzige Schwester starb offenbar an einer schweren Form von Dementia praecox. Roberts geniale Anlage wäre ein Rätsel, wenn man sie nicht als Zeichen anormaler Bildung, als kostbare Perle in der Muschel nicht-typisch gelagerter biologischer Determinanten ansehen könnte. Im Aeußeren ähnelte er dem Vater. Er war von stattlicher, fast großer Statur. Das (kurzsichtige) Auge war meist gesenkt, halb geschlossen, belebte sich aber für Näherstehende. Der feingeschnittene Mund war meist etwas vorgeschoben und wie zum Pfeifen zugespitzt. Die Wangen waren voll und meist lebhaft gefärbt. Ueber der stumpfen Nase erhob sich eine gewölbte Stirn, die an den Schläfen merklich in die Breite ging. Ueberhaupt hatte sein von dunkelbraunem und vollem Haar bedecktes Haupt etwas Derbes. Das reiche Seelenleben spiegelte sich in den meist mildernsten Zügen in keiner Weise ab. Er war sehr verschlossen, schweigsam und schwer zugänglich. Langes Stehen war ihm beschwerlich; er liebte es, leise auf den Zehen zu gehen. Bei gewaltsamen Klavierübungen im Jahre 1830 zog er sich eine Fingerlähmung zu; 1831 hatte er eine Cholera-Angst. Mit 23 Jahren (1833) zeigte sich die erste ernste Erkrankung, von der Schumann selbst wußte, daß es eine Geisteskrankheit war. Ihr Hauptsymptom war eine „sinnlose Angst", an die sich melancholische und hypochondrische Zustände anschlossen. Weitere Krankheitszeiten waren dann die Jahre 1842, 1844—45, 1847, 1852 und schließlich 1854—56. Die Zwischenperioden waren zum Teil durch krankhaft gesteigertes Wohlbefinden charakterisiert. Jede neue Erkrankung ließ Spuren zurück. Bald nach 1833 zeigte sich die Pfeifstellung der Lippen, der Zehengang, die anormale Schweigsamkeit, nach 1842 trat eine gewisse Geistesschwäche und Verfolgungswahn ein, 1844 begannen die Gehörstäuschungen, Schwindelanfälle, unmotivierte Launen. 1845—50 ist die Periode seiner größten schöpferischen Kraft; 1849 ist der Höhepunkt. Dann nimmt der Wert der Kompositionen ab. Nach 1850 wird zuerst die schleppende Sprache bemerkt. Er begeistert sich für das Tischrücken. Schließlich trat Verblödung ein. Die Diagnose auf Grund dieser literarischen Nachrichten lautet auf Dementia praecox, so unpassend dieser Name für die Krankheit auch scheint. Interessant ist, daß unabhängig von allen diesen literarischen Nachrichten M. Thumm-Kintzel nur auf Grund von Handschriftsproben aus verschiedenen Lebenszeiten Schumanns ebenfalls zu dem Resultat gekommen ist, daß es sich bei ihm um keine Paralyse, sondern um eine endogenetische Krankheit handelte. — Der Sektionsbefund ergab makroskopische Veränderungen im Gehirn, wie sie nach jeder langen Geisteskrankheit eintreten können; eine mikroskopische Untersuchung ist nicht erfolgt. Von den acht Kindern Robert Schumanns erreichten sechs das reife Alter. Von irgendwelchen syphilitischen Symptomen, die auf eine postsyphilitische Paralyse des Vaters hindeuten könnten, ist bei dieser zahlreichen Nachkommenschaft nichts bekannt. (P. J. Möbius. Ueber Robert Schumanns Krankheit. Broschüre im Verlag von C. Marhold, Halle 1906, 52 S.) — A. K.-H.

Schutzzoll gegen Waren bei Masseneimport von Menschen. Die Industrie wirft alle Menschensorten wahllos durcheinander und füllt Bochum mit Polen und Lothringen mit Italienern, und der Großgetreidebau holt sich Galizier, Tschechen, Ruthenen. Fast überall in Deutschland entsteht eine fremdsprachliche Unterbevölkerung, deren Sitten nicht unsere Sitten sind und deren geringe Lebensansprüche das Niveau des deutschen Arbeiters und Kleinbauern drücken. Fremde Juden, Armenier und Griechen kommen zu uns, Chinesen streichen in unsern Häfen unsere Schiffe an und Neger dienen in ihren Küchen. Es sind die Agrarier und die Herren vom Zentralverband der Industriellen, die zwar Zollgrenzen für Waren durchsetzen, aber Freiheit in der Einfuhr kulturell minderwertiger Menschen für sich verlangen. Dagegen würde der Freihandel einerseits die Viehzucht des

Digitized by Google

Kleinbauern gegenüber dem Getreidebau des Latifundienbesitzers und andererseits die Veredelungsindustrie gegenüber der Herstellung von Rohstoffen und Halbfabrikaten stärken. Aber weder der Kleinbauer noch der Qualitäts-Arbeiter brauchende Veredelungs-Fabrikant hat Verwendung für fremdsprachliches Proletariat. Der Schutzzoll auf Waren vermehrt also die Gefahr des freien Imports minderwertiger Rassenelemente, der Freihandel vermindert sie. (Friedrich Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Verlag der „Hilfe" 1906. S. 407—408.) — A. K.-H.

Ein Verein abstinenter Juristen des deutschen Sprachgebiets hat sich gebildet. In dem Aufruf hierzu heißt es u. a.: „Die auf dem Trinkzwange beruhenden Trinksitten des Universitätslebens, denen die Männer dieses Standes während ihrer Studienzeit fast ausnahmslos gehuldigt und die sie vielfach in ihr späteres Leben mit hinübergenommen haben, erzeugen durch das berechtigte soziale Ansehen ihrer Träger eine verderbliche Suggestion auf andere Kreise und verhindern viele, das Wesen der Alkoholgefahr richtig zu würdigen. Und unter den Trägern der akademischen Trinksitten stehen wir Juristen allen andern voran. Wer unser Universitätsleben kennt, weiß das. Darum ist es an der Zeit, daß auch wir Juristen als solche beginnen, diese Schuld zu sühnen, soweit es möglich ist." Beitrittserklärungen können an den Schriftführer Landrichter Dr. H. M. Popert, Hamburg, Agnes-Straße 23, gerichtet werden. Seit der Gründung hat sich die Mitgliederzahl nahezu verdoppelt.

Bücherbesprechungen.

Prof. Johannes Walther, Vorschule der Geologie. Eine gemeinverständliche Einführung und Anleitung zu Beobachtungen in der Heimat. Zweite ergänzte Auflage. Jena 1906. Gustav Fischer. 230 S.

Die Geologie grenzt in mehrfacher Hinsicht an die Anthropologie. Auch wer sich zunächst nur für die Rassenprobleme der Gegenwart interessiert, wird, sofern nur überhaupt der Trieb in ihm liegt, die Menschheitsgeschichte von einheitlichen Gesichtspunkten aus zu verstehen, immer wieder auf die Urzeit, auf die Entwicklung des Urmenschen während und nach der Eiszeitperiode gelenkt. Nun gehört aber ein gewisses Maß geologischer Kenntnisse dazu, um auch nur Forschungen anderer auf prähistorisch-anthropologischem Gebiete zu verstehen. Tagtäglich aber können an irgend einem Orte bei irgendwelchen Erdarbeiten prähistorische Funde zutage treten. Diese haben jedoch für die Wissenschaft nur dann vollen Wert, wenn an Ort und Stelle ein auch geologisch geschulter Forscher eine genaue Beschreibung der Lage aufnimmt. Das ist der eine Berührungspunkt zwischen Geologie und Anthropologie.

Sodann aber ist die Geologie zusammen mit der Geographie, mit der sie ein untrennbares Ganze bildet, die eigentliche Schwesterwissenschaft der Anthropologie. Zwiefach nämlich ist der Mensch in seiner Geschichte von der Natur abhängig, durch äußere und innere Faktoren, durch den Boden, auf dem er lebt, und durch die Rasse, die in ihm lebt. Ganz ähnliche Fäden also, wie von der Anthropologie spinnen sich auch von der geologisch-geographischen Wissenschaft zu der Geschichtswissenschaft. Viel enger, als das große Publikum es weiß, hängt Landwirtschaft, Industrie und Verkehr, hängen die Staatsfinanzen, die Bau- und Bildwerke, die Ernährung und damit vielfach auch die Stimmung und Energie eines Volkes von der Natur seines Bodens ab. Deshalb gehört etwas Geologie einfach mit zur allgemeinen Bildung.

Das vorliegende Werkchen vermittelt diese allgemeine geologische Bildung in der glücklichsten Weise. Die klare Darstellungsart wird durch übersichtliche Abbildungen noch unterstützt. Den wissenschaftlichen Enthusiasmus freilich, der überall zwischen den Zeilen liegt, wird nur der ganz herauslesen können, der einmal eine geologische Exkursion des Verfassers mitgemacht und ihn in der engsten Berührung mit der Natur selbst gesehen hat. Dr. J. R. Eichmann.

Digitized by Google

Dr. Walter Abelsdorf, Die Wehrfähigkeit zweier Generationen mit Rücksicht auf Herkunft und Beruf. Berlin 1905, Druck und Verlag von Georg Reimer.

Bei dem jährlichen Ersatzgeschäft der letzten Jahrzehnte und den damit in Berührung stehenden Militärstatistiken hat es sich herausgestellt, daß die Diensttauglichkeit der heutigen Generation eine relative Verminderung erfahren hat gegenüber den Ergebnissen aus der Zeit der letzten großen Kriege. Da in den gleichen Zeitraum der enorme Umschwung in dem national-ökonomischen Charakter Deutschlands, die rasche Entwicklung zu einem Industriestaat fällt, so lag es auf der Hand, das Sinken der Militärtauglichkeit und das Emporwachsen des Industrie- und damit des Städtelebens in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Um so bedenklicher wurde diese Erscheinung, als das Wachstum der deutschen Industrie und der Städte noch nicht beendigt ist, und die Gefahr besteht, daß aus der relativen Verminderung der Wehrfähigkeit des Reiches eine absolute werden könnte. Kann der erwähnte Kausalnexus erwiesen werden, dann müssen unbedingt Maßnahmen getroffen werden, die gewissermaßen eine Versöhnung bedeuten zwischen der Stadt als dem Repräsentanten der sinkenden und dem Land als dem der gleichbleibenden Militärtauglichkeit. — Der Verfasser der Broschüre macht sich nun an den statistischen Beweis dieser Erscheinung und erbringt ihn an der Hand genauer Ermittelungen über Herkunft, Beruf, Wohnort, Lebensweise der beiden Generationen, deren Wehrfähigkeit den Gegenstand der Untersuchung bildet. Die Untersuchungen sind mit großer Gewissenhaftigkeit gemacht, der Verfasser hat selbst nach etwaigen Fehlerquellen gesucht, sie nach Möglichkeit eliminiert, so daß die ganze Statistik an Zuverlässigkeit das leistet, was man überhaupt von einer Statistik verlangen kann. Auf die Einzelheiten der Untersuchungen verzichtend, stellen wir die äußerst wichtigen Ergebnisse der Arbeit zusammen. Die größere Militärtauglichkeit der ländlichen Bewohner hängt sehr viel weniger von dem Berufe ab als vielmehr von dem Wohnorte des Arbeitenden. Und das ist das fundamental Wichtige bei der ganzen Untersuchung. Denn bei gleichbleibend aufsteigender Entwicklung der deutschen Industrie braucht gleichwohl die relative Wehrfähigkeit des Reiches nicht zu sinken, wenn es gelingt, die Industrie auf das Land hinaus zu verlegen. Diese Art, das in der Broschüre behandelte national-ökonomische Problem zu lösen, wird vom Verfasser gefordert, es kann gelöst werden durch den Ausbau der Kleinbahnen, die die neuzugründenden, verstreuten industriellen Werke an die Hauptverkehrsadern anschließen und mit der Stadt verbinden. Die Verlegung der Industrie nach den Vororten genügt nicht, da ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte einiger großer Industriezentren — Essen-Gelsenkirchen, Hamburg-Altona, Mannheim, Magdeburg u. a. — zeigt, wie Vorstädte selbst wieder zu bedenklich großen Wirtschaftszentren werden, die natürlich ebenfalls wieder ein Milieu liefern, das auf die Wehrfähigkeit der Arbeiterbevölkerung ungünstig wirkt. — Uebrigens ist zu bemerken, daß die absolute Wehrfähigkeit des Reiches infolge seiner Bevölkerungszunahme bis jetzt nicht gesunken ist (Brentano), womit aber nicht bewiesen ist, daß sie nicht einmal sinken werde, nämlich dann, wenn die Bevölkerung nicht mehr wachsen kann, oder wenn das relative Sinken der Wehrfähigkeit zu groß wird, als daß es noch durch die absolute Bevölkerungszunahme kompensiert werden könnte. Dr. Dannenberger.

Ulrich Wendt, Die Technik als Kulturmacht in sozialer und geistiger Beziehung. Eine Studie. Berlin 1906, Georg Reimer. 322 S. Preis brosch. 7 Mk.

Das Buch ist aus einer Geschichtsauffassung heraus geboren, die ihre prägnanteste Färbung in dem — übrigens nicht zitierten — Worte des Physiologen Du Bois Reymonds gefunden hat, nach dem das Altertum an dem Mangel an Technik zugrunde gegangen sei. Mit Recht begreift Wendt auch die landwirtschaftlichen Arbeiten, wie füttern, säen und ernten, auch die häuslichen Verrichtungen, wie kochen, fegen und waschen, sich ankleiden, das Essen schneiden usw. unter dem Begriff der Technik. Er stellt drei „Gesetze" auf: 1. Durch die Technik wird die menschliche Arbeitskraft fortschreitend vergeistigt. 2. Der steigende Geis erkämpft sich im Staate die persönliche und die politische Freiheit. 3. Der befreite Mensch vertieft das seelische Leben und veredelt die Kultur; nicht Moralvorschriften bessern den Menschen, sondern die langsame, arbeitsvolle Entwicklung an der Hand der Technik.

Digitized by Google

Der (übrigens bei Marx und Engels selbst nicht ganz rein auftretende) Hauptsatz des „historischen Materialismus", daß sich die geistigen Kulturfortschritte, also auch die technischen Erfindungen immer dann einstellen, wenn die sozialökonomischen Verhältnisse es erlauben und verlangen, kehren Du Bois Reymond und Wendt um und sagen, daß sich die sozialökonomischen Verhältnisse immer dann ändern, wenn die technischen Erfindungen es erlauben. Also nicht soll es heißen: „Die Alten haben keine weiteren arbeitsparenden Erfindungen gemacht, weil sie solcher im Besitz der Sklaven nicht bedurften", sondern: „Die Alten konnten die Sklaven nicht entbehren, weil sie keine arbeitsparenden Erfindungen machten." Nach meiner Ueberzeugung schließen sich diese beiden Anschauungen gar nicht aus, denn die Kultur bewegt sich anscheinend in einem inneren Kreislauf: Theoretisches Nachdenken über Erfahrungen, also wissenschaftliches Denken, schafft technische Erfindungen. Diese (in Gemeinschaft mit den militärischen Eroberungen) revolutionieren das ganze soziale Leben. Dieses aber wirkt in mannigfaltiger Weise auf das geistige Leben ein und damit auch auf die Wissenschaft, die, indem sie sich der Technik zuwendet, den Kreislauf vollendet.

Wendt untersucht nun in einer Reihe zwar skizzenhafter, aber sehr tatsachenreicher, anschaulicher und übersichtlicher Kapitel die Griechen, die Römer, die Altdeutschen, die Neuere Zeit und das 19. Jahrhundert. In jedem einzelnen Kapitel — mit Recht wird ein Schema angewandt — schildert er zuerst die Technik selbst und die menschliche Arbeitskraft, dann die steigende Vergeistigung (Erstes Gesetz), dann den Freiheitsprozeß in der Stadt und auf dem Lande (Zweites Gesetz), dann die veredelnden Einflüsse auf die Erziehung und Wissenschaft, das Recht, die Kunst, die Religion und die Sittlichkeit (Drittes Gesetz). Gegenüber den sentimentalen Phrasen, daß die Maschinentätigkeit den Arbeiter gemütsleer und dumm mache, zeigt Wendt, daß dergleichen nur in der Uebergangszeit vorkommen kann, wo unvollkommene Maschinen noch viel geistlose Bedienung erforderten. Eine vollkommene Maschine aber, die sich selbst bedient bis zu dem Grade, bei dem der menschliche Geist absolut nicht mehr entbehrt werden kann, entfaltet diesen gerade in einer Weise, wie es bei maschinenloser Muskelarbeit niemals möglich wäre. Dem Freiwerden des Geistes aber muß das Freiwerden der Person folgen. Die Einführung des Prinzips der freien Persönlichkeit in die Politik durch Schaffung des allgemeingleichen Wahlrechts ist der wichtigste Erfolg des 19. Jahrhunderts.

Dr. A. Koch-Hesse.

E. von Zernicki-Szeliga, Geschichte des polnischen Adels. Hamburg 1905, Verlag von Henri Grand.

Die große Bedeutung, welche der Adel in der Geschichte Polens gehabt hat, macht es zu einem wissenschaftlich wertvollen Unternehmen, die Geschichte und den Ursprung dieses Standes genauer zu untersuchen. Zernicki-Szeliga unternimmt diesen Versuch, der manches aufklärende Licht in die älteste Geschichte des Polenreiches wirft. Die Anfänge des polnischen Adels verlieren sich im Dunkel der Völkerwanderung. Aus dem oberen Weichselgebiet zog um das Jahr 500 n. Chr. ein Volksstamm unter der Führung zweier Fürstenbrüder Czech und Lech. Czech ließ sich mit seinen Scharen im heutigen Böhmen nieder, während Lech in die Gegend des heutigen Polen zog. Diese war von dem slawischen Volksstamm der Polanen besetzt, die die Lechiten aufnahmen und ihnen Ländereien überließen. Beide Volksstämme vereinigten sich zu einer Nation. Zum Fürsten wurde Lech bestimmt. Polanen und Lechiten waren gleichberechtigt, doch stand den letzteren allein der Waffendienst zu. Dieser führte zu allerhand Vorrechten und bildete den Ausgangspunkt des polnischen Uradels. Auf die weitere Geschichte dieses Adels, das spätere Auftreten des Burgadels, die Polonisierung zahlreicher deutscher Adelsfamilien kann hier nur hingewiesen werden. In einem Anhang wird die Liste des 1772 dem König von Preußen huldigenden polnischen Adels in Westpreußen veröffentlicht. Manche Auffassungen des Autors werden bei anderen Gelehrten Widerspruch hervorrufen. Leider gibt er auch keinerlei literarische Quellen an, wodurch der Wert seiner Untersuchungen nicht wenig beeinträchtigt wird.

Dr. Ludwig Woltmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 5. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Anhänger und Gegner der Rassetheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

I.

Es ist ein seltsamer Zustand der modernen Anthropologie, daß sie über die fremden Rassen viel eingehender unterrichtet, als über die Menschenrassen Europas. Hier hatte das Vorurteil der „kaukasischen Rasse", die eine einheitliche Menschengruppe sein sollte, alle tiefergehenden Unterscheidungen von vorneherein abgelehnt, obgleich schon Linné, Pruner-Bey, Klemm, Gobineau und später Huxley mehr oder minder deutlich zwei oder drei Rassetypen in der gegenwärtigen europäischen Bevölkerung unterschieden.

Durch die Untersuchungen von Collignon und Lapouge in Frankreich, Kollmann, Ammon und Wilser in Deutschland, Fürst und Retzius in Schweden ist die Lehre von den europäischen Rassen in immer deutlicheres Licht gerückt worden. Den Arbeiten dieser Forscher schließt sich nun eine allerneueste an, „Beiträge zur europäischen Rassenkunde (Berlin 1906, Verlag der Archiv-Gesellschaft), deren Verfasser, Dr. C. Röse, der verdienstvolle Leiter der Zentralstelle für Zahnhygiene in Dresden, sich schon früher durch bedeutungsvolle Untersuchungen über die Zahnentartung rühmlichst bekannt gemacht hat. Röse schließt sich der jetzt fast allgemein üblichen Einteilung der europäischen Bevölkerung in drei Hauptgruppen an: 1. Nordische Rasse (langköpfig, großköpfig, groß von Gestalt, blauäugig, blond, hellhäutig); 2. Kurzköpfige Rasse, auch alpine, turanische, sarmatische Rasse genannt (kurzköpfig, von kleiner oder mittlerer Körpergröße); 3. Mittelländische Rasse (langköpfig, kleinköpfig, von geringer Körpergröße, braunäugig, dunkelhaarig, mit gelblicher oder bräunlicher Hautfarbe). Röse beschäftigt sich hauptsächlich mit der Anthropologie von Mittel- und Nordeuropa, für welche Regionen die dritte Gruppe, die hauptsächlich im Süden Europas wohnt, kaum in Betracht kommt. Im speziellen sind es nun folgende Probleme, die in bezug auf die mittel- und nordeuropäischen Rassen aufgeworfen werden: Kopf- und Gesichtsform in verschiedenen Lebensaltern, Kopf- und Gesichtsmaße beim männlichen und weiblichen Geschlecht, anthropologische Körpermerkmale und gesellschaftliche Auslese, die Rasseneigenschaften der

Digitized by Google

Bevölkerung in verschiedenen Gegenden von Mittel- und Nordeuropa, der Einfluß der Gesichtsform auf die Häufigkeit der Zahnverderbnis.

Ueber Altersveränderungen in der Kopf- und Gesichtsform gibt es bisher nur wenige Untersuchungen. An einem umfangreichen Material hat Röse festgestellt, daß im Alter von 7—13 Jahren durchschnittlich der Kopf um 0,9 Indexgrade länger und das Gesicht um 3,4 Indexgrade höher wird. Daß nach dem 13. Lebensjahre der Kopf noch mehr in die Länge wächst, macht Röse wahrscheinlich durch den Vergleich von 10jährigen Knaben und 19jährigen Jünglingen, deren Köpfe im Verlaufe von 9 Jahren 1,2 Indexgrade länger geworden sind.

Sehr wichtig sind die Feststellungen über Kopf- und Gesichtsmaße beim männlichen und weiblichen Geschlechte, da die Frage nach solchen sekundären Geschlechtsunterschieden nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine hervorragend praktische Bedeutung haben. Die Untersuchungen bei Schulkindern hatten fast ausnahmslos das Ergebnis, daß die absoluten Kopf- und Gesichtsmaße bei den Knaben größer sind als bei den Mädchen, während der durchschnittliche Kopfindex bei beiden gleich groß ist. Anders verhält sich der Gesichtsindex; denn die Mädchen sind durchschnittlich um einen Indexgrad breitgesichtiger als die Knaben. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß die Köpfe und Gesichter der Knaben in allen Lebensjahren größer sind als bei den Mädchen, obwohl die letzteren durchschnittlich vom 9. Lebensjahr ab die Knaben an Körpergröße und Körpergewicht übertreffen. „Ebenso wie das Gesicht, so ist auch der Kopf und das Gehirn der Frau auf einer mehr kindlichen Entwicklungsstufe stehen geblieben. — Da die Frau im Dienste der Fortpflanzung größere Aufgaben zu erfüllen hat als der Mann, so kann sich die Natur nicht auch noch den überflüssigen Luxus erlauben, dem Weibe gleich große Körper- und Geisteskräfte zu verleihen. Gewiß gibt es Tausende von Frauen, die an geistiger Leistungsfähigkeit ebenso vielen Tausenden wie einzelnen Männern überlegen sind. Aber das sind Ausleseerscheinungen. Im Durchschnitt ist der Mann dem Weibe an geistigen und körperlichen Kräften überlegen.“ Die Frau hat die Aufgabe, die in ihr schlummernden Kräfte, die aber nicht zur vollen Ausbildung kommen können, auf den Sohn zu übertragen, bei dem sie sich dann erst zur höchsten Vollendung entfalten.

Wie die verschiedenen Aufgaben von Mann und Weib in der Gesellschaft und Kultur von ihrer verschiedenen psycho-physischen Organisation bedingt sind, so spielen auch die einzelnen Rassen in der Geschichte eine ungleich bedeutende Rolle. Die überlegene Geistesfähigkeit der weißen, d. h. der nordischen Rasse, führt Röse auf ihren Pigmentmangel zurück, der durch die zunehmende Entwicklung des Gehirnes verursacht wird. Er sieht darin ein allgemeines Gesetz des physiologischen Haushaltes in der Natur. Wie das Haarkleid des Affen sich lichtete, um zur Vergrößerung des Gehirns zu dienen, so mußte die Pigmentbildung in Haut, Haar und Regenbogenhaut gespart werden, als sich aus einer kleinen, brünetten Rasse die großköpfige weiße Rasse bildete.

Was den Zusammenhang von Anthropologie und natürlicher Auslese betrifft, so werden durch Röse die Untersuchungen von

Digitized by Google

Ammon und Lapouge zum Teil bestätigt, zum Teil modifiziert oder anders ausgedeutet. Die größere Langköpfigkeit der Vollstädter wird auch von Röse festgestellt, aber weniger als Ausleseerscheinung aufgefaßt als vielmehr dahin gedeutet, daß die Städter von frühester Kindheit an ihr Gehirn mehr anstrengen müssen als die auf dem Lande aufgewachsenen Leute. Andernfalls haben die Vollstädter die kleinsten und die Landgeborenen die größten Köpfe, während die Halbstädter zwischen beiden in der Mitte stehen.

Außer der Einwanderung in die Städte kann die Schule als ein Auslesemechanismus betrachtet werden. Kinder mit guten Zensuren haben bedeutend größere und Kinder mit schlechteren Zensuren erheblich kleinere Köpfe. Abiturienten mit den besten Zensuren haben auch die größten Köpfe, obwohl sie durchschnittlich am jüngsten sind. Zwischen Kopfform und Zensur bestehen keine so innigen Beziehungen wie zwischen Kopfgröße und Zensur. Doch kommt Röse zu der auch von Muffang vertretenen Ansicht, daß die Langköpfe die durchschnittlich befähigsten sind, wenn sie auch nicht die besten Zensuren in den Leistungen haben. Der Mechanismus der Schule vollzieht sich ja vorwiegend auf Grund der einseitigen Leistungen im Fleiß; dazu kommt, daß der blonde Langkopf eine langsamere physische Entwicklung in der Jugend durchmacht und Zeiten hat, wo er nicht weiß, „wo er seine Knochen lassen soll".

Viel energischer wirkt als gesellschaftliche Auslese die Berufs- und Standesgliederung, und da fand Röse folgende merkwürdige Zusammenhänge. Offiziere, Einjährig-Freiwillige und Unteroffiziere waren großköpfiger als die Soldaten, die Bauernsöhne hatten größere Köpfe als die Landarbeiter, Professoren aber bedeutend größere Köpfe als Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Die Professoren hatten auch viel längere Köpfe. Unter den ordentlichen Professoren hatten 28,6 pCt., unter den Heerespflichtigen aber nur 1,1 pCt. eine Kopflänge von 20 cm und darüber. Ueberhaupt gibt es eine Beziehung von Kopfform und gesellschaftlicher Lage, indem in den jeweilig höheren Positionen die Langköpfigkeit häufiger ist. Röse faßt die Beziehungen von Anthropologie und Auslese dahin zusammen: 1. Geistig hervorragende Männer zeichnen sich im allgemeinen auch durch eine höhere Körperlänge aus, die das Durchschnittsmaß der gesamten Bevölkerung übersteigt; sie haben außerdem eine etwas längere Kopfform und eine bedeutendere Kopfgröße als die gleichgroße Durchschnittsbevölkerung. 2. Der nordische Rassenbestandteil des deutschen Volkes ist der Hauptträger seiner geistigen Kraft. 3. Die oberen Bevölkerungsschichten haben mehr nordisches Blut in ihren Adern als der Durchschnitt der gesamten deutschen Bevölkerung.

Zum Schluß behandelt Röse das Entartungsproblem. Auch hier verdanken wir ihm wertvolle Aufschlüsse, namentlich über den Einfluß der Rachitis auf die knöcheren Rassenmerkmale. Anderseits stellt er auch Beziehungen zwischen der Gesichtsform und der Häufigkeit der Zahnverderbnis fest. Danach haben schmalgesichtige Menschen durchschnittlich schlechtere Zähne, auch dann, wenn die Zähne ohne jede Unregelmäßigkeit in wohlgeordneter Reihe stehen; und zwar haben die längsten Gesichter beinahe doppelt so viele schlechte Zähne wie die breitesten. Röse unterscheidet von dem normalen Langgesicht

Digitized by Google

ein auf Entartung beruhendes, das namentlich die Entstehung der Zahnverderbnis begünstigen soll. Es zeichnet sich durch schwache Kaumuskeln, spitzes Kinn und mehr oder weniger dreieckige Form aus.

Zu bedauern ist, daß Röse die Pigmentverhältnisse nicht untersuchen konnte. Dann würden manche soziale Beziehungen zwischen der nordischen und alpinen Rasse deutlicher zutage getreten sein; denn um den Anteil einer Rasse an der Zusammensetzung eines Individuums oder einer Gruppe festzustellen, genügen die Schädel- und Gesichtsmaße nicht. Auch kann ich dem Autor nicht in seiner Auffassung beipflichten, daß das Gehirnwachstum gegenüber der Schädelform allmächtig sei. Ich glaube, in den meisten Fällen müssen sich beide einander anpassen, und mir sind anderseits Fälle bekannt, wo bei der Mischung elterlicher Eigenschaften ein kurzes Gehirn in einen langen Schädel und ein langes Gehirn in einen kurzen Schädel geriet.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken: Röse hält Goethe und Wagner für echte Langschädel; nach meiner Kenntnis des ikonographischen Materials war Goethes Schädel zwar lang, aber auch breit (eurydolichocephal). Ebenso hatte Wagner einen langen, aber sehr breiten Schädel von pathologischer Bildung, ähnlich wie Michelangelo. Luther war wohl dolichocephal, aber einen „Vollblutgermanen" möchte ich ihn doch nicht nennen.

Röses Untersuchungen sind ein sehr wichtiger Beitrag zur Rassenlehre und zur Anthropo-Soziologie; sie bestätigen zahlreiche der bisherigen Forschungen, zeigen aber anderseits, wie notwendig solche Untersuchungen in viel größerem Maßstabe angestellt werden müssen, um einwandfreie, allgemeingültige Sätze aufstellen zu können. Es ist beschämend für den offiziellen Betrieb der Wissenschaft, daß ein Privatgelehrter auf eigene Kosten solche mühsamen Untersuchungen unternimmt, die von der größten Wichtigkeit für Theorie und Praxis sind. Es ist die höchste Zeit, daß auf unseren Universitäten selbständige Lehrstühle für Anthropologie eingerichtet werden, und zwar für Forscher, die nicht nur die Anatomie gelernt haben, sondern auch die historischen und sozialen Probleme in der Anthropologie beherrschen. Bisher ist diese Wissenschaft meist nur von Medizinern im Nebenamte betrieben worden, und man muß sich wundern, daß trotz dieser Beschränkung die Anthropologie noch so große Fortschritte gemacht hat. Für Steine, Pflanzen, Tiere gibt es in Deutschland gut dotierte Lehrstühle, aber nicht für die Biologie und Anthropologie des Menschen und seiner Kulturgeschichte. Hier muß bald ein Wandel geschaffen werden.

II.

Die Rassetheorie findet in den Kreisen der Historiker, Soziologen und Nationalökonomen nur geringe Zustimmung. Man kann sich darüber nicht wundern, denn die Geschichte der Wissenschaft läßt immer wieder die psychologische Erfahrung hervortreten, daß neue Ideen gegenüber den traditionellen Auffassungen nur schwer aufkommen können. Aber während man die Rassetheorie bisher meist einfach ignorierte, fängt man nun an, sich mit ihr auseinanderzusetzen, wenn auch nur zu dem Zweck, sie als absurd hinzustellen und von oben herab abzulehnen.

Digitized by Google

Zu diesen Gegnern ex cathedra gehört Dr. E. Müller, dessen Aufsatz „Ueber Nationalcharakter und nationale Anlagen“ (Preußische Jahrbücher 1905, 2) schon von Professor Kraitschek in seiner ganzen Armseligkeit beleuchtet worden ist. Der Grundirrtum des Autors ist, daß er die Begriffe Rasse und Volk, Begabungs- und Kulturstufe der Rassen kunterbunt durcheinander wirft. Ueberdies verrät sein Aufsatz auf jeder Seite, daß er mit der physischen Anthropologie absolut nicht vertraut ist, und daß er von der speziellen Literatur der historischen und sozialen Anthropologie keinerlei Ahnung besitzt. Gewiß kann man fast alles unterschreiben, was Müller gegen die „vulgäre Völkerpsychologie“ vorbringt; aber es ist ungerecht, diese den Rassetheoretikern anzuhängen, vielmehr sollte er die Historiker und Psychologen für den kläglichen Zustand dieser so wichtigen Disziplin verantwortlich machen. Gerade die von ihm getadelten Gobineau und Chamberlain haben zuerst den Versuch gemacht, den Nationalcharakter der Völker von ihrer Rassenzusammensetzung aus zu erforschen, und das scheint mir auch der einzige Weg zu sein, in diesen dunklen Fragen Licht zu schaffen.

Von dem Einfluß der germanischen Rasse auf die Kultur der romanischen Völker denkt Müller sehr geringschätzend. Er schreibt: „In Wahrheit waren die Germanen, die in den römischen Provinzen sich niederließen, ganz unbedeutende Haufen, die unter den Millionen von Romanen völlig verschwanden.“ (!) Bei den Scharen des Odoaker und den Goten des Alarich und Theoderich soll es sich „überhaupt nicht um Stämme, sondern um unbedeutende Splitter von solchen oder gar um bloße barbarische Heeresabteilungen in römischen Diensten“ handeln. „Der bei weitem größte Teil Galliens ist von germanischen Elementen so gut wie frei geblieben, denn die paar tausend Burgunden und Westgoten zählen nicht.“ (!) — Man traut seinen Augen nicht, wenn man so grundfalsches Zeug liest. Daß die italienische Renaissance den Germanen ihre Entstehung verdankt, ist nun sattsam erörtert worden. Aber Herr Müller wird noch sein blaues Wunder erleben, wenn im Laufe dieses Jahres meine Arbeit über „Die Germanen in Frankreich“ erscheinen wird, die den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs darlegt. Darin wird gezeigt werden, daß nicht nur der Adel Frankreichs tatsächlich germanischen Ursprungs ist, daß die Burgunden und Westgoten die Träger der Troubadour-Poesie gewesen sind, sondern auch, daß die meisten französischen Genies als Nachkommen der Franken, Burgunden, Goten und Normannen betrachtet werden müssen.

Soweit meine Studien reichen, gilt dasselbe für Spanien. Daß der spanische Staat eine Schöpfung der Goten und Sueven ist, geben selbst die Historiker zu. Aber daß Spanien auch dem germanischen Blute seine größten Genies verdankt, ist nicht zu bezweifeln. Cervantes und Camões hatten blonde Haare, blaue Augen und einen weißen Teint, der durch ein rosiges Rot belebt wurde, während Velasquez jenen großgewachsenen dunkelhaarigen Mischtypus hatte, wie wir ihn von der Gestalt Goethes her gewohnt sind. Alle drei entstammten altspanischen Adelsgeschlechtern, deren gotische bezw. suevische Herkunft sehr wahrscheinlich ist, und Velasquez führte seine Familie sogar bis auf die alten Könige von Leon zurück. Von Murillo

Digitized by Google

habe ich bisher mit Sicherheit nur feststellen können, daß er eine hohe Gestalt und blonden Bart hatte. Spaniens größter Königin, Isabella von Castilien, werden vom Biographen heller Teint und blaue Augen zuerteilt. Velasquez, der Familienname der Mutter des Malers, entspricht dem gm. Velahisco; Camões' Familienname Vaz ist gm. Vazzo, dsch. Watz; Murillo ist gm. Morilo, dsch. Morell, Mörl.

Nach alledem mutet es fast kindisch an, wenn der ignorante Hüter deutscher Wissenschaft im Tone schulmeisterlicher Ueberhebung schreibt: „Hiernach mag man ermessen, wieviel von der Meinung zu halten ist, alles Gesunde, alles Große sei den Südeuropäern von den Germanen gekommen; eine Meinung, die heute unleugbar sich einer gewissen Modebeliebtheit erfreut und die, wenn nicht energisch dagegen Front gemacht wird, uns leicht in den Augen des Auslandes lächerlich machen könnte." — Die „Modetheorie" beruht indes auf unwiderleglichen Tatsachen, und es kann heute nicht mehr bestritten werden, daß die romanischen Völker, wenn nicht alles, so doch das meiste an gesunder und großer Kraft den Germanen verdanken. Und dies ist das unzweifelhafte Ergebnis aller bisherigen Erörterungen: Nach dem Verfall des römischen Reiches und der Germanisierung Europas sind die Germanen die Träger der politischen und geistigen Kultur geworden, auch in den romanischen und teilweise in den slawischen Ländern. Warum sie aber in den einzelnen Regionen eine inhaltlich und zeitlich verschieden ablaufende Geschichte durchgemacht haben, ist in den besonderen Bedingungen der historischen Entwicklung, in Milieu und Tradition begründet.

Im übrigen mag sich Herr Müller seine Sorge ersparen, als wenn durch die germanische Rassetheorie die deutsche Wissenschaft im Ausland lächerlich gemacht würde. In Italien habe ich vielfach Verständnis für diese Theorie gefunden, mehr aber noch in Frankreich, wo man die germanische Einwanderung nie vergessen hat. Nur so ein Deutscher kann das nicht begreifen!

Eine Reihe sonstiger Einwände, die Müller gegen die Rassetheorie vorbringt, habe ich schon bei anderer Gelegenheit zurückgewiesen, so in dem Aufsatz über die Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie und über die physiologischen Ursachen der geistigen Minderwertigkeit der Negerrasse. —

Nach dem Historiker der Nationalökonom! — Professor Eulenburg hat in einer größeren Besprechung meines Renaissance-Werkes (Deutsche Literaturzeitung 1906, 3) meine Untersuchungen als recht luftig hinzustellen gesucht und er schließt mit dem apodiktischen Satz: „Die Germanen als solche haben die Renaissance nicht geschaffen!" Die Leser werden begierig sein zu erfahren, wie er diesen Gegenbeweis zustande bringt. Erstens werde ich darüber belehrt, daß die „Renaissance" nicht losgelöst von der materiellen und politischen Kultur betrachtet werden könne. Gewiß, aber meine besondere Aufgabe war, den Einfluß der Germanen und die Herkunft der italienischen Genies festzustellen, und von dieser besonderen Absicht des Autors aus muß billigerweise die Untersuchung beurteilt werden.

Ein zweiter „prinzipieller" Einwand soll sein: wenn die Germanen die italienische Renaissance geschaffen, dann müßte doch im eigentlichen Deutschland die höchste Kulturblüte gewesen sein. Dergleichen

Digitized by Google

Einwände habe ich schon früher in meinem Aufsatz über die Bedeutung des Milieus für die Rassenentfaltung gebührend zurückgewiesen. Uebrigens hat Deutschland ebenso viele und ebenso bedeutende Genies hervorgebracht wie Italien, und die deutsche Kultur ist der italienischen gegenüber keineswegs minderwertig, in mancher Hinsicht, wie in Philosophie, Wissenschaft und Musik, weit überlegen.

Dann muß ich wieder hören, daß aus dem Namen nicht auf die Abstammung geschlossen werden kann. Wo in aller Welt habe ich das getan? Meine Arbeit wäre sehr leicht gewesen, wenn ich in dieser naiven Weise hätte vorgehen wollen. Aber Eulenburg schreibt mit überlegener Miene: „Auch dieses Argument aus dem germanischen Namen erscheint sonach völlig erschüttert." Dazu kommt, fährt er fort, daß ein großer Teil der Namen nur mit großer Gewalt auf ihren germanischen Ursprung zurückgeführt werden kann. Als Beispiel nimmt er den Namen Raffael Santi. Die „nächstliegende" Ableitung soll aus dem lateinischen sanctus sein. Es gehört aber nur geringe Erfahrung in der romanischen Philologie dazu, diese Ableitung als unmöglich zu erkennen. Sanctus kann wohl zu einem Santo, aber nie und nimmer zu einem Sante werden. Hätte aber der Kritiker nur einmal seine Nase in ein altdeutsches Namenbuch gesteckt, dann würde er auf eine solche „naheliegende" Vermutung gar nicht kommen. An der Tatsache kann nun Eulenburg nichts ändern, daß fast alle großen Genies Italiens germanische Namen haben: Giotto (Jotte), Alighieri (Aigler), Ghiberti (Wilbert), Bardi (Barth), Masaccio Guidi (Wiede), Vinci (Winke), Santi (Sandt), Vecellio (Wetzell), Bruno (Braun), Tasso (Dasse), Buonarotti (Bohnrodt), ferner von den neueren: Alfieri, Leopardi, Manzoni, Galvani, Verdi, Donizetti, Rossini usw.

Die rosig-weiße Haut soll nicht beweiskräftig sein, unter anderem, weil es auch „rosig-weiße Juden" gibt. Wären solche nach Italien eingewandert, dann müßte man natürlicherweise auch sie in Betracht ziehen; aber da es nicht der Fall ist, scheiden sie aus. Es ist das ein ähnliches drolliges Argument wie jenes, das von anderer Seite mir entgegengehalten wurde: die blonde Haarfarbe sei nicht beweisend, da es auch blonde Maoris gebe!! Uebrigens habe ich die weiße Hautfarbe nicht nur aus Porträts erschlossen, wie Eulenburg hinstellt, sondern in den meisten Fällen aus biographischen Nachrichten. Aber diese genügen ihm auch nicht, da — man staune — „oft genug die keineswegs sicheren Nachrichten von Schriftstellern herhalten müssen". Die blonde Haarfarbe soll kein Argument sein, weil sie auch künstlich gefärbt sein könnte. Nun behandele ich in meiner Arbeit nur männliche Genies, und wir haben nicht eine einzige Nachricht, daß auch die Männer dieser Weibermode gehuldigt hätten, sich die Haare blond zu färben. Aber durch diese gänzlich fehlgehende Bemerkung glaubt Eulenburg meinen Beweis aus den blonden Haaren „gänzlich erschüttert" zu haben.

Aber zum Schluß kommt das „erschütterndste" Argument. Eulenburg schreibt: „Während Woltmann 85—90 pCt. aller untersuchten Genies glaubt unbedingt als rein germanisch hinstellen zu können, komme ich günstig gerechnet knapp auf ein Drittel dieser Anzahl, nämlich auf 25—30 pCt." Das ist nun direkt eine falsche Unterstellung, denn ich habe nicht von „unbedingt rein germanischen Genies"

Digitized by Google

gesprochen, sondern ausdrücklich und mehrere Male geschrieben, daß diese 85—90 pCt. „ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zugeschrieben werden müssen, d. h. entweder alle Merkmale dieser Rasse haben oder ihr nahestehende Mischlinge sind, bei denen eine leichte Verdunkelung des Pigments eingetreten ist". Wie übrigens Eulenburg diese 25—30 pCt. ausgerechnet hat, ist mir ein Rätsel. Aber diese Zahl ist ihm auch noch zu hoch! Ich hatte angenommen, daß der Anteil der germanischen Rasse an der Zusammensetzung der italienischen Bevölkerung zur Zeit der höchsten Vermehrung (etwa ums Jahr 1000—1200) 20 pCt. betragen habe. Eulenburg sucht nun darzutun, daß dieser Anteil noch größer gewesen sei, indem deutsche Handwerker, Kaufleute, Scholaren nach Italien gezogen wären. Freilich muß er selbst zugeben, daß es unmöglich ist zu sagen, wie viele von diesen Italienfahrern im Lande geblieben sind. Aber im Handumdrehen vergißt er diese Einschränkung und nimmt 25—30 pCt. germanische Rasse in Italien an. Damit hat er seine Absicht erreicht: die Anzahl der hervorgebrachten germanischen Talente entspricht genau dem Anteil an der Zusammensetzung der Bevölkerung!

Mit der Ueberlegenheit der Germanen ist es also nichts, und die Blonden sind nicht genialer als die Brünetten. Es wundert mich nur, daß Eulenburg den Zusammenhang nicht noch mehr verdunkelt und „nachweist", daß die Germanen sogar weniger Talente als die Brünetten hervorgebracht haben. Und nun frage ich: Was sind die übrigbleibenden 70—75 pCt. für Menschen? Eulenburg läßt den Leser im Glauben, als wenn diese alle schwarze Haare, braune Augen und braune Haut hätten. Keine Spur! Kaum ein halbes Dutzend hat zugleich schwarze Haare und braune Augen, während nur ein einziger mit Sicherheit festgestellt werden kann, der zugleich braune Haut hat. Aber immerhin mögen mehrere diesen Typus gehabt haben.

Eulenburg gibt ein vollständig falsches und schiefes Bild von dem Inhalt meines Buches. Er übersieht z. B., daß ich auch wichtige anthropologische Beweise für den germanischen Charakter des höheren Bürgerstandes in den Städten, speziell für Genua und Rom, erbracht habe. Daß ferner von 125 Individuen 102 blaue, 18 braune und 5 mischfarbene Augen gehabt haben, diese Tatsache ist ihm höchst unbequem. Er ignoriert sie einfach und schreibt schlankweg: „Die blauen Augen sind von vorneherein in den meisten Fällen nicht zu erkennen." Das ist nun eine unglaubliche Verdrehung der Tatsachen. Gerade die Augenfarbe war durch ikonographische und biographische Studien von allen anthropologischen Merkmalen am sichersten und genauesten festzustellen. Jede Seite meines Buches in den betreffenden Abschnitten zeugt davon. Uebrigens wird der Anteil der blonden Haare und blauen Augen durch meine neuesten Untersuchungen noch vermehrt, wie ich in meinem kleinen Beitrag zur germanischen Frage in der italienischen Renaissance gezeigt habe. (P.-a. R. V, 4.)

Es kann für die Wissenschaft nur förderlich sein, wenn ein Kritiker in der Prüfung einer neuen Theorie gründlich und scharf vorgeht. Aber Eulenburg, der selbst so hohe Anforderungen an wissenschaftliche Genauigkeit zu stellen scheint, hat eine Kritik geschrieben, die im höchsten Grade einseitig, tendenziös und mit den schlimmsten Vorurteilen belastet ist. Und das nennt er dann

Digitized by Google

„die induktiven Schlüsse prüfen, um die Tragweite des Materials und der Methoden richtig zu bewerten". —

Anders sind die Einwendungen, die L. Gumplowicz in den „Propyläen" (1906, 15) gegen die Germanentheorie macht. Doch wird auch hier als wichtigster Gegenbeweis angeführt, daß die Germanen in Deutschland nicht „eine der italienischen Renaissance gleiche Kultur" hervorgebracht haben. Ich gehe auf diesen Einwand sachlich nicht mehr ein; aber er ist — methodisch betrachtet — überhaupt unzulässig. Wenn die Germanen in Deutschland nichts Gleichwertiges geleistet haben (was aber durchaus der Fall ist!), so ist das doch keine Gegeninstanz gegen ihre Leistungen in einem anderen Lande. Man könnte dann ebensogut daran zweifeln, daß die Chinesen ihre Kultur geschaffen haben, weil der größere Teil der mongolischen Rasse in Barbarei stecken geblieben ist.

Gumplowicz verfällt dann wieder auf die Meinung, daß eine günstige Rassenmischung nötig sei. Aber anstatt solche Behauptungen immer wieder zu wiederholen, sollte man doch endlich einen Nachweis dafür erbringen oder wenigstens den Versuch dazu machen.

Anders ist der Hinweis zu bewerten, daß ein die Kultur förderndes staatliches Leben notwendig sei. Und es ist gewiß richtig: „Nicht die Rassen, sondern die Staaten erzeugen Kultur. Wir kennen kein Beispiel von Rassen, die ohne Staat Kultur erzeugt hätten, auch kein Beispiel von Staaten, die aus einer Rasse bestehen." Aber, füge ich hinzu, das soziale Leben schwebt nicht in der Luft, die gesellschaftliche Organisation ist eine psychische Funktion der Rasse, und die Höhe des gesellschaftlichen Lebens hängt von der psychophysischen Energie der Gattungen und Arten ab. Das ist ein Gesetz, das die ganze tierische Schöpfung beherrscht. Auch die Rassen des Menschengeschlechts haben eine verschieden hohe Befähigung zur staatlichen Kultur an den Tag gelegt; und wenn ein Staat aus mehreren Rassen zusammengesetzt ist, so ist immer eine die herrschende und führende, wie ich in meinem Aufsatz über die Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie gezeigt habe. Die „Anthropologie der Klassen und Genies" enthüllt uns diese Rassenzusammenhänge in Staat und Kultur. Aber weder Anthropologie allein, noch Soziologie allein kann die Blüte und den Verfall der Staaten erklären. Ihr gegenseitiges Durchdringen ist dazu notwendig, und Broca, Durand, Jacoby, Lapouge, Ammon usw., die Begründer der „Anthropo-Soziologie", haben gerade hierin viel wichtige Erkenntnisse zutage gefördert.

III.

Bekanntlich gibt es eine Menge Anthropologen und Politiker, die von einer Verbindung der Anthropologie mit der Politik nichts wissen wollen. Gewiß sollen rein anthropologische Fragen nicht mit fremden Tendenzen vermischt werden, auch ist die Anthropologie nicht dazu da, bestimmten tagespolitischen Vorurteilen und Bestrebungen ein wissenschaftliches Gewand umzuhängen. Aber insofern der Staatsmann und Gesetzgeber überhaupt etwas aus der Geschichte des Menschengeschlechts lernen will, muß er dazu auch die Anthropologie und die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie zu Rate ziehen;

Digitized by Google

denn sie sind allein imstande, über Blüte und Verfall der Nationen Aufklärung zu geben.

In recht besonnener und taktvoller Weise hat Professor Kuhlenbeck auf dem Alldeutschen Verbandstage zu Worms die politischen Ergebnisse der modernen Rassenforschung erörtert[1]). Nach einer Uebersicht über die Entwicklung der Rassetheorie und über die Menschenrassen Europas, erörtert er den Einfluß der Binnenwanderungen, Einwanderungen und Auswanderungen auf die anthropologische Struktur, die Gefahren der Slawisierung und Tschechisierung des Ostens, die Bildung einer Bastardrasse in den Kolonien. Praktisch verlangt er eine gesunde Mittelstandspolitik, da der Mittelstand das eigentliche Reservoir des Rassenwertes sei, aus dem fast ausnahmslos die großen Männer der Nation in Kunst und Wissenschaft hervorgegangen seien. Er verwirft einen übertriebenen Kapitalismus ebensosehr wie den Sozialismus.

Indes scheint mir das Problem der wirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft in bezug auf die Rasse, d. h. die Auslese, Vererbung und Steigerung der angeborenen Anlagen doch verwickelter zu sein, als Kuhlenbeck annimmt. Was kann eine Mittelstandspolitik helfen, wenn die Technik unweigerlich zur Vernichtung oder wenigstens zur Herabminderung eines selbständigen Mittelstandes führt, und wenn diese Technik der Großindustrie selbst eine Lebensbedingung der an Zahl sich vermehrenden Nation ist? Die kommende Entwicklung muß auch ohne den traditionellen Mittelstand, der nach meiner Ueberzeugung in Zukunft keine große Rolle mehr spielen wird, andere soziale Organisationen schaffen, die den Rasseforderungen gerecht werden.

Weniger zurückhaltend ist Kuhlenbecks „Evangelium der Rasse", hier sind ihm die politischen Privatsentiments mit der Rassetheorie durchgegangen[2]). Zwar enthält die Schrift manche treffende Bemerkungen, denen man rückhaltlos zustimmen kann. Andere fordern dagegen meinen Widerspruch heraus, den ich dem Autor nicht verhehlen will. Es ist nicht richtig, daß der Sozialismus auf eine „abstrakt gleichheitliche Güterverteilung hinzielt", und wenn der Autor meint, daß dieser Gedanke unmöglich dem germanischen Rassengenius entsprungen sein könne, so will ich ihm verraten, daß die Begründer des Sozialismus, Owen, Fourier und Saint-Simon, germanische Abkömmlinge sind, und die herzogliche Familie des letzteren sich sogar der Abstammung von den Karolingern rühmte. Auch ist es ganz unbegründet, die zahlreiche Anhängerschaft des Sozialismus in Deutschland auf eine „Rassenentartung" zurückzuführen. Ferner ist es nicht richtig, daß die demagogischen Führer dieser Bewegung überwiegend Vertreter eines fremden Rassetypus sind. Soweit es Juden sind, stimmt es ja, aber Engels, Liebknecht, Auer, Vollmar, Bebel und andere dürften mit den Führern der reaktionären und nationalen Parteien in bezug auf germanisches Blut einen Vergleich schon aufnehmen. Wo soll es hinführen, wenn man den Internationalismus der Sozialdemokratie ihren jüdischen Führern zuschreiben will? Gewiß, Marx war international gesinnt, aber Lassalle ein Anhänger des Nationalprinzips; die jüdischen Politiker

[1]) Ludwig Kuhlenbeck, Rasse und Volkstum. Vortrag über politische Ergebnisse der modernen Rassenforschung. München 1905, J. F. Lehmanns Verlag.
[2]) L. Kuhlenbeck, Das Evangelium der Rasse. Prenzlau 1905. A. Mieck, Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Stahl, Mannin, Disraeli, Gambetta waren glühende Patrioten und in der deutschen Sozialdemokratie neigt Bernstein ebenfalls zum nationalen Standpunkt. — Des neuplatonischen Philosophen Plotin's asketische Gesinnung soll die Folge seiner dekadenten Mischlingsnatur sein, und dabei erklärt H. Thode den asketischen St. Franciscus für einen reinen Germanen! Auch wird man schwerlich zugeben können, daß die französische Revolution „der Ausdruck des Rassecharakters der Brachycephalen" ist. Denn die Mirabeau, Sieyès, Lafayette, Danton, Robespierre, St. Just, Hébert, Fabre d'Eglantine usw. waren eher alles andere als mongoloide Brachycephalen. —

Ganz anders sind die Folgerungen, die J. L. Reimer aus einer Verbindung von Anthropologie und Politik zieht. Sein Ziel ist ein pangermanisches Deutschland[1]). „Ich will Deutschlands Bevölkerung", schreibt er, „und einem Teile der europäischen Menschheit überhaupt einen vermittelnden Weg zu harmonischer Entwicklung und größerer Glücksmöglichkeit zeigen, wobei erstere nichts zu verlieren, viel zu sichern und alles zu gewinnen hätte." — Reimer zeigt sich in der Rassenlehre Europas gut orientiert, er gibt eine Uebersicht über den Rassencharakter der einzelnen Völker Europas, von Deutschland, Frankreich, Rußland, den angelsächsischen Staaten, Italien und Oesterreich-Ungarn, und beleuchtet namentlich ihren Anteil an nordisch-germanischer Rasse. Nun macht sich in Deutschland ein immer mehr hervortretendes Expansionsbedürfnis bemerkbar, der Ruf: Mehr Land! Ein größeres Wirtschaftsgebiet! Namentlich hat es der Autor auf Frankreich und Oesterreich abgesehen. Deutschland soll mit der Unterwerfung Frankreichs die unbedingte Hegemonie in Mittel- und Westeuropa erlangen, unter gleichzeitiger oder unmittelbar folgender Einverleibung der deutschen Provinzen Oesterreichs „in irgend einer unseren germanischen Rassenabsichten entsprechenden Form". Die skandinavischen und niederländischen Staaten sollen „verdeutscht" werden, kurz, von allen an Deutschland angrenzenden Völkern soll der bessere germanische Rassenanteil abgetrennt und so ein „größeres Deutschland", ein „germanisches Stammreich deutscher Nation" aufgebaut werden.

Der dritte Teil des Buches behandelt den inneren Ausbau dieses Reiches, besonders nach der ethischen und religiösen Seite. Die ethische Forderung ist: Bewahrung, Verstärkung und Reinigung der Rasse und die Mittel dazu sind Auslese und Zuchtwahl. In religiöser Hinsicht wird die Ueberwindung des Christentums und Ausbildung der „germanischen religiös-kulturellen Anlagen" verlangt, worin er meist den Anschauungen H. St. Chamberlains folgt. Christus wird germanisiert. Der Protestantismus muß fortentwickelt werden zu einer freieren Synthese von Religion und Wissenschaft.

Nach der wirtschaftlichen Seite verlangt die pangermanische Reichsidee eine Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie und dem Sozialismus. Die sozialdemokratische Theorie übersieht ganz den Rassenfaktor im sozialen Leben, sie vergißt, daß eine Demokratie nur

[1]) J. L. Reimer, Ein pangermanisches Deutschland. Versuch über die Konsequenzen der gegenwärtigen Rassenbetrachtung für unsere politischen und religiösen Probleme. Leipzig 1905. Thüringische Verlagsanstalt.

Digitized by Google

möglich ist, wenn eine Gleichartigkeit der Rasse vorliegt. „Gemeinsame Rasse ist die erste Vorbedingung wahrer Demokratie." Der demokratische Ausbau des größeren Deutschland verlangt also ein möglichst gleichartiges germanisches Menschenmaterial: „Germanische Proletarier aller Länder vereinigt euch im pangermanischen Weltreich deutscher Nation!"

So seltsam einen auch manches anmutet, was der Autor vorbringt und deduziert, so kann man dem Buche Reimers die Anerkennung nicht versagen, daß er zum erstenmal versucht, Konsequenzen aus der Rassetheorie zu ziehen, die ein in sich geschlossenes politisches System darstellen. Im einzelnen wird der Leser mit dem Autor sich häufig nicht einigen können, aber die Großzügigkeit seines Vorschlags, selbst wenn er illusorisch erscheinen mag, kann nicht bestritten werden. Man muß sich nur einmal gründlich hineindenken! Indes ist das Ganze nur eine ideelle Konstruktion, die vor der historischen Wirklichkeit absichtlich die Augen verschließt und die großen unüberwindlichen Schwierigkeiten verdeckt, die sich der Verwirklichung einer solchen Idee entgegensetzen.

In einem Anhang betritt Reimer das halsbrecherische Gebiet der Rassenpsychologie und bekämpft er Chamberlains Meinung, daß „der Germane der einzige hauptsächliche Träger der Musik sei". Ich gehe auf seine eigenen Ansichten nicht ein, da sie auf gänzlich ungenügender Induktion beruhen. Vielmehr hat Chamberlain recht. Die europäischen Musiker haben in der übergroßen Mehrzahl den blonden Typus. Unter zwanzig größten französischen Musikern ist nicht ein einziger, der schwarze Haare und braune Augen hat, unter den Italienern nur Cherubini. Gerade solche, die Reimer für Vertreter der „Genuß-Musik" hält, scheinen reine Germanen zu sein, wie Bellini, Rossini, Bizet, Massé, während der brünette Cherubini sich der „deutschen Gedanken-Musik" nähert.

In Sachen der Rassenpsychologie kann man nicht genug zur Vorsicht und zur Enthaltung ermahnen. Aber das eine scheint sich als sicheres Ergebnis induktiver Untersuchungen herauszustellen, daß die Musik durch die Germanen in die Welt gebracht worden ist, daß diese Rasse außer ihrer intellektuellen Ueberlegenheit sich besonders durch eine alles überragende Befähigung zur musikalischen Produktion auszeichnet.

Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten.

Dr. Herm. Gerhard.

Wie jedes größere Land seine Rassenfrage hat — Deutschland seine Polenfrage, England seine Burenfrage — so haben auch die Vereinigten Staaten von Amerika ihr Rassenproblem, die Negerfrage. Gerade in neuester Zeit ist diese Frage besonders scharf in den Vordergrund getreten, die allenthalben in erschreckender Weise sich mehrenden Lynchmorde mit ihren brennenden Scheiterhaufen haben die Negerfrage heute zu einer „brennenden" im wahren Sinne des Wortes

Digitized by Google

gemacht, weniger in den nördlichen und westlichen Staaten, wo die Negerbevölkerung nur eine fast verschwindende Minderheit bildet und daher im sozialen wie politischen Leben mit Leichtigkeit in Schranken gehalten werden kann, als in den südlichen Staaten, wo die Afrikaner in vielen Staaten numerisch fast so stark wie die Kaukasier sind, in einzelnen Staaten sogar (Süd-Carolina, Mississippi) das Uebergewicht in der Bevölkerung bilden. Nach dem Zensus von 1900 befinden sich in den Vereinigten Staaten 8 803 535 Farbige, davon in den ehemaligen Sklavenstaaten (exkl. Distrikt of Columbia) 7 941 817 leben. Der Süden ist also auch noch heute als die eigentliche Heimat des Negers zu betrachten. Dort muß auch die Lösung der Negerfrage gesucht und gefunden werden.

Zum besseren Verständnis der Sachlage müssen wir die historische Entwicklung der Negerfrage etwas näher ins Auge fassen; wir haben da drei Stadien der Entwicklung zu betrachten, nämlich den Neger als Sklaven, sodann als den befreiten, mit dem Stimmrecht beschenkten, Neger der Rekonstruktionsperiode, die von 1865 bis 1876 dauerte, endlich den Neger in seiner heutigen politischen und sozialen Lage.

Vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges schied sich die Negerbevölkerung der Südstaaten in drei Klassen: 1. freie Farbige, 2. Haussklaven, 3. Feldsklaven. Die erstere Klasse war numerisch sehr unbedeutend, 1860 befanden sich in den 16 Sklavenstaaten nur etwa 262 000 freie Neger, dagegen in den Vereinigten Staaten überhaupt 488 000; also das große Kontingent derselben befand sich in den Nordstaaten, was aus der Gepflogenheit der Sklavenhalter zu erklären ist, die Freigelassenen möglichst weit aus ihren Gebieten zu entfernen, um den Sklaven keine Verlockung zur Freiheit zu bieten. Die Haussklaven hatten eine entschieden bevorzugte Stellung inne als Diener, Köche, Kutscher, Mägde, Wärterinnen, Wäscherinnen, Näherinnen und dergleichen, sie hatten als solche wenig von dem drückenden Lose der Sklaverei zu spüren. Sie lernten vieles von ihren Herren ab und eigneten sich mit der Zeit sogar eine gewisse Bildung an. Aber immerhin waren sie doch jederzeit von der Laune ihrer Herren abhängig und konnten ohne weiteres zur Feldarbeit herausgeschickt oder an rohe Herren verkauft werden, was dann ihr Los doppelt hart machte, da sie nun vorher bessere Daseinsbedingungen kennen gelernt hatten. Gerade diese Haussklaven wurden von dem Süden als eklatante Beweise den Gegnern der Sklaverei vorgeführt, wie gut, ja doch viel besser als die freien weißen Arbeiter es ihre Sklaven hätten. Die dritte Klasse, die Feldsklaven, bildeten natürlich die überwiegende Majorität. Diese führten meist ein bejammernswertes Dasein; fast noch unter dem Vieh stehend, waren sie für ihre Herren eigentlich nur ein Rechenexempel, ob es z. B. vorteilhafter sei, den Sklaven in sieben bis acht Jahren aufzubrauchen oder ihn bei geringerer Arbeitsanspannung länger zu füttern; er ist nichts anderes als eine Arbeitsmaschine, die genau reguliert durch unveränderliche Arbeitsordnung und unablässige Ueberwachung ihren einerlei Gang geht, bis sie abgelaufen, d. h. gänzlich aufgebraucht ist. Schulbildung wurde den Sklaven geflissentlich vorenthalten, weil dies zu gefährlich für die Sicherheit der Sklavenhalter war, wenn der Neger Gelegenheit erhielt, denken zu lernen und vielleicht gar über sein Schicksal nachzudenken. Ebenso wurde soviel als möglich verhindert,

Digitized by Google

daß das Christentum unter den Schwarzen Eingang fand; denn die Lehre des Christentums, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, stand doch in zu grellem Kontrast mit der geübten Praxis. Zudem aber spielte wohl auch hierbei das unbewußte Gefühl mit, daß Christen, Glaubensgenossen, nicht Sklaven sein dürften. Daraus erkläre ich mir auch die wunderbaren Gesetze in Maryland und Carolina, wo die Regierung offiziell erklärte, daß der Neger durch Aufnahme in das Christentum keine Anwartschaft auf die Freiheit erlange. Selbst die Geistlichkeit im Süden, die doch die Worte „Nächstenliebe" und „Bruderliebe" auf ihr Panier geschrieben trug, wollte die Nachkommen Hams nicht als Brüder anerkennen. Nur ganz insgeheim drangen schwärmerische Evangelisatoren aus dem Norden, zumeist Methodistenprediger, in die Plantagen ein und verkündeten den elenden, geknechteten Schwarzen das Evangelium. Wehe aber dem armen Prediger, wenn der Sklavenhalter ihn bei solchen Bestrebungen entdeckte, gar manchmal wurde ein solcher Evangelist mit Bluthunden von der Pflanzung gehetzt. Daß unter solchen Umständen Fetischdienst, krasser Aberglaube, von den afrikanischen Voreltern überkommen, unter den Schwarzen zumeist herrschte, darf einen nicht verwundern. Zauberer und Schlangenbeschwörer führten ein heimliches Schreckensregiment unter ihnen. Doch will ich hier keine Schilderung des Sklavenlebens geben, solche finden wir ja in all den Tendenzschriften gegen die Sklaverei in Hülle und Fülle, besonders in dem Rührstück „Onkel Toms Hütte". Nur glaubte ich, vorstehendes kurz erwähnen zu müssen, damit wir überhaupt den freien Neger verstehen lernen.

Der blutige Krieg zwischen Süden und Norden war 1865 zugunsten des letzteren entschieden, nachdem schon 1863 den Sklaven durch das Dekret Lincolns die Freiheit zugesichert war (XIII. Amendement zur Bundesverfassung). Im XIV. Amendement (1867) erhielt nun auch noch der freie Neger das Bürgerrecht und damit das Stimmrecht, obwohl bedeutende Männer ernstlich vor diesem Schritt die nördlichen Politiker gewarnt hatten. Es ist von Interesse, zu vernehmen, daß selbst Lincoln sich entschieden dagegen aussprach. In einer Debatte mit dem Senator Douglas sagte er: „Ich war niemals und bin auch heute nicht dafür, daß man den Negern das Stimmrecht gebe, sie zu Geschworenen mache, sie zur Bekleidung irgend eines Amtes qualifiziert erkläre oder ihnen die Verheiratung mit weißen Menschen gestatte. Ich will ausdrücklich hinzufügen, daß zwischen der weißen und der schwarzen Rasse ein Unterschied besteht, der es unmöglich macht, daß beide auf dem Fuße gesellschaftlicher oder politischer Gleichberechtigung nebeneinander leben können."

Diese Ansicht des edlen, humanen Befreiers der Sklaven ist klar und unzweideutig ausgedrückt. Aehnlich drückt sich sein Nachfolger im Amte aus. Präsident Johnson sagt etwa folgendes: „Das Wahlrecht, der Verfassung gemäß als Sache der Einzelstaaten betrachtend, kann ich als Bundespräsident meine Ansichten darüber nicht so zur Geltung bringen, wie ich es könnte, wenn ich in meinem engeren Vaterland Tennessee politisch zu wirken hätte. Dann würde ich dafür stimmen, daß den Negern allmählich das Wahlrecht gegeben würde, nämlich erst denjenigen, die für den Bund gekämpft haben, sodann denen, die lesen und schreiben können, endlich etwa denen, die durch den

Digitized by Google

Besitz eines Vermögens von 200 oder 250 Dollars beweisen, daß sie sich durch ihre eigene Arbeit ernähren. Aber allen Negern jetzt augenblicklich das Wahlrecht geben, hieße einfach einen greulichen Rassekrieg heraufbeschwören."

Johnsons politischer Scharfblick hatte recht gesehen. Rassekrieg war die Folge der politischen Freiheit der Neger im Süden. Hatten sich nach dem Friedensschlusse die südlichen Weißen nun allmählich in die veränderten Verhältnisse hineingefunden und den Nigger als frei anerkannt, waren die Beziehungen zwischen der weißen und schwarzen Rasse im Begriff, einigermaßen erträgliche zu werden, so wurde dies nun plötzlich anders. Daß den Negern die soziale Freiheit gegeben wurde, ließen sich die Südstaaten gefallen, aber nun auch noch das Heiligste, das der Amerikaner an Rechten kennt, das bürgerliche Stimmrecht auf die verachteten Nigger übergehen zu sehen, das war zu viel. Diesem unheilvollen Kongreßbeschluß von 1867 möchte ich fast allein die Schuld geben, daß ein Kriegszustand bis heute zwischen den beiden Rassen im Süden besteht; denn die Wirkung dieses Beschlusses war eine unheilvolle. Die Einwanderung aus dem Norden, die wirtschaftlich tüchtige Elemente dem Süden zuführte, hörte auf, dafür wanderte aber ein höchst unliebsames Element ein, die sogenannten „carpetbaggers". Diese erhielten ihren Spottnamen von ihrer Reisetasche (carpetbag), die sie als einziges Besitzobjekt mitbrachten, und welche sie im Süden zu füllen gedachten. Diese „edlen" Politiker aus dem Norden machten sich das Stimmrecht der neuen schwarzen Mitbürger weidlich zunutze, umschmeichelten in serviler, kriechender Weise den Neger und verdrehten ihm nun völlig den Kopf, daß er gar nicht mehr wußte, was er nicht alles in seinem Uebermut dem ehemaligen weißen Herrn bieten sollte.

Dieses nichtsnutzige weiße Gesindel hetzte systematisch die Neger auf, die anfänglich immer noch Respekt vor ihren früheren Herren zeigten, daß sie ihre Freiheit und Gleichheit nun auch durch Taten beweisen müßten, entflammte ihre Leidenschaften, so daß sie zuletzt nur noch ein Spielball dieser Agitatoren waren. Die natürliche Folge war, daß das alte Rassenvorurteil der Südstaatler nun zu hellem Rassenhaß aufflammte. So entstand der berüchtigte Ku-Klux-Clan, jene geheime Gesellschaft, die das Ziel verfolgte, die Rekonstruktionspolitik des Kongresses in ihrer Ausführung zu Fall zu bringen und — wie einer ihrer Sätze lautete — dem „Geschmeiß aus dem Norden" den Aufenthalt im Süden auf immer zu verleiden. Mord und Totschlag, alle greulichen Verbrechen waren an der Tagesordnung, die den Negern freundlich gesinnten Weißen wurden unter Androhung des Todes zur Auswanderung nach dem Norden gezwungen, unzählige Neger mußten ihren Uebermut mit einem geheimnisvollen Tod büßen. Diese Schreckenszeit gebar die Lynchjustiz gegenüber dem Schwarzen, gebar den heute noch unlöschbaren Rassenhaß der alten Südstaatler; war es ein großer Fehler von seiten des Nordens, dem Neger ohne alle Vorbereitung, ohne jede Erziehung dazu, die soziale Freiheit zu geben, so war es ein noch weit größerer Fehler, ja meines Erachtens geradezu ein Verbrechen gegen den Weißen wie den Schwarzen im Süden, dem Neger die politische Freiheit zu geben, ihn mit dem Stimmrecht auszustatten; und es sind nicht wenige, nicht bloß im Süden,

Digitized by Google

welche behaupten, die Erteilung des Stimmrechtes an die Neger sei nichts anderes als ein politischer Kniff gewesen, um bei den nächsten Wahlen im Süden die Majorität für die republikanische (nördliche) Partei zu sichern. Wer die Geschichte dieser dem Bürgerkriege folgenden Wahlen gelesen hat, möchte fast dieser Behauptung recht geben.

Sehen wir uns nun unseren schwarzen Mitbruder an, der so plötzlich, für ihn selbst unerwartet, in den Besitz seiner „freien, unveräußerlichen Menschenrechte" gelangt war.

Das Band zwischen Herr und Sklave war zerrissen, der frühere Herr hatte nun kein Interesse mehr für seinen früheren Sklaven, der nun so plötzlich sein Mitbürger geworden war. Frei in wirtschaftlicher, frei in sozialer und politischer Beziehung stand er da, auf seinen eignen Füßen, auf sich selbst angewiesen. Wie benutzte er nun seine neugewonnene Freiheit? —

Rev. Lankenau, der zwölf Jahre lang als Missionar unter den südlichen Negern weilte und genau ihren Charakter zu studieren Gelegenheit hatte, schildert den Zustand des freigelassenen Negers in folgenden drastischen Worten: „Ein paar Süßkartoffeln, ein erjagtes Opussum (Beutelratte) oder ein fetter Racoon (Waschbär), gestohlene Wassermelonen und eine rohgezimmerte, in ein bis zwei Tagen zusammengeschlagene Blockhütte — das war alles, was er wollte. Freiheit und Faulheit waren für ihn gleichbedeutende Begriffe. Stehlen von Kartoffeln, Melonen, Hühnern und Schweinen ihrer früheren Herren hielten sie für Recht, als eine Selbstbezahlung für ihre früher unfreiwillig geleisteten Dienste. Nur Hunger und Kälte oder die Unmöglichkeit zu stehlen zwangen sie zu vorübergehender Arbeit. Der eben erst freigelassene Neger hatte einen ordentlichen Abscheu vor der Arbeit, die er in seiner Sklavenzeit verrichtete, daher strömte alles in die Städte, um sich dort lieber der unangenehmsten Arbeit zu widmen; Feldarbeit aber haßte er wie Feuer."

Im Anschluß an die Bemerkung von den hervorragenden Diebsgelüsten der Neger möchte ich als Kuriosum anführen, daß aus jener Zeit die Sitte bei den südlichen Farmern sich erhalten hat, ihrer Hühnerherde, auf die es der leckermäulige Schwarze ja ganz besonders bei seinen nächtlichen Furagierungszügen abgesehen hatte, ein Perlhuhn beizugesellen quasi als Wachthund, denn dieses Tier stößt, einmal aus seiner Ruhe aufgeschreckt, ein solch mörderliches Geschrei anhaltend aus, daß etwaige unwillkommene Besucher des Hühnerstalles abgeschreckt werden. So ist bis auf den heutigen Tag der Ausdruck: „Er hält ein Perlhuhn" zum geflügelten Worte geworden, um damit auszudrücken: Er ist auf seiner Hut. — Doch wäre es zu weit gegangen, wenn man nun von allen damals freigelassenen Negern behaupten wollte, sie seien diebisch und faul gewesen. Es gab auch eine ganze Anzahl unter ihnen, welche, nachdem der erste Freiheitstaumel verrauscht war, nun ernstlich daran gingen, sich durch Arbeit eine gesicherte Position in der menschlichen Gesellschaft zu erringen. Aber wie es ja fast unausbleiblich war, der arbeitswillige Neger fand seine Arbeit, weil er früher Aufsicht und Leitung gewohnt war, nur zu oft erfolglos. Diese Klasse Neger arbeitete wirklich härter als zu Zeiten ihrer Sklaverei sie je getan, galt es doch nun für den eigenen Herd — trotzdem konnten

Digitized by Google

sie sich in ihren gewiß anspruchslosen Bedürfnissen des Lebens nicht das leisten, wie in den Tagen ihrer Sklaverei, weil sie unerfahren im Handel, d. h. im Verkauf ihrer Ernte und Einkauf der ihnen nötigen Dinge waren. Der Neger damals glich einem Kinde, das, unmündig aus dem elterlichen Hause gestoßen, nun da draußen in der Welt sich allein ohne Hülfe überlassen ist. Was Wunder, daß so mancher sein ehrliches Verhalten aufgab und sich der Masse seiner Rassegenossen zugesellte, die auch ohne die unangenehme Pflicht zu arbeiten, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen wußten.

Wo nun aber die freien Neger das politische Uebergewicht vermöge ihrer numerischen Ueberlegenheit erlangt hatten, bewiesen sie deutlich, daß sie total unfähig zur Selbstregierung waren. Der Schwarze wußte nichts Rechtes mit seinem Stimmrechte anzufangen; es war nichts Seltenes, daß er seine Stimme für einen Spottpreis, einen Dollar oder gar nur einen Schnaps, verkaufte. Gerade die Neger, die sich nun lebhaft an der Politik beteiligten, waren das unsauberste Element ihrer ganzen Rasse und entfesselten einen Terrorismus, der die weißen Bevölkerungselemente schließlich zur Verzweiflung, zur rücksichtslosen Wiedervergeltung trieb. Daß bis heutigen Tages dieser Rassenhaß noch im Süden besteht, ist zum größten Teil auf jenen schweren politischen Fehler des Nordens zurückzuführen. Am schlimmsten lagen wohl die Verhältnisse in Louisiana, dort lenkten die Neger das Staatsschiff, saßen in der Legislatur und machten Gesetze, aber was für welche! — Eine Schreckensherrschaft riß ein, wie sie ein Robespierre nicht schlimmer hätte inszenieren können. Es ist schlimm, wenn der Bauer „Herr" wird, das zeigen die Bauernkriege in Deutschland; es ist noch schlimmer, wenn das Gesindel in den Städten „Herr" wird, das zeigen die Schreckenstage der Kommune in Frankreich; — aber am schlimmsten ist es, wenn Sklaven „Herren" werden, das zeigen Hayti, San Domingo.

Daß diese Schreckensherrschaft in den südlichen Staaten keinen ebensolchen Verlauf nahm wie auf Hayti, das ist nur dem rücksichtslosen Wiedervergeltungskampf der tapfern südlichen Weißen zu verdanken, die, vom Norden schnöde im Stich gelassen, aus eigener Kraft sich aus diesem Sumpf des Verderbens herausarbeiteten. Diese ganze Schreckenszeit hätte aber vermieden werden können, wenn man dem verständigen Rat des Präsidenten Johnson gefolgt und die Neger erst zu ihrer politischen Freiheit erzogen hätte. Man gibt keinem unmündigen Kinde das Stimmrecht, sondern erst wenn das 21. Lebensjahr erreicht ist, d. h. wenn die Erziehung des jungen Staatsbürgers soweit vollendet ist, daß er weiß, wie er sein Stimmrecht auch recht gebrauchen soll. Man gibt keinem fremd Eingewanderten sofort das Bürgerrecht, sondern er muß erst fünf Jahre im Land gelebt und bewiesen haben, daß er auch ein rechter Bürger des Landes ist und sein will. Hier aber war von keiner dieser Vorbedingungen die Rede, ohne weiteres wurde einer unwürdigen, fremden Rasse das Bürgerrecht verliehen, darum konnten die schlimmen Folgen nicht ausbleiben.

Nach der Rekonstruktionsperiode von 1876 an konzentriert sich das farbige Element mehr und mehr nach Süden. Nach dem letzten Zensus von 1900 leben von den 8,8 Millionen Negern der Vereinigten Staaten 6½ Millionen in den zehn Baumwollstaaten, die die eigentliche

Digitized by Google

Heimat für den Neger nun bilden. In den Grenzstaaten (hier ist überdies das einst sklavenzüchtende Virginia einbegriffen) nur 1,4 Millionen, zusammen in den ehemaligen Sklavenstaaten 7,9 Millionen Neger, so daß für den gesamten übrigen großen Teil der Vereinigten Staaten nur 0,9 Millionen Neger übrig bleiben.

Verteilung der Rassen auf Stadt und Land. (Zensus 1900.)

	Inkorporierte Plätze von 2500 Einwohnern u. darüber			Landbevölkerung	
	Anzahl der Plätze	Weiße	Neger	Weiße	Neger
Nord-Carolina .	28	110 576	76 169	1 158 765	548 300
Süd- " .	20	86 827	84 358	471 168	697 963
Georgia " . .	31	185 133	160 061	996 385	874 752
Florida	12	57 786	49 136	240 026	181 594
Alabama . . .	29	118 499	98 154	882 891	729 153
Mississippi . .	22	63 128	56 825	580 512	850 805
Louisiana . . .	15	248 830	116 954	481 991	533 850
Texas	56	446 333	126 867	1 981 655	493 855
Arkansas . . .	15	74 461	37 171	870 247	329 685
Tennessee . .	22	195 420	131 144	1 344 953	349 099
Baumwoll-Staat.	250	1 586 993	936 839	9 008 593	5 589 056
Delaware . . .	4	74 142	11 537	79 896	19 160
Maryland . . .	14	496 843	93 849	456 137	141 215
Virginia . . .	27	267 848	157 029	925 614	503 693
West-Virginia .	16	92 670	8 761	822 631	34 738
Kentucky . . .	34	366 468	100 145	1 496 000	184 561
Missouri . . .	50	1 038 059	89 247	1 907 372	71 987
Grenzstaaten .	145	2 336 030	460 568	5 687 650	955 354
Vorm. Sklav.-St.	395	3 923 023 21 %	1 397 407 17,2 %	14 696 243 79 %	6 544 410 82,8 %

Aus vorstehender Tabelle erhalten wir ein deutliches Bild über die Verteilung der beiden Rassen auf Stadt und Land. Auf den ersten Blick ergibt sich klar, daß die Reden von dem ungeheueren Zuströmen der Negerbevölkerung in die Städte arg übertrieben sind; denn von den rund acht Millionen Neger im Süden befinden sich über 6½ Millionen (82,8 pCt.) auf dem Lande und noch nicht 1,4 Millionen (17,2 pCt.) in Städten; sie sind also vorwiegend Landbevölkerung geblieben. In Süd-Carolina, Mississippi und Louisiana übertrifft die schwarze Landbevölkerung um ein Bedeutendes die weiße, allerdings ist in den beiden ersteren Staaten die gesamte Negerbevölkerung stärker als die weiße. Ueberhaupt ist die Städtebildung im Süden nicht sehr stark ausgeprägt, es sind eigentlich nur die Seehäfen und Flußhäfen, die sich zu größeren Städten entwickelt haben. Von den 38 Städten in der Union, welche über 100000 Einwohner besitzen, kommen nur sieben auf die Südstaaten; von diesen zeigt nur Memphis, Tennessee, einen starken Prozentsatz einer städtischen Negerbevölkerung, nämlich 48,8 pCt., sodann folgt New-Orleans, La., mit 27,1 pCt.; Louisville, Ky., mit 19,1 pCt.; Baltimore, Md., mit 15,6 pCt.; Kansas City, Mo., mit 10,7 pCt.; St. Louis, Mo., mit 6,2 pCt. und St. Joseph, Mo., mit 6,1 pCt. Städte, welche wenigstens eine Negerbevölkerung von 2500 Personen haben, gibt es in der Union 56, davon kommen auf den Süden 28. Den höchsten

Digitized by Google

Prozentsatz finden wir in Jacksonville, Fla., mit 57,1 pCt., ebenfalls über die Hälfte der Stadtbevölkerung bilden die Neger in Montgomery, Ala., mit 56,8 pCt.; Charleston, S. C., mit 56,5 pCt.; Savannah, Ga., mit 51,8 pCt. Den geringsten Prozentsatz hat St. Louis, Mo. (6,2 pCt.) und St. Joseph, Mo., (6,1 pCt.).

Die meisten Neger (an Zahl) befinden sich in Baltimore, Md. (79258) und in New-Orleans, La. (77714); es sind in der Mehrzahl die großen Hafenstädte, welche eine starke Negerbevölkerung besitzen, was daraus zu erklären ist, daß die Neger hauptsächlich im Transportwesen tätig sind; als Schiffslader und in persönlichen Dienstleistungen findet man die meisten. Im großen und ganzen aber ist der südliche Neger zu seiner altgewohnten Beschäftigung in der Landwirtschaft gern zurückgekehrt. Es zeigt sich dies besonders deutlich in der Gruppe der Baumwollstaaten, in welchen von einer totalen Negerbevölkerung von $6\frac{1}{2}$ Millionen über $5\frac{1}{2}$ Millionen auf dem Lande wohnen, ein Zeichen für die gesunde Entwicklung der dortigen Verhältnisse. Die Negerfrage wird am besten meines Erachtens zu lösen sein, wenn man den Neger zu einem seßhaften Kleinbauer erzieht; wie wir im folgenden sehen, vollzieht sich ja auch ein merkbarer Umschwung dadurch, daß der Neger gerade in den landwirtschaftlichen Kleinbetrieben immer mehr sich betätigt.

Der Zensus von 1900 berichtet: In der North Atlantic Division wurden nur 0,3 pCt. aller Farmen von Negern bearbeitet; in der North Central Division 0,6 pCt.; in der Western Division 0,2 pCt. Dagegen in der South Atlantic Division wurden 29,9 pCt. und in der South Central Division 26,8 pCt. aller Farmen von Angehörigen der farbigen Rasse bewirtschaftet. Von den Farmen und Plantagen mit Baumwollkultur wurden 49,1 pCt., also fast die Hälfte von Negern bebaut; nämlich 49,9 pCt. in den Südatlantischen und 48,9 pCt. in den Südzentralstaaten, dagegen nur 5,6 pCt. der Baumwollfarmen in dem südwestlichen Teil der Nordzentralstaaten. Von allen Reisfarmen bebauten die Neger 37,3 pCt., in den Südatlantischen Staaten 74,6 pCt., aber in den Südzentralstaaten nur 14,1 pCt. Dieser große Unterschied kommt daher, daß in den ersteren Staaten der Reis meist durch Handarbeit gebaut wird, wie in China, Japan und Hawaii, wo die Ernte mittelst Sichel (cradle) geschnitten wird; in den letzteren Staaten dagegen ist die Art des Reisbaues mehr dem Weizenbau auf den Rieselfeldern des Westens ähnlich, der Reis wird mittelst Selbstbindemaschine geerntet, was natürlich viele Arbeiter erspart, und überdies ist der Neger auch noch nicht recht reif für eine verständnisvolle Behandlung solcher komplizierten Maschinen. Von den Zuckerrohrfarmen sind 14,8 pCt. von Negern bebaut, Südatlantische Staaten 18,7 pCt., Südzentralstaaten 22 pCt., Nordzentralstaaten 1,3 pCt., Hawaii 0,6 pCt. Die Zuckerrohrfarmen der Schwarzen sind meist Mietsfarmen, auf welchen das Rohr zum Verkauf gebaut wird, nur in wenigen Fällen wird Zucker und Sirup an Ort und Stelle hergestellt.

Daneben finden wir den Neger aber auch sehr stark in den anderen landwirtschaftlichen Betrieben tätig, so im Tabakbau und vor allem in den Kleinbetrieben der Obst- und Gemüsefarmen; dies ersieht man aus der Angabe des Zensus, daß die Neger zu 55,3 pCt. sich an dem Bewirtschaften von Farmen mit einer Einnahme unter 50 Dollar

Digitized by Google

beteiligen, dagegen auf Farmen mit einer Einnahme von 2500 Dollar sind nur 2,1 pCt. beteiligt. Der Neger wird allmählich Farmeneigentümer, er kauft zunächst ganz kleine Farmen, deren Kaufpreis er erschwingen kann, und pachtet dann noch Stücke Land dazu. 40 bis 50 pCt. besitzen Land von 10—50 Acker, 17,5 pCt. von 50—100 Acker, 15,6 pCt. haben 100—175 Acker, 3,2 pCt. von 175—260 Acker, 2,3 pCt. von 260—500 Acker. Naturgemäß stellt sich das Besitzverhältnis der Weißen viel günstiger, da ja diese von Anfang an im Besitze des Landes waren, es ererbten oder doch die Mittel besaßen, solches anzukaufen, während der Neger nach 1863 völlig mittellos den Kampf ums Dasein aufnehmen mußte. 70,5 pCt. der Neger bezogen ihre Haupteinnahmen aus dem Baumwollbau, was beweist, daß der Schwarze zum größten Teil zu seiner altgewohnten Beschäftigung zurückgekehrt ist, zu der er auch am besten zu gebrauchen ist. 12,4 pCt. ziehen ihre Einnahmen von Verschiedenem (im Zensus „miscellaneous"), 6,9 pCt. von Heu und Halmfrucht, 4,1 pCt. von Viehzucht, 2,6 pCt. vom Tabaksbau. Im allgemeinen schenken die Neger der nördlicheren Distrikte mehr der Viehzucht (besonders Geflügel), dem Obst- und Gemüsebau, Heu- und Halmfrucht, den Meiereiprodukten größere Aufmerksamkeit, während die Neger der südlichen Distrikte sich mehr dem Baumwoll- und Maisbau zugewandt haben.

Folgende Tabelle gibt eine klare Uebersicht über das Verhältnis der Weißen und Neger im Farmbesitz um 1900.

Staaten	weiße Farmer			schwarze Farmer		
	Acker p. Farm	Kultiv. Land in pCt.	Wert p. Farm	Acker p. Farm	Kultiv. Land in pCt.	Wert p. Farm
			Dollar			Dollar
Verein. Staaten . . .	160,7	48,9	4,016	51,2	61,1	669
North Atlantic D. . .	96,7	59,5	4,361	47,9	65,3	2,712
South Atlantic D. . .	131,7	42,0	1,917	54,1	57,0	566
North Central D. . .	144,6	70,3	5,263	64,2	71,9	2,008
South Central D. . .	194,6	28,0	2,065	48,9	63,8	690
Western D.	395,8	28,9	7,221	225,5	27,4	3,117

Daß der Neger sich ganz ungemein von seiner Umgebung beeinflussen läßt, ersieht man aus der Tatsache, daß z. B. in der North Atlantic Division 69,3 pCt. der „weißen" Farmen von den Eigentümern selbst bestellt wurden, dem entsprechend waren es 65,3 pCt. der „schwarzen" Farmen. In der South Atlantic Division sind die entsprechenden Zahlen 65,7 pCt. und 29,4 pCt. Der Negerfarmer des Nordens hat den größeren Trieb, Eigentümer zu werden, denn dort kommt er mehr in Berührung mit seinen weißen Berufsgenossen, den niederen Bauern, von deren Beispiel und Erfahrung er selbst in seinem Kampfe um eine höhere soziale Stellung profitieren kann, im Süden dagegen ist er zu sehr von seinen weißen Mitfarmern gesellschaftlich geschieden, als daß ihn großes Gelüste ergreifen sollte, jenen gleich zu kommen.

Fassen wir also diese Beobachtungen zusammen, so kommen wir zu der Schlußfolgerung, daß eine wirtschaftliche Trennung beider Rassen im Norden und Süden nicht zum Vorteil der einen oder anderen Rasse ausschlagen würde. Der Neger macht um so größere Fort-

Digitized by Google

schritte, je näher er mit den Weißen zusammenkommt (natürlich nur in wirtschaftlicher Beziehung). Er wird desto besser in den Stand gesetzt, in dem Beispiel der Weißen einen moralischen Antrieb zu sehen, selbständiger Landwirt zu werden. Isoliert man den Neger, überläßt ihn in einem separierten Gebiet sich selber, wie so manche Philanthropen wollen, dann würden sich unfehlbar jene Zustände einstellen, wie wir sie auf Hayti und San Domingo vor Augen haben. Verkehrt, ja direkt gefährlich sind die Vorschläge, wie z. B. im Dezember 1902 der Senator Morgan von Alabama ihn im Kongreß in Washington machte, den Neger zu exportieren entweder nach den Philippinen oder nach den westindischen Inseln oder gar nach seiner alten Heimat Afrika.

Nein, man lasse den Neger, wo er ist: erziehe ihn und mache ihn zu einem brauchbaren, nützlichen Mitgliede der Gesellschaft, wie er ja auch laut obigen Berichten den besten Anlauf dazu genommen hat. Das ist die einzige, humane und daher richtige Lösung dieses Rasseproblems: Erziehung des Negers! —

Es ist nicht leicht, sich vom Neger im Süden ein korrektes Bild zu machen; die einen beurteilen ihn als „Sklaven", die anderen als „eben erst" freigewordenen Sklaven, die einen nehmen ihr Urteil aus der den Negern „feindseligen" Gesetzgebung im Süden, halten ihn also für das „Uebel" im Süden, die anderen beurteilen ihn nach „Uncle Toms Cabin", halten ihn also für das brave, unschuldig verfolgte Opferlamm; wieder andere beurteilen ihn nach dem Faktum, daß Präsident Roosevelt den berühmten Booker Washington zu Tische lud, halten den Neger also für einen der höchsten Bildung fähigen, den Weißen völlig ebenbürtigen Mitbruder. — Die Wahrheit liegt, wie so oft, auch hier in der Mitte! — Um den Neger kennen zu lernen, wie er ist, muß man zu ihm und zwar in seine Heimat, den Süden, gehen, aus Tendenzschriften erhält man stets nur ein einseitiges Bild. Daß eine gewisse natürliche Abneigung des Weißen gegen den Neger besteht, ist nicht zu leugnen; daß darum an eine Amalgamation der Neger mit der weißen Rasse nicht zu denken ist, ist klar. Dies wurde recht deutlich offenbart auf der in 1902 in Winona abgehaltenen Synodal-Konferenz, der größten lutherischen Verbindung des Landes, auf welcher die von der Synode eifrig betriebene Negermission zur Sprache kam. Es handelte sich hierbei um die Frage: Sollen die Negerschüler, die für das Predigtamt ausgerüstet werden, im Süden auf eigens zu dem Zwecke unter ihnen errichteten Schulen erzogen werden, oder nach Norden in das praktische Predigerseminar zu Springfield, Ill., gesandt werden? Das letztere wurde abgelehnt, weil auf die Dauer die weißen Studierenden mit den Negerstudenten nicht zusammen wohnen könnten, da der Weiße die Ausdünstung des Negers nicht lange ertragen könne. Diese Ansicht wurde also geäußert von solchen, die doch aus Liebe zu den schwarzen Mitbrüdern sich der Negermission gewidmet haben, bei denen doch gewiß von keinem Rassevorurteil die Rede sein kann. Daher ist auch die Tatsache zu erklären, daß im Süden Weiße und Schwarze in besonderen Wagen oder Wagenabteilungen (selbst auf der Straßenbahn) fahren. Angebrachte Tafeln, gleich wie in Deutschland „Für Raucher" und „Für Nichtraucher", zeigen an „Für Weiße" und „Für Schwarze". Diese Trennung wird

Digitized by Google

streng durchgeführt. Ein Schwarzer wird nicht in Abteilungen für Weiße geduldet, aber umgekehrt lassen die Bahnbeamten es auch nicht zu, daß sich ein Weißer — wollte er — den Schwarzen zugesellte.

In sozialer Hinsicht wird im Süden die Trennung beider Rassen aufs schärfste durchgeführt, und das ist auch gut, so lange der Neger nicht durch Erziehung auf eine gleiche Durchschnittsstufe der Bildung mit dem Weißen gebracht ist. Daß freilich im Süden krasse, höchst ungerechte Vorurteile gegen den Neger bestehen, läßt sich nicht ableugnen; daß solche Vorurteile nun auch zu einer höchst ungerechten Behandlung der schwarzen Rasse führen, ist leider wahr. Um nur ein Beispiel anzuführen: Im Jahre 1901 wurde in der Legislatur von Arkansas von einem gerecht und human denkenden Mitglied ein Gesetzentwurf eingereicht, der den Weißen für die Folgen seines Umganges mit einer Farbigen verantwortlich halten sollte — dieser Antrag wurde buchstäblich zum Kapitol „hinausgelacht".

Solche Denkweise kann natürlich nicht geeignet sein, das Verhältnis zwischen beiden Rassen zu verbessern, und ich glaube es gerade diesem zuschreiben zu dürfen, daß sich in den letzten Jahren namentlich die Verbrechen der Neger an weißen Frauen so sehr gehäuft haben; der verachtete Neger empfindet einen krankhaften Durst nach Rache, nach Wiedervergeltung. Uebrigens möchte ich gerade zu dieser Art von Verbrechen bemerken: Wenn wir eine Statistik aufstellen wollten, wieviel Frauen von Weißen vergewaltigt wurden, ich bin überzeugt, daß die Wagschale hoch zugunsten der Neger emporschnellen würde. Dazu kommt noch dies, daß solche Verbrechen nur von der ganz niedrig stehenden, gänzlich ungebildeten Klasse von Negern verübt werden, während auf seiten der Weißen gerade die sogenannte gebildete Gesellschaft das größte Kontingent dazu stellt, wie die 1902 in New-York stattgefundenen Skandale beweisen. Eine bemerkenswerte Tatsache ist es, daß gerade in den Kriegsjahren im Süden, wo doch fast alle weißen Männer vornen in der Front standen und die weißen Frauen sozusagen schutzlos den Negersklaven preisgegeben waren, fast kein einziger Fall berichtet ist, wo sich Neger an weißen Frauen vergriffen haben. Erst viel später treten solche Fälle mit erschreckender Häufigkeit auf. Dies gibt doch zu bedenken, und ich bin überzeugt, wie ich oben andeutete, die Ursache liegt eben zumeist in der maßlosen Verachtung, die die weiße Gesellschaft dem Neger zuteil werden läßt. Dazu kommt noch dieser Grund, den auch Professor W. E. Burghardt Du Bois an der „Atlanta University" (selber ein Farbiger) in seiner Schrift „The Relation of the Negroes to the Whites in the South" angibt: die vorschnelle Emanzipation des Negers, ohne ihn zuerst zum rechten Gebrauch seiner Freiheit zu erziehen. Daher stellt auch der Neger einen ganz unverhältnismäßig hohen Prozentsatz unter den Verbrechern; so waren nach dem Zensus von 1880 in den Vereinigten Staaten von den 59255 Strafgefangenen 16961 Farbige und 42294 Weiße; die totale Bevölkerung bestand aus etwa 43½ Millionen Weißen und 6½ Millionen Farbigen. 1890 betrug die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten rund 55 Millionen Weiße und etwa 7½ Millionen Farbige, davon stellten die ersteren 56000, die letzteren 25000 Verbrecher. Die Weißen stellten also 10 pCt., die Farbigen dagegen 33 pCt. (in 1880 nur 25,75 pCt.).

Digitized by Google

Man sieht also eine erschreckende Zunahme der farbigen Verbrecher — hilft da die Lynchjustiz? — Weit gefehlt! Diesem rapiden Wachsen des Verbrecherkontingents unter den Negern kann nur gesteuert werden, indem man weniger die Verbrechen grausam zu bestrafen, als vielmehr sie zu verhüten sucht; und wodurch? Dadurch, daß man den Neger erzieht! — Wenn man rücksichtslos den jungen Neger, der vielleicht mal ein Huhn gemaust, mit alten ergrauten Verbrechern zusammenschließt, auf öffentlichen Straßen vor den Schulen in Ketten kehren und fegen läßt, wie dies in Atlanta geschehen ist — kann man sich da wundern, wenn aus solchen Jungen rabiate Feinde der Gesellschaft werden? Zum Glück hat man nun diesen Fehler eingesehen, und in Virginia, Georgia und später in anderen südlichen Staaten wurden Reformschulen für die jugendlichen schwarzen Missetäter eingerichtet. So hat die Neger-Reformgesellschaft von Virginia in Hanover, Va., die „Broad Neck Farm" gegründet, eine Anstalt, die etwa unsern deutschen Rettungshäusern entspricht. Der Präsident, John Smith, welcher dieser Arbeitsschule vorsteht, ist selbst ein Neger. Der Hauptzweck dieser Schule ist: junge Neger, deren Strafe vom Gouverneur auf Zeit suspendiert wurde, in strenger, aber liebevoller Zucht zu einem geordneten Leben zu erziehen; den verbrecherischen Einflüssen der Gefängnisse zu entziehen. In erster Linie werden diese Zöglinge für die Farmwirtschaft ausgebildet, in zweiter Linie ist Tischlerei und Wäscherei vorgesehen. Im Jahre 1897 wurde obige Gesellschaft gegründet, ihre Glieder sind zumeist Neger, aber auch Weiße beteiligen sich an diesem philanthropischen Werk; ihre Anstalt wurde am 12. September 1899 ins Leben gerufen und hat bereits gute Resultate aufzuweisen, wie ich aus einem mir vorliegenden Bericht ersehe.

Daß der Neger bildungsfähig ist, ist ohne Zweifel, wenn er auch für die nächste Zukunft noch dem Weißen entschieden „inferior" ist. Dies ist ja auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß er in Jahrhunderte dauernder Sklaverei und totaler Unwissenheit schmachtete. Dubois und Booker Washington, Thom. Fortune u. a. m. beweisen, daß der Neger es sogar auf eine hohe Stufe der Bildung bringen kann. Freilich darf man nun nicht etwa diese Männer als den Typus des Negers hinstellen wollen. Aber wenn wir hören, daß auf den 34 Lehrinstituten des Südens für Farbige (Atlanta, Fish, Howard etc.) bis 1900 über 2000 Neger graduierten, und über 400 auf den nördlichen Universitäten (Harvard, Yale, Oberlin etc.), so müssen wir doch zugestehen, daß der Neger bildungsfähig ist. Dubois teilt jene Zahl der graduierten Neger folgendermaßen ein: 53 pCt. waren Lehrer an höheren Schulen, 17 pCt. waren Geistliche, 17 pCt. Aerzte und Advokaten, 6 pCt. Kaufleute, Landwirte und Künstler, 4 pCt. im Dienste der Regierung, während etwa 3 pCt. keinen erfolgreichen Beruf ergriffen hatten. Dies ist gewiß ein schönes Zeichen für den Ernst und Eifer dieser studierten Neger. Ungemein groß ist die Zahl der Neger als Lehrer in den „Public Schools" für Farbige, 1880 waren es 15834 farbige Lehrer, 1890 25214. Wenn man bedenkt, daß es kaum ein Menschenalter her ist, da diese Lehrer selber noch Sklaven waren, so muß man wirklich staunen über den Fortschritt, der im Süden, wie in der Industrie, so auch hier in dem Erziehungswesen stattgefunden hat. Da nun auch für die industrielle Erziehung des Negers im Süden viel getan wird,

Digitized by Google

ich erinnere hier nur an das Hampton-Institut, das bereits kurz nach dem Kriege von dem Menschenfreund Armstrong gegründet worden war, und auf welchem der berühmte Booker Washington seine Ausbildung erhielt; an das „Tuskegee Normal and Industrial Institute for Negroes" in Alabama von B. Washington selbst gegründet unter Mithülfe von Andrew Carnegie — so ist zu erwarten, daß bei dem äußerst lebhaften Bildungsdrange des Negers in absehbarer Zeit derselbe ein nützliches Glied der Südstaaten werden wird. Die einzige mögliche Lösung der Negerfrage sehe ich nicht in der Entfernung des Negers aus dem Süden — was wollte der Süden ohne den Neger als Arbeiter anfangen? — nicht in der strengen Isolierung des Negers vom Weißen — welche nur Zustände à la Hayti zeitigen würde, sondern in einer zielbewußten, kraftvollen, straffen, aber liebevollen Erziehung des Negers. Dazu gehört aber als unbedingtes Erfordernis, daß die Vorurteile, die beide Rassen gegeneinander bis jetzt hegen, auf das ernstlichste bekämpft werden müssen. Der Weiße darf nicht in dem Schwarzen nur das Objekt seiner grenzenlosen Verachtung sehen und umgekehrt darf der Schwarze in dem Weißen nicht seinen unversöhnlichen Gegner sehen, der ihn unterdrücken und knechten will. Wird Haß und Verachtung hinweggeräumt sein — den Anfang hierzu müssen die Weißen als die überlegenere Rasse machen, und haben ihn ja auch schon zum Teil gemacht — dann wird der Schwarze wahrlich nicht der Hemmschuh, sondern eine vorwärts bewegende, hebende Kraft für den Süden sein.

Ziehen wir nun aus dem uns vorliegenden Material das Ergebnis, so sehen wir, daß die Sklavenemanzipation des Jahres 1863 wohl ein etwas übereiltes Experiment war, zumal da sie sogleich mit dem Stimmrecht verbunden wurde und dadurch viel Schaden stiftete, aber ein verfehltes Experiment war sie darum nicht. Was damals versäumt wurde, die Erziehung des Negers zur sozialen, wirtschaftlichen und politischen Freiheit, wird nun nachgeholt, und der Neger wird mit der Zeit ein brauchbares, nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Man lasse ihn einen nützlichen Farmer, einen guten Handwerker werden, man lehre ihn, sein täglich Brot ehrlich mit seiner Hände Arbeit zu verdienen, anstatt als Störenfried ein nutzloses Anhängsel in dem Teil des Landes zu sein, in dem er lebt. Der Neger ist sicherlich für die Hauptfarmerklasse des Südens wie geschaffen; solange er aber seinen wolligen Dickschädel, nur mit Unwissenheit gefüllt, mit sich herumträgt, solange er nichts von einer rationellen Landwirtschaft, von einer Arbeit und Zeit sparenden Maschinerie versteht, solange ist er nur für seine gewohnten Beschäftigungen, Baumwollenkultur und persönliche Dienstleistungen, zu gebrauchen. Wenn jemand sagt: es koste zuviel, den Neger so zu erziehen, dem muß man antworten: es kostet noch viel mehr, es so zu lassen, wie es bisher war. „Unwissenheit ist stets kostspieliger als Intelligenz" — dieser Satz trifft ganz besonders zu gerade bei der volkswirtschaftlichen Entwicklung eines Landes. „Geschickte Hand, klarer Verstand, ehrenhafte Gesinnung" — diese drei Dinge müssen dem Neger anerzogen werden. Ist dies Ziel erreicht, dann ist die ganze brennende Rassenfrage gelöst. Freilich wird es, bis es dahin kommt, noch manche Mühe und Selbstüberwindung von seiten der weißen Rasse kosten.

Digitized by Google

Rassen-Tabellen.

(Aus dem Statistical Abstract von 1901 zusammengestellt.)

	1860	
	Weiße	Farbige
Nord-Carolina	631 100	361 522
Süd-Carolina	291 388	412 320
Georgia	591 588	465 698
Florida	77 747	62 677
Alabama	526 431	437 770
Mississippi	353 901	437 404
Louisiana	357 629	350 373
Texas	421 294	182 921
Arkansas	324 191	111 259
Tennessee	826 782	283 019
Baumwollstaaten	4 402 051	3 104 963
Delaware	90 589	21 627
Maryland	515 918	171 131
Distrikt of Columbia	60 764	14 316
Virginia	1 047 411	548 907
Kentucky	919 517	236 167
Missouri	1 063 509	118 503
Grenzstaaten	3 697 708	1 110 651
Sklavenstaaten	8 099 759	4 215 614

	1890		1900		Totale Zunahme in % 1890/1900
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige	
Nord-Carolina	1 056 929	561 018	1 269 341	624 469	17,0
Süd-Carolina	462 215	688 934	557 995	782 321	16,4
Georgia	978 538	858 815	1 181 518	1 034 813	20,0
Florida	225 242	166 180	297 812	230 730	35,0
Alabama	834 528	678 489	1 001 390	827 307	20,9
Mississippi	547 041	742 559	643 640	907 630	20,3
Louisiana	559 389	559 198	730 821	650 804	23,5
Texas	1 747 352	488 171	2 427 988	620 722	36,3
Arkansas	819 062	309 117	944 708	366 856	16,3
Tennessee	1 336 840	430 678	1 540 373	480 243	14,3
Southern States	8 577 136	5 483 159	10 595 586	6 525 895	22,5
Delaware	140 107	28 386	154 038	30 697	9,6
Maryland	826 733	215 657	952 980	235 064	14,0
Virginia	1 020 542	635 438	1 193 462	660 722	11,9
West-Virginia	730 104	32 690	915 301	43 499	25,7
Kentucky	1 590 564	268 071	1 862 468	284 706	15,5
Missouri	2 529 000	150 184	2 945 431	161 234	15,9
Grenzstaaten	6 837 050	1 330 426	8 023 680	1 415 922	15,6
Southern States	8 577 136	5 483 159	10 595 586	6 525 895	
vormal. Sklavenstaaten	15 414 186	6 813 585	18 619 266	7 941 817	19,5
Vereinigte Staaten	55 152 210	7 470 040	66 890 199	8 803 535	20,9

Digitized by Google

Die Mutterschaftsversicherung als Grundlage einer mutterrechtlich-polygamischen Sexualordnung.

Dr. Kaspar Schmidh.

Im Juniheft der „Pol.-anthr. Revue" habe ich zu zeigen versucht, daß nicht nur der gegenwärtige Zustand unseres sexuellen Lebens unerträglich und von verhängnisvollen Konsequenzen für die geistige und körperliche Zukunft unseres Volkes und unserer ganzen Kultur ist, sondern daß auch die „Reform der Ehe" in dem Sinne, wie sie etwa das Gros der Frauenbewegung und die ihr nahestehenden Kreise erstreben, teils undurchführbar, teils völlig unzureichend sein muß, daß vielmehr eine Gesundung des Sexuallebens nur durch eine auf polygamisch-mutterrechtlicher Grundlage aufgebaute Sexualordnung gesichert werden kann. Es bleibt uns zu untersuchen, in welchen äußerlichen Rechts- und Wirtschaftsformen eine solche sich bilden und auf welchem praktischen Wege wir zu ihr gelangen können.

Der Kern des Uebels liegt nach meiner Ueberzeugung nun in dem privatwirtschaftlichen Charakter der Einzelfamilie.

Zu einer Kulturperiode, wo die Familie nicht nur Konsumtionseinheit, sondern zugleich auch die letzte und kleinste Produktionseinheit der Wirtschaftsordnung war, wo dank gemeinschaftlichen Besitzes des hauptsächlichsten Produktionsmittels, des Grund und Bodens, jede Familie eine bleibende Wohnungs- und Nahrungsbasis besaß und überdies die noch zureichende Menge besitzlosen Landes das Weiterknospen der Familie bei stärkerem Wachstum durch Ansetzen neuer Ausläufer ermöglichte, da war die privatwirtschaftliche Form der Verantwortlichkeit für die Erhaltung der Familie ein durchaus angemessenes, ja notwendiges Prinzip. Jene Voraussetzungen sind aber heute weggefallen: Die Familie als Produktionseinheit gehört der Geschichte an, geschweige denn daß die Elemente von Nahrung, Kleidung und Wohnung direkt im Schoß der Familie gewonnen würden, wie ehemals. Unsere Produktionsordnung ist eine absolut individualistische geworden: Der Mann und in sehr vielen Fällen auch schon das Weib arbeiten statt für den direkten Konsum der Familie für den Konsum anderer in öffentlichen Berufen zur Fristung ihres Lebens durch Lohn und Gehalt. Unter diesen Umständen fallen diejenigen, die wie die Kinder, Greise, Kranke und sonstige Arbeitsunfähige zu dieser Form der individualistischen Lebensfristung durch Erwerbstätigkeit in Diensten anderer nicht imstande sind, aus der Konsumorganisation sozusagen heraus. Die Sorge für sie der Privatwirtschaft derjenigen aufzubürden, welche zufällig mit ihnen verwandt und verschwägert sind, ist aber ein Nonsens, dessen Existenz eben nur historisch verständlich ist. In dem Grade, wie sich die moderne Wirtschaftsordnung aus den älteren einfacheren und ursprünglicheren Verhältnissen entwickelte, gelangte daher Form und Inhalt mehr und mehr in Widerspruch miteinander. Die Familie als Produktionseinheit zerfiel, aber die Familie als Konsumtionseinheit hielt sich aufrecht (besser gesagt, zerfällt nur sehr langsam), weil es in der Natur der Rechts-Formen und Normen liegt, daß sie die Tendenz haben, weiterzubestehen, auch wenn die Verhältnisse, welche sie dereinst geschaffen

Digitized by Google

haben, längst nicht mehr existieren; es bedarf oft erst starker äußerer Anstöße, um ihren Zusammenfall herbeizuführen. So war denn die wesentliche Folge des erwähnten Widerspruches bisher nur eine Zerrüttung und Entartung des sexuellen Lebens, die in dem Maße schärfer zutage trat, wie die moderne Wirtschaftsordnung sich klarer und allgemeiner herausbildete, und die gegenwärtig einen solchen Höhepunkt erreicht hat, daß ihre, Volksgesundheit und Kultur bedrohende, Wirkung auch dem Blödesten klar wird.

In bezug auf die gemeinwirtschaftliche Sorge für die Kranken und Siechen, die Irren, Greise, Arbeitslosen etc. ist das gemeinwirtschaftliche Prinzip bereits mehr oder weniger anerkannt und teilweise bereits in die Praxis übersetzt. Die Ueberlassung der Fürsorge für sie an die Familie verträgt sich weder mit den moralischen Anschauungen der Gegenwart, noch mit dem klaren Selbstinteresse der Gemeinschaft und muß durch eine öffentliche Fürsorgeverpflichtung — sei es wenigstens mittels Beteiligung an den Kosten — ersetzt werden. Nur eine konsequente Durchführung dieses Grundgedankens ist es aber, die uns zur Uebernahme der Kosten auch für die Fortpflanzung und Aufzucht der jungen Generation seitens der Gesellschaft weiterführt.

Daß die heutige Verteilung dieser Kosten schlechterdings ein grober Unfug ist, bedarf wohl kaum eines eingehenden Beweises. Gesunde Kinder in die Welt setzen, ist an sich ein so großes Verdienst um die Gesellschaft, daß diese eher eine Belohnung darauf setzen müßte. Statt dessen sehen wir, daß diejenigen Eltern, welche die meisten Kinder erzeugen und erziehen, für die damit verbundene Summe von Schmerzen, Angst, Sorge, Störung in ihren Lebensgewohnheiten, Pflegearbeit, Beeinträchtigung im Erwerb und sonstigen Nachteilen noch durch eine Sonderbelastung, eine Art Strafsteuer geschädigt werden, die desto größer und unerträglicher ist, je größer die Kinderschar wächst, die sie der Gesellschaft schenken, je älter und damit je leistungsfähiger und vielversprechender die Kinder werden. Das Prinzip, die wirtschaftlichen Lasten für die Aufzucht der Kinder der Privatwirtschaft derjenigen aufzupacken, welche diese Kinder physiologisch ins Leben gebracht haben, ist ein so widersinniges, vom Standpunkt gesunder Rassenpolitik so wahnwitziges, daß unsere Nachfahren dereinst sich einmal gar nicht in die geistige Verfassung eines Zeitalters werden hineinversetzen können, dem dieses Prinzip als etwas Normales und Selbstverständliches erschien.

Wie soll aber nun Abhülfe geschaffen werden? Sollen wir eine allgemeine Verstaatlichung der Kindererziehung einführen, etwa derart, daß die Kinder nicht nur mit sechs Jahren, wie in Sparta, den Eltern fortgenommen werden, sondern schon sofort nach der Geburt in allgemeine staatliche Kinderhäuser verbracht und von staatlich angestellten Ammen und Pflegerinnen aufgezogen werden? Nichts liegt mir ferner, als ein derartiger Vorschlag. Das Kind gehört selbstverständlich zur Mutter, und soweit nicht Fälle eintreten, daß die Mutter oder das Kind selbst eine Trennung verlangen, ist das Kind bei der Mutter zu lassen, solange beide irgend damit einverstanden sind. Die mutterrechtliche Familie, in welcher der Mann, sei es vorübergehend, sei es auf längere Zeit oder dauernd, ein gern gesehener Gast

Digitized by Google

ist, muß die Grundform der Zukunftsgesellschaft werden. Wohl aber sollen die materiellen Kosten des Kindes von der Allgemeinheit übernommen werden, denn sie ist es, die das eigentliche Interesse an einem starken Wachstum der Bevölkerung und an einer rationellen Aufzucht des jungen Nachwuchses hat.

Als Form, in welcher diese Kostenübernahme aber am einfachsten und leichtesten erfolgen kann und sich unschwer an bestehende Einrichtungen angliedern läßt, scheint mir die einer allgemeinen „Mutterschafts-Rentenversicherung", wie sie, wenn auch unter anderen Gesichtspunkten, der „Bund für Mutterschutz" in sein Programm aufgenommen hat, vorzüglich geeignet zu sein. Dr. Walther Borgius, der Hauptvertreter und Inaugurator dieses Projektes, hat im Juliheft des „Mutterschutz"[1]) Plan und Durchführung dieser Versicherung ziemlich eingehend ausgeführt, so daß ich auf diesen Aufsatz, dessen Inhalt ich im wesentlichen unterschreibe, verweisen und mich darauf beschränken kann, mit ganz kurzen Worten das Projekt nochmals zu skizzieren. Borgius erstrebt eine allgemeine Versicherung (die wohl öffentlichrechtliche Zwangsversicherung sein müßte), zu welcher sämtliche Erwerbsfähige einen gleichen — die Junggesellen einen doppelten — Beitrag zahlen, dessen Höhe er auf 100 Mk. jährlich berechnet. Die dadurch zusammenkommenden Geldmittel würden genügen, um neben der jeder Mutter zu gewährenden Schwangerschafts- und Entbindungs-Unterstützung für jedes Kind bis zum 14. Jahre eine Jahresrente zu sichern, die etwa den durch seine Erziehung entstehenden Mehrkostenbetrag decken und für die ersten vier Kinder (degressiv) etwa 250, 200, 150 und 100 Mk. jährlich betragen sollen. Für fünfte und spätere Kinder soll eine Rente nicht mehr gezahlt werden, einerseits weil sonst, wenigstens für Mütter der ärmsten Volksschichten, ein Anreiz zur Uebertreibung der Geburtenziffer entstehen könnte, andererseits, weil fünft- und später geborene Kinder erfahrungsgemäß im Durchschnitt biologisch nicht mehr auf der Höhe der ersten vier stehen. Ich würde aber noch weiter gehen und befürworten, daß, auch ohne Rücksicht auf die Zahl der bereits lebenden Geschwister, Renten grundsätzlich nur für solche Kinder zur Auszahlung gelangen, deren beide Eltern laut ärztlicher Prüfung zur Zeit der Zeugung über ein gewisses Normalmaß gesunder Körperkonstitution verfügten und insbesondere von gewissen, erfahrungsgemäß die Gefahr erblicher Belastung mit sich bringenden organischen und Allgemein-Krankheiten, wie Tuberkulose, Syphilis, Alkoholismus, Geisteskrankheit, schwere Herzfehler etc., frei waren. Die Mutterschaftsversicherung würde auf diese Weise gleichzeitig eine Handhabe bieten, die physische Tüchtigkeit der Bevölkerung zu heben, sofern durch sie die Fortpflanzung der körperlich guten Elemente begünstigt, die der minderwertigen aber zurückgedrängt würde. Man hat zu diesem Zwecke schon vorgeschlagen, Männern und Frauen, welche mit konstitutiven und organischen Fehlern behaftet sind, deren Vererbung vorausgesetzt werden muß, die Ehe zu verbieten. Dies ist aber nicht nur eine außerordentlich harte Maßregel, sondern auch eine völlig unzuläng-

[1]) „Mutterschutz", Ztschr. z. Reform d. sexuellen Ethik. Hgb. v. Dr. phil. Helene Stöcker. II. Jg. Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag.

Digitized by Google

liche, da einerseits es nicht notwendig ist, zwei Leute der ehelichen Gemeinschaft zu berauben, wenn man nur verhindern will, daß sie Kinder zeugen, andererseits damit noch nicht die geringste Gewähr gegen die Erzeugung unehelicher Kinder durch eben solche Personen gegeben ist. Sehr wohl aber ist es angängig, eine Wohltat, wie die Mutterschaftsversicherung, prinzipiell zu beschränken auf Personen, welche ein gewisses Mindestmaß von Voraussetzungen der körperlichen Konstitution aufweisen.

Gegen derartige Auslese-Bestimmungen wird gern eingewendet, daß sich der Begriff der „Gesundheit" überhaupt nicht einwandfrei feststellen ließe; auch sei keineswegs gesagt, daß nicht eine gesunde Frau von einem kranken Manne oder umgekehrt eine kranke Frau von einem gesunden Manne ein völlig normales und lebenskräftiges Kind gebären könne. Gute Pflege und rationelle Ernährung und körperliche Abhärtung etc. könnten ferner auch ein erblich belastetes Kind zu einem ganz normalen Menschen gestalten, wie umgekehrt das kräftigste Kind durch Vernachlässigung und falsche Behandlung degeneriere. Das alles ist richtig, trifft aber meines Erachtens nicht den Kern der Sache. Denn unter allen Umständen wird doch unter sonst gleichen Verhältnissen ein von kräftigen und gesunden Eltern stammendes Kind einem erblich belasteten in der körperlichen Entwicklung voraus sein. Die Mutterschaftsversicherung soll aber die Aufgabe haben, sowohl die Zeugung solcher Kinder zu erleichtern, als zu verhindern, daß sie, wenn geboren, infolge unzureichender Subsistenzmittel degenerieren. Und daß an sich die Feststellung eines gewissen Mindestmaßes gesundheitlicher Konstitution und Fehlen vererblicher Krankheiten oder körperlicher Schwächen und Fehler durchaus nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, zeigen uns ja doch die Untersuchungen sowohl auf Tauglichkeit zum Militärdienst, wie auf Aufnahme in eine Lebensversicherung. Es dürfte daher lediglich sachverständiger Beratungen darüber bedürfen, wo und wie zweckmäßigerweise die Grenze für die Erfordernisse des vorliegenden Falles gezogen wird.

Aus gleichen rasse-hygienischen Erwägungen dürfte es sich empfehlen, die Auszahlung der Rente davon mit abhängig zu machen, daß die Mutter wenigstens eine gewisse Mindestzeit hindurch das Kind selber zu nähren gewillt und imstande ist.

Denken wir uns diese Maßnahmen planmäßig durchgeführt, so ergibt sich, daß damit eine vollständige Neugestaltung der Grundlagen für den Geschlechtsverkehr und die Fortpflanzung eingetreten wäre: Ein jedes Mädchen von einem gewissen Alter ab ist materiell in die Lage versetzt, ohne irgendwelche Beeinträchtigung seiner materiellen Existenz Mutter zu werden, und zwar bleibt es sich für sie finanziell ziemlich gleich, ob sie dies in Form der alten Ehe oder einer Reformehe irgendwelcher Art oder eines vollkommen freien Verhältnisses tut. Auch hier glaube ich zunächst durchaus nicht, daß die Folge nun ein allgemeiner, sofortiger Zusammenbruch der Eheform sein würde. Unser Ehe- und Familien-Recht sichert der Frau und in gewissem Sinne auch dem Manne so erhebliche äußerliche Vorzüge bei der Wahl der Ehe als Form für den Geschlechtsverkehr, auch wirken Tradition und Sitte erfahrungsgemäß so konservativ, daß das Gros der heute Verehelichten es vor-

Digitized by Google

ziehen würde, in der Ehe zu verbleiben, und der Rest der daraufhin zur Auflösung der Ehe Schreitenden oder von der Neueingehung einer Ehe Abstand Nehmenden durch solche ersetzt würde, die gerade auf Grund der Mutterschaftsversicherung sich zur Verheiratung entschließen. Wohl aber würde eine beträchtliche Zahl von geistig und seelisch hoch entwickelten Männern, — die heute entweder verheiratet sind, aber unter der Ehe schwer leiden, oder wegen ihrer Beanlagung nicht geheiratet haben, dann aber wieder unter der heutigen Form der außerehelichen Beziehungen ebenfalls leiden, — durch den neuen Zustand in die Lage versetzt, ohne Zwang, Heuchelei, Verlogenheit und gegenseitiges Sich-quälen zu freien, edlen und glücklichen Menschen zu werden. Und zweitens wäre damit einer sehr großen Zahl von Mädchen, die heute ein durch Onanie gemildertes Zölibatärleben führen und sich in einsamer Kammer nach Mannesliebe und Mutterglück sehnen, die Möglichkeit gegeben, zu ganzen Menschen zu erwachen, statt zu lasterhaften und hysterischen alten Jungfern zu entarten.

Es würde sich somit folgende gesellschaftliche Organisation ergeben: Grundsätzlich, d. h. vor allem rechtlich, tritt eine vollständige Individualisierung der Bevölkerung ein. Die Tatsache, daß dieser oder jener Mann mit diesem oder jenem Weibe auf längere oder kürzere Zeit, ausschließlich oder nicht, in sexuellen Beziehungen steht, bleibt im Prinzip ohne Einfluß auf die gesellschaftliche Organisation der Beteiligten; sie können eine gemeinschaftliche Haushaltung führen oder nicht, wie es ihnen jeweilig zweckmäßig erscheint. Anzunehmen ist allerdings wohl, daß nur in beschränktem Umfang eine völlig isolierende Lebensweise der Individuen eintreten wird. Eher ist zu vermuten, daß sich größere Gruppen von zeitweilig familiär und gemeinschaftlich lebenden nah befreundeten Männern und Frauen zum Haushalt vereinigen werden. Auch die unseren Pensionen, den amerikanischen boarding houses, sowie Stiften und ähnlichen Anstalten gleichenden Lebenseinrichtungen werden sich voraussichtlich erheblich mehren. Die Frage der sexuellen Beziehungen wird jedoch, wie erwähnt, von der Gestaltung der Haushaltung begrifflich und rechtlich vollständig getrennt.

Erhalten bleiben wird die Haushaltungsgemeinschaft selbstverständlich im großen und ganzen allgemein für die Blutsfamilie im neuen mutterrechtlichen Sinne, d. h. für die Mutter mit den von ihr geborenen — sei es auch von verschiedenen Männern gezeugten — Kindern, wohlgemerkt aber auch dies nicht zwangsweise, sondern ausschließlich nur, wenn und solange als die Kinder freiwillig bei der Mutter bleiben. Der Zwang zwischen Mann und Weib ist ja keineswegs der einzige, den die heutige Form der Familie mit sich bringt. Mindestens eben so schlimm ist die Sklaverei der Kinder, welche heute genau ebenso auf Gnade und Ungnade der Willkür des Elternpaares preisgegeben sind, wie früher der Sklave der seines Herrn. Ja, in höherem Grade, denn sie sind auch noch ihrer physischen Kraft und ihrer geistigen Entwicklung nach den Eltern nicht im geringsten gewachsen und stehen den Launen und Fehlern dieser daher wehrlos gegenüber. Die Mutterschaftsversicherung bringt daher neben anderen segensreichen Folgen auch die Emanzipation der Kinder als Nebenwirkung.

Digitized by Google

Hierüber weiter unten noch Näheres. Zunächst sei erst noch ein Einwand zurückgewiesen, daß nämlich das des Zusammenlebens mit seinem Vater entbehrende Kind nicht nur einen Verlust an Gemütswerten, sondern durch Ueberlassung der Erziehung allein an die Mutter auch ein sehr schweres pädagogisches Manko erfahre.

Hierauf möchte ich zunächst antworten: Ich stelle mir das „Familienleben" auf mutterrechtlicher Grundlage keineswegs so vor, daß der Mann, auch wenn isoliert lebend, etwa nur ein seltener Gast im Hause der mutterrechtlichen Familie ist, wohl gar nur dann dorthin kommt, wenn das sexuelle Bedürfnis ihn zu einer Liebesnacht treibt. Im Gegenteil, ich nehme an, daß der Mann, der wirklich mit Liebe an seinem Weib und Kind hängt, — und nur ein solcher hat für das Kind wirklichen Gemüts- und Erziehungs-Wert — so ziemlich die ganze Zeit, die er nicht für seinen Beruf, für spezifisch männliche Geselligkeit (z. B. Vereinsleben), für Schlaf und dergleichen braucht, ebenso wie heute gern im Kreise von Weib und Kind verbringen wird, und daß er aus diesen Rücksichten auch sein Domizil in nächster Nähe der letzteren aufschlagen wird. Grundsätzlich aber kann er sein eigener Haushaltsvorstand sein. Und gerade für das Kind ist es zweifellos in jeder Hinsicht besser, seinen Vater lieber etwas seltener zu sehen, dafür aber stets nur als wirklichen Vater und Geliebten der Mutter, anstatt, wie heute, zwar öfter, aber dafür zumeist nur als nervösen, abgehetzten Berufsmenschen, der seine Gedanken wo anders hat, den das Kind nicht stören darf, weil er zu arbeiten hat oder Besuch empfängt, oder der gar mit der Mutter in Zank und Streit liegt und das Haus mit Unfrieden erfüllt, weil einer der beiden Teile schlechter Laune ist oder dem anderen irgend einen kleinen Verdruß angetan hat und nun dank unseres glorreichen „Familienhaushalts" trotzdem beide ununterbrochen weiter an demselben Tisch Mittag und Abendbrot essen, in demselben Zimmer Bett an Bett schlafen und damit jede Lappalie von Streitanlaß zu einer dauernden und sich ständig vertiefenden Reibungsfläche gestalten müssen.

Aber davon ganz abgesehen, halte ich von dem, was man gemeinhin als „Erziehung" bezeichnet, überhaupt gottesjämmerlich wenig. Wenn man das Wort im weiteren Sinne faßt und darunter überhaupt jede Art von äußeren Einflüssen auf das Fühlen, Denken und Handeln des Menschen versteht, dann spielt in der Fülle von Erziehungsfaktoren, welche das ganze Leben hindurch von allen Seiten sich geltend machen, die Einwirkung des Vaters (zumal des heutigen Vaters, der seine Kinder in der Woche eigentlich nur schlafend sieht) eine so nebensächliche Rolle, daß ihr vollständiges Fehlen keinen allzu großen Ausfall bedeutet. Versteht man darunter aber speziell jene Art des Einflusses, die sich als zwangsweises Aufdrängen eines des väterlichen Willens kraft patriarchalischer Autorität, gesetzlicher Strafgewalt und physischen Zwanges darstellt, so erachte ich die „Erziehung" für eine so verhängnisvolle, frevelhafte Seelenverstümmelung, daß die Aussicht, sie unmöglich zu machen, mir schon allein eine genügende Rechtfertigung der mutterrechtlichen Familienbildung sein würde.

Ich will hier nicht auf das Gebiet der Erziehung abschweifen und nicht näher darauf eingehen, was auf diesem Gebiete durch Borniertheit

Digitized by Google

und Unwissenheit, Gleichgültigkeit und Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl, Brutalität des Denkens und Fühlens, Kurzsichtigkeit und Unduldsamkeit, Selbstsucht und Eitelkeit an den wehrlosen, hülflosen und ratlosen Kindern gesündigt wird. Das merkt man selbst erst, wenn man planmäßig Jahre hindurch aufs sorgfältigste die Behandlung beobachtet, welche die Kinder nahestehender Familien ausgesetzt sind und sich bei jeder Einzelheit fragt: Wie würde es Dir behagen, wenn Du selber jetzt dies Kind wärst? In der Tat ist der Zustand der vollendetsten Sklaverei, dem die unerwachsenen Kinder heute rechtlich und in noch höherem Grade faktisch unterworfen sind, d. h. der Mangel eigener Rechtspersönlichkeit und geschützter Willensfähigkeit gegenüber ihren Eltern, ein so unwürdiger und schädlicher, daß es nur die jahrtausendelange Gewohnheit erklärt, wenn wir sonst so empfindsamen Menschen, die wir selbst die Tiere gegen Mißbrauch schützen, diesem Unfug täglich zusehen, ohne ihn zu merken. Die Emanzipation des Kindes von den depravierenden Einwirkungen der sogenannten elterlichen „Erziehung“ ist meiner festen Ueberzeugung nach die erste Voraussetzung jener geistigen und seelischen Höherentwicklung des Menschen, die wir stillschweigend voraussetzen, wenn wir an die Erreichung höherer sozialer Lebensformen in einer weiteren Zukunft glauben.

Allerdings denke ich dabei nun nicht etwa an einen Ersatz durch „Erziehung“ der Kinder in allgemeinen öffentlichen Staatsanstalten. Denn erstens verwerfe ich eben grundsätzlich jede „Erziehung“, soweit man darunter mehr als ein passives Hüten der Kinder vor Schadennehmen und Schadenanrichten, also eine autoritative Einwirkung auf das Kind ausüben will. Und zweitens schätze ich allerdings den Gemütswert des Zusammenlebens des Kindes mit seiner Mutter (und auch mit seinem Vater) für so hoch ein, daß ich ihn auf keinen Fall preisgegeben sehen möchte. Das Bewußtsein des Kindes: Ich lebe unter dem Dache eines Menschen, der mich und den ich weit lieber habe, der mir — aus unverlierbaren physiologischen Ursachen — weit näher steht, als irgend ein anderer noch so braver Mensch auf Erden, ist viel wichtiger und wertvoller für die Entwicklung des Kindes, als der Grad der rationellen Körperpflege und Verstandesbildung, die sicherlich ja in öffentlichen Staatsanstalten vollkommener und fehlerfreier durchgeführt werden kann, als im Einzelhaushalt der mutterrechtlichen Familie.

Wohl aber muß der Mutter und ebenso dem Vater die „Herrschaft“ über das Kind genommen sein, die diese nach Tradition, Sitte und Gesetz heute haben. Um dies zu erreichen, genügt es aber, wenn jederzeit die Möglichkeit gegeben ist, das Zusammenleben von Mutter und Kind aufzuheben. Genau ebenso, wie zwischen Mann und Weib ist es auch zwischen Eltern und Kindern lediglich der Zwangscharakter der Lebensgemeinschaft, welcher diese bis zur Unerträglichkeit entarten läßt. Mit dem Moment, wo das Kind imstande ist, seine Mutter, bezw. Eltern, dauernd oder zeitweilig zu verlassen und ein materiell gleichwertiges Unterkommen wo anders zu finden, wird das Verhältnis von Eltern und Kindern auf eine vollständig neue Basis gestellt; die Eltern müssen dann die Wünsche und Klagen des Kindes genau ebenso anerkennen und berücksichtigen, wie die jedes

Digitized by Google

anderen Hausgenossen, an dessen Verbleiben und Freundschaft ihnen gelegen ist. Und umgekehrt wird es aber auch für das Kind ein ausreichendes Memento sein, zu wissen: Wenn ich meiner Mutter zuviel Plage und Aerger mache, kann sie mich jede Stunde aus dem Hause werfen und mich nötigen, mir — dauernd oder zeitweilig — eine andere Unterkunft zu suchen.

Die Voraussetzung hierfür ist nun allerdings das Bestehen staatlicher öffentlicher Alumnate, jedoch nur fakultativen Charakters, also Anstalten, in denen Kinder in allen Fällen auf längere oder kürzere Zeit zur Pflege aufgenommen werden, wenn entweder die Mutter oder das Kind dies wünschen. Solche allgemeinen Alumnate, die im übrigen gleichzeitig die Funktion vorbildlicher Musteranstalten für rationelle Pflege des Körpers und Geistes ausüben müßten, sind aber ohnehin unerläßlich für Waisen, Findelkinder und andere Fälle, in denen das Leben der Kinder im Hause der Mutter aus irgendwelchen Gründen unmöglich ist. Es handelte sich also lediglich noch darum, diese zur Aufnahme jedes Kindes ohne Unterschied zu verpflichten, welches sich weigert, im Hause seiner Mutter zu verbleiben oder dessen Mutter seine Aufziehung ablehnt. Damit wäre zugleich eine außerordentliche Erleichterung geschaffen für alle die heute so schwierigen Fälle, wo längere Reisen der Eltern, Krankheit im elterlichen Hause oder ähnliche äußere Umstände ein vorübergehendes Unterbringen der Kinder außerhalb des Hauses notwendig machen. Daß der Anspruch auf die Rente der Mutterschaftsversicherung in allen solchen Fällen für die Zeit der Pflege auf den Etat der betreffenden Anstalt übergeht, ist selbstverständlich.

Eine konsequente und unerschrockene Durchführung der Mutterschafts-Rentenversicherung würde also tatsächlich alle Forderungen erfüllen, welche wir, von welchem Standpunkt aus auch immer, an eine durchgreifende Reform unseres Sexuallebens stellen müssen.

Sie würde erstens das Weib radikal vom Manne wirtschaftlich unabhängig machen (wobei ich als wahrscheinlich voraussetze, daß die Frau der Zukunft grundsätzlich erwerbstätig ist und die Versicherungsprämie sie über die direkten Kosten des Kindes hinaus nur soweit entlastet, als ihr Erwerb durch die Aufzucht des Kindes beeinträchtigt wird).

Sie würde zweitens das Kind aus der wirtschaftlichen und damit allgemeinen Sklaverei befreien und hierdurch die Basis für eine rationellere Art des Aufwachsens der jungen Generation schaffen.

Sie würde drittens jedem erwachsenen Manne wie Weibe den Geschlechtsverkehr mit geliebten Personen des anderen Geschlechtes ermöglichen (und soweit sie nicht unterhalb einer gesundheitlichen Mindestgrenze bleiben, auch die Erzeugung von Kindern), ohne daß dies von ihrer zufälligen wirtschaftlichen Lage oder der Erfüllung äußerlicher — Mann und Weib dauernd aneinander bindender und schwerwiegende Pflichten in sich schließender — Formalien abhängig wäre.

Sie würde somit den sexuellen Verkehr sowohl von dem Zwange der Haushaltsgemeinschaft, wie von der Last aller mit der Ehe begriffsmäßig verbundener Beschränkungen lösen. Und sie würde dabei doch schließlich in keiner Weise irgendwelchen Zwang ausüben oder eine

Digitized by Google

schematische Einheitlichkeit des Sexuallebens mit sich bringen, vielmehr jedem Menschenkind ermöglichen, nach seiner Fasson selig zu werden, sei es der radikalste polygamische Individualismus, sei es die reaktionärste kirchlich getraute Ehe auf Lebenszeit. Das ist aber von besonderer Wichtigkeit. Denn darüber müssen wir uns klar sein: Das Sprichwort „Eines schickt sich nicht für alle" ist ganz besonders auf das Gebiet des sexuellen Lebens anwendbar. Die historische Entwicklung der modernen Kultur hat eine solche Verschiedenheit der Anschauungen, Neigungen und Empfindungen gerade gegenüber dem sexuellen Problem mit sich gebracht, daß mindestens noch lange Zeiten vergehen werden, bis eine einheitliche Gestaltung der Beziehungen zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern Platz greifen kann, ohne große Gruppen des Volkes so oder so in ihren intimsten Empfindungen zu verletzen, ihre geistigen wie körperlichen Bedürfnisse zu vergewaltigen. Darum ist es ein wichtiges Erfordernis der Sexualreform, eine Gestaltung der Dinge herbeizuführen, durch welche den Bedürfnissen der rückständigen, der modernen und der ihrer Zeit vorauseilenden radikalen Schichten in gleicher Weise gedient wird.

Einige Einwürfe grundsätzlicher Natur müssen wir noch kurz berücksichtigen.

Malthusianische Einwände gegen die Mutterschaftsversicherung hoffe ich in diesen Blättern nicht ernstlich zurückweisen zu müssen. Allerdings üben diese immer noch einen gewissen Einfluß auf weitere Kreise, namentlich solcher Menschen aus, welche eine unzureichende Kenntnis soziologischer und volkswirtschaftlicher Kenntnisse mit einem warmfühlenden Herzen vereinigen. So schrieb mir erst unlängst eine geschätzte Schriftstellerin: „Als überzeugte Anhängerin des Neumalthusianismus sehe ich in der gegenwärtigen Ueberproduktion von Menschenleben ohne Rücksicht auf die Qualität, auf Lebenskraft und Leistungsfähigkeit das größte Unheil; ich werde niemals die Hand dazu bieten wollen, das ohnehin gar nicht mehr zu bewältigende Proletarierelend, speziell die Not der Proletarierfrauen, auf dem vorgeschlagenen Wege zu bekämpfen" (gemeint ist wohl „zu verstärken").

Aber man wirft, wie aus diesen Worten sehr instruktiv hervorgeht, dabei ganz verschiedene Dinge durcheinander: Das eine ist die heute teilweis vorhandene geschlechtliche Ueberlastung mancher Frauen, welche — zu ihrem und der Kinder Nachteil — sechs, acht und mehr Entbindungen durchmachen; dem wird die Mutterschaftsversicherung in der oben skizzierten Form eher entgegen arbeiten, als förderlich sein[1]). Das zweite ist die Qualität des Nachwuchses. Daß deren weitgehende Steigerung erstrebt werden muß, ist selbstverständlich und ich hoffe gerade, daß auch hierbei die Mutterschaftsversicherung wirkungsvolle Beihülfe leisten wird durch Zurückdrängung der Erzeugung von fünften und späteren Kindern, sowie von Kindern

[1]) Daß grundsätzlich Vorbeugungsmaßregeln gegen die Empfängnis beim Geschlechtsverkehr gestattet, ja vielfach direkt geboten sind, wird kein vernünftiger Mensch bestreiten. Im Gegenteil, ich bin überzeugt, die Zukunft wird uns eine viel weitergehende Trennung der beiden Begriffe Geschlechtsgenuß und Kinderzeugung bringen, als wir heute selbst im besten Falle kennen. Insonderheit ist zu hoffen, daß Ausführung und Fabrikation der heute immer noch sehr mangelhaften Vorbeugungsmittel ganz erhebliche Fortschritte machen werden.

Digitized by Google

kranker Eltern und durch Erleichterung der Erzeugung von Kindern gesunder Eltern. Unglaublich kurzsichtig ist aber die von malthusianischer Seite immer wieder gemachte stillschweigende Unterstellung, daß Quantität und Qualität des Nachwuchses im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen müßten. Innerhalb der Einzelfamilie liegt diese Gefahr allerdings nahe, aber nicht innerhalb der Gesellschaft! Drittens spielt die naive Vorstellung mit, als sei die relativ ungünstige wirtschaftliche Lage, in welcher sich die große Masse heutzutage befindet, auf eine zu starke Fortpflanzungsrate überhaupt zurückzuführen bezw. als würde eine Verringerung des Geburtenüberschusses eine Besserung der sozialen Lage der breiten Massen herbeiführen oder wenigstens Voraussetzung für eine solche sein. Die Naivität und Haltlosigkeit dieser Argumentation brauche ich wohl nicht eingehender zu erörtern, und möchte nur darauf kurz hinweisen, daß jedenfalls die Nation, welche diese Argumente in die Praxis umzusetzen versuchte, wie die französische es ja zu tun scheint, binnen weniger Generationen aus der Reihe der Nationen, mit denen die Zukunft unserer Kultur rechnet, ausscheiden und solchen Konkurrenten Platz machen müßte, denen der Sinn für diese Hypothese fehlt.

Ernster zu nehmen ist der von soziologischer Seite zuweilen gemachte Einwand, daß die Polygamie erfahrungsgemäß eine niedrige Stufe der kulturellen Entwicklung darstelle, unser Ziel also nicht vor, sondern vielmehr hinter uns läge. Hierauf möchte ich erwidern, daß meines Erachtens das eine das andere nicht ausschließt. Im Gegenteil: Man hat schon oft erklärt, der Fortschritt der Entwicklung vollziehe sich in Spiralen, und ich habe wiederholentlich schon — nicht nur auf sexualrechtlichem, sondern auch auf anderen Gebieten des Lebens — den Eindruck gewonnen, daß unsere derzeitige Entwicklung sich in der Richtung auf einen Zustand hin bewegt, der — wenn auch „auf erweiterter Stufenleiter" der Kultur, wie Marx sagen würde — eine gewisse Parallele zu Lebensformen bilden dürfte, die wir mit etwas Selbstüberhebung als „vorgeschichtliche" bezeichnen, weil sie „vorstaatliche" sind. Jedenfalls darf aber so viel wohl als festgestellt angesehen werden, daß die Rechtsformen des Sexuallebens eine Resultante der jeweiligen Wirtschaftsordnung bilden und daher mit den Aenderungen dieser auch selber grundsätzlichen Wandlungen unterliegen. Faktisch herrscht überdies in unserer Kultur bereits im weitesten Umfange Polygamie, so daß es eigentlich nur gilt, Lebensformen und Rechtsnormen in Einklang miteinander zu bringen.

Noch einen Einwand müssen wir im Zusammenhang damit streifen, der insofern wichtig ist, als er die Zusammenhänge des sozialen und biologischen Lebens berührt. Der bekannte naturwissenschaftliche Schriftsteller Dr. Th. Zell führt in einem Aufsatz über die Frage der künstlichen Verlängerung unseres Lebens[1]) aus, daß die normale Lebensdauer einer Gattung organischer Wesen in engem Zusammenhang mit der Intensität der normalen Vermehrung der betr. Gattung stehe. Er sagt:

> „Das Individuum kann und soll sterben, sobald ein Aussterben der Gattung nicht mehr zu befürchten ist. Nur sind hierfür folgende Umstände ausschlaggebend: 1. Fruchtbarkeit, 2. Polygamie oder Monogamie,

[1]) Deutsche Tageszeitung vom 26. April 1906.

Digitized by Google

3. Erwachsensein bezw. Kinderpflege, 4. Anzahl der Feinde. ... Der Adler, der gewöhnlich nur ein oder zwei Eier ausbrütet, in Monogamie lebt und erst mit etwa 10 Jahren erwachsen ist, muß länger leben, um nicht auszusterben, als das Huhn, das in Polygamie lebt, jährlich etwa 15 Junge großziehen kann, die sich noch im Jahre ihrer Geburt fortpflanzen. ... Deshalb müssen Hühner viele Feinde haben und deshalb dürfen sie nicht zu lange leben. ... Würde der Mensch wie Pferd und Rind in natürlicher Polygamie leben, oder würde seine Fruchtbarkeit so groß wie die des Hundes oder Kaninchens sein, so würde auch sein Leben bedeutend kürzer währen."

Hier liegt ein aus richtigen Prämissen mit verblüffender Verwechselung von Ursache und Wirkung gezogener Trugschluß vor: Die Verschiedenheit der biologischen Fortpflanzungsrate erklärt sich allerdings darwinistisch aus der Länge der durchschnittlichen Lebensdauer — sei es, daß diese durch die Schwäche der Körperkonstitution der Tiergattung oder durch Zahl und Gefährlichkeit ihrer Feinde begrenzt wird —, und aus dem Alter der Geschlechtsreife: Tiergattungen von schwacher Fortpflanzungs-Intensität, sei es infolge späten Eintritts der Geschlechtsreife oder monogamischer Gewohnheiten oder geringer Fruchtbarkeit an sich, gehen eben unter, soweit nicht ein besonders hohes normales Lebensalter bezw. besonders wirksame Verteidigungswaffen gegen ihre Feinde ein hinreichendes Gegengewicht bilden. Umgekehrt pflanzen sich Gattungen mit großer Fruchtbarkeit, früher Fortpflanzungsfähigkeit, polygamischen Neigungen auch unter den ungünstigsten Verhältnissen fort. Daher zeigt sich als Endresultat, daß letztere de facto viele Feinde und sonstige ungünstige Lebensverhältnisse haben, während erstere ein langes Leben, große Verteidigungsfähigkeit usw. aufweisen. Ganz falsch ausgedrückt aber ist es zu sagen: Weil Hühner polygamisch leben und fruchtbar sind, deshalb „müssen" sie viele Feinde haben und „dürfen nicht" lange leben. Und aus dieser schiefen Betrachtungsweise ergibt sich dann der noch falschere Satz: Wenn der Mensch polygamisch lebte oder sehr fruchtbar wäre, so würde auch sein Leben kürzer währen. Nein! Weil der Mensch den übrigen Tierrassen weitaus überlegen war oder besser gesagt wurde, deshalb, weil er sich besser als die Tiere nicht nur der Umwelt anpassen, sondern sogar diese in weitgehendem Maße nach seinem Bedürfnis entsprechend umgestalten konnte, nur deshalb war es möglich, daß er, obwohl an sich wenig fruchtbar und erst spät geschlechtsreif werdend, trotzdem auch monogamisch seine Rasse fortpflanzen konnte, als die Entwicklung des Wirtschaftslebens dies notwendig machte. (Ob die Einehe schon eine ursprüngliche Sexualform des Menschen sei, ist mindestens noch sehr bestritten; wahrscheinlich herrschten ursprünglich Formen des Sexuallebens, die mindestens dem Fortpflanzungseffekt nach der Polygamie sehr nahe standen.) Absolut sinnlos und unbegründet aber ist eine Auffassung, als ob ein Uebergang bezw. eine Wiederrückkehr zur Polygamie nun eine Verkürzung des menschlichen Lebens nach sich ziehen müßte. Im Gegenteil: Da infolge der wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtentwicklung die Monogamie heutzutage die Fortpflanzungsrate und die Qualität der Bevölkerungsvermehrung stark herabdrückt, so wird gerade aus biologischen Rücksichten die Polygamie ebenso notwendig, als ob sich etwa neuerdings die Feinde des menschlichen Lebens plötzlich außerordentlich vermehrt hätten.

Digitized by Google

Es wird somit einfach ein ethnologischer Ausleseprozeß stattfinden: Diejenigen Rassen oder Nationen, welche die Notwendigkeit der Polygamie rechtzeitig einsehen und sich zu ihrer Durchführung fähig erweisen, werden dadurch einen gewaltigen quantitativen und qualitativen Aufschwung nehmen, diejenigen, welche sich gegen diese Einsicht verschließen oder bei welchen Gefühl und Tradition, Konservatismus und Prüderie dem einen zu starken und zu langwährenden Widerstand entgegensetzen, werden durch Abnahme der Fortpflanzung, Niedergang der Konstitution, Laster und Geschlechtskrankheiten dezimiert werden. Die Polygamie wird unter allen Umständen siegen; die Frage ist nur: Welche Rasse wird sie — und damit sich selbst — zum Siege und zur Weltherrschaft führen?

Einen gangbaren Weg dahin bietet unter heutigen Verhältnissen einzig und allein die Mutterschafts-Rentenversicherung. Wird ein Minister den Mut finden, sie einem Parlament vorzulegen? Sein Name würde für alle Zeiten als der eines der größten Wohltäter der Menschen in das goldene Buch der Geschichte eingeschrieben sein.

Anthropologische Eindrücke aus der Wiener Porträt-Ausstellung.

J. L. Reimer.

In diesem Frühjahr wurde im österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien eine „Spitzen- und Porträt-Ausstellung" abgehalten, die in ihrem zweiten Teile für die historische Anthropologie von höchstem Interesse sein mußte. Ausgestellt waren über 600 Porträts aus dem Herrscherhause, dem Hochadel, aus Künstler- und Dichterkreisen usw., ungefähr die Periode 1700—1850 umfassend.

Ich gestehe, daß der Eindruck der Adelsporträts mich sehr bewegt hat. Zwar muß nach der herrschenden Theorie das Germanentum im Hochadel noch stark vertreten sein; daß aber die Reinheit des Blutes in dieser Periode noch derart stark sei, hätte ich nimmer gedacht. Unter den zahlreichen Bildern stellen nur wenige agermanische Typen dar, die überwältigende Mehrzahl ausgesprochene, zum Teil sehr schöne reingermanische Typen! — Der Gedanke, der sich angesichts dieser anthropologischen Tatsache dem denkenden Besucher am meisten aufdrängt, das ist der Kontrast zwischen dem physischen edlen Typus und den geringen Leistungen, die dieser Adel für unsere Kultur vollbracht hat! Daß es einige Ausnahmen gibt, ist selbstverständlich; so etwa Kaiser Josef II. als Staatsmann und Menschenfreund, Freiherr von Zedlitz als Dichter usw. usw. Für die erdrückende Mehrzahl muß man jedoch konstatieren, daß sie ihrer Geburt und sozialen Stellung nach wohl in jeder Beziehung der Spitze der Menschheit angehörten, daß sie für diese aber relativ nichts geleistet haben. Immer und immer wieder werden wir bedauern, daß dieser Menschenschlag durch sein verführerisch-üppiges soziales Milieu, durch seine exklusive Lebensweise in engem Gesichtskreise, zumal aber durch

Digitized by Google

seine verderbliche kirchlich-feudale Tradition ständig abgehalten wird, sich seinen höheren Anlagen und vornehmen Instinkten nach auch geistig und kulturell als Führer zu bewähren.

Doch verlassen wir diese Sphäre und wenden uns den Künstlern und Dichtern zu, die mannigfaltig vertreten sind. Ich habe diejenigen unter ihnen, die in Auge, Färbung, Gesichts- und (soweit dies ersichtlich) auch durch Kopfbildung dem germanischen Typus entsprechen, eigens zusammengestellt, ebenso diejenigen, die in der Färbung eine Verdunkelung aufweisen, und drittens diejenigen, die eine entschieden brünette Mischung darstellen.

Der Reihenfolge der Kataloganordnung nach sind zu nennen unter der ersten Gruppe: Christoph Unterberger, Selbstporträt, um 1770, im Museum Ferdinandeum, Innsbruck. — C. Seybold (Sohn und Tochter des Malers); Tochter ist etwas dunkler als der Sohn, dieser aber ein wunderbarer Kopf. Ein Bild des Malers ist nicht ausgestellt. — H. Anschütz, 1830. — Ferdinand Raimund, berühmter Schauspieler und Theaterdichter (Raimundtheater in Wien). — Grillparzer. — Sigismund Thalberg, Komponist. — Josef Lanner, der berühmte Wiener Komponist. — Josef Haydn. — Ferdinand Georg Waldmüller (auch Selbstporträt). — Direktor Böhm des Münzen- und Medailleninstitutes, 1837. — Anton Ritter von Schmerling, mehrere Porträts; als junger Mann ist er immer blond, als alter dunkel. — J. Dannhauser, Selbstporträt, existieren mehrere Bilder; der Eindruck ist ein außerordentlicher. — Eduard Ender, Selbstporträt. — Waldmüller, Sohn des Künstlers. — Karl Leiden. — Georg Jaquemar, 1840. — F. Wipplinger, Landschaftsmaler. — Karl Rahl, Vater des Künstlers. — Friedrich R. v. Amerling, Selbstporträt. — Amerlings Bruder als Kind. — Bildhauer Rauch. — Pietro d'Azelio, Staatsmann zur Zeit Cavours. — Professor Redl der Wiener Akademie. — Johann Blaas, der Vater des Künstlers. — Aug. von Pettenkoffen, 1849. — Maler Andreas Gamsjäger. — Karl Engel, Selbstporträt.

Erwähnt sei hier noch Franz Leopold Rókáczy als Kind mit seinem durchaus germanischen Typus; ferner einige farblose Federzeichnungen von Vater und Sohn Bartsch, Thorwaldsen und E. v. Feuchtersleben nach J. Dannhauser und Johann Mauschgo, Selbstporträt, die nach Gesichts- und Kopfbildung germanischen Typus aufweisen.

Die Porträts mit etwas dunklerer Färbung stellen dar: Ernst v. Feuchtersleben, Josef Kriehuber, Selbstporträt; das Gesicht ist echt nordisch, besonders die Nase (lang und schmal mit Höcker), Haarfärbung dunkel, Augen heller. — Heinrich Hollpein, Hauptmann dunkel, Bart Stich ins Rötliche, Augen scheinen blau. — Heinrich Heine. Dieses Bild muß begreiflicherweise besonders interessieren. Will man doch in deutschen nationalen Kreisen die hohe dichterische Bedeutung dieses Mannes deshalb nicht anerkennen, weil er ein Jude war. Die anthropologische Erscheinung aber rechtfertigt dieses Vorurteil nicht, sowie die Anthropologie ja überhaupt uns über Volk und Rasse neue Gesichtspunkte gebracht hat. Heines Gesicht ist lang, schmal und fein, die Augen sind blau und die Haare haben einen Stich ins Kastanienbraune. Die schmale Nase erscheint allerdings nicht nordisch, sondern mehr, aber nicht auffallend, jüdisch; wie ich übrigens höre, soll die Nase auf anderen Porträts diesen Anschein nicht erwecken.

Digitized by Google

— Nicolò Paganini, das Gesicht ist sehr charakteristisch nordisch, lang und schmal mit Adlernase, die Augen mischfarben, das Haar ziemlich dunkel mit grauem Anflug. — Feldmarschall Fürst Blücher, das Gesicht ist nicht sehr lang; dadurch fällt es sofort in seiner durchaus langgesichtigen Umgebung auf; die Nase aber ist echt germanisch, der Schnurrbart rötlichblond, Augen gemischt, aber eher hell, das Haupthaar ist ergraut. — Entschieden brünett in der Färbung der Augen und Haare sind die Porträts Josef Haßlwander, Historienmaler. Der Vater desselben zeigt mehr germanischen Gesichtstypus, Augen gemischt, die ergrauten Haare scheinen dunkelblond gewesen zu sein. — Anton Rafael Mengs, Selbstporträt. Nach seinem Porträt in Dresden hat er lichtbraune oder dunkelblonde Haare.

Zur Psychologie der jüdischen Rasse.

Dr. M. Oskar Vitting.

Für den rassenpsychologischen Betrachter ist es ein merkwürdiges Schauspiel, zu beobachten, in welcher Weise innerhalb der Judenschaft auf das Rassenproblem reagiert wird. Bekanntlich gibt es unter den Juden verschiedene Richtungen, von denen die einen (die Assimilanten) in die Wirtsvölker vollständig aufgehen, die anderen zugleich gute Juden und gute deutsche oder französische Patrioten sein wollen, während die dritten, die Nationaljuden, entweder für Autonomie oder Zionismus schwärmen. Vor mir liegen nun drei Broschüren, die insofern sehr interessant sind, als darin die verschiedenartigen Stimmungen, die unter den Juden Platz gegriffen haben, zum deutlichen Ausdruck kommen.

F. Hertz[1]) sucht das Rassenproblem überhaupt als eine Illusion hinzustellen; physische und psychische Unterschiede innerhalb der „großen weißen Familie" soll es nicht geben, und dabei hat doch die unvermischte mittelländische, alpine und syrische Rasse einen braunen oder gelblichen Teint! Der „Schacher- und Handelsgeist" der Juden soll ihnen erst seit dem Mittelalter infolge ihrer bedrückten sozialen Lage angezüchtet worden sein. Es sind nach Hertz erworbene Eigenschaften, die unter anderen sozialen Milieuverhältnissen wieder verschwinden werden. Auch vom Zionismus will er nichts wissen: „Trotz allem Widerspruch bleibt doch die Assimilation der Juden das richtige Ziel, d. h. das durch ehrliches Zusammenarbeiten von Juden und Christen beförderte Aufgehen aller jüdischen Besonderheiten in unserer Kultur."

Auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkt steht A. Sandler[2]). Er ist der Meinung, daß die Juden trotz mehrfacher Rassenmischung eine sekundäre einheitliche Rasse bilden mit bestimmten physischen und psychischen Zügen, die sie von anderen Rassen deutlich unterscheiden. „Beweist nicht die Erscheinung, daß sich trotz der vielfachen Mischung die jüdische Individualität gewahrt hat, die eminente Rassentüchtigkeit des Stammes, die Unverwüstlichkeit der jüdischen Rasse, die sich durch Kreuzung nicht verwischen läßt, sondern allezeit erkennbar bleibt?" Der Autor ist ein Gegner der Auffassung, daß die Eigenart der jüdischen Rasse

[1]) F. Hertz, Antisemitismus und Wissenschaft. Wien 1904. Verlag der Buchhandlung L. Rosner.

[2]) A. Sandler, Anthropologie und Zionismus. Brünn 1904. Jüdischer Buch- und Kunstverlag.

Digitized by Google

erst später erworben worden und daß eine Assimilation möglich sei. Er ist Nationalist und Zionist.

F. Pinkus[1]) geht in seiner Broschüre der Frage nach der Entstehung der jüdischen Eigenart tiefer auf den Grund, indem er die wirtschaftliche Lage der Juden seit der Diaspora einer Untersuchung unterzieht. „Es wirkt recht merkwürdig", schreibt er, „daß niemand nach dem Grund dieser außerordentlichen Aktivität, insbesondere auf dem Gebiete des Handelns, nach einmal gewonnener Erkenntnis dieser Tatsache fragte. Denn der Gemeinplatz, dadurch, daß man die Juden Jahrhunderte hindurch zum Handel gezwungen habe, seien sie endlich ein Handelsvolk geworden, kann doch beispielsweise unmöglich für die Zeit vor der Völkerwanderung gelten, wo, wie wir sehen werden, dieser jahrhundertelange Zwang noch nicht vorhanden war. Ueberdies verschiebt das die Fragestellung nur in der Richtung, warum man gerade ihnen die Handelsfunktionen übertragen habe. Auch in der ökonomischen Fachliteratur wird von dem spezifischen Handelsgeist der Juden gesprochen, ohne auf die Ursache dieser eigentümlichen Geistesrichtung weiter einzugehen. Höchstens taucht da oder dort die Ansicht auf, daß die Juden den Handel von den Phöniziern gelernt und übernommen hätten. Damit wurde auch die Tatsache erklärt, daß wir schon im römischen Weltreich Juden in Gemeinschaft mit römischen Kaufleuten beispielsweise in Germanien Handel treiben sehen."

Pinkus gibt eine sehr lehrreiche Uebersicht über die Wirtschaftsstellung der Juden in der Diaspora, im römischen Weltreich, während der Völkerwanderung und im Mittelalter. Während dieser ganzen Zeit zeichneten sie sich durch einen regen Handelsgeist aus. Woher stammt nun diese eigenartige Geistesrichtung? Lag die Ursache in den Menschen oder in den materiellen Verhältnissen? In der Diaspora und bis zum frühen Mittelalter kann von einem Zwang nicht die Rede sein, und der mittelalterliche Zwang macht durchaus den Eindruck eines Entgegenkommens gegen eine angeborene Geistesrichtung, denn die Juden fanden sich auffallend leicht in die „abnorme Lage" hinein. Daß sie sich dieser Lage so schnell und ausdauernd anpaßten und diese so erfolgreich ausnutzten, das muß doch auch an ihnen selbst gelegen haben.

Obgleich nun Dr. Pinkus selbst den Gemeinplatz ablehnt, daß die Juden durch den jahrhundertelang geübten Zwang ein Handelsvolk geworden seien, so geht aus seinen Ausführungen doch nicht klar hervor, wie er über die Entstehung dieser geistigen Eigenart denkt. Er lehnt Sombarts Auffassung, daß die letzte Ursache, auf die soziales Geschehen zurückgeführt werden soll, die „Motivation lebendiger Menschen" sei, als spiritualistisch ab und fährt dann fort: „Wir, die wir diesen Willen für bedingt und begrenzt durch die ökonomischen Voraussetzungen halten, suchen nach den materiellen Faktoren, welche diese Eigenschaften zur Ausbildung gebracht haben." Die Schrift selbst gibt nun über dieses psychologische Problem keinerlei Auskunft. Wenn es nun unbestreitbar ist, daß bestimmte Milieubedingungen zur Ausbildung bestimmter Eigenschaften erforderlich sind, so bilden diese doch nur den äußeren Anreiz und die Gelegenheitsursache zur Entfaltung angeborener Kräfte. Die Milieutheoretiker vergessen allzu leicht, daß die Art und Weise, wie ein Individuum oder eine Rasse auf die Umgebung reagiert, von ihrer eigenen Seelenbeschaffenheit abhängt. Geschichte und Leben beweisen deutlich genug, daß die Menschen den äußeren Einflüssen gegenüber sich ganz verschieden verhalten.

[1]) F. Pinkus, Studien zur Wirtschaftsstellung der Juden. Berlin 1905. Verlag Louis Lamm.

Digitized by Google

Die Auffassung Sombarts scheint mir insofern richtig zu sein, als wir geschichtliches und soziales Geschehen psychologisch auf die Motivationen lebendiger Menschen zurückführen müssen. Aber diese Motivationen sind nicht abstrakt gleich, sondern nach Individuum, Familie, Stamm, Rasse verschieden und in letzter Instanz anthropologisch bedingt. Wie aber ein ganzes Volk auf das Milieu reagiert, ist von seiner Rassenstruktur und Rassengeschichte wesentlich abhängig.

Was nun speziell die Psychologie der jüdischen Rasse betrifft, so waren die antiken Juden Ackerbauer, Handwerker und tapfere Krieger — alles andere als Handels- und Schacherleute. Wie ist nun dieser große Wandel in der jüdischen Seele eingetreten? Ich glaube, daß man hierfür nur die natürliche Auslese und den Rassenwechsel im jüdischen Volke verantwortlich machen kann. Wir sind über die gegenwärtige Rassenzusammensetzung der Juden ziemlich genau unterrichtet. Sie setzen sich aus mittelländischen (eigentlich semitischen), nordischen, alpinen und den sogenannten hethitischen Elementen und ihren Mischlingen zusammen. Die letzteren sind überwiegend, sie verursachen die vorwiegende Kurzköpfigkeit und erteilen auch den Mischlingen die spezifisch jüdische Physiognomie.

Soweit wir die Schädel der antiken Juden kennen, waren sie dolichocephal; überhaupt scheint das jetzt sehr zurückgedrängte mediterrane Element früher überwiegend vertreten gewesen zu sein. Seit dem Exil hat das ursprünglich semitisch-mediterrane Volk immer mehr Elemente des brachycephalen homo syriacus in sich aufgenommen, und die in die Diaspora auswandernden Handelsjuden gehörten vornehmlich diesem Element an. Der römische Krieg hat dann die kriegerischen und agrarischen Instinkte aus ihrer Rasse fast ausgerottet, denn die palästinischen Juden kamen in diesem Kriege zum größten Teil um. Von den Juden der Diaspora stammen nun fast alle Juden des Mittelalters und der Gegenwart. Dem homo syriacus (dem hethitischen oder armenischen Typus) muß aber der Handels- und Schachergeist als eine besondere Eigentümlichkeit zugeschrieben werden, in welcher die Juden von den Armeniern und orientalischen Griechen (die diesen Typus vielfach haben) noch übertroffen zu werden scheinen. Die Schilderungen, die man von diesen liest, lassen darüber keinen Zweifel, und doch sind sie niemals in einer „abnormen sozialen Lage" gewesen. Niemand hat sie je zum Handels- und Schachergeschäft gezwungen. Bemerkenswert ist, daß aus den Fränkischen Geschichten Gregors von Tours hervorgeht, daß in dem damaligen Gallien neben den Juden auch Syrer als Handelsleute herumreisten.

Die Psychologie der Juden bildet eines der interessantesten Probleme der Rassenpsychologie; sie läßt zugleich die Grenzen der sogenannten ökonomischen Geschichtstheorie deutlich zutage treten.

Berichte und Notizen.

Eine Theorie vom Nerven- oder Lebensstrom stellte Dr. Cornelius auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Lissabon auf. Er nimmt einen in sich geschlossenen Nervenkreislauf an, in welchem es Endungen weder in der Peripherie noch auch im Zentrum gibt. Das diesen Kreislauf Bewegende ist uns unbekannt. Es ist ein Strom (Lebens- oder Nervenstrom genannt), dessen Wellen eine gewisse Aehnlichkeit mit den Schallwellen haben. Er verwirft den Ausdruck zentrifugaler und zentripetaler Nerv. In jedem Nerven strömt ein sich ständig ausgleichender zentripetaler und zentrifugaler Strom; dabei hat jeder Nerv einen Aufnahme- und einen Auslöseapparat. Den Hauptteil im Nervenkreislauf nimmt das Leben in den Zellen für sich in Anspruch; derselbe ist in gleicher Weise zentrifugal wie zentripetal. Die zentrifugale Tätigkeit des Kreislaufes wird vom motorisch-

Digitized by Google

sekretorischen Leben ausgefüllt, während dem zentripetalen Teile das ganze Gebiet der Sensibilität angehört. Die Erregbarkeit des Nervenstromes setzt sich zusammen aus der angeborenen Spannung und aus der Spannung, die hervorgeht aus der Summe aller den Organismus von außen treffenden Reize. Der sogenannte Reflexvorgang ist nichts anderes als die Folge der Uebertragung des Reizes, die im ganzen Nervenkreislauf widerhallen kann. Dem großen (vegetativen) Kreislauf ist der kleinere (des Bewußtseins, Willens) aufgesetzt. Während in dem großen lediglich fremde Reize weitergegeben werden, können von dem kleineren mittelbar eigene Reize ausgehen und sich dem großen mitteilen. Alle Störungen, welche den Organismus treffen, teilen sich zunächst dem Nervenkreislauf mit und äußern sich dort als mechanische Behinderungen seines freien Laufes (als Nervenpunkte). Die Nervenpunktlehre ist berufen, die undankbare Therapie der nervösen Leiden in aussichtsvollere Bahnen zu lenken. (Wiener Medizinische Presse 1906, No. 19.)

Die Lokalisation der psychischen Fähigkeiten im Gehirn behandelte E. Jendrassik auf dem internationalen Kongreß in Lissabon. Er versuchte zu bestimmen, was eigentlich ein Erinnerungsbild sei, wie es beschaffen, lokalisiert ist und wie es sich in der Funktion verhält. Im einzelnen führt er aus: 1. Wahrnehmung und Erinnerungsbilder: Die optischen Bilder gelangen durch die Leitungsbahnen in den Okzipitallappen, sie breiten sich hier im Vicq d'Azyrschen Geflecht aus. Dieses Geflecht hat eine sehr große Ausdehnung und in seinem Bereich liegt eine äußerst große Anzahl von Zellen. In diese Zellen werden die wahrgenommenen Bilder isoliert abgelagert; kommt ein Reiz von außen in das Geflecht, so wird die Erregung bloß von der gleichgestimmten Zellgruppe angenommen, die andersgestimmten reagieren nicht. Hat der Reiz noch kein gleichgestimmtes Erinnerungsbild, so lagert er sich in noch nicht bewohnte Zellen ein. Von einem größeren Objekt hat man eine ganze Gruppe von Bildern. Die akustischen Erinnerungsbilder sind in bedeutend geringerer Anzahl vorhanden; die histologische Differenz in der Fasereinrichtung des Temporallappens stimmt damit überein. Hier sind die Erinnerungsbilder chronologisch geordnet, sie bilden gewissermaßen Ketten, die nur in gewisser Reihenfolge erweckt werden können. 2. Assoziation, Erinnerung. Das Erwecken sensorischer Erinnerungsbilder auf dem Wege der Assoziation ist nur in äußerst beschränktem Maße möglich. Assoziation ist ein Vorgang von Uebertragung der Erregung einer Nervenzelle auf die andere, sie erfolgt bloß in einer Richtung; bei diesem Prozeß leitet die Konsonanz der Erinnerungsbilder, was uns fälschlich als Wille erscheint. Die näheren Eigenschaften dieses Prozesses erklären den Vorgang des logischen Denkens, mehrere Regeln der Syntaxe, den Stil der Musik usw. 3. Die Einrichtung der Zentren. Die primären motorischen Zentren in der vorderen Zentralwindung vermitteln bloß den Impuls anderer motorischer Zentren mit den Pyramidenbahnen. Die sekundären sind harmonisch geordnet in Gruppen in der Nachbarschaft der primären. Die nähere Einrichtung dieser sekundären Zentren wird auf Grund der partiellen Ausfallserscheinungen, in denen z. B. bloß die Hauptworte oder die Verben, einzelne Bewegungen der Hände usw. verloren gegangen sind, besprochen. In gleichem Sinne werden die Talente, der fehlende Sinn für gewisse Fähigkeiten, Wesen der abstrakten Begriffe erklärt. Endlich wird der Vorgang beim Denken und Handeln verhandelt auf Grund unserer heutigen Kenntnisse.

Langlebigkeit der jüdischen Rasse. Die Statistik hat festgestellt, daß von allen Klassen der ungeheuren Bevölkerung von New-York die Juden durchschnittlich am längsten leben. Da die ärmeren Juden dort das mosaische Gesetz streng zu befolgen pflegen, so würde jene Tatsache darauf deuten, daß die gesundheitlichen Vorschriften des Alten Testaments noch immer einen bedeutenden Wert haben. Die Enthaltsamkeit der Juden vom Alkohol ist im allgemeinen sicher größer als bei anderen Rassen. Von anderer Seite wird eine Erklärung durch die Annahme versucht, daß die schwächeren Elemente unter den Juden während der Jahrhunderte ihrer heftigen Verfolgung allmählich ausgemerzt worden sind und dadurch eine gewisse Auslese stattgefunden hat. Außerdem läßt sich in Rücksicht ziehen, daß die Juden sich seit Jahrhunderten an das städtische Leben besonders angepaßt haben dürften und daß sie gegen die verderblichen Einflüsse des hastigen und geschäftigen Treibens in den Großstädten durch Veranlagung eine eigene Widerstandsfähigkeit besitzen. Immerhin können alle diese Schlüsse nur dort gelten, wo die Juden noch ihre ursprünglichen Rasseneigentümlichkeiten bewahrt haben. Wissenschaftlich zuverlässige Untersuchungen über die Lebensdauer der Juden im Vergleich

Digitized by Google

zu der anderer Teile der Bevölkerung liegen freilich bei uns nicht vor. (Jüdische Nationalzeitung 1906, No. 19.)

Rasse und Milieu in der Kultur Skandinaviens. In einem bemerkenswerten Aufsatz über „Rasse und Milieu" (Welt und Haus, IV, 15) macht Karl Bleibtreu treffende Ausführungen über den Wert des reinen Rasseblutes und der Blutmischung für die Kultur. Gegenüber jenen Theoretikern, die meinen, daß Skandinavien die höchste Kultur hätte entfalten müssen, wenn es auf Reinheit der Rasse ankäme, bemerkt er folgendes: Wir können hier nur einen Trugschluß erkennen. Der Skandinavier geringere Teilnahme an Kulturtaten im Verhältnis zu Briten und Deutschen erklärt sich durch geographische Absonderung von Europa, Armut des Landes und spärliche Bevölkerungsziffer — unveränderliche physische Tatsachen eines „ungünstigen Milieus", die nach unserer sonstigen Annahme äußerlich den Anteil an höhere Kultur schmälern, nicht aber innerlich Begabung und Energie beeinträchtigen können. In Anbetracht ihres geringen Bevölkerungsprozentsatzes haben in Europa Dänemark und später Schweden eine abnorme große Rolle gespielt! Man vergleiche doch andere kleine Staaten, keltisch gemischte Völker in den Niederlanden, Schweiz und Portugal damit! Wo sind ihre großen Männer und historischen Persönlichkeiten? Welche Namen hätten sie etwa Thorwaldsen, Oehlenschläger, Holberg, Andersen, — Tycho de Brahe, Linné, Tegner, Bellmann, Strindberg, Ibsen, Björnson entgegenzustellen? Feldherren wie Gustav Adolf, Torstenson, Bannér, Karl X., Karl XII., Leute wie Oxenstjerna und Gustav III. — von den alten dänischen Seekönigen abgesehen — schrieben sich vielleicht tiefer in Europas Geschichte ein, als Engländer gleichen Schlages in Beziehung zum Kontinent. Vor allem: nirgendwo auf der Welt besteht eine so breite Schicht vornehmer Bildung und ästhetischen Genußlebens wie in Skandinavien. Wer also Kultur nicht nach Zahl einzelner Genialer, sondern der Anzahl Gebildeter mißt, müßte unseren ungemischten, reinrassigen Vettern im Norden den Vorrang vor sämtlichen Ländern des Erdballs einräumen.

Griechische und christliche Spuren alten Gestirnsdienstes. Bei allen möglichen Völkern findet sich die Anschauung: Tote und Naturgeister folgen der Sonne, die ihrerseits im Winter in die Unterwelt, in die Nacht geht, d. h. ihr Licht in das der Sterne verwandelt. Um die Wintersonnenwende beginnen sich die Wachstumsgeister zu regen, und dann beginnt ja auch die drei Monate währende Herrschaft des Dionysos in Delphi. Was bedeutet nun der rasende Tanz der Mänaden zur Nachtzeit, wenn die Tage am kürzesten waren? Weshalb der Ausschluß der Männer? Das Säugen und Zerreißen junger Tiere und die sicher bezeugten Kinderopfer? Wie kommt es ferner, daß der Gott vielfach aus dem Wasser herbeigerufen wurde? Keines Menschen Hirn ist imstande, solche Geschichten und Handlungen zu erfinden. Ein unmittelbar in allen Einzelheiten vor Augen liegender Naturvorgang muß alles suggeriert haben. Der Frühlingsdämon Dionysos ist das Licht der mit der Wintersonnenwende erstehenden Frühlingssonne. Den Dionysien völlig homologe, aber viel deutlichere Kultgebräuche finden sich bei den Mexikanern und den Hopi. Aus diesem Vergleiche ergibt sich der Ursprung des griechischen Dramas aus einem orgiastischen Sonnenkultus, von dem auch in Mitteleuropa noch jetzt zahlreiche Spuren erhalten sind: Das einheitliche Sonnenlicht ist in dem zerstückelten Licht der Sterne vorhanden. Der junge Frühlingsdämon wird also sofort bei der Geburt getötet und zerstückelt. Seine Glieder wirft man weit umher, wie die Sterne geschleudert sind. Der Abschluß aber geschieht dadurch, daß die bisher unvollkommene Sonne in einer Fahrt unter der Erde zum Sonnenaufgang plötzlich in ihrem ganzen Frühlingsglanze ersteht. Mutter Erde verschluckt das Licht, wie die Mänaden den zerstückelten Dionysos und gibt ihn als Ganzes wieder heraus: Das ist die Epiphanie des Gottes. Diese entscheidende Unterweltsfahrt wird aber zugleich als eine richtige Wasserpartie angesehen, wie aus mexikanischen Abbildungen klar hervorgeht. Nach Ilias, S. 130—140, flüchtet sich aber auch Dionysos vor den Nachstellungen des Lykurgos durch einen Sprung ins Meer zur Thetis. Und der Gott erscheint dann wieder auf einem Schiffe oder als Knäblein in einer Truhe auf dem Meere. Hierher gehört auch die Auffindung des Moses im Schilf, während Usener alle Flutsagen mit der Unterweltsfahrt des Sonnengottes in Beziehung gebracht hat. Die Titanomachie ist ein Kampf der jungen Sonne mit den verbleichenden Sternen. Auch der Minotauros von Kreta, der auch Asterios heißt, frißt im Labyrinth des Sternhimmels die Knaben und Mädchen, d. h. die Sterne, um sein eigenes Lebenslicht zu verstärken. Semele

Digitized by Google

verschluckt ein Herz, um dadurch den Dionysos zu gebären. Wie der junge Dionysos in der Getreideschwinge, so liegt der neugeborene Christus in der Krippe, nachdem er vorher als Stern, ähnlich dem mexikanischen Maisgott, den Weisen aus dem Morgenland geleuchtet hatte. Beim bethlehemitischen Kindermorde entgeht er von allen Sternbrüdern allein dem Untergange und wächst sich zur Sonne aus, nachdem in der mit Fluterscheinungen verbundenen Jordanstaufe die Unterweltswasserfahrt noch angedeutet ist und der heilige Geist als Taube den Oelzweig des Frühlings bringt. Aber wie Baldur und alle anderen Frühlingssonnen stirbt auch Christus eines frühen Todes, wird in die Erde gebettet, steigt in die Unterwelt hinab, um dann als Stern zum Himmel aufzufahren. — Aber schon von den niedrigsten Völkern werden erwartete Naturvorgänge im mimischen Spiele nachgeahmt, um sie herbeizuführen. Naturauffassung und Darstellung decken sich zunächst. Man tötete je nach der Jahreszeit bald die Sonne, bald die Sterne, führte Kämpfe zwischen beiden auf und schickte bald die Sonne, bald die Sterne auf die unterirdische Wasserreise. So ist der Analogie-Zauber in gleicher Weise der Quell des griechischen Dramas und des christlichen Mysteriens: Die göttliche Geschichte bildet man nach mit der Absicht, sich ihrer segensreichen Wirkungen zu versichern. (K. Th. Preuß. Der dämonische Ursprung des griechischen Dramas. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert. 1906, II. Abt., Bd. XVIII., No. 3.) In diesen höchst interessanten Darlegungen vermißt man leider den Versuch, die Mythen des täglichen Sonnenlaufs von denen des jährlichen, die trotz aller Uebergänge grundverschieden sind, etwas schärfer zu trennen. Auffallend ist auch, daß die so verwandten, aber auf noch breiterem Material und methodischer aufgebauten Forschungen von Leo Frobenius nirgends benutzt sind. — A. K.-H.

Die Kopfgröße des Mannes und der Frau. Schon der verstorbene Straßburger Anatom Pfitzner und der Leipziger Pathologe Marchand haben darauf hingewiesen, daß Kopf und Gehirn beim Weibe nicht nur absolut, sondern auch relativ kleiner seien als beim Manne. Nun konnte man aber gegen diese Untersuchungen immer noch den Einwand erheben, daß sie nur auf Beobachtungen an dem bunt zusammengewürfelten Material von wenigen tausend Leichen aus Universitätsinstituten beruhten und nicht völlig einwandfrei wären. Für die völlige Klarstellung dieser wichtigen Frage ist es daher von großer Bedeutung, daß kürzlich Untersuchungen veröffentlicht worden sind, die als vollkommen einwandfrei gelten können. Dr. med. K. Röse hat bei 70000 Personen Kopf- und Gesichtsmessungen vorgenommen. Darunter befinden sich 45000 Volksschulkinder, Knaben und Mädchen, aus 135 deutschen, schwedischen, dänischen, holländischen, belgischen, böhmischen und schweizerischen Schulen. Ueberall hatten die Knaben größere Köpfe als die gleichaltrigen Mädchen. Nun hätte man aber noch den Einwand erheben können, daß die bedeutendere Kopfgröße der Knaben vielleicht durch höhere Körpergröße und bessere allgemeine Entwicklung zu erklären sei. Darum hat Röse in zahlreichen Schulen auch die Körpergröße und das Gewicht der Kinder festgestellt. Da zeigte sich denn die auch von anderen Forschern schon wiederholt bestätigte Tatsache, daß die Mädchen etwa vom neunten Lebensjahre an bis ans Ende der Schulzeit die Knaben an Gewicht und Körpergröße sogar überflügeln; und trotzdem sind ihre Köpfe stets kleiner als bei den schlechter entwickelten Knaben. Kopf, Gehirn und Gesicht bleiben beim Weibe auf einer mehr kindlichen Entwicklungsstufe stehen. Gewiß gibt es viele Tausende von Frauen, die an geistiger Leistungsfähigkeit ebenso vielen Tausenden von einzelnen Männern überlegen sind. Es kommt hinzu, daß Mädchen in einem viel früheren Lebensalter ihre körperliche und geistige Reife erreichen als Knaben. Infolgedessen sind die Mädchen in der Volksschule, im Gymnasium und selbst auf der Universität in der Regel viel ernster und fleißiger als ihre männlichen Altersgenossen. Und weil sie fleißiger sind, darum machen sie oft bessere Examina und erhalten bessere Zensuren. Später aber, etwa vom 23. bis 25. Lebensjahre ab, wenn der Mann seine volle geistige Reife erreicht hat, dann ändern sich die Verhältnisse und die Frau wird überflügelt. Sehen wir von einzelnen, auserlesenen Frauen ab und vergleichen den Durchschnitt, so ist der Mann dem Weibe an geistigen und körperlichen Kräften überlegen. Da die Frau im Dienste der Fortpflanzung größere Aufgaben zu erfüllen hat als der Mann, so kann sich die Natur nicht auch noch den überflüssigen Luxus erlauben, dem Weibe gleich große Körper- und Geisteskräfte zu verleihen. Wenn Möbius vom „physiologischen Schwachsinne“ des Weibes gesprochen hat, so ist das ein wenig glücklicher Ausdruck, der mit Recht viele unnötige Erbitterung erregen mußte. Das Gehirn des Weibes ist durchaus nicht etwa von geringerer Güte, es ist nur nicht voll entwickelt.

Digitized by Google

Körperlänge und Einfluß der Mutter. Die Abstammung ist das ausschlaggebende Moment für die Körperlänge. Aber daneben können doch auch andere Momente wirken, z. B. das Alter der Mutter. Je älter ein organisches Individuum innerhalb gewisser, seiner Spezies eigentümlicher Grenzen ist, desto größer und ausgebildeter werden seine Nachkommen sein. Nach Duncan haben neugeborene Knaben einer Mutter von 20—24 Jahren eine Länge von 50,7 cm, einer Mutter von 30—34 Jahren eine Länge von 51,0 cm. Nach Kézmárszky bringen Mütter im Alter von 16—19 Jahren Knaben mit einer Länge von 49,0 cm zur Welt, Mütter von 25—29 Jahren Knaben von 50,0 cm und Mütter von 35 bis 47 Jahren Knaben von 50,3 cm Körperlänge. Eine Rasse oder eine Klasse, in der spät geheiratet wird, kann daher immer größer werden. Nach Pettenkofer sollen den Mitgliedern des englischen Hochadels, die zur Krönung der Königin Victoria die Rüstungen ihrer Vorfahren benutzen wollten, diese Rüstungen zu klein gewesen sein. Nach Lapouge ist der jetzige Europäer im Durchschnitt 170 cm groß, der urzeitliche Bewohner der Dolmen von Maupas, sein direkter Vorfahr, aber nur 161 cm. (Révész, Archiv für Anthropologie, Neue Folge, Bd. IV, No. 2—3.) — A. K.-H.

Der Begriff des „farbigen" Menschen. Im Anschluß an die Frage des politischen Stimmrechtes für Schwarze in den südafrikanischen Kolonien schreibt Archibald R. Colquhoun: Ein sehr wichtiger Punkt ist die Demarkationslinie der Farbe. In der Kap-Kolonie ist die Schattierung zwischen Weiß und Schwarz fast nicht zu unterscheiden. Die Wahlkommission empfiehlt, daß das Wort „Eingeborener" einen Ureinwohner bedeuten soll, in Afrika südlich des Aequators, und die Halbblut und ihre Nachkommen von Eingeborenen. Die Arbeit der Registrationsbeamten wird eine sehr schwierige sein, aber irgend eine solche Definition, die genau die Grenze zwischen Ureinwohnern und farbigen Leuten mit überwiegend europäischem Blut in ihren Adern feststellt, war notwendig. Die Wahlfreiheit im Kap erstreckt sich augenblicklich auf Kaffern, Fingoes, Hottentotten, Indier, Malaien, Chinesen und „andere", wobei die „anderen" in der Mehrheit sind. Jede Kolonie legt das Wort Eingeborener verschieden aus, aber die Auslegung der Kommission würde einer großen Anzahl Farbiger die Erlangung des Stimmrechtes gestatten. Ohne den Hinterhalt von unwissenden schwarzen Wählern, die sie beeinflussen könnten, werden diese politisch berechtigten Farbigen machtlos sein. (Süd-Afrika V, 26.)

Rassenschmach und ethische Kultur. Durch eine Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika wurden die Standesämter angewiesen, Ehebündnissen zwischen Eingeborenen und Europäern ihren Segen zu verweigern. Daß R. Nordhausen solche Ehen als „Rasseschmach" bezeichnete, hat den Widerspruch der Zeitschrift „Ethische Kultur" hervorgerufen. Hier heißt es (1906, 11): „Man wird über Ehen zwischen den Angehörigen verschiedener Rassen sehr vorsichtig, generell vielleicht gar nicht, urteilen dürfen. Alles ist hier individuell zu entscheiden. Mit voller Sicherheit kann nur ausgesprochen werden, nicht, als ob alle Menschen gleich wären, sondern daß die Rassen an sich vor dem künftigen Tribunal der Menschheit gleichberechtigt sein sollten. So wenig der Richter und Verwaltungsbeamte zwischen den Bürgern eines Landes eine Abstufung nach dem höheren oder geringeren Wert der Personen eintreten lassen darf, so wenig kann in einer einmal solidarisch geeinten Menschheit die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Rasse Privilegien oder mindere Rechte begründen. Aus diesem Gesichtspunkt ist (obwohl wir von solcher Völkervereinigung noch weit entfernt sind) das Vorgehen des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika sehr merkwürdig. Es ist gar nicht erfindlich, da das Reichsgesetz vom 4. Mai 1870 betr. Eheschließungen und die Befugnisse der Standesbeamten auf die deutschen Kolonien ausgedehnt ist, auf welches gesetzliche Fundament sich das Verbot der Ehe zwischen Weißen und Farbigen stützt. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit kann doch unmöglich durch bloße Verordnung eines Gouverneurs eintreten. Ob das Verbot sachlich zu rechtfertigen ist, kommt erst an zweiter Stelle. Nach dem, was wir bisher von der Qualität unserer Kolonisatoren gesehen haben, wird mancher vielleicht auf die Idee kommen können, daß es weniger zur Erhaltung unserer Rassenreinheit als zum Schutze der Eingeborenen erlassen wäre. Es ist ein unbequemes statisches Gesetz: Wer den anderen haben will, muß tatsächlich höher stehen, aber gewiß nicht höher an Rassendünkel, sondern an sittlichem Menschheitswerte. Und ob dieser sittliche Wert gehoben wird durch eine Verordnung, die nicht etwa die Konkubinate und die Prostitution mit einem Makel belegt, sondern sie eher zu fördern geeignet ist, darf billig bezweifelt werden."

Digitized by Google

Beschränkung der Einwanderung nach Schweden. In der ersten Kammer des schwedischen Reichstages machte der Führer der Reaktion Vorschläge zur Abänderung des Einwanderungsgesetzes. Er wünscht besonders, daß den Juden, die angeblich in großen Mengen aus Polen, Rußland und Deutschland nach Schweden kommen, die Einwanderung verboten werde, jedoch ausdrücklich mit Ausnahme derjenigen, die „nützliche Arbeit" verrichten, das heißt offenbar: der Galizier und Polen, die den schwedischen Großgrundbesitzern als Lohndrücker gegen einheimische Landarbeiter dienen.

Zur Verbesserung der amerikanischen Rasse. Durch die Zeitungen geht folgende merkwürdige Notiz: Zur „Verbesserung der amerikanischen Rasse" hat das Ackerbau-Ministerium in Washington einen wissenschaftlichen Ausschuß zusammengesetzt, dem die Aufgabe gestellt ist, alle geeigneten Mittel und Wege zu studieren, die zur Verbesserung der menschlichen Rasse, und besonders der amerikanischen Nation, durch geeignete Kreuzung und Zuchtwahl beitragen könnten. Der Gedanke dazu wurde angeregt durch Luther Burbank, der sich einen Namen durch die außerordentlichen Erfolge gemacht, die er durch Kreuzung verschiedener Pflanzengattungen auf botanischem Gebiet erzielt, und daraufhin in der Presse eine sehr lebhaft geführte Diskussion anregte. In dieser führte er aus, daß, geeignete Kreuzung und Zuchtwahl vorausgesetzt, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten mit ihren 50 verschiedenen Nationalitäten eine ganz neue Menschenrasse hervorbringen müsse, die gesunder, kräftiger und überhaupt auf einem weit höheren Niveau stehen würde, als irgend eine andere der lebenden Rassen. Der erwähnte wissenschaftliche Ausschuß ist zumeist aus Gelehrten zusammengesetzt, die sich schon bisher mit der Förderung der Züchtung amerikanischer Haustiere beschäftigt haben. Aber das Ackerbauamt hat diesen Herren auch eine Reihe anderer Gelehrter zugesellt. Der Bericht dieses Ausschusses soll dann zur Aufklärung der breiten Bevölkerungsschichten verwandt, und es sollen weiterhin Mittel und Wege gesucht werden, um Heiraten zwischen entsprechend ausgesuchten Personen zu fördern.

Der Wert unehelicher Kinder. In einem Artikel der Täglichen Rundschau, der gegen die segensreichen Ziele des „Bundes für Mutterschutz" eifert, heißt es: „180 000 uneheliche Kinder kommen in Deutschland jährlich zur Welt. — Diese Zahl würde erheblich zunehmen, wenn man sich dafür engagierte, sie unterzubringen." — Ist es denn zweckmäßiger, sie dem Elend preiszugeben, damit sie später die Krankenhäuser und die Gefängnisse füllen? Uebrigens muß man diese Pseudo-Sittlichkeitsapostel daran erinnern, daß eine nicht geringe Zahl genialer Männer uneheliche Kinder waren: Leonardo da Vinci, Bocaccio, Giorgione, Aretino und die berühmten Bastarde des Mittelalters, die als Kriegshelden sich auszeichneten, ferner der große Theoderich, Geiserich und — Jesus von Nazareth!

Die polnische Herkunft Fr. Nietzsches. Zu dem Aufsatz von Scharlitt über „Nietzsches Polentum" erhalten wir von einem Leser der „Revue" die Mitteilung, daß die Familie Nietzsche wahrscheinlich aus dem Dorfe Nick (Nitzk) im Kreise Mlava stammt. — Dokumente über die Familie könnten leicht in den Grodbüchern vom 15.—18. Jahrhundert gefunden werden.

Die Polengefahr im rheinischen Industriebezirk. Die Kölnische Zeitung brachte in letzter Zeit eine Reihe von Berichten und Mitteilungen, die auf eine bemerkenswerte Zunahme der polnischen Elemente im rheinischen Bergbaubezirk hinweisen. Besonders war es die Kirchenwahl in dem niederrheinischen Ort Hamborn, wo die Polen die Stimmenmehrheit erhielten und die daher die Aufmerksamkeit weiter Kreise erweckte. Zwar stellte es sich bald heraus, daß dieser Ort noch nicht polonisiert war, sondern daß vielmehr die saumseligen deutschen Katholiken durch eine geheime Agitation überrumpelt wurden. Indes ist doch die Zunahme einer ausländischen Bevölkerung in einem rein deutschen Gebiet eine bedenkliche Erscheinung. Der letzte Jahresbericht des Bergbaulichen Vereins für 1905 und derjenige des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum für 1904 gibt darüber sehr lehrreiche Ziffern. Auch in der Eisenindustrie und in einer Reihe anderer Gewerbe, namentlich im Baugewerbe, sind Ausländer und Arbeiter aus den östlichen Provinzen beschäftigt; die Größe und die Entwicklung der Zahlen dieser Arbeiter scheiden hier aus. Im Bergbau ist, soweit das Gebiet des Bergbaulichen Vereins für den Oberbergamtsbezirk Dortmund und des Allgemeinen Knappschafts-

Digitized by Google

vereins in Betracht kommt, die Zahl der Ausländer vom Jahr 1893 bis zum Jahr 1905 von 2,72 pCt. der Gesamtbelegschaft auf 6,79 pCt. gestiegen. Die Gesamtbelegschaft betrug in den letzten fünf Jahren, von 1901 bis 1905: 253 680, 247 707, 260 341, 275 219 und 269 699 Mann. Trotzdem die Belegschaft im Jahre 1905 gegen das Vorjahr gesunken ist, ist die Zahl der Ausländer gewachsen, von 17 772 auf 19 106 oder von 6,5 auf 6,79 pCt. Ebenso ist die Zahl der reichsdeutschen Arbeiter aus den östlichen Provinzen (Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Oberschlesien) gestiegen. Die Zahl dieser Arbeiter ist von 24,91 pCt. der Gesamtbelegschaft im Jahre 1893 auf rund 34 pCt. im Jahre 1905 emporgeschnellt. Der vermehrte Bedarf an Arbeitskräften bewirkte eine weitere Einwanderung solcher Arbeiter, und das Verhältnis der Ausländer und der Arbeiter aus den östlichen Provinzen hat sich stetig zuungunsten der übrigen reichsdeutschen Arbeiter verschoben. Aus den östlichen Provinzen waren im Bergbau beschäftigt 1902: 77 675, 1903: 82 667, 1904: 88 758 und 1905 rund 95 000 Mann. Von diesen 95 000 fielen 41 417 auf Ostpreußen, 35 988 auf Posen, 10 830 auf Westpreußen und 6918 auf Oberschlesien. Wie viele von diesen 95 000 Polen sind, läßt sich nicht genau bestimmen. Diejenigen Polen, die ganz des Deutschen mächtig sind, geben sehr oft nicht das Polnische als ihre Muttersprache an, aus leicht begreiflichen Gründen. Bei den Arbeitern aus Ostpreußen ist zu beachten, daß man es hier vielfach mit Masuren zu tun hat, die der polnischen oder sozialdemokratischen Agitation abhold sind und für sich besondere reichstreue Vereine bilden. Man wird aber nicht zu niedrig schätzen, wenn man bei den 95 000 Arbeitern im Bergbau aus den östlichen Provinzen mindestens 55 000 zu den Polen rechnet. In nicht wenigen Gemeinden des Industriebezirks kann man abends und an Sonntagen auf den Straßen und sonst im Verkehr mehr polnisch als deutsch sprechen hören. Was die Ausländer anlangt, so überwiegen hier die Arbeiter aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von den 19 106 Ausländern im Bergbau im Westen waren nicht weniger als 66,68 pCt. aus Oesterreich-Ungarn, gegen 60,2 pCt. im Jahre 1902. Auch unter diesen Oesterreichern befinden sich sehr viele Polen. Dann folgen die Holländer mit 15,34 pCt., die Italiener mit 12,51 pCt., die Russen mit 3,91 pCt. Belgier und andere Ausländer sind verschwindend an Zahl.

Abnahme und Zunahme der Tuberkulose. In der diesjährigen Versammlung des deutschen Zentralkomitees zur Errichtung von Lungenheilstätten erstattete Dr. Nietner den Jahresbericht. Danach hat die Tuberkulose-Sterblichkeit im letzten Jahre weiter abgenommen und ist auf 19,21 von 1000 Einwohnern gesunken. Trotzdem ist sie in einzelnen Berufen noch erschreckend hoch. Von 100 Todesfällen beträgt sie z. B. bei den Buchbindern noch 54,4 pCt., bei den Schneidern 53,9 pCt., bei den Bäckern 50 pCt. und bei den Fleischern 40,7 pCt. — Wir haben schon seit Jahren darauf hingewiesen, daß die Abnahme der Tuberkulose-Sterblichkeit eine Abnahme der Tuberkulosekrankheit nur vortäuscht und daß die jetzige sinnlos-mechanische Bekämpfung der Tuberkulose nichts als eine Sisyphusarbeit oder ein teurer Sport ist. Denn was wir vorausgesehen haben, ist eingetroffen. Auf derselben Versammlung mußte Dr. Kirchner eingestehen, daß der stetigen Abnahme der Tuberkulose bei den Erwachsenen die Tatsache gegenübersteht, daß die Tuberkulose im Kindesalter erheblich zugenommen habe. Der Vortragende meint zwar, daß dies an der unzulänglichen Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter liege. Denn die Annahme sei ganz falsch, daß die Tuberkelbazillen sich im Mutterleibe auf das Kind übertragen; vielmehr sei festgestellt, daß die meisten Kinder erst durch die Atmung den Krankheitskeim in sich aufnehmen. Demgegenüber ist zu sagen, daß nie ein Gelehrter behauptet hat, daß Tuberkelbazillen — von wenigen Ausnahmen abgesehen — auf die Kinder sich vererben. Was sich aber vererbt, das ist die Disposition zu dieser Erkrankung; und die Zunahme derselben bei Kindern erklärt sich nur biologisch, d. h. die künstliche Verlängerung des Lebens bei Erwachsenen hat nur veranlaßt, daß diese zahlreichere zur Krankheit disponierte Kinder in die Welt gesetzt haben. Zum Teil ist es aber auch eine Wirkung der Bekämpfung der Diphtherie und anderer Infektionskrankheiten, da die von diesen Keimen verschonten schwachen Kinder um so mehr der Tuberkulose anheimfallen. Es ist eine wechselweise Ausjäteerscheinung.

Der Einfluß des Alkohols auf die geistige Widerstandsfähigkeit wird von Prof. W. Weygandt in der „Umschau" in einem längeren Aufsatze über die experimentellen Forschungsergebnisse der Gegenwart behandelt. Er wendet sich sehr energisch gegen den allgemein verbreiteten Aberglauben, als ob kleine

Digitized by Google

Alkoholdosen ohne Einfluß auf die geistigen Fähigkeiten wären. Die interessanten Ausführungen führen den Verfasser zu folgenden Schlußfolgerungen: „Aus all dem ergibt sich, wie lang die Reihe furchtbarer Einträge in das Schuldkonto des Alkohols ist, wenn wir nur nach seiner Bedeutung für die geistige Widerstandsfähigkeit fragen: Schon in kleinen Mengen erschwert er unsere Auffassung von der Außenwelt, unser Gedächtnis, macht unser Denken oberflächlich und unsere Willenshandlungen unsicher. Lediglich eine vorübergehende motorische Erregung und eine zeitweilige Hebung der Stimmung ist es, die seine Fürsprecher anführen dürfen. Mit demselben Recht könnten sie freilich auch für die Morphiumspritze oder die Masturbation eintreten! Wir sehen, wie niedrig die Grenze steht, innerhalb deren das Gift bei regelmäßigem Gebrauch schon eine krankhafte Sucht und eine Häufung der schädlichen Wirkung hervorbringt. Angesichts dessen ist es gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir den Alkohol als den schlimmsten Feind der geistigen Gesundheit der Menschen bezeichnen!"

Ueber die Mitwirkung des Alkohols an den Verbrechen macht der Zuchthausgeistliche von Ludwigsburg, Pfarrer Bertsch, interessante Mitteilungen in einem Schreiben an den Geschäftsführer des Allgemeinen Deutschen Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus. Er sagt u. a.: Das Resultat meiner Besprechungen mit den in den letzten zwei Jahren eingelieferten Gefangenen ist folgendes: Wenn man in Betracht zieht und als Alkoholiker rechnet 1. diejenigen, die durch Alkohol im Vermögen zurückgekommen sind, so daß sie schließlich zum Diebstahl und Betrug griffen; 2. diejenigen, die im Rausch ihr Verbrechen begangen haben; 3. diejenigen, die durch regelmäßigen Alkoholgenuß nach ihrem eigenen Geständnisse den moralischen Halt gegenüber der Versuchung zum Bösen verloren haben — dann sind von zehn Gefangenen neun ein Opfer des Alkohols direkt und indirekt geworden; das ist meine Ueberzeugung auf Grund von Geständnissen der Gefangenen selber.... Die Gefangenen erklären rückhaltslos: „Setzt uns in eine alkoholfreie Welt hinaus, und wir sind gerettet!" Die „Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene" im ganzen Deutschen Reiche sollten noch viel allgemeiner und entschiedener zur Alkoholfrage Stellung nehmen. Hier angreifen — das heißt, den Stier bei den Hörnern nehmen, den Giftbaum des Verbrechens an der Wurzel anfassen."

Alkoholismus als Todesursache. Die soeben erschienenen Mitteilungen des Kantons Basel-Stadt für das Jahr 1903 enthalten wieder eine Zusammenstellung der Todesfälle, die nach den von den Aerzten ausgefüllten Sterbekarten „infolge oder unter Mitwirkung von Alkoholismus" eingetreten sind. Das Jahr 1903 ist mit seinem Durchschnitt von 11 pCt. etwas weniger schlimm als die drei vorhergehenden Jahre 1902, 1901 und 1900 mit 13,3 pCt., 12,6 pCt. und 11,5 pCt.; doch das will noch nicht viel heißen, da die Jahre 1901 und 1902 selbst das berüchtigte Weinjahr 1893 mit 12,3 pCt. Durchschnitt hinter sich gelassen und sich dem Dreifachen des Durchschnitts von 1879—1891, der 5 pCt. betrug, genähert hatten. Wie groß die Verwüstungen des Alkohols in Basel trotz seiner nun 15 Jahre alten Abstinenzbewegung immer noch sind, tritt mit besonderer Deutlichkeit hervor, wenn die amtlichen Sterbeziffern formuliert werden, wie im vergangenen Jahre der Baseler Alkoholgegnerbund die Zahlen des Jahres 1902 als großes Plakat in Basel hat anschlagen lassen: Von allen im Jahre 1903 in Basel verstorbenen Männern

starb zwischen dem 30.—40. Jahre jeder 8. Mann,
" " " 40.—50. " " 6. "
" " " 50.—60. " " 5. "
" " " 60.—70. " " 9. "

von allen im Alter von mehr als 15 Jahren verstorbenen Männern starb jeder neunte Mann an oder unter Mitwirkung von Alkoholismus. Wird es in Deutschland anders sein?

Das Geschlechtliche in den Jugendschriften wurde auf dem allgemeinen deutschen Lehrertag von Lehrer Bencker-München behandelt. Hierzu wurden folgende Leitsätze angenommen: 1. Die kurze Erwähnung der Schwangerschaft oder Geburt kann nicht als Ursache der Ablehnung gelten. 2. In belehrenden Jugendschriften sollen Erörterungen über geschlechtliche Vorgänge bei den Tieren nicht zu ausführlich gehalten sein. 3. Das erotische Element darf und soll in der Jugendschrift soweit enthalten sein, als die Darstellung die Liebe in ihrem wahren

Digitized by Google

und edlen Laufe verfolgt. Die Schattenseiten und Abwege der Liebe aber sind der Jugend in der Lektüre noch vorzuenthalten.

Aufklärung der Jugend über den Alkoholismus. Zur Aufklärung für die aus der Schule zu entlassende Jugend hat die Geschäftsstelle von Deutschlands Großloge II des Guttemplerordens (Flensburg, Neustadt 45) auch in diesem Jahre ein Flugblatt herausgegeben, das auf die Gefahren des Alkoholgenusses in wirksamer Weise aufmerksam macht und von namhaften deutschen Pädagogen und Geistlichen unterzeichnet ist. Das Flugblatt hatte im vorigen Jahre so große Zustimmung gefunden, daß es trotz der großen Auflage bald vergriffen war.

Bücherbesprechungen.

A. Abels. Giganten der Vorwelt, unter besonderer Berücksichtigung der Zeitgenossen der Urmenschen. Mit Titelbild, gez. von Professor Dr. Eugen Dubois, nebst neun Tafeln und zwei Abbildungen im Text. A. Reusch, München 1906.

Ein flott geschriebenes, gemeinverständliches Büchlein, das dem Leser eine gute Vorstellung gibt von den jetzt größtenteils ausgestorbenen Riesentieren, mit denen vor und während der Eiszeit der Urmensch in unserem Weltteil gelebt und ums Dasein gekämpft hat. An Leibeskraft und Größe waren sie dem Menschen meist weit überlegen, doch blieb er durch seine geistigen Fähigkeiten Sieger, denn, sagt der griechische Dichter, „viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch". Einen besonderen Wert geben der Schrift die schönen Abbildungen vom Mammut, Riesenhirsch, Höhlenbären u. a., vor allem aber die von dem Entdecker selbst gezeichnete Darstellung des Vormenschen, Pithecanthropus erectus Dubois. An dem 1900 auf der Pariser Weltausstellung zur Schau gestellten Standbild dieses merkwürdigen Wesens hatte ich den etwas zu menschlichen Kopf und die zu geringe Behaarung auszusetzen. Auf dem jetzigen Bild tritt diese deutlicher hervor, und auch das Gesicht ist entschieden tierischer. Die Kopfhaare dürften krauser und mehr in die Stirn gewachsen sein. Man hat Dubois vielfach eine zu lebhafte Einbildungskraft vorgeworfen, weil er es gewagt hat, aus einem Schädeldach, einem Oberschenkelbein und drei Zähnen die ganze Gestalt wiederherzustellen. Doch stehen alle Teile eines Lebewesens in so inniger Wechselbeziehung, daß gerade diese wichtigen Knochen, im Vergleich mit denen der niedersten, ausgestorbenen und lebenden, Menschenrassen und der höchsten Affen, genügende Anhaltspunkte bieten.

Dr. Ludwig Wilser.

Dr. P. J. Möbius. Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden. Heft 1—6. Halle a. S. Carl Marhold 1903—06.

Diese Abhandlungen des bekannten Fachmannes — im ganzen zwölf an der Zahl — enthalten so viele Tatsachen von allgemeinem wie anthropologischem Interesse, daß sie nicht unbesprochen bleiben dürfen.

Im ersten Hefte der Reihe („Geschlecht und Krankheit") tritt M. der Meinung entgegen, daß die erwiesene größere Langlebigkeit des Weibes einen Vorzug ihrer Natur per se bedeute. Er weist nach, daß kein vernünftiger Grund vorliege, „an eine dem weiblichen Geschlechte eigene Langlebigkeit oder Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten zu glauben". Fast überall da, wo tatsächlich mehr Männer als Weiber erkranken, finden wir vielmehr in den Lebensumständen den zureichenden Grund. Insbesondere die Folgen des Alkoholgenusses und der venerischen Krankheiten spielen hier eine Rolle. Gäbe es diese beiden Faktoren nicht, so würden die Männer durchschnittlich weniger krank sein und länger leben als die Weiber.

Das zweite Heft („Geschlecht und Entartung") geht von dem Satze aus, daß der Mensch, je gesünder er ist, um so entschiedener Mann oder Weib ist. An eine kurze, sehr klare Schilderung des gesunden Mannes und des gesunden Weibes, wie

Digitized by Google

beide sein sollen, schließt sich eine Besprechung der körperlichen und geistigen Abweichungen vom normalen Sexualtypus. Diese — gradueil sehr verschieden — bilden eine bedeutende Gefahr für den gesunden Fortbestand unseres Geschlechts. Besonders charakteristisch für unsere Zeit sind die zahlreichen Uebergangsformen, d. h. die effeminierten Männer und die mannähnlichen Weiber.

Die Hauptursachen der Entartung sind in der Vererbung (besonders in der kumulativen Häufung vorhandener Abweichungen) und im Alkoholismus zu suchen, hier hilft nur radikale Abschaffung der Trinksitten einerseits und andererseits eine Sanierung des heute üblichen Eheschließungsmodus. „Wenn jemand noch daran zweifeln sollte", sagt M., „daß wir in dicker Barbarei leben, der bedenke, wie Staat und Kirche die Hände segnend über jedes Ehebett ausstrecken, sei es auch noch so verrucht." Eine endliche Beseitigung dieser Mißstände ist für Rasse und Volk sicherlich eine lebenswichtigere Frage als z. B. der das Feld beherrschende politische Tagesklatsch.

„Ueber die Wirkungen der Kastration" unterrichtet uns das dritte und vierte Heft. Diese Prozedur — im Altertum und Mittelalter auch bei abendländischen Völkern heimisch, jetzt gewohnheitsmäßig nur noch im fernen Orient angewandt, liegt bei uns ganz in den Händen des Arztes, der zu gewissen Heilzwecken ihrer bedarf. M. unternimmt — und wie mir scheint, mit Erfolg — eine Ehrenrettung Galls, der zuerst auf die einschlägigen Erscheinungen aufmerksam gemacht hat, dafür jedoch nur eine zum Teil recht verständnislose Verketzerung seitens der Mit- und Nachwelt erntete. An der Hand eines sorgfältig gewählten — zum Teil historischen, zum Teil selbstbeobachteten oder ausreichend verbürgten — Tier- und Menschenmaterials stellt der Verfasser alles zusammen, was wir über die Folgen der partiellen und — was wichtiger — der totalen Kastration wissen. Als Ergebnis findet er, daß die Operation im jugendlichen Alter die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale hemmt, daß eine Schädigung der Gesundheit eintreten kann durch Verminderung der geistigen Kräfte, der Muskelkraft, der Herzkraft. Auch kommen eigentümliche anatomische Veränderungen zur Beobachtung, wie Schwund der Prostata, Vergrößerung des Hirnanhanges (auch „Zirbeldrüse" genannt), ferner Veränderungen in der Konsistenz der Haut, im Fettansatz. Bei Spätkastrierten sind die meisten dieser Schädigungen gering oder fehlen ganz. Meist erlischt der Geschlechtstrieb, jedoch nicht immer. Eine Eigenschaft des Mannes, die durchweg leidet, ist der physische Mut. Geniale Köpfe können — auch nach dem Eingriff, wenn er spät erfolgt — genial bleiben, erleiden jedoch stets eine gewisse Einbuße. Der berühmteste Eunuch des Abendlandes dürfte Abälard sein, der mit 40 Jahren kastriert wurde. Auch Narses, Justinians großer Feldherr, soll ein Verschnittener gewesen sein.

Im fünften Hefte der Sammlung („Geschlecht und Kopfgröße") bringt M. Beweise für den Satz, daß „der Umfang des annähernd normal geformten Kopfes im allgemeinen mit den geistigen Kräften wachse". Zugrunde gelegt werden hauptsächlich die Maße von 360 Männer- und 50 Weiberköpfen, aus denen sich eine prinzipielle Verschiebung des Durchschnittsmaßes zugunsten des Mannes ergibt. Diese Ergebnisse stimmen mit den von anderen Seiten gemachten Untersuchungen bezüglich des beiderseitigen Hirngewichtes gut überein. Bemerkenswert ist, daß diese Verschiedenheit von Masse und Länge des Gesamtkörpers in keiner Weise abhängig ist.

Heft 6 („Goethe und die Geschlechter") bringt eine interessante Untersuchung über das Verhältnis unseres großen Dichters zum andern Geschlecht. Es wird festgestellt, daß der Einfluß des letzteren keineswegs den des männlichen überwog. Goethe selbst war eine im tiefsten männliche Natur, der freilich physiognomisch wie seelisch gewisse Weibeszüge beigemengt waren. (Man denke an seine Kinderliebe, seinen Ordnungssinn, seine Blumen- und Farbenfreude.) Illusionen über die Frauen gab er sich nicht hin, vermochte sie jedoch nachfühlend zu verstehen, wie aus den Gestalten seiner Werke hervorgeht. Sein Ausspruch: „Es ist unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht", ist lediglich als Ausfluß einer ärgerlichen Stimmung aufzufassen, und das Gegenstück dazu, nämlich das Faustwort: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan", muß aus Goethes persönlicher Anlage heraus verstanden werden. Die eigentümliche, in siebenjährigen Intervallen auftretende Periodizität seiner höchsten Schaffenskraft war stets von erotischen Neigungen begleitet und brachte ihn auf den Gedanken, daß seine Produktivität von der Liebeserregung abhängig sei.

Die lesenswerten Möbiusschen Arbeiten beginnen eine Lücke in der Fachliteratur auszufüllen, welche seit langem fühlbar ist. Sie müssen daher auf das

Digitized by Google

wärmste begrüßt werden. Auf das Wesen, auf die Wechselwirkung der Geschlechter baut sich ja die Kultur der Gegenwart und Zukunft. Wir müssen jedem dankbar sein, der unseren Einblick in diese so lange ängstlich gemiedenen Wissensgebiete vertieft; und da steht Möbius in der ersten Reihe. Dr. G. Lomer.

L. Loewenfeld, Ueber die geniale Geistestätigkeit mit besonderer Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst. Aus: Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

Für die Rassetheorie und Völkergeschichte ist der Ursprung des Genies ein sehr wichtiges Problem. Decandolle, Wallace, Weismann, Möbius und Lombroso sind wohl diejenigen, die bisher am meisten zur Klärung dieser Frage beigetragen haben. Ihnen schließt sich L. Loewenfeld an, der in erster Linie zu Lombrosos Theorie Stellung nimmt. Seine Arbeit zerfällt in drei Abschnitte, einen allgemeinen, einen speziellen und einen Schlußteil. In dem allgemeinen Teil sind die Ansichten dargelegt, zu denen der Autor hinsichtlich des Wesens der genialen Geistestätigkeit und ihrer Beziehungen zur Psychopathologie gelangt ist. Im speziellen Teil wird die Analyse einer Reihe genialer Künstlerpersönlichkeiten unternommen, um zu zeigen, inwieweit für dieselben die Darlegungen des ersten Teiles zutreffen. In den Schlußfolgerungen sind die Ergebnisse zusammengefaßt, welche die Analyse zunächst für die untersuchte Künstlergruppe, dann aber auch für das Genie im allgemeinen und das Genie für bildende Kunst im besonderen geliefert hat.

Loewenfeld weist auf Grund seiner Untersuchungen die Auffassung Lombrosos zurück, wonach das Genie einen krankhaften Ursprung haben soll. Gewiß zeigen sich bei den Genies nervöse und psychische Anomalien, aber von einem Zusammenhang mit epileptischer Geisteskrankheit kann nicht die Rede sein. Man darf demnach sagen, daß „beim Genie im allgemeinen seine Kraft im Gesunden und nicht im Kranken wurzelt".

Was den Ursprung des Genies betrifft, so ist dasselbe auf „eine sukzessive Steigerung von Anlagen" zurückzuführen. Schon Galton und Ammon haben im Anschluß an Weismanns Amphimixis diese Lehre vertreten. Der Autor weist nun auf die große Bedeutung der „latenten" Anlagen hin, die ganze Generationen andauern, ohne zur Entfaltung zu kommen. Aus ihrer Steigerung und günstigen Kombination geht die geniale Begabung hervor.

„Wenn wir uns fragen", schreibt der Verfasser, „wie es möglich ist, daß eine bei den Vorfahren latent gebliebene Fähigkeit bei einem Nachkommen nicht nur wiederkehrt, sondern in gesteigerter Form zutage tritt, liegt der Gedanke am nächsten, daß bei den Nachkommen ein Zusammentreffen väterlicher und mütterlicher Keimanlagen im Spiele ist. Das Einzelindividuum repräsentiert die Anlagen nicht bloß der vorhergehenden Generation, sondern aller seiner Vorfahren, und es kann daher auch Anlagen in latenter Form besitzen und vererben, von welchen es selbst nichts weiß und über deren Herkunft auch nichts Bestimmtes zu erfahren ist. Es mag daher z. B. der Fall gewesen sein, daß Tizians Mutter von irgend einem Vorfahren ein künstlerisches Element ererbt hatte, das sich auf ihren Sohn übertrug und bei diesem sich mit der von väterlicher Seite ererbten künstlerischen Anlage in der Weise kombinierte, daß die geniale Begabung entstand. Die Annahme der kombinierten Vererbung latenter väterlicher und mütterlicher Fähigkeiten ist von großer Tragweite, da sie das Auftauchen eines Genies in einer Familie erklärt, deren Glieder sich bisher, soweit bekannt, in keiner Weise auszeichneten. Sie ist aber zugleich notwendig, da das Genie nicht ein Produkt der Erziehung oder Uebung, sondern lediglich der ererbten Anlage ist, die hinwiederum bei den Vorfahren zu irgend einer Zeit und irgend einer Form existiert haben muß."

Man darf wohl diese Auffassung als richtig anerkennen. Das Problem der ersten Anfänge künstlerischer Anlagen, wie es von Wallace aufgeworfen wurde, bleibt damit aber ungelöst. Dies ist wohl nur im Zusammenhang mit den biologischen Fragen der Artentstehung und Artentwicklung, namentlich der Ursachen der Variationen, zu behandeln. Denn die Anfänge künstlerischer Anlagen führen auf die allgemeinere Frage des Entstehens und der Bedeutung ästhetischer Eigenschaften in der organischen Natur zurück. Dr. F. O. Gerwing.

Digitized by Google

A. Hackman. Die ältere Eisenzeit in Finnland. I. Die Funde aus den fünf ersten Jahrhunderten n. Chr. Mit 183 Abbildungen im Text, einer Karte und einem Atlas von 22 Tafeln. Helsingfors 1905. Druck von F. Tilgmann, Kommissionsverlag von K. W. Hiersemann in Leipzig.

Ein prachtvoll ausgestattetes, inhaltreiches Werk, das mit seinen genauen Fundberichten und naturgetreuen Abbildungen für jeden Freund und Kenner der nordischen Altertumskunde unentbehrlich ist. Wie schon in der Stein- und Bronzezeit, so zeigt sich auch im Eisenalter Finnland durchaus abhängig von der Kultur der benachbarten ostbaltischen Länder, vor allem Schwedens, dann aber auch der südlichen Ostseeküsten. Unverkennbar ist auch ein gewisser Einfluß von Osten her, aus den uralischen und sibirischen Gebieten, der sich durch verwandtschaftliche und Handelsbeziehungen der finnischen und mit jenen halbasiatischen Völkern erklärt.

So wertvoll in dem schönen Werke alles Tatsächliche ist, so unklar, ja geradezu verfehlt muß einem sachverständigen Vertreter der Völkerkunde der III. Hauptteil, „Schlüsse auf die ethnographischen Verhältnisse", erscheinen. Hier zeigt sich wieder einmal klar und deutlich die verhängnisvolle Wirkung falscher Voraussetzungen und die leidige Tatsache, daß Irrtümer viel leichter Schule machen als die Wahrheit. Der Verfasser zeigt sich durchaus abhängig von Salin, dessen von mir in verschiedenen Zeitschriften beurteiltes, eben so reich ausgestattetes und wertvolles Werk über „Die altgermanische Tierornamentik" leider in der Hauptsache doch irreführend ist. Ein Kulturstrom von den Küsten des Schwarzen Meeres nach Nordeuropa hat in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nicht stattgefunden, wohl aber eine Völkerwanderung in umgekehrter Richtung, die, wie dies fast immer der Fall ist, auch die Kultur der betreffenden Stämme über weite Landstrecken verbreitet hat. Die von Salin behauptete, von O. von Friesen weiter ausgeführte Einführung der Runen mit diesem angeblichen Kulturstrom nach Norden ist durchaus verkehrt und von mir mit leichter Mühe eingehend und sachlich Satz für Satz widerlegt worden. (Zwei Abhandlungen „Zur Runenkunde", Akad. Verlag, Wien und Leipzig 1905.) Ebenso ist die Annahme, zu gleicher Zeit habe eine Einwanderung südgermanischer Völker nach Skandinavien stattgefunden, der geschichtlichen Ueberlieferung geradenwegs zuwiderlaufend.

Ueber die Herkunft und Einwanderung der Finnen sich den Kopf zu zerbrechen, ist überflüssig: sie sind da, wo sie schon Tacitus gekannt hat und wo sie noch heute wohnen, entstanden, anthropologisch gesprochen aus einer in uralten Zeiten beginnenden Vermischung der nordeuropäischen mit der rundköpfigen Rasse (Homo europaeus mit Homo brachycephalus), ethnologisch aus einer lappischen Urbevölkerung, die wiederholt unterworfen und durchsetzt wurde von germanischen, litauischen und vielleicht auch slawischen Einwanderern. Nach ihrer Leibesbeschaffenheit, Sprache und Gesittung geben sich die Finnen deutlich als ein derartiges Mischvolk zu erkennen. Ihr Name, den übrigens auch die norwegischen Lappen tragen, stammt aus den germanischen Sprachen. Dr. Ludwig Wilser.

A. Trombetti, L'unità d'origine del linguaggio. Bologna 1905.

In diesem Buche beschränkt sich der Verfasser, die Ergebnisse seines großen, von der Accademia dei Lincei in Rom preisgekrönten Werkes über die Sprachen der alten Welt auseinanderzusetzen, indem er noch „solche Beweise" über den Monogenismus der Sprachen hinzufügt, „die jeden Zweifel darüber ausschließen". Die Untersuchungen auf diesem Gebiet haben den Verfasser zur Behauptung geführt, daß „die Sprachen Europas, Asiens, Afrikas und Ozeaniens untereinander genetisch verbunden sind und aus einem einheitlichen Stamm hervorgehen", und daß die amerikanischen Sprachen mit den asiatischen verwandt sind. Infolgedessen besteht der Verfasser auf dem einheitlichen Ursprung der Sprachen, nachdem er ausschließt, daß die Wörterverwandtschaft dem Zufall, dem gegenseitigen Verkehr der Völker und der ursprünglichen Gleichheit der menschlichen Psyche zuzuschreiben sei. Obwohl „die Sprache kein notwendig hereditärer Grundzug" ist, so „bildet doch in der Wirklichkeit die Uebereinstimmung zwischen Sprache und Rasse die Regel". Indem also der Verfasser den Monogenismus der Sprachen als „einen sehr starken Beweis zugunsten des menschlichen Monogenismus" betrachtet, zieht er folgenden Schluß: „Ich behaupte den einheitlichen Ursprung der Sprachen und glaube einstweilen auch an den der Menschheit".

Digitized by Google

Bei einer solchen Behauptung und bei einem solchen „credo" sei es uns hier gestattet, kurz zu bemerken, wie Mono- und Polygenismus die Entwicklung der Menschheit auffassen. Denn das ist des Pudels Kern! Während der Monogenismus von einer ursprünglichen Einheit (ein Paar Menschen, eine Sprache), die sich allmählich differenziert, den Ausgang nimmt, behauptet hingegen der Polygenismus, daß die noch heute existierenden verschiedenen Völker und Sprachen aus einer ursprünglichen zahlreichen Vielheit (eine unendliche Zahl von Horden und Sprachen) durch Integration erzeugt worden sind. Abgesehen von den anthropologischen Untersuchungen, die zur Annahme einer Vielheit von Rassen führen (Bastian, Virchow, Kollmann), sei hier hervorgehoben, daß dieser Integrationsprozeß sich fortwährend z. B. in den Vereinigten Staaten abspielt, und daß selbst Lester F. Ward, der eifrigste der Monogenisten, zur Annahme einer schon seit 50000 Jahren dauernden Integration gezwungen ist.

Worauf stützt sich nun der Glaube des Verfassers an den Monogenismus der Menschheit? Es sei zunächst bemerkt, daß Trombetti vor allem ein Sprachforscher ist und als solcher ganz gelassen ausruft: „Die Sprachwissenschaft erweist die ursprüngliche Einheit der Sprachen, folglich auch die der menschlichen Rassen".

Ist aber der Verfasser durch die Resultate seiner sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zu einem solchen Schluß berechtigt? Stimmen Rasse und Sprache in der Regel überein? Wir zweifeln daran, denn in vorgeschichtlichen Zeiten, und noch heute sehr häufig bei den Naturvölkern, sind die Eltern verschiedener Rasse, was sich leicht durch die Raubehe und die fast allgemein übliche Exogamie erklären läßt, so daß die Kinder weder die väterliche, noch die mütterliche Sprache reden, sondern eine Mischung von beiden. Ueberdies hat der Verfasser nicht den Monogenismus der Sprachen, sondern bloß ihre allgemeine Verwandtschaft bewiesen, welche man auf das soziologische Gesetz der Penetration der Rassen und Sprachen zurückführen kann. Der beste Beweis dafür ist die vom Verfasser selbst angewandte Methode, welche darin besteht, die verschiedenen linguistischen Gruppen nach der Reihe ihrer geographischen Lage zu vergleichen. Hätten sich die Sprachen aus einer einzigen Ursprache allmählich differenziert, so wäre es nicht nötig, eine solche Methode anzuwenden, man könnte sogar ohne Schwierigkeit die geographisch entferntesten Sprachen untereinander mit Erfolg vergleichen.

Wir sind daher, trotz der vom Verfasser bewiesenen Verwandtschaft der Sprachen, berechtigt, an dem Monogenismus zu zweifeln und bis auf weiteres den Polygenismus als diejenige Theorie anzunehmen, die uns am besten über die dunkle Frage des Ursprungs der Menschheit aufklärt. Dr. F. Savorgnan.

H. Semper, Das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes. Eßlingen 1906, Paul Neffs Verlag (Max Schreiber).

In der Kulturgeschichte der Völker spielt neben den angeborenen Anlagen der sie zusammensetzenden Rassen die Tradition und Entlehnung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Eine „Völkerpsychologie" müßte beide Gesichtspunkte gleichmäßig behandeln, aber während die Rassenpsychologie wenigstens über die Anfänge hinaus ist, liegt die Traditionspsychologie noch gänzlich unbearbeitet und brach da. Einen reichen Stoff zu derartigen psychologischen Erwägungen bietet Sempers „Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes", wo an einem bedeutsamen Beispiel gezeigt wird, wie ein Kunststil von einer Generation zur anderen und von einem Volk zum anderen übergeht, bald unverändert, bald entartet, bald zu neuen verwandten Bildungen fruchtbare Anregungen gebend. Als Fachmann beherrscht der Autor den Stoff in gründlicher Weise, die Darstellung ist klar und allgemein verständlich. Das Buch ist ein wirklicher „Führer zur Kunst", wie der Titel der Sammlung lautet, zu der es als dritte Nummer gehört.

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen, die der Autor über das Verhalten der Goten und Langobarden in Italien gegenüber dem antiken Kunststil macht. Die Langobarden ahmten diesen Kunststil nach, verbanden ihn jedoch mit eigenen altererbten Formen der eigenen Kunst. Doch tritt in ihrem Schaffen auch manche neue Eigenart hervor, in der Plastik ein realistischer Zug, der aus unmittelbarer Naturbeobachtung hervorgeht, ebenso in der Miniatur- und Wandmalerei. „Dieser voraussetzungslose, wenn auch zunächst in barbarischer Formlosig-

Digitized by Google

keit sich äußernde Realismus, den wir zuerst in der langobardischen und später noch in ungefügerer Roheit in der angelsächsischen Kunst wahrnehmen, war ein neuer fruchtbarer Keim, den das Germanentum in die Kunst hineintrug, welcher später üppig aufgehen und der Kunstentwicklung neue Nahrung zuführen sollte. Unter der alleinigen Herrschaft antiker und byzantinischer Vorbilder wäre wahrscheinlich die Kunst des Abendlandes ebenso verkümmert, wie sie ohne den Leitstern der Antike sich schwerlich zu jenen Höhen wieder aufgeschwungen hätte, die sie nach völliger Barbarei wieder erreichte."

Diese historische Betrachtung bekräftigt die rassetheoretische Auffassung, daß seit der Einwanderung der Germanen bis in die Renaissance hinein eine anthropologische und psychologische Kontinuität besteht und daß man bis auf die Langobarden zurückgehen muß, um die Wurzeln der geistigen Wiedergeburt Italiens aufzudecken.

Dr. Ludwig Woltmann.

Grassl, Blut und Brot. Der Zusammenhang zwischen Biologie und Volkswirtschaft bei der bayrischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert. München 1905, Seitz & Schauer.

Der Verfasser dieses Buches, Bezirksarzt „in einem weltentlegenen Bergort", verfolgt „die Entwicklung der bayrischen Bevölkerung seit Jahren" und hat es besonders als ärztlicher Beamter für seine Pflicht gehalten, „tiefer in das Leben des Volkes einzudringen". Da er ein denkender und vielseitig gebildeter Arzt ist — verständige Aerzte pflegen die besten Menschenkenner zu sein —, so verdient seine inhaltreiche Schrift alle Beachtung und um so mehr Anerkennung, als eine Beherrschung der umfangreichen Literatur in einem so abgelegenen Wohnort „fast unüberwindliche Schwierigkeiten" bereitet. Doch sind die statistischen Angaben, die der Verfasser dem Königl. statistischen Bureau sowie dem der Stadt München verdankt, durchaus zuverlässig.

Die Ausführungen beschränken sich auf Bayern und behandeln insbesondere den Uebergang vom Ackerbau zur Industrie, vom Land- zum Stadtleben, haben aber, da sich dieser Uebergang in ähnlicher Weise im ganzen deutschen Vaterland, und nicht nur in diesem, wiederholt, entschieden auch allgemeinere Geltung und Bedeutung. Als Arzt betrachtet Grassl selbstverständlich die naturwissenschaftliche Lebenskunde als feste Grundlage einer wahrhaft ersprießlichen Volkswirtschaft und Staatskunst. „Die Biologie ist also in ihrem Endziel eine eminent praktische Wissenschaft von hervorragend praktischer Bedeutung." In 21 Abschnitten behandelt die bescheiden nur als „Versuch" bezeichnete Abhandlung die wichtigsten Erscheinungen im Volksleben, wie die einschneidenden Wirkungen der aufblühenden Industrie, die Volksvermehrung, innere Wanderungen, Ernährung, Wohnung, Wehrfähigkeit, die Stellung des Weibes, Geisteskrankheiten und Verbrechen, Erziehung und dergl., und der sachkundige Beurteiler, wenn er auch nicht in allen Einzelheiten gleicher Ansicht ist, wird doch gestehen müssen, daß der kenntnisreiche, menschenfreundliche und vaterlandliebende Verfasser in der Hauptsache auf richtigem Wege sich befindet.

Ganz besonders hat es den Berichterstatter gefreut, daß auch hier wieder ein erfahrener Arzt, bei aller Hochschätzung der Ehe für Volkswohl und Vermehrung, doch einer Beschränkung der Heiratserlaubnis für Kranke oder mit erblicher Krankheitsanlage Behaftete, wie für Verbrecher oder Landstreicher das Wort redet. Die bayrische Bevölkerung hat sich im Laufe des verflossenen Jahrhunderts nahezu verdoppelt, und eine solche Vermehrung wäre mit reiner Landwirtschaft unmöglich gewesen, sie ist nur dem „Einfluß der Industrie" zu verdanken, die ihre guten und ihre schlechten Seiten, nützliche wie schädliche Folgen hat, deren Erkenntnis und Ausgleichung eben die Aufgabe der Volkswirtschaft und Staatskunst unserer Zeit bildet. Eine Menge tüchtiger Volkskraft, die früher aus Mangel an Nahrung zur Auswanderung gedrängt wurde, kann nun dem Land erhalten bleiben. Selbstverständlich hat aber die Ansammlung großer Menschenmengen in den Städten und das dichtgedrängte Wohnen wieder große Gefahren für die Gesundheit, denen eine auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute öffentliche Gesundheitspflege vorbeugen soll und kann. Diese kommt aber hauptsächlich den Lebenden zugute, der weitblickende Volkswirt muß auch die kommenden, noch ungeborenen Geschlechter im Auge haben, denn von einem lebenskräftigen, leistungsfähigen Nachwuchs hängt

Digitized by Google

nicht nur das Lebensglück des Einzelnen, sondern auch die Macht und die Blüte des Staates ab.

In bezug auf die Frauenfrage und die Wehrfähigkeit äußert der Verfasser sehr verständige Ansichten. „Die Abstammung von der Landwirtschaft", sagt er u. a., „rettet einen größeren Teil vor der gänzlichen und halben Untauglichkeit als die anderweitigen Beschäftigungsarten. Also auch in dieser Beziehung erweist sich Land und Landwirtschaft als für das Volk in biologischer Beziehung für äußerst wertvoll." Schon aus diesem Grunde, zur Erhaltung seiner Wehrkraft, muß der Staat auf ein gesundes Familienleben, einen lebensfähigen Bauernstand bedacht sein. Im Schlußwort werden die nützlichen und die schädlichen Folgen der Umwälzungen in den biologischen Verhältnissen des bayrischen Volkes während des letzten Jahrhunderts zusammengefaßt und einander gegenübergestellt. „Den großen Vorteilen stehen also ebenso große Nachteile entgegen. Beide richtig einzuschätzen und erstere voll auszunützen, letztere zu vermeiden, ist Aufgabe der Staatskunst."

Glücklicherweise mehren sich von Jahr zu Jahr die Stimmen, die solche Forderungen stellen, und wenn sich auch der Verfasser nicht einbildet, „irgendwie maßgebende Andeutungen geben zu können", so wird doch hoffentlich im Verein mit mancher anderen auch seine Mahnung nicht ganz ungehört und wirkungslos verhallen. Denn daß bei zielbewußtem und vorsichtigem Vorgehen auch die Menschheit sich „hinauf züchten" ließe, darüber sind die Sachverständigen einig. Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo. Hoffentlich kommt zu Nutz und Frommen für unser Volk und Vaterland bald die Zeit, in der die Kenntnis der Lebensgesetze zu den Erfordernissen einer wahren Staatskunst gerechnet wird.

Dr. Ludwig Wilser.

Dr. Chr. J. Klumker und Dr. Othmar Spann, „Die Bedeutung der Berufsvormundschaft für den Schutz der unehelichen Kinder." Eine Denkschrift für den internationalen Kongreß für Erziehung und Kinderschutz in Lüttich. Verlag von O. V. Böhmert, Dresden 1905.

Bis zu einem gewissen Grad kann die zwei Druckbogen umfassende Broschüre als ein Auszug aus dem bereits besprochenen umfangreichen Werke Dr. Spanns betrachtet werden, wobei besonders hervorzuheben ist, daß dessen reichliches statistisches Ziffernmaterial in ihr unter Beschränkung auf die wichtigsten und ausschlaggebenden Prozentualzahlen in Gestalt sehr übersichtlicher und instruktiver bunter Klischees wiedergegeben ist. Auf den Inhalt denke ich in anderem Zusammenhang noch näher zurückzukommen. Hier mag nur betont werden, daß es eine besonders dankenswerte Aufgabe ist, der die Verfasser sich unterzogen haben, und daß die eingehende und sorgfältige Durcharbeitung und Beleuchtung des teilweise recht spröden Materials volle Anerkennung verdient. Die Erscheinung der unehelichen Geburten und die Untersuchung ihrer Bedeutung für die Bevölkerungserneuerung der Kulturvölker in biologischer, sittlicher und geistiger Hinsicht ist trotz des hohen quantitativen Anteils derselben mit durchschnittlich fast einem Zehntel aller Geburten bisher auffallend vernachlässigt worden, so daß wir tatsächlich „über die Lage und das Schicksal der unehelichen Kinder sehr wenig unterrichtet sind". Die vorliegenden Schriften füllen somit wirklich eine bisherige Lücke aus und können allen Interessenten nur empfohlen werden; besonders sei die zweite — welche ihren Titel eigentlich mit Unrecht führt, denn sie behandelt gerade die Frage der Berufsvormundschaft nur flüchtig und anhangsweise und bietet in der Hauptsache eine gedrängte Uebersicht über Umfang, Wesen und Bedeutung der unehelichen Fortpflanzung — als vortreffliche Zusammenfassung des vorhandenen Materials den weitesten Kreisen empfohlen zur Lektüre.

Im einzelnen wird der kritische Leser vielleicht an manchen Stellen ein Fragezeichen machen. Schon die Definierung der Unehelichkeit als „jene Art der Bevölkerungserneuerung, mit der, ihrem Begriff nach, eine Degeneration im sozialen Körper verbunden ist", dürfte auf Widerspruch stoßen und läßt sich auch nur dadurch durchführen, daß die in eine „Stiefvaterfamilie" übertretenden Unehelichen, die im allgemeinen ein von den Ehelichen sich kaum unterscheidendes Bild ergeben, aus dem Begriff der „funktionellen oder eigentlichen Unehelichkeit" ausgeschlossen werden. Auch dürfte in mancher Hinsicht das Verwertete bezw. zur Verfügung stehende Zahlenmaterial zu klein sein, um ganz einwandfreie Schlüsse zuzulassen.

Digitized by Google

Endlich scheinen mir bei den Schlußfolgerungen in verschiedenen Fällen Wirkung und Ursache verwechselt, unberechtigte Verallgemeinerungen vorgenommen, Nebenursachen nicht genügend beachtet zu sein. Indessen sind dies Ausstellungen, die den grundsätzlichen Wert der Untersuchungen nicht mindern. Und im allgemeinen wird man den Schlüssen, zu denen sie führen, zustimmen können. Als recht dankenswert ist auch die dem Hauptwerk beigefügte ausführliche „Zusammenstellung von Literatur betreffend (warum nicht „über"?) das Unehelichkeitsproblem" zu begrüßen, die vielen Interessenten sehr willkommen sein dürfte.

Dr. W. Borgius.

Johanna Elberskirchen. Mutter! München, Seitz & Schauer. 164 S. 8°; 1,80 Mk.

Der Grundgedanke des Buches ist der, daß das Weib, die physiologische Quelle der Gesellschaft, im eigensten Interesse der Allgemeinheit sittlich, rechtlich, wirtschaftlich, physiologisch-psychologisch und sexuell geschützt, gepflegt und entwickelt zu werden verdient, ganz im Gegensatz zum heutigen Verhalten, welches das Weib so ziemlich in jeder Hinsicht entarten und verkümmern läßt. Die Notwendigkeit dieser gesteigerten und veredelten Kultur des Weibes, insbesondere in seiner Rolle als Frau und Mutter, erläutert die Verfasserin in ebenso eindringlicher wie zutreffender Weise, wobei sie auch vor den radikalen Konsequenzen, wie z. B. Beseitigung der heutigen Eheform, nicht zurückschreckt. Im Anschluß daran bespricht sie die Satzungen des Bundes für Mutterschutz und hebt die Bedeutung dieser Korporation gebührend hervor.

Ein zweiter Teil des Buches befaßt sich mit der geschlechtlichen Aufklärung des Weibes und mit der sexuellen und Schwangerschaftshygiene; auch auf diesen Gebieten läßt es die Verfasserin an ungeschminkter Darstellung und Kritik nicht fehlen, wenn sie auch dem bereits anderweitig in zahllosen Varianten behandelten Gegenstand keine neue Seite abzugewinnen vermag. Dennoch verdient ihr Buch vor vielen ähnlichen den Vorzug wegen der äußerst temperamentvollen und unerschrockenen Behandlung des Themas, der stellenweise epigrammatischen Wucht des Stils und des hohen sittlichen Ernstes, der aus jeder Zeile spricht.

Dr. F. Landmann.

Otto Caspari, Dr. phil., vormaliger Professor der Philosophie an der Universität zu Heidelberg. Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. Mit Berücksichtigung der Frauenbewegung vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Das Buch führt mit Breitspurigkeit einen richtigen und wertvollen, obgleich nicht neuen Gedanken aus: — „Es ist einleuchtend, daß, je mehr Staat und Gemeinde tatsächlich einzugreifen wissen in die Erziehung und Jugendbildung, um die junge Generation zu sich heranzubilden, auch die beiden Geschlechter um so selbständiger werden müssen gegenüber dem Bestande der heutigen Familienordnung." (S. 175.) Diese größere Selbständigkeit oder Freiheit der Geschlechter vermag auch Caspari in nichts anderem zu erblicken, als in der Ermöglichung eines leichteren und rascheren Wechsels monogamischer Verbindungen, — dessen moralische Billigung er sich, nach vielem Für und Wider und Wenn und Aber, gleichsam widerstrebend zum Schlusse abringt. — Legt somit der Autor ein gutes Wort ein für die „Ehe mit leichtem Gepäck", — so erscheinen folgerichtig die schweren moralischen Bedenken, welche er gegen die absichtliche Beschränkung der Kinderzahl und das Zweikindersystem vorzubringen nicht verabsäumte, als völlig wirkungslos und akademisch. — Im übrigen enthält das Buch viele Einräumungen, Zweifel, viel Gelehrsamkeit und viele Literaturangaben, — aber keinen verheißungsvollen Ausblick.

Christian von Ehrenfels.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 6. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Anfänge von Recht und Rang bei den höheren Tieren.

Dr. F. von den Velden.

Im allgemeinen gilt bei den Tieren das ironisch so genannte „Recht“ des Stärkeren bezw. Schlaueren. Nicht nur der Hunger, sondern vielfach auch Mordlust veranlaßt den Stärkeren, über den Schwächeren herzufallen. Nur verwaiste Jungen werden vielfach von Muttertieren der gleichen oder einer anderen Art geschont und sogar beschützt und genährt.

Auch ein Eigentumsrecht, ein Recht der Besitzergreifung und Erarbeitung, erkennt kein Tier an. Wer sein Nest oder seine Beute nicht verteidigen kann, dem werden sie abgenommen. Ebenso geht es dem Tier, das seinen Harem nicht zu schützen vermag. Die jüngeren Männchen, die noch keinen solchen zusammenbringen konnten, stellen den Haremsmitgliedern beständig nach, und diese kommen ihnen entgegen, erkennen also ebenfalls ein Recht ihres Eheherrn nur soweit an, als dessen Macht reicht.

Dagegen besteht bei Tieren der gleichen Art, wenigstens bei gesellig lebenden und intelligenteren, ein Anspruch auf gegenseitige Hülfe. Dieses Gefühl der Solidarität, der Verpflichtung, einem angegriffenen Mitglied mit Hintansetzung des eigenen augenblicklichen Vorteils zu helfen, ist z. B. bei den Krähen sehr entwickelt, die, wenn eine von einem Raubvogel angegriffen wird, ihr wacker beistehen und den Feind in die Flucht treiben. Auch nach innen äußert sich die Solidarität insofern, als die Angehörigen derselben Art einander Existenz und Leben anerkennen, wenigstens solange sie gesund sind: eine verwundete Krähe, ein angeschossener Wolf wird alsbald getötet und verzehrt[1]).

[1]) Dies gilt nur für die fleischfressenden und kriegerischen Tiere. Verwundete, z. B. mit Verlust eines Beines geheilte Singvögel kann man öfters beobachten. Auch von den Störchen sind Fälle bekannt, wo ein infolge von Verletzung zum Zug untauglicher verschont wurde und sogar der Gatte auf die Wanderung verzichtete und ihm zur Gesellschaft im Norden überwinterte. — Auf eine Tötung beschädigter, zum Kampf ums Dasein unfähiger Tiere dürften auch die Exekutionen durch eine Versammlung von Artgenossen hinauslaufen, die z. B. von den Raben berichtet und vielfach als eine Art Gerichtsverhandlung aufgefaßt werden. Um eine Bestrafung

Digitized by Google

Ueber eine noch engere Solidarität wird z. B. berichtet von den Kolkraben auf Island. Einige von ihnen belegen für die Dauer eines Winters ein Gehöft mit Beschlag, um sich von dessen Abfällen zu ernähren, und lassen keinen weiteren Artgenossen in ihre Gemeinschaft herein. Hier kann man von der gemeinsamen Behauptung eines Rechtes reden, dessen Grundlagen freilich so zweifelhaft sind, wie die mancher menschlichen Rechte. Ohne Zweifel halten die Raben sich für sittlich berechtigt, gegen den Eindringling und Schmälerer ihrer Privilegien empört zu sein.

Aehnliches ist bei den Elefanten vielfach beobachtet worden. Die Herden schließen sich gegeneinander ab, ein von der seinigen abgekommener Elefant erhält nirgends Einlaß und wird infolge des einsamen Daseins zum gefährlichen und gefürchteten „rogue". Auch hier ist anzunehmen, daß die Herde das Gefühl hat, ein Recht zu verteidigen. Wenn es richtig ist, daß die Herden sich nur durch Fortpflanzung ergänzen, also aus lauter Blutsverwandten bestehen (wie man aus der Gemeinsamkeit ihrer körperlichen Merkmale schließt) so wären hier die Anfänge eines Familienrechts zu erblicken.

Rechte hat auch jedes Leittier einer Herde, die zwar in erster Linie auf der Gewalt beruhen, also insoweit Rechte im menschlichen Sinne nicht sind, außerdem aber auf der pünktlichen Erfüllung der Pflichten; denn werden diese vernachlässigt, so wird alsbald ein anderer den Ehrgeiz haben — daß die Tiere des Ehrgeizes fähig sind, wird niemand bestreiten, der auch nur Hunde oder Kühe kennt — und bei der Herde die nötige Unterstützung finden, um sich zum Führer aufzuschwingen.

Der psychologische Hergang ist einfach, wo es sich um einen einzigen Führer eines Trupps handelt; viel verwickelter dagegen, wo mehrere Leittiere nebeneinander fungieren, wie es z. B. bei größeren Herden der altweltlichen Affen der Fall zu sein pflegt. Junghuhn berichtet folgende Beobachtung, die er an javanischen Makaken gemacht hat[1]). „Zwei sehr schöne und große männliche Stücke zeichneten sich durch ihr dreistes Betragen besonders aus. . . . Wie Kavaliere stolzierten sie zwischen den andern Affen umher, welche einen hohen Grad von Achtung vor ihnen zu erkennen gaben. Freilich war ihre Art, sich in Achtung zu setzen, etwas handgreiflich. Wurde ihnen das Gedränge um sie herum zu groß, so packten sie einige ihrer Kameraden mit den Händen, andere mit den Zähnen, weshalb die übrigen unter Angstgeschrei und mit solcher Bestürzung zur Seite flohen, daß sie erst von den Zweigen der Bäume aus zurückzusehen wagten und sich dem

von seiten der Gemeinschaft kann es sich doch unmöglich handeln, denn nach außen hin halten die Raben alles für erlaubt, und worin sollte wohl ein Vergehen innerhalb der Rabengemeinde bestehen? Ehebruch ist dort, wie man sich an den Nistplätzen überzeugen kann, eine alltägliche Sache und wird von dem Geschädigten mit etwas Geschrei und Schnabelhieben erledigt, sofern er dazu kommt; und unkollegiales Verhalten in der Weise, daß einer dem andern die Eier aus dem Nest wirft, ist ein zu häufiges Ereignis, als daß man davon noch lange nachher Aufheben machte. Wer den Tieren eine förmliche Gerichtsverhandlung über vergangene, nicht sichtbare Dinge zutraut, überschätzt ihre Begriffsbildung und Sprache, die doch nur aus Interjektionen, allerdings bei intelligenten Tieren sehr zahlreichen und modulationsfähigen, besteht.

[1]) S. A. E. Brehm, Tierleben, 2. Aufl. I, 127.

Digitized by Google

Kreise erst dann wieder näherten, wenn die großen Herren gesättigt sich zurückgezogen hatten. Sich selbst jedoch wichen diese beiden Despoten, welche ihre Untertanen durch Furcht in Respekt zu halten schienen, sehr sorgfältig aus."

Wenn die beiden Affen blind ihrer Neigung folgten, so würden sie übereinander herfallen und um die Herrschaft kämpfen. Sie sind aber klug genug, dies Risiko zu vermeiden, und selbstbeherrschend genug, um allen Möglichkeiten der Kollision aus dem Wege zu gehen. Einer erkennt die Stellung des andern an unter der Bedingung, daß dieser das gleiche tue, und gegenseitig unterstützen sie sich in der Bemühung, den Rest des Trupps in Respekt zu erhalten. Hier ist der Anfang zur Herausbildung nicht eines, sondern gleich zweier Rechte, des Rechts der Herrschenden und Dienenden, und damit auch zur Herausbildung zweier Stände oder Ränge. In größeren Affenhorden, in denen die Zahl der Regierenden eine größere ist, besteht eine richtige Oligarchie, der nur die Erblichkeit fehlt, um zur Aristokratie zu werden.

Zweifellos ging es in den Horden primitiver Menschen ähnlich zu, es bildete sich da, wo nicht ein einzelner durch Kraft oder Klugheit die unbestrittene Uebermacht hatte, eine herrschende Klasse, deren Glieder, einander argwöhnisch beobachtend aber respektierend, in einem stillen Bund zur Lenkung der übrigen und zur Bestimmung dessen, was als Recht gelten sollte, standen.

Gefestigte und tiefgreifende Standesunterschiede gingen gewiß, wie neuerdings mit Recht hervorgehoben wird, meist, wenn nicht immer, aus der Unterjochung eines Stammes durch einen andern hervor (ein Analogon gibt uns das sog. niedere Tierreich in den sklavenhaltenden Ameisen, während es die höheren Tiere hierzu nicht gebracht haben). Doch sprechen die erwähnten Beobachtungen an Affen dafür, daß auch innerhalb einer und derselben Herde sich eine herrschende Klasse herausbilden konnte.

Rassen- und Kulturzusammenhänge in Asien und Europa.

Dr. A. Dirr.

Vor kurzem haben wir uns den Scherz gemacht, in einem befreundeten Hause den Familienvater, einen bekannten Münchner Gelehrten, mit den von ihm aus dem Kaukasus mitgebrachten Kleidungsstücken, einer Papacha (Fellmütze) und einer Burka (Filzmantel) zu bekleiden. Die Wirkung übertraf alle unsere Erwartungen; es ist darauf zu wetten, daß auch der gewiegteste Kenner kaukasischer Völkertypen darauf „hereingefallen" wäre. Papacha und Burka mögen ja so manches zur Vollendung der Täuschung beigetragen haben, aber ... es gibt Millionen von Deutschen, die auch in Papacha und Burka nicht kaukasisch ausgesehen hätten. Niemand verwechselt einen blonden, blauäugigen, hochgewachsenen Norweger, Engländer oder Norddeutschen mit einem kleinen, schwarzäugigen, brünetten Italiener, aber

Digitized by Google

wohl einen solchen mit einem Spanier, einem Griechen, einem Albanesen, einem Georgier. Jeder Maskenball zeigt das: ein blonder Hüne als Torero, ein blondes Mädel als Odaliske werden immer als „falsch", „unecht" empfunden, und umgekehrt passen dunkle Augen, dunkles Haar weder zu einem Gretchen, noch zum Kostüm eines Germanen. Lehrreicher noch ist trotz ihrer Uebertreibung (oder gerade ihretwegen) und trotz ihrer Schablonenhaftigkeit die Karikatur der deutschen, französischen und besonders der englischen Witzblätter. Man sehe sie sich einmal an in bezug auf die Darstellung der drei oder vier in Betracht kommenden Haupttypen, etwa des romanischen, des germanisch-angelsächsischen, des jüdischen und des slawischen, man wird sich, wenn man überhaupt Augen hat für dergleichen Dinge, alsbald Rechenschaft geben können über die unterscheidenden Merkmale der erwähnten Völker. Es ist keine Verleumdung, wenn z. B. der Zeichner eines Journal amusant den Haarschmuck einer etwas ältlichen, deutschen Dame als dürftiges, auf dem Wirbel sitzendes Schöpfchen erscheinen läßt, oder wenn ein Künstler der „Fliegenden" den italienischen Briganten so darstellt, als wäre sein Kopf nur ein Haarballen, aus dem ein paar riesige Augen hervorgucken. Nein, das eine wie das andere ist der übertriebene Ausdruck von Rasseneigentümlichkeiten, in unserem Falle der Haargrenze. Diese geht beim blonden Deutschen wirklich weniger tief in die Stirn, rückt weniger weit gegen die Schläfen vor und weiter am Nacken hinauf als bei dem brünetten Romanen (oder dem brünetten Deutschen) und daß ein dunkler Bart gewöhnlich auch dichter ist und nicht nur dichter aussieht als ein heller, davon kann sich jeder in seinem Bekanntenkreis überzeugen; der Kranzbart ist schließlich die Uebertreibung einer Rasseneigentümlichkeit, und daß helle Bärte bis an und über die Jochbeine hinaufgehen, ist selten. Dazu kommt in den erwähnten Karikaturen noch die Form der Nase, der Lippen und des Mundes, des Kinns; kurz, die Typen sind scharf charakterisiert.

Was dem oberflächlichen Beobachter, dem Touristen, dem Laien in anthropologischen Dingen so oft passiert, nämlich die verschiedensten brünetten Völker Südeuropas ihrem Aussehen nach miteinander zu verwechseln, einen Italiener für einen Juden, eine Südfranzösin für eine Spanierin, einen Bosniaken für einen Türken, einen Süddeutschen für einen Italiener zu halten, hat seinen guten Grund in der großen Familienähnlichkeit der Völker des südlichen Europa; es ist als wären sie alle Kinder eines einzigen Elternpaares. Das schließt natürlich tiefe Unterschiede noch lange nicht aus; wir sehen ja oft Geschwister, die einander recht unähnlich und doch auf den ersten Blick als Brüder und Schwestern zu erkennen sind.

Woher kommt nun diese Familienähnlichkeit? Wahrscheinlich nur daher, daß Südeuropa überhaupt zu einer Zeit eine einheitliche Bevölkerung hatte. Die heute zu konstatierenden Unterschiede sind Resultate von Zumischungen fremden Blutes. Sehen wir zu, was uns die Anthropologie darüber zu sagen hat.

Der in Paris lebende russische Anthropologe Denicker hat es versucht, eine Rassenkarte Europas herzustellen[1]). Er fand sechs

[1]) J. Denicker, Les Races de l'Europe. L'Anthropologie 1898.

Digitized by Google

Haupt- und vier Nebenrassen. Von den Hauptrassen sind die beiden ersten die blonden Nordeuropas, wir können sie hier übergehen. Dafür sollen die vier anderen unsere Aufmerksamkeit fesseln. Sie sind sämtlich brünett und sind hauptsächlich in Südeuropa zu Hause, teilweise auch in Mitteleuropa, wo sie aber kaum über den 50. Breitegrad hinaufgehen. Es sind die Rassen der europäischen Gebirgsländer. Die einzige langschädelige davon, die ibero-insulare, lebt in Spanien, Korsika, Sardinien, Süditalien und Südfrankreich. Die fünfte Rasse Denickers, die Uferrasse, die von Gibraltar bis an die Tibermündung am Meeresufer lebt und sich nirgends mehr als 200—250 Kilometer davon entfernt, ist subdolicho- und mesocephal. Die beiden andern, zum Teil sehr stark kurzköpfige Völker, sind hauptsächlich Bergvölker, ihr Gebiet dehnt sich über die Cevennen, Alpen, Norditalien, Ungarn, Kärnthen, Mähren, Galizien, Podolien, Bosnien, Dalmatien, Kroatien, Albanien, Karpathen und Kleinrußland aus.

Nun ist aber diese kurzköpfige Rasse, der homo alpinus, durchaus nicht auf Europa beschränkt, er findet sich noch in einem weiten Gürtel durch ganz Kleinasien zerstreut und, in besonderer Stärke, in Armenien und dem Kaukasus. Dort sitzen gerade die kurzköpfigsten aller Brachycephalen weißer Rasse. Den asiatischen Kurzkopf vom europäischen zu trennen, geht aber nicht an; darum sagt auch v. Luschan in einem Artikel über den Rassentypus von Sendschirli[1]), man könne über die Herkunft der übrigen Rassenelemente in Europa denken wie man mag, die alpine Rasse werde man aber wohl aus Vorderasien ableiten müssen. Finden wir sie aber in der Gegenwart so ungeheuer weit verbreitet und noch dazu gerade in mehr oder minder unzugänglichen Gegenden, wie es Alpenländer nun einmal sind, so liegt der Schluß nahe, daß diese Rasse in früheren Zeiten noch weiter verbreitet war, daß sie in ihre jetzigen Sitze zurückgedrängt, aus den zwischen den einzelnen Gebirgsländern liegenden Ebenen vertrieben wurde, kurz, daß sie Reste einer älteren Bevölkerung Südeuropas vorstelle. Das mit rein anthropologischen Gründen zu beweisen, dürfte heute zu schwer, wenn nicht unmöglich sein, aber Linguistik, Ethnographie und Archäologie geben uns doch schon Mittel an die Hand, wenigstens darzulegen, daß diejenige Urbevölkerung Südeuropas, die bei Ankunft der Arier zum großen Teile arisiert, teilweise zurückgedrängt und vernichtet wurde, doch, wenn sie nicht gerade eine einheitliche Rasse darstellte, wenigstens in kultureller Beziehung eine Einheit bildete. Dabei wird sich auch herausstellen, daß das Verbreitungsgebiet dieser so eng zusammenhängenden Völker noch größer war, d. h. weiter nach Osten reichte, als man bisher annahm.

Gehen wir zunächst vom Kaukasus aus. Das was wir heute in geographisch-linguistischer Hinsicht Kaukasier nennen, ist eine Völkergruppe, deren Sprachen bis vor kurzem als ganz isoliert galten und deren somatischer Typus, wie oben erwähnt, sich auch außerhalb der Kaukasusländer vorfindet. Bemerkenswert ist, daß auch die Arier des Kaukasus, nämlich Armenier und Osseten, sowie die Bergjuden und die eine semitische Sprache sprechenden Aissoren, sowie die Tataren (Kumüken und Aderbeidshaner) wenigstens zu einem beträchtlichen

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1904. S. 623.

Digitized by Google

Teil brachycephal sind[1]). Es sind dies eben arisierte, resp. tatarisierte oder semitisierte Kaukasier[2]). Nun ist nachzuweisen, daß ein Teil der kaukasischen Völker früher weiter nach Südwesten saß. Von den Armeniern z. B. wissen wir so ziemlich genau, wie sie im Laufe ihrer Geschichte allmählich nach Norden und Osten vordringen, und wir haben starke Gründe, mit Chachanoff anzunehmen, daß auch die Kharthvel-Völker, die Georgier und ihre Stammverwandten, in früheren Zeiten in Kleinasien bis an den Halys saßen. Weiter hat auch v. Luschan schon betont, daß in Kleinasien noch stellenweise eine kurzköpfige Rasse zu finden ist, und in dem obenerwähnten Artikel sagt er geradezu, es sei sehr wahrscheinlich, daß wir auf den älteren Reliefs von Sendschirli verhältnismäßig zuverlässige Darstellungen von dem physischen Habitus der vorsemitischen Bevölkerung finden. In diesem Falle sind es die außerordentlich großen Nasen und die extrem kurzen und hohen Schädel, welche bemerkenswert erscheinen. Die großen Nasen gehören aber nicht der semitischen, sondern der vorsemitischen Bevölkerung von Vorderasien an. Gerade diese Ungetüme von Nasen sind ein charakteristischer Zug des leiblichen Habitus kaukasischer Völker; schon Dumas hat davon geschwärmt. Weiter sagt v. Luschan, der Typus sei aber heute noch überall in Vorderasien vorhanden, am meisten aber unter Armeniern und Persern, aber auch in recht großem Prozentsatz unter den Bewohnern mohammedanischen und griechisch-orthodoxen Glaubens. Läßt sich nun diese Rasse weiter nach Westen verfolgen, etwa als Urbevölkerung Griechenlands? Lassen wir Kißling zu Wort kommen, der in seinem Artikel über „Das ethnische Problem des alten Griechenlands“[3]) zu folgender Schlußfolgerung kommt: „Durch jene Merkmale der Topologie[4]) wird ebenso wie für den in historischer Zeit thrakisch-phrygisch sprechenden Norden Kleinasiens, so für Griechenland und die Inseln des Archipelagos die einstige Herrschaft des autochthonen kleinasiatischen Idioms erwiesen. Ehe die Hellenen einwanderten, saßen in Griechenland wirklich Menschen, die

[1]) Natürlich sind nicht alle Kaukasier brachycephal. Erckert hat aber nur ganz wenige Dolichocephalen gefunden, nämlich Mingrelier 10 pCt., Aderbeidshaner 11,7 pCt. und Kalmüken 10 pCt.

[2]) Solche Verwandlungsprozesse gehen noch heute in kaukasischen Ländern vor sich. Wir wissen z. B., daß die Udiner, ein kürinisches Volk, also Lesghier, noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts weit zahlreicher waren; sie verlernten allmählich ihr lesghisches Idiom, das sie durch Tatarisch ersetzen. Freilich werden sie, so lange sie Christen bleiben, ihren Ursprung nicht vergessen, wohl aber haben ihn diejenigen vergessen, die freiwillig oder gezwungen zum Islam übergetreten sind. Wir kennen auch georgisierte Armenier, bei denen nur noch die Familiennamen an die armenische Herkunft erinnern; wir wissen von islamisierten Georgiern, den Ingiloj und den Adsharen, von mohammedanisierten Armeniern, den Hemschili im Bassin des Tschoroch usw. usw.

[3]) Zeitschr. f. Ethnologie 1905, Heft VI, S. 1622.

[4]) Kießling stützt sich auf das überaus häufige Vorkommen der Ortsnamen auf $\nu + \delta$ ($\nu + \vartheta$) und auf σ, sowohl in Griechenland als in Kleinasien, und auf die, selbst von gelehrten Lexikographen betonte Tatsache, daß ein ansehnlicher Teil des griechischen Vokabulars etymologisch nicht zu fassen ist und jedenfalls nicht griechisches, fremdes Sprachgut darstellt. Das zeige sich besonders in Tier- und Pflanzennamen, am auffallendsten aber in der geographischen Nomenklatur des alten Griechenland, ja selbst für die allergangbarsten Namen (Athenai, Tanagra, Argos, Mykenai, Tiryns, Thebai, Korinthos, Olympos, Parnassos, Larissa usw. Vergl. auch Fick, Vorgriechische Ortsnamen).

Digitized by Google

sprachlich und gewiß auch anthropologisch dem kleinasiatischen Stamm nächstverwandt waren." Welcher Art dieser kleinasiatische Sprachstamm war, ist heute noch nicht zu entscheiden, es darf aber schon die Vermutung ausgesprochen werden, es handle sich um dem kaukasischen verwandte Idiome[1]). Die Hellenen als Rasse sind ja jetzt in Griechenland verschwunden, was heute an Menschen auf dem Balkan lebt, gehört zum großen Teile in die sechste (dinarische oder adriatische) Rasse Denickers, brünetter Brachycephalen. Die besiedelt hauptsächlich Albanien, Kroatien, Dalmatien, Bosnien — das alte Illyrien. Von Illyrien aus lassen die Historiker eine ganze Anzahl der ältesten Stämme Italiens kommen. Welcher Rasse, welchem Sprachstamme sie aber angehörten, darüber herrscht gewaltige Meinungsverschiedenheit; bloß für die Etrusker und Ligurer gibt man jetzt allgemein nicht-arischen Ursprung zu; Pauli sagt über erstere in Helmholdts Weltgeschichte (IV, S. 307), sie seien weder arisch, noch semitisch, sondern, wie es scheint, verwandt mit den verschiedenen Völkern Vorderasiens und der Balkanhalbinsel[2]). Ueber die Herkunft der Ligurer[3]) streitet man sich immer noch, und es soll nicht verschwiegen werden, daß man sie eher für Indogermanen ansieht, als für Verwandte der Iberer, also Nicht-Arier. Man stützt sich hierbei hauptsächlich auf ligurische Ortsnamen, deren Suffixe -sco, sca angeblich rein indogermanisch sind. Aber gerade

---

[1]) Auf das Vorkommen von georgischen Formen in den Vanschen Inschriften ist schon hingewiesen worden, ebenso auf die Aehnlichkeit gewisser kappadokischer Zahlwörter mit den awarischen. Chachanoff hat in seiner russisch geschriebenen Arbeit über die älteste Verbreitung der Georgier versucht, kleinasiatische Ortsnamen aus dem Georgischen zu erklären, so den Namen Halys durch das georgische c'qali = Wasser. Das Suffix — σ —, von dem oben die Rede war, ist (nach Kießling) auf den lykischen Inschriften in der Form — ζ — geschrieben, mit dem ich das georg. dze zusammenstellen möchte, das (wie ς) Namen bildet, z. B. Kutatela-dze = Sohn des Kutate(la). Weiter unten werde ich noch auf so manche sprachliche Gleichung zu kommen haben.

[2]) „Die Bevölkerung Etruriens hat in der älteren Zeit eine ähnliche Zusammensetzung gehabt wie heute, eine blonde Oberschicht und brünette Typen, die teilweise der mittelländischen, teilweise der alpinen Rasse angehören." Dr. L. Woltmann in Polit.-anthrop. Revue, IV. Jahrgang No. 7, S. 381. Auf die „Unterschicht" kommt es aber doch an. Wie Dr. Woltmann diesen Satz mit dem einige Zeilen früher stehenden: „Nein, die Etrusker waren weder alpine Menschen noch Turanier, sondern hochgewachsene, blonde, blauäugige Gestalten" vereinen will, sehe ich nicht recht ein. Zu diesem Arier- oder Germanentum der Etrusker paßt die unarische Sprache nicht recht. Denn, mögen die Zahlwörter auch indogermanisch sein, was doch sehr zweifelhaft, so beweist dies noch nichts für den indogermanischen Charakter des übrigen Sprachguts. Ein Volk A z. B., das nur bis drei zählen kann, entlehnt beim Bekanntwerden mit der höheren Kultur eines Volkes B diesem letzteren recht gern seine Zahlwörter, ersetzt sogar seine eigenen 1—3 durch die fremden, und die Sprachen A und B können deswegen doch grundverschieden sein. Deshalb beweisen die Zahlwörter an und für sich noch lange nicht viel. — Immerhin stehen Woltmann und Wirth nicht ganz im Widerspruch, wenn man annimmt, daß die Unterschicht der Etrusker dem homo alpinus angehörte, die Oberschicht, die eingewanderte, der blonden, blauäugigen Rasse. Das Vorhandensein dieser letzteren folgert Woltmann aus dem Studium des ikonographischen Materials. Je nun, ich denke, daß es in Etrurien damals so war wie bei uns heutzutage, daß die Unterschicht, das Volk, kaum die Mittel besaß, sich ikonographisch verewigen zu lassen. In unseren Porträtgalerien wird man Hinz und Kunz, Gevatter Schuster und Schneider auch vergeblich suchen.

[3]) „Die Ligurer waren — ausgesprochen brachycephal, ihr Breitenindex beträgt 86, so ziemlich der höchste unter den europäischen Völkern." Baer-Hellwaldt, Der vorgeschichtliche Mensch. S. 170.

Digitized by Google

das Suffix -sco hat eine zu weite Verbreitung, um es ausschließlich als arisch anzusprechen; kommt es doch auch im Baskischen und anderswo vor. Weiter stützt man sich auf eine Reihe von vielleicht (so Pauli, S. 302) ligurischen Inschriften, der früher lepontisch genannten. Aber, abgesehen davon, daß es nicht sicher ist, daß sie ligurisch sind, scheint ihr indogermanischer Charakter noch so wenig sicher zu sein, daß man sie sogar als nord-etruskische ansehen konnte. Die von Daresco lautet (Pauli, S. 302):

Slaniai : verkalai : pala
Tismi : pivotalui : pala

Uebersetzt wird:

Der Slania Verkala Grab
Des Tisios Pivotalos Grab.

Ich bemerke hierzu, daß das i des Genitivs auch kaukasisch sein kann und daß das Wort pala mit dem georg. Wort sa-pla-v-i (wo sa Präfix) doch auch Aehnlichkeit hat. Im übrigen legen gerade ihre alten Wohnsitze den Schluß nahe, daß auch sie zur Rasse des homo alpinus gehörten, denn ganz können sie als Rasse nicht verschwunden sein und die heutigen Bewohner der ehemals ligurischen Länder (neben dem italienischen Ligurien das Land zwischen Rhone und Westalpen, französische Schweiz, die Kantone Tessin, Graubünden, das Waadtland, Appenzell, ja vereinzelt bis in Bayern) gehören zum großen Teil dazu. Nach Jung (Helmholdt IV, S. 318) sollen sich die Ligurer auch im nördlichen Sardinien, in Korsika, vielleicht selbst auf Sizilien, wo die Siculi ligurischen Ursprungs waren, geltend gemacht haben.

Nun kämen wir zu den Iberern, dem Volke, das die Römer in Spanien antrafen. Viel, sehr viel ist schon gesagt worden über ihr Verhältnis zu den Basken einerseits, die als ihre Nachkommen gelten, und den Iberern Transkaukasiens andererseits. Für mich steht die Gleichung Iberer = Basken = kauk. Iberer aus folgenden Gründen fest: Erstens weil die heutigen Spanier ebensogut zu der brünetten Rasse gehören wie die Kaukasier[1]) und es innerhalb der weißen Menschheit doch nicht endlos viele dunkelhaarige und -äugige Rassen geben kann. Zweitens, weil jetzt selbst unter den Gelehrten so ziemlich einmütig zugegeben wird, daß, wie Schurg in Helmholdts Weltgeschichte sich ausdrückt (S. 473, T. IV) „wir annehmen dürfen, daß, wie überall in Nordafrika, Südeuropa und Westasien auch auf der pyrenäischen Halbinsel Vertreter jener kurzköpfigen, dunkelhaarigen und hellhäutigen Rasse saßen, für die der Name der Armenoiden (!) oder vom sprachlichen Standpunkte der Alarodier vorgeschlagen worden ist". Drittens halte ich folgende, von Trombetti[2]) zuerst aufgestellte Gleichung für entscheidend:

Abchasisch	Georgisch	Baskisch
h-a-ra wir	w-a-r-th (für gw-ar-th) wir sind	gu, g-ur wir g-a-ra wir sind
h-a-r-th wir		g-a-ra-te wir sind
scho-a-ra ihr	cha-r-th (für chwarth) ihr seid	su, su-r ihr, sa-ra ihr seid
schw-a-r-th ihr		s-a-ra-te ihr seid[3])

[1]) Die jetzigen Spanier sind zwar dolichocephal, also keine reinen Repräsentanten des homo alpinus. Aber die oben erwähnte Uferrasse deutet mit ihren subdolicho- und mesocephalen Schädeln auf Mischung von Lang- und Kurzschädeln.

[2]) L'Unità d'origine del Linguaggio. S. 21.

[3]) Auch sonst finden sich noch Entsprechungen im Wörterschatz und in der Grammatik zwischen Baskisch und Kaukasisch (näher Abchasisch und Georgisch),

Digitized by Google

Das Abchasische ist wie das Georgische eine kaukasische Sprache; ich werde darauf noch zurückzukommen haben und bemerke hier nur noch, daß es mir unmöglich scheint, das heutige Baskisch von dem alten Iberischen zu trennen. Ich will übrigens natürlich durchaus nicht sagen, daß die heutigen Georgier, bei denen ja der Name Iveria heute noch im Gebrauch ist, mit den jetzigen Spaniern identisch wären — nein, nur daß die beiden Iberia in alten Zeiten von Völkern besiedelt waren, die derselben Rasse angehörten und verwandter Sprachen sich bedienten. Hüben wie drüben gab es Bebryker, Lubiener und Chalyben (Schwarz, Sintflut und Völkerwanderungen, S. 63), hüben wie drüben verstand man die Metalle zu bearbeiten und trieb einen schwungvollen Bergbau (ebenda 65/6); hüben wie drüben gab und gibt es ausgezeichnete Dichter[1]).

So wäre es wahrscheinlich gemacht, daß vom Kaukasus durch Kleinasien, Griechenland, Italien, Alpenländer und Spanien eine in somatischer und kultureller Beziehung ziemlich einheitliche Bevölkerung saß. Ich habe bisher dafür nur sprachliche und anthropologische Gründe angeführt. Ich möchte aber auch noch andere geben, ethnologische, tier- und pflanzengeographische und dergleichen. Es geht ein ältester Kulturstrom von Vorderasien westwärts, wäre es ein Wunder, wenn die Träger dieser Kultur unsere schwarzen Kurzköpfe gewesen wären? Es ist ja wohl eine recht ketzerische Ansicht, die ich da ausspreche, denn gegenwärtig ist ja der blonde Germane Trumpf. Aber ich kann mir nicht helfen. Als die Semiten nach Asur und Babylon kamen, fanden sie schon eine Kultur vor — war die sicher germanisch? Es mag die Kultur der vorderasiatischen Urbevölkerung gewesen sein, der Alarodier[2]). Andere wieder nennen sie Turanier... ein recht unglücklich gewählter Name.

Aber, wie sie auch heißen mögen, sie haben jedenfalls ihre, wenn auch recht primitive Kultur mitgebracht in die besiedelten Länder. Was stammt nicht alles aus Vorderasien! Das eigentliche Vaterland des Weinstockes, sagt Hehn (Kulturpflanzen, S. 68/9), „die durch üppigen Baumwuchs ausgezeichneten Gegenden südlich vom Südrand des Kaspischen Meeres, war auch der Ursitz des semitischen Stammes... Dort, oder in Kolchis am Phasis, in den Landschaften Kachetien, Mingrelien, Imeretien, Armenien sind ganz die uralten Methoden im Gebrauch, die wir aus den Schriften der Griechen und Römer kennen." Ebenso stammen nach Hehn die Platane aus den vorderasiatischen Steppen, der Flachs aus Kolchis, die Melone aus Tatarei und Kaukasus, der Maulbeerbaum ist medisch-pontisch, die Kastanie südlich vom Kaukasus zu Hause, der Lein in Kolchis einheimisch. Der Fasan kommt vom Flusse Phasis in Kolchis, das kleine, schwarze sogenannte Torfschwein ist verbreitet über Kaukasus, Italien, Griechenland, Spanien.

---

so daß ein engerer Zusammenhang eben nicht abzuweisen ist. Man vergleiche übrigens die Namen Basken, Abasgoi und Abasci, wie die Abchasen bei Griechen und Römern hießen.

[1]) Von den spanischen Iberern sagt Schurz (in Helmholdt, T. IV, S. 479), daß sie für die Dichtkunst vortrefflich begabt gewesen seien. Dasselbe gilt von den heutigen Georgiern, die Gesang und Poesie überaus lieben und eine große Anzahl von Dichtern aufzuweisen haben.

[2]) Wo sie der Alarodier her hat, das weiß ich nicht. Wenn man mir beweist, daß sie germanischen, blond-blauäugigen Ursprungs ist, will ich es gerne glauben.

Digitized by Google

Und der Hund der Pfahlbauten? Es war ein wenig großes Tier vom Aussehen eines Spitzes. „Die auffallende Einförmigkeit der Spitzhunde der älteren Pfahlbauniederlassungen und der gleichaltrigen Landansiedelungen deutet mit Bestimmtheit darauf hin, daß diese Rasse von außen her nach Mitteleuropa eindrang", sagt L. Reinhardt[1]), „also bereits in einem bestimmten Bildungsherd domestiziert war. Dieser Bildungsherd war ohne Zweifel Westasien, wo der Schakal gezähmt und zum Begleiter des Menschen gemacht wurde. Der westasiatische, speziell kaukasische Schakal zeigt in seinem Knochenbau, besonders in den Schädeldimensionen, eine fast absolute Uebereinstimmung mit dem Torfspitz ..." Einen schönern Beweis für die Ausbreitung einer alten Kultur von den Alarodiersitzen Vorderasiens kann man sich wohl kaum wünschen. Auch die Flachsgewebe der Pfahlbauten, deren Herstellung ja eine Hauptbeschäftigung der Pfahlbauer war, deuten in ihrer Vollkommenheit auf Kolchis, wo nach den Worten Hehns (Kulturpflanzen, S. 147) „die Flachskultur blühte ... in solcher Fülle und Vollkommenheit, daß Herodot ... darin einen weiteren Grund sieht, die Kolcher und Aegypter für eines Stammes zu halten".

Der Ursprung des Ackerbaus wird nach Vorderasien verlegt; unzertrennlich mit ihm ist die Verwendung des Rindes als Zugtier. Das geschieht im Kaukasus noch heute — wo dort Pferde als Zugtiere verwendet werden, ist dies unter russischem Einfluß geschehen, der Wagen aber scheint gleichfalls eine vorderasiatische Erfindung zu sein. Und das Rind war nach Hehn (S. 41) auch das älteste allgemeine Zugtier bei Griechen und Römern. Auch der Steinbau ist vorderasiatischen Ursprungs. Von den Phöniziern kam er zu Griechen und Römern, von diesen zu den Kelten, dann zu den Germanen, sehr spät erst haben ihn die Slawen kennen gelernt. Und die Anlage der Städte? In Spanien, in Italien, in Vorderasien, in Griechenland, überall sind die ältesten Niederlassungen nicht im Tale, sondern auf dem Rücken der Berge angelegt, genau so wie heute noch im Daghestan. Vielleicht hängt diese Bauart zusammen mit dem Kultus, weil der Gott oder die Göttin, mag es nun die kleinasiatische Göttermutter Ma sein, oder eine andere, „auf den Berggipfeln ihren Sitz hat", was seinen großartigsten Ausdruck gefunden hat im Tempel der Athena Parthenos auf der Akropolis. Die Stadt mußte sich eben um das Heiligtum drängen — darum mußte sie hinauf auf den Gipfel des Berges. Das Getreide wurde aufbewahrt in unterirdischen Speichern, so in Italien, Spanien, wie heute noch bei den Georgiern und den transkaukasischen Osseten; auch Belkh und Lehmann haben solche unterirdische Getreidereservoire in ihren Forschungsgebieten in Kleinasien gefunden. Vom Orient her kennen wir auch die Weinschläuche; sie waren auch bei den alten Kulturnationen im Gebrauch, bis die Römer von den cisalpinischen Galliern und den Alpenvölkern Tonnen kennen lernten. In den Weinkellern von Tiflis liegen Schläuche aus ganzen Büffelhäuten ... aber auch die Tonne ist dem heutigen Kaukasier nicht unbekannt; er benützt sie in Form eines ausgehöhlten Baumstammes allerdings fast ausschließlich zur Milch- und Käsewirtschaft. Die Erinnerung an den Kelch (das Wort kannten schon die Griechen), die

[1]) Beilage zur Allgem. Zeitung 1906, No. 46.

Digitized by Google

aufgeblasene Tierhaut zum Schwimmen und Bootfahren, tönt vielleicht nach in dem deutschen Dialektwort Schelch (Wirt), das einen großen, ungefügen Kahn bezeichnet. Es wäre übrigens eine wirklich dankbare Aufgabe, einmal die nicht indogermanischen Wörter unserer Alpenmundarten (und anderwärts) zu sammeln und sie mit den Sprachen des Ostens, sagen wir zunächst des Kaukasus, zu vergleichen. Ist Alm wirklich indogermanisch, oder tschetschenisches lam Berg? Kommt Lawine wirklich von lav — wegreißen, wegwaschen oder vom tschetschenischen law Schnee? In welchem genetischen Verhältnis stehen das schwäbische Gischpel = zerfahrener Mensch und georgisch kischpi = jähzorniger Mensch? Im Salzburgischen ist kotte ein Klepper, im Andischen (Daghestan) kotu Pferd. Im Albanesischen heißt ljope Kuh und dasselbe Wort geht durch die Alpenländer bis in die französische Schweiz. In Rhätien weisen heute noch erhaltene Ortsnamen auffallende Aehnlichkeit mit etruskischen Frauennamen auf. Steub folgert daraus: gleiche Namen, gleiche Sprachen; gleiche Sprachen, gleiche Völker. Das bayerische Wort Loden soll auch im Baskischen vorkommen. Doch ich fahre mit den ethnographischen Vergleichen fort. Der im Kaukasus und im ganzen osmanischen Reiche gebräuchliche Dreschschlitten, ein Brett mit eingelassenen scharfen Steinen auf der Unterseite, fand sich auch bei den Römern (trahea), ja sogar die Ausgrabungen auf Santorin haben solche Obsidiane und Häcksel zutage gefördert, was gewiß auf hohes Alter dieser Dreschmethode deutet. Altitalisch ist der auch in den Pfahldörfern der Poebene herrschende Gebrauch, aus zerstoßenen Getreidekörnern einen Brei oder Teig zu bereiten. Der heutige Italiener kocht ihn und nennt das Polenta, der Daghestaner macht einen Kloß daraus und nennt ihn Chink. Ist es ganz Zufall, daß das Messer in Spanien, Italien, bei oberbayerischen Bauern dieselbe Rolle spielt, wie der Chandshar beim Kaukasier, daß der Schlagring bei Aelplern und den kaukasischen Chewsuren vorkommt, daß diese Chewsuren, wie Bayern und Spanier, dem Feinde die Augen ausbrechen, daß der Rucksack bei uns und bei den Osseten vorkommt, der „Filzdeckel" gleichfalls, und daß unsere Tiroler, wie gewisse Bergvölker im Kaukasus, schön gestrickte Wadenstrümpfe tragen? Wenn man erst einmal auf solche Dinge aufmerksam geworden ist, findet man ihrer mehrere; es käme nur darauf an, sie zu suchen. Ich weiß wohl, daß es um ethnographische Parallelen ein gefährlich Ding ist und kein Forscher, der nur die Grundzüge der modernen Ethnographie kennt und etwa Andrees Parallelen gelesen hat, auf bloße Aehnlichkeiten in Sitten und Gebräuchen, selbst wenn sie bis zur Identität gehen, eine Völkerverwandtschaft gründen wird. Aber wenn ethnographische und sprachliche und anthropologische und psychologische Tatsachen immer auf dieselbe Schlußfolgerung hindrängen, was dann? Soll man da nicht weiter suchen?

Wir haben bisher vom Kaukasus aus immer westwärts geschaut: wenden wir den Blick jetzt nach Osten oder Süden. Ich erwähne nur vorübergehend, daß de Morgan in seinem Werk über seine archäologische Mission nach dem Kaukasus die Meinung ausspricht, die jetzigen kaukasischen Völker (er nennt sie natürlich Turanier) hätten früher viel weiter nach Süden gereicht, ja, im zehnten Jahrhundert v. Chr. bis zu einer Linie, die er etwa am 35. Breitegrad quer durch Vorderasien

Digitized by Google

zieht. Dann aber möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Hommel auch das Elamitische und Susische mit dem Georgischen verglichen hat (wir sind damit an den persischen Golf gelangt), worüber er in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient, 1884, folgendes sagt: „Daraus ergeben sich nun die interessantesten Konsequenzen, vor allem die einst viel südlichere Verbreitung des Georgischen bis nach Elam, was selbstverständlich für eine frühere Zeit, die aber weit vor den Achämeniden liegen kann, auch für das dazwischenliegende Medien (wenigstens für den westlichen Teil) eine vorarische, georgisch-susische Bevölkerung und Sprache voraussetzt." Um den Süd- und Südostrand des Kaspischen Meeres wiederholen sich gewisse kaukasische Namen. Elbrus im Kaukasus und Elburs in Persien, Tabaristan südlich des Kaspi und Tabassaran (seltener Tabarassan) im Daghestan, Hyrcania (ebenda am Kaspi) und Chürkila-Schi (Dorf des Chürk) im Darguagebiet (Daghestan), endlich der Völkername der Dahae und davon später Dahistan, was ich für die ältere Form von Daghestan halten möchte, welch letzteres dann eine Volksetymologie wäre[1]). Die Kultur der kaukasischen Völker ist überhaupt, so weit sie nicht späteres Lehngut ist, vorderasiatischen Ursprungs: das Bewässerungssystem ist von dorther entlehnt, insgleichen die Turbinenmühle, die Belck und Lehmann in den Sitzen der Naïrivölker gefunden haben und die heute noch fast im ganzen Kaukasus (sonderbarerweise auch in Irland) im Gebrauch ist; das Bier der Osseten, Chewsuren und Thuschen weist auf Babylon[2]), Steinbau, Höhlenwohnungen, Gräberformen und älteste Sagen auf Vorderasien.

Daß aber gewisse kaukasische Völker noch weiter nach Südosten und Osten reichten als jetzt, geht z. B. auch aus der Tatsache hervor, daß die ersten drei Zahlwörter des Georgischen vollständig von den entsprechenden der andern kaukasischen Sprachen abweichen, dafür sich aber stark den Drawida-Formen nähern. Die Drawida aber bewohnten früher nicht nur ganz Vorderindien, sondern auch Belutschistan (wie ja aus dem drawidischen Sprachgut des Brahui hervorgeht) und die südlichsten Teile von Persien. Dort scheinen sich nun Kharthweler und Drawida berührt zu haben. Einige Tatsachen weisen auch darauf hin, daß wir in den heutigen Afghanen, wenigstens in einem Teil des Volkes, Auswanderer aus kaukasischen Ländern vor uns haben. Einmal der Name selbst, der wohl eine Metathese von Aghvan, also Alban sein könnte, ferner das zuerst von Trombetti[3]) erwähnte höchst interessante Faktum, daß im Afghanischen abchasische Elemente sich befinden. Nun müssen die Abchasen schon seit undenklichen Zeiten da sitzen, wo sie heute sitzen, nämlich im Westkaukasus. Das geht einmal aus historischen Nachrichten hervor, zweitens glaube ich auch daraus, daß aus dem verwandten Tscherkessisch nach Lopatinsky eine Anzahl Flußnamen des südlichen Rußland erklärt werden können. Abchasen und Tscherkessen haben also wahrscheinlich nur in den nördlichen Teilen ihrer Wohnsitze, in Südrußland, Territorium

[1]) Es bedeutet: „Land der Berge", aber dagh ist türkisch-tatarisch und tan iranisch.

[2]) Das georgische Wort für Bier, ludi, scheint übrigens dem Gotischen entlehnt zu sein, wo leithus ein berauschendes Getränk bedeutet.

[3]) In seinem „Offenen Brief an H. Schuchardt".

Digitized by Google

verloren, oder, was noch wahrscheinlicher ist, sie sind in diesen Strichen von andern Völkern assimiliert worden, worauf übrigens der Name der Kosaken deutet, denn die Tscherkessen heißen noch heute bei ihren Nachbarn, den Osseten, Käsäg. Wenn uns nun von einer Wanderung der Abchasen nichts bekannt ist, am allerwenigsten von einer Ostwanderung, so bleibt für die Erklärung der Herkunft abchasischen Sprachguts im Afghanischen nur eine Hypothese übrig: die Afghanen waren in Transkaukasien mit den Abchasen in Berührung. Noch eines der Rätsel, die uns das afghanische Volk aufgibt, fände eine leichte Lösung bei der Annahme der albanischen Herkunft dieses Volkes. Es tritt unter ihnen, nach den übereinstimmenden Beobachtungen mehrerer Kenner, der jüdische Typus sehr häufig auf. Der ist nun auch im Kaukasus sehr häufig, sowohl unter Georgiern und Armeniern, als auch unter Daghestanen und Tschetschenen. Es weist dies auf eine starke Beimischung jüdischen Blutes. Ich vermute sogar, daß ein beträchtlicher Teil der erwähnten Völker überhaupt jüdischer Herkunft ist, aber von seinen Nachbarn sprachlich, ethnisch und religiös assimiliert worden ist. Soll doch im Kaukasus ein jüdisches Reich, das der Chasaren, existiert haben, die Tradition gewisser Daghestaner, so der Küriner und Tabassaraner, spricht von einer früheren jüdischen Bevölkerung des kürinischen, tabassaranischen und eines Teils des darginischen Gebietes, und stellenweise sitzen heute noch Juden im Kaukasus, unter den Georgiern z. B., und in Daghestan. Es hat also nichts Sonderbares an sich, wenn die Afghanen schon bei ihrer Auswanderung aus Albanien einen Teil der jüdischen Bevölkerung mit sich rissen.

Ich komme zum Schluß. Ich bin absichtlich auf eine andere Seite des berührten Problems gar nicht eingegangen, nämlich die immer wahrscheinlicher werdende Verwandtschaft der Iberer mit den hamitischen Völkern; ich habe auch die Iberer Britanniens und anderes ganz übergangen. Nur noch ein paar Worte über die Gleichung I-ber = Ber-Ber[1]). Wer sich für das Problem interessiert, lese den erwähnten offenen Brief Trombettis. Er hat den Nexus zwischen Kharthvelisch und Aegyptisch-Hamitisch hergestellt. Es ist nicht mehr daran zu zweifeln. Auf der andern Seite hat schon von der Gabelentz ein dickes Buch schreiben können über die Verwandtschaft des Berberischen mit dem Baskischen[2]). Mancher der offiziellen Sprachwissenschaftler mag es kopfschüttelnd beiseite gelegt haben — das ändert aber an der Tatsache der Verwandtschaft nichts. Und wem der Name Trombetti noch einen allzu abenteuerlichen Beigeschmack hat, der möge sich damit bescheiden, daß der strengsten einer, H. Schuchardt, von ihm mit den Worten angeredet werden durfte: mentre Ella non nega l'esistenza di rapporti lessicali fra il Basco e il Camitico, ammette che quanto alla struttura grammaticale il Basco rassomiglia alle lingue Kharthweliche.

[1]) Die Vokale i und a haben im Georgischen die Funktion von Ortsdeutern: ikh = dort, akh = hier, Imerethi und Amerethi, Iberia und Aberia oder A-fr-ica für nicht belegbares *A-br-ica.

[2]) Schädelmessungen bestätigen dies. Broca sagt, daß, wenn man den Ursprung der Basken außerhalb des baskischen Landes suchen will, man seine Forschungen auf das nördliche Afrika lenken müsse. Die Basken sind übrigens in Spanien dolichocephal, in Frankreich aber vorwiegend brachycephal.

Digitized by Google

Probleme der griechischen Urgeschichte.

Dr. Peter Goeßler.

Auf dem im Frühjahr 1905 in Athen abgehaltenen internationalen Archäologenkongreß ist eine Beobachtung höchst interessanter Natur gemacht worden, das auffallende Hervortreten der Prähistorie im allgemeinen und der griechischen im besonderen. Die Gründe, die letzteres Uebergewicht bedingen, dürften ziemlich klar sein. Dem nach anthropologischer Vertiefung der geschichtlichen Probleme ringenden Drang des Forschers, für den die alte Geschichte gleichsam immer älter wird, kommt hier zwar keine reiche Hinterlassenschaft einheimischer Geschichtsschreibung — für die Prähistorie sagt die griechische Geschichtsliteratur nicht viel Brauchbares — entgegen, dafür aber eine großartige Fülle von Primärquellen, von realen Urkunden vor- und frühgeschichtlichen Lebens, in den verschiedensten Niederschlagsformen vom griechisch-ägäisch-kleinasiatischen Boden gespendet. So sehr die systematische Durchforschung des Bodens und der Respekt auch vor dem Kleinsten hier gegenüber der — gelegentlichen — Arbeit ins Große leider noch zurückstehen muß, so bedeutend ist doch der Reichtum an materieller Kultur, den die archäologisch-ethnographische Forschung daselbst fast täglich gerade für die Urgeschichte neu gewinnt. Dazu kommen die sprachlichen Denkmäler, ein Material, welches die Sprachwissenschaft gerade in unseren Tagen durch Nachforschung im Bestand altgriechischer oder auf griechischem Boden nachweisbarer ungriechischer Personen- und Ortsnamen zu einer ethnographisch-historischen Quelle allerersten Ranges gemacht hat. Dem schließt sich für unsere Frage noch eine dritte Quelle von singulärer Bedeutung an. Sie nimmt gleichsam die Mitte zwischen den sekundären und primären ein, das homerische Epos. Freilich ist damit auch schon die einstweilige Grenze des Erkennens gegeben. Solange über den historischen Kern der homerischen Gedichte noch keine Klarheit geschaffen ist und solange das literargeschichtliche Problem der homerischen Frage, die Entstehung von Ilias und Odyssee, noch die entgegengesetzteste Behandlung erfährt, so lange hat die geschichtliche Verwertung dieser Quelle ihre besonderen Schwierigkeiten. Aber das homerische Epos als hervorragende Quelle für die Erkenntnis des staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens griechischer Frühzeit noch des zweiten Jahrtausends v. Chr. in Anspruch zu nehmen, ist doch bereits ein von den meisten anerkanntes Recht.

Der Unsicherheit auf diesem Gebiet entspricht die vielfach geradezu verblüffende Sicherheit, mit der jene zwei erstgenannten Quellen ausgeschöpft werden. Es will mir immer scheinen, als ob wir im geschichtlichen Denken am spätesten die Nachwirkungen des denkstolzen Hegelianismus überwinden werden, der die ganze Welt der Natur und der Geschichte von der Höhe seines Monismus aus kühn in den unendlichen Entwicklungsgang des absoluten Geistes einordnen will. Wie ist doch die Prähistorie immer noch der Tummelplatz logischer Deduktionen und Konstruktionen! Wer eine Geschichte der anthropologischen Wissenschaft des verflossenen Jahrhunderts schriebe, stöße immer wieder auf die Hemmnisse, welche die induktive Verwertung des Tatsachenmaterials

Digitized by Google

durch den zum unverrückbaren Generalprinzip erhobenen Begriff der historischen Entwicklung, um von anderen Theorien zu schweigen, erfahren hat. In welches Meer von Theorien und Postulaten haben z. B. die ethnologischen Kraniologen und die von der Biologie unberührten Rassentheoretiker diese Wissenschaft von der Entwicklung des Menschen hinausgestoßen! Das Verdienst, sie wieder aufs feste Land der Tatsachen gerettet zu haben, gebührt zu einem nicht geringen Teil der Sprachwissenschaft und der prähistorischen Archäologie. Sie müssen zusammen mit der vorsichtig arbeitenden, vergleichenden Völkerkunde der Anthropologie das Material liefern, an der Hand dessen diese dann den allgemeinen Grundzügen der Entwicklung des Menschen als Einzelglied im großen Zusammenhang der organischen Wesen nachgeht und so schließlich zu Gesetzen und Formeln aufsteigt, gleich wie die Philosophie und die Naturwissenschaft. Eben damit aber unterscheidet sich die Anthropologie grundlegend von der Geschichte. Diese rechnet von vornherein mit dem tatsächlichen Vorhandensein so und so vieler, durch besondere räumliche und zeitliche Bedingungen von einander unterschiedener Völker, deren individuell verschiedene Eigenart und Entwicklung Regeln oder gar Gesetzen des Geschehens ins Gesicht schlägt. Eine ganz andere Frage ist das Wie des historischen Geschehens, ob es nicht dem natürlichen, von der Entwicklung beherrschten Geschehen ähnlich ist. Darüber hat sich Theodor Lindner in einer Hallenser Rektoratsrede vor kurzem sehr klar ausgesprochen.

Die Grenze zwischen Anthropologie und Geschichte festzustellen, ist theoretisch sehr schwer. Man hört gewöhnlich: Geschichte beginnt da, wo die Kunde beginnt. Allein was ist Kunde? Ist sie bloß literarisch? Gibt es auch andere Kunde, andere Urkunden als bewußt historische? In einem schönen Aufsatz über „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive“ (Historische Zeitschrift 1904, S. 1 ff.) sagt Friedrich Ratzel mit Bezug auf die ungeheuere Wichtigkeit der „Denkmäler“ für die griechische Urgeschichte, es sei nur noch gewohnheitsmäßige Wiederholung, wenn heute noch gesagt werde, die Geschichte beginne erst mit der schriftlichen Ueberlieferung. Gerade für unsere Frage der Vor- und Frühgeschichte Griechenlands erweitert das archäologische Material jenen Begriff der „Kunde“ und beeinflußt so die historische Forschungsmethode nach der ethnographisch-anthropologischen Seite hin. In letzterem Zusammenhang denke ich speziell an die Rassenanthropologie, ein Gebiet, das für unser Problem seither stark vernachlässigt worden ist. Dabei ist die Tatsache, daß man sie für die Beurteilung des griechischen Volkes der historischen Zeit so selten herangezogen hat, noch eher verzeihlich als die andere, daß man kaum je für den Ursprung desselben die Ergebnisse der Rassenlehre, vor allem die Frage der Zusammensetzung der „mittelländischen Rasse“ aus zwei Rassen, in Anwendung gebracht hat. Wies doch schon Ernst Curtius (vergl. Ratzel a. a. O., S. 10) auf den nordgriechischen Ursprung eines Themistokles, Demosthenes und Aristoteles hin, der frisches Blut den durch Inzucht geschwächten Griechen Mittelgriechenlands zugeführt habe! Besonders da, wo große Bewegungen in einem Volke anscheinend plötzlich hervorbrechen, da hat die politische Anthropologie einzugreifen und hat die Rassenherkunft der

Digitized by Google

Träger dieser Bewegung analytisch zu erforschen. Dem Auftreten der Renaissance in Italien stelle ich an Kulturbedeutung die endliche Ausgestaltung der vollendeten mykenischen Kunst an die Seite und bemühe mich darum, ihren Träger zu bestimmen. Sind diese als Griechen erkannt, so haben wir damit ein Resultat von der Wichtigkeit der Erkenntnis der Renaissance als eines Werkes der in Italien eingewanderten germanischen Rasse. Daß im übrigen die Verhältnisse hier und dort gänzlich verschieden liegen, erwähne ich nur nebenbei. Jedoch, daß immer wieder Nordstämme führend auftreten und das von Südvölkern überkommene Gut mit eigenen Gedanken erfüllen und zu kulturgeschichtlich überragender Bedeutung emporleiten, das sehen wir an beiden Beispielen, wenn auch bei den Griechen es sich genauer mehr um das uralte Verhältnis von Orient und Okzident, als das von Süd und Nord handelt. Die Kultur des Okzidents wächst aus der Berührung mit dem Orient empor (Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. 2. Bd. 1893, S. 33 f.). Man kann dies Verhältnis geschichtlich-anthropologisch erfassen, und so läßt sich das Entstehen der okzidentalischen Kultur überhaupt erkennen, ein unschätzbarer Vorzug des Westens vor dem Osten, dessen Kultur uns, wo sie uns entgegentritt, gleich auf einer hohen Stufe entgegentritt: man denke an Babylon, Aegypten, auch Indien und China. So ist das „ex oriente lux" zugleich ein Vorteil für uns und ein Nachteil für jene. Unsere Kultur ist geschichtlich zu fassen. Am klarsten aber die der Mittelmeervölker, vor allem die des ägäischen Kreises.

Mit den oben geschilderten Quellen, mit denen man sogar imstande ist, Zeitdauer und Zeitfolge nach der Art und Weise historischer Chronologie auch für die Urgeschichte herzustellen, ist es der griechischen Geschichte möglich, mehr und mehr Terrain von der Vorgeschichte zu erobern, ihr Gebiet nach rückwärts zu erweitern. Für den, der in diesen uralten Zeiten sich heimisch macht, wird je länger je mehr die Vorstellung des geschichtlich erkennbaren Altertums nicht mehr vor der Schwelle zum zweiten Jahrtausend v. Chr. Halt machen, sondern es werden ihm weite Gebiete dieses selbst fast so klar, wie die „klassischen" Perioden des ersten Jahrtausends vor Augen liegen.

Ein unendlich reiches Arbeitsfeld freilich winkt da entgegen. Außerordentlich viel Material ist noch zu verarbeiten. Dazu strömt fast täglich neues zu; und erst in unseren Tagen ist man dort daran, mit derselben Exaktheit und Ehrfurcht auch vor dem Kleinsten in den urgeschichtlichen Boden zu gehen, wie bei uns in Westeuropa. Gerade die wichtigsten Fragen sind noch lange nicht spruchreif. Vor allem nicht die ethnologischen einerseits, die Rassenfragen andererseits. Welche ungeheuere Rassenmischung, -wandlung und -zersetzung hat die Volksgemeinschaft, die sich die griechische nennt, und die im allgemeinen der indogermanischen Rasse zugehört, durchgemacht! Blond sind die Griechen des Altertums gewesen; schon Menelaos bei Homer ist der Blonde genannt. Die heutigen Griechen aber gehören zum südeuropäischen braunen Menschenschlag. Und doch wieder, sehen wir vom Somatischen ab, die geistigen Eigenschaften sind, wenn auch in verkümmerter Form dieselben geblieben, der künstlerische Geist freilich hat einer höchstens technisch nicht unbedeutenden Kunstfertigkeit Platz gemacht. Oder man denke an den Gegensatz der Athener und Spartaner:

Digitized by Google

jene die typischen Vertreter der Ionier, diese der Dorer. Läßt sich dieser für die ganze griechische Geschichte grundlegend wichtige Gegensatz etwa aus Rassenmischung erklären? Etwa in dem Sinn, daß darin die prähellenisch-kleinasiatische und die indogermanisch-helienische Rasse, wie sie sich im Laufe des zweiten Jahrtausends auf der Balkanhalbinsel und im ägäischen Gebiet gemischt haben, zum Ausdruck kommen? Man könnte geneigt sein, in den Karern, die wir als das bedeutendste Volk des kleinasiatischen Urvolkes erkennen, mehr einen südlichen Typus zu erkennen, dessen Eigenart mit der von Norden gekommenen rein arischen Rasse, den Griechen, sich gemischt hat: das ergab den Typus der historischen Griechen, der eine ästhetisch-künstlerisch gerichtete Weltanschauung, die meist so unpolitisch als möglich sich äußerte, mit einer zielbewußten Agilität zu verbinden verstand, sei es, daß einzelne bedeutende Herrenmenschen beides in sich vereinigten und je nach Bedürfnis ausspielten, sei es aber auch, daß die beiden Lebensäußerungen je einem bestimmten Stamme zukamen.

In jedem Fall erhellt aus diesen Andeutungen die enorme Bedeutung der Entwirrung der ethnologischen Probleme der griechischen Urgeschichte. Dabei ist vor allem zu konstatieren, daß das Bild, welches die einzelnen Historiker von dieser entwerfen, sobald wir die Schwelle des ersten Jahrtausends, die Zeit der späteren Wanderungen, nach dem zweiten zu überschreiten, die denkbar größten Verschiedenheiten aufweist. Begreiflich, da hier die verschiedensten Wissenschaften aufgeboten werden müssen, um das nicht viel Brauchbares bietende Material der an sich so hochentwickelten griechischen Geschichtsschreibung zu ersetzen. Sagen, Mythen und Stammbäume und Kombinationen daraus haben uns die jonischen Logographen bis zu Herodot in Masse überliefert; aber die Erkenntnis der Urgeschichte fördert es nicht. Und bis in unsere Zeit hat die Ausrottung ihrer Irrtümer, z. B. bezüglich der Pelasger, gedauert. Ja selbst Leute, wie Thukydides, gelegentlich auch Aristoteles betonen immer wieder das Bewußtsein der Autochthonie und haben außer für die Dorer die Frage der Einwanderung überhaupt nicht gestellt. Der Einbruch der Dorer aus Nordgriechenland ins mittlere Hellas und in den Peloponnes hatte eben so tiefe und lange fortwirkende Folgen gehabt, daß er früh ein Stück der historischen Tradition geworden ist, allerdings auch alle anderen Spuren von Einwanderungen ausgelöscht hat. Es ist das jedoch auch nicht viel unwissenschaftlicher, als wenn man aus der Erkenntnis der indogermanischen Zugehörigkeit der griechischen Sprache den Schluß gezogen hat, daß die Griechen die ersten Besiedler der südlichen Balkanhalbinsel gewesen seien und daß eine Urbevölkerung, wenn je eine solche da war, gänzlich vernichtet worden sei. Darauf weist Hirt, Die Indogermanen, I, S. 51, mit Recht hin. Bei dieser generellen Verurteilung der griechischen Historiographie jedoch hat man wieder einmal die alte Erfahrung gemacht, daß da und dort darin doch überaus wertvolle Erinnerungen mehr oder weniger klar sich hervordrängen, so vor allem bei Herodot und Thukydides betreffs der Karer; sie sind neuestens von Kropp „Die minoisch-mykenische Kultur im Lichte der Ueberlieferung bei Herodot" allerdings über Gebühr gewürdigt worden.

Digitized by Google

Geographie, Sprachforschung, Anthropologie, prähistorische Archäologie, die das ganze Gebiet von Westeuropa bis in den Orient umfassen, müssen herangezogen werden, um die Lücke, die zwischen dem Griechen — sagen wir einmal — der homerischen Zeit und dem Indogermanen klafft, auszufüllen. Sie bieten zunächst allerdings nur erst einzelne Pfeiler, noch nicht ein lückenlos die Kluft ausfüllendes Material. Kießling hat in einem interessanten Vortrag „Das ethnische Problem des antiken Griechenland" (s. Zeitschr. für Ethnologie 1905, S. 1009 ff.) zunächst unter Zuhülfenahme der Geographie den aus der geologischen Vergangenheit des ägäischen Gebiets gezogenen Schluß in neuer Weise verwertet, daß die ersten Besiedler der Balkanhalbinsel schon deshalb aus Asien gekommen sein müssen, weil diese noch zu Anfang des Quartärs als südeuropäische Halbinsel gar nicht vorhanden war, sondern damals, als das Save-Donautal noch Binnenmeer war und an Stelle des ägäischen Meeres ein verwickelt gebautes Gebirgsland bestand, als eine Art von größerem Kleinasien zum asiatischen Kontinent gehörte. Erst dann, als das ägäische Gebirgsland zerriß und dann zertrümmert wurde und jene wenig tiefen Binnenmeere austrockneten, war dem Eindringen von Norden her in die südosteuropäisch gewordene griechische Halbinsel die Möglichkeit eröffnet.

Daß ferner die anthropologische Feststellung der Besiedelungsschichten, wonach beispielsweise der Mensch des Abendlandes sich aus den primitiven Urzuständen der Steinzeit in bestimmter Folge zur Metallkultur entwickelt und an der Keramik die Dekoration erfindet und ausgestaltet, manch wichtigen Fingerzeig auch für unser Gebiet enthält, ist natürlich; freilich reicht das lange nicht aus zu ethnologischen Resultaten, nicht einmal zu sicheren Datierungen. Ein weiteres Hülfsmittel ist die Heranziehung der älteren orientalischen, vorab der babylonischem und ägyptischen Kultur zum Vergleich mit dem auf griechischen Boden Gefundenen. Den wichtigsten Pfeiler aber für die ethnologische Erkenntnis liefert die Sprachwissenschaft. Unter Zuhülfenahme archäologischer Momente glaubt sie nachweisen zu können, daß die Griechen schon im dritten Jahrtausend ihre historischen Wohnsitze auf der Balkanhalbinsel erreicht, daß sich also in Griechenland Indogermanen schon sehr früh, zu einer Zeit niedergelassen haben, da auf den Inseln und in Kleinasien noch lange ein Volk gänzlich anderer Herkunft saß. Das ist ein kühnes, aber nicht unwahrscheinliches Resultat. Freilich für die Frage nach den Trägern oder gar Erfindern der ältesten in Griechenland nachweisbaren Kultur von hervorragender Bedeutung, der mykenischen bezw. ihrer Vorläuferin, ist damit noch nicht viel gegeben, da immer die Frage bleibt, wo diese entstanden ist. Ja, neuestens wird die griechische Urgeschichte eigentlich immer verworrener, seit der Boden von Kreta archäologisches Material in ungeahnter Fülle und als größte Ueberraschung, bislang aber auch als größtes Rätsel, ein ausgebildetes Schriftsystem uns geschenkt hat. Solange es nicht gelingt, dies zu deuten, ist immer noch die Befragung der realen Produkte dieser Kultur die Hauptaufgabe. Die Entwirrung der eigenartigen Völkermischung, welche sich im dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. im ägäischen Gebiet zusammenfand, wäre nicht bloß für die indogermanische Forschung von großem Gewinn, sondern auch für die seit jener Urzeit bis zum heutigen Tage nicht mehr verschwundene

Digitized by Google

Frage des kulturellen Verhältnisses zwischen Orient und Okzident. Dabei steht freilich den an einzelnen Orten Griechenlands gemachten glänzenden Entdeckungen der Prähistorie mit dem Spaten, die nun auch längst den Satz, daß die Löwen von Mykene die einsame Wache am Eingang der griechischen Urgeschichte halten, überholt haben, die oben berührte traurige Tatsache gegenüber, daß ganze Gegenden systematisch noch gar nicht untersucht worden sind, und daß man auch bis vor kurzem auf die ältesten erreichbaren Kulturspuren kaum geachtet hat. Vollends trist sieht es in dem Punkt auf dem kleinasiatischen Boden aus. Und doch weiß noch z. B. der gelehrte Geograph und Historiker zu Augustus Zeit, Strabo, von festen Burgen und Gräbern aus der Gegend des jonischen Milet zu erzählen, die man den Lelegern, den angeblichen Vorfahren der Karer, mit denen man sie auch identifizierte, zuschrieb.

Noch ein Wort ist von Homer zu sagen, ehe wir zur Besprechung der einzelnen sich ablösenden Kulturen übergehen. Die Doppelstellung, dadurch begründet, daß seine Gedichte halb monumentale, halb literarische Quellen sind, vermehrt die Schwierigkeit der Benutzung. Daß seinen Schilderungen eine andere Zeit zugrunde liegt, als die Zeit des abschließenden Ausbaus der Gedichte, die wir, um einen seit Eduard Meyers glänzender Darstellung besonders geläufigen Ausdruck zu verwenden, das griechische Mittelalter nennen wollen, daß die in Homer geschilderte Kultur in den echten, alten Zügen vielmehr der mykenischen Kultur entspricht, welche durch die Wanderungen zerstört worden ist, die dem Altertum ein Ende bereitet und das Mittelalter heraufgeführt haben, das alles leugnen heute nicht mehr viele Stimmfähige. Ist auch das, was uns vorliegt, die Ilias und Odyssee, in dieser Form im wesentlichen im jonischen Kleinasien im zehnten und neunten Jahrhundert endgültig festgelegt worden, so sind doch beide nur der Endpunkt einer langen Entwicklung, die das epische Lied genommen hat; dieses ist für eine primitive Zeit die einzige, wenn auch unbewußte Form geschichtlicher Ueberlieferung. Der Grundfehler dabei ist vor allem der, daß man immer noch die zwei Epen als Typus des sogenannten Volksepos darstellt und von diesem gänzlich unbewiesenen Standpunkt aus dann wieder ihre Entstehungsgeschichte und historische Glaubwürdigkeit beurteilt. Man mache sich nur einmal vom Bann, in den die Liedertheorien des 19. Jahrhunderts die Homerforschung geschlagen haben, frei, man gehe dem Gesamtplan, der beide Werke durchzieht und ihre einzelnen Teile verbindet, ohne Voreingenommenheit nach und billige dem Dichter, nach dem Muster moderner Dichter, etwas Freiheit und Erhabenheit über philologisch genaueste „Widerspruchslosigkeit" zu, dann muß man zu der Ueberzeugung kommen: Ja, das sind ja gar keine Volksepen, sondern Kunstepen in des Wortes vollstem Sinn. Freilich, das klingt für die großen und kleinen Homerphilologen, denen die Gedichte der Tummelplatz ihrer sprachlichen und logischen Spitzfindigkeiten sind, entsetzlich ketzerisch. Für sie ist die Frage, ob die Odyssee z. B. sich nicht auf einem ganz einheitlichen Plane, bei dem nur einige wenige Gesänge als später auszuscheiden haben, überhaupt überflüssig. Und doch sehen wir ein solch wunderfeines Gefüge einer auf mehreren Schauplätzen zugleich sich abspielenden, bezw. von mehreren Personen gleichzeitig gespielten

Digitized by Google

Handlung, daß wir unter allen Umständen zum Schluß gedrängt werden: Das Gedicht von Odysseus' Heimkehr und von Telemach kann in der Hauptsache nur im Hirn eines Dichters entstanden sein, der wirklich ein hochbedeutender Kunstdichter gewesen sein muß. Für die Ilias sind wirkliche Kämpfe um Troja zugrunde gelegt; der Dichter der Odyssee kennt genau den Westen und benützt die ionischen Inseln als Rahmen für seine Handlung der Heimkehr eines dieser Helden um Troja. Solange die Erinnerung daran noch frisch lebte, wurden beide gesungen, und frühe müssen diese kunstvollen Werke auch niedergeschrieben worden sein. Ihre Kanonisierung freilich mögen sie erst nach Jahrhunderten erreicht haben; sie war verbunden mit dem Verlust vieler anderer ähnlicher Heldenlieder. Jedenfalls aber haben wir den Ursprung dieser Gedichte, auch als Gedichte, jenseits der Kluft anzusetzen, welche Altertum und Mittelalter voneinander trennt, jenseits der dorischen Wanderung und der anderen Völkerbewegungen, welche den Stämmen Griechenlands ihre historischen Sitze angewiesen, aber auch die mykenische Kultur zerstört haben. Einen Hauptbeweis für die Richtigkeit dieser Redressierung des Ursprungs entnehme ich der viel besprochenen Leukas-Ithakahypothese von Dörpfeld, die ich in meinem Buche „Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus", Stuttgart 1904, mit vielen Gründen gestützt und als evident erwiesen zu haben glaube. Nachdem Schliemann und Dörpfeld für die Ilias der Ansicht fast allgemeine Gültigkeit erobert haben, daß ihre Lokalschilderungen wirklich auf Autopsie beruhen, daß ihr Dichter die Skamanderebene und die Priamusburg bei bezw. auf Hissarlik mit eigenen Augen gesehen und seinen Schilderungen zugrunde gelegt hat, lag es, besonders als man die Realität der homerischen Schilderungen auf dem Gebiet der Kunst und des Handwerks erkannt hatte, nahe, zu fragen: Sollte nicht auch der Dichter der Odyssee von seinem geographischen Schauplatz, von der Lage der vier ionischen Inseln, die des Odysseus' Reich und seine Nachbarschaft bilden, unter sich und im Verhältnis zum Festland, was er beides ganz klar beschreibt, eine der Wirklichkeit entnommene bezw. angepaßte Vorstellung gehabt haben? Der bei Homer vorliegenden und daher allein verbindlichen Tradition zum Rechte verhelfen, dieses Bestreben, das ihn schon beim modernen Kampfe um Troja geleitet hatte, war für Dörpfeld nun auch gegenüber der Odyssee leitend, als er vor einigen Jahren den Gedanken aussprach, daß das Ithaka des Dichters nicht die Insel ist, die heute diesen Namen trägt, sondern ihre nördliche Nachbarin, Leukas. Der Gedanke war erlösend, insofern er uns von dem Bann befreit hat, der über der ganzen Sache lag, seitdem von Hercher — mit voller Berechtigung — der Satz ausgesprochen war: Das heutige Ithaka kann niemals das homerische gewesen sein. Nur der Schluß daraus war verkehrt, daß Homer die Autopsie überhaupt abzusprechen sei, daß sein Ithaka ein Phantasiegebilde sei. Der Grundirrtum war eben, an jene Identität des homerischen und des heutigen Ithaka zu glauben. Die dorische Wanderung hat in Griechenland vielfach Bevölkerungswechsel und damit verbundene Namensänderungen einzelner Landschaften veranlaßt. Bei Homer genannte Inselnamen, wie Dulichion, Same usw. sind in klassischer Zeit verschwunden und durch andere ersetzt. Ferner ist bekannt die Ansetzung der homerischen Stadt Pylos um eine Tagereise weiter nördlich als die

Digitized by Google

spätere Stadt, weil die Lage dieser mit Homer nicht übereinstimmt. Und so liegt auch für die Ithakafrage der Schlüssel des tatsächlich vorhandenen Rätsels in der Veränderung der Namen durch Wanderung. So kam man auf Leukas, deren Lage und Art aufs genaueste den Angaben des Epos über Ithaka entspricht. Daß die Alten auf diese Lösung nicht kamen, liegt vor allem an der irrigen Auffassung der historischen Notiz von einem Durchstich der Korinther durch den Isthmus bei Leukas, der die seitherige Halbinsel erst zur Insel gemacht habe; deshalb schied für sie Leukas als angebliche Halbinsel in alter Zeit aus dem Kreis der odysseeischen Inseln aus. Gerade von streng literar-philologischer Seite wird der Theorie ein erbitterter Widerstand entgegengebracht, weil man sich wohl bewußt ist, daß die ganze seit Jahrzehnten eingewurzelte Ansicht über die Zeit und die Art und Weise der Entstehung der homerischen Gedichte durch die Theorie gefährdet ist. Es gilt Ernst zu machen und die Konsequenzen alle zu ziehen, umzulernen und umzulehren. Wie klar, wie bitter klar sagt schon der alte Dio Chrysostomus (11. Rede): *χαλεπόν ἐστι τὸ διδάσκειν, χαλεπώτερον δὲ τὸ μεταδιδάσκειν*, d. h. schwer ist es, zu lehren, noch schwerer, anders zu lehren!

So rückt also das homerische Epos ganz heran an die Kultur, deren Schilderung den Hintergrund, das Kostüm und das ganze Milieu abgibt, auf und in dem sich seine Helden, deren Taten im Liede widerhallen, bewegen. Es ist dies die schon öfters genannte mykenische Kultur. Ich gehe über zu einer kurzen Darstellung derselben, indem ich vom ältesten sicher Erkennbaren den Weg nach rückwärts zum Unsicheren, in die terra incognita mache. Sie ist unter den sachlich greifbaren und als Ganzes erforschten Kulturen auf dem Boden Griechenlands die älteste. Genannt ist sie nach dem Hauptfundort, dem Burghügel von Mykene und seiner Umgebung am Nordrand der weiten Argolisebene, wo Schliemann die großartigen Entdeckungen vor allem in den Schacht- und in den Kuppelgräbern gemacht hat. Ein anderer Hauptsitz ist die als Bau weit besser erhaltene Burg von Tiryns in derselben Ebene, unweit des Meeres gelegen. Auf der ganzen Osthälfte Griechenlands, von Lakonien bis Thessalien, besonders in der Eurotasebene, in Argolis, Attika, am Kopaissee in Böotien, dann auf den Inseln, spärlich im Westen, auf den ionischen Inseln, Sardinien und Sizilien, häufiger im ägäischen Meer, auf Aegina, Melos, Thera, Rhodos und Cypern, vor allem auf Kreta; endlich auf Hissarlik in der sechsten Schicht von unten und bis nach Mittelägypten hinein war sie verbreitet und ist sie gefunden. War schon bald nach ihrem Auftauchen auf Kreta hingewiesen worden als den ältesten und wichtigsten Kreuzungspunkt der Einflüsse, aus denen sich diese Kultur zusammensetzte, und hatte noch im Jahre 1897 Ulrich Köhler ausgesprochen, daß das „Problem, welches die mykenische Kultur geschichtlich annoch bietet, wenn nicht alles trügt, dereinst auf Kreta seine Lösung finden wird", so scheint jetzt in der Tat diese dem Osten näher, als dem Westen liegende Insel Licht zu bringen, wenn auch nicht genau in dem Sinn Köhlers, der die ganze Kultur als karische aufzufassen geneigt war. Kreta bezw. die Vergleichung der älteren kretischen mit der spezifisch mykenischen Kultur in Griechenland erweist deutlich für letztere den

Digitized by Google

griechischen Ursprung, wenn auch unter starkem fremden Einfluß. Ziemlich sicher läßt sie sich als die jüngere erkennen und von der altkretischen abtrennen. Was als mykenische Kultur in dem oben skizzierten Verbreitungsgebiet an Palastbauten, an Gräbern, und zwar älteren Schacht- und jüngeren Kuppelgräbern, an Hausgeräte, an Schmuck, an Waffen, an Metall, außer Gold meist Kupfer und Bronze — Eisen ist ganz vereinzelt —, an Keramik, an Kunstübung und Handwerk, endlich an religiösen und totenkultlichen Vorstellungen vorliegt, das läßt sich im allgemeinen als einheitliche Kultur auffassen, und diese ist zugleich datierbar. Letzteres ist von unschätzbarem Wert, nicht bloß an sich, sondern vor allem, weil wir dadurch in der griechischen Prähistorie einen festen Punkt gewinnen, von dem aus wir dann sicherer nach beiden Richtungen schreiten können. Aegyptische Parallelfunde in einzelnen Schichten fundieren die stratigraphische Schichtenforschung geschichtlich, so daß die aus den Schichtenfolgen herausgelesene Zeitfolge nach Zeiträumen aufgebaut werden kann. Leider stand Schliemann bei seinen Grabungen auf Mykenä kein Dörpfeld zur Seite, wie bei seinen späteren Arbeiten auf Hissarlik. Mit den glänzenden stratigraphischen Untersuchungen und Beobachtungen auf dem trojanischen Burghügel ist für alle prähistorischen Ausgrabungen das Vorbild gegeben. Das ist um so erstaunlicher, als dort die Verhältnisse unendlich komplizierter sind, als in Mykenä, wo übrigens das „Vormykenische" viel zu wenig beobachtet worden ist, und sofern daselbst unwiderleglich sichere Datierungsmittel der Schichten, wie etwa ägyptische Königskartuschen fehlen. Anders, wie gesagt, in Mykenä. Auf der Burg und in der Unterstadt, wie auch auf Rhodos, fand man Skarabäen, auch Porzellanscherben mit den Namen Amenophis II. und III., Königen der Mitte und des Endes des 15. Jahrhunderts, und der Königin Ti, der Gattin des letzteren. Umgekehrt treten mykenische Erzeugnisse als Importwaren zur selben Zeit in Aegypten auf. Ja es scheint, als ob nicht bloß Aegypten den Westen beeinflußt habe, so z. B. in der bemalten Decke der Kammer des orchomenischen Kuppelgrabs, sondern umgekehrt auch, als ob mykenische Kunstformen und Ornamente nicht ohne Einfluß auf die ägyptische Kunst geblieben wären. So ist der durch seine prächtigen Einlagen berühmte Dolch der Königin Aahotep, der Mutter des Hyksosbesiegers Amosis, aus dem 16. Jahrhundert, das Prunkstück der Galérie des bijoux im Museum in Kairo — gegen den Widerspruch Maspéros freilich — von Furtwängler als von einem mykenischen Original beeinflußt in Anspruch genommen worden. Ich glaube auch, daß die hochinteressante Reformationsbewegung Amenophis' IV. (im 14. Jahrhundert), der den starren orthodoxen Polytheismus der Priesterherrschaft durch solaren Monotheismus ersetzen wollte, der Ausfluß einer auch auf dem Gebiet der Kunst sich damals regenden freieren Regung, die vom mykenischen Westen beeinflußt war, gewesen ist. Sind doch auch mykenische Scherben in seinem Palast in Tell-el Amarna gefunden worden. Ferner hat Flinders Petrie in Gurob im Fayum, einer von Thutmosis III. (etwa 1500) gegründeten und besiedelten Stadt, solche gefunden. Unter demselben König der 18. Dynastie und seinem Nachfolger Amenophis II. bringen auf Wandgemälden von Gräbern der großen thebanischen Nekropole beim heutigen Abd-el Kurna, am eigen-

Digitized by Google

artigsten im Grab ihres Großveziers Rekmere, die „Kefti und Leute der im Meer gelegenen Inseln", wie die Inschriften besagen, als Tribut Gefäße dar ganz mykenischen Charakters, besonders aber auch einer jetzt in Kreta zutage getretenen älteren Form, trichterartiger länglicher Rhyta. Scherben, diesen, sagen wir, prämykenischen Gefäßen ähnlich, hat Flinders Petrie ferner entdeckt in Kahun am Eingang zum Fayum. Die Tatsache, daß dieser Ort wirklich schon in die Zeit der 12. Dynastie, den Höhepunkt ägyptischer Kultur, nicht erst in die der 18. zu gehören scheint, spricht dafür, daß die Beziehungen zwischen Aegypten und dem Westen schon in die Zeit des mittleren Reiches fallen. Jedenfalls sind sie um die Mitte des zweiten Jahrtausends gegenseitig neu belebt worden. Das ist die Zeit des Beginns der spezifisch mykenischen Kultur. Aber auch den Endpunkt können wir fixieren. Die charakteristische Form der Gefäße, die in Gurob sich findende „Bügelkanne", kommt noch vor in dem Grab Ramses' III. (um 1160), des Königs, der sich siegreich gegen die große Völkerwanderung gewehrt hat, welche von Westen, von Kleinasien her über Syrien sein Reich bedroht hat. Endlich deuten die in den Kuppelgräbern von Spata und Menidi in Attika gefundenen Glaspastenornamente die Parallele mit einem in Aegypten ins elfte und zehnte Jahrhundert zu setzenden Gebrauch an. Es fällt somit der Niedergang der mykenischen Kultur, welcher die Völkerwanderung ein Ende bereitet hat, in die Zeit, welche die attischen Chronologen tatsächlich für den Beginn der dorischen Wanderung bezw. die Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes ausgerechnet haben, ins zwölfte Jahrhundert, allgemeiner gesagt, ins letzte Viertel des zweiten Jahrtausends. So viel über das Verbreitungsgebiet und die Datierung der mykenischen Kultur und ihre Eigenart, besonders im Verhältnis zum ägyptischen Orient. Die Frage nach den Trägern kann erst im Zusammenhang mit dem Gesamtbild der sich ablösenden Kulturen beantwortet werden.

Nun zeigt aber die Schichtenfolge auf Troja-Hissarlik urkundlich, daß dieser mykenischen Kultur an den Küsten des ägäischen Meeres eine andere, sich zu scharf absondernde, um nur an eine ältere Stufe denken zu lassen, vorangegangen ist, die durchaus keinem der überall sich findenden anthropologischen Entwicklungsstadien entspricht. Diese Kultur, deren somatischen Unterlagen neuerdings griechische Anthropologen nachgegangen sind (s. die Vorträge von Clon Stephanos auf dem Athener Kongreß, Zeitschr. für Ethn. 1905, S. 538), ist die ins dritte Jahrtausend zurückreichende sogenannte ägäische oder Inselkultur, ohne daß übrigens beide Bezeichnungen glücklich wären. Wollte man sie nach dem gleichen Grundsatz benennen, wie die mykenische, so müßte man sie die trojanische nennen. Troja ist der Hauptfundort und zwar die zweite Schicht, welche Schliemann fälschlich die Ilios Homers genannt hat, besonders weil sie den „Goldschatz des Priamus" barg, bis dann Dörpfeld die sechste — die zweite bis fünfte sind unbedeutende Siedelungen — als die mykenisch-homerische erkannt hat. Ist die erste Schicht, die Dörpfeld etwa 3000—2500 datiert, noch rein steinzeitlich, so zeigt die zweite, c. 2500 bis 2000, einen starken Fortschritt, der jedoch sich noch lange nicht zur reinen Metallzeit durchgerungen hat. Auf diese Stufe setzt im allgemeinen heute die linguistisch-geschichtliche Forschung den euro-

Digitized by Google

päischen Indogermanen. Ihre Spuren sind außerdem auf den ägäischen Inseln weit verbreitet, auf Kreta, Thera, Melos, Amorgos, Paros, Naxos, auf dem Festland in Thessalien, in Orchomenos, Eleusis, in den ältesten Schichten von Tiryns und Mykenä; auf Leukas in der Nidriebene, wo Dörpfeld die Stadt des Odysseus ansetzt, und besonders zahlreich in einer Höhle an der Südseite, wo sich die ganze Schichtenfolge wird herausfinden lassen (s. Dörpfeld, Ath. Mitt. 1906, S. 208—214); endlich und vor allem auf Cypern in verschiedenen Nekropolen. Wir finden da im allgemeinen alle die bekannten Kennzeichen einer „prähistorischen" Zivilisation auf der geschilderten Stufe, darunter aber auch trojanische Besonderheiten, so hohe Schnabelkrüge, dickbauchige, langhalsige Krüge und Doppelgefäße; nicht zu letzteren gehören aber die zahlreichen Gesichtsurnen und tiergestaltigen Gefäße. Diese, wie auch die linearverzierten Spinnwirtel, spenden auch unsere Pfahlbauten und die Grabhügel Ungarns und Westpreußens noch aus der Bronzezeit. Der Standpunkt ist ja längst überwunden, daß Kultur und Nationalität sich immer decken. Und unnötiger Tiefsinn ist es, ernsthaft noch die Frage zu erwägen, ob die Menschen bei relativer Aehnlichkeit der äußeren Verhältnisse und der Kulturstufe wirklich imstande sind, unabhängig voneinander das und jenes Kulturgut zu erfinden. Von Verwandtschaft der Kultur ist noch ein weiter Schritt zu Verwandtschaft der Rasse oder gar der Nationalität. Und doch machen ihn so viele Prähistoriker gar zu leicht. Damit ist noch lange kein ethnographischer Zusammenhang bewiesen, wenn etwa die im wesentlichen neolithische Keramik des siebenbürgischen Tordos eine Menge der auffallendsten Parallelen mit Troja II zeigt: so in den menschengestaltigen Vasen, in den Schriftzeichen, in dem von beiden genau aufgeführten sogenannten alteuropäischen Dekorationssystem geometrisch strenger Horizontalen und Vertikalen (s. Hubert Schmidt, Zeitschr. für Ethn. 1903, S. 438 ff. und 1904, S. 608 ff.). Etwas ganz anderes ist die Annahme, daß die aus Mitteleuropa auswandernden Stämme diese Formen aus dem Norden in den Osten und Süden gebracht haben. Bei dem Hellenenvolke, das frühe auf der Balkanhalbinsel nach Süden drängte, blieb ja auch der geometrische Stil lange Jahrhunderte herrschend; eine Zeitlang freilich, während der Hochflut mykenischer Herrenkunst, nur als „Unterströmung", wie man neuerdings mit Recht sagt (vergl. meinen Aufsatz in den Preuß. Jahrb. 1905, S. 452 ff.: „Die Ausgrabungen auf Kreta" S. 478 f.), bis dann die dorische Wanderung diese „mitteleuropäische Volkskunst" wieder zur Herrschaft brachte. In der ägäischen Kultur aber, jedenfalls in Troja II, hat dieses alteuropäische System seine individuelle Ausgestaltung erfahren. Und das war nicht wenig, was diese Trojaner, vermutlich aus Thrakien gekommen, daraus zu machen gewußt haben. Ich denke dabei nicht an die Weißmalerei, deren Auftreten in der ägäischen Kultur aus Siebenbürgen abzuleiten ich mit H. Schmidt übereinstimme, sondern an das allmähliche Sichdurchringen aus dem gebundenen System in das freiere selbständige Ornamentierungsverfahren bis zu Spiralen und Mäander, mit vielem andern das Kennzeichen eines überlegeneren Schaffens. Da muß sich die Frage erheben, ob nicht wenigstens diese so charakterisierende ägäische Kultur, die ein relativ einheitliches Gebiet umfaßt, ethnologische

Digitized by Google

Beziehungen voraussetzt. Am eigentümlichsten ist die Aehnlichkeit zwischen den zwei so weit entfernten Gebieten, zwischen Troja und Cypern (s. Ed. Meyer, Geschichte des Altert. II, S. 125). Daß das auf jeden Fall ein geschichtlicher Zusammenhang ist, darüber kann gar kein Zweifel sein. Es kann aber über die Frage gestritten werden, ob der Seeverkehr zur Erklärung der Analogien genügt.

Zunächst ist zu fragen, ob es nicht möglich ist, die Bewohner eines der Gebiete etwa auf paläolinguistischem Wege nach ihrer Herkunft zu bestimmen? Die Behauptung der Alten, wie des Logographen Xanthos und des Herodot, daß die Phrygier Kleinasiens aus Thrakien, dem weiten Gebiet zwischen Strymon und Hellespont, also aus Europa eingewandert seien, glaubt Paul Kretschmer in seinem ausgezeichneten Buch „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", Göttingen 1896, S. 174 ff., durch die besonders von A. Körte gemachte Entdeckung stützen zu können, daß die zahlreichen Grabtumuli, die man im phrygischen Gebiet weithinein bis nach Angora und Konia gefunden und untersucht hat und deren Keramik mit der troischen, besonders der von Trojas fünfter und sechster Schicht durchaus identisch ist, in Konstruktion und Inhalt auf altthrakischem Gebiet, z. B. bei Saloniki, die genauesten Parallelen haben. Die Beziehung zwischen phrygischer und troischer Keramik, die geradezu identisch sind, geht weit über das Maß von Uebereinstimmung hinaus, das dem besonnenen Urteil im allgemeinen noch keine Schlüsse auf ethnologische Zusammenhänge zuläßt, so daß an der Verwandtschaft der Troer und Phryger nicht gezweifelt werden kann. Tomaschek wollte sogar in dem Bunde der Völker vom Halys bis zum Axios, dem Priamus vorsteht, zu dem Thraker, Päoner, Phryger u. a. gehören, den Nachhall einer Einigung aller verwandten thrakisch-phrygischen Stämme erkennen. Wenn nun die Stetigkeit in der Entwicklung der Keramik auf Hissarlik zum Schluß nötigt, daß die Bewohner von VI denen von II ethnologisch gleich oder wenigstens verwandt sind, so folgt daraus, daß schon zur Zeit von II, also im dritten Jahrtausend, europäische Stämme nach Kleinasien gekommen sind und zwar Stämme der indogermanischen Rasse. Die Thrakophryger gehören wohl zu dem südöstlichsten Zweige der europäischen Arier, ihre Sprache zu den Satemsprachen, indes die Griechen mit den Kelten, Germanen, Italikern und Illyrikern sprachlich die Kentumgruppe bilden. Warum sind sie gewandert? Sie wurden von einem Druck verwandter Stämme von Norden her geschoben. Warum aber wichen sie nicht nach dem europäischen Süden aus, in die fruchtbare Ebene von Thessalien? Saßen in historischer Zeit, meint Kretschmer, Griechen südlich von den phrygisch-thrakischen Stämmen, so müssen sie den letzteren vorangegangen sein. Für absolut zwingend halte ich diesen Schluß nicht, da man die Möglichkeit nicht ganz abweisen kann, daß Griechen an ihnen vorbei nach dem Süden gezogen sind, wie etwa auf der italischen Halbinsel die lateinische Völkergruppe an den Etruskern vorbeigewandert ist, und die späteren Schübe nach Süden, z. B. die der dorischen Stämme, vielfach überholende bezw. vorbeipassierende Wanderungen sind. Aber sehr wahrscheinlich erscheint es mir, daß die Griechen schon im dritten Jahrtausend ihre historischen Wohnsitze erreicht haben, also in durchaus

Digitized by Google

vormykenischer Zeit, als das äußerste Glied der westlichen Indogermanen, das hier geradezu ein vorgeschobener Posten war. Eine steinzeitliche Kultur brachten sie mit und entwickelten nun teils durch Berührung mit der ägäischen Urbevölkerung, teils durch den intimen Verkehr mit dem Orient in der beginnenden Metallzeit die Keime der hochgesteigerten aristokratischen mykenischen Kunst. Jene in Kleinasien eingewanderten europäischen Stämme traten hinein in die Umgebung einer völlig stammfremden Urbevölkerung, in der sie immer die Fremden blieben als Indogermanen. Da ihre Einwanderung jahrhundertelang gedauert hat und die Art und der Grad der Verschmelzung mit der Urbevölkerung schon deshalb ganz verschieden ist, so ergeben sich geradezu unentwirrbare Mischungsverhältnisse. Manches läßt sich als Eigentum des Urvolkes erkennen. Findet man dies nun da und dort im ägäischen Gebiet, so kommt man schon der Erkenntnis des Verbreitungsgebietes dieses Urvolkes näher. In Phrygien und weit darüber hinaus war der Kult der Göttermutter verbreitet, das europäische Thrakien kennt ihn nicht. Bekanntlich findet sich diese kleinasiatische Göttermutter, später Kybele genannt, besonders auf Kreta als Rhea, die Mutter des auf Kreta geborenen Zeus. Es läßt sich für sie gerade allerdings die Urheberschaft durch die kretische Urbevölkerung nicht erweisen. Aber die „Eteokreter" verehrten eine weibliche Naturgottheit. Dem obersten Gott, dem sie huldigten, gaben sie das gleiche Symbol, wie die Karer ihrem „Zeus" in Mylasa, die Doppelaxt. Karer aber sind das bedeutendste Volk der kleinasiatischen Urbevölkerung. Auf das gemeinsame Vorkommen des Ida in Troas und auf Kreta, dem Hauptsitz des ägäischen Urvolkes, will ich keinen Nachdruck legen, da neuestens einer der besten Kenner dieser Dinge, Fick, das Wort „Ida" für echt griechisch erklären möchte. Nach zweierlei Richtungen hin gewinnen wir aber Neues aus diesen Tatsachen: einmal erklärt sich das, was die „trojanische" Kultur auszeichnet und über die Masse der ägäischen im allgemeinen heraushebt, aus dem maßgebenden indogermanischen Einschlag ihrer Rasse. Es ist aber doch nicht von solch überragender Bedeutung, daß es hätte zu einer Entwicklung, wie das festländische Hellenentum, wenn auch mit Unterstützung fortgeschrittenerer Kulturen des Ostens, kommen müssen. Leider ist die Kulturstufe des eigentlichen Griechenlands, vor allem des binnenländischen, in vormykenischer Zeit noch viel zu wenig erforscht. Aber das kann man doch schon sagen, daß es eben auch die allgemeinen Formen einer prähistorischen Zivilisation durchgemacht hat, die von der der ägäisch-kleinasiatischen Welt nicht wesentlich verschieden war. Ja sogar, bis der echte hellenische Geist erwachte und die in ihm schlummernden Keime zur Entfaltung gebracht wurden, hatte sich vorher in dem ägäischen Gebiet, vor allem auf dem in jeder Beziehung von Natur für Kulturentwicklung günstiger veranlagten Kreta, die altkretische Kultur glänzend entwickelt. Sie machten sich die expansionsbedürftigen Griechen oder, um Homers Ausdruck zu gebrauchen, die Achäer zu eigen. So entstand die mykenische Kultur, zu deren künstlerischen Ideen sicherlich das kleinasiatisch-ägäische Urvolk ein großes Teil beigetragen hat.

Das Zweite, was wir gewinnen, ist der auch von dieser Seite an die Hand gegebene Hinweis auf eine und dieselbe Urbevölkerung in Kleinasien und den Inseln, vorab Kreta. Man fragt sofort: Sollte nicht

Digitized by Google

auch dieselbe auf der südlichen Balkanhalbinsel vorangegangen sein, als das am weitesten nach Westen vorgeschobene Glied des kleinasiatischen Urvolkes? Ich halte die Beantwortung der Frage zunächst für aussichtsvoller, als die nach der Herkunft und Rassenzugehörigkeit desselben, glaube jedoch, daß die kretischen Funde auch dazu nunmehr den Weg weisen. Weiter unten werde ich versuchen, ihn zu zeigen.

Versagt auf dem Boden Griechenlands, wie übrigens auch im Südwesten Kleinasiens die prähistorische Archäologie, wie wir oben sahen, ein Mangel, der hoffentlich mehr die Schuld mangelhafter systematischer Beobachtung und Forschung, als des Bodens selber ist, fast gänzlich, dann müssen andere Mittel herangezogen werden. „Es gibt Zeiten, da die Menschen schweigen und die Steine reden, aber auch solche, da Steine und Vasen und andere Kulturerzeugnisse stumm bleiben und die Geschichtsforschung vor einem Rätsel steht, solange es nicht gelingt, die Menschen zum Reden zu bringen. So steht es mit der mykenischen Zeit. Vielleicht kann man die alten Namen von Hellas zum Reden bringen und dadurch die immer verworrener werdende Geschichte der vorhomerischen Kultur aufhellen." So begrüßte vor einiger Zeit der Sekretär der Berliner Akademie, Diels, ein neuaufgenommenes Mitglied, W. Schulze, der in seiner „Geschichte der lateinischen Eigennamen" den Versuch gemacht hat, auf sprachlichem Weg in die Urgeschichte Roms und Italiens einzudringen. Nicht neu sind an sich die Versuche der Geographie und der Onomatologie, vorgriechische Personen- und Ortsnamen für die Vorgeschichte Griechenlands heranzuziehen. Sie finden sich schon bei Geographen wie Kiepert, bei Sprachforschern wie G. Meyer und Kretschmer; dazu kommt ganz neuestens Fick in seinem Buch „Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands verwertet, 1905". Zahlreich ist in der Tat der Bestand alter griechischer Ortsnamen, aber auch an Namen von Personen, Pflanzen, Tieren usw., die im Griechischen fremd sind und die nächsten Parallelen jenseits des Meeres haben. Man vermutet dahinter mit Recht die Spuren einer den Griechen stammfremden Urbevölkerung, die ihnen auf der Balkanhalbinsel und auf den Inseln vorherging. Ihre nächste Parallele hat sie in der kleinasiatischen Urbevölkerung, und sie sei weder indogermanisch noch semitisch, so sagen die Linguisten. Um nur einige dieser sprachlichen Beweisstücke zu nennen — sehr zahlreich sind die Ortsnamen hüben und drüben auf *-σσος* oder *-σσος*, z. B. Ilis(s)os, Kephis(s)os, Parnassos usw., oder auch auf *-ττος*, z. B. Hymettos; diese Bildung ist ebensowenig altgriechisch, wie die auf *-νθ*, ein Suffix, für Ortsnamen und Appellative viel gebraucht, das sich indogermanisch kaum erklären läßt, z. B. Korinthos, Tirynthos, Lebinthos, Erymanthos, Terebinthos, Hyacinthos usw. Speziell ist das kleinasiatische Gegenstück des westlichen *νθ* (nth) in Ortsnamen *νδ* (nd), das in karischen, lydischen, lykischen, pisidischen, kilikischen, kappadokischen, aber selten in phrygischen und mysischen Ortsnamen vorkommt. So entspricht dem labyrinthos das karische labra(u)ndos. Es ist der Beiname des karischen Zeus, der noch in der Kaiserzeit unter dem Symbol der Doppelaxt in Mylasa verehrt wurde. Sein erster Teil ist labrys, das karisch-lydische Wort für Axt, das gemeingriechisch pelekys heißt. Bekanntlich ist im Palast im kretischen Knosos, wo Daidalos das

Digitized by Google

Labyrinth erbaut haben soll, die Doppelaxt geradezu Wappenschmuck; es ist daher labyrinthos soviel als Haus der Doppelaxt oder des Gottes mit der Doppelaxt. Es hat Kretschmer in m. E. durchaus zuverlässiger Untersuchung nachgewiesen, daß die Erweichung des tenuis in nth zur merdia in nd als allgemeines Lautwandelgesetz für Karien, Lykien, Pamphylien, Kilikien gilt, und so kommt er, unter Hinzunahme von Namensübereinstimmungen, von Lautgesetz, Wortbildung und Wortschatz also, zu folgendem Resultat: Ein nicht indogermanisches noch semitisches Urvolk verbreitete sich einst rechts und links vom ägäischen Meer. In Kleinasien speziell läßt sich indogermanische Abkunft nur für die Phryger, allenfalls auch für die Bithynier erweisen. Jene sind, wie wir oben gezeigt haben, aus Europa zugewanderte Indogermanen der thrakischen Gruppe. Sie haben das sprachlich einheitliche kleinasiatische Gebiet in zwei Gruppen gespalten, in eine westliche, die Karer, Lyder, Myser, und eine östliche, die Lykier, Pisider, Isaurer, Lykaonier, Kilikier und Kappadokier. So Kretschmer S. 370 und Fick tritt ihm „voll und ganz" bei S. 118. Erweisen sich jene als zusammengehörige Gruppe auch durch ihre Kultgemeinschaft in Mylasa beim Zeusheiligtum, so stellen diese weit weniger, auch sprachlich nicht — ganz abgesehen von der selbstverständlichen dialektischen Differenzierung — eine Einheit dar.

Eine und dieselbe Rasse, sagen wir kurz, die kleinasiatische saß also einst auch westlich vom ägäischen Meer. Man denkt an Aristoteles' Angabe, daß in Epidauros und Hermione auf der argolischen Halbinsel noch während der dorischen Wanderung Karer gewohnt haben, oder an den Zeus Karios in Böotien, oder an Karia, die Burg von Megara. Sie waren die am weitesten westwärts vorgeschobenen Angehörigen des autochthonen kleinasiatischen Volkes.

Der Vollständigkeit halber füge ich bei, daß man auch versucht hat, die Herkunft dieser „kleinasiatischen" Rasse zu bestimmen. Vermutet Kießling für die Sprache den Anschluß nach Innerasien, an die Gruppe der uralaltaischen Sprachen, so rechnet sie Fick, Messerschmidt folgend, einfach zu den Hettitern, dem bis heute noch rätselhaften Volke, den Cheta der ägyptischen und Chatti der assyrischen Inschriften, welche von 1500 an immer wieder von Syrien aus Aegypten bedrohten. Dafür spricht die Tatsache, daß wirklich alle kleinasiatischen Völker — außer den Phrygern — eine gewisse Verwandtschaft aufweisen, die freilich bis jetzt zum Teil nur indirekt, durch die gemeinsame Nichtzugehörigkeit zu Indogermanisch und Semitisch erhärtet worden ist; aber leider sind diese Zeugnisse über Hettiter, die zusammen mit anderen kleinasiatischen Völkern vorgehen, erst spät und besagen gar nichts über gemeinsame Beziehungen im dritten Jahrtausend. Es ist jedoch nunmehr dank der Funde in Kreta möglich, hierin vorwärts zu kommen und im Zusammenhang mit der dadurch aufs neue aufgerollten Karerfrage auch das Rassenproblem zu fördern. Auf diesem Boden, wo Prähellenen und Hellenen zusammenstießen, muß es gelingen, den Anteil beider an der zutage geförderten Kultur reinlich zu scheiden, beide Volkselemente anthropologisch zu fassen und zu zeigen, was jedes für die Entwicklung von der ältesten ägäischen bis zur spätmykenischen herab geleistet hat. „Aegäische" Kultur ist mitnichten einfach das Gut dieser kleinasiatischen Rasse. Damit komme

Digitized by Google

ich auf die oben gestellte Frage des ethnologischen Zusammenhangs der „ägäischen" Kultur. Jene oben angedeutete Verwandtschaft der trojanischen mit der kyprischen Kultur kann nach all dem Gesagten nicht ethnologische Zusammengehörigkeit dieser zwei Gebiete begründen. Es genügt auch tatsächlich zur Erklärung die Annahme des Seeverkehrs, und von der Tätigkeit der Händler kann man sich in diesen prähistorischen Zeiten eine Vorstellung machen, wenn man z. B. die überaus rasche Verbreitung bronzezeitlicher Typen von Cypern bis nach Westeuropa hinein bedenkt. Die ägäische Kultur aber in ihrem Grundtypus, der noch mehr steinerne Werkzeuge als Kupfer und Bronze, der die Bestattungsform des Hockergrabs und dorfartige Ansiedlungen am Meer aufweist, ist zwar vorab jener kleinasiatischen Rasse zuzuschreiben, ist aber zugleich eine Kulturstufe, welche auch die Griechen durchlaufen haben. In den einzelnen Höhepunkten, z. B. auf Troja und Cypern zeigt sich, was unter fremdem Einfluß, dort von den Thrakern, hier vom Orient her daraus gemacht wurde. Auf den abgelegenen ägäischen Inseln tritt uns die Grundform am klarsten entgegen; sie hat sich dort auch am längsten gehalten, wie ja bekanntlich diese am spätesten hellenisiert worden sind. Auch der Uebergang zur mykenischen Kultur ist ganz verschieden. Bald schroff, so daß plötzlich die monochrome Ware aufhört, bald langsam, so daß entweder monochrome und mykenische noch längere Zeit nebeneinander hergehen, bis letztere gewinnt, oder aber daß diese überhaupt immer nur als Import erscheint, so in Troja VI und auf den ionischen Inseln. Am klarsten aber läßt sich dies jetzt auf Kreta konstatieren. Hier schiebt sich zwischen die neolithische, d. h. eine etwas ältere Form der ägäischen, und die mykenische Kultur eine neue, überaus bedeutsame und gegenüber letzterer selbständige, also eine vor-, nicht frühmykenische Schicht ein, genannt die Kamareskultur. Als ihre Träger sind mehr und mehr die Karer, offenbar das bedeutendste Volk jener kleinasiatischen Rasse, erkannt worden. Der Reichtum des Bodens, die gesicherte Lage der Insel, die treffliche Klimamischung vereinigte sich mit hier gemachten technischen Fortschritten, wie der Erfindung der die Polierung ersetzenden Firnisfarbe und der vom Orient gekommenen neuen Bauweise, um in der altkretischen Kultur die Bedingungen für die mykenische zu schaffen. Solange man ihren charakteristischen Unterschied von dieser nur in der Keramik erkannte, bezw. erkennen zu dürfen glaubte, war jener Name noch berechtigt, wenn man sie überhaupt nach der zufälligen Entdeckung der ersten Scherben dieses Stils in einer Kulthöhle bei dem am Südabhang des Ida gelegenen Dorfe Kamares benennen wollte. Nun ist sie aber auch in Knosos, Phaistos, Hagia Triada und wo man sonst in den letzten Jahren auf Kreta Paläste und bescheidenere Anlagen aufgedeckt hat, gefunden und ihr auf die gesamten Kulturverhältnisse sich erstreckender Unterschied gegenüber der jüngeren kretischen Schicht erkannt worden, so daß es Zeit ist, sie anders zu benennen. Unter Ablehnung der von den Engländern nach dem Vorgang von Evans, dem Entdecker von Knosos, gewählten Bezeichnung „früh-, mittel- und spätminoisch" schlägt Dörpfeld in seinem Aufsatze „Kretische, mykenische und homerische Paläste" (Athen. Mitt. 1905, S. 257 ff.) S. 295 den Ausdruck kretische (-karische) Kultur gegenüber mykenischer (-achäischer) vor.

Digitized by Google

Hatte man gelegentlich noch vor Entdeckung der kretischen Paläste geglaubt, diese Keramik unter den ersten Firnisstil der mykenischen Malerei subsumieren zu können, so hat jetzt das neue Material gezeigt, daß bei aller Uebereinstimmung in Ton und Technik doch beide streng voneinander zu trennen sind. Bei aller Variierung und Kompliziertheit sind die Muster der älteren Ware primitiver und in der Verbreitung der Ornamente über die Oberfläche gebundener und geometrisch strenger als die der mykenischen. Durch die Erfindung der polychromen Bemalung und des Firnis ist die Richtung des Fortschritts gegeben. Wie auf den mykenischen Dolchklingen die dargestellten Figuren in Silber oder Gold, also in hell sich auf dem dunklen Bronzegrund abheben, so ist hier die helle Zeichnung, milchweiß, gelb, hellrot, graugrün, alles in matt, auf dunklen Grund, der gelegentlich rötlich schimmert, also Metall nachahmt, gesetzt, auf mykenischen Gefäßen umgekehrt, dunkel auf hell. Außer dieser nur malerischen Dekoration findet sich auch leichter plastischer Reliefschmuck, sei es in der Form weißbetupfter Protuberanzen oder in der eines mit Fingereinpressung gemachten, marmorierten Netzwerks. Der Ton ist dünn, meist gelb; die Töpferscheibe ist durchweg im Gebrauch. Die Form ist bald mehr kugel-, bald mehr birnenförmig. Unter den Krügen, Schalen, Schnabelkannen, Tassen und Bechern aller Art sind am eigenartigsten die oben erwähnten Rhyta, spitz zulaufende hohe Trichterbecher, die gemalt sich finden auf den Prozessionsfresken eines Korridors in Knosos, wo Jünglinge, solche tragend, dargestellt sind, ganz gleich den Metallbechern der Kefti und Inselleute auf den genannten ägyptischen Wandgemälden ums Jahr 1500. Die Ornamente, lineare Wellen, Kreise, Spiralen, Zickzack, auch vegetabilische und animalische, zeigen noch etwas Bäuerliches im Stil und Ausdruck, vor allem auch in der Vorliebe für Farbenkontraste. Aber einer glänzenden Kultur gehören sie doch an, einer Kultur freilich, die mehr ins Große als ins Feine wirkt. Tatsächlich findet sich nun diese Ware überall, wo wir die Schichtenfolge beobachten können, unter der spezifisch mykenischen. Die Tatsache dieser zwei Schichten, die sich in Knosos z. B. auf einer sehr hohen, also lange Dauer der Besiedelung voraussetzenden neolithischen Schicht aufbauen, ist eins der sichersten Ergebnisse zunächst der keramischen Erforschung Kretas. Es ist dies aber jetzt durch eine Menge anderer Beobachtungen ergänzt bezw. bestätigt worden. Immer wieder stößt man auf die zwei zeitlich getrennten Schichten, deren Verschiedenheit durchaus auch die Folge zweier Bevölkerungen wahrscheinlich macht. Die einfache Siedelungsweise z. B. in Palaeokastro in der größten Ebene der Ostküste, direkt am Rand, erinnert an die ägäischen Siedelungen z. B. in Syra, Amorgos, und setzt auch bäuerlich-demokratische Verhältnisse voraus. Später baute man große Wohnungsanlagen landeinwärts, die „Karer" auf Kreta ohne umschließende Mauern, die „Achäer" in der Argolis ummauerten ihre Zwingburgen. Aber auch diese großen Bauten selbst zeigen, daß es sich nicht einfach um spätere Umbauten handelt, sondern weisen tatsächlich zwei ganz verschiedene Arten zu bauen auf, so daß es sich also geradezu um Zerstörung des älteren Palastes und Neubau durch eine Bevölkerung anderer Herkunft handelt. Das hat Dörpfeld a. a. O. evident erwiesen. Er scheidet in Phaistos älteren Orthostaten-

Digitized by Google

bau von jüngerem Quaderbau und hat sogar beobachtet, daß manche Porosblöcke des jüngeren Palastes im älteren anderswo verwendet waren. Dazu kommt die völlige Verschiedenheit der Anlage. Im älteren Palast ist das Zentrum der Innenhof, um den die Zimmer, Gänge und Höfe sich reihen; im jüngeren aber der Saal mit Vorhalle, das Megaron, und das richtet sich nach außen. Damit steht nach Dörpfeld der spätkretische Palast in der Mitte zwischen dem altkretischen ohne Megaron und dem achäisch-mykenischen des griechischen Festlandes, dem homerischen, in dem alles sich um den Männersaal konzentrierte. Wo zwischen dem spätkretischen und dem argolischen Palaste Verschiedenheiten sind, lassen sie sich aus der Tatsache erklären, daß auf Kreta der Erbauer mit den Ruinen eines alten Palastes zu rechnen hatte. Die achäischen Kreter hielten sich ferner in gewissen Aeußerlichkeiten, in Ausstattung der Häuser und Bautechnik, auch in manchen dem Klima anzupassenden Besonderheiten an das, was sie im Lande vorfanden, aber ihrem uralten griechischen Hausplan, der die Herkunft aus dem Norden deutlich verrät, blieben sie auch in der Ferne getreu. Dafür ist Ausgangspunkt das Einzelhaus, der isolierte kleinere Komplex. Divergierende Fluchtlinien, wie sie Tiryns aufweist, das ist der Ausdruck griechischer Freiheit; Schachbrettanlage, Zentralisierung und Beherrschung von der Mitte aus ist orientalisch. Echt kretisch ist auch Einsäuligkeit oder auch Dreisäuligkeit zwischen den Anten etwa eines Propylons, wodurch dasselbe zwei- bezw. viergeteilt wird; im Peloponnes dagegen wie in Troja bewirkt Zweisäuligkeit der Front Dreiteilung. Das zweisäulige Südpropylon in Knosos, die einzige Ausnahme in Kreta, rechnet Dörpfeld zum jüngeren Palast. Dazu herrscht in Kreta durchaus die Neigung vor, die Breitenausdehnung der Front gegenüber der in die Tiefe überwiegen zu lassen, und zwar, da sie der ganzen Anlage ureigen und zugleich natürlich bedingt war, für die ganze Zeit der Palastbauten. In Tiryns und Mykenä, wie auch in Troja dagegen haben wir Tiefenausdehnung und Schmalfront, und dies gibt dann für Propyläenkonstruktion und für den ganzen dorischen Tempelbau, das templum in antis mit dreigeteilter Front, den maßgebenden Typus ab. Das altgriechische Megaron bis zum trojanischen Haus hinauf weist ihn vermutlich schon auf. Ein schmalstirniges Haus setzt natürlich lieber *eine* Säule in die Vorhalle als mehrere. Da nun aber der freie Zutritt zur Türe, beim gewöhnlichen Haus keine Doppeltüre, durch eine vor ihre Mitte gesetzte Säule gehemmt wäre und also ein Interkolumnium erfordert, so setzt man die denkbar kleinste technisch nötige Zahl, die Zweizahl, wodurch die Front dreigeteilt wird. Anders bei der Breitstirnigkeit, die immer Doppeltüren voraussetzt: dafür genügt Zweiteilung der Front bezw. bei Doppelbesetzung Vierteilung. Woher stammt Breitstirnigkeit überhaupt? Noack, „Homerische Paläste 1903", vermutet mit Recht: aus dem Orient. Tatsächlich sind solche Haustypen in Kahun aus dem Uebergang vom dritten ins zweite Jahrtausend gefunden worden. Was ist der ägyptische Tempel überhaupt anders, als der Breitfronttypus, der durch fortwährendes Hintereinanderreihen breitstirniger Räume Tiefenausdehnung bewirkt? Dazu weist das Fehlen der im Peloponnes wichtigen Herdstelle im Megaron auf den wärmeren Süden. Man fragt sich mit Noack, ob nicht auch die kretische Zweiteilung bezw. Breitfront dorthin deutet, die bezweckt, Sonne

Digitized by Google

als einziges Wärmemittel einzulassen. Kreta hat ein Mischklima: es ist nicht so kalt, daß man den Herd nicht entbehren kann, aber auch nicht so warm, daß man die Sonne entbehren kann. So stoßen im altkretischen und mykenischen Haus zwei Typen zusammen, von Norden her das länglich geschlossene schmalstirnige Warmhaus, und vom Süden das breitfrontige Hallenhaus, das Sonnenwärme und Schatten auszugleichen sucht.

Ethnologisch wichtig ist noch das Vorkommen der Einsäuligkeit an lykischen Grabmälern, z. B. in Myra. Auch Lykier sind Angehörige der kleinasiatischen Urbevölkerung. Und lykische Kyklopen sind es, die Proitos kommen läßt, um Tiryns zu bauen. Der Behauptung Herodots allerdings, daß die Lykier unter Sarpedons Führung aus Kreta ins Xanthostal eingewandert seien, traue ich nicht. Wenn nun auf dem griechischen Festland nicht bloß der geschilderte Hausplan, an dem schon die Achäer der jüngeren kretischen Paläste trotz der ihnen überlegenen altkretischen Kultur, wo es möglich war, festhielten, sondern auch das Einzelhaus mit seiner Raumisolierung maßgebend blieb, so ist hierin eben der Einfluß eines uralten, aus der nordischen Heimat gebrachten Typus zu erblicken. Tatsächlich findet sich auch das, was dem mykenischen und homerischen Haus gemeinsam ist gegenüber dem altkretischen, auch schon im uralt troischen, nämlich das Megaron mit Vorhalle. Liegt dies noch bei Homer in einer ganz einfachen Form vor, so liegt die Frage nicht so, daß dies ältere Haus die mykenische Zeit überdauert hat, sondern vielmehr so, daß die Anfänge des epischen Liedes mit seinem zähen Stil bis in die Anfänge der mykenischen Zeit selbst zurückgehen. Von dieser Seite kommen wir daher auch zu der oben auseinandergesetzten Ansicht, daß die Zeit, die den epischen Stil geschaffen hat, sogar in die Anfänge der mykenischen Zeit zurückgeht. (Vergl. Cauer, Neue Jahrb. für Philologie 1905, S. 1 ff.)

An diese Beobachtungen auf dem Gebiet der Keramik und des Palastbaues reiht sich die Erkenntnis zweier verschiedener Arten von Totenbräuchen; für Altkreta ist besonders charakteristisch das Bestatten von Skeletten in Sarkophagen. Am meisten Aufschluß könnten die kretischen Schriftzeichen geben, wenn sie entziffert werden könnten. Daß aber zwei Systeme vorliegen, eine ältere Bilderschrift und eine jüngere Linearschrift, ist zweifellos. Das gleiche System ist übrigens auch in Troja II, Orchomenos, Aegypten und sonst gefunden. Es ist wohl die eteokretische Schrift, dieselbe, in der vor Jahren in Praisos auf Kreta eine in griechischen Buchstaben geschriebene Inschrift gefunden wurde. Die Tatsache, daß die hettitische Hieroglyphen-inschrift mit dem ältesten piktographischen System auf Kreta Aehnlichkeit hat, will ich als Stütze für die oben erwähnte Hettiterthese hinzufügen. Endlich sind auch im Ganzen der kretisch-mykenischen Kultur erhebliche Unterschiede in der Tracht, die wiederum mit dem ganzen Stil zusammenhängen, festzustellen. Die Damen auf den Fresken in Knosos, die uns in ein Leben voll üppigen Reichtums blicken lassen, tragen weitabstehenden, reifrockartigen, staffelförmigen Rock mit schweren Volants; eine andere Frauentracht, die freilich historisch noch nicht gefaßt werden kann — sie ist besonders vertreten durch die alten weiblichen Tonidole —, ist der enge, geradlinige Chiton.

Digitized by Google

image
not
available

also drängt zum Schluß, daß wir es mit Leuten der großen kleinasiatischen Rasse zu tun haben, die sich auf Kreta vorab als die „Eteokreter" Homers verbreitete, und die auf den Inseln und in Asien eine Aegypten gegenüber selbständige Kultur geschaffen hat. Daß auch Hellenen in diese Bewegung hineingezogen worden sind, ist wahrscheinlich. Sicher aber scheint mir, daß die kleinasiatischen Völker durch das Vordringen der Griechen in Bewegung gekommen sind. Bekannt ist der aus der Verwandtschaft der cyprischen Dialekte mit dem arkadischen gezogene Schluß, daß Cypern von Festlandsgriechen kolonisatorisch aufgesucht worden ist, zu einer Zeit, da die Ostküste des Peloponnes noch nicht der dorischen Einwanderung erlegen war. Also ist jene Vorwärtsbewegung der Hellenen gen Osten nicht erst Folge der dorischen Wanderung, sondern Jahrhunderte früher vor sich gegangen, eine Folgeerscheinung des Vordringens der Achäer z. B. gen Kreta, und sie ist zugleich die historische Tatsache, welche der Ilias zugrunde liegt. Diese ist für mich so wenig nur Produkt dichterischer Phantasie als bloße volkstümliche Sage, auf der der Dichter als etwas allgemein Bekanntem hätte aufbauen können, sondern der, wenn auch dichterisch verklärte Niederschlag von wirklich großen Geschehnissen, die noch lebhaft in der Erinnerung aller lebten.

Welchem Volk nun unter der großen kleinasiatischen Rasse jene altkretische Kultur zuzuschreiben ist, habe ich schon öfters angedeutet: Es sind die Karer. Als die Athener im Jahre 426 die Insel Delos, um sie aufs neue dem Apollo zu weihen, reinigten, da entfernten sie auch alle Menschengräber auf der Insel. Dabei fanden sie, als sie die θῆκαι d. h. Kassetten untersuchten, daß es über die Hälfte Karergräber waren. So berichtet Thukydides. Sie erkannten die Karer an der Waffenrüstung und an der bei ihnen noch damals üblichen Bestattungsweise. Sie fanden also keine mykenischen Felsen-, sondern einfachere Plattengräber. Und diese sind sicher karisch, jene wohl griechisch.

Nun nennen Herodot und Thukydides öfters die Karer als die ältesten Bewohner der ägäischen Inseln, also Angehörige des Volkes, welches nach seiner eigenen Tradition auf den Inseln, besonders auf Kreta und in Kleinasien wohnte und durch ionische und dorische Kolonisten, nach Herodot und Thukydides aber durch Minos' Thalassokratie von Kreta vertrieben wurde. Diesem Volke wollten einige nach dem Auftauchen der mykenischen Kultur die ganze Autorschaft derselben zuschreiben, da sie ihnen nicht griechisch ganz erschien, um sie den Griechen, aber auch trotz Lotos, Löwen, Greifen u. s. w. nicht orientalisch genug vorkam, um sie den Phöniziern zuzuschreiben. Daß Phönizier auszuscheiden sind, weil ihre westliche Rolle viel später beginnt, ist jetzt fast allgemein angenommen. Es waren aber auch die, welche die Karer zu Erfindern und Trägern der mykenischen Kultur machten, zu voreilig gewesen. Jetzt, nach Entdeckung der kretischen Kultur, ist anders darüber zu urteilen. Die Karer sind im zweiten Jahrtausend Schöpfer und bedeutendste Träger der in Kreta am hervorragendsten und eigenartigsten entwickelten ägäischen Kultur gewesen. Und zwar unter Berührung mit dem Orient. Schon ins mittlere Reich fallen die Beziehungen zwischen Aegypten und dem Westen. Das Meer war der Vermittler, gewisse Waren gingen hin

Digitized by Google

image
not
available

So stellen sich die Probleme der griechischen Urgeschichte dar. Noch lange nicht ist alles spruchreif. Aber vielleicht ist es historisch wertvoll, mitten im Fluß und Wechsel der Anschauungen die Probleme einmal zu fixieren.

Geschlechtsleben und Nachkommenschaft.

Dr. Heinrich Pudor.

Die Rassenfrage steht heute im Vordergrunde des geistigen Interesses. Es ist somit Aussicht vorhanden, daß die mit der Rassenfrage in direktem Zusammenhang stehende Frage der Verbesserung und Veredelung der Nachkommenschaft einem größeren Verständnis begegnen wird, und, worauf es besonders ankommt, im Leben zur Richtschnur genommen wird. Diese Frage aber wiederum der Verbesserung und Veredelung der Nachkommenschaft ist gleichbedeutend mit derjenigen nach der Gesundung und Veredelung des Geschlechtslebens. Bisher nun — dies ist der wesentliche Punkt — hat man bei der Ausübung des Geschlechtstriebes die Frage nach der Nachkommenschaft meist gar nicht aufgeworfen, geschweige sie zur Richtschnur genommen. Zum mindesten gilt dies von dem Europa des letzten Jahrtausends. In alten Zeiten freilich, z. B. im alten Indien, war die Nachkommenschaftsfrage die wichtigste und das Geschlechtsleben wurde danach, wie es die Vernunft verlangt, geregelt. Angesichts der Wichtigkeit der Sache wollen wir — wir sind dabei des Interesses unserer Leser sicher — diese altarischen Hochzeitszeremonien, die sich zum Teil noch im heutigen Indien vorfinden, in Kürze behandeln.

Vor allem sei an die bedeutungsvollen sieben Schritte der Braut erinnert, mit denen aber wohl kaum die sieben Sprünge des deutschen Mittelalters etwas zu tun haben. Diese sieben Schritte nach Osten bedeuten: einen für Saft, zwei für Kraft, drei für Nachkommenschaft, vier für Gedeihen des Reichtums, fünf für Wohlfahrt, sechs für die Jahreszeiten, „Freund sei mit dem siebenten Schritt, Vishnu führe dich hinauf". Diese sieben Schritte sind noch heute bei den oberen Kasten der Inder im Gebrauch. Danach umfaßt der Bräutigam den Fuß der Braut und spricht: „Freund sei mit dem siebenten Schritt! Freunde wurden wir nach dem siebenten Schritt! Möge deine Freundschaft ich erlangen! Möge ich von deiner Freundschaft nicht getrennt werden, mögest du von meiner Freundschaft nicht getrennt werden! Mögen wir uns vereinigen, mögen wir in Eintracht leben, vereint in Liebe, glänzend und wohlgemut, zu Saft und Kraft zusammenwohnend! Mög unsere Herzen ich zusammenbringen, zusammen unsere Werke, zusammen unsere Gedanken! Die bist du, der bin ich, Himmel ich, Erde du; Same ich, Samenhalter du; Verstand ich, Rede du; so sei mir denn treu ergeben, auf daß du ein männliches Kind erlangest! Auf daß du einen schönen Sohn erlangest, komm o Frohe!"

Beim Eintritt in das Haus des Bräutigams durfte die Braut die Schwelle des Hauses nicht betreten. Sie wurde zum Herde geführt, auf ein Tierfell gesetzt (bei den Römern und Indern) und ein Knabe

Digitized by Google

image
not
available

gehen aber Festtage, an denen durch opulentes Essen und schwere Getränke das Blut in Gärung gebracht wird. Ja, man darf wohl als Regel hinstellen, daß der junge Ehegatte im Rausche das Hochzeitsbett aufsucht, nicht etwa im Liebesrausche oder im Phantasierausche, sondern im Alkoholrausche. Nun ist es aber eine physiologische Tatsache, daß der Zeugungsstoff, der der Hervorbringung der Nachkommenschaft dient, aus dem Blut bereitet wird, daß die Qualität dieses Zeugungsstoffes und mithin auch der Nachkommenschaft von der Qualität des Blutes abhängig ist. Aus diesem Grunde eben war es bei den alten Ariern Gesetz, daß an den ersten drei Tagen nach der Hochzeit der Geschlechtstrieb nicht ausgeübt werden durfte, weil nämlich die Aufregungen, die diese der Hochzeit unmittelbar vorangehenden Tage mit sich brachten, sehr wenig dazu angetan waren, das Blut rein zu erhalten und auf dieses, auf reines Blut kommt eben bei der Zeugung von Nachkommenschaft alles an, und daß ferner aus demselben Grunde an diesen drei Tagen keine gewürzten und scharf gesalzenen Speisen genossen werden durften, wiederum zu dem Zwecke, das Blut rein zu erhalten.

Aber weiter: auf die Hochzeitsnacht folgen heute die sogenannten Flitterwochen, in denen es hoch her geht und alles getan wird, die Gärung des Blutes anzuhalten. Sind auch diese Flitterwochen vorüber und ist die Befruchtung der jungen Gattin eingetreten, so läßt man es damit nicht etwa genug sein, sondern, so unlogisch, unmoralisch, unästhetisch und unter Umständen schmerzvoll — nämlich für das befruchtete Weib — es auch ist, frönt man dem Geschlechtstrieb immer weiter, bis in die Schwangerschaftsperiode hinein, ja selbst, wenn das Leben schon klopft und ein neuer Mensch, ein neues heiliges Leben Rücksicht verlangt. Daß dazu auch noch die jungen Mütter Korsett tragen und in der Diät auf das keimende Leben keine Rücksicht nehmen, soll nur nebenbei erwähnt werden.

Unter solchen Umständen also werden heute Menschen erzeugt und geboren. Kann man sich dann über die große Säuglingssterblichkeit, über die Verbreitung der englischen Krankheit wundern, kann man sich dann wundern, daß die Qualität der Neugeborenen so sehr viel zu wünschen übrig läßt, daß dieselben die Zähne (vide Zahnkrämpfe) und Knochen (vide englische Krankheit) mit Hindernissen bekommen? Es ist ebenfalls eine physiologische Tatsache, daß der Alkohol, vor der Zeugung genossen, verwüstend und geradezu zerstörend auf die Nachkommenschaft einwirkt. Aber die Menschen pflegen heute leider nach der Befriedigung ihrer urbanisierten geilen Triebe, nicht aber nach der Gesundheit und Kraft ihrer Nachkommenschaft zu fragen. Ist das Kind geboren, dann, wenn es zu spät ist, wird alles aufgeboten, Hebamme, Arzt, künstliche Nahrung und Amme, um das Kind aufzupäpeln!...

Wie sollte es nun sein? Ist nicht unser aller Wunsch, möglichst gesunde und starke Kinder zu haben? Ist nicht der sicherste Weg dazu der, gesunde und starke Kinder zu zeugen und zu gebären? Und verlangt dies nicht wiederum Gesundung des Geschlechtslebens? Gesundes Geschlechtsleben aber wiederum setzt reines Blut voraus — hierauf also, auf die Reinigung und Reinhaltung des Blutes kommt alles an. Vor allem muß also mit den Blut verschlammenden,

Digitized by Google

image
not
available

in die wirklichen Ursachen des Verfalls der Nationen. Die Päderastie war nur ein Symptom unter vielen anderen, und wenn man die strengsten Strafgesetze dagegen eingeführt hätte, würden diese den Verfall auch nicht um eine Minute aufgehalten haben. Ueberdies beweist eine kürzlich aufgestellte Statistik, daß Holland, wo Straffreiheit besteht, von allen germanischen Ländern die größte Fortpflanzungsquote hat, und daß unter den romanischen Ländern Italien weit über Frankreich steht, obgleich es viel weniger rigorose Strafbestimmungen besitzt. Es besteht danach absolut kein Zusammenhang zwischen Volksvermehrung und Strafbestimmungen. Ferner haben historische und ethnologische Untersuchungen gezeigt, daß Homosexualität nicht etwa eine Entartungserscheinung der Kulturvölker, sondern eine allgemein menschliche Eigenschaft ist, die man bei allen Völkern, auf allen Kulturstufen und in allen Ständen findet. Dabei wird sie keineswegs überall verachtet, noch viel weniger bestraft. Karsch-Haack hat neuerdings in seinen Forschungen über gleichgeschlechtliche Liebe bei den Ostasiaten gezeigt, daß sie dort nicht nur geduldet, sondern zum Teil, auch in Japan, gesetzlich sanktioniert ist, und daß sie hier keineswegs zu einer Degeneration geführt habe.

Auch muß ich vom Standpunkt juristischer Erfahrung bekennen, daß mir aus der ganzen Kriminal-Psychologie kaum Fälle bekannt geworden sind, wo die Verführung zu homosexuellen Handlungen als solche eines jungen Menschen Charakter geschädigt oder ihn auf die Bahn des Verbrechens gebracht habe. Es ist mehr als seltsam, welch' mittelalterliche und abenteuerliche Vorstellungen, selbst bei sonst gescheiten Leuten, über die körperlichen und seelischen Folgen homosexueller Handlungen bestehen. Aber das ist gewiß, daß die bestehende Strafbestimmung erst die Gelegenheit schafft, Verbrecher zu werden und Erpressungen zu begehen. Dies ist ja der dunkelste Punkt in dem ganzen Problem. Man kann mit guten Gründen behaupten, daß der § 175 des deutschen Strafgesetzbuches eine fortwährende Ursache der schlimmsten Verbrechen ist. In seinen „Monatsberichten" veröffentlicht das wissenschaftlich-humanitäre Komitee immer wieder zahlreiche gerichtlich bekannt gewordene Fälle von schamlosesten Erpressungen. Man ist erschreckt, daß in einem modernen Lande diese „öffentliche Unsicherheit" besteht, denn als solche muß man die Handlungen der Erpresser bezeichnen. Es ist schon häufig darauf hingewiesen worden, daß diese gerichtlich bekannt gewordenen Fälle nur einen geringen Bruchteil der tatsächlich vorkommenden bilden, und es sind Fälle bekannt, wo Leute auf offener Straße, im Angesichte des Publikums und sogar der Polizei, von solchen Erpressern mit sanftem Zwange ausgeplündert wurden. Durch die Strafverfolgung wird nicht nur die männliche Prostitution, sondern auch ihr Verbrechertum groß gezüchtet. Es gibt Homosexuelle, die wegen ihrer Anlage jahrelang im Ausland leben und dort die Erfahrung machten, daß überall da, wo Strafverfolgung besteht, die männliche Prostitution viel größer ist als dort, wo Straffreiheit herrscht. Berlin soll darin bei weitem Rom und Paris, sogar Neapel übertreffen. Für letzteres ist auch eine Zuschrift aus Rom in den „Monatsberichten" (V, 6) bezeichnend, wo es heißt: „Von Züchtung der Homosexualität keine Spur. Uebrigens ist der homosexuelle Verkehr in Rom keineswegs auffallender als etwa in Berlin, wohl aber

Digitized by Google

image
not
available

wirksamen Schutz schaffen würden. Der Schutz kann nur in der Erziehung bestehen, in der Heranbildung eines gefestigten Charakters, der den Jüngling gegen alle Arten geschlechtlicher Ausschweifungen schützt. Strafrecht und Polizei können hier nichts helfen.

Wie stellen sich aber jene, die ein höheres Schutzalter als das zurückgelegte 16. Jahr verlangen, die Wirkung ihrer Maßregel in der Praxis vor? Einem jungen Menschen unter 16 Jahren kann man äußerlich seine Jugend in den meisten Fällen ansehen, keineswegs aber kann man zwischen dem 16. und 18. oder 19. Lebensjahr sicher unterscheiden. Gesetzt den Fall, wie er sehr häufig vorkommen würde, daß ein Bursche seinem Partner vorlügt, er sei 18 Jahre alt, in Wirklichkeit aber ist er 17½ alt, so bleibt die heutige Kalamität hinsichtlich der Erpressungsgelegenheit bestehen. Soll überdies auch der Bursche unter 18 Jahren wegen homosexueller Handlungen bestraft werden? Oder soll er frei ausgehen, selbst wenn er sich dazu von selbst angeboten hat? Hier entstehen die größten praktisch-juristischen Schwierigkeiten. Vergehungen mit Knaben unter 16 Jahren kommen glücklicherweise sehr selten vor. Das ist ein natürlicher Hinweis, daß diese Altersgrenze die zweckmäßigste ist. Ferner ist heute nach der üblichen Auslegung des § 175 mutuelle Onanie mit jungen Menschen über 16 Jahren nicht strafbar. Wird die Altersgrenze höher hinaufgeschoben, so wird auch diese Handlung strafbar, und der Zustand wird noch ärger als zuvor. Halten wir uns an die Erfahrungen, die in den Niederlanden und in Frankreich und Italien gemacht worden sind. Doch während hier die Schutzgrenze 15 Jahre ist, wäre das 16. Lebensjahr für den Norden zweckmäßiger, da hier die Geschlechtsreife etwas später eintritt als im Süden.

Abgesehen von allen diesen Erwägungen gibt es noch viel handgreiflichere Gründe, welche eine Strafrechtsreform in diesem Punkte unaufschiebbar machen. Diese Gründe bestehen einmal in der ungeheueren Ungerechtigkeit, daß homosexuelle Handlungen zwischen Frauen oder die scheußlichsten perversen Handlungen zwischen Mann und Weib, darunter dieselben, die zwischen Männern vorkommen und hier so hart geahndet werden, gänzlich straffrei bleiben. Das ist eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit. Ein anderer Grund ist aber die übliche Auslegung des betreffenden Paragraphen. Mutuelle Onanie mit anderen über 16 Jahren ist straffrei, aber wehe, wenn dabei „rhythmische Bewegungen" gemacht werden, dann erscheint der Staatsanwalt und rettet die öffentliche Moral. Hier wird „Vernunft zu Unsinn, Wohltat Plage".

Mit der Strafrechtsreform, die zwar im Gange ist, wird es noch lange dauern. Aber es ist im höchsten Grade bedenklich, bei der allgemeinen Erkenntnis von der Ungerechtigkeit und Nutzlosigkeit eines Paragraphen denselben womöglich noch ein Dutzend Jahre lang aufrecht zu erhalten und noch fernerhin jede Woche so und so viele faktisch Unschuldige zu Monaten von Gefängnis zu verurteilen und in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu ruinieren. Man muß verlangen, daß hier bald Abhülfe geschaffen wird.

Dabei lasse man sich in seinem Urteil und in seiner Stellungnahme weder durch das Geschrei der Sittlichkeitsvereine und ihrer Pseudo-Apostel, noch durch die Wichtigtuerei mancher Homosexueller

Digitized by Google

image
not
available

Rodrigo und des Ritters Gonzales handeln. Der gotische Ritterstand Spaniens war in gleicher Weise der Träger der Minne-Poesie, wie in Frankreich der burgundische und fränkische Adel.

Aus Cervantes' Don Quijote möchte ich einige Porträt-Schilderungen mitteilen, welche die hier ausgesprochene Ansicht bekräftigen. Der blonde Typus ist ihm der Ausdruck des Adels und der Schönheit. Die „unvergleichliche" Dulcinea von Tolosa ist von „übermenschlicher Schönheit, ihre Locken sind Gold, ihre Stirn elysische Gefilde, ihre Brauen Regenbogen, ihre Augen Sonne, Rosen ihre Wangen, ihre Lippen Korallen, Perlen ihre Zähne, ihr Hals Alabaster, Marmor ihre Brust, Elfenbein ihre Hände, blendend wie Schnee ihre weiße Haut". — Lucinde hat „schöne weiße Hände, herrlich glänzende goldene Locken", — Dorothea hat Füße wie „weiße Kristallsäulen" und lange Locken wallten ihr um die Schultern, „welche von den Strahlen der Sonne beneidet zu werden verdienten". — Von Quiteria heißt es: „Ach die kleine Metze! Was für Haare sie hat! Wenn's nicht falsche sind, so habe ich nie in meinem Leben so lange und so goldene gesehen". — Die Herzogin hat ein „feines Gesicht" und Wangen wie lauter Milch und Blut. — Der Sohn des Don Diego von la Llana hat ein Haar, das ihm „in krausen goldenen Ringeln um den Nacken wallte". — Die Schäferinnen haben ein Haar, das „an Goldglanz mit den Strahlen der Sonne wetteifern konnte". Selbst der Araberin Zoraide wird ein liebliches Rot der Wangen zuerteilt.

Don Quijote selbst ist von sehr langer und dürrer Gestalt, sein Gesicht ist hager und blaßgelb. Sein Knappe Sancho Panza ist dagegen klein und untersetzt, dessen Frau Therese hat eine braune Gesichtsfarbe. Cervantes nennt seinen Helden einen „Goten", überhaupt kommt es in seinem Werk deutlich zum Ausdruck, daß der spanische Adel seine gotische Abstammung nie vergessen hat. Die Duenna Rodriguez rühmt sich, „aus Oviedo in Asturien gebürtig" und aus einem Geschlecht zu sein, das mit den besten im Lande durch Heiraten verwandt sei. Ihren Geliebten schildert sie als einen Mann von ansehnlicher Erscheinung „und vor allen Dingen ein Edelmann so gut wie der König, denn er stammte aus dem Gebirge". Darunter ist das asturische und kantabrische Gebirge verstanden, wohin die bei Xeres de la Frontera besiegten Goten flüchteten und von wo aus sie die Mauren bekämpften und nach und nach Castilien, Leon, Navarra und die ganze Halbinsel eroberten.

Solche kunst- und literar-historischen Untersuchungen bezeugen, einen wie bedeutsamen Einfluß die eingewanderten Germanen auf die geistige Entwicklung der romanischen Völker ausgeübt haben und bestätigen damit die Auffassung, die aus anthropologischen und historischen Gründen schon früher ausgesprochen wurde.

Berichte und Notizen.

Beobachtungen über Tierbastarde sind insofern für die Anthropologie von Bedeutung, als die dabei vorkommende Verschränkung der Eigenschaften für das Verständnis der Mischprodukte von verschiedenen Menschenrassen viel beitragen

Digitized by Google

image
not
available

Der physische Typus Rembrandts. Rembrandt war von großer Gestalt, hatte blonde Haare und blaue Augen. Sein Gesicht zeigte eine derbe und breite Bildung. Dies ist um so auffallender, als die Bildnisse seiner Eltern, namentlich der Mutter, ein schmales Gesicht und schmale gebogene Nase erkennen lassen. Ein ebenso derbes, noch breiteres Gesicht hatte sein Bruder, während die Schwester den Typus der Eltern hat. Die Ursache dieser Kopfbildung ist unbekannt, vielleicht weist sie auf die Großeltern zurück.

Ein Nachkomme Tizians. Von einem Leser der Revue, Dr. Hoffmann in Janowitz, erhalten wir die Mitteilung, daß vor einigen Jahren als Primararzt einer chirurgischen Abteilung im Hauptspitale Venedigs Dr. Antonius Vecelli starb, der aus Cadore stammte und sich als Nachkommen Tizians bezeichnete. Er war über mittelgroß, von kräftigem Knochenbau, hatte blondes gewelltes Haar und lichtblonden Bart, weiße Haut, blaue Augen, eine große gerade Nase, gesunde große und starke Zähne. Nebst der ungewöhnlichen Körperkraft besaß er eine fast komisch wirkende Gewandtheit, die seine stark gebauten Hände zu den feinsten Augenoperationen sowie zu allerlei sonstigen schwierigen Handarbeiten befähigte. Er war ein guter Zeichner und Musiker, von starkem Unabhängigkeitstrieb und derbem Wesen, ein Feind aller Frömmler und Reaktionäre und von diesen entsprechend gehaßt. — Bei der Schilderung wird man tatsächlich an die körperlichen und geistigen Eigenschaften des großen Cadoriners erinnert, der noch auf einen so späten Abkömmling seine angestammte Art vererbt hat.

Der erste germanische Papst. In meiner Arbeit über die Germanen und die Renaissance in Italien habe ich die Behauptung aufgestellt, daß seit der Niederlassung der Germanen in Italien auch die römische Kirche germanisiert und zu einer politischen Weltmacht erhoben worden sei. Nach dem damaligen Stande meiner Untersuchungen meinte ich, daß dieser Prozeß erst seit der Herrschaft der Langobarden in Rom beginne und Lando im 8. Jahrhundert der erste germanische Papst gewesen sei. Nun finde ich zufällig die Notiz, daß Papst Pelagius II. (578—590) aus einem gotischen Geschlecht stammte. Danach muß dieser als der erste germanische Papst betrachtet werden, immerhin zu einer späteren Zeit als die germanischen Konsuln, Patrizier und Kaiser in Rom. Sein Diakon und Nachfolger Gregor der Große stammte dagegen aus einem alten römischen Geschlecht. Er war der letzte große Römer. — lw.

Der Kampf gegen die Ehelosigkeit der Priester. Nach der jüngsten Volkszählung gibt es in Preußen auf 1000 Einwohner 80,7 ledige Männer und 97,6 ledige Frauen. Dabei ist auffallend, daß in den fast rein protestantischen Provinzen Brandenburg und Sachsen kaum die Zahl 50 erreicht wird, während das katholische Hohenzollern mit 156,9 die höchste Zahl lediger Frauen besitzt. Das fast rein protestantische Königreich Sachsen hat 50,2 ledige Männer und 69,6 ledige Frauen, während Baden schon 100,2 ledige Männer und 147,2 ledige Frauen, Bayern gar 169 ledige Männer und 143,8 ledige Frauen zählt. Das katholische Reichsland nimmt mit 115,7 und 168,9 die äußerste Stufe im Reich ein, das im Durchschnitt die Zahlen 83,4 und 106,1 hat. Vergleichen wir einige andere Länder, so finden wir für Dänemark die Ziffern 80,6 und 124,6, für Oesterreich 108,7 und 138,4, für Frankreich 113,1 und 126,5, für Serbien anderseits die abnorme Zahl 34 und 19,7. Daraus geht hervor (Länder wie Belgien, Spanien, wo auf 20 Personen ein Geistlicher trifft, wollen wir beiseite lassen), daß das katholische Bekenntnis eine ungeheuer starke Tendenz zur Ehelosigkeit mit sich bringt, was für die Population und die Volkswirtschaft von großem Nachteil ist. Die Katholiken haben erstens eine große Menge Welt- und Klostergeistlichkeit; dann heiratet auch die katholische Zivilbevölkerung nicht so wie die protestantische oder gar griechisch-katholische, sei es aus religiösen, sei es aus wirtschaftlichen Gründen, denn sie steht an Wohlhabenheit durchweg der protestantischen nach. Daraus geht doch hervor, daß für Versorgung junger Mädchen und überhaupt für Familienhaftigkeit etwas getan werden muß, soll nicht die katholische Bevölkerung gegen die andere ganz zurückweichen. Man bedenke auch den furchtbaren Verlust von Kindern aus Mischehen, die immer häufiger werden! Auch auf den Zölibat wirft diese Betrachtung grelles Licht. Er ist es, der den Priesterstand immer mehr ins Proletariat herabwirft, zumal man umgekehrt die schlechte Besoldung der katholischen Geistlichen mit dem Zölibat rechtfertigt, da der Priester ja keine Familie zu erhalten habe! Schon dies allein sollte die Kirche bestimmen, ihn als Zwang aufzuheben, da er der sozialen Stellung des Klerus ungeheuer schadet. Wenn Gregor VII. mit so

Digitized by Google

image
not
available

Landwirtschaftsrats längst zugunsten des Landes beantwortet; aber es ist doch gut, dem Problem solange in alle Einzelheiten nachzugehen, bis man von einem wissenschaftlich feststehenden Ergebnis sprechen kann.

Die erbliche Belastung in den österreichischen Irrenanstalten. Die Häufigkeit der erblichen Belastung bei Geisteskranken wird oft stark übertrieben. Werden die Seitenzweige einer Familie mit in Betracht gezogen, so wird man nur selten eine Familie finden, in welcher nicht einmal ein abnormer Charakter oder eine psychische Erkrankung irgendwelcher Art beobachtet wurde. Doch wird es niemand ernstlich einfallen, die Bedeutung der hereditären Belastung für die Entstehung psychischer Erkrankungen leugnen zu wollen. In Oesterreich werden als erblich belastet nur die Irrsinnfälle angesehen, bei denen es erwiesen ist, daß einer der Aszendenten nerven- oder geisteskrank war, wobei je nach den Umständen auch Trunksucht mit eingerechnet wird. Es waren 1894—1901 nach der „Statistik des Sanitätswesens" im Jahre 1901 (Wien, K. Gerolds Sohn 1905) von je 100 mit den nebenbezeichneten Krankheitsformen in die österreichischen Irrenanstalten aufgenommenen Geisteskranken erblich belastet:

	Männlich	Weiblich	Zusammen
Angeborener Blödsinn	24,6	27,9	25,9
Angeborener Schwachsinn	30,4	30,4	30,4
Selbstanklagewahn	17,9	17,1	17,3
Tollheit, Manie	16,2	18,4	17,5
Verwirrtheit, allg. Wahnsinn	17,1	14,0	15,2
Primäre Verrücktheit, Partieller Wahnsinn	23,0	23,5	23,2
Periodische Geistesstörung	31,8	31,5	31,6
Erworbener Blödsinn	16,3	14,7	15,5
Paralytische Geistesstörung	6,0	8,5	6,5
Epileptische Geistesstörung	14,5	17,3	15,5
Hysterische Geistesstörung	17,5	22,3	21,8
Neurasthenische Geistesstörung	21,0	18,2	19,9
Geistesstörung mit Herderkrankung	2,7	2,5	2,6
Geistesstörung mit Pellagra	2,0	1,2	1,6
Alkoholismus	7,9	5,8	7,7
Andere Intoxikationserscheinungen	2,6	11,4	4,7
Im ganzen	14,8	17,9	16,1

Wenn die deutsche Statistik viel höhere Erblichkeitsprozente aufweist, so hat dies seinen Grund darin, daß auch Erkrankungen anderer Verwandten als der Eltern für die Annahme hereditärer Belastung maßgebend sind. So waren z. B. in Württemberg unter den 1877—94 wegen einfacher Seelenstörung erstmals in die Staatsirrenanstalten Aufgenommenen 49,3 pCt. als hereditär belastet bezeichnet; direkte Erblichkeit (also Erblichkeit von seiten der Eltern) lag jedoch nur bei 24,5 pCt. vor. (Zeitschrift für soziale Medizin und Hygiene 1906, I. Heft.)

Die Vererbung verbrecherischer Anlagen. Im Anschluß an eine Notiz, wonach ein vierjähriger Knabe, der Sohn eines Raubmörders, zweimal jüngere Kinder an sich lockte und in das Wasser stieß, bemerkt Dr. P. Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik: Also der fünfjährige Sohn eines Raubmörders hat ein jüngeres Kind in das Wasser gestoßen, was auch schon im vorhergehenden Jahre passiert war, leider damals mit traurigem Ausgange für den ins Wasser Gestoßenen. Wenn diese Notiz richtig ist — und ohne Einsichtnahme in die Akten usw. darf man dies nicht ohne weiteres annehmen —, so scheint sie der Lehre von der Vererbung verbrecherischer Neigung entschieden eine Stütze zu geben. Aber diese ganze Lehre ist sehr einer Revision bedürftig und vor allem gilt es, jeden angeblichen Fall genau zu untersuchen, was eben gewöhnlich nicht geschieht, da es zu mühsam ist und die Illusion zerstören könnte. Schon das würde stören, daß von den Kindern schwerer Verbrecher, auch von Gewohnheitsverbrechern, durchaus nicht alle den Pfad des Verbrechens gewandelt sind. Sehen wir aber näher in die Familien solcher Verbrecher, so sieht es hier meist sehr traurig aus, resp. die Not schaut gewöhnlich zum Fenster heraus, die Erziehung ist meist eine traurige, die täglichen Beispiele noch trauriger, und Suff und Hurerei sind sehr gewöhnliche Dinge. Daher auch uneheliche Kinder Alltägliches sind. Also das Milieu ist ein elendes und dürfte für die meisten Fälle von Vererbung verbrecherischer Neigung allein zur Erklärung genügen, oder

Digitized by Google

image
not
available

Eingeborenenstatistik in Samoa. In Apia ist eine regelmäßige Beurkundung der Geburten und Sterbefälle der Eingeborenen eingerichtet worden. Es ist ein erster erfreulicher Schritt einer modernen Bevölkerungsstatistik und vielleicht ein Anfang zu der Beantwortung der Frage, ob die eingeborene Bevölkerung dieser unserer Südseeinseln zu- oder abnimmt.

Chinesische Industrieausstellung. Für das „Erwachen Chinas" ist bezeichnend, daß die chinesische Regierung beschlossen hat, eine große Gewerbe- und Kunstausstellung zu veranstalten. Als Ort ist Hankou in Aussicht genommen worden, weil es besonders günstig liegt und zahlreiche Eisenbahnverbindungen aufweist. Die Weltausstellung von St. Louis soll als Muster dienen und die Behörden aller Provinzen sind aufgefordert worden, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Ein jüdisches Parlament und der Zionismus. Dieses etwas grotesk anmutende Projekt, dessen Urheber B. l. Belisha aus Manchester ist, zielt dahin, dem jüdischen Volke eine wirkliche ständige Vertretung zu sichern, die die Einheit des jüdischen Volkes wiederherstellen und über alle Angelegenheiten des jüdischen Lebens zu Rate sitzen soll. In diesem Parlamente, das somit die gesamte Nation zu vertreten hätte, sollen alle Parteien Sitz und Stimme haben und sich ihm gewissermaßen unterordnen. An der Spitze dieser nationalen Versammlung, die in Paris oder London tagen müßte, und zwar einen ganzen Monat hindurch, soll ein verantwortliches aus 15 Mitgliedern bestehendes, vom Parlamente gewähltes Kabinett stehen. Das sind die Grundzüge des neuen Projektes. Wir brauchen nicht erst darauf hinzuweisen, daß wir als Realpolitiker die Unmöglichkeit eines solchen Parlamentes unter den obwaltenden politischen Umständen erkennen. Einem Parlamente muß eine Exekutive zur Seite stehen, sonst ist auch jeder Beschluß des Parlamentes höchstens ein frommer Wunsch. Diese Exekutive können wir nicht erlangen, solange wir keine nationale Selbständigkeit haben. Aber wir heben den symptomatischen Charakter dieses Projektes hervor. Der Gedanke der Einheit und Selbständigkeit unter den Juden wird immer reifer. Es gibt ein englisches Wort: „Was Lancashire heute denkt, wird England morgen sagen." Wir hoffen, daß, was heute vereinzelte Juden träumen, vielleicht in der Zukunft unter anderen Umständen Wirklichkeit werden wird. Ein jüdisches Parlament — aber auf jüdischem Boden. (Jüdische National-Zeitung.)

Deutscher Monistenbund. Was schon lange zu wünschen war, ist endlich geschehen, die Gründung eines deutschen Monistenbundes, der sich die Begründung und Ausbreitung einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung zum Ziele setzt. Aus seinem Programm führen wir an, was er über den Menschen und den Staat denkt. „Den Menschen faßt der Monismus in leiblicher wie geistiger Hinsicht als ein Entwicklungsprodukt der Natur auf, als das Höchste unter den Lebewesen, die auf der Erde aus niederen Anfängen des organischen Lebens durch allmähliche Umformung entstanden sind. — Den Staat betrachtet der Monismus als Ergebnis menschlichen Daseinskampfes und Organisationsstrebens. Er sieht in ihm die den einzelnen im Daseinskampfe stärkende Organisation einer verwandtschaftlich oder geschichtlich zu einer Rechts- und Kulturgemeinschaft verbundenen Menschengruppe. Entsprechend dieser hohen Bedeutung des Staates für die Erhaltung und Entwicklung des Volkes gebührt den staatlichen Interessen im allgemeinen der Vorrang vor den individuellen. Das Entwicklungsziel des Staates erblickt der Monismus darin, größtmögliche Freiheit der einzelnen mit möglichst vollkommener Ordnung des Ganzen zu verbinden und so eine Versöhnung von entwicklungskräftigem Individualismus mit echtem, ethischem Sozialismus herbeizuführen." — (Vorsitzender des deutschen Monistenbundes ist Professor E. Haeckel, Herausgeber der „Blätter d. d. M. B." ist Dr. H. Schmidt in Jena, Verlag von W. Breitenbach in Brackwede i. W.)

Alkoholismus und soziale Not. Es gibt gewisse Schlagworte, mit denen man die Alkoholfrage abtun zu können glaubt. Eines der beliebtesten ist das von der sozialen Not, aus der sich alles erklären soll. Solch einen Klugen hat Professor Forel in dem Organ des sozialdemokratischen Arbeiter-Abstinentenbundes in Oesterreich: „Der Abstinent", trefflich abgeführt, indem er schrieb: Verehrte Redaktion! Ein wohlmeinender Abonnent Ihres Blattes schreibt mir, das Alkoholproblem sei mit folgendem Satz zu lösen: „Gebet dem arbeitenden Volke zu essen, — und es wird nicht trinken." Der Einsender und Volksarzt wird mir gestatten mit folgender, allerdings etwas derben Frage zu antworten: „Warum saufen diejenigen am meisten, die auch am meisten fressen?"

Digitized by Google

Alkohol, Entartung und geistige Leistungen. Aus einer Uebersicht über die neuere Literatur zur Alkoholfrage in der Wiener Medizinischen Presse entnehmen wir folgende bemerkenswerte Berichte. Nach Woodhead Sims (Brit. med. Journal 1905, April) ist der Alkohol die Hauptursache der Entartung; dabei kommen besonders seine lähmenden Eigenschaften in Betracht. Seit der Alkoholismus auch unter den Frauen fortwährend an Verbreitung zunimmt, steigt die Zahl der Kinder mit Defekten des Nervensystems sowie die Zahl der unfruchtbaren Frauen. Gleichen Schritt mit der Zunahme der Alkoholdurchseuchung hält die Zunahme der Irrsinnigen, der Selbstmorde sowie der Militärdienstuntauglichen. Woodhead ist der Ansicht, daß von keinem Stande heute mehr für die Enthaltsamkeit geschehe, als von seiten der Aerzte (nämlich in England) (!). — Dr. Hecker berichtete in einem Vortrag über „Alkohol und Schulkind" auf der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Er suchte sich über das Verhalten von fast 6000 Schulkindern durch Umfrage mittels Fragebogen zu informieren. Nur 13 pCt. waren abstinent, dagegen erhielten 55 pCt. täglich alkoholische Getränke. Der Fleiß und die Aufmerksamkeit sowie der Erfolg waren bei den abstinenten größer, und die am meisten Alkohol bekamen, gehörten zu den schlechtesten Schülern.

Ueber den Alkohol als Nahrungsmittel und Gift hat sich, wie die „Deutsche medizinische Wochenschrift" (1906, No. 8, S. 323) mitteilt, am 15. Dezember 1905 in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau Dr. Georg Rosenfeld, der Verfasser des Lehrbuches über den „Einfluß des Alkohols auf den Organismus" (Wiesbaden, Bergmann, 1901), verbreitet. Die von ihm angestellten Stoffwechselversuche ergaben zwar, daß der Alkohol, gleich den Fetten, eiweißsparend wirkt, ergaben aber zugleich, daß er Muskelkraft, Herz und Psyche (Intelligenzabnahme ungefähr 25 pCt.) dermaßen schädigt, daß die Frage, ob er in der Ernährung des gesunden und kranken Menschen Verwendung finden soll, verneint werden muß. Rosenfeld ist ein Forscher, der bei den Ernährungsversuchen mit Alkohol besonders auch auf die Giftwirkungen dieses Stoffes achtete. Nach ihm ist der Alkohol für den Gesunden ein Gift, für den Kranken kein Heilmittel und sonach auf jeden Fall abzulehnen.

Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat ein für Frauen und Mädchen bestimmtes Frauenmerkblatt herausgegeben, welches sich namentlich an junge Mädchen wendet, welche noch jung in das Erwerbsleben eintreten und keine geeigneten Berater haben. Interessenten erhalten das Merkblatt auf Wunsch von der Geschäftsstelle der Gesellschaft (Berlin W., Potsdamerstraße 105 a) unentgeltlich. Von derselben Gesellschaft wurde vor zwei Jahren ein Merkblatt zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten herausgegeben, das bereits in zirka einer Million Exemplaren verbreitet ist.

Bücherbesprechungen.

R. Lehmann-Nitsche. Paläoanthropologie, ein Beitrag zur Einteilung der anthropologischen Disziplinen. Globus, Bd. 89, B. 14, 1906.

Der neuernannte Professor für Anthropologie an der Universität zu Buenos Aires übergibt hiermit die Einleitung zu einer Vortragsreihe über ausgestorbene Menschenrassen der Oeffentlichkeit. Seine Zerlegung der Wissenschaft vom Menschen in verschiedene Sonderzweige und deren Benennung mit griechischen Namen kommt mir etwas spitzfindig vor, darin aber stimme ich vollständig mit ihm überein, daß „die Anthropologie unter den verschiedenen Zweigen der Zoologie die Wissenschaft prima inter pares" ist. So hoch der Mensch über Tier und Pflanze steht, habe ich einmal in einem Vortrag gesagt, um so viel wichtiger ist die Anthropologie als Zoologie oder Botanik. Den Abschnitt unserer Wissenschaft, der von den ausgestorbenen Rassen handelt, mag man immerhin, falls eine besondere Bezeichnung dafür nötig wird, Paläanthropologie nennen (nach den griechischen Wörtern palaietes und palaiourgos muß das o ausfallen); sicherlich sind gerade auf diesem Gebiete

Digitized by Google

in neuester Zeit „die schönsten Entdeckungen" gemacht worden und berührt dieser Teil der Anthropologie „die tiefsten Probleme, mit denen sich des denkenden Menschen Geist beschäftigt". Dr. Ludwig Wilser.

Ludwig Stein, Die Anfänge der menschlichen Kultur. Einführung in die Soziologie. Leipzig 1906, G. B. Teubner.

Das vorliegende Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" soll den Umriß einer Kulturphilosophie bieten, wobei der Autor sich zum Ziele setzt, von den Naturwissenschaften auszugehen und eine Brücke zu den Kulturwissenschaften zu schlagen. Die einzelnen Abschnitte betreffen: Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, der Rassenbildung, der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur. Wenn der Verfasser im allgemeinen diese wichtigen Probleme sachlich und lehrreich behandelt, so gilt dies keineswegs von dem Abschnitte „Anfänge der Rassenbildung", der polemischer Natur ist und im wesentlichen den Inhalt der Zeitschriftenaufsätze wiedergibt, die Dr. Woltmann in dieser Revue bereits kennzeichnete. (Vergl. „Neueste Literatur zur Rassentheorie", Polit.-anthrop. Revue, 4. Bd., 9. Heft.)

H. Fehlinger.

Robert Sommer, Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Verlag von J. A. Barth, Leipzig.

Es ist an dieser Stelle, im Augustheft 1905, eine Besprechung der Kriminalpsychologie von Hans Groß gebracht worden. Es sei gestattet, neben das Buch des praktischen Ratgebers und Beobachters und des Juristen das des Psychiaters und psychologischen Forschers zu stellen, wie es in dem genannten Werke von Sommer vorliegt. — Das absolut einheitlich angelegte Werk betrachtet die ganze Frage des Kriminellen von dem Standpunkt aus, der sich vor der modernen Naturwissenschaft allein verfechten läßt, nämlich unter dem Gesichtswinkel des kausalen Bedingtseins aller Dinge, des Determinismus. Versteht man das Kriminellwerden genau so wie alles andere im natürlichen Leben Geschehende nach dem Grundsatze der schlechthinigen Notwendigkeit, so ergibt sich daraus logischerweise ganz von selbst die Antwort auf die Frage, wie die menschliche Gesellschaft als Objekt der Kriminalität sich dem Kriminellen als Subjekt gegenüber zu verhalten habe. Es handelt sich hier um die Aufgabe, die inneren und äußeren Bedingungen, unter denen das Kriminelle zustande kommt, nach bester Möglichkeit auszuschalten. Wie dieser Zweck erreicht werden kann, muß nach der Lage des einzelnen Falles entschieden werden, und jedenfalls ist die Strafe — NB. als Abschreckungsmittel, nicht als Rache — nur ein Weg zur Bekämpfung des Verbrechens, neben dem noch viele andere gleichwertige oder überlegene gefunden werden können. Das zweckdienlichste Mittel allein hat Anspruch auf Geltung. Um aber zur klaren Entscheidung darüber zu kommen, wie diese Forderung am vollkommensten erfüllt werden könne, bedarf es der gewissenhaftesten Prüfung des einzelnen Falles, zu der man nur mit Hülfe der analytischen Methode gelangt. Der Forderung der Zweckdienlichkeit muß natürlich auch die schließliche Maßnahme und deren Ausführungsweise entsprechen, welche gewählt wird, um die Wiederkehr einer unsozialen Handlung zu verhindern. Also auch die Psychologie des Strafvollzugs soll als Leitgedanken die Idee der Zweckmäßigkeit besitzen. Nicht nur muß von der Art der Strafe gefordert werden, daß sie imstande sei, den Gestraften im Sinne einer Besserung zu beeinflussen, sondern es muß auch auf das sorgfältigste vermieden werden, daß beim Strafvollzug Faktoren wirken, die den gewünschten Zweck der bessernden Beeinflussung verhindern. Ist von einer Bestrafung keine erzieherische Wirkung zu erwarten, so ist das Kriminelle überhaupt nicht als Gegenstand des Strafrechtes anzusehen, sondern der Schutz der Gesellschaft muß auf andere Weise angestrebt werden (Internierung, ärztliche Behandlung). Auch wenn von einer Strafe eher eine ungünstige Einwirkung auf die Person des Strafobjektes zu erwarten ist als eine günstige, so sind andere Mittel und Wege zu suchen. Da der Zweck der Beeinflussung des Täters bei der Todesstrafe

Digitized by Google

image
not
available

Eroberer bildete. Dazu kommen Mischlinge, Inder und Chinesen, um die Sprachen- und Völkerkarte noch buntscheckiger zu machen. Wie werden sich all diese Rassen, Völker, Sprachen und Mundarten ins Gleichgewicht bringen, unterdrücken, mischen oder ungemischt über oder nebeneinander lagern? Eine Fülle ebenso wichtiger wie schwieriger Fragen, deren Lösung im Zeitenschoße liegt.

Für uns Deutsche kommt noch der neunte Abschnitt „Deutschtum und deutsche Arbeit in Südafrika" in Betracht. Hier wird „die Gestaltung der politischen Verhältnisse", insbesondere ob sich die holländische, oder besser die Afrikandersprache neben der englischen wird behaupten können, den Ausschlag geben. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, „daß die Randkapitalisten nicht für alle Zeiten mit dem englischen Imperialismus verheiratet sind und daß sie ihm den Laufpaß geben werden, sobald ihre geschäftlichen Interessen in andere Richtung weisen". Es ist ein „vielgestaltiges Bild", das der Verfasser entrollt, im ganzen aber geht „ein optimistischer Grundton" durch seine Betrachtungen. Unter ganz besonderen Bedingungen entwickelt sich auf der Südspitze des schwarzen Erdteils „ein Ableger vom alten Stamme unserer europäischen Kultur und verspricht eigenartige Früchte". „Es wäre kein niedriger Ehrgeiz des deutschen Volkes", so schließt das lehrreiche Buch, „daran auch in Zukunft mitzuarbeiten und sich nicht bloß mit dem Anteil zu begnügen, der bereits der Geschichte angehört." Dr. Ludwig Wilser.

Dr. W. von Schierbrand, Asia, America and the Pacific. New-York, Verlag von Henry Holt & Co. VIII und 334 S.

In diesem Buch wird der Gedanke vertreten, daß der Stille Ozean im 20. Jahrhundert der Schauplatz der großartigsten Verkehrsentwicklung sein wird, die je stattfand. Infolge davon scheinen dem Verfasser gewaltige Kämpfe zwischen den großen handeltreibenden Nationen England, Deutschland, den Vereinigten Staaten, Rußland und Japan unvermeidlich; den Anfang bildete der russisch-japanische Krieg. Von allen Mächten nehmen jedoch die Vereinigten Staaten die günstigste Position ein und sie werden der Hauptfaktor in der Entwicklung der Küstenländer des Stillen Ozeans sein. Im einzelnen werden die Erbauung des Panama-Kanals, die Beziehungen zwischen Nord- und Südamerika, das „Erwachen Chinas", das neue Japan usw. behandelt. Das Tatsachenmaterial über die Entwicklung der Industrie, des Handels und Verkehrs ist von Wert; im übrigen haftet dem Buch Oberflächlichkeit an und es werden Meinungen vertreten, die vollständig unbegründet sind. Die Eigenarten der am Wettkampf um die Herrschaft im Stillen Ozean beteiligten Völker bleiben unbeachtet. Wie viele andere Autoren, so sieht Schierbrand ebenfalls bloß die Vorteile, welche eine weitere Erschließung des chinesischen Reichs für die Handelsinteressen Europas und Amerikas im Gefolge haben kann; andere Konsequenzen, die sich daraus ergeben, sind für die Kultur des Westens aber von ungleich größerer Bedeutung. H. Fehlinger.

Emil Pilz, Bewußtes Deutschtum. Weg zur bodenständigen Kultur. Bausteine und Streiflichter. Leipzig 1905. Verlag von Ernst Wunderlich. Preis Mk. 1,40, geb. Mk. 1,80.

Wenn das Büchlein zur Erklärung des Ausdruckes „bewußtes Deutschtum" naturwissenschaftlich vorginge, könnte man damit zufrieden sein; das ist aber leider nicht der Fall. Vielmehr ist viel guter Wille, gesundes Fühlen und Begeisterung vergeudet worden, weil dem Verfasser die notwendigsten naturwissenschaftlichen Prämissen fehlen, um seinem Gegenstande gerecht werden zu können. Er hat keine Ahnung von „Rasse", vermengt „Volk" und „Rasse", welche Unterscheidung allein erst eine exakte Zerlegung des Begriffes „Deutsch" ermöglicht. Wer heute über Deutschtum schreibt, ohne dies zu wissen und zu beachten, ist einfach zurückzuweisen, weil er um Jahrzehnte wissenschaftlicher Entwicklung zurück ist. — Vielleicht eignet sich der Verfasser diese Kenntnis an, dann könnte er vielleicht seine zahlreichen „Gedanken und Anregungen in bunter Folge" geordnet und harmonisch zu einer festen und zielbewußten Weltanschauung verbinden und aufs neue von festem Grunde aus seinem Gegenstande näher treten. J. L. Reimer.

Digitized by Google

Dr. med. Max Seiffert, Die Versorgung der großen Städte mit Kindermilch. I. Teil: Die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Kindermilcherzeugung. Leipzig 1904. Adolf Weigel.

Wenn man erwägt, daß die Durchschnittssterblichkeit der Säuglinge, für ganz Europa berechnet, 18,8 v. H. beträgt, und daß unter allen Staaten Europas, nur Rußland ausgenommen, das Deutsche Reich die größte Kindersterblichkeit hat, indem 23,5 v. H. Lebendgeborene im ersten Lebensjahre starben, so wird man die fundamentale Bedeutung einer Bekämpfung dieses Mißstandes zugeben müssen. Ist doch diese hohe Sterblichkeitsziffer in erster Linie durch Verdauungsstörungen bedingt, an denen die „schlechte physikalische und bakteriologische Beschaffenheit der zur künstlichen Ernährung im ersten Halbjahr teilweise, später ausschließlich zur Ernährung angewandten Kuhmilch" die Hauptschuld trägt.

Verfasser beweist mit wissenschaftlich einwandfreier Exaktheit und gestützt auf die von hervorragenden Kinderärzten und anderen Forschern gemachten Beobachtungen und festgestellten Tatsachen sowie auf eigene Studien, daß wir bis jetzt noch kein Verfahren besitzen, weder eine der Muttermilch gleichwertige Tiermilch zu gewinnen, noch die — meist angewandte — Kuhmilch in vollkommener Weise zu sterilisieren. Er weist auf die bedeutende Schwächung des kindlichen Organismus hin, welche diesen Mängeln zu danken ist und sich bis in das spätere Lebensalter hinein geltend macht, indem sie die allgemeine Disposition zu akuten und chronischen Infektionskrankheiten, vor allem aber zur Tuberkulose steigert, an welcher bekanntlich mehr als der siebente Teil unserer Bevölkerung zugrunde geht.

Wenn man mit Schloßmann erkennt, daß „der Tod eines jeglichen Kindes eine Einbuße am Nationalvermögen" bedeutet, so wird man dem Verfasser gerne zustimmen, wenn er am Schlusse seiner dankenswerten und sorgfältigen Arbeit die Gründung einer „Versuchs- und Prüfungsanstalt für Kindermilchversorgung und zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit" vorschlägt, deren Aufgabe „die planmäßige wissenschaftliche und technische Prüfung und Durchbildung bestehender und neuer Verfahren der Milchgewinnung und Milchversorgung" sein soll. Seiffert denkt dabei an eine Anstalt, die in ihrer Organisation und ihrem sozialen Wert der kgl. preuß. „Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung" verwandt ist. Ein Plan, der inzwischen wenigstens teilweise seine Verwirklichung gefunden hat in der Gründung der „Musteranstalt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit" zu Berlin.

Dr. Gg. Lomer.

Fournier, Prof. Dr. A., Die Syphilis, eine soziale Gefahr. Flugschrift der französischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Deutsch von Dr. med. Gaston. Leipzig 1905. Verlag von Felix Dietrich. — **von Düring, Prof. Dr. E.,** Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Heft 5 der Flugschriften der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Leipzig 1905. J. A. Barth. — **M. K. G.,** Städtische Lusthäuser. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. C. Fränkel, Halle a. S. Leipzig 1905. J. A. Barth.

Als aufklärende Flugschriften betrachtet erfüllen die beiden erstgenannten Broschüren ihren Zweck. Neues vermögen sie indes nicht mehr zu sagen, nachdem die Literatur über die Sumpfniederungen des menschlichen Geschlechtslebens in den letzten Jahren so überaus in die Breite gewachsen ist. Zur Charakteristik der Fournierschen Schrift sei folgende Stelle aus dem Vorwort des Uebersetzers zitiert: „Der Staat hält es für seine Pflicht, Cholera-, Lepra- und Pestkranke zu isolieren. Um so mehr ist es seine Pflicht, Maßregeln gegen eine Krankheit zu ergreifen, die nicht nur den einzelnen, sondern die Rasse bedroht. Die Syphilis zehrt im geheimen am Marke des Volkes. Es handelt sich nicht darum, einzelne Lüstlinge vor der Gefahr zu schützen, der sie sich mit vollem Bewußtsein aussetzen, es handelt sich darum, die Nation vor der Entvölkerung zu bewahren, denn die Syphilis ist eine der Hauptursachen der Entvölkerung." Fournier selbst spricht sich in Konsequenz dieses Standpunktes entschieden für die polizeiliche Ueberwachung der Prostitution aus; „denn", sagt er, „wollte man syphilitische Dirnen auf der Straße frei umherlaufen und anlocken lassen, so wäre das gleichbedeutend, wie wenn man einen tollen Hund frei umherlaufen ließe."

Im Gegensatz zu seinem französischen Kollegen lehnt von Düring die polizeiliche Reglementierung mit der sehr verständigen Begründung ab, daß die Prostitution

Digitized by Google

fast ausschließlich im sozialen Elend wurzele, und daß daher die Bemühungen um die Beseitigung derselben sich in erster Linie darauf zu richten hätten, die Quellen dieses Elends zu verstopfen. Daß er dabei vom „Staat" weit mehr erwartet, als dieser seinem Wesen und seinen Kräften nach leisten kann, ist ein Mangel, den von Düring mit allen den wohlmeinenden Leuten teilt, die sich über die beste Methode zur Bekämpfung der Prostitution bis jetzt den Kopf zerbrochen haben.

Der anonyme Verfasser der dritten Schrift unternimmt es, die Frage vom Standpunkt der „Christen- und Menschenpflicht" aus zu lösen; er plädiert für „städtische Lusthäuser", über deren Einrichtung, Betrieb und Rentabilität er einen ins einzelne gehenden Plan aufstellt. Es genügt zu erwähnen, daß nach dem Voranschlag des Verfassers die Mindesttaxe für den Besuch des Lusthauses 8 Mark betragen soll, „sonst würde der Andrang zu groß werden", und daß für die „Lustfrauen" die Teilnahme an „sonntäglichen Andachten" obligatorisch gemacht werden soll; damit dürfte seine Befähigung zur Lösung der Prostitutionsfrage hinreichend gekennzeichnet sein. Dr. F. Landmann.

N. Oppenheim, Die Entwicklung des Kindes. Vererbung und Umwelt. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig 1905. Verlag von E. Wunderlich.

Es gibt in England und Amerika eine psychologische Schule, die man die evolutionistische oder biologische nennen könnte. Hauptvertreter derselben sind Darwin, Spencer, Lubbock, Romanes, Baldwin. In Deutschland hat die Entwicklungs-Psychologie unter dem allmählich immer einseitiger werdenden Einfluß der Wundtschen Schule wenig Verbreitung gefunden, — leider —, obgleich E. Haeckel immer wieder auf die große Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie hingewiesen hat. Als ein Beitrag zur biologischen Seelenkunde ist das angezeigte Buch zu betrachten. Es zeigt, daß das Kind nicht ein „kleiner Erwachsener", sondern ein seelisch und leiblich besonders geartetes Individuum ist, und sucht daraus Leitpunkte für Theorie und Praxis der Erziehung zu gewinnen. Besonders ist auf das Kapitel über die Bedeutung von Vererbung und Umwelt für die Entwicklung des Kindes hinzuweisen. Dr. Gerwing.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

image
not
available

Art, d. h. von Bedürfnissen, welche ihre Befriedigung durch eigene Kausalität zu erreichen vermögen, also psychisch.

Die Lamarcksche Kausalität ist ausgesprochen eine psychische und hierdurch teleologisch, besser autoteleologisch; sie ist aber auch ebenso ausgesprochen eine physische. Die Darwinsche dagegen ist, sobald man ihre Theorie von allen Hülfsprinzipien befreit, in ihrer Reinheit darstellt, mechanistisch, im Grunde pseudomechanistisch.

Ein weiterer Punkt, welchen die Zeit ins klare gebracht hat, betrifft die Formulierung des Problems. Es ist deutlich geworden, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der zu erklärenden organischen Erscheinungen insgesamt auf den einen Begriff des Zweckmäßigen zurückgeführt werden kann; wobei bis jetzt allerdings nicht jedermann klar geworden ist, daß unter dem Begriff der Zweckmäßigkeit nichts anderes zu verstehen ist, als jener Grad von Uebereinstimmung zwischen Bedürfnis und Mittel, der sich in allen Organen von Tieren und Pflanzen, in deren Bau und Leistungen ausspricht, den wir ebenso gut „funktionsgemäß" oder „bedürfnisgemäß" nennen könnten, und der nicht von absoluter Vollkommenheit ist und sein kann, weil er — was aus dem ersten Hauptsatz von Darwin hervorgeht — abhängig ist von geschichtlichen Vorbedingungen und — was aus Darwins Lehre nicht hervorgeht, sondern aus derjenigen Lamarcks — abhängig ist von der Beschränktheit des Vermögens der aus den Organismen selbst wirkenden Ursachen. Dieser Punkt ist der kritische Punkt der Meinungsentwicklung in der Darwinschen Frage. Das Zweckmäßige und damit die Natur selbst wird zum Richter über die als Parteien vor ihr erscheinenden zwei Theorien, der darüber zu befinden hat, welcher von beiden die wissenschaftliche Herrschaft über das organische Reich gebührt, dem Darwinismus oder dem Lamarckismus. Daß nur einem von ihnen die Herrschaft gebühren kann, daß sie sich nicht in sie teilen können, geht aus einer anderen Erkenntnis hervor, die sich aus der zunehmenden Einsicht in die theoretische Sachlage ergeben hat, aus der Erkenntnis, daß die Zuchtwahllehre den Zufall zum Schöpfer des Zweckmäßigen macht und damit zum Weltkünstler.

Das Vernichtende dieses Vorwurfs fühlend, eine vernünftige Erscheinung durch ein vernunftloses Prinzip zu erklären, hat die Verteidiger der Zuchtwahllehre immer zu der Ausflucht geführt, daß, wenn auch die nützliche Variante zufällig erscheine, sie doch ihre uns verborgene Kausalität besitze, sie also im Grund nicht zufällig sei. Allein nicht darum handelt es sich, ob die zufällig auftretende nützliche Variante Darwins eine Kausalität ihres Erscheinens besitzt, wie sie alle zufälligen Erscheinungen gewiß haben müssen, sondern ob sie in einer kausalen Beziehung zu dem Bedürfnis, d. h. zur Subjektivität des Organismus steht oder in eine solche gelangt, demnach von ihm als Mittel für seine Bedürfnisse verwendet wird. Und hierin liegt der grundsätzliche Unterschied zwischen den Prinzipien Darwins und Lamarcks, welch letzterem Dr. Stieler mit Unrecht vorhält, daß auch dieser sich des Zufalls bediene.

Zufall, dieses Wort hat seine Definition in seiner Etymologie. Es bedeutet, daß das Zusammentreffen zweier Erscheinungen ein Zusammenfallen ist, daß nicht die eine aus innerer Nötigung aus der andern hervorgegangen ist, sondern daß jede aus einer andern Kausal-

Digitized by Google

image
not
available

über das Mittel erkennen läßt und im Aufsteigen der organischen Reihe die Steigerung dieser Gewalt im Menschentum vor Augen stellt.

Im Lamarckschen Prinzip spielt der Zufall eine ganz andere Rolle als im Darwinschen. Er liefert dem bedürftigen Subjekt, Pflanze oder Tier, nur das Material zur Befriedigung seiner Bedürfnisse.

Dies hat im Grund schon Kant eingesehen.

Der Kalk oder die Kieselsäure, die ein Kalk- oder Kieselschwamm zu seinem Skelett verwendet, sind mit Rücksicht auf die Verwendung, die das Tier von ihnen macht, von zufälliger Anwesenheit. Enthielte das Meerwasser keine von diesen beiden Substanzen in genügender, sondern eine dritte ebenso geeignete in reichlicher Menge, so würden die Tiere diese benutzt haben. In ähnlicher Art, wie alle äußern Mittel zufällig sind, von denen ein Tier oder eine Pflanze Besitz ergreift, um irgend eine ihrer Eigenschaften zu einer Funktion zu benutzen, stehen auch alle innern Mittel in einem zufälligen Verhältnis ihrer Qualitäten zu dem Subjekt, das sie ausnützt. Sie können in Organen oder Organteilen, oder in Eigenschaften derselben bestehen, die für ein neues Bedürfnis in einem neuen Sinn angewandt werden.

Die Fortsätze am Körper einer im Wasser lebenden Insektenlarve, welche sich zu Tracheenkiemen ausbilden, die Dornen an den Schienen der Vorderfüße einer Holzwespe, welche sich zu einem Putzgerät für die Fühler ausgebildet haben, die Anhänge am Kopf eines Krebses, welche sich aus Beinen zu Kauwerkzeugen umgestaltet haben, sind zu diesem Funktionswechsel nicht vorausbestimmt gewesen, sondern sind durch gewisse Bedürfnisse, die zu irgend einer Zeit ihren Anfang genommen haben und deren Gründe wir in vielen Fällen mit großer Wahrscheinlichkeit angeben können, zu ihrer Funktion gelangt, und ihr zufälliges Zusammentreffen mit neuen Funktionen verlegt den Zufall nicht in das Prinzip Lamarcks, wie ihn die Zuchtwahl in das Prinzip Darwins verlegt, sondern zeigt uns vielmehr, daß in den Organismen eine Macht wohnen muß, welche die gegenteiligen Eigenschaften des Zufalls besitzt, nämlich ein bildnerisches Vermögen, das sich der Eigenschaften jeder beliebigen Art von Dingen bemächtigen kann, die es außer oder in sich findet, um mit ihnen Bedürfnisse zu befriedigen, und welches so eine völlige Analogie vorstellt, mit der in uns selbst wohnenden Fähigkeit, alle erdenklichen Dinge der Welt zur Schaffung aller erdenklichen Zweckmäßigkeiten, deren der Mensch bedarf, zu verwenden, bis zu den höchst verwickelten Erzeugnissen seiner Technik oder seines künstlerischen oder wissenschaftlichen Geistes.

Hier ist der Zufall nicht Erzeuger eines Zweckmäßigen, das Zweckmäßige entsteht nicht aus einer Agglutinierung immer wieder ausgewürfelter Zufälligkeiten, sondern es wird erhalten, vergrößert, gesteigert und umgeformt, in allen seinen Qualitäten gesteuert durch die Zunahme des Bedürfnisses oder wieder rückgebildet durch die Abnahme und kann zusammengesetzt werden aus einer ganzen Reihe von ähnlichen Zweckmäßigkeiten, die in der Benutzung anderer Eigenschaften, anderer Mittel bestehen, die zu andern Bedürfnissen in ein finales Verhältnis getreten sind, wie dies der Fall ist bei allen zusammengesetzten Organen, z. B. Sinnes- und Bewegungswerkzeugen, zu denen verschiedenartige Gewebe Beiträge liefern.

Digitized by Google

image
not
available

der Prinzipien zurückversetzen würden, welchen Darwin seinerzeit in die Welt gesetzt hat.

Es wird hierbei vor allem die Größe der Aufgabe und die Tragweite des Lamarckschen Prinzips übersehen; es wird übersehen, daß man mit einer naturwissenschaftlich beweisbaren Kausalität des Zweckmäßigen den Schlüssel für das ganze Problem in Händen hat, daß man damit das Zweckmäßige nicht nur von den einfachsten organischen Wesen herauf bis zum höchsten in seinen anatomischen Erscheinungen aufschließt, alle Lebensformen erklärt, soweit sie nur Zweckmäßiges enthalten, sondern auch das jeweilige erste Auftreten jeder Zweckmäßigkeit soweit analysieren kann, als die Naturbedingungen, die es erzwangen, unserer Analyse noch zugänglich sind. Diese Selbstverständlichkeit hat auch Dr. Stieler nicht erkannt, da er mir sonst nicht den Vorwurf machen würde, daß ich nur das fertige Zweckmäßige analysiert habe, während ich alles daran setzte, das erste Auftreten des Zweckmäßigen verständlich zu machen.

Er überbietet aber die übliche logische Verwirrung noch dadurch, daß er dem Lamarckismus zwar die Wirksamkeit einräumt, ihm aber die Prämisse dafür entzieht, nämlich die Vererbung erworbener Eigenschaften leugnet. Wie aber soll das Prinzip dann wirken? Damit wäre doch gesagt, daß es nur Zuchtwahl geben kann, eine direkte Anpassung nicht möglich sei und jenes Naturwunder wirklich existiert, welches Weismann annimmt, daß wir uns zwar während unseres individuellen Lebens durch funktionelle Selbstgestaltung unserer Organe direkt anpassen können, daß aber die organischen Reiche von dieser uns auch physiologisch erklärbaren Anpassungsfähigkeit keinen Gewinn gezogen haben, da sich kein Lebensgewinn dieser Art vererben könnte. — Man kann nur Anhänger Weismanns sein oder Lamarcks, nicht beides zugleich. Dr. Stieler hat auch nicht erkannt, daß der Lamarckismus seine größte innere Wahrscheinlichkeit daraus bezieht, daß die gleiche Voraussetzung, welche er zur Erklärung der Zweckmäßigkeit macht, alle Vererbungserscheinungen und alle Wunder der Fortpflanzung mit erklärt. Sie besteht in der Annahme eines psychischen Rapportes zwischen allen Zellen eines zusammengesetzten Körpers und allen materiellen Punkten eines einzelligen Wesens, aus welchem die Solidarität in den zweckmäßigen Leistungen derselben hervorgeht, und aus welchem Rapport zugleich verständlich wird, wie es möglich sein kann, daß Zellen jeglicher Art Eindrücke von allen Erfahrungen ihrer Genossen erlangen, die sie doch erlangt haben müssen, wenn sie bei der Fortpflanzung das Ganze, dem sie angehören, mit seinen fortgesetzten stammesgeschichtlichen Erwerbungen reproduzieren sollen.

Nach allen diesen Auseinandersetzungen kann der Artbegriff nicht das Zentrum der Frage sein, wie Dr. Stieler will, da die Kennzeichen der Spezies den geringsten Gehalt an Zweckmäßigkeit besitzen, uns also die Aufgabe in ihrer undeutlichsten Erscheinungsform vor Augen stellen.

Aus der Betrachtung der Arten kann man wohl auf den Gedanken der Genese geraten, aber nicht leicht auf die Idee einer kausalen Teleologie. Die Kennzeichen, wodurch sich z. B. Tomicus typographus von T. cembrae, amitinus und duplicatus unterscheidet, bestehen in Unterschieden im Verlauf der Fühlerkeulennähte, der Flügeldecken-

Digitized by Google

punktierung und der Beschaffenheit am Absturz der Elytren; und von ähnlichem Unwert für theoretische Zwecke sind alle Artabzeichen in der ganzen Familie der Borkenkäfer. Wollte man statt ihrer die Artabzeichen der Singvögel heranziehen, so würde man ähnliches finden, Zahl der Handschwingen, Bekleidung des Laufes, Farbenabzeichen, Schnabelformen; und so ginge es bei Tieren und Pflanzen aller möglichen Gruppen. An einem Auge dagegen, an dem Arm eines Affen, an einem Fledermausflügel oder einer Delphinflosse konnte ein tiefer denkender Mensch, dessen Vorstellungen noch unbefangen waren, stets, schon zu Aristoteles Zeiten, eine Teleologie entwickeln, ja sie mußte unwillkürlich in jedem reif werden, der nur einmal mit dem Nachdenken über solche Erscheinungen begann.

Mit allen diesen Verkennungen wird nicht bloß der Hauptpunkt der Darwin-Lamarckschen Frage, sondern der Hauptpunkt aller Wissenschaft im allgemeinen verdunkelt, nämlich daß es nur einerlei Kausalität, aber vielerlei Gründe und Bedingungen für ihr Wirken geben kann. Diejenigen, welche an die Möglichkeit glauben, daß für eine eindeutige Erscheinung mehrerlei wesensverschiedene Prinzipien verwendet werden können, ja dieses sogar für höhere Wissenschaftlichkeit halten, verwechseln Ursache mit Gründen und Bedingungen. Die Bedingungen für den konkreten Verlauf eines kausalen Vorganges im Organischen sind tausendfältig verschieden, während die Kausalität die wesensgleiche nach dem von mir gegebenen Beispiel des teleologischen Aktes ist.

Jene Tendenz, der man bei vielen Autoren begegnet, bemerkt nicht, daß die Aufgabe des Teleologen darin besteht, die Kausalität des Zweckmäßigen auf eine einfache Formel zu reduzieren, in welcher Ursache, Gründe und Bedingungen enthalten sind und mit der wir imstande sind, die unendliche Mannigfaltigkeit der organischen Erscheinungen analytisch aufzuschließen und naturwissenschaftlich zu erforschen.

Der 37. deutsche Anthropologen-Kongreß.

(6. bis 9. August in Görlitz.)

Georg Stamper.

Der langjährigen Ueberlieferung gemäß werden auf den alljährlich stattfindenden Wanderversammlungen der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ Fragen der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte stets nebeneinander behandelt.

Der übersichtlichen Darstellung der diesjährigen Verhandlungen schicken wir den von Prof. Thilenius (Hamburg) erstatteten Bericht der Kommission voraus, die von der Gesellschaft mit der Untersuchung der deutschen Wehrpflichtigen beauftragt worden ist. Es kommt zunächst darauf an, vergleichbare Maße des menschlichen Körpers zu finden. Statt der Beinlänge hat man die Messung der Symphysenhöhe vorgeschlagen. Eine sehr bedeutende Unterstützung dürfte den Bestrebungen der Kommission zuteil werden aus dem Be-

Digitized by Google

schlusse des Reichstags, der statistische Erhebungen über die Tauglichkeitsverhältnisse der Land- und der Städtebevölkerung verlangt, eine Aufgabe, die der gewünschten anthropologischen Untersuchung der Wehrpflichtigen zugleich beim Musterungsgeschäft parallel geht. Diese Untersuchungen sollen vor allem die beiden Fragen beantworten: Welches ist die Zusammensetzung des deutschen Volks hinsichtlich der Rassen? und: Welches sind die Veränderungen in der körperlichen Beschaffenheit der Bevölkerung, die in wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen ihre Ursachen haben? Entsprechend der Musterungsziffer für Heer und Flotte hofft man jährlich 600000 Messungen vornehmen zu können. Erst vom 20. Lebensjahre an haben wir bei dem aus dem Wachstum tretenden Körper feste, dauernde Zustände; aber vom Einfluß des Berufs auf den Körper, von dem wir überhaupt bisher sehr wenig wissen, kann in diesem Alter noch kaum die Rede sein. Es soll deshalb das Material, das Krankenhäuser und Strafanstalten bieten, für diesen Zweck herangezogen werden. Ende Juni d. J. wurde ein darauf bezügliches Zirkular in 609 Exemplaren an die betreffenden Anstalten versandt, und bisher sind 111 bejahende Antworten, 15 absolut verneinende und 14 bedingt zustimmende der Kommission zugegangen. Damit ist schon ein reges Interesse der in Betracht kommenden Personen an der Sache selbst bezeugt. Die Lehrer an allen Schulen, Aerzte, Universitätslehrer, Offiziere müssen für die Sache gewonnen werden und die Beobachtungszentren werden der Dichtigkeit der Bevölkerung folgen müssen; denn die Universitäten, die man anfangs zu solchen Beobachtungszentren machen wollte, sind dazu keineswegs in allen Fällen geeignet. Die Vorbildung geeigneter Beobachter wird sodann eine ernste Aufgabe für die Kommission bilden und man beabsichtigt, die weibliche Bevölkerung durch Aerztinnen und Studentinnen der Medizin beobachten zu lassen. Bisher ist der gesamte Plan der Untersuchung nur erst in seinen Grundzügen festgestellt, und als Kosten sind 600000 Mark veranschlagt worden, eine Schätzung, die wohl kaum zu niedrig gefaßt sein dürfte. Nach dem Plan der Kommission hofft man, diese anthropologische Untersuchung der deutschen Bevölkerung in fünf Jahren durchführen zu können, fünf weitere Jahre dürfte dann die Bearbeitung des gewonnenen Materials in Anspruch nehmen.

Eine Einigung hinsichtlich der Methode der anthropologischen Hirnforschung wird schon seit langer Zeit angestrebt, und Geh. Rat Waldeyer (Berlin) konnte dem Kongresse über den Stand dieser Frage Bericht erstatten. Als erstes Ziel ist eine kurze, praktische, einheitliche Benennung der Hirnteile erstrebenswert. Hierfür sind durch die Sächsische Akademie der Wissenschaften die Vorschläge von His zugrunde gelegt worden. Alle deutschen Akademien bestreben sich, ihre Regierungen gegenwärtig zur Errichtung von selbständigen Instituten für Hirnforschung zu veranlassen. Zum Studium dieser Frage und zu ihrer schnelleren Förderung haben die Akademien unter Geh. Rat Waldeyers Vorsitz eine Kommission ernannt, der neben dem Zoologen Prof. Ehlers, Prof. Munk (Berlin), Prof. Flechsig (Leipzig) und Prof. Obersteiner (Wien) angehören. Aus der Stiftung des Generals Vista besitzt die Universität von Philadelphia schon

Digitized by Google

ein solches Institut, dem die Summe von 80 000 Dollars jährlich zur Verfügung steht. Die Schweizer Bundesregierung ist gleichfalls mit der Errichtung einer solchen wissenschaftlichen Arbeitsstätte einverstanden. Auf der im Oktober d. J. in Aussicht genommenen gemeinsamen Tagung aller deutschen Akademien soll die Angelegenheit nochmals beraten werden. Zur Sache selbst sind bestimmte Vorschläge über gemeinsame Benennungen der Hirnteile bisher noch nicht zu machen. Geh. Rat Waldeyer meint, es sollten nicht sehr viele Bezeichnungen heute schon einheitlich gefaßt werden, da die Wissenschaft der Gehirnforschung noch allzusehr im Flusse befindlich ist. Aehnlich steht es mit den Bestrebungen nach einer Vereinheitlichung der anthropologischen Meßmethoden des Schädels. Ueber die Konferenz in Monaco, die sich um Ostern d. J. mit diesem Thema etwas beschäftigte, konnte Direktor Prof. F. v. Luschan (Berlin) referieren. In der Zeit, als Blumenbach sich mit Schädelmessung zu beschäftigen begann, dachte noch niemand an eine bestimmte Orientierung des Schädels zum Zweck der an ihm vorzunehmenden Messungen. Diese Orientierung ist nun im Laufe der Entwicklung der wissenschaftlichen Beobachtung zu einem sehr wichtigen Moment geworden. Man hat eine große Reihe von Vorschlägen gemacht, nach denen der Schädel zu orientieren sei, allein von allen diesen Vorschlägen haben nur zwei eine besondere Bedeutung erlangen können. Es sind dies die sogenannte deutsche Horizontale, genommen nach dem unteren Rande der Augenhöhle, und die sogenannte französische Horizontale, genommen nach den Kondylen und dem Alveolarpunkte. Prof. Johannes Ranke (München) hat zur einheitlichen Orientierung von Schädeln, selbst in nicht aufrechter Lage ein vortreffliches Instrument konstruiert, und die deutsche Horizontale gewinnt heute mehr und mehr an Boden. Ueber eine Vereinheitlichung der Horizontale hat man nun, da von keiner Seite ein Antrag zu einer internationalen Verständigung vorlag, in Monaco gar nicht gesprochen, dagegen wurde viel über Prognathie, d. h. über die Vorwölbung des vegetativen Kauorgans, bei der es auf die Neigung der Basislinie zur Horizontalen ankommt, verhandelt. Da weder Süddeutsche, noch Oesterreicher oder Amerikaner in Monaco anwesend waren, so konnte auch über eine Vereinheitlichung von Körpermessungen daselbst keine eigentliche Diskussion stattfinden. Diese Fragen werden, wie Prof. v. Luschan hofft, nach Vereinheitlichung der Orientierung des Schädels und Verwandtem auf der Tagung der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" des nächsten Jahres, für die Köln a. Rh. in Aussicht genommen wurde, ein gut Teil vorwärts kommen, da alle voraufgegangenen theoretischen Erörterungen doch schon manches zu ihrer Lösung beigetragen haben. Franzosen, Belgier, Engländer und Amerikaner werden zur nächsten Tagung, auf der u. a. auch wohl eine lebhafte Diskussion über die Eolithen zu erwarten ist, besonders eingeladen werden, um diese Dinge zur Entscheidung zu bringen. Die deutsche und die französische Horizontale gehen seit etwa 30 Jahren, nach der sogenannten „Frankfurter" Festsetzung, wie Prof. Johannes Ranke hervorhob, völlig gleichberechtigt nebeneinander her, auch konnte er bei dieser Gelegenheit u. a. ein kleines, sehr praktisches Instrument zur sicheren Messung der Schädelhöhe vor-

Digitized by Google

legen, dessen Konstrukteur Wallach (Kassel) ist. Ein weiterer durch Direktor Dr. Seger (Breslau) erstatteter Kommissionsbericht betraf die Bestrebungen zum Schutze vorgeschichtlicher Denkmäler, der mit Hülfe der Gesetzgebung erreicht werden soll, wie er vor kurzer Zeit in Norwegen durchgeführt worden ist. Auch plant man die Errichtung besonderer Kurse zur Ausbildung von Konservatoren.

Nach dem von Prof. Lissauer (Berlin) mitgeteilten dritten Bericht der Zentralkommission über den Fortschritt der prähistorischen Typenkarten erscheinen die sogenannten „Lappenäxte" in ihren mannigfachen morphologischen Veränderungen auf einem zusammenhängenden Fundgebiete heimisch, das sich in Nordwestdeutschland und in Skandinavien zweifellos feststellen läßt. Aus dem wissenschaftlichen Jahresbericht, den Prof. J. Ranke (München) erstattete, sei folgendes herausgehoben. Der Referent leitete seine Darlegungen mit einem Nachrufe für den jüngst verstorbenen Geh. Rat Albert Voß, den Begründer der prähistorischen Abteilung des Berliner „Museums für Völkerkunde" ein, der als erster die Methoden induktiver Forschung auf die Vorgeschichte angewandt und sie so zum Range einer Wissenschaft erhoben hat. Seine Publikationen, das „Merkbuch" für Ausgrabungen, die „Vorgeschichtlichen Altertümer der Mark Brandenburg" und vielen anderen Schriften werden Muster für die Forschung und Darstellung vorgeschichtlicher Dinge bleiben. Die Abteilung „Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" in G. v. Neumayers nunmehr in völliger Neubearbeitung erscheinenden „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen" von F. v. Luschan, der hier für Bastian und Virchow eingetreten ist, konnte Prof. Ranke vorlegen, sowie die neue vom Linguisten Pater Schmidt herausgegebene Zeitschrift „Anthropos", die alles durch die katholischen Missionen gesammelte Material über die Naturvölker vereinigen und kritisch bearbeiten will. Unter anderen wurden P. und F. Sarrasins' ethnographische Studien auf Celebes besprochen, denen es gelungen ist, auf Celebes Höhlenbewohner zu finden, die im Typus mit den Weddas auf Ceylon Aehnlichkeit aufweisen und auch gewisse Beziehungen zu der Urbevölkerung Australiens haben dürften, ferner die Arbeiten Dr. Ehrenreichs, die dem vergleichenden Studium der Mythen der südamerikanischen Indianer mit denen der Nordamerikaner und den Mythen Asiens gewidmet sind. Der Forscher sucht den Weg der Mythen durch den ganzen amerikanischen Kontinent zu verfolgen und den organischen Zusammenhang aller einzelnen Sagen bei diesen, durch Huxley als „mongoloid" bezeichneten Stämmen Amerikas aufzudecken. Der Betätigung der zeichnerischen Begabung bei europäischen Kindern einerseits und bei den Indianern Amerikas andererseits sind u. a. G. Kerchensteiner und Theodor Koch-Grünberg in ihren jüngsten Publikationen im einzelnen nachgegangen, und ihr Ergebnis war das Vorfinden einer psychischen Gleichartigkeit in diesen Aeußerungen der Formschaffung bei den künstlerischen Ausdrucksmitteln unserer Kinder und denen der amerikanischen Eingeborenen, die sonach als „Kinder", unserem Sinne nach, psychisch der Natur und der Außenwelt gegenüber treten.

Für die Anthropologie dürften die Darlegungen von Professor G. Schwalbe (Straßburg im Elsaß) über moderne Phrenologie

Digitized by Google

von ganz besonderem Interesse sein, da sie durchaus kritisch und dabei doch in unbefangener Wertung der durch die alte Phrenologie gegebenen Anregungen sich geben. Die von Gall ausgegangene Phrenologie ist später ein wenig in Verruf gekommen. Schwalbe wurde durch eigene Untersuchungen darauf geführt, daß sich an bestimmten Stellen des Schädels stets wiederkehrende Erhebungen zeigen. Eine durchaus charakteristische Stelle des Kopfes für diese Erhebungen ist die Schläfengegend. Sie ist ebenso wie auch das Hinterhaupt durch einen starken Muskel bedeckt. Nun sollte es scheinen, daß gerade das Vorhandensein dieser Muskeln an diesen vorbezeichneten Stellen das Gehirn hindern würde, sich dort an der Oberfläche des Schädels bemerkbar zu machen. Aber gerade Schwalbe fand, daß zwischen den Windungen des Gehirns und diesen Erhebungen der äußeren Schläfengegend eine Wechselwirkung bestehen muß. Diese Tatsache legt er seiner Theorie zugrunde, wonach das Gehirn sich den Schädel formt. Bei dieser Bildung, so viel war auch schon Gall bekannt, kommt den Muskeln nur eine geringe Mitwirkung zu. Damit ist deutlich, daß auch das „kleine Gehirn" auf die Vorwölbung am Hinterhaupte einen wichtigen Einfluß wird üben müssen. Der Anschauung Galls, nach der die Großhirnrinde als Sitz der Intelligenz den anatomischen Bau der Schädeloberfläche in sehr starker Weise beeinflussen muß, tritt Schwalbe entgegen; das Schädeldach erscheint ihm als viel zu kräftig, als daß sich dort das Gehirn auch äußerlich bemerkbar machen könnte. Dennoch bleibt der Gallsche Satz bestehen, der den Muskeln nur einen geringen Einfluß auf die Bildung des Schädels zuerkennt. Schwalbe ging in eine Kritik der Gallschen Lokalisationstheorie im einzelnen ein, bei der Gall ein „Organ" nach seinem phrenologischen Schema als „Mordsinn", ein zweites als „Eigentumssinn", ein drittes als „Bausinn", ein viertes als „mathematischen" oder „Zahlensinn", ein fünftes als den „musikalischen Sinn" und so fort benannte. Nun hat die Untersuchung ergeben, daß bei Individuen, die eine hervorragende Begabung in irgend einer der durch diese „Organe" angedeuteten Richtungen besitzen, sich gar nicht immer die betreffenden buckelförmigen Vorsprünge am Schädel zu zeigen brauchen, so daß diese überhaupt nicht die absolut notwendigen Verräter solcher Befähigungen sind. Die durch Schwalbe beobachteten Vorsprünge in der Schläfengegend finden sich dagegen häufig in starker Ausbildung bei Individuen, deren geistige Begabung gar keine hervorragende ist. Die Untersuchungen über Sprachstörung und Aphasie, wie sie durch Kußmaul und Broca gemacht worden sind, haben deutlich gezeigt, wie wichtig die Schläfenwölbung ist, um die Lage des Gehirns feststellen zu können. Gall kannte zu seiner Zeit die Windungen des Gehirns noch viel zu wenig und mußte schon deshalb zu irrigen Schlußfolgerungen gelangen, seine Anregungen über das Wachstum des Schädels sind aber als wertvoll hervorzuheben. Flechsig (Leipzig) ist der Vater der modernen Lokalisationstheorie. Er konnte zwei Gruppen scheiden in Rücksicht auf die Bedeutung der Gehirnoberfläche; denn die Großhirnrinde ist in ihren verschiedenen Teilen keineswegs gleichwertig. Die motorische Region und die der Sinnessphären des Großhirns ist von dem größeren, übrigen Teil der Großhirnoberfläche, von den höheren geistigen Zentren,

Digitized by Google

dem Denkorgan, den „Assoziationszentren" Flechsigs abgegrenzt. Die neueren Erforscher der Gehirnoberfläche Rüdinger (München), Rezius und andere knüpfen wieder an die Individuen an. Diese Forscher haben die Gehirnwindungen von Mathematikern, Musikern, Staatsmännern untersucht und haben versucht, die individuell hervorragenden Eigenschaften solcher Personen an ganz bestimmten Stellen der Großhirnrinde zu lokalisieren, die von anderen Stellen abweichen. Schwalbe fordert nun als Ergänzung einer solchen Untersuchung des Gehirns auch stets die Untersuchung des Kopfes, damit man zu einem befriedigenden Ergebnis kommen könne; er hält die neueren Untersuchungen von Möbius in seiner Schrift: „Kunst und Künstler" und in anderen Arbeiten, der selbst ein begeisterter Anhänger Galls ist, für allzu einseitig, zumal Möbius, vom Schädel ausgehend, die individuelle Begabung neuerdings wieder zu lokalisieren versucht hat. Möbius, der unter andern auch den Schädel seines eigenen Großvaters, eines hervorragenden Mathematikers, untersucht hat, bezeichnet insbesondere die zumeist auch durch buschige Augenbrauen bedeckte Stirnecke als den Sitz spezifisch mathematischer Begabung. Dagegen hebt Schwalbe hervor, diese Ecke könne deshalb schon nicht als Ausdruck des mathematischen Sinnes anzusprechen sein, weil bei älteren Leuten, und um solche, oft nur nach Bildern, handele es sich hierbei zumeist, die Schläfengegend stets ein wenig eingesunken ist, so daß die Stirnecke hervortritt. An dieser Stelle ist jedoch gar kein Gehirn vorhanden, das solche Vorwölbung hervorrufen könnte. Die Untersuchungen von Auerbach (Frankfurt a. M.) erstreckten sich auf das Gehirn eines Frankfurter Kapellmeisters und auf das Hans v. Bülows. Der Befund Schwalbes an Gipsabgüssen der Schädel von Beethoven, Bach, Haydn und Schubert ergab, daß bei Schubert nichts von dem sogenannten musikalischen Sinne vorhanden war. Gall hatte das Organ des Musiksinnes in die seitliche Stirngegend, dicht über die Stirnecke verlegt. Nach Möbius und Auerbach spricht viel mehr dafür, daß dieses Organ dem Gebiet der beiden oberen Schläfenwindungen angehört. Dagegen erörterte Schwalbe die Möglichkeit, ob nicht neben dieser zweifellos den beiden oberen Temporalwindungen zugehörigen Stelle noch eine zweite Gehirngegend als Sitz für den Musiksinn anzusehen sei, das ist die Gegend des hinteren Teils der dritten Stirnwindung. Die erste Stelle würde dem passiven, rezeptiven Musiksinne entsprechen, während die zweite sich als der Sitz des aktiven Musiksinns, d. h. der Fähigkeit, Musik zu machen, zu komponieren darstellen würde. Aus dem von ihm untersuchten Material geht hierüber indessen noch keine sichere Entscheidung hervor. Die Untersuchungen von Retzius haben gezeigt, daß bei hervorragenden Mathematikern die Windungen im Gebiete des Scheitellappens auffallend entwickelt sind. Die moderne Phrenologie ist bestrebt, innerhalb der großen „Assoziationsgebiete" der Großhirnrinde Lokalisationen bestimmter geistiger Fähigkeiten zu ermitteln, und sie bedarf dazu möglichst zahlreicher individueller Untersuchungen, bei denen aber nach Schwalbes Mahnung Vorsicht walten muß. Außen- und Innenform des Schädels und Gehirn unter möglichster Berücksichtigung der äußeren Gestaltung des noch mit Weichteilen bedeckten Kopfes sind in die Untersuchung hineinzuziehen. Ist das Gehirn nicht mehr vorhanden, so müssen

Digitized by Google

Ausgüsse der Schädelhöhle zu Hülfe genommen werden. Allein hinsichtlich der zu gewinnenden Ergebnisse ist Schwalbe selbst noch sehr skeptisch, da bisher ein allzu geringes Material vorliegt. An keinem von zwölf durch ihn untersuchten Schädeln von notorischen Mördern konnte er das Gallsche „Organ des Mordsinns" finden. Schwalbe will nur ein auf kritischer Basis ruhendes Programm für die Forschung bieten. Wohin dieser neue Weg der Untersuchungen führen wird, ist noch nicht mit Sicherheit vorauszusehen, doch steht immerhin zu hoffen, er werde unser Wissen zu bereichern geeignet sein.

Untersuchungen der Ohrmuschelformen bei Normalen, Geisteskranken und Verbrechern hat Dr. med. Blau (Görlitz) mit Erfolg angestellt und konnte durch seine Befunde an 223 Normalen, an 255 Geisteskranken und an 343 Strafgefangenen die Ergebnisse anderer Forscher bestätigt finden. Alle verschiedenen Formabweichungen der Ohrmuschel sind bei Geisteskranken und Verbrechern, und besonders auch die Kombinationen dieser Formabweichungen, viel häufiger als bei Normalen. Soweit möglich, hat Dr. Blau der Forderung Schwalbes zu entsprechen gesucht, Menschen der gleichen Gebiete mit einander zu vergleichen, sowie die durch Schwalbe angegebenen Ohrmaße. 1061 gemessene Ohrmuscheln führten zu dem Ergebnis, daß sowohl die größten Zahlen der einzelnen Maße wie die daraus zu berechnenden physiognomischen Indices fast ausschließlich bei Geisteskranken und Verbrechern wesentlich zahlreicher vorkommen als bei Normalen. Auf besondere Beziehungen als Gründe für die Abweichung der Ohrmuschelformen werden wir hingewiesen durch die Berücksichtigung des ungeheuer wichtigen Einflusses der Erblichkeit auf die Entstehung von Geisteskrankheiten — etwa 67 bis 68 vom Hundert —, namentlich bei solchen Geisteskranken, denen auch noch andere Zeichen der Entartung eignen, ferner durch die Beobachtung namentlich der Ohrformen, die ihren Namen dem Auftreten bei einzelnen Affenarten danken, wie das Makakusohr oder das Cercopithekusohr, sowie auch durch die Tatsache, daß die Scheitelspitze am Ohre fast stets zu bestimmter Zeit beim menschlichen Embryo gefunden wird. Es kommt noch hinzu, daß alle Varianten in der Veränderung der Ohrmuschelform bei Sittlichkeitsverbrechern sich bedeutend häufiger finden, als bei allen anderen Verbrechern insgesamt. Auch in diesen Fällen spielt, wie bei allen Sexualverhältnissen, die Erblichkeit gleichfalls eine wesentliche Rolle, und somit haben die Untersuchungen Dr. Blaus Erscheinungen deutlich herausheben können, durch die die Angaben Bonhöffers und Leppmanns nach anderer Richtung hin sich bestätigen. Vergleicht man alle Maße der Varianten miteinander, so zeigt sich, daß die von Schwalbe als die vollkommenste Form der Ohrmuschel bezeichneten Ohrmuscheln — es sind die mit den größten Dimensionen der sogenannten „freien Ohrfalte" — bei Geisteskranken und Verbrechern sich viel häufiger vorfinden, als bei Normalen. Dies bedeutet, daß hier häufiger Ohrmuschelformen vorkommen, die auf einer niederen Stufe hinsichtlich ihrer Entwicklung stehen geblieben sind; denn in ihrer Form hat die menschliche Ohrmuschel schon eine bedeutende Reduktion erfahren.

Eine menschliche Wirbelsäule von einem Skelett der jüngeren Steinzeit konnte Dr. Paul Bartels (Berlin) vorlegen.

Digitized by Google

Dieses Stück fand man auf dem städtischen Grubenhofe bei Heidelberg. Bei der Präparation zeigte sich eine eigenartige Veränderung des dritten bis sechsten Brustwirbels. Die fast verschwundenen Reste des vierten und fünften Brustwirbels hatten sich mit dem sechsten Brustwirbel zu einer einzigen Knochenmasse vereinigt, ihre einstigen Grenzen zeigten sich im Aktinogramm (durch Röntgenphotographie) noch deutlich. Am dritten und vierten Brustwirbelkörper sah man ebenso Unebenheiten, dagegen waren wieder die Gelenkansätze vom vierten bis zum sechsten Brustwirbel knöchern miteinander vereinigt. Der ganze Befund deutet wohl auf einen ausgeheilten Prozeß, dessen Ursache wahrscheinlich Tuberkulose der Wirbelkörper (Wirbelkaries Spondylitis tuberculosa) ist. Der Mensch, dem diese Wirbelsäule gehört hat, wird zu seinen Lebzeiten einen Buckel gehabt haben; eine äußere Ursache der Verknöcherungen anzunehmen, erscheint nach ihrer ganzen Natur als ausgeschlossen. Somit ist dieser Fall ein Zeugnis dafür, daß schon während der Periode der jüngeren Steinzeit in unserem Vaterlande die Tuberkulose bestanden hat.

Von den Beiträgen zur Ethnologie erwähnen wir in erster Linie die Ausführungen Prof. R. Andrées (München) über Frauenpoesie. Abgesehen von den Dichterinnen der Kulturvölker, legte der Referent sich die Frage nach dem Ursprung der Frauenpoesie bei den Naturvölkern vor und führte eine große Zahl von lyrischen Produkten in deutscher Uebersetzung vor, die alle als Improvisationen von Text und Melodie zugleich von den Frauen der Naturvölker Afrikas, Asiens, Australiens und Amerikas geschaffen worden sind. Zunächst dichten die Frauen Wiegenlieder, wie solche von den Somali (Ostafrika), den Kurk (Indien) und den Negerinnen Südostafrikas bekannt sind, sodann Spiellieder, das Motiv unseres Gänsespiels haben wir in Ostafrika, bei den drawidischen Kurk, bei den Tschuktschen im Nordosten Asiens und fast überall in Europa. Liebeslieder der Frauen sind weit verbreitet, wie die Koselieder der kleinen Papuamädchen, die Lieder der Samoanerinnen an die Krieger, die Liebesgedichte der Ladakkafrauen in Ostindien, die der Somalinegerinnen und die fein und poetisch empfundenen Lieder der Polynesierinnen, die am höchsten hinsichtlich der Gedanken und des Ausdrucks in dieser Frauenpoesie stehen. Rache, Eifersucht und Mitleid sind vielfach die Anregung zu solcher Poesie. Klagelieder bieten mehr einen Ausdruck des Animismus der Naturvölker als den persönlicher Schmerzempfindung. Auch die Arbeitslieder der Frauen beim Herstellen von Nahrungsmitteln, beim Ackerbau, beim Weben und Spinnen sind wertvoll, ganz abgesehen davon, daß Bücher in diesen Arbeitsliedern den Ursprung rhythmischer Poesie gefunden zu haben glaubt. Die Negerinnen stehen, dem poetischen Gehalt ihrer Lieder nach, am tiefsten und die Drawidas nehmen schon eine höhere Stufe ein. Prof. Dr. Anton Herrmann (Budapest) lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das von ihm in Szamosujvar (Siebenbürgen) begründete Armenische Museum, das im Herbste d. J. eröffnet werden soll. Er gab ein lebendiges Bild von den in der Zahl von etwa 15000 Seelen heute in Ungarn lebenden Armeniern, die, seit dem 13. Jahrhundert daselbst ansässig, in früheren Jahrhunderten fast rechtlos waren, aber durch ihre hervorragenden intellektuellen, moralischen und sozialen Eigenschaften sich

Digitized by Google

selbst zu einem wertvollen Element für den ungarischen Staat entwickelt haben, und die heute begeisterte Träger der ungarischen Staatsidee sind. Eine Förderung ihrer berechtigten Bestrebungen, unter anderm der Errichtung eines eigenen Bistumes, liegt im Interesse der allgemeinen Kultur und Ungarns, als dessen beste Pioniere bei seiner Expansion nach dem Osten hin, in der seine Bestimmung ruht, die Armenier die freudigsten Dienste leisten werden.

Eine gleichfalls ethnographisch wertvolle Mitteilung bildeten die Schilderungen der Matschikui-Stämme im Chaco-Boreal (Südamerika) durch den Explorador Frič (Prag). Er betonte, nicht lediglich die Sprache dürfe man als ein Mittel zur Erkenntnis der gemeinsamen Abstammung verschiedener Volksstämme ansehen. Der ursprüngliche Akzent der einzelnen Indianerstämme, der ein bleibendes Moment darstellt, zeigt sich in deren Aussprache des Spanischen und des Portugiesischen stets unverändert. Die Mythen der verschiedenen Stämme bieten ein viel wertvolleres Material für die Erkenntnis von deren Abstammung sowie zur Beurteilung ihrer Weltanschauung; wie ja den Mythen für die Beurteilung der geistigen Struktur aller Rassen und bei deren großen Wanderungen über den Erdball hin eine sehr bedeutsame Rolle beizumessen ist. Wir können von dem Forscher, der zu einer neuen Studienreise sich nach Südbrasilien und Argentinien begeben hat, noch weitere Resultate seiner ethnographischen Studien erwarten. Eine uns näherliegende eigenartige ethnische Erscheinung suchte Pfarrer Walther (Oßling) in seinem Vortrage mit der Liebe des Folkloristen zu schildern. Er gab Skizzen aus dem Volkstum der Wenden vom Anfange des 20. Jahrhunderts. Die wendische Bevölkerung stellt eine rings von deutschem Volkstum stetig umbrandete Insel dar. Ohne Adel, ohne Vertretung ihres Volkstums, ohne nationalen Gedenktag und ohne nationales Geschichtsbewußtsein, selbst durch die Konfession voneinander mehrfach geschieden, sind sie bisher doch als Wenden in ihrer Besonderheit erhalten geblieben. Freilich wird wohl das 20. Jahrhundert das letzte ihres Sonderdaseins sein, und deshalb hat Pfarrer Walther, der 20 Jahre als Seelsorger unter ihnen gelebt hat, alles ethnographisch Wertvolle gesammelt. Im Laufe der letzten zehn Jahre sind viele wendische Kirchensprengel schon deutsche geworden, in der Schule ist die wendische Sprache schon fast verstummt, in 50 Jahren wird sie in der Kirche nicht mehr und in weiteren zwei Generationen auch im Hause nicht mehr verstanden werden. Einige Jahrzehnte dürfte sich dann noch ein starkes Erbe an Sitten und Bräuchen im Volke erhalten, das einstens so rechtlos war und doch dem zähen Festhalten an seiner heimatlichen Scholle seine Fortdauer bis heute dankt. Einige um die Mitte des 19. Jahrhunderts nach Texas ausgewanderte Wenden haben dort einen englisch-wendischen Dialekt geschaffen; aber die bodenständige wendische Bevölkerung entschließt sich nur schwer zur Auswanderung, der Besitz wird fast nach Art eines Majorats vererbt, Ehen werden nur in der engeren Heimat geschlossen, wo die wohlklingende, an grammatischen Formen reiche Sprache heute noch auf den Lippen des Volkes lebt, obwohl etwa nur 150 Menschen wendisch zu schreiben verstehen. Die Literatur besteht zum größten Teil aus Uebersetzungen aus dem Deutschen, das auch auf den Verfall des Wendischen mit

Digitized by Google

eingewirkt hat. Doch wird das Volkslied, von dem wir etwa 500 Gedichte kennen, noch gesungen, und 9152 wendische Sprichwörter konnten bisher gesammelt werden, die an die Spruchweisheit des Jesus Sirach vielfach erinnern. Glaube und Aberglaube dieses religiösen Stammes wohnen freilich noch dicht nebeneinander, und ein gewisser Animismus (Geisterglaube) ist noch nicht geschwunden. Alle Wenden, deren Sitten und Bräuche ein Studium verdienen, sind heute nützliche, loyale Mitglieder in der Gesamtheit deutschen Lebens.

An die Spitze der die Prähistorie behandelnden Mitteilungen stellen wir den Bericht des Sanitätsrats Dr. Koehl (Worms) über die jüngere Steinzeit Süddeutschlands. Der Forscher hat bekanntlich durch seine zahlreichen Ausgrabungen und seine Untersuchungen der neuen steinzeitlichen Wohnplätze auf der Rheingewann bei Worms diese Epoche der deutschen Vorgeschichte aufgehellt. Bei Hinkelstein, in der Nähe von Monsheim, in der Umgebung von Worms, haben wir das erste, größere zusammenhängende Steinzeitgräberfeld in Deutschland kennen gelernt. Dazu sind namentlich in den letzten Jahren aus der Umgebung von Worms Funde gemacht worden, die vornehmlich durch ihre Keramik uns in den Stand gesetzt haben, verschiedene Perioden innerhalb der jüngeren Steinzeit festzustellen. Es sind dies die Schnur-, die Bandkeramik, die Pfahlbautenkeramik und die Periode der sogenannten „Zonenbecher". Die zeitliche Abgrenzung dieser Gruppen machte bisher den Forschern Schwierigkeiten. Nun gelang es Dr. Koehl, in der Nähe des ersten Steinzeitgräberfeldes bei Worms dicht beieinanderliegende Wohnplätze von drei dieser steinzeitlichen Perioden aufzudecken. Schon vorher gelang es ihm, die Periode der Bandkeramik in drei Unterabteilungen zu zerlegen, die streng zeitlich und kulturell von einander getrennt sind. Nicht nur drei der vier steinzeitlichen Perioden fand Dr. Koehl auf dem oben erwähnten großen steinzeitlichen Wohnplatze, sondern auch alle drei Unterabteilungen der Bandkeramik, jede in einem besonderen Wohnplatze. Diese Untersuchungen konnten bisher noch nicht völlig abgeschlossen werden. Doch steht zu hoffen, daß sich aus der Lagerung der keramischen Funde noch weitere Schlüsse über die sonstigen neolithischen Perioden ergeben werden.

Feuerböcke und Bratspieße aus vorgeschichtlicher Zeit legte Prof. J. Ranke (München) vor, die einem Grabe der Hallstattperiode aus Beilngries (Bayern) entstammen. Solche Funde, die in Italien, im Gebiete der altetruskischen Kultur besonders, in keinem größeren Grabe fehlen, gehören diesseits der Alpen zu den größesten Seltenheiten. Als Hausgerät, wie als Leuchter für die Kienleuchtspäne sind diese „Feuerböcke" heute noch in den Alpenländern im Gebrauch. In den etruskischen Gräbern, die in vollem Sinne des Wortes als die Wohnstätten der Toten aufgefaßt wurden, finden sich alle Gegenstände des Gebrauchs, von den Waffen und Schmuckstücken bis herab zur Kücheneinrichtung und den Speisen. Hier scheint nun ein Zeugnis vorzuliegen für die Uebertragung eines altetrurischen Brauches auf Gegenden Süddeutschlands, die nach unseren sonstigen Kenntnissen von den Wegen, die die technische Kultur des europäischen Südens nordwärts genommen hat, als nicht unwahrscheinlich gelten kann.

Digitized by Google

Dr. Birkner (München) konnte neue Funde aus der Steinzeit Bayerns vorlegen, für die bis vor wenigen Jahren erst spärliche Zeugnisse bekannt waren. Heute kennt man von dort keramische Arbeiten aus den verschiedenen Perioden der jüngeren Steinzeit wie Armschutzplatten und Gefäße der frühesten Bronzezeit.

Einen Ueberblick über die Prähistorie in der Oberlausitz gab, einem alten Brauche gemäß, wonach auf den Versammlungen der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" stets auch der Vorgeschichte des Gebiets, in dem die Tagung stattfindet, die Aufmerksamkeit der Teilnehmer gewidmet wird, Museumsdirektor Feyerabend (Görlitz). Die Funde in der Oberlausitz, die ein nur nach Westen zur Elbe-Saalelinie hin in der Urzeit geöffnetes Gebiet darstellt, sind von denen der Niederlausitz und Schlesiens gänzlich verschieden in ihrem Charakter. Eine hohe Entwicklung der Töpferei ist vorhanden, namentlich um Bautzen war das Gebiet schon zur Steinzeit stark besiedelt, während die Niederlassungen der Bronzezeit sich längs der Neiße hinziehen. In der Steinzeit hat schon eine Bestattung mit Leichenbrand vorgeherrscht. Der Löbauer Berg ist wohl eine typische Ansiedlung der Bronzezeit, die sonst nur durch Depotfunde oder durch Einzelfunde vertreten ist. Von der Hallstattperiode weist die Oberlausitz keine Spuren auf. Auf zwei Wegen muß die technische Kultur aus dem Süden zur Oberlausitz gekommen sein, vom Adriatischen Meer und der Balkanhalbinsel über Krain, Kärnten, Mähren, Oberschlesien, längs der Oder, so kam auch die Eisenkultur, oder über Bayern, die Oberpfalz zum Erzgebirge hin. Die La Tène-Produkte sind, vom Westen her kommend, nur bis zur Elbe hin gelangt. Neben Fundstätten aus römischer Zeit haben wir in der Oberlausitz etwa 40 Ringwälle, die als letzte Zufluchtsstätten der Heiden anzusehen sind. Ueber die bemerkenswerten Langwälle der Oberlausitz, die davon, daß sie dreifach parallel einander, kilometerweit, bald in Windungen, bald gradlinig über Höhen und Tiefen sich erstrecken, „Dreigräben" genannt werden, sprach Oberpfarrer Th. Stock (Rothenburg, O.-L.). Sie sind zweifelsohne zum Schutze der Landesgrenzen angelegt worden, vielleicht zur Zeit der „Völkerwanderung", im Kampfe zwischen Germanen und Slaven oder zur Zeit der Regermanisierung des Ostens, die Kaiser Otto III. versuchte. Im „limes germanicus", dem „Danewerk" und dem „Piktenwall" liegen uns Analogien vor.

Die Oberlausitzer Schlackenwälle sind nach den neueren Untersuchungen durch Oberlehrer Hermann Schmidt (Löbau) mit Ausnahme des Burgwalls auf dem Löbauer Berge, der u. a. auch an Ort und Stelle auf einem Ausfluge untersucht wurde und der germanischen Ursprungs ist, slawische Anlagen, die älteren kann man wohl als die Siedlungen der zuerst eingewanderten Wenden betrachten. Jedenfalls waren in ihnen ehemals Wohnstätten.

Die ostdeutschen Bronzetypen, die Direktor Seger (Breslau) vorlegte, zeigen deutlich, wie insbesondere während der Hallstattzeit das Odergebiet und die benachbarten Teile von Posen, Mähren, Böhmen und Sachsen einen besonderen Kulturkreis bildeten, der deutliche Beziehungen zu südeuropäischen Kulturzentren aufweist. Schmuck und Wehr, namentlich die großen, in verschiedenen Formen auftretenden Spiralfibeln weisen dahin, die kleine Vögel mit Klapper-

Digitized by Google

ringen in den Schnäbeln als Verzierung tragen, ein Typus, der an die heiligen Vögel erinnert, wie sie aus Italien und den Alpenländern in dieser Kulturperiode bekannt sind. Solcher Uebereinstimmung in den äußeren Formen der Geräte wird wohl, wie anzunehmen ist, die Gemeinsamkeit gewisser religiöser Vorstellungen entsprochen haben, die in Ostdeutschland und in den Alpengebieten bis nach Italien hin geherrscht hat, so daß wir vermuten können, es habe ein durch Sprache und Sitte geeintes Volk in jener Zeit diese weiten Lande bewohnt.

Gleichfalls ein Thema aus der Archäologie behandelte Direktor Prof. Dr. F. v. Luschan (Berlin), der über die Altertümer von Rhodesia sprach, die er zum Teil selbst, während seines vorjährigen Aufenthalts in Südafrika, als Gast der „British Association for the Advancement of Science" in Augenschein hat nehmen können. In Lichtbildern führte der Vortragende unter anderm die Ruinen von Zimbabwe, Umtale und Kami vor, die Robert Hartmann (1876) noch als die Produkte einheimischer Kultur Südafrikas gedeutet hatte, die aber durch Missionar Beuster und Theodor Bent (1883) für die Reste altsemitischer Kultur angesprochen worden sind. Karl Peters schloß aus diesen Resten, daß das Salomonische Ophir hierher nach Rhodesia zu verlegen sei. Neuerdings hat nun der englische Archäologe Rendall Mac Iver in sorgfältiger Untersuchung festgestellt, daß diese Ruinen und steinernen Ringmauern wahrscheinlich ein für einen reichen Häuptling erbauter großer Kaffernkraal gewesen sind, wofür der Grundriß des ganzen Baues spricht. Die daselbst gefundenen, von Geiern oder Adlern gekrönten Säulen, wie sie in Aegypten nichts Seltenes in der Nachahmung ganz natürlicher Erscheinungen sind, widersprechen dieser Annahme durchaus nicht. Eine durch Termiten benagte Holzschüssel, die in Südafrika gefunden und von ihm selbst schon vor 14 Jahren veröffentlicht worden ist, konnte Prof. v. Luschan im Bilde vorführen, um an ihren Einschnitzungen, die man als die Darstellung eines Tierkreises gedeutet hat, zu zeigen, daß dort kein Tierkreis, sondern sogenannte afrikanische „Zauberwürfel" dargestellt worden sind. Demgegenüber konnte er die Darstellung des Tierkreises, der in Westafrika seit den Zeiten Heinrichs des Seefahrers bekannt geworden und dann auch nach Ostafrika gekommen ist, in echter Negerschmiedearbeit gleichfalls vorlegen. Die ganze Anlage von Zimbabwe ist kaum mehr als fünf bis sechs Jahrhunderte alt. Der Referent wies darauf hin, wie in Südafrika mit gefälschten Altertümern vielfach Handel getrieben wird. Nur eine sorgfältig durchgeführte Vergleichung dieser Fälschungen mit echten Altertümern kann den Irrtum ausschließen, dem schon mehrfach selbst gewandte Kenner dieser Dinge verfallen sind. — Die Vorsitzenden für die nächste (Kölner) Tagung sind: Prof. G. Schwalbe (Straßburg im Elsaß), Prof. R. Andrée (München) und Prof. Lissauer (Berlin).

Digitized by Google

Die Rassengliederung des Menschengeschlechts.

Dr. Ludwig Wilser.

Stellt man einen Nordländer mit milchweißer Haut neben einen kohlschwarzen Neger, einen siebenfüßigen Bosnier neben einen Akkazwerg, einen schmalschädeligen Australier neben einen kugelköpfigen Lappen, einen plattgesichtigen Buschmann neben einen Beduinen mit kühn geschwungener Adlernase, eine goldlockige Schwedin neben ein roßhaarmähniges Burjätenweib, so sind die Gegensätze so groß, die Unterschiede so augenfällig und handgreiflich, daß sie auch vom Kurzsichtigsten nicht übersehen oder in Abrede gestellt werden können.

Angesichts der äußeren Erscheinung, des vielgestaltigen Wuchses und der in tausenderlei Schattierungen schillernden Farben die Gleichheit aller Menschen behaupten zu wollen, wäre Wahnsinn. Anders aber liegt die Sache bei den geistigen Eigenschaften, den angeborenen Trieben und Fähigkeiten. Obwohl auch diese durchaus von der Beschaffenheit und Ausbildung des Gehirns abhängig sind, das den gleichen Vererbungsgesetzen wie jeder andere Teil unseres Leibes unterworfen[1]) ist, gibt es doch immer noch Leute, die aus allerlei Vorurteilen und aus Beweggründen, die mit der Wissenschaft nichts zu tun haben, Schwarzen und Weißen, Gelbgesichtern und Rothäuten, dem rohesten Wilden wie dem hochgesitteten Kulturmenschen eine gleichmäßige Begabung oder doch wenigstens Bildungsfähigkeit zuschreiben. Wie es aber kommt, daß die einen seit ungezählten Jahrtausenden im gleichen tierischen Stumpfsinn hindämmern und sich mit den allereinfachsten und rohesten Werkzeugen aus Stein, Bein und Holz behelfen, während die anderen die höchsten Aufgaben erfassen und lösen, die Naturkräfte in ihren Dienst zwingen und mit kühnem Wagemut um die Weltherrschaft ringen, darüber vermögen die Gleichheitschwärmer keine Auskunft zu geben.

Mit den Versuchen, tiefstehende Völkerschaften auf unsere Gesittungsstufe zu heben, zu unseren Anschauungen zu bekehren und an unsere Lebensweise zu gewöhnen, ist schon unendlich viel Geld und Arbeitskraft nutzlos vergeudet, oft sogar geradezu Unheil gestiftet worden. Man lasse ihnen doch die durch natürliche Entwicklung entstandenen, dem Himmel und dem Boden angepaßten Sitten und Gewohnheiten, soweit sie für sie selbst und ihre Herren unschädlich sind, und gewöhne sie ganz allmählich, mit wohlwollender Strenge, wie man Kinder erzieht, an Arbeit und friedliches Zusammenleben. Daß aber auch der besten Erziehung, bei Einzelnen wie bei Völkern, von der Natur unübersteigliche Schranken gesetzt sind, lehrt die tägliche Erfahrung.

Da das Gehirn, der Sitz der geistigen Fähigkeiten und des Seelenlebens, mit seiner Hülle, dem Schädel, in engster Wechselbeziehung steht, lassen sich aus dessen Ausdehnung und Gestaltung mancherlei Rückschlüsse auf die ererbten Anlagen seines Trägers ziehen. Wenn auch die größten Köpfe durchaus nicht immer die fähigsten sind —

[1]) Vergl. meine Abhandlung über „Die Vererbung der geistigen Eigenschaften" in der Illenauer Festschrift. Heidelberg 1892, C. Winter.

Digitized by Google

es handelt sich beim Gehirn hauptsächlich um die feinere Ausgestaltung, um den Reichtum an Nervenzellen und Verbindungsbahnen —, so ist doch von vornherein anzunehmen, daß allzu enge und die Kennzeichen rückständiger Entwicklung an sich tragende Schädel auch wenig leistungsfähige Gehirne einschließen werden. Wie bei einem Mikrocephalen alle Bildungsversuche vergeblich bleiben, so sind auch manche tiefstehende Völker durch ihre mangelhafte Gehirnentwicklung von jeder höheren Gesittung ausgeschlossen. Wohl ist auch ihr Gehirn aufsteigender Entwicklung fähig, aber diese erfordert sehr lange Zeit und kommt daher für die Gegenwart nicht in Betracht. Die Grenzen der Bildungsfähigkeit wilder Völker zu erkennen, ist daher bei der Gründung überseeischer Siedelungen von der größten Wichtigkeit.

Schon aus diesem Grunde, als Behausung des edelsten Organs, spielt der knöcherne Schädel in der Menschenkunde und bei allen Einteilungsversuchen unseres Geschlechtes eine hervorragende Rolle. „On sait", schreibt[1]) einer der bekanntesten französischen Anthropologen, de Quatrefages, „quelle est, en anthropologie, l'importance de la tête osseuse. A elle seule elle fournit les principaux éléments de la distinction des races humaines." Ganz gewiß müssen bei der Rasseneinteilung alle Merkmale, Knochenbau, Weichteile, Hautdecken, Haare, Farben, berücksichtigt werden, aber nicht alle haben den gleichen entwicklungsgeschichtlichen und artenbildenden Wert, solche den größten, die von äußeren Einflüssen am unabhängigsten sind und darum am weitesten in die Vorstufen der Stammesbildung zurückreichen. Zu diesen gehört vor allem der längliche oder runde Schädelbau, der, an sich ohne jede Bedeutung für den einzelnen Menschen, gerade darum, wo Blutmischung ausgeschlossen war, seit vielen Jahrtausenden sich fast unverändert erhalten hat. In doppelter Hinsicht verdient also die knöcherne Schädelkapsel die ihr von dem französischen Forscher in der Menschenkunde zugeschriebene hervorragende Bedeutung. Seit Jahren verwerte ich daher die Hauptmerkmale für die Gliederung des Menschengeschlechts in nachstehender Reihenfolge: Schädel, Farben, Wuchs.

Um die nicht minder wichtigen geistigen Eigenschaften beurteilen zu können, besitzen wir außer der Schädelgestalt noch einen anderen äußeren Anhalt, denn merkwürdigerweise liefert uns die Hautfarbe dafür einen brauchbaren Maßstab. Im großen und ganzen — die Völker jenseits des Gleichers zeigen aus gewissen, mit der Ausbreitung des Menschengeschlechts zusammenhängenden Gründen ein etwas abweichendes Verhalten — kann man nämlich sagen: die geistige Begabung verhält sich umgekehrt wie die Farbstoffablagerung, d. h. die Menschen mit lichter Haut sind auch geistig die hellsten. Wie ist das zu erklären, da doch an und für sich der Verlust des Farbstoffes keinen Vorteil bringt, in höherem Maße sogar, man denke nur an die Albinos, geradezu schädlich wird? Einfach dadurch, daß die Farbenbleichung zu den jüngsten Errungenschaften des Menschengeschlechts gehört, daß also die hellfarbigen Völker am längsten den umgestaltenden und gerade dadurch fortschrittfördernden Einflüssen, wie sie die allmähliche Erkaltung des Erdballes mit sich brachte, ausgesetzt waren.

[1]) L'Espèce humaine, 10 éd. Paris 1890.

Digitized by Google

Die Erforschung der langsam aufsteigenden Entwicklung des Menschengeschlechts, seiner allmählichen Ausbreitung über alle zugänglichen und bewohnbaren Länder der Erdkugel, seiner Anpassung an die örtlichen Verhältnisse und endlich seiner Spaltung in verschiedene Aeste und Zweige, sowie deren Unterscheidung, Kennzeichnung und Benennung ist eine rein naturwissenschaftliche Aufgabe. So wichtig die Sprache im Völkerleben auch sein mag, als artbildendes Merkmal kann sie nicht gelten, da sie nicht vererbt, sondern erlernt wird, da der Mensch sie wechseln kann wie ein Kleid, während aus seiner Haut, nach einem des öftern von mir gebrauchten Gleichnis, noch niemand gefahren ist. Doch wäre gerade ich der letzte, einen ursächlichen Zusammenhang der Menschenrassen und der Sprachen zu verkennen oder zu leugnen; ich habe im Gegenteil stets[1]) darauf hingewiesen, wie wertvoll die Rassenkunde auch für die Sprachforschung ist, da im Schoße der am weitesten vorgeschrittenen und geistig am meisten befähigten Rassen naturgemäß mit den sonstigen Errungenschaften der Kultur auch die höchstentwickelten Sprachen entstanden sind.

Für das Volkstum ist die Sprache ausschlaggebend, denn ein Mann mit deutscher Muttersprache muß als Deutscher bezeichnet werden und fühlt sich als solcher, einerlei, ob er dem Deutschen Reich, dem österreichisch-ungarischen oder dem russischen Staat, der schweizerischen Eidgenossenschaft, den niederländischen Königreichen oder dem Großherzogtum Luxemburg angehört, ob er von Germanen, Kelten oder Slawen abstammt; die geschichtliche Bedeutung und die Leistungsfähigkeit der Völker aber wird durch ihren Rassengehalt bestimmt, denn die Begriffe „Rasse" und „Volk" decken sich[2]) nur in den seltensten Fällen und gleichsprachige Völker sind durchaus nicht immer gleichwertig; holländisch redende Kaffern z. B. oder Neger, die nur Französisch oder Englisch verstehen, sind darum noch lange keine Europäer oder Indogermanen.

Wegen der heillosen, durch die Verwechselung der beiden grundverschiedenen Begriffe entstandenen Verwirrung muß daher auch die Benennung der Spielarten oder Rassen des Menschengeschlechts eine streng naturwissenschaftliche sein, und alle von geschichtlichen Völkernamen oder von Sprachstämmen abgeleiteten Bezeichnungen sind als irreführend zu vermeiden. Nicht mit Unrecht hat Reinach[3]) „die verdammten Völkernamen (les maudits ethniques)" eine „Pest der Anthropologie" genannt, und Lapouges[4]) Forderung, man dürfe sich bei der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Menschen ebensowenig von der „zoologischen Namengebung (la nomenclature zoologique)" entfernen, als ob es sich um Katzen oder Raben handle, muß dem Naturforscher eigentlich selbstverständlich erscheinen.

Vor beinahe zwei Jahrhunderten schon hat der Begründer der wissenschaftlichen Einteilung des Tier- und Pflanzenreiches diesen

[1]) U. a. in dem Vortrag „Rasse und Sprache", Naturwissenschaftl. Wochenschrift N. F. I, 12.

[2]) Vergl. meinen Vortrag über „Rassen und Völker" auf dem 7. Internationalen Geographenkongreß in Berlin 1899, Verhdl. II, S. 586.

[3]) L'Anthropologie XIII, S. 777.

[4]) L'Aryen, son rôle social. Paris 1899.

Digitized by Google

Weg betreten. Als Linné[1]) den Menschen unter die Primaten (Hochtiere) einreihte, gab er ihm auch einen entsprechenden zoologischen Namen, Homo sapiens, wegen seiner die aller anderen Lebewesen weit übertreffenden geistigen Fähigkeiten, unterschied aber davon nach dunklen Gerüchten einen „wilden Wald- oder Höhlenmenschen (Homo sylvestris sive troglodytes und H. ferus)". „Wir sollten", schrieb ich[2]) vor dritthalb Jahren, „schon um das Andenken des großen schwedischen Naturforschers, der freilich weder den fossilen Urmenschen noch die niedersten lebenden Rassen gekannt hat, zu ehren, an dieser in der Wissenschaft eingebürgerten Namengebung nicht rütteln", sondern beibehalten, was irgend mit den fortgeschrittenen Kenntnissen unserer Zeit vereinbar ist. Entsprechend den damals bekannten Festländern hat er die Menschheit in vier Hauptrassen eingeteilt, diese nach ihren Verbreitungsgebieten Homo europaeus, afer, asiaticus und americanus benannt und mit kurzen, aber treffenden Bemerkungen gekennzeichnet. Unter seinem Homo europaeus hatte er hauptsächlich den lichthaarigen und blauäugigen Nordeuropäer (pilis flavescentibus prolixis, oculis caeruleis) verstanden und mußte ihm daher den schwarzhaarigen, dunkeläugigen Mittel- und Südeuropäer als Homo alpinus gegenüberstellen. Auch darin, daß er sich auf wenige Hauptrassen beschränkte, dürfen wir Linnés Beispiel folgen, denn „wie im Sonnenspektrum die Grundfarben, so gilt es", nach einem früheren Ausspruch von mir, „im bunten Völkergewimmel mit seinen zahllosen Uebergängen und Mischungen die ursprünglichen Grundbestandteile" zu erkennen.

Wovon aber der schwedische Forscher nichts geahnt und was noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts der berühmte Cuvier rundweg geleugnet hatte, das sind die früheren Erdaltern angehörenden Gebeine ausgestorbener Menschenrassen, die wir unter dem gemeinschaftlichen Namen Homo fossilis zusammenfassen können. Von diesen aber muß heutzutage die wissenschaftliche Menschenkunde ausgehen, wenn sie die Entstehung, Verbreitung und Verwandtschaft der lebenden Menschenarten richtig verstehen und im entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang darstellen will.

Schwalbe, ein Forscher, den ich von allen somatischen Anthropologen am höchsten schätze und der sich um die streng wissenschaftliche Erforschung der ausgestorbenen Menschenrassen die größten Verdienste erworben hat, unterscheidet nur Homo primigenius und H. sapiens, so daß er diesem letzteren alle, auch die ältesten, Knochenfunde zuteilen muß, die nicht der Neandertalrasse angehören. Da aber die Menschheit sich ganz allmählich und mit sehr verschiedener Geschwindigkeit aus niederen zu höheren Stufen erhoben hat, da dem Namengeber selbst der urgeschichtliche Mensch völlig unbekannt war, glaube ich berechtigt zu sein, auch die ausgestorbenen Menschengeschlechter in verschiedene Rassen einzuteilen und unter dem gemeinsamen Namen Homo fossilis den heute lebenden gegenüberzustellen.

---

[1]) Systema Naturae. Leyden 1735.

[2]) Die Namen der Menschenrassen. Globus Bd. 84, No. 19, 1903.

Digitized by Google

I. Urgeschichtliche Rassen (Homo fossilis).

Da wir vom vorweltlichen Menschen nur das Knochengerüste, und auch dieses nicht vollständig, kennen, lassen sich wohl über Größe, Haltung, Leibeskraft annähernd zutreffende Vorstellungen bilden, bezüglich der äußeren Erscheinung aber, für Augen- und Hautfarbe, Behaarung u. dergl. sind wir auf ziemlich unsichere Rückschlüsse von den jetzt lebenden niedersten Menschenrassen oder von unseren nächsten Seitenverwandten, den Großaffen, angewiesen. Trotz manchem überraschenden Fund der letzten Jahrzehnte sind unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete leider immer noch recht lückenhaft, und die Aufgabe, aus so zerstreuten Gliedern ein einheitliches Ganzes zu gestalten und überall den ursächlichen, entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang herzustellen, ist darum keine leichte und einfache. Wie ich schon in einer Besprechung[1]) der trefflichen, von Kraitschek in diesen Blättern (I, 7, II, 1, 7 und 9) veröffentlichten Aufsätze über „Die Menschenrassen Europas" hervorgehoben habe, bieten die spärlichen Horden des Urmenschen, „da sie sich vielfach in den mannigfaltigsten Verhältnissen vermischt und gekreuzt haben, ein sehr buntscheckiges Bild, bilden ein schier unauflöslich scheinendes Wirrsal, so daß es gewiß nicht leicht fällt, die Grundrassen als solche zu erkennen und von den Bastardrassen zu unterscheiden, ihre Herkunft, Ausbreitung und Verwandtschaft festzustellen, ihren Anteil an der Zusammensetzung der heute lebenden Völker zu bestimmen". Irrtümer und Fehlgriffe sind also ebenso erklärlich als verzeihlich, und auch ich möchte meine Aufstellungen, die ja jeden Augenblick durch neue Funde berichtigt werden können, nicht als endgültige bezeichnen.

Seit 15 Jahren, durch die Entdeckung des merkwürdigen Zwittergeschöpfes von Trinil auf Java (Pithecanthropus erectus Dubois) sind wir imstande, unsern paläontologisch gesicherten Stammbaum bis in vormenschliche Zeiten zu verfolgen. Es sei darum an die Spitze des Abschnitts über die fossilen Rassen gestellt

1. Der Vormensch (Proanthropus erectus).

Die Gründe, warum ich die Namengebung des Entdeckers nicht als vollkommen entsprechend anerkennen kann, habe ich in früheren Arbeiten[2]) ausführlich dargelegt. Es sei hier nur kurz erwähnt, daß Pithecanthropus in wörtlicher Uebersetzung „Affenmensch" bedeutet, Anthropopithecus dagegen „Menschenaffe". Das fragliche Geschöpf ist aber weder ein affenähnlicher Mensch noch ein menschenähnlicher Affe, sondern eine den gemeinsamen Vorfahren beider noch sehr nahestehende Vorstufe des Menschen, für die sich darum die Bezeichnung Proanthropus mit dem Beiwort erectus wegen seines unzweifelhaft aufrechten Ganges am besten eignet. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß der Vormensch von Java auch der unmittelbare Vorfahr oder

[1]) Globus, Bd. 86, No. 3.

[2]) Besonders in den Vorträgen „Der Pithecanthropus erectus und die Abstammung des Menschen", Verhdl. d. Naturwissensch. Vereins in Karlsruhe, XIII, 1900, und „Die Urheimat des Menschengeschlechts", Verhdl. des Naturhist.-med. Vereins in Heidelberg, N. F. VII, 1905, sowie im naturwissensch. Teil meines Buches „Die Germanen", Eisenach und Leipzig 1904.

Digitized by Google

„Erzeuger" des wirklichen Menschen sei; auch darin weichen meine Ansichten etwas von denen[1]) Dubois' ab. Schon der von allen übrigen Fundstätten der ältesten Menschenknochen so weit abliegende Entdeckungsort, dann aber auch die verhältnismäßig junge, pleistocäne Fundschicht nötigen uns zu der Annahme, daß diese einzigartigen Ueberbleibsel zu einer vom Ursprungsgebiet unserer vormenschlichen Vorfahren ausgestrahlten und ohne Nachkommen ausgestorbenen Verbreitungswelle gehören müssen.

Wie sich der Entdecker das Aussehen dieses Vormenschen vorstellt, habe ich mit vielen andern Besuchern der Pariser Weltausstellung von 1900 nach dem in der niederländischen Kolonialabteilung aufgestellten lebensgroßen Standbild des Pithecanthropus beurteilen können. Das Urteil der Sachverständigen richtet sich selbstverständlich nach ihrer Auffassung des Fundes selbst; den einen, die diesen für einen Affen erklären, ist die Nachbildung zu menschlich, den andern, die ihn einer tiefstehenden Menschenrasse zuschreiben, nicht menschlich genug. Ich selbst, der ich den Proanthropus für ein richtiges Bindeglied, glücklich aufgefundenes „missing link", aber nicht zwischen Affen[2]) und Menschen, sondern zwischen diesen und ihren mit jenen gemeinschaftlichen Vorfahren[3]) halte, finde den Versuch im ganzen recht wohl gelungen und möchte nur die Kiefer etwas tierischer und vorspringender, die Stirn flacher, den Kopf niederer und länglicher gestaltet, die Behaarung stärker angedeutet[4]) sehen. Jedenfalls können wir uns nach diesem untergegangenen Seitenzweig eine sehr gute Vorstellung von unsern richtigen Stammvätern machen. Bemerkenswert ist die ausgesprochene Langform des Schädels von Trinil, der darin ganz den später auf dem gleichen Wege nach Inselindien und Australien gelangten Menschenrassen entspricht. Ob wir, wie ich früher anzunehmen geneigt war, neben diesem langköpfigen noch einen rundköpfigen Vormenschen (Proanthropus brachycephalus) voraussetzen

[1]) Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Uebergangsform. Batavia 1894.

[2]) Die von Cope, Hubrecht, Klaatsch u. A. versuchte Trennung des menschlichen Stammbaums von dem der Großaffen ist entschieden verfehlt. Schon nach den Tatsachen der vergleichenden Anatomie, dann aber auch nach der Blutprobe (biologischen Reaktion) und ihrer Empfänglichkeit für Lues sind diese unzweifelhaft unsere nächsten Seitenverwandten im Tierreich. Auch aus der Vergleichung der Hautfalten der Handfläche und der Sohle, sowie aus dem Verhalten der Vorderarmknochen geht hervor, daß die Großaffen unsere nächsten Verwandten sind. Vergl. die Mitteilungen von Schlaginhaufen auf der Anthropologenversammlung in Salzburg, Verhdl. S. 124—26, und E. Fischer, Die Variationen an Radius und Ulna, Ztschr. f. Morph. u. Anthr. IX, 1906, S. 147—247.

[3]) Von diesen, die noch nicht gefunden sind, habe ich in meinem Vortrag auf der Kasseler Naturforscherversammlung 1903, Verhdl. II, 1, S. 205, ein „Ahnenbild" entworfen und ihnen den Namen Pithecanthropus atavus, Menschaffenahn, beigelegt.

[4]) Vergl. meine früheren Ausführungen, z. B. in der naturwissenschaftl. Wochenschrift XVI, 33. Seitdem hat Dubois für die „Giganten der Vorwelt" von Abels (München 1906, A. Reusch; von mir im Globus und in der Polit.-anthr. Revue besprochen) ein neues Bild seines Pithecanthropus gezeichnet, das die von mir gerügten Einzelheiten verbessert. Auch Gabriel Max hat wieder einen, noch nicht veröffentlichten Versuch gemacht, den Vormenschen bildlich darzustellen. Darüber, sowie über die in der Höhle von Altamira gefundenen, mit den vom verstorbenen Piette veröffentlichten Schnitzereien übereinstimmenden Wandbilder habe ich am 9. Juli d. J. im Naturhistorisch-medizinischen Verein in Heidelberg gesprochen („Neue bildliche Darstellungen des Vormenschen").

Digitized by Google

müssen, oder ob die rundliche Schädelgestalt sich erst später aus der länglichen entwickelt und von ihr abgezweigt hat, läßt sich zurzeit mit Sicherheit noch nicht entscheiden. Auf der nächsthöheren Entwicklungsstufe steht

2. Der Urmensch (Homo primigenius).

Unsere Kenntnis dieser ursprünglichsten und tierähnlichsten Menschenrasse ist jetzt gerade ein halbes Jahrhundert alt. Sie wurde 1856 begründet durch den berühmten oder, wie Ranke noch vor zwölf Jahren[1]) schrieb, „berüchtigten" Fund in den Höhlen des Neandertals bei Düsseldorf, 1886 durch die Schädel und Knochen von Spy in Belgien bestätigt und seitdem durch verschiedene andere Entdeckungen, ganz besonders in den letzten Jahren durch die ergiebigen Ausgrabungen bei Krapina in Kroatien ergänzt und vervollständigt. Die früheren, auf dem Vorurteil, es könne überhaupt keine tiefer stehende Menschenart geben, beruhenden Einwände, daß alles, was am Neandertalschädel tierisch erscheine, von krankhaften Veränderungen herrühre, haben sich als durchaus unberechtigt erwiesen und die Erkenntnis der Wahrheit zwar verzögern, aber nicht verhindern können. Es ist eine wohlverdiente Rechtfertigung für den Entdecker Fuhlrott, der sich durch keinerlei absprechende Urteile gelehrter und berühmter Zeitgenossen einschüchtern ließ, daß seine ursprüngliche[2]) Ansicht, die Gebeine von Neandertal seien die Ueberbleibsel einer tiefstehenden, ausgestorbenen, fossilen Menschenrasse, durch die fortschreitende Wissenschaft uneingeschränkte Anerkennung gefunden hat. Die von den französischen Anthropologen de Quatrefages und Hamy in ihrem schönen, jetzt allerdings nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Schädelwerk[3]) aufgestellte „race de Canstadt" (die richtige Schreibung ist bekanntlich Cannstatt) läßt sich freilich insofern anfechten, als das vielumstrittene, zweifellos aber sehr alte Schädelbruchstück aus dem Löß des Neckartals nach genaueren Vergleichungen und Untersuchungen[4]) dieser Rasse nicht angehört; die 1892 unter Virchows

[1]) Der Mensch II, 1894.
[2]) Der fossile Mensch aus dem Neanderthal. Duisburg 1865.
[3]) Crania ethnica. Paris 1878—81, Baillière et Fils.
[4]) In einem Vortrag der vorjährigen Anthropologenversammlung in Salzburg, Verhdl. S. 85, hat Schwalbe eine demnächst erscheinende „ausführliche Beschreibung" angekündigt. Diese vortreffliche Arbeit ist inzwischen in d. Zeitschr. f. Morphologie und Anthropologie (1906, S. 183—228) erschienen und mir vom Herrn Verfasser zugeschickt worden. Nach einer genauen Fundgeschichte und eingehenden, durch verschiedene Abbildungen erläuterten Beschreibung faßt Schwalbe seine „zoologische Beurteilung" dahin zusammen, daß „die bekannten Tatsachen hinreichen, den Cannstatt-Schädel vollständig aus dem Formenkreise des Homo primigenius auszuscheiden und ihn dem des Homo sapiens zuzuweisen", welch letzterer aber nach Schwalbe „bis in die jüngere Periode des Diluviums" zurückreicht. „Dans tous les cas, une pièce douteuse ne peut servir de type", mit diesen Worten der französischen Altertumsforscher G. und A. de Mortillet (Le Préhistorique, 3. éd. Paris 1900), wird jeder Einsichtige übereinstimmen, auf der anderen Seite kann ich mich aber dem Urteil des Straßburger Forschers nicht vollständig anschließen. Zunächst scheint mir der Nachweis, „daß der Cannstatt-Schädel seiner Form nach unter die brachycephalen Schädel zu rechnen sei", nicht erbracht, überhaupt nicht möglich, dann aber ist er nach meiner Auffassung, wenn auch nicht als „Typus", so doch als Ueberbleibsel „einer niederen Rasse" anzusehen. Die Bruchstücke des Schädeldachs sind zu dürftig,

Digitized by Google

Führung auf der Anthropologenversammlung in Ulm gegen die französischen Forscher gerichteten Angriffe haben aber, indem sie nicht nur den Namen, sondern die ganze Rasse verwarfen, weit übers Ziel hinausgeschossen. Das „Gespenst von Cannstatt", wie es Virchow genannt hat, ist keineswegs gebannt, sondern hat nur den Namen gewechselt; die irrtümlich nach ihm benannte Rasse besteht heute vor der strengsten Wissenschaft zu Recht und bildet die Grundlage unserer Kenntnisse von den Urzuständen der Menschheit. Was sich die deutschen Anthropologen von dem französischen Paläontologen Boule sagen lassen[1]) müssen, ist leider weder unberechtigt noch unverdient: „il (Fraipont) prouve clairement que les anthropologistes d'Ulm ont péché ou par ignorance ou par mauvaise foi. La leçon est dure, mais n'est elle pas méritée?"

Das über diese Rasse in den „Crania ethnica" Gesagte, daß sie als „la plus vieille des races humaines connues" zu betrachten und durch Merkmale wie „l'obliquité et l'aplatissement du front, la saillie énorme des arcs surciliers" gekennzeichnet sei, wird für alle Zeiten zum unveränderlichen Bestand der Wissenschaft gehören; nur haben wir im letzten, an unermüdlichem Forscherfleiß, an überraschenden Entdeckungen so reichen Vierteljahrhundert gelernt, die bezeichnenden Merkmale der fossilen Rassen klarer zu erfassen und schärfer zu unterscheiden, ihre Grenzen fester und sicherer zu ziehen und demnach manches, was ursprünglich mit der „race de Canstadt" zusammengeworfen war, auszuscheiden und anderweitig unterzubringen.

Daß dieser Name keine Berechtigung hat, ist schon erwähnt worden, aber auch die von dem Engländer King[2]) vorgeschlagene naturwissenschaftliche Bezeichnung Homo neandertalensis ist nach den seitdem gemachten, der gleichen Rasse angehörenden Funden nicht mehr zutreffend. Statt nach einzelnen zufälligen Fundorten sollten die fossilen Rassen in allgemeinerem Sinne nach ihrer wesentlichen Bedeutung benannt werden. Für diejenige des Neandertalers habe ich darum, weil sie die ältestbekannte menschliche ist, durch meinen 1897 auf der Braunschweiger Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrag[3]) über „Menschenrassen und Weltgeschichte" den Namen Homo primigenius[4]) in die Wissenschaft eingeführt.

---

um uns eine genaue Vorstellung von der Gestalt des ganzen Schädels geben zu können, ähneln aber doch ganz entschieden denen des „Lößmenschen". Bei der Unsicherheit der Herkunft muß die Frage jedoch eine offene bleiben. „On voit", schreibt neuerdings (L'Anthr. XVII, S. 64) Obermaier, „avec qu'elle facilité on peut attribuer à ce crâne l'origine que l'on désire!"

[1]) In einer Besprechung von Fraipont (La race imaginaire de Canstadt ou de Néanderthal, Bull. Soc. d'Anthr. de Bruxelles XIV) in L'Anthropologie VII, S. 59 u. 60.

[2]) The reputed fossil man of Neanderthal. Quart. Journ. of Science, 1864, S. 96.

[3]) Unverkürzt abgedruckt in der Naturwiss. Wochenschr. XIII, 1.

[4]) In der Altertumskunde habe ich in ähnlicher Weise die allgemeineren Bezeichnungen „norischer, keltischer, germanischer Stil" (Hallstatt, La Tène, Reihengräber) in Vorschlag gebracht. Wie ich nachträglich erfuhr, hatte schon die geistreiche Schriftstellerin Clémence Royer den gleichen Ausdruck gebraucht, aber ganz allgemein, nicht für eine bestimmte Rasse. Nach mir haben ihn Schwalbe, Gorjanovic-Kramberger u. A. angenommen. So sehr ich die Verdienste des erstgenannten Forschers auf diesem Gebiete zu schätzen weiß, der von Stratz in seiner „Naturgeschichte des Menschen", Stuttgart 1904, gebrauchten Bezeichnung „Homo primigenius Schwalbe" muß ich die Berechtigung absprechen.

Digitized by Google

Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft gehören zu dieser Rasse die Schädel und Schädelbruchstücke von Neandertal, Spy und Krapina, die Kiefer von La Naulette, Gourdan, Arcy, Malarnaud, Schipka und Ochos, die Zähne von Taubach und Krapina, die Rumpf- und Gliedmaßenknochen von Neandertal, Spy und Krapina[1]). Diese verschiedenen, fast das ganze Skelett umfassenden Knochenstücke setzen uns instand, uns ein ungefähres Bild von der Leibesbeschaffenheit der Urmenschen zu machen. Er hatte demnach eine kräftige, aber plumpe und gedrungene[2]) Gestalt, wenig höher als 1,5 Meter, stärkere Beine als Arme, vollkommen aufrechte Haltung, einen langen[3]), flachen und ziemlich engen Schädel (etwa 1200 ccm Hohlraum), eine fliehende Stirn, stark vorspringende Augenwülste, kräftige, vorstehende Kiefer und Zähne, ein zurückweichendes Kinn. Der Gesichtsausdruck muß ein ziemlich wilder, fast tierischer gewesen sein. Die Farbe der vermutlich noch behaarten Haut war wohl eine mittlere, die der Augen sicher dunkel. Eine von dem amerikanischen Bildhauer Hyatt Meyer angefertigte, von Buschan auf der Greifswalder Anthropologenversammlung 1904 vorgezeigte Büste des Neandertalers[4]) ist als einer der bestgelungenen Wiederherstellungsversuche urgeschichtlicher Rassen zu betrachten. Auszusetzen habe ich daran nur die etwas zu kleinen und zu feinen Ohren, das zu lange und weiche Haupthaar, die fehlende Behaarung auf Brust und Schultern.

Nach dem Knochenbau, wie nach dem Verbreitungsgebiet des Homo primigenius würde nichts im Wege stehen, ihn als unmittelbaren Vorfahren jüngerer und höherstehender Rassen zu betrachten. Doch bin ich aus allgemein paläontologischen Gründen[5]) jetzt mehr

---

[1]) Einige Funde, die ich wegen ihres hohen Alters in meinem Wormser Vortrag über „die Rassen der Steinzeit" (Verhdl. der D. Anthr. Ver., S. 185) noch zu Homo primigenius gestellt hatte, teile ich aus anatomischen Gründen jetzt anderen Rassen zu.

[2]) Da auch der Proanthropus nach menschlichen Verhältnissen von Mittelgröße ist, entbehrt Kollmanns Ansicht von einer zwerghaften Stammrasse der tatsächlichen Grundlage. Ganz der gleichen Ansicht ist auch Schwalbe, der in einer sehr eingehenden Arbeit „Zur Frage der Abstammung des Menschen" (Ztschr. f. Morphol. und Anthropol. 1906, S. 9—80) Kollmanns Behauptungen gründlich widerlegt.

[3]) Gegen die von dem Entdecker anfangs behauptete Ultrabrachycephalie der Var krapinensis des H. neandertalensis habe ich sofort in verschiedenen Veröffentlichungen Verwahrung eingelegt. Er ist jetzt selbst davon abgekommen und berechnet aus den verschiedenen Schädelbruchstücken nur noch einen Index von ungefähr 82. Aber auch diese Zahl ist unzuverlässig, da sich aus Bruchstücken, wie ich im Globus, Bd. 88, Nr. 18, auseinandergesetzt habe, überhaupt kein sicherer Index berechnen läßt. In der angeführten Abhandlung über die „Abstammung des Menschen" sagt Schwalbe, die Abweichungen einzelner Knochen seien „nicht auf verschiedene Varietäten des Homo primigenius zurückzuführen", und fügt in einer Anmerkung bei, auch ich habe mich „gegen die Annahme mehrerer Unterrassen des Urmenschen von Krapina geäußert".

[4]) Auf Wunsch des Herausgebers von mir im Centralblatt für Anthropologie, X 2, beurteilt. Schwalbe beanstandet den allerdings etwas unbestimmten, aber bezeichnenden Ausdruck „fliehende Stirn" und unterscheidet zwischen „Augenwülsten" (Tori supraorbitales) und „Augenbögen" (Arcus superciliares), von denen die erstern nur bei Homo primigenius vorkommen sollen. Uebergänge sind aber selbstverständlich nicht ausgeschlossen.

[5]) Auch Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus sind nicht die Nachkommen von E. antiquus und Rh. Merckii. In dem angeführten Vortrag über die „Urheimat des Menschengeschlechts" habe ich ein für paläontologische, wie für neuzeitliche Verhältnisse gültiges „Verbreitungsgesetz" aufgestellt.

Digitized by Google

geneigt, spätere Nachschübe aus der Urheimat des Menschengeschlechts anzunehmen; das schließt aber nicht aus, daß einzelne Horden des Urmenschen sich erhalten und mit den siegreich vordringenden Einwanderern gekreuzt haben können. Dadurch wären dann auch die in den „Crania ethnica" besonders hervorgehobenen Rückschläge (altbritische und altkeltische Schädel, der von Blumenbach so genannte Batavus genuinus u. a.) erklärt und die Worte gerechtfertigt: „qui (la race paléontologique du Neanderthal), fondue avec les races postérieures, accuse son existence passée par l'empreinte qu'elle impose encore aujourd'hui a quelques rares individus."

Von der größten Wichtigkeit und stammesgeschichtlichen Bedeutung ist das Verbreitungsgebiet des H. primigenius. „Die bisher aufgezählten Fundstätten der Neandertalmenschen", sagt Schwalbe[1]), „einschließlich des Ortes Taubach bei Weimar, aus dessen Schichten durch Nehring nur wenige Zähne bekannt sind, gehören sämtlich Mitteleuropa zwischen dem südlichen Rand der großen nordischen Vereisung und dem Nordrand der Alpen und Pyrenäen an." Da damit merkwürdigerweise auch der paläontologische Fundbereich der großen Affen[2]) zusammenfällt, ergibt sich, im Gegensatz zu früheren Meinungen, nach dem erwähnten „Verbreitungsgesetz" die notwendige Schlußfolgerung, „daß bei ihrer Ausbreitung über den Erdball nicht nur die Großaffen, sondern auch die ältesten Menschenhorden den Weg über das europäische Festland genommen haben müssen."

Man mag über tertiäre „Eolithen" denken, wie man will, aus dem durch zuverlässige Fundberichte bestätigten Zusammenleben des Urmenschen mit einer wärmeliebenden Tierwelt, besonders dem stets offenes Wasser brauchenden Flußpferd, geht unzweifelhaft hervor, daß er in unserem Weltteil älter ist als die Eiszeit, womit nicht bestritten werden soll, daß H. primigenius noch im ersten Abschnitt derselben ausgedauert hat.

Die von Lapouge bis in die neueste Zeit[3]) festgehaltene Ansicht, die Neandertalrasse sei nicht als menschliche, sondern als vormenschliche zu betrachten (Pithecanthropus neandertalensis, bezw. krapinensis), wird meines Wissens von keinem anderen Forscher geteilt. Mit ihrem dem mancher lebenden Rassen nahekommenden Schädelraum

[1]) Die Vorgeschichte der Menschen, Braunschweig 1904. Erweiterter Kasseler Vortrag, von mir in d. Mitt. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturw. VIII, S. 45 besprochen. Auf S. 10 ist zu lesen: „Wegen seiner primitiveren Charaktere wird dem Neandertalmenschen wohl am zweckmäßigsten der Name Homo primigenius zuteil."

[2]) Bis jetzt ist nur ein nichteuropäischer fossiler Großaffe bekannt, der 1878 im nordwestlichen Indien gefundene, als Vorläufer zu betrachtende Palaeopithecus sivalensis. Schlosser (Die fossilen Säugetiere Chinas, K. B. Akad. d. Wiss., math.-phys. Klasse XXII) beschreibt einen in China gefundenen Zahn, von dem es aber zweifelhaft ist, ob er einem Affen, dem Vormenschen oder dem Urmenschen angehört hat.

[3]) Die Rassengeschichte der französischen Nation, IV, 1 dieser Zeitschrift, auch in dem angeführten Werk L'Aryen. Meine Ansicht teilt auch Schwalbe; er schreibt auf S. 24 der Abh. über „die Abstammung des Menschen" u. a. folgendes: „Ich habe deshalb den Pithecanthropus nicht mehr zu den Anthropoiden im engeren Sinne, sondern zu den durch aufrechten Gang und hervorragende Schädelentwicklung ausgezeichneten Hominiden gestellt, eine Entwicklungsreihe, welche mit Pithecanthropus beginnt und über Homo primigenius zu Homo sapiens führt." Sprachlich ist die Bezeichnung „Hominiden" als Bastardbildung zu beanstanden; „Anthropiden" wäre vorzuziehen.

Digitized by Google

haben die Ureuropäer von Neandertal und Spy ein begründetes Anrecht darauf, zu den richtigen Menschen (Homines) gerechnet zu werden. Ungefähr von gleichem erdgeschichtlichen Alter wie Homo primigenius ist der vor einigen Jahren in einer Höhle bei Mentone gefundene, von Lapouge für „die ältestbekannte Menschenrasse" erklärte

3. Urneger (Homo niger var. primigenia sive fossilis).

Meine Aufstellung dieser besonderen, von den Franzosen „type de Grimaldi" (nach dem Adelsgeschlecht des Fürsten von Monaco) genannten Rasse ist anfänglich auf Widerstand gestoßen, doch hat man, durch die Doppelbestattung der „Kinderhöhle" aufmerksam gemacht, immer deutlichere Spuren derselben in unserem Weltteil gefunden. In dem Aufsatz „Urgeschichtliche Neger in Europa" habe ich[1]) das bis jetzt darüber Bekannte und Veröffentlichte zusammengefaßt. „Ces squelettes", so äußert sich neuerdings Boule[2]) über das geologische Alter der Doppelbestattung, „remontent donc à un moment fort reculé des temps quaternaires. L'horizon d'ou ils proviennent ne saurait être bien éloigné de celui qui, dans la caverne voisine du Prince, renferme non seulement Rhinoceros Merckii mais encore l'Elephas antiquus et l'Hippopotame, c'est à dire la faune chaude qui est la plus ancienne faune du Quaternaire." Ist es denn so wunderbar, daß mit einer ganz afrikanischen Tierwelt einstmals auf europäischem Boden auch Menschen gelebt haben, die den Bewohnern jenes südlichen Erdteils gleichen? Die Rasse war von mittlerem Wuchs, nach den Untersuchungen von Verneau und Gaudry[3]) ausgesprochen langköpfig (Ind. 69) und durch ihre Schädel- und Gesichtsbildung sehr negerähnlich. Mit dem Namen Homo niger soll nur ihre Verwandtschaft mit den heute lebenden Negern ausgedrückt und über die, wahrscheinlich hellere, Hautfarbe nichts ausgesagt sein.

4. Der Lößmensch (Homo mediterraneus varietates fossiles).

Wie wir im Urneger den Stammvater der jetzt lebenden Schwarzen erblicken dürfen, so ist nach Schädelgestalt und Leibesbau diejenige Rasse, die nach den beiden erstgenannten, vielleicht um Jahrtausende später, den Boden unseres Weltteils betrat, zweifellos als Stammrasse der seit vorgeschichtlichen Zeiten bis auf unsere Tage am Mittelmeer wohnenden Völker zu betrachten. Ich habe ihr darum, obwohl sie, wie die Funde auf den britischen Inseln und an der Ostsee beweisen, ursprünglich viel weiter nach Norden verbreitet war, den Namen

[1]) Globus, Bd. 87, Nr. 3.

[2]) Les grottes des Baoussés-Roussés. L'Anthropologie XVI, S. 506. Auch der XIII. Internat. Anthropologenkongreß in Monaco hat sich in diesem Sinne ausgesprochen. „Les restes humains recueillis dans la Grotte des enfants", schreibt der Berichterstatter Verneau (L'Anthr. XVII, S. 110), „nous renseignent sur les types ethniques qui se sont succédé à Grimaldi. Les deux squelettes des couches inférieures offrent, dans la face, des caractères négroïdes des plus accusés. Le crâne n'est pas sans rapport avec le crâne de beaucoup de Nègres modernes; le bassin de la vieille femme est un bassin nigritique; les proportions des membres et la saillie du talon rapprochent aussi les deux sujets des races noires actuelles."

[3]) L'Anthropologie XIII, S. 561 und XIV, S. 1.

Digitized by Google

„Mittelmeerrasse, race méditerranéenne" gelassen[1]) und unterscheide nur ihre hauptsächlich im Löß, jenen gewaltigen, der Eiszeit entstammenden Staub- und Schlammanhäufungen, gefundenen Ueberbleibsel als fossile Abarten. Dabei steht es jedem frei, die ältesten, in die Anfänge des Diluviums zurückreichenden Funde als varietas primigenia, die jüngeren, dem Ende der paläolithischen Zeit angehörenden, dagegen als varietas prisca zu bezeichnen.

Wo die Rasse ihre völlige Reinheit bewahrt hat, ist sie ungemein schmalschädelig (Ind. unter 70), von mittlerem Wuchs, aber schlanker und feingliederiger als H. primigenius. Die Stirnwölbung ist auch bei ihren ältesten Vertretern beträchtlich höher, der Schädelraum erheblich größer und dem der heutigen Kulturvölker näher stehend; auch der Unterkiefer zeigt den Kinnvorsprung schon in vollendeter Ausbildung. Mit Sicherheit dürfen wir ihr schwarzes Haar und dunkle Augen zuschreiben, da eine Vermehrung des Farbstoffs bei ihren Abkömmlingen nicht anzunehmen ist.

Die weite Verbreitung dieser Rasse, fast über den ganzen Weltteil, bekunden die Funde: Galley-Hill[2]), Tilbury, Engis, Engihoul, Clichy, Grenelle, Denise, L'Homme mort, Sorde, Beaumes Chaudes, Bréchamps, Egisheim, Steeten, Höchst, Cannstatt, Brüx[3]), Brünn, Sligo, Woisek[4]), Gadomka, Ojcow, Chamblandes, Mentone, Olmo, Gibraltar. Die mancherlei Blutmischungen, die diese Rasse eingegangen, machen es im einzelnen Falle oft schwer, über die Zugehörigkeit eines bestimmten Fundes ein entscheidendes Urteil abzugeben. Als eine zu dieser Rasse gehörende Kümmerform betrachte ich, im Gegensatz zu Kollmann, die Zwerge vom Keßlerloch, Schweizersbild und von Chamblandes, Homo mediterraneus var. nana. Zurückgedrängt, überflutet und durchsetzt, wobei offenbar vielfache Kreuzungen stattfanden, wurde die Mittelmeerrasse durch eine neue Menschenart, die wiederum — Lapouge nennt sie „une variation en mieux" — an Kopf, Rumpf und Gliedmaßen einen bedeutenden Fortschritt erkennen läßt. Es ist dies

---

[1]) Lapouge nennt, entschieden weniger bezeichnend, die Mittelmeerrasse Homo meridionalis und ihre ältesten Vertreter, die ich nicht als besondere Rasse abtrenne, H. priscus.

[2]) Vergl. meine Ausführungen über diesen Skelettfund im Globus, Bd. 85, No. 12.

[3]) Das Schädelbruchstück von Brüx hat Schwalbe zum Gegenstand eines Vortrags der letzten Anthropologenversammlung in Salzburg, Verhdl. S. 85—87, gemacht. Bekanntlich rechnet der Straßburger Forscher alles, was nicht zu Homo primigenius gehört, zu H. sapiens oder recens, während ich es vorziehe — die Grenze ist ja mehr oder weniger willkürlich —, die Funde aus dem Diluvium als H. fossilis, die aus dem Alluvium dagegen als H. sapiens zu bezeichnen. Schwalbe sagt selbst, daß nach verschiedenen Merkmalen der Mensch von Brüx „gewissermaßen eine Zwischenstellung zwischen Homo primigenius und sapiens" einnimmt. Seitdem hat Schwalbe eine sehr ausführliche, mit 3 Tafeln und 31 Textfiguren ausgestattete Abhandlung über „Das Schädelfragment von Brüx und verwandte Schädelformen" veröffentlicht (Ztschr. f. Morphol. u. Anthr. 1906, S. 81—182), die im wesentlichen seine Ausführungen in Salzburg bestätigt. Er hebt besonders die „Mittelstellung des Schädels von Brüx zwischen denen des Homo primigenius und sapiens hervor", sagt unter anderm, der „Mensch von Brüx steht dem Neandertaler näher als der Australneger" und erkennt mit gewissen Einschränkungen auch die Bezeichnung „Homo fossilis" an. — Die drei angeführten, unter der Ueberschrift „Studien zur Vorgeschichte des Menschen" vereinigten Abhandlungen Schwalbes habe ich für den Globus besprochen.

[4]) Siehe meinen Aufsatz „Die Rasse von Woisek", Globus, Bd. 85, No. 19.

Digitized by Google

5. Der Rentierjäger (Homo priscus).

Diese schöne und stattliche, mit leiblichen und geistigen Fähigkeiten wohl ausgestattete Rasse, die Trägerin der paläolithischen Kultur und Schöpferin der bildnerischen Kunst, war von hohem, kräftigem Wuchs (bis zu 2 m) und hatte einen länglichen, wohlgebildeten und sehr geräumigen (bis gegen 1600 ccm), darin den heutigen Durchschnitt übertreffenden Schädel. Auch sie ist nicht auf dem Boden des heutigen europäischen Festlandes, wohl aber aus der gleichen Wurzel wie H. mediterraneus erwachsen und mit einer neuen Welle an die zunehmende Kälte angepaßter Tiere, wie Mammut, wollhaariges Nashorn, Moschusochs, Auerochs, Rentier, aus nördlichen, heute nicht mehr bewohnten Gebieten nachgerückt. Da sie während der Eiszeit mit all ihren Schwankungen und Nachschüben die freigebliebenen Gegenden unseres Weltteils bewohnte, war sie während vieler Jahrtausende den umgestaltenden und züchtenden Einflüssen derselben ausgesetzt und trägt an Haupt und Gliedern die mächtige Wirkung unverkennbar zur Schau. Ihre Angehörigen, schreibt de Quatrefages[1]), hatten „in den Gesichtszügen nichts Unangenehmes, sondern verraten eine wirkliche Schönheit. Diese herrliche Rasse vereinigte hohen Wuchs mit kräftigen Muskeln und athletischem Bau. Sie scheint in jeder Hinsicht geschaffen, gegen alle Gefahren und Schwierigkeiten eines wilden Lebens anzukämpfen". Auch Broca[2]) ist voll Bewunderung einer Rasse, „die durch einige ihrer Züge die höchsten und edelsten Stufen menschlicher Bildung erreicht hatte und notwendigerweise mit erfinderischem und vorwärts strebendem Verstand die Leibeskraft und die Gewohnheiten des Kriegers und Jägers vereinigen mußte". Topinard[3]) nennt sie „gesittet, hochgewachsen, vielleicht blond". Auch ich teile die Ansicht dieses hervorragenden und anderer Forscher, daß die Farbenbleichung, dieses auffällige Merkmal der heutigen an der Spitze der Menschheit stehenden Völker, in seinen Anfängen auf die Wirkungen der Eiszeit zurückzuführen ist. Nach dem Vorgang der Verfasser der „Crania ethnica" und dem Hauptfundort meist noch immer „race de Cro-Magnon, Rasse von Cro-Magnon" genannt, verdient auch sie, da die Fundstätten, Le Madeleine, Bruniquel, Solutré, Laugerie-Basse, Chancelade, Duruthy, Mentone, Predmost, Lautsch, Stängenaes, sich bedeutend vermehrt haben und immer noch vermehren, eine allgemeinere, der naturwissenschaftlichen Namengebung entsprechende Bezeichnung, Homo priscus[4]) nach meinem ebenfalls in dem Braunschweiger Vortrag begründeten Vorschlag.

Unter allen fossilen Rassen nimmt Homo priscus darum die erste Stelle ein, weil er den fortgeschrittensten und höchstentwickelten Vertretern des Menschengeschlechts am meisten gleicht, weil er aus anatomischen und archäologischen Gründen als Stammvater des Homo europaeus Linné betrachtet werden muß, jener langköpfigen und hellfarbigen Rasse, deren Verbreitungszentrum, wo sie sich bis auf den

[1]) L'Espèce humaine, 10. ed. Paris 1890.
[2]) Bull. Soc. d'Anthr. de Paris, 2. sér. III 1868.
[3]) La paléo-anthropologie. X. Congrès Intern. d'Anthropologie etc. à Bruxelles 1889. Compte rendu, Paris 1891.
[4]) Lapouges Bezeichnung Homo spelaeus hat, da auch andere Rassen in Höhlen gehaust haben, nichts Bezeichnendes.

Digitized by Google

heutigen Tag am reinsten erhalten hat, in Südschweden liegt und aus deren fruchtbarem Schoße nacheinander die edelsten Völker der Erde, zuletzt die Germanen, hervorgegangen sind. Die ältesten schwedischen Schädel und Gebeine[1]) sind denen der französischen Rentierjäger ungemein ähnlich und stellen die Verbindung her zwischen den Rassen des Diluviums und des Alluviums, des Homo fossilis und des Homo sapiens, wie in den Abfallhaufen der dänischen und schwedischen Küsten ein lückenloser Uebergang der alten in die neuere Steinzeit zu erkennen ist.

Es sind nunmehr in diesem Abschnitt nur noch zu betrachten

6. Die ältesten Rundköpfe (Homo brachycephalus var. fossilis).

Die Frage nach dem Alter und der Herkunft der rundköpfigen Rassen ist in der Anthropologie eine alte und vielerörterte. Die Vorstellung von einer brachycephalen (finnischen) Urbevölkerung unseres Weltteils, trefflich übereinstimmend mit der für unumstößliche Wahrheit gehaltenen Lehre der Sprachforscher von der Einwanderung der indogermanischen Völker aus Asien, beherrschte die Anfänge unserer Wissenschaft vollständig. Selbst Broca, später einer der heftigsten Gegner, war zuerst ein unbedingter Anhänger[2]) derselben. Zum Glück ist dieser Grundirrtum jetzt endgültig abgetan, und schon in den „Crania ethnica" ist zu lesen: „La question, si longtemps débattue, de la préexistence des brachycephales en Europe se trouve donc tranchée négativement." Eine andere, nicht minder wichtige, Frage ist die nach der stammesgeschichtlichen und rassenbildenden Bedeutung der Schädelgestalt, insbesondere des Längenbreitenverhältnisses. Bekanntlich sucht eine neue, aber verkehrte Strömung[3]) dieses ganz aus der Wissenschaft zu verdrängen. Doch haben die Volksuntersuchungen in Baden, Schweden, Frankreich und Italien die große und dauernde Bedeutung des vom älteren Retzius vor mehr als 60 Jahren in die Menschen- und Völkerkunde eingeführten Unterscheidungsmerkmals unwiderleglich dargetan. In der angeführten Abhandlung über „die Vererbung der geistigen Eigenschaften" habe ich damit eine Zweiteilung der Menschheit (Homo dolichocephalus und Homo brachycephalus) begründet. Wie die Rundköpfe mit der Wurzel des menschlichen Stammbaums zusammenhängen, ist zurzeit noch nicht völlig klar, doch müssen wir, nach den in geschichtliche Zeit fallenden Wanderungen, für sie ein besonderes Entwicklungsgebiet und Verbreitungszentrum im fernen Osten, Nordasien, voraussetzen.

---

[1]) Vergl. das schöne Schädelwerk von G. Retzius, Crania suecica antiqua, Stockholm 1899, und meinen Vortrag „Die Rasse des schwedischen Volkes", Verhdl. des Naturwissensch. Vereins in Karlsruhe, XVI.

[2]) Bull. Soc. d'Anthrop. de Paris I, S. 87, II, S. 508, 646, IV, S. 309, 512 usw.

[3]) S. meine Vorträge über „Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung", Verhdl. d. Naturhist.-med. Vereins zu Heidelberg, N. F. VI 5, und „Die Rundköpfe in Europa", Centralbl. f. Anthr. IV, 1. — Der von der neuen Richtung stark beeinflußte Stratz berücksichtigt in der erwähnten, von mir in d. „Mitt. z. Gesch. d. Med. in d. Naturw." V und in den „Zeitfragen", II, 8, besprochenen „Naturgeschichte des Menschen" bei seiner, dem entsprechend auch verfehlten, Rasseneinteilung die Schädelgestalt so gut wie gar nicht. Er meint u. a., die Beimengung rundköpfiger Bestandteile ganz übersehend, für die weiße Rasse sei der Name mittelländisch „heute am meisten gebräuchlich".

Digitized by Google

Die von Lapouge vertretene Ansicht von dem hohen Altertum brachycephaler Schädel (mit H. primigenius gleichzeitig) kann ich nicht teilen. Er sagt übrigens von dem Schädel von La Truchère in der erwähnten Veröffentlichung selbst: „er gilt als verlagert durch Umwühlungen, aber man wird sich nicht wundern dürfen, eines Tages das hohe Alter dieses Schädels bewiesen zu sehen." Bis jetzt also läßt es sich noch nicht beweisen. Immerhin ist das Alter dieser Schädel, sowie der ähnlichen von Grenelle bei Paris, von Furfooz in Belgien, von Bas-Moulins an der Riviera u. a. nicht gering; sie fallen nach de Quatrefages[1]) in die Zeit, „als die Nashörner und Mammute verschwunden waren und das Rentier als bezeichnender Vertreter der Tierwelt übrig blieb." Diese Menschen waren, bezeichnend für ihren Ursprung, bedeutend kleiner als H. priscus und erreichten nur die Größe der heutigen Lappen (ungefähr 1,53 m). Uebrigens findet man sie, ebenfalls ein Zeichen für ihre fremdländische Herkunft, nirgends rasserein, sondern in den mannigfaltigsten Kreuzungen, besonders mit H. mediterraneus. Daß in der Höhle von Frontal mit Gebeinen der Furfooz-Rasse auch einige rohe Topfscherben gefunden wurden, spricht auch gegen ein zu hohes Alter. Wo, wie in den Steinbrüchen von Grenelle, Langköpfe und Rundköpfe in verschiedenen Schichten übereinander liegen, sind letztere immer die oberen und jüngeren.

Auch durch die brachycephale Rasse wird die Verbindung mit der neueren Steinzeit hergestellt. Von den neolithischen Zeiten an werden ihre Spuren immer deutlicher und zahlreicher, bis schließlich in Mitteleuropa die rundköpfigen und breitgesichtigen Volksbestandteile (Homo alpinus Linné), „deren Bedeutung", wie sich Hamy[2]) ausdrückt, „in der Folge immer mehr wuchs, in unsern Tagen die unbedingte Vorherrschaft erlangten."

(Ein zweiter Aufsatz über die lebenden Menschenrassen folgt.)

Ueber die Beziehungen von Gehirn und Kultur.

Dr. Ludwig Woltmann.

I.

Wie man auch über den Zusammenhang von Körper und Seele denken mag, ob man der Theorie der Identität, des Parallelismus oder der Wechselwirkung huldigt, so viel ist gewiß, daß das geistige Leben

[1]) Hommes fossiles et hommes sauvages, Paris 1884.

[2]) Bull. du Mus. d'histoire naturelle, Paris 1901. — „Le type brachycéphale", schreibt neuerdings (L'Anthr. XVII, p. 20) der gleiche Forscher über diese Rasse, „apparaît dans nos contrées vers la fin des temps paléolithiques .... il a survécu sur place et sa présence est tout à fait certaine en pleine période gauloise, au milieu des dolichocéphales qui prédominaient alors dans le Châtillonais .... Le sujet est vigoureux, mais de faible taille (ca. 160 cm); sa voute est de volume mediocre (circ. hor. 525, transv. 437, ant.-port. 500 cm) et ne se signale par aucune particularité morphologique. Il mesure 0,180 m de longueur et 0,152 de largeur, et son indice céphalique s'élève par conséquent a 84,4." Nicht nur an Größe und Leibeskraft, sondern auch an Geräumigkeit der Schädelhöhle waren daher die reinblütigen Langköpfe (H. priscus und europaeus) den Rundköpfen überlegen.

Digitized by Google

an die Funktion des physischen Lebens gebunden, und daß speziell das Gehirn der Sitz der geistigen Tätigkeit ist. Seine Größe, Schwere, Form und Organisation muß daher für eine „Psychophysik der Kultur" von größter Bedeutung sein. Die Untersuchungen der Anatomen und Physiologen dringen hier in das erhabenste Geheimnis der schaffenden Natur, und der forschende Geist des Menschen spricht zu sich selber: „Leite meine Hand, gefällige Erato, daß ich leise die Schale öffne, welche die höchste Blüte der Schöpfung umschließt, und waffne mein Auge mit Geistesschärfe, daß es verständig den Dädalus der Organisation anschaue, der die Geburtsstätte der Geschichte, die Wiege der Kunst, und das mysteriöse Brautbett ist, auf welchem Seele und Leib, die Götter des Lichts und die Kinder der Natur ihre Orgien feiern."

Diesem Ausspruch von Reil möchte ich noch einen ähnlichen Satz von Huschke hinzufügen: „Alle unsere körperlichen und geistigen Genüsse haben ihren räumlichen Boden im Gehirn und alle unsere Taten, alles Große und Edle, wie alles Kleine und Schlechte, treibt hier seine ersten Wurzeln. Ja, das Schicksal des Menschengeschlechts ist an die 65—70 Kubikzoll Hirnmasse eng verknüpft und die Geschichte der Menschheit ist darin wie in ein großes Buch voll hieroglyphischer Zeichen eingetragen. Aus jeder Falte des ungeheueren Gewandes, in welches unser Planet gehüllt ist, leuchtet der Finger dieses Organs hervor, das die letzte und höchste Frucht ist, das die Krone ist von den tausendjährigen Umwälzungen seiner Entwicklung. Was hier sein Dasein empfängt, greift selbst der Natur in die Zügel, flicht Willkür in die Notwendigkeit und nötigt sie, die Geschichte menschlicher Phantasie als neue Folgereihen in das Tableau ihrer eigenen Entwicklung aufzunehmen. Hier entsprang die Idee des Belvederischen Apollo, ohne dieses marmorweiße Gewölbe, das seine Bogen hoch über die Quellen des sinnlichen Lebens hinspannt, wäre Homers Iliade, Keplers Zoonomie der Gestirne nicht. Was in diesen mäandrischen Hallen unter demselben oszilliert, geht mit Blitzesschnelle auf alles über, versenkt die Seele ins All und das All in die Seele. So entstehen die Kolosse unter den Menschen, die das Ruder der Staaten ergreifen oder sich allein, wie Alexander, einem ganzen Weltteil entgegenstellen. Eine unergründliche Tiefe von Möglichkeiten liegt hier verborgen."

Diese Gedanken, die das Gehirn als höchste Blüte der Schöpfung und als Geburtsstätte der Geschichte bezeichnen, bedeuten die programmatische Forderung einer physiologischen Geschichtstheorie, die aus der anatomischen und physiologischen Ausrüstung der Rassen, speziell aus der Größe und Form des Gehirns die seelischen Fähigkeiten erschließt und von hier aus die Entwicklung der Kultur zu erklären unternimmt. In bezug auf die Größe des Gehirns sind Bischoff, Wagner, Rüdinger, Marchand, Matiegka, Spitzka zu nennen, deren Untersuchungen besonders bekannt sind, und aus der Form des Gehirns haben namentlich Lapouge und Ammon rassenpsychologische Schlüsse gezogen. Die Ergebnisse der bisherigen Forschungen auf diesem Gebiet sind neuerdings von Buschan in seiner Arbeit „Gehirn und Kultur" monographisch behandelt worden[1]). Die Schrift

[1]) G. Buschan, Gehirn und Kultur. In: Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Wiesbaden 1906. Verlag von J. F. Bergmann.

Digitized by Google

verdient wegen ihres Inhaltes die größte Beachtung, in bezug auf die Deutung einer Reihe von Tatsachen fordert sie aber zu scharfem Widerspruch heraus.

II.

Buschan geht in seiner Arbeit von allgemein biologischen Betrachtungen aus. Daß der Mensch unter allen lebenden Wesen das schwerste Gehirn besitze, wie Aristoteles angenommen hatte, ist weder absolut noch relativ, d. h. in bezug auf das Körpergewicht richtig. Dagegen besitzt der Mensch das schwerste Gehirn im Vergleich mit dem Gewicht des Rückenmarks. Was die Gewichtsbeziehungen des Gehirns zu dem übrigen Körper betrifft, so sind Körpergröße und Konstitution nur in geringem Grade imstande, auf die Schwere des menschlichen Gehirns einzuwirken. In höherem Maße ist sie von Alter und Geschlecht abhängig, da im höheren Alter das Gehirngewicht abnimmt und das weibliche Geschlecht unter sonst gleichen Voraussetzungen ein kleineres Gehirn hat als das männliche.

Besteht ein Zusammenhang von Gehirn und geistigen Fähigkeiten? Unzweifelhaft ist festgestellt, daß die Negerrasse im allgemeinen ein leichteres Gehirngewicht besitzt als die weiße Rasse, daß höhere Hirngewichte bei ihr ungleich seltener sind und umgekehrt niedere Gewichte häufiger vorkommen. Daß höhere Intelligenz im allgemeinen an ein höheres Gehirngewicht gebunden ist, wird auch durch die Zusammenhänge von Berufsstellung und Gehirngewicht und durch die Befunde bei bedeutenden Persönlichkeiten erwiesen. Nach den Untersuchungen von Matiegka fand sich in der Klasse der Tagelöhner, Arbeiter, Dienstmänner, Hausmeister nur in 26 pCt. der Fälle ein Gehirngewicht über 1400 gr, bei Gewerbetreibenden und Handwerkern 43 pCt., bei Geschäftsleuten, Schreibern, Lehrern, niederen Beamten 48 pCt. und bei Studierten und höheren Beamten sogar 57 pCt. Bis jetzt sind Hirnwägungen bei 107 bedeutenden Persönlichkeiten festgestellt worden, aus denen deutlich hervorgeht, daß die hervorragenden Vertreter der Künste und Wissenschaften für die über 1450 gr hinausgehenden Gehirngewichte relativ doppelt so viel Fälle stellen, als z. B. die männliche Durchschnittsbevölkerung von Hessen. Nach Manouvrier haben die berühmten Personen ein viel schwereres Gehirn als Pariser von hochgewachsener Statur. Interessant ist die Bemerkung, welche Spitzka an diese Tatsache knüpft, daß nämlich in der Reihe der Primaten die höheren Menschenaffen mit Rücksicht auf ihr absolutes und relatives Hirngewicht von den niederen Menschenrassen sich nicht weiter entfernen, als diese von Männern mit hervorragenden Geistesgaben. „Der Sprung von einem Cuvier oder einem Thackeray zu einem Zulu oder Buschmann ist nicht größer als vom letzteren zum Gorilla oder Orang."

Der Einwand, daß sich auch bei Schwach- und Blödsinnigen, sowie bei Verbrechern öfters große Gehirngewichte finden, ist unbegründet, da es sich in solchen Fällen um abnorm bedingte Zunahme der Hirnmasse handelt, durch Vermehrung des psychisch funktionsunfähigen Zwischengewebes und der Stützsubstanz. Bei einer höheren Intelligenz resultiert aber die Zunahme der Hirnmasse aus einer Vermehrung der psychisch funktionsfähigen Elemente, der

Digitized by Google

Ganglienzellen und Nervenfasern. Hieran schließt sich die Frage, ob das Gehirn in seiner Gesamtheit oder nur einzelne Teile desselben bei zunehmender Intelligenz wachsen. Aus den bisherigen Forschungen scheint sich zu ergeben, daß bestimmte Bezirke, die Assoziationszentren, durch besonderen Reichtum an Windungen ausgezeichnet sind, wodurch die Gehirnoberfläche vergrößert wird.

Es entsteht die weitere Frage, ob die Gehirnmasse mit der Größe des Schädelbinnenraums parallel geht. Ueber 1400 ccm Schädelbinnenraum weisen unter den Schädeln von 49 Hottentotten und Buschmännern keiner, von 95 Australiern 5,2 pCt. auf, hingegen von 387 Deutschen 51,5 pCt. und von Chinesen sogar 64,7 pCt. auf; unter 1200 ccm fällt die Kapazität bei 51, bezw. 45 pCt. der schwarzen Rasse, bei nur 8 pCt. der weißen und nur 2 pCt. der gelben Rasse. Bemerkenswert erscheint dem Autor hierbei, „daß die Bewohner des Reiches der Mitte im allgemeinen einen größeren Schädelbinnenraum besitzen als wir Deutsche. Indessen dürfte diese anfänglich befremdend erscheinende Tatsache verständlich werden, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Chinesen ein Kulturvolk sind, das auf eine mehr-tausendjährige Zivilisation zurückblicken kann, die, wenngleich sie auch seit längerer Zeit bereits zum Stillstand gekommen ist, doch niemals einen Rückgang erfahren hat, und daß der Durchschnittschinese zugegebenermaßen auf einer höheren Stufe der allgemeinen Bildung steht als der Deutsche."

Aehnliche Beziehungen wurden auch zwischen Schädelbinnenraum und Beruf, bei Stadt- und Landbewohnern und namentlich bei bedeutenden Persönlichkeiten festgestellt. Ueber einen Schädelbinnenraum von 1500 cm gehen bei 41 bedeutenden Personen, die bisher untersucht wurden, 88,3 pCt., vergleichsweise bei 387 Deutschen nur 26,4 pCt., unter 14 ccm bei jenen nur 2,3 pCt., bei diesen jedoch 40,2 pCt. herab. Diese Verhältnisse reden eine beredte Sprache zugunsten eines Einflusses des Schädelbinnenraums auf die Intelligenz.

Da die Erforschung des Schädelbinnenraums aus den drei Hauptdurchmessern nur selten möglich ist, so kann der Horizontalumfang als ein ziemlich zuverlässiges Anzeichen für die Größe der Kapazität an seine Stelle treten, mithin auch als Maßstab für die Größe der Intelligenz. Nach den Untersuchungen von Pfitzner haben die oberen sozialen Schichten (in Straßburg) einen absolut und relativ größeren Kopf als die unteren. Dieselben Verhältnisse sind bei guten und schlechten Schülern und bei hervorragenden Personen im Vergleich mit der Durchschnittsbevölkerung festgestellt worden. Auch ist der Kopfumfang bei primitiven Völkern geringer als bei Europäern.

Dann schreitet Buschan zur zweiten bedeutsamen Frage über die Beziehungen von Gehirn und Kultur, ob nämlich die Form des Gehirns oder Schädels auf die geistigen Fähigkeiten von Einfluß sei. Er knüpft dabei an die Lehre von Lapouge, Ammon, Wilser, Röse und anderen an, welche in ihren Schriften die Behauptung aufgestellt haben, daß die nordische bezw. germanische Rasse in den oberen Bevölkerungsklassen, in den gebildeten Kreisen und bedeutenden Männern überwiegt und daß dieser Rassenanteil das höhere Gehirngewicht und den größeren Schädelumfang bei der

Digitized by Google

Intelligenz verursacht[1]). Mit Recht weist Buschan darauf hin, daß diese Frage nur dann entschieden werden könnte, wenn man ermittelt, einmal ob schwerere Gehirne in größerer Anzahl unter langköpfigen oder kurzköpfigen Schädeln anzutreffen sind, und zweitens, ob unter begabteren, besonders geistig hervorragenden Personen mehr Langköpfe oder Kurzköpfe vorkommen. Buschan zitiert eine Reihe von Autoren, die nachwiesen, daß die Kurzköpfe im Durchschnitt ein schwereres Gehirn aufweisen als die Langköpfe, so Calori, Nicolucci in Italien, Rancke in Deutschland, während Morselli einen Einfluß der Schädelform auf die Schwere des Hirngewichts nicht feststellen konnte. Besondere Bedeutung legt der Autor den Forschungen Matiegkas bei, wonach unter den Dolichocephalen ein Gehirngewicht über 1400 gr nur 5,5 pCt., unter den Brachycephalen 16,6 pCt., unter den Hyperbrachycephalen 25 pCt. aufweisen. „Fassen wir alle diese Beobachtungen zusammen, so kann es keinem Zweifel unterliegen", schreibt Buschan, „daß die schwereren Gehirne sich mit Vorliebe mit kurzköpfigen Schädeln kombinieren." Wenn diese Behauptung richtig ist, fährt er fort, dann müßten auch unter den geistig vorgeschrittensten Personen sich mehr Brachycephale finden als unter den in geistiger Hinsicht nicht so unbedeutenden. Für die „Brachycephalie fortgeschrittener Personen" beruft er sich auf die Untersuchungen von Maria Montessori in Rom, die unter 25 intelligenten Knaben Langköpfe zu 11,4 pCt., Mittelköpfe zu 40 pCt. und Kurzköpfe zu 48 pCt., unter 40 schlechten Schülern 15 pCt. Langköpfe, 35 pCt. Mittelköpfe und 50 pCt. Kurzköpfe fand. Noch mehr verschiebt sich dieses Verhältnis zuungunsten der Dolichocephalen, wenn die Elite der Schüler (25 an Zahl) mit der gleichen Anzahl sehr zurückgebliebener Schüler verglichen wird. Dann finden sich unter ersteren nur 8,7 pCt. Langköpfe, unter letzteren aber 21,7 pCt.; die Anzahl der Kurzköpfe ist die gleiche auf beiden Seiten, nämlich 43,5 pCt., und nur die der Mittelköpfe beträgt bei den Eliteschülern 47,8 pCt. und bei den zurückgebliebenen 34,8 pCt. Aus diesen Untersuchungen der Maria Montessori schließt der Autor den grundstürzenden Satz: „Somit dürfte Röses Behauptung, daß ein schweres Gehirn ein Postulat der Langköpfigkeit sei, einwandfrei (!) widerlegt sein."

Ein Einfluß der Rasse, insofern sie lang- oder kurzköpfig ist, scheint ihm bei dem Auftreten schwererer Gehirne keinerlei Rolle zu spielen. Die nächstliegende Annahme ist ihm vielmehr, daß die stärkere Inanspruchnahme des Gehirns eine Vermehrung seiner spezifischen Elemente zur Folge hat. Das größere Gehirn ist also durch Uebung erworben worden, und nicht nur dies glaubt der Autor,

[1]) Recht unerfreulich ist Buschans Kritik der Schrift von C. Röse, „Beiträge zur europäischen Rassenkunde", einer ungemein sorgfältigen und bedeutsamen Arbeit. Er kanzelt den Autor ungnädig ab, weil seine Methode angeblich „nicht wissenschaftlich" ist, da er zu seinen Vergleichen die von Buschan „so sehr verpönten" Durchschnittszahlen benutzt, statt der allein selig machenden Methode der Gruppenzahlen zu folgen, bei welcher die Häufigkeit der einzelnen Varianten auf mehrere Gruppen verteilt wird. Nun ist zweifellos die Gruppenmethode überall da vorzuziehen, wo es sich um den Vergleich von kleinen Reihen mit großen Variationsschwankungen handelt, aber bei großen Reihen ist der Vergleich nach Mittel- oder Durchschnittszahlen durchaus wissenschaftlich berechtigt. Die Unterschiede zwischen den Ergebnissen beider Methoden sind dann minimal.

Digitized by Google

sondern auch, daß das durch Uebung an Volumen vermehrte Gehirn sich auf die Nachkommen übertrage. Er stellt den Satz auf, daß die fortschreitende Kultur das Gehirn vergrößere und daß rückschreitende Kultur das Gehirn verringere. Es wird dieses Verhältnis von Kultur und Gehirn auch so ausgesprochen, „daß die zunehmende Kultur das Hirnvolumen vermehrt und den Menschen durch Steigerung seiner geistigen Fähigkeiten auf eine höhere Intelligenzstufe erhebt."

Sehr lehrreich ist der neunte Abschnitt über „Zunahme der Geisteskrankheiten infolge fortschreitender Kultur". Dafür werden statistische Beweise aus Nordamerika, England und Preußen erbracht, und zwar nimmt die Zahl der Geisteskranken in den Großstädten schneller zu als auf dem Lande. Während die „Naturvölker", sich selbst überlassen, Geisteskrankheiten nur wenig ausgesetzt sind, gestalten sich die Verhältnisse anders, sobald höhere Kultur an sie herantritt. Ein schlagendes Beispiel hierfür bieten die Neger in Nordamerika. Denn während 1870 auf 1 Million Neger 367 Geisteskranke, kamen 1880 auf sie 912 und 1890 sogar 986 Geisteskranke. Namentlich ist es die Gehirnerweichung oder Dementia paralytica, die hauptsächliche Erkrankung, welche die Zivilisation mit sich bringt. Auch der Neger bleibt von ihr nicht verschont, wenn er in ihren Bereich versetzt wird.

III.

In meiner Kritik der Buschanschen Aufstellungen gehe ich von dem zuletzt genannten Satze aus: „Die zunehmende Kultur vermehrt das Hirnvolumen und erhebt den Menschen auf eine höhere Intelligenzstufe." Da muß man unwillkürlich fragen: wer ist der ursächliche Faktor in der Entwicklung? Der Mensch, sein Gehirn oder — die Kultur? Schwebt die Kultur getrennt vom Menschen in der Luft und wirkt sie von hier auf sein Gehirn und seine Intelligenz ein, oder ist das Gehirn selbst die Quelle und Ursache der Kultur? Es bedarf keiner Erörterung, daß das ursächliche Verhältnis von Gehirn und Kultur durch Buschan vollständig auf den Kopf gestellt wird und daß er dadurch zu den schlimmsten Irrtümern über die Vererbung erworbener Gehirneigenschaften gelangt. Es ist dies übrigens schon eine alte Hypothese von Schaafhausen, Virchow, Taylor, Mortillet und anderen, die meinten, daß die „Kultur den Schädel breiter mache". Aber wie eine solche Erwerbung und Vererbung vor sich gehen kann, darüber schwiegen sie sich aus.

An dieser Stelle müssen einige physiologische Erwägungen über die Stellung des Gehirns im System der Organe des menschlichen Körpers gemacht werden, und da kann ich der Ansicht nicht beistimmen, daß das Gehirn durch Uebung an Umfang zunehme. Abgesehen davon, daß dafür noch nicht der geringste Beweis erbracht worden ist, widerspricht diese Ansicht auch den entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen. Das Gehirn ist beim Neugeborenen im Verhältnis stark entwickelt; es wächst am meisten in den frühesten Jahren; sein Wachstum wird mit fortschreitendem Alter immer geringer, so daß es mit 20—25 Jahren ungefähr fertig und darüber hinaus das Wachstum

Digitized by Google

minimal ist. Gerade je mehr mit fortschreitendem Alter das Gehirn „geübt" wird, um so mehr nimmt das Wachstum ab. Das Gehirn kann mit anderen Organen, wie Muskeln, Knochen, Eingeweiden, in bezug auf funktionelle Massenzunahme nicht verglichen werden; diese Organe werden passiv geübt, das Gehirn aber übt sich selber, es ist ein selbsttätiges Organ, das seine Wachstums- und Uebungstendenz in sich selber trägt und als eine Zentrale die Ernährung, das Wachstum und die Funktion aller übrigen Organe anreizt und reguliert. Das Gehirn ist in funktioneller Hinsicht lauter Aktivität, lauter Spontaneität. Das stimmt auch mit den bedeutsamen Untersuchungen von J. Ranke über die Entwicklung der Schädelbasis und der Wirbelsäule überein, in denen er nachweist, daß „die aufrechte Körperhaltung" phylogenetisch vom Gehirn abhängig ist. „Der typische Bau des menschlichen Körpers beruht auf dieser mächtigen, auch in dem nachembryonalen Leben sich noch immer mächtiger gestaltenden Entwicklung des Gehirns."

Im Gehirn liegt die Initiative aller physischen und psychischen Entwicklung; denn wenn es auch geübt wird, liegt der Anfang und die Ursache der Uebung in ihm selbst. Das substantielle Wachstum ist daher bei ihm viel mehr als bei allen anderen Organen eine primäre, von der Uebung unabhängige spontane Selbstgestaltung, von welcher die Funktion nicht getrennt werden kann. Eine solche physiologische Eigenart schließt auch eine Erwerbung von Eigenschaften im Sinne Lamarcks aus, ebenso eine Vererbung dieser Eigenschaften auf die Nachkommen, abgesehen davon, daß alle eindeutigen Tatsachen psychischer Vererbung der Lamarckschen Hypothese sehr ungünstig sind. Aus diesen Gründen muß Buschans Auffassung, daß die Kultur das Gehirn vergrößere und dieses sich auf die Nachkommen vererbe, zurückgewiesen werden. Damit wird keineswegs geleugnet, daß in einer kulturell hochdifferenzierten Gesellschaft die Gehirne größer sind als in einer weniger entwickelten. Aber dies hat seine Ursache in Keimvariationen und Auslese und darauf beruhender erblicher Steigerung von Gehirnvariationen. Diese Gehirne sind es, welche die Kultur schaffen und erhöhen.

Doch prüfen wir, was Buschan selbst für seine Hypothese vorbringt. Es sind vornehmlich zwei Tatsachen, auf die er sich beruft. Broca nämlich hat gefunden, daß der Binnenraum vom Schädel der Pariser Bevölkerung vom 13. Jahrhundert bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts um 35,55 ccm zugenommen habe. Buschan zieht den Vergleich noch weiter und geht bis auf die neolithischen Schädel Frankreichs zurück, um sie mit den Forschungen Brocas zu vergleichen und findet, daß das Schädelvolumen seit der neolithischen Periode bis zum Mittelalter und der neuen Zeit schrittweise zugenommen habe. „Besser kann meines Erachtens kein Beweis gelingen." Ich muß gestehen: schlechter kann meines Erachtens kein Beweis erbracht werden. Denn es ist nicht richtig, wenn Buschan behauptet, daß Frankreich dasjenige Land sei, „in welchem die Bevölkerung im Laufe der Zeiten die wenigste Veränderung erfahren hat". Das gerade Gegenteil ist richtig, der große Rassenwechsel, der in Frankreich sich vollzogen hat, der in der Steinzeit schon anfängt und namentlich seit dem Mittelalter zunimmt, der die Langköpfe durch die Kurz-

Digitized by Google

köpfe verdrängt, ist vom Autor gänzlich unbeachtet geblieben. Es ist daher unmöglich, „mit gutem Gewissen die Pariser des 12. Jahrhunderts als direkte Nachkömmlinge des Steinzeitmenschen diesen gegenüberzustellen", wie Buschan es tut. Die Steinzeitmenschen waren vornehmlich die kleinköpfigen Vertreter der mediterranen Rasse, in historischer Zeit kamen die großköpfigen Gallier und später die Germanen hinzu, und die Pariser des 12. Jahrhunderts müssen zum größten Teil als Franken angesehen werden. Die Zunahme des Schädelraumes bis ins 19. Jahrhundert ist nur der Kreuzung der langköpfigen Rasse mit dem alpinen Typus zuzuschreiben, denn in der gleichen Zeit ist in der Isle-de-France der Index um zwei Einheiten größer geworden, es sind also breite Langköpfe entstanden, und daß deren Schädelraum größer ist als bei schmalen Langköpfen, bedarf keines näheren Beweises. Die „Kultur" hat damit gar nichts zu tun; es ist ein einfaches Kreuzungsprodukt, das nicht nur in Paris und Frankreich, sondern überall beobachtet wird, wo die langköpfige Rasse mit der breitköpfigen sich vermischt.

In ähnlicher Weise ist die „Abnahme der Schädelkapazität bei Rückgang der Kultur" zu erklären. Aber Buschan stellt den absonderlichen Satz auf: „Daß Rückgang der Zivilisation eine Abnahme der Schädelkapazität in den darauffolgenden Generationen herbeiführt, lehrt uns Aegypten." Warum die Zivilisation zurückgeht, wie sie es fertig bringt, das Gehirn kleiner zu machen, läßt der Autor im Dunkeln, während doch in Wirklichkeit das Gehirn das Primäre ist und erst eine Verkleinerung des Gehirns und damit der Intelligenz eintreten muß, um die Kultur herunterzubringen. Nun hat in der Tat die Schädelkapazität der Aegypter nach den Untersuchungen von E. Schmidt abgenommen. Aber die Ursache liegt auch hier vermutlich in einem Rassenwechsel. Die älteste Rasse in Aegypten, zur Steinzeit, war eine großgewachsene weiße Rasse, außerdem sind zwei- oder dreimal nordische Stämme in Aegypten eingefallen und sind mit den mediterranen Aegyptern der historischen Zeit verschmolzen. Ferner hat Schweinfurth in der älteren Zeit noch einen rundköpfigen Typus festgestellt, der seine charakteristischen Vertreter in der bekannten Statue des Schech-el-Beled hat, während der heutige Typus der Aegypter durchweg der mediterrane ist. Das Aussterben der nordischen Langköpfe, sowie der Kurzköpfe und ihrer Mischlinge, die aber nicht zahlreich gewesen zu sein scheinen, haben natürlich das Schädelvolumen herabgedrückt, denn der Kopf der mediterranen Rasse hat einen kleineren Umfang als die nordische und alpine.

Mit diesen Bemerkungen berühren wir den tiefsten Grundmangel in Buschans Schrift, nämlich die gänzliche Vernachlässigung der rassenanthropologischen Gesichtspunkte. Die Untersuchungen, die er anführt, um die Minderwertigkeit des Langkopfes zu beweisen, stammen aus Italien, wo der mediterrane Langkopf eine so bedeutsame Rolle spielt; überhaupt hält er den großköpfigen nordischen Langschädel und den kleineren mediterranen Schädel absolut nicht auseinander. Ferner berücksichtigt er gar nicht, daß es falsche Brachycephalen, breite Dolichocephalen usw. gibt, die er aber selbst unter den Brachycephalen aufführt, so daß die Absurdität herauskommt, daß Schädel mit einer Länge von 20 cm und darüber als — Kurz-

Digitized by Google

köpfe figurieren müssen. Aus diesem Grunde sind die Beweise, die Buschan gegen die Ueberlegenheit der nordischen Rasse vorbringt, so kümmerlich sie schon an sich sind, gänzlich wertlos.

Daß der brachycephale Schädel einen größeren Umfang habe, daß die höheren Klassen und die geniale Intelligenz kurzköpfig sei, widerspricht allen eindeutigen Tatsachen, die wir kennen.

Umfangreiche vergleichende Untersuchungen über den Kopfumfang von rassereinen Gliedern der nordischen, der mediterranen und alpinen Rasse liegen nicht vor; aber soweit die Untersuchungen reichen, ist der Kopfumfang des Nordländers durchschnittlich größer als der des Mittelländers. Ueberhaupt hat die nordische Rasse von allen langköpfigen Rassen durchschnittlich den größten Schädel. Was nun den Vergleich des Langschädels mit dem Kurzschädel angeht, so liegen darüber einwandfreie Untersuchungen kaum vor. Die Untersuchungen, die Buschan anführt, beziehen sich auf den Vergleich von mediterranen Schädeln oder von breiten Langköpfen mit echten Kurzköpfen und sind daher für das vorliegende Problem nicht zu gebrauchen. Welcker bemerkt, ich weiß nicht, auf Grund welcher Beobachtungen, daß Kleinheit des Schädels häufiger mit Brachycephalen, Größe des Schädels mit Dolichocephalen zusammentrifft. Die einzige einwandfreie Untersuchung, die in diese Fragen Licht bringen kann, rührt von Pfitzner her. Es ist seine Tabelle über „Kopfumfang, Kopflänge und Kopfbreite“ aus seinen Sozial-anthropologischen Studien (1902).

Vergleichen wir die Angaben über männliche Köpfe in dieser Tabelle (und diese kommen bei Buschan nur in Betracht) so sehen wir, daß die größten Köpfe den niedrigsten Index haben, ja, daß die beiden größten von 60—61 cm dolichocephal sind, mit einem Index von 78,9, was einem Schädelindex von etwa 77,5 entsprechen würde. Ferner geht aus dieser Tabelle hervor, daß es breite Langköpfe sind, die einen großen Schädelumfang aufweisen. Ferner hat Pfitzner auf Grund des gleichen Materials nachgewiesen, daß die höheren Stände in Straßburg einen größeren Kopfumfang haben als die niederen; aus seinen Untersuchungen geht auch hervor, daß die höhern und niedern Stände zwar den gleichen Index, aber trotzdem nicht die gleiche Schädelform haben, wie Buschan irrtümlicherweise meint. Die Schädel der höheren Klassen sind nämlich länger, und daß dies einem größeren Anteil nordischen Rasseblutes zu verdanken ist, zeigt sich darin, daß die höhern Stände zugleich größere Statur, mehr helle Haare und helle Augen haben. Buschans Satz, daß die schwereren Gehirne sich vorwiegend mit „kurzköpfigen“ Schädeln verbinden, ist daher mindestens höchst zweifelhaft, wenn nicht grundfalsch. Und Röse hat vielmehr recht, wenn er sagt, daß die nordischen Langschädel — seien sie nun breit oder schmal — das größere Gehirn einschließen.

Aber Buschan operiert mit den bloßen Indexzahlen, als wären sie in jeder Hinsicht vergleichbare Größen. Daß dies nicht der Fall ist, ist in den letzten Jahren so oft mit Nachdruck erörtert worden, daß man mehr als erstaunt sein muß, davon keinerlei Spur in Buschans Arbeit zu finden. Ueberdies werden die zahlreichen Untersuchungen von Lapouge, Durand, Collignon, Ammon gar nicht erwähnt, obgleich

Digitized by Google

diese deutlich zeigen, daß in den höheren Ständen das nordische Rasseblut vorwiegt. Das Kapitel über „Form des Schädels und geistige Fähigkeiten" ist daher gänzlich ungenügend in bezug auf das Beweismaterial und gänzlich falsch in bezug auf die Ausdeutung desselben. Komisch wirkt es geradezu, daß er die Untersuchungen der Maria Montessori in Rom über die paar Elite-Schüler für hinreichend hält, die Ueberlegenheit der Brachycephalen zu beweisen. Abgesehen davon, daß es sich in diesem Falle um den Vergleich mit mediterranen Langköpfen handelt, sind Schuluntersuchungen in bezug auf Begabung gar nicht maßgebend. Hier entscheidet meist nur der Fleiß und nicht die Begabung, aber daß unter den genialen Männern Europas die blonden großgewachsenen Menschen bei weitem überwiegen, kann nicht zweifelhaft sein. Nach meinen Untersuchungen über die Anthropologie des Genies, die sich auf alle Länder Europas erstrecken, sind die meisten blond, eine geringere Anzahl braun und nur wenige schwarz, das gleiche Verhältnis findet man in bezug auf hohe, mittelhohe und kleine Gestalt. Die Kopfform ist natürlich nur von wenigen bekannt; die Schädel Dantes und Raffaels waren dolichocephal, und der Vergleich der Profilbildnisse mit den Frontalansichten macht es zur Gewißheit, daß Leonardo, Tizian, Galilei ebenfalls langköpfig waren. Wenn man aus der Gesichts- und Stirnbildung auf die Kopfform schließen darf, und das ist in Anbetracht der anderen korrelativen Rassenmerkmale wohl erlaubt, so sind die meisten großen Genies echte oder breite Langköpfe gewesen. Nur eine verschwindende Anzahl zeigt ein breites Gesicht, wie Verrochio, Perugino, Gautier, Hugo, Sainte-Beuve, aber selbst die beiden letzteren sind keine echten „Kurzköpfe", sondern haben einen zwar sehr breiten, aber auch sehr langen Kopf. Beide waren übrigens blond und zeigen sich dadurch als Mischprodukt an. Echte rassenhafte Brachycephalen des alpinen Typus sind unter den Genies sehr selten. Dies ist aber der entscheidende Punkt in der ganzen Fragestellung.

Buschan gibt das Gehirngewicht von 107 berühmten Personen an. An der Spitze steht Turgenieff mit 2012 gr. Sein physischer Typus ist mir unbekannt; dann folgt Cuvier mit 1830 gr. Cuvier war mittelgroß, hatte hellblonde Haare und blaue Augen, nach seinen Porträts die Gesichtszüge der nordischen Rasse, und wie die Profilbildnisse zeigen, einen sehr langen Schädel. Der Schädelindex ist nicht bekannt, aber auf keinen Fall haben wir es hier mit einem — „Brachycephalen" zu tun.

Auch muß der „kurzköpfige" Kant wieder herhalten, um die Brachycephalentheorie zu stützen. Kant hatte blonde Haare, blaue Augen und rosigen Teint. Sein Gesicht war schmal, die Nase schmal und gebogen. Der Kopf war allerdings kurz und breit. Aber Schädel und Gesicht paßten nicht zueinander, denn der Schädel war infolge hochgradiger Rachitis pathologisch deformiert. Diese hatte das Wachstum verzögert, Rückgrat und Schultern verbogen, die Brust eingedrückt, das Becken vollständig abgeflacht, so daß er, wie er selbst scherzend sagte, kein Gesäß hatte. Gerade die hochgradige Beckendeformation (plattes Becken) ist der sicherste Hinweis, daß beim Liegen des Kindes auch der Schädel von hinten nach vorn abgeplattet wurde. Dies zeigt sich besonders deutlich beim Profildurchschnitt des asymmetrischen

Digitized by Google

und abnorm hoch gebauten Schädels, an dem Scheitelbeine und Hinterhaupt winklig abgeknickt sind. Wie es ein rachitisch plattes Becken, so gibt es auch einen „rachitisch platten Schädel". Während schwächere Grade der Rachitis den Schädel nur wenig verändern, ist hochgradige Rachitis imstande, ein typisches caput quadratum zu verursachen. Ebenso macht Hydrocephalus (Wasserkopf) den Schädel breiter, wie es bei Camoës, Wagner, Michelangelo der Fall ist. Aber diese pathologische Brachycephalie wird ebensowenig wie die falsche Brachycephalie von Buschan berücksichtigt.

Gar sonderbar wirkt schließlich seine Lobrede auf die chinesische Kultur, die sich sogar dahin versteigt, daß „zugegebenermaßen" der Durchschnittschinese auf einer höheren Stufe der allgemeinen Bildung stehen soll als der Deutsche. Ich muß meine Unwissenheit eingestehen, daß mir diese Tatsache unbekannt ist, geschweige daß sie allgemein zugegeben wird. Manches scheint ja dafür zu sprechen, daß die Chinesen eine großköpfige Rasse sind, aber daß sie größeren Schädelumfang haben als die nordische, ist keineswegs erwiesen.

Buschan führt zwar an, daß von 387 Deutschen 51,5 pCt. und von 108 Chinesen 64,7 pCt. einen Schädelbinnenraum von über 1400 ccm aufweisen, daß dieser unter 1200 ccm bei 8 pCt. der weißen und nur bei 2 pCt. der gelben Rasse fällt. Aber es ist nicht gestattet, 387 Schädel der einen Gruppe mit etwa einem Viertel der anderen zu vergleichen. Andere Angaben widersprechen überdies denjenigen von Buschan. Nach Morton ist der durchschnittliche Schädelumfang bei Kaukasiern 1427, bei Chinesen 1345. Lebon fand bei 100 Pariser Bürgern, deren Kopfgröße zwischen 52 und 62,5 cm schwankte, einen durchschnittlichen Umfang von 57,05 cm, während Weisbach bei 26 Chinesen (Index 80,0) einen solchen von 55,38 feststellte. Das sind zwar ungleich große Reihen und nur „Durchschnittszahlen", die Buschan „so sehr verpönt", aber andere Angaben liegen bisher leider nicht vor. Soweit ich urteilen kann, sind die durchschnittlichen Kopfgrößen bei Europäern und Chinesen einander gleich. Dies ist auch nicht zu verwundern, denn unter den Chinesen gibt es ebenfalls Lang- und Kurzköpfe, und es ist klar, daß die Kreuzung von Lang- und Kurzköpfen zu ähnlichen Ergebnissen führen muß, wie in Europa.

Außerdem ist es methodisch bedenklich, den Schädel- und Gehirnumfang der Chinesen ohne weiteres mit dem der Europäer (und welcher Europäer unter den drei Rassen?) zu vergleichen, und die Höhe der Intelligenz von der Größe des Gehirnumfangs allein abhängig zu machen. Ihre Gehirne sind in verschiedener Weise organisiert, und die ganze psychophysische Ausrüstung der Rassen muß beim Vergleich geistiger Begabung herangezogen werden. Die chinesische ist eine anders gerichtete und anders gestimmte Intelligenz als die arische, mag auch ihr Gehirn gleichen Umfang haben. Gewiß, die Chinesen sind ein Kulturvolk, aber sie haben nur Halb-Kultur geschaffen, sie haben nie die Höhe der Vollkultur erreicht, die in Athen, Rom und Florenz erblüht ist.

Digitized by Google

Der Platonische Idealstaat.

Dr. R. M. Eicker.

„Gerechtigkeit ist die Sache eines einzelnen Mannes; sie ist aber auch Sache eines ganzen Staates."
Platon.

Die naturwissenschaftliche Gesellschaftslehre stellt ein aristokratisches Ideal auf. Sie beruft sich auf die Darwinistische Auslegung der natürlichen Entwicklung, auf die Lehre von der Herrschaft der Besten im Kampf ums Dasein. Weil die Natur aristokratisch ist, soll auch die Gesellschaft, als ein Stück oder eine Fortsetzung der Natur, aristokratisch organisiert sein, wenn sie dem allgemeinen Gesetz der Entwicklung zu höheren und vollkommeneren Lebensformen genügen will. Indem die naturwissenschaftliche Soziologie eine solche Forderung stellt, wiederholt sie damit ein politisches Ideal, das vor fast zweiundeinhalb Tausend Jahren der größte Philosoph unter den Griechen, Platon, in seinem „Staat", im „Gorgias" und in den „Gesetzen" dargelegt hat.

Mehr als je hat sich heute wieder der Kampf um die soziale Gerechtigkeit erhoben; die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse haben die traditionellen Formen des bürgerlichen Zusammenlebens gestört; überall machen sich neue Bewegungen und Ideen bemerkbar; die sozialen Gruppen und Parteien stehen sich feindlich gegenüber, und eine jede gibt an, im Namen der Gerechtigkeit zu kämpfen. Gerechtigkeit ist aber die Grundidee der Platonischen Staatslehre, und mit ihren Begründungen und Zielen sich auseinanderzusetzen, dürfte daher für die politischen Theorien der Gegenwart von großem Interesse sein. „Der Zweck des ganzen Dialogs über den Staat", schreibt Prantl, „ist die erschöpfende Darstellung der Gerechtigkeit, insofern dieselbe in ihrer Verbindung mit Weisheit das wahre Prinzip des äußeren Menschenlebens in seiner höchsten Gestaltung, nämlich im Staate ist, und es darf der öfters geführte Streit, ob der Inhalt dieser Bücher in einer Darstellung des Staates oder in einer Entwicklung der Idee der Gerechtigkeit bestehe, dahin geschlichtet werden, daß es in der Tat sich um das Zusammentreffen der Gerechtigkeit und des Wesens des Staates handle und somit keines dieser beiden allein den hauptsächlichen Kern der ganzen Untersuchung ausmache."

Die Darstellung der Gerechtigkeit und Weisheit im Staate, ihres Wesens und ihrer Betätigung, mit dem Ziele, die Tugend und das Glück der Menschen zu fördern, das ist Inhalt und Aufgabe der Platonischen Staatslehre, und man muß hinzufügen, Aufgabe aller politischen Ideologie.

Es ist ein Vorurteil, die Platonische Staatslehre als phantastisch oder utopistisch zu bezeichnen. Der Philosoph geht ausdrücklich von der „menschlichen Natur" aus, denn nur was in der menschlichen Natur ist, kann in der Gesellschaft wieder gefunden werden, „denn woher anders soll es dahin gekommen sein". Hierbei gerät Platon aber sofort in grundlegende Erörterungen über das Wesen der Gerechtigkeit. Denn die sophistischen Philosophen deduzierten aus der „menschlichen Natur" gerade das Gegenteil der Gerechtigkeit wie Platon. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht der Dialog „Gorgias", wo

Digitized by Google

Sokrates die Ungerechtigkeit als Zügellosigkeit und als größtes Uebel der Seele definiert. Der Sophist Kallikles erhebt aber die Zügellosigkeit zum Range der Gerechtigkeit. „Von Natur", sagt er, „ist jegliches Unrechtleiden häßlich und schlecht, dem Gesetze nach aber das Unrechttun. Und das Unrechtleiden ist auch nicht der Zustand eines Mannes, sondern eines Sklaven, für den es besser ist, zu sterben als zu leben, und der, wenn er beleidigt und gemißhandelt wird, sich selbst nicht zu helfen vermag, und auch nicht einem anderen, der ihm am Herzen liegt. Aber ich glaube, diejenigen, welche die Gesetze geben, das sind die Schwachen und der große Haufe; denn nur in Berücksichtigung ihrer selbst und ihres Vorteils geben sie die Gesetze und erteilen sie Lob und Tadel. Indem sie nun die Kräftigeren unter den Menschen und die mehr haben könnten, einschüchtern, damit sie nichts vor ihnen voraus haben sollen, so erklären sie, es sei häßlich und ungerecht, etwas voraus zu haben, und darin bestehe eben das Unrechttun, daß man danach strebe, mehr als andere zu haben; denn sie für ihre Person begnügen sich damit, nur den gleichen Teil zu haben, da sie die schlechteren sind. Deshalb wird es nun dem Gesetze nach für ungerecht und häßlich erklärt, mehr haben zu wollen als die Menge, und man nennt das Unrecht tun. Allein die Natur selbst weist darauf hin, daß es gerecht ist, daß der Bessere mehr habe als der Schlechtere und der Stärkere mehr als der Schwächere. Daß dies aber sich so verhält, zeigt sich vielfach sowohl an den anderen Geschöpfen als auch an den Staaten und Geschlechtern der Menschen; nämlich, daß als Recht anerkannt ist, daß der Stärkere über den Schwächeren herrsche und mehr habe." — Für Kallikles sind die „Besseren" die Stärkeren und Ueberlegenen, das „natürlich Schöne und Gerechte" besteht im Ausleben starker Begierden. Aber weil dies den meisten nicht möglich ist, „tadeln sie solche aus Scham, ihr eigenes Unvermögen verdeckend und behaupten, die Ungebundenheit sei etwas Häßliches". — „Ueppigkeit, Ungebundenheit und Freiheit, sofern sie Rückhalt hat, das ist Tugend und Glückseligkeit. Das andere ist eitler Tand, widernatürliche Satzung, menschliche Schwätzerei und nichtsnutziges Zeug."

Sokrates erwidert darauf, daß er auch aristokratisch denke und die „Menge" nicht beachte; auch er fordere, daß die Besseren herrschen, aber die Besseren seien die „Verständigeren", die darum keineswegs „mehr haben" müßten, und er fragt ironisch: ob der Arzt, der von Speisen und Getränken am meisten verstände, deshalb auch mehr und besseres von diesen Dingen haben müsse als der Unverständige? ob der beste Weber auch die größten und schönsten Gewänder tragen müsse? — Von Sokrates gedrängt, gibt Kallikles schließlich zu, das sei lächerlich, und er meine nur, daß diejenigen, die etwas von Staatsgeschäften verständen, im Staate herrschen sollten.

Eine ähnliche Auseinandersetzung über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit finden wir im „Staat", wo der Sophist Thrasymachus eine ähnliche Behauptung aufstellt, daß das Gerechte nichts anderes sei als „das dem Stärkeren Zuträgliche". Auch hier wendet Sokrates ein, daß keine Kunst und auch keine Regierung das ihr selbst Zuträgliche schaffe, sondern das „dem Regierten Zuträgliche". „Nicht wahr, auch kein Arzt, insoweit er Arzt ist, erwägt und verordnet das dem Arzt, sondern das dem Kranken Nützliche?"

Digitized by Google

Man sieht, die Sophisten vertreten den Standpunkt des „brutalen Rechts des Stärkeren", eines aristokratischen Anarchismus, und merkwürdig ist dabei, daß Kallikles sich ausdrücklich auf die „anderen Geschöpfe" beruft, genau in derselben Weise wie heutzutage einige übereifrige Darwinistische Soziologen, welche die schrankenlose wirtschaftliche und kriegerische „Ausbeutung" nach Art tierischer Beute rechtfertigen und einen zügellosen Kampf ums Dasein predigen.

Platons Begriff der Gerechtigkeit geht dahin, „einem jeden das Gebührende zuzuweisen, weder anderen Unrecht zu tun, noch selbst von anderen Unrecht zu leiden". Er teilt mit den Sophisten das aristokratische Ideal. Aber in der Auffassung des Wesens der „Besseren" und des Zieles ihrer Herrschaft unterscheidet er sich von ihnen grundsätzlich, wie schon die angeführten Antworten des Sokrates andeuten. Ihm ist der Staat nicht ein Mittel zur Befriedigung der Begierden einzelner, sondern ein Mittel zur Vervollkommnung der Tugend und des Glückes aller oder möglichst vieler, die zu einem Gemeinwesen gehören.

Platon leitet die Entstehung des Staates aus den **menschlichen Bedürfnissen und Anlagen** her. „Es entsteht demnach ein Staat, weil jeder von uns sich nicht selbst genügt, sondern vieler Dinge bedürftig ist." — „Es wird demnach alles in größerer Menge als auch schöner und leichter ausgeführt, wenn einer nur eines seiner natürlichen Anlage gemäß und es zur rechten Zeit und ungestört von den anderen betreibt." Weil die Menschen aber in den natürlichen Anlagen verschieden sind, entsteht die in **Klassen geordnete Gesellschaftsverfassung**. Es werden drei Klassen unterschieden: 1. die **Lohnarbeiter**, die geistig nicht hoch einzuschätzen sind, aber hinreichend Körperkraft zu schweren Arbeiten haben und die Nutzung ihrer Kraft für Lohn verkaufen, 2. die **Kaufleute**, welche körperlich schwach und zur Verrichtung einer anderen Arbeit untauglich sind und Kauf und Verkauf übernehmen, 3. die **Regierer und Wächter**, die durch Weisheit und Tugend sich auszeichnen und dadurch zum Regieren berufen sind. „Wofern nicht die Weisheitsliebenden Könige in den Staaten werden, oder die jetzt sogenannten Könige und Gewalthaber in echter und gehöriger Weise Liebe zur Wahrheit bekommen, wofern nicht staatliche Macht und Weisheitsliebe sich eng vereinigt und wofern die vielen Personen, die sich jetzt dieser oder jener ausschließlich widmen, mit Gewalt nicht ausgeschlossen werden, so ist kein Aufhören der Uebel für die Staaten, ich glaube auch nicht für das Menschengeschlecht."

Ein tiefer Gedanke Platons, der uns so außerordentlich modern anmutet, besteht in der Forderung, daß die Klassen nicht nur auf den natürlichen Anlagen beruhen, sondern immerfort aus einer **sozialen Auslese** (ἐκλογή) sich neu gestalten, also keine scharf voneinander gesonderten Kasten bilden. „Wer allenthalben ohne Makel hervorgeht, wie in Feuer geprüftes Gold, der ist zum Regieren zu bestellen." — „Wer nun immer unter Knaben, Jünglingen und Männern die Probe besteht und makellos hervorgeht, ist als Regierer und Wächter des Staates einzusetzen und mit Ehren auszustatten im Leben und nach dem Tode; wer aber nicht ein solcher ist, muß ausgeschlossen werden." — Wenn von den Wächtern ein schlechter Sprößling erzeugt

Digitized by Google

wird, so soll er zu den anderen verwiesen werden, und wenn von den anderen Bürgern ein tüchtiger, dieser zu den Wächtern."

Die Regierer und Wächter übernehmen ihren Beruf nicht um ihrer selbst und um ihres Vorteils, sondern um des Ganzen willen. Denn „bei der Gründung des Staates haben wir nicht im Auge, daß irgend eine Klasse vorzugsweise glücklich sein soll, sondern möglichst der ganze Staat". In einem „guten Staate werden die allein regieren, die wahrhaft reich sind, nicht an Gold, sondern an dem, woran der Glückselige reich sein muß, an einem guten und vernünftigen Leben." Die Gerechten sollen herrschen, nicht zum Schaden der Beherrschten, sondern damit alle von ein und demselben Göttlichen und Vernünftigen geleitet werden. Die Herrscher sollen Hirten, Steuerleuten und Aerzten zu vergleichen sein. „Wird aber der Reichtum in einem Staate geehrt und die Reichen, so wird die Tugend weniger geachtet und die Guten." Da werden nicht die wetteifernden und ehrliebenden, sondern die erwerb- und geldliebenden Männer regieren. Ein derartiger Staat ist „nicht einer, sondern notwendig zwei, einer der Armen und einer der Reichen, die an demselben Orte wohnen und dabei sich immer gegenseitig nachstellen".

Platon war auch der erste Verteidiger der Gleichberechtigung der Frauen. Das Weib soll mit dem Manne zu allen Tätigkeiten gleichberechtigt sein, zu denen es von Natur geeignet ist; denn beide sind nicht nur dadurch verschieden, daß das Weib gebiert und der Mann zeugt. „Keine Beschäftigung derer, die einen Staat verwalten, ist Sache des Weibes, weil es Weib ist, noch auch Sache des Mannes, weil er Mann ist, sondern die Naturanlagen sind in beiderlei Wesen gleicherweise zerstreut, und an allen Tätigkeiten hat das Weib naturgemäß teil, an allen der Mann, nur ist in allen das Weib schwächer als der Mann." Platon verweist darauf, daß auch unter den Männern nicht alle zu Wächtern und Herrschern geeignet seien, sondern eine Auswahl stattfinden müsse.

Die staatliche Ordnung soll zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts dienen. Das Mittel dazu ist die Zuchtwahl, wobei Platon den Standpunkt einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" vertritt. „Tüchtige Erziehung und Bildung, wenn sie Dauer hat, erzeugt gute Naturen, und tüchtige Naturen wieder, die an solcher Bildung festhalten, werden noch besser als die früheren zu den anderen Tätigkeiten sowohl als zur Erzeugung, wie dies auch bei den anderen lebenden Wesen stattfindet." Denn mit dem Menschengeschlecht verhält es sich ebenso wie mit Jagdhunden und Pferden. Die Bürger sollen sich daher nicht ohne Ordnung miteinander geschlechtlich vermischen, sondern die besten Männer und besten Frauen sollen einander beiwohnen. Die Kinder müssen von Menschen erzeugt werden, die in voller Kraft stehen, und zwar das Weib 20 und der Mann 30 Jahre alt sein, denn das ist die Blütezeit des Körpers und Geistes, damit aus Guten bessere und aus Tüchtigen tüchtigere Kinder hervorgehen. Schlechte Sprößlinge sollen nicht aufgezogen werden, und wenn Kinder unrechtmäßig, d. h. ohne Vermittelung des Gesetzgebers gezeugt sind, soll die Leibesfrucht nicht völlig ausgetragen werden.

An die Züchtung schließt sich die Erziehung an. Die Eltern und Lehrer sollen Vorbilder sein, nicht bloß zurechtweisen, sondern

Digitized by Google

das ganze Leben hindurch selbst dasjenige ausführen, was sie den Jüngeren befehlen. Nicht mit Zwang sollen die Knaben erzogen werden, sondern spielend, damit man mehr imstande ist, zu erkennen, „wozu ein jeder von Natur geeignet ist". Um der Kinder willen nach Schätzen jagen, um ihnen Reichtum zu erwerben, ist verwerflich. „Kindern aber muß man viel Scham, nicht Gold hinterlassen." Im übrigen soll die Erziehung durch Gymnastik und Musik zugleich die körperlichen und geistigen Kräfte bilden und Harmonie zwischen ihnen herstellen.

Je mehr Richter und Aerzte im Staate sich breit machen, um so bedenklicher steht es mit der Erziehung und Gesundheit der Bürger. „Wenn aber Zügellosigkeit und Krankheiten in einem Staate überhand nehmen, öffnen sich da nicht viele Gerichtsstätten und ärztliche Anstalten und spreizt sich da nicht Rechts- und Heilkunde, wenn auch viele Freie sich angelegentlich damit beschäftigen? Gibt es einen stärkeren Beweis von schlechter und schimpflicher Erziehung, als wenn nicht allein die geringeren Leute und Handarbeiter, sondern auch diejenigen, die sich das Ansehen geben, in Formen freier Männer erzogen zu sein, hervorragende Aerzte und Richter nötig haben? Oder scheint es nicht schimpflich und ein starker Beweis von Mangel an Bildung zu sein, wenn man genötigt ist, eines anderen, wie von Gebietern und Richtern, hergeholten Rechtes sich zu bedienen aus Mangel an eigenem?" Vielmehr sollen im gerechten Staate Arzneikunst und Rechtspflege „miteinander die an Leib und Seele gut gearteten Bürger pflegen, von denen aber, die es nicht sind, die körperlich Schwachen sterben lassen, die aber an Seele schlecht Gearteten und Unheilbaren selbst töten".

Im übrigen sollen hellenische Staaten Stammesbrüder nicht zu Sklaven machen, um „das hellenische Geschlecht zu schonen" und sich dadurch vor Verknechtung durch die Barbaren zu bewahren. „Ich behaupte nämlich, daß der hellenische Stamm sich selbst angehörig und verwandt, den Ausländern gegenüber aber fremd und auswärtig ist." Die Barbaren sind „von Natur Feinde".

Es wäre ein lehrreiches Unternehmen, die Forderungen des Platonischen Staates im einzelnen mit den sozialen Einrichtungen der kapitalistischen Epoche und den verschiedenen politischen Theorien zu vergleichen, die auf dem Grunde der modernen Entwicklungslehre und Anthropologie sich ausgebildet haben. Eins würde dabei als ein prinzipieller Unterschied hervortreten, der besondere Beachtung verdient. Platon gesteht zwar der Aristokratie, d. h. dem Lehr- und Wehrstand die Herrschaft zu, auch die Entwicklungsmöglichkeiten für körperliche und geistige Ausbildung auf der Grundlage gemeinsamen Besitzes; er bestreitet aber die Notwendigkeit, daß die herrschende Klasse als solche reicher sei, d. h. besser wohne, esse und sich kleide als die übrigen. Es besteht in der Tat keine notwendige Verbindung zwischen Herrschaft und Bildung einerseits und dem Reichtum andererseits im subjektiven Sinne des besseren Essens, Wohnens und Kleidens, wohl aber im objektiven Sinne als eines Mittels der körperlichen und geistigen Bildung; darum sind im Platonischen Staate die Erziehungs- und Unterrichtsmittel im öffentlichen Besitz und allen zugänglich, die sich als „Tüchtige bewähren".

Digitized by Google

In den Ausdrücken der modernen Nationalökonomie gesprochen, ist der „Mehrwert" oder das „Kapital" für alle höhere Kultur eine unumgängliche notwendige Voraussetzung. Aber es ist nicht notwendig, daß dieser Reichtum in Privatbesitz festgelegt wird; dann führt er zu all den Uebelständen, die Platon schildert und in jeder auf privatem Reichtum beruhenden Aristokratie, namentlich aber, wenn sie in Plutokratie ausartet, in die Erscheinung treten müssen. Dann erhebt sich Ueppigkeit und Zügellosigkeit, kurz die Ungerechtigkeit. Dann werden die „schlechten Sprößlinge" künstlich und durch Privilegien oben gehalten und der Aufstieg „der Tüchtigen, die von den anderen Bürgern geboren werden", wird verhindert oder fast unmöglich gemacht.

In diesem Punkte begegnen sich die Ideen Platons mit denjenigen des modernen Sozialismus. Nach den Formulierungen von Marx z. B. soll Kapital und Mehrwert nur als subjektives Genußmittel, aber nicht im objektiven Sinne des nationalen Reichtums aufgehoben werden, sondern als materielle Mittel höherer Kultur in öffentlichen Besitz übergehen. In einem anderen Punkte unterscheiden sich aber Platon und Marx grundsätzlich. Der letztere glaubte an eine „allseitige Vervollkommnung aller" und war darum Demokrat. Platon aber sah die Vervollkommnungsfähigkeit oder „Tüchtigkeit" den Individuen in verschiedenem Maße von Natur zuerteilt; er war darum Aristokrat und zwar, um einen Ausdruck Nietzsches zu gebrauchen, radikaler Aristokrat. Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, daß der „Utopist" Platon in diesem Punkte viel realistischer und natürlicher dachte als der „Materialist" Marx. Im übrigen aber ist es unzweifelhaft, daß Platon die moralisch einzig richtige Verbindung von Aristokratie und Reichtum entdeckt hat. Auch darin dachte Platon viel natürlicher als Marx, daß jener einen nationalen Staat forderte, dieser aber, in einem verschwommenen Internationalismus befangen, von der Verbindung aller Völker und Rassen träumte.

Platon war sich des Widerspruchs zwischen seinem Ideal und der Wirklichkeit wohl bewußt, denn „die Mehrzahl der Machthaber ist schlecht". Auf Erden existiert der Idealstaat nirgends. „Aber im Himmel vielleicht ist er als Musterbild für den aufgestellt, der es sehen und, wenn er es sieht, sein Inneres danach begründen will."

Dieses „Musterbild" bleibt für alle politische Ideologie bestehen, denn es sind unverlierbare Gedanken, die in ihm zum Ausdruck kommen. Sie stimmen im Prinzip mit den Lehren überein, die eine naturwissenschaftliche Soziologie aus der natürlichen Entwicklungslehre ziehen muß, wenn auch in einzelnen Fragen eine große Verschiedenheit der Meinungen bestehen kann. Und man muß Kant zustimmen, wenn er schreibt: „Die Platonische Republik ist, als vermeintlich auffallendes Beispiel von erträumter Vollkommenheit, die nur im Gehirn des müßigen Denkers ihren Sitz haben kann, zum Sprichwort geworden, und Bruker findet es lächerlich, daß der Philosoph behauptete, niemals würde ein Fürst wohl regieren, wenn er nicht der Idee teilhaftig wäre. Allein man würde besser tun, diesem Gedanken mehr nachzugehen und ihn (wo der vortreffliche Mann uns ohne Hülfe läßt) durch neue Bemühungen ins Licht zu stellen, als ihn, unter dem sehr elenden und schädlichen Vorwande der Untunlichkeit, als unnütz beiseite zu stellen. — Denn welches der höchste Grad sein mag, bei welchem die Mensch-

Digitized by Google

heit stehen bleiben müsse und wie groß also die Kluft, die zwischen der Idee und ihrer Ausführung notwendig übrig bleibt, sein möge, das kann und soll niemand bestimmen, eben darum, weil es Freiheit ist, welche alle angegebenen Grenzen übersteigt."

Penka und die Heimat der Indogermanen.

Herr Prof. Penka hat gelegentlich der Besprechung neuerer Hypothesen über die Urheimat der Arier (V. Jahrg. d. p.-a. Revue, S. 208) sich auch mit mir beschäftigt und mir vorgeworfen, ich hätte ihm die Ansicht unterschoben, daß Schweden die Heimat der Indogermanen sei, und mir in meinen Werken über diesen Gegenstand seine dafür vorgebrachten Argumente angeeignet.

Was den Punkt bezüglich der Aufstellung Schwedens als Heimat der Arier betrifft, gebe ich das Tatsächliche zu; ich verwahre mich aber gegen den Vorwurf, daß ich Herrn Prof. Penka diese Ansicht unterschoben habe. Es war meinerseits ein lapsus memoriae, veranlaßt dadurch, daß Penka, wie er ausdrücklich (Die Herkunft der Arier, S. 7) selbst sagt, von Schweden, wo die anthropologischen und archäologischen Verhältnisse viel einfacher lägen, ausgegangen und dahin immer wieder zurückgekehrt ist.

Was meine angebliche Aneignung der von Penka für seine Hypothese vorgebrachten Argumente betrifft, so könnte man von ihm das gleiche gegenüber seinen Vorgängern sagen. Lange vor ihm haben Latham, Lord Lytthon, Theod. Benfey, Lazarus Geiger, Theodor Poesche und gleichzeitig mit ihm Fr. von Löher und A. H. Sayce, also eine ganz ansehnliche Zahl von Forschern und vielleicht noch einige andere dazu, den Standpunkt der asiatischen Heimat verlassen und zum Erweise der europäischen Herkunft Tatsachen vorgeführt, die auch Penka für seine Argumente benutzt, wobei ihm die inzwischen gemachten Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung zustatten kommen.

Mit gleichem Rechte habe auch ich die der Beweisführung sich darbietenden Tatsachen verwertet, ohne daß ich mich verpflichtet gefühlt habe, auf solche, die auch Penka benutzt hat, zu verzichten. Aber ich muß trotzdem feststellen, daß Penka die archäologischen Tatsachen, auf die ich meine Beweisführung aufgebaut habe, nur nebensächlich behandelt hat. Wo ist er überhaupt oder etwas tiefer auf die Untersuchung der Werkzeuge und Waffen der Steinzeit, auf die Rolle des Bernsteins, Nephrits und Jadeits, auf Kulturpflanzen und Haustiere eingegangen? — Zur Beachtung der großen Steingräber haben mich Fr. von Löher und Ernst Krause angeregt, die vor Penka darüber geschrieben haben, und mit der prähistorischen Gefäßdekoration beschäftige ich mich seit 40 Jahren; was aber ihre Verwertung von Seite Penkas betrifft, insonderheit jene der bemalten Hallstatt-Gefäße Schlesiens zum Erweise, daß die Griechen zu jener Zeit dort heimatlich seßhaft gewesen seien, so begnüge ich mich dem gegenüber, um meiner Entgegnung jede persönliche Schärfe zu nehmen, auf das Urteil Hoernes' in seiner „Urgeschichte der bildenden Kunst" (S. 290) lediglich zu verweisen, statt es auch im Wortlaute anzuführen.

Penka scheint die Erforschung der Heimat der Indogermanen als ein Gebiet zu betrachten, das nur er allein betreten darf; das beweist auch sein Prioritätsstreit mit Wilser. Ich anerkenne seine großen Verdienste in aufrichtiger Weise, aber ich lasse mir das Recht nicht nehmen, ein Problem, zu dem ich auf meinen eigenen Wegen gelangt bin, weiter zu verfolgen. Dr. M. Much.

Digitized by Google

Berichte und Notizen.

Allgemeine Gesetze der Vererbung. Unter Vererbung verstehen wir die Tatsache, daß die Organismen Nachkommen hervorbringen, die ihnen in weitgehendem Maße gleichen. Vererbt werden nicht die Merkmale der Organismen, sondern ihre Anlagen. Die Anlagen ziehen, um ein Gleichnis Nägelis zu gebrauchen, in jeder Generation und in jedem Individuum ein neues Kleid an, das sie sich selber gestalten. Dabei ist es von Wichtigkeit, festzustellen, wie die Merkmale der Eltern bei den Kindern auftreten und ob exakte Gesetze diese Uebertragung beherrschen. Durch Bastardierung, d. h. Kreuzung verschiedener Pflanzenarten haben wir einige Gesetze kennen gelernt, die uns in zahlreichen Fällen eine Voraussage dessen, was aus einer bestimmten Befruchtung hervorgehen wird, ermöglichen und umgekehrt gestatten, aus einem Bastard wieder die reinen Elternformen zu isolieren. Im allgemeinen können wir jede Vereinigung zweier Keimzellen, die nicht die gleichen erblichen Anlagen besitzen, als Bastardierung bezeichnen, wobei der Anteil jedes der Eltern an der Nachkommenschaft um so deutlicher herausgefunden werden kann, je deutlicher die Eltern verschieden sind. Die Entdeckung von Gesetzen, die bei der Kreuzung der elterlichen Eigenschaften sich durchsetzen, ist namentlich dem Augustinerpater Mendel zu verdanken, der seine Versuche mit verschiedenen Erbsensorten anstellte (1866). Inzwischen haben zahlreiche Experimente, auch an Tieren, die Mendelschen Gesetze bestätigt. Bei seinen Versuchen fand Mendel erstens, daß in jedem Merkmalspaar das Merkmal des einen Elters das Merkmal des andern Elters beim Bastard verdeckt, so daß z. B. der Bastard zwischen einer rotblühenden und einer weißblühenden Erbse rot blüht und von dem einen Elter, der rotblühenden, nach seinem Aussehen nicht unterschieden werden kann. Man hat dies die Prävalenz-Regel genannt. Zweitens wurde Mendel durch seine Versuche zu dem Schluß geführt, daß die korrespondierenden Anlagen der Eltern, die sich bei der Entstehung des Bastards verewigt hatten und während seiner vegetativen Entwicklung vereinigt blieben, schließlich doch wieder auseinandergeführt werden, worauf die einzelne Keimzelle des Bastards entweder die Anlage des einen Elters oder die Anlage des andern Elters enthält, nicht mehr beide, und zwar so, daß in der einen Hälfte der Keimzellen die eine, in der andern Hälfte die andere Anlage vertreten ist. Man hat diese Erscheinung als Spaltungsregel bezeichnet. Das dritte Ergebnis der Mendelschen Versuche war die vollkommene Unabhängigkeit der Merkmale, so daß sich jedes Merkmal mit jedem andern beliebig kombinieren läßt. Z. B. läßt sich aus der Blütenfarbe der einen Sorte, der Höhe einer zweiten Sorte und der Samenfarbe einer dritten Sorte eine neue Art zusammensetzen, die völlig konstant ist. Es ist dies das Gesetz der Selbständigkeit der Merkmale, das einen sicheren Schluß auf die Natur ihrer Anlagen zuläßt, daß nämlich für jedes selbständige Organ auch eine selbständige Anlage vorhanden sein muß, die aus dem Zusammenhang mit ihres gleichen gelöst und mit anderen Anlagen kombiniert werden kann. Dabei können Eigenschaften des einen Elters im Bastard (scheinbar) völlig verschwinden, um in der folgenden Generation wieder aufzutreten. Es handelt sich um latente Anlagen. Außerdem gibt es noch wirklich latente Anlagen, die nach einer Bastardbefruchtung nirgendwie aktiv werden und neue, d. h. den Eltern fehlende Eigenschaften hervorbringen, die oft einen deutlich atavistischen Charakter haben. In Wirklichkeit handelt es sich wohl überhaupt nie um etwas ganz Neues, sondern um eine neue Gruppierung aktiver oder ein Aktivwerden latenter Anlagen der Eltern, im einzelnen vielleicht noch um eine Beschleunigung in der Entfaltung vorgebildeter, bisher noch nicht aktiver Anlagen, die in einem Elter steckten. Mendel ist der Begründer der experimentellen Vererbungslehre. Noch kann man nicht sagen, wie weit und wohin dieselbe uns führen wird. Wir können nur die nächsten Schritte überblicken und die nächsten Aufgaben zu lösen trachten. (C. Correns, Ueber Vererbungsgesetze. Vortrag, gehalten auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Meran. Mit vier Abbildungen. Verlag von Gebrüder Borntraeger, Berlin. Preis Mk. 1,50.)

Ueber das Hirngewicht des Menschen. Als Ergebnisse seiner an 1414 im pathologischen Institut zu Leipzig vorgenommenen Hirnwägungen stellt E. Handmann folgende Sätze auf: Das mittlere Hirngewicht des reifen Neugeborenen männlichen Geschlechtes beträgt 400 gr, das des weiblichen Geschlechtes 380 gr. —

Digitized by Google

Dies Gewicht verdoppelt sich im Laufe der ersten Dreivierteljahre und verdreifacht sich bis zum 4. bis 6. Lebensjahre. Anfangs ist das Wachstum ein schnelleres und bei beiden Geschlechtern ungefähr gleiches, späterhin bleibt das weibliche Geschlecht zurück und der Unterschied wird größer. — Das mittlere Hirngewicht des erwachsenen Mannes (von 15—49 Jahren) beträgt rund 1370 gr, das des erwachsenen Weibes 1250 gr. Für den Zeitraum von 15—89 Jahren beträgt das Mittelgewicht der Männer 1355 gr, das der Weiber 1223 gr. Diese Zahlen betreffen die sächsische Bevölkerung, während Marchand für die gleichen Altersklassen der hessischen Bevölkerung 1400, bezw. 1388 gr für das männliche, 1275, bezw. 1252 gr für das weibliche Geschlecht fand. 81,46 pCt. aller erwachsenen männlichen Individuen (von 15 bis über 80 Jahre) haben ein Hirngewicht von 1200—1500 gr; 8,78 pCt. ein solches von 950—1200 gr und 20,36 pCt. ein Hirngewicht über 1450 gr. 84,2 pCt. aller erwachsenen weiblichen Individuen haben ein Hirngewicht von 1100—1400 gr; 44 pCt. ein solches von 1200—1350 gr und 9,4 pCt. ein Hirngewicht über 1350 gr; 46,6 pCt. ein solches unter 1200 gr. Das Gehirn erreicht sein bleibendes Gewicht wahrscheinlich um das 18. Lebensjahr, beim weiblichen Geschlechte wahrscheinlich früher als beim männlichen, doch können individuell große Verschiedenheiten vorkommen; für ein Wachstum über das 20. Jahr hinaus findet sich kein Anhalt. — Eine Abnahme des Hirngewichts infolge des Alters tritt vom 60. Lebensjahre an bei beiden Geschlechtern deutlich hervor und wird von da an immer bedeutender. — Bei den Neugeborenen steht das Hirngewicht zur Körpergröße und zum Körpergewicht in einem deutlichen Verhältnis. Es erfolgt auch weiterhin die Zunahme des mittleren Hirngewichtes entsprechend dem Körperwachstum bis zu einer Körperlänge von ungefähr 75 cm unabhängig vom Alter gleichmäßig bei beiden Geschlechtern. Von da ab ist sie unregelmäßiger und bei dem weiblichen Geschlechte geringer als bei dem männlichen. — Bei dem Erwachsenen läßt sich ein konstantes Verhältnis zur Körpergröße nicht feststellen, doch ist das mittlere Hirngewicht der kleinen Individuen bei beiden Geschlechtern niedriger als das der mittelgroßen und großen Personen; dementsprechend sind bei letzteren schwerere Gehirne häufiger. Das relative Hirngewicht, d. h. die auf je 1 cm der Körpergröße entfallende Hirnmasse in Grammen, beträgt bei dem männlichen Geschlecht durchschnittlich 8,3 gr, bei dem weiblichen 7,9 gr, es ist demnach ein geringer Unterschied zugunsten des männlichen Geschlechtes zu beobachten. Ferner haben die Personen von kleiner Körperlänge ein etwas größeres relatives Hirngewicht als die großen Individuen. — Das geringere Gewicht des weiblichen Gehirns ist nicht oder nicht allein bedingt durch die kleinere Körperlänge der Weiber, denn das mittlere Hirngewicht der Weiber ist ohne Ausnahme geringer als das gleichgroßer Männer. Ebenso ist der Unterschied der mittleren Hirngewichte verschiedener Volksstämme nicht allein durch ein verschiedenes Verhalten der Körpergröße zu erklären, wenn diese auch mit in Frage kommt. (Archiv für Anatomie und Physiologie 1906, 1.)

Anthropologische Untersuchungen über die russisch-polnischen Juden. Die geographische Verbreitung der Juden, ihre Zerstreutheit über viele Länder der Erdkugel erschweren bedeutend die Aufgabe der anthropologischen Erforschung dieser Nation. Verschiedenartige soziale und klimatische Bedingungen und verschiedenartige Lebensweise verdunkeln ihren äußeren Charakter und führen zu der Notwendigkeit, die einzelnen Teile der jüdischen Bevölkerung, die in den verschiedensten Gegenden der alten und neuen Welt und insbesondere Europas leben, zu erforschen, ehe man von einem allgemeinen anthropologischen Typus der Juden überhaupt reden kann. In dieser Richtung wenig bekannt blieben bis jetzt die zahlreichen Juden, die die Grenzen des ehemaligen Königreichs Polen, des heutigen Weichselgebietes, bewohnen. Zusammengedrängt auf engem Flächenraum, ein ganz abgesondertes, unter vielfachen eigenartigen historischen Bedingungen entstandenes Leben führend, sind sie ihren ältesten und mittelalterlichen Ahnen und Gebräuchen treu geblieben; und da sie sich schwer der Einwirkung der äußeren Einflüsse unterwerfen, so haben die polnischen Juden, nach dem Zeuguis K. v. Bärs, ihren semitischen Typus wenig verändert. Echtes blondes Haar ist unter den Juden sehr selten. Unter den polnischen haben sich Blondhaarige überhaupt nicht gefunden; in anderen Fällen hat man 1,4 pCt. (bei lithauischen Juden) bis 12 pCt. (in Riga) beobachtet. Freilich haben Meyer und Kopernizki noch höhere Zahlen für die blonde Farbe unter den galizischen Juden ermittelt, nämlich 14 pCt., 16 pCt. und gar 23,2 pCt. Aber man muß beachten, daß diese Krakauer Gelehrten oft dunkelblondes Haar, das man eher heilbraun nennen könnte und das den Hauptprozentsatz des helleren Haares bei

Digitized by Google

den Juden im allgemeinen bildet, als blond registriert haben. Unter den polnischen Juden wurde nur ein Individuum mit dunkelblonden Haaren gefunden. Alle übrigen haben dunkles Haar, worunter schwarzes, hell- und dunkelbraunes verstanden wird, und zwar schwarzes Haar zu 30 pCt. Rothaarige wurden zu 2,66 pCt. gefunden. Die Augenfarbe der polnischen Juden stellt eine bedeutend geringere Vorherrschaft der dunklen Farbentöne über die hellen dar als es bei den Haaren der Fall ist. Neben den 39,5 pCt. grauen und blauen Augen finden wir bloß 49,5 pCt. braune und schwarze. Alles übrige, d. h. der zehnte Teil aller Beobachtungen ist unter die sogenannten gemischten Augen aufzunehmen, d. h. solche, deren Iris, grau oder blau, radiale Streifen von gelber oder brauner Farbe enthält. Nach den Angaben anderer Autoren treten auch bei allen übrigen Juden dieselben Proportionen auf. Dies alles führt zu dem Schlusse, daß die Kombination der dunklen Augen mit dem dunklen Haar bei den polnischen Juden am häufigsten anzutreffen ist. Unter 183 Untersuchten gehören zum dunklen Typus 106 Individuen oder 57,92 pCt., zum hellen Typus ein Individuum oder 0,55 pCt., zum gemischten Typus 76 Individuen oder 41,53 pCt. Demnach sind fast drei Viertel aller beobachteten Fälle dunkel, die übrigen sind mit Ausnahme eines einzigen von gemischtem Typus. Was Körpergröße anbetrifft, so erreicht die mittlere Größe der polnischen Juden nach diesen Beobachtungen 161 cm. Diese Zahl bestätigt nicht nur die allgemein verbreitete Meinung von der Kleinheit der Juden, sondern sie gehört gleichzeitig zu den kleinsten in der anthropologischen Literatur bekannten Bestimmungen der Größe der Juden. Der Kopfindex beträgt für die polnischen Juden im Mittel 81,89. Wenn man die Juden des Kaukasus, die sich durch eine scharf ausgeprägte Brachycephalie auszeichnen, beiseite läßt, so findet man, daß der Kopfindex, der von verschiedenen Autoren für europäische Juden bestimmt ist, zwischen den Grenzwerten von 80,1 (bei den Spaniolen) bis 83,5 (bei den galizischen Juden) schwankt und die Grenze der Subbrachycephalie mit umschließt. Die polnischen Juden nehmen eine Mittelstellung ein. Einer großen Verschiedenheit begegnet man, wenn die Kopfindices der Juden mit den allerdings spärlichen Kopfmessungen über die Araber und andere Semiten verglichen werden. So hat Lombroso sieben phönikische Schädel aus dem siebenten Jahrhundert gemessen und den Index 73 gefunden; andere Gelehrte geben für den Index der arabischen Schädel 73,8 bis 76,3, für syrische Beduinen 75,4 an. Daraus folgt, daß der Vergleich der Semiten mit den Juden zu einem negativen Ergebnis führt. (Dr. A. Elkind, Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 1906, 5.)

Ideen Goethes zur biologischen Geschichtstheorie. Im ersten Teil von „Dichtung und Wahrheit" schreibt Goethe bei Gelegenheit der jüdischen Patriarchen-Geschichte: „Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtenteils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genötigt; so geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eigenen Betrachtungen Anlaß." — In seinem Aufsatz über Winkelmann weist Goethe darauf hin, daß man bei den alten Autoren schon Ahnungen, ja Andeutungen einer möglichen und notwendigen Kunstgeschichte fände. Vellejus Paterculus bemerkte mit großem Anteil das ähnliche Steigen und Fallen der Künste. Er suchte aber vergeblich nach den Ursachen, warum mehrere, ähnliche, fähige Menschen zu gleicher Kunst und deren Beförderung zusammentreffen. Auf seinem Standpunkt war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, ein langsames Wachstum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenmäßige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen notwendig darstellen müsse. — Hiermit erfaßte Goethe die organische Bedingtheit der kunstgeschlechtlichen Entwicklung, aber obgleich er erkannte, daß dieser organische Prozeß in dem Verhältnis mehrere Individuen zueinander sich abspielt, so blieb ihm doch der aufklärende Begriff verborgen, der hier allein Klarheit verschaffen kann: der Begriff der Rasse und der Lebensgesetze des Rassenorganismus.

Der physische Typus H. Heines. In dem großen biographischen Werk von A. Strodtmann über H. Heines Leben und Werke (1869) finden wir einige Nachrichten über Bildnisse des Dichters, die seinen anthropologischen Typus gut erkennen lassen. Ueber das Porträt, das M. Oppenheun malte, heißt es: Das wohlgelungene Oelbild, das vor einigen Jahren in den Besitz des Herrn Julius Campe überging, stellt Heine in sitzender Stellung dar. Vornehm nachlässige Haltung.

Digitized by Google

Der Anzug — Rock, Hose, Weste von schwarzem Tuch, breit überfallender Hemdkragen, durch ein lose geknotetes Halstuch vorne zusammengehalten — ist einfach und elegant. Die Kniee sind übergeschlagen. Der rechte Arm stützt sich bequem auf die Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herabfällt; die schmalen, rosigen Finger der linken Hand ruhen leicht gebogen auf dem rechten Unterarm. Das bartlose Oval des Gesichtes macht auf den ersten Blick keinen wohltuenden Eindruck. Den mißmutigen Zügen fehlt die träumerisch sinnende Genialität des Grimmschen Bildes. Die hohe, schön gemeißelte Stirn ist von kurzem lichtbraunen Haar umschattet. Die ziemlich gradlinigen Brauen lassen die kleinen, pfiffig hervorblinzelnden grünblauen Augen etwas schräger geschlitzt erscheinen als auf den meisten übrigen Porträts. Die in der Mitte gewölbte, an der Spitze ein wenig herabfallende Nase mit breiter Wurzel ist das einzige, was an jüdische Abstammung erinnert. Der weltverachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuseln pflegte, verrät sich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umzucken, aber die Oberlippe ist noch nicht so höhnisch emporgezogen, wie in späteren Jahren, während die fleischige Unterlippe einen stark sinnlichen Typus zeigt, den wir auf allen Bildern Heines gewahren. — Das fein ausgeführte Porträt von Wilhelm Grimm ist ein Meisterstück der Radierkunst, obschon die Züge reichlich idealisiert sind und einen bestimmteren Charakter tragen als er sich jemals in Heines Gesicht ausprägte. Es ist dies das einzige en profil gezeichnete Bild des Dichters; die Nase erscheint stärker, fast jüdisch gebogen, die Stirn fällt schräger zurück als auf irgend einem anderen Porträt.

Die Gebeine Leonardo da Vincis. In Florenz und in Paris haben sich soeben zwei Komitees gebildet, die von neuem einen Versuch machen wollen, die sterblichen Ueberreste Leonardo da Vincis aufzufinden. Es ist bekannt, daß der große Renaissancemaler in Amboise gestorben ist, wo er die letzte Zeit seines Lebens verbracht hatte; man zeigt dort noch heute das Haus, in dem er gewohnt hat. Die Nachforschungen werden unter der Aufsicht der Leonardo-Gesellschaft in Florenz vorgenommen, die schon so viel für das Gedächtnis des großen Meisters getan hat. Henry Houssaye, das Mitglied der französischen Akademie, hat sich als einer der ersten zur Mithülfe bereit erklärt, in Erinnerung an einen Lieblingswunsch seines Vaters Arsène Houssaye, der bereits vor 40 Jahren das Grab Leonardos gesucht hatte. König Viktor Emanuel wird gleichfalls bei den Ausgrabungen, die vorgenommen werden sollen, durch eine Mission von Gelehrten und Künstlern vertreten sein.

Blutsverwandtschaft und erbliche Belastung. In der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform (1906, 4) wird ein Fall berichtet, wo ein Geistlicher wegen sittlicher Vergehungen angeklagt wurde, dessen Eltern Geschwisterkinder, dessen Schwester blödsinnig und dessen Onkel und Tanten geisteskrank sind. Ueber den Geisteszustand der Eltern ist nichts mitgeteilt. — Im „Dermatologischen Zentralblatt" (1906, 9) zeigt Adrian, daß die Blutsverwandtschaft (Konsanguinität) der Eltern bei den Hautkrankheiten nicht dieselbe große Rolle spielt, wie bei Augenleiden, Nerven- und Seelenkrankheiten. Von Hautkrankheiten kommen nur drei in Betracht, Xeroderma pigmentosum, Ichthyosis congenita (Schuppenhaut), Albinismus universalis (weiße Flecken). Bei dem ersteren fand er in 11,8 pCt., bei der zweiten in 12 pCt. der Fälle Inzucht der Eltern. Sie treten meist bei mehreren Geschwistern auf.

Angeborene und erworbene Kurzsichtigkeit. Die Mittelschulen entlassen viel mehr Kurzsichtige als sie aufnehmen. Diese Tatsache ist schon lange bekannt, und mit ihr haben sich von jeher Besorgnisse und Vorschläge zur Abhülfe verbunden. Um den tatsächlichen Einfluß der Schule, also der Augenarbeit, auf die Entstehung der Kurzsichtigkeit festzustellen, wurden aus den Untersuchungsprotokollen 300 Kurzsichtige mit mindestens 10 Dioptrien und 758 Kurzsichtige mit weniger als 10 Dioptrien zusammengestellt. Unter den 300 hochgradig Kurzsichtigen waren 19 Fälle, in denen das 12. Lebensjahr noch nicht überschritten war; 26 Fälle, in denen an einem Auge Normal- oder Uebersichtigkeit bestand, während das andere hochgradig kurzsichtig war; 161 Fälle betrafen Frauen und nur 139 Männer. 71 pCt. verteilten sich auf Handarbeiter und nur 29 pCt. auf „Augenarbeiter" (Doktoren, Künstler, Lehrer, Journalisten, Näherinnen, Schneiderinnen usw.). Alle diese Beobachtungen lassen deutlich zutage treten, daß hochgradige Kurzsichtigkeit nicht durch „Augenarbeit" verursacht wird. Von allen diesen Kurzsichtigen bekommt

Digitized by Google

man die ganz bestimmte Auskunft, daß es in ihrem Leben keine Zeit gegeben hat, in der sie nicht kurzsichtig gewesen wären. Viele sagen, daß die Kurzsichtigkeit „von Geburt an" bestehe, viele erzählen, daß sie schon in der ersten Klasse der Volksschule vor die Bänke treten mußten, um das zu sehen, was auf die Schultafel geschrieben worden war, und daß sie es auch dann nicht recht sehen konnten. Manche behaupten, daß ihre Kurzsichtigkeit von frühester Jugend auf sich nicht geändert habe. Aus alledem geht hervor, daß die hohen Grade von Kurzsichtigkeit weder in der Schule entstehen, noch durch allmähliche Steigerung aus jenem niederen Grade der Kurzsichtigkeit hervorwachsen, die tatsächlich während der Jahre des Schulbesuchs erworben werden. Untersuchungen über die mittleren Grade der Kurzsichtigkeit zeigen, daß diese bei Männern und Frauen, bei Handarbeitern und Augenarbeitern in annähernd gleicher Häufigkeit vorkommen, so daß es wahrscheinlich ist, daß diese Fälle gar nicht oder nur sehr wenig von der Augenarbeit beeinflußt werden. Kurzsichtigkeit geringeren Grades entsteht nicht selten in einer Periode (bei Kindern), die der eigentlichen „Augenarbeit" vorausgeht. Aber der Einfluß der Augenarbeit auf die niedrigsten Grade tritt doch deutlich in die Erscheinung. Denn das männliche Geschlecht liefert zu dieser Klasse 73,4 pCt., das weibliche 26,6 pCt., ferner gehören dazu 74,4 pCt. Augenarbeiter und 22,6 pCt. Handarbeiter. Das hochgradig kurzsichtige Auge ist ein krankes Auge und anatomisch verändert, das wenig kurzsichtige ist dagegen an Gestalt und Umfang dem normalen gleich. Die Schule ist ganz unschuldig an der Entstehung der hochgradigen Kurzsichtigkeit, wohl aber verursacht sie diejenige niederen Grades. Dabei ist es zweifelhaft, ob diese Anpassung an die Naharbeit als ein Nachteil betrachtet werden muß, zumal die damit Behafteten später von der Altersichtigkeit verschont bleiben. (Prof. Schnabel, Schule und Kurzsichtigkeit, Wiener Medizinische Presse 1906, No. 14.)

Die Bevölkerung des englischen Weltreichs. Die Bevölkerung des British Empire wurde im Jahre 1861 einschließlich der abhängigen indischen Staaten auf 259 Millionen angesetzt, sie stieg in den nächsten Jahrzehnten auf 283 Millionen, 310 Millionen, 381 Millionen und hat in 1901 nahezu 400 Millionen erreicht. Drei Viertel davon sind Asiaten, infolge der dichten Bevölkerung Indiens. In Afrika leben unter britischer Flagge 43 Millionen Menschen. In Amerika 7½ Millionen, in Australien mehr als fünf Millionen. Der Rest von rund 42 Millionen kommt zumeist auf das Vereinigte Königreich, zum kleinen Teil auf die Mittelmeerbesitzungen und die Inseln in den britischen Gewässern. (Deutsche Kolonialzeitung 1906, 13.)

Stärkung des weißen Rassenbewußtseins. Eine Reihe von Tatsachen, die aus Südwestafrika gemeldet werden, bezeugen die Zunahme des Rassenbewußtseins unter den weißen Ansiedlern. So hat die evangelische Kirchengemeinde in Windhuk den Beschluß gefaßt, keine halbweißen Kinder im Kindergarten zuzulassen, und dasselbe hat die neugegründete Windhuker Schulgemeinde beschlossen. In den Satzungen des Windhuker Turnvereins und in denen des Vereins der Farmer für den Bezirk Windhuk befindet sich eine Bestimmung, daß niemand, der mit einer Farbigen verheiratet ist, die Mitgliedschaft erwerben kann. Aehnliches besagt ein Paragraph in den Statuten des Bezirksvereins Gibeon.

Die äthiopische Bewegung in Afrika. Die gemeldeten Unruhen in Natal scheinen nicht bloß lokaler Natur zu sein, sondern mit der großen Bewegung unter den Eingeborenen zusammenzuhängen, die schon zur Zeit des Burenkrieges sich bemerkbar machte und seitdem in allen Teilen des südlichen Afrikas gewaltige Fortschritte gemacht hat. Auch in den amtlichen Berichten über die Ursachen des Hottentottenaufstandes wurde wiederholt auf sie Bezug genommen; insbesondere soll der alte Hendrik Witboi von ihr stark beeinflußt gewesen sein. Die Natalregierung bringt sofort energische Maßregeln in Anwendung, um die Unruhen noch im Keime zu ersticken. In der ganzen Provinz Natal ist das Kriegsrecht erklärt worden. Doch erstreckt sich die aufrührerische Stimmung vorläufig hauptsächlich auf diese Provinz; doch wenn der Brand einmal entfacht sei, meint die Times, könne man nicht wissen, wohin er sich ausdehnen werde. Die Tatsache, daß der erste Ausbruch unter christlichen Kaffern stattfand, spreche dafür, daß die äthiopische Bewegung schon eine Unheil drohende Macht im Lande sei. (Süd-Afrika 1906, No. 21.)

Zur Behandlung des afrikanischen Negers äußert sich die „Post" folgendermaßen: Zum nicht geringen Teile entspringen die verschrobenen Anschauungen in der Eingeborenenfrage dem leider in weiten Kreisen allgemein

Digitized by Google

verbreiteten Irrtume, daß man glaubt, die kulturellen Güter, die sich die weiße Rasse in jahrhundertelanger Evolution durch harte Arbeit und Mühsal ihrer besten Geister Schritt für Schritt hat erkämpfen müssen, den in tiefster geistiger Dunkelheit dahinvegetierenden Völkerschaften in einem halben Dutzend Jahre wie eine Dosis Kuhlymphe einimpfen zu können. Es heißt denn das doch den Lehren der Weltgeschichte direkt ins Gesicht schlagen. Dem amerikanischen Neger sind seit langem alle Tore zur intellektuellen Emanzipation geöffnet, der Gebrauch, den er von seiner Freiheit gemacht hat, hat zu kläglichen Resultaten geführt, die einen schlagenden Beweis für die geistige Inferiorität der schwarzen Rasse geben. Wenn man diese bösen Erfahrungen gemacht hat bei Negern, denen Gelegenheiten in Hülle und Fülle geboten sind, sich geistig und sittlich zu heben, so kann man sich ausmalen, welche Folgen eine durch unsere Bierbankpolitiker befürwortete Behandlungsweise des afrikanischen Negers zeitigen würde. Wenn die zivilisierten Staaten mit all ihren jahrhundertelangen Kulturerrungenschaften im eigenen Lande sehen, daß sie in den Gefängnissen verschärfter Disziplinarmittel nicht entraten können, wenn heute noch in allen europäischen Heeren die Arreststrafe und ähnliches als notwendig erachtet werden muß, wenn sich heute in Europa ein Umschwung der öffentlichen Meinung zugunsten der Wiedereinführung der körperlichen Züchtigung für Roheitsverbrechen bemerkbar macht, der in einem Falle schon zu greifbaren Resultaten geführt hat, so kann es nur als Anachronismus oder aber als Idiosynkrasie bezeichnet werden, wenn man für Afrika europäischer sein will, als in Europa. Ueber das Prinzip der Kolonisationsberechtigung selbst läßt sich ja streiten; stellt sich jemand auf den radikalen Standpunkt, daß er das Erwerben von Kolonien für unmoralisch hält, für eine Vergewaltigung des Schwächeren, so ist dies sicherlich unzeitgemäß, aber es ist unbestreitbar logisch. Hat sich ein Volk aber erst über diese Skrupel hinweggesetzt, macht man sich das Prinzip der Herrenmorai auf diesem Gebiete im Interesse des allgemeinen Fortschritts zu eigen, kurzum, ist die Kolonie ein bestehendes Faktum, so ist man es sich selbst schuldig, sich dieselbe zu erhalten.

Die deutsche Gefahr in Südamerika. Im zweiten Maiheft der „North American Review" veröffentlicht der kaiserliche Botschafter in Washington, Freiherr Speck v. Sternburg, einen Artikel über die sogenannte deutsche Gefahr und die deutschen Siedlungen in Amerika. Seine interessanten Untersuchungen schließen mit folgenden Sätzen: „Heute verteilen sich deutsche Zivilisation, deutsche Sprache, deutsche Schulen, Gerichte, Vereine und Zeitungen vor aller Augen allenthalben durch die Vereinigten Staaten. Wer aber denkt daran, von einer deutschen Gefahr in den Vereinigten Staaten zu sprechen. Im Gegenteil, die deutsche Zuwanderung wird jetzt, wie von jeher in den Vereinigten Staaten, als ein wünschenswerter Zufluß und ein wirtschaftlicher Gewinn für deren Bevölkerung bewillkommnet. Die Gerechtigkeit fordert, daß man die deutsche Einwanderung nach Südamerika vom selben Standpunkt aus beurteilt und sie, anstatt sie als eine Gefahr für den Staat an die Wand zu malen, als einen Zuschuß zur Bevölkerung anerkenne."

Fremde Arbeiter in Deutschland. Die großartige und machtvolle Entwicklung der deutschen Industrie, sowie auch die gesteigerte landwirtschaftliche Produktion in Deutschland haben einen so eigenartigen Zustand für den Bedarf an Arbeitskräften im Deutschen Reiche geschaffen, daß man darüber nur staunen kann. Deutschland, das einen jährlichen Bevölkerungszuwachs von etwa 800000 Einwohnern hat, also jährlich einen sehr großen Zuwachs an jungen Arbeitern auf allen Berufsgebieten erhält, leidet Mangel an genügenden Arbeitskräften. Es ist dies eine ganz unbestrittene Tatsache, denn jährlich werden etwa 30000 Polen, Tschechen, Russen, Ungarn, Kroaten und Italiener und neuerdings sogar Neger vom Auslande als Arbeiter in deutschen Fabriken, Bergwerke und Gutswirtschaften gedungen. Es ist bekannt, daß zumal in Sachsen, Westfalen, dem Rheinland viele fremde Arbeiter gebraucht werden. Aber auch in Hannover und Hessen fehlt es so sehr an Arbeitern, daß in den letzten Wochen Hamburger und Bremer Agenten für landwirtschaftliche Stellenvermittelung Neger als Arbeiter den Landwirten angeboten und auch zugeschickt haben. Ein Landwirt im Hessischen erhielt kürzlich mit einem Transport Arbeiter vier Neger, einem anderen Landwirte in einem Orte in Südhannover wurden zwei weibliche Schwarze als Tierfütterer zugeschickt. Ein Gutsbesitzer im Landkreise Lüneburg telegraphierte vor einigen Tagen an einen Vermittler in Hamburg um drei Mann, anderen Tags erhielt er eine Zuschrift, daß das gewünschte Personal mit einem bestimmten Zuge auf dem Bahn-

Digitized by Google

hofe Vahsdorf eintreffen werde. Der Gutsbesitzer fuhr mit einem Gespann zum Bahnhof, um das neue Personal abzuholen. Er traf dort zwei Neger und eine Negerin an, die ihm ein Schreiben des Vermittlers überbrachten und sich als die engagierten Hülfskräfte vorstellten. Der Gutsbesitzer nahm denn auch die drei Schwarzen in Stellung. In der Provinz Hannover, wo die Landwirte ganz besonders um Dienstpersonal in Verlegenheit sind, da die neue Oel- und Kali-Industrie viel männliches Personal beansprucht, ist man fast nur noch auf ausländische Arbeiter angewiesen. So kommt es denn, daß einzelne Gebiete, die sonst von niedersächsischen Bauern bewohnt sind, heute eine ganz internationale Bevölkerung aufweisen. Zum Beispiel zählt das Dorf Misburg bei Hannover 3000 Polen, andere Ortschaften im Calenbergischen haben mehrere hundert Galizier, Kroaten und Serben. Auch die Industrie hat eine starke ausländische Bevölkerung in die Provinz Hannover gebracht. Man sieht also, daß jetzt eine sehr bunt zusammengewürfelte Menge eingeführt werden muß, um dem Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen. Ganz die gleiche Erscheinung tritt aber nicht allein bei der Landwirtschaft, sondern auch bei der Industrie zutage, überall besteht Mangel an Arbeitern. Infolgedessen ist von den Nationalökonomen der Vorschlag gemacht worden, angesichts des großen Zuwachses der deutschen Bevölkerung einmal gründlich Nachforschung zu halten, ob etwa eine Million erwachsener Einwohner in Deutschland nicht arbeitswillig oder nicht arbeitsfähig ist, und ob es dann nicht möglich wäre, durch nationale und soziale Erziehung diese Trägen und Schwachen zur Arbeitsleistung zu bringen. (Zeitungsnotiz.)

Die Reform der Ehe in Frankreich. Die französische Ehe soll, wie wir einem Bericht des Berliner Lokalanzeigers entnehmen, von Grund aus reformiert werden. Einige Literaten, Rechtsgelehrte und Frauen haben sich zu einem „Komitee der Ehereform" verbunden und der Deputiertenkammer und dem Senat einen Gesetzentwurf nebst ausführlicher Motivierung überreicht. Darin heißt es: Es wäre kindisch, verhehlen zu wollen, daß die Einrichtung der Ehe in eine kritische Phase getreten ist, Philosophen und Romanziers verkünden um die Wette den Zusammenbruch dieser Institution — vielleicht gehen sie darin etwas zu weit. Aber es ist nichtsdestoweniger wahr: Es liegt ein wesentliches und ernsthaftes Interesse zutage, die Eheeinrichtungen zu reformieren. Läßt man diesen Ausgangspunkt gelten — welchen Weg müßte man einschlagen? Der Eintritt in die Ehe muß so leicht und unbeschwerlich wie möglich gestaltet werden; auf diese Weise wird die Zahl der Ehen, die sich auf Liebe gründen, rasch anwachsen. Dann muß man den Gatten gleiche Rechte, gleiche Pflichten, gleiche Verantwortlichkeit bewilligen; man wird die Ehe hierdurch praktischer und weniger unmoralisch gestalten, als sie es jetzt ist. Endlich muß man — und das ist wesentlich — die Scheidung erleichtern. Diese wird hierdurch die einzig würdige Trennung zweier denkenden Wesen werden und wird nicht mehr die abscheuliche Komödie sein wie heute. — Selbst die unlösliche Ehe ist kein Band für die, die es zerreißen wollen, deren Sitten liederlich geworden sind. Die absolute Freiheit ist kein Hindernis für die Treue und die Beständigkeit — im Gegenteil: Die Freiheit ist eine Ursache der Beständigkeit. Die Scheidung ist kein Glück, sondern ein Hilfsmittel: aber das Zusammenleben zweier Menschen, die sich hassen, ist ein größeres Uebel als die Scheidung. Gewiß wäre es am schönsten, wenn sich die Gatten ihr Leben lang so lieben würden, wie sie am ersten Tage ihrer Ehe getan; daß sie ihre Kinder lieben und von diesen verehrt werden. Aber da die Menschheit nicht ohne Fehler und Laster ist, geht es so nicht weiter. Die Scheidung, wie wir sie wollen, macht die Ehe würdiger und tiefer. Sie schmiegt sich besser den neuen sozialen Bewegungen und dem modernen Geist an. — Die bürgerliche Gleichheit der beiden Geschlechter müßte ein Grundgesetz des modernen Rechts bilden. Das französische bürgerliche Gesetzbuch erkennt ja beiden Geschlechtern schon jetzt gewisse gleiche Rechte zu; aber die Frau verliert doch einen Teil ihrer Rechte in dem Augenblick, da sie sich verheiratet. Sie ist in Wirklichkeit geschäftsunfähig. Der Kontrast zwischen der Geschäftsunfähigkeit der verheirateten Frau und der Geschäftsfähigkeit der unverheirateten ist einer der charakteristischsten Züge unserer heutigen Gesetzgebung. Vor allem das englische, aber auch unser neues Bürgerliches Gesetzbuch gibt der Frau eine größere rechtliche Selbständigkeit, als das französische Recht es bisher tat. — Die Scheidung hebt schon jetzt die von der Kirche geforderte Untrennbarkeit des ehelichen Bandes auf. Der Ehebruch darf nur als Scheidungsgrund angesehen werden und deshalb auch keine Entschuldigung für den Mörder sein, der seine ehebrechende Frau oder deren Komplizen tötet. Wir fordern die Abschaffung

Digitized by Google

der Strafen für Ehebruch, weil die Verfolgungen in dieser Hinsicht entweder der Rache oder dem Prozeßverfahren entspringen. Die Gesellschaft formt die Gesetze, um sich zu schützen, nicht um sich den Gefährlichkeiten einer Rache oder eines Verfahrens auszusetzen.

Die Tuberkulosesterblichkeit in Oesterreich 1873—1904. Die Aufstellung einer Statistik der Tuberkulosetodesfälle in Oesterreich ist schwierig, da sie in den früheren Jahren mit akuten Erkrankungen der Respirationsorgane in eine Kategorie gerechnet wurden. Ein weiterer Uebelstand ist, daß in manchen Kronländern die Totenbeschau von Laien ausgeübt wird. Oesterreich hat eine hohe Tuberkulosesterblichkeit. Diese betrug im Jahre 1885 38,4 auf 10000 Einwohner. Das flache Land hat die geringste Sterblichkeit an Tuberkulose, die größte findet sich in den großen Städten. Die Industrie bedingt eine hohe Tuberkulosesterblichkeit; bei einer gewissen Höhe der Entwicklung der Industrie werden gewisse Kräfte wachgerufen, welche ein Sinken der Tuberkulosesterblichkeit bewirken; einer von diesen Faktoren dürfte die Einführung der Arbeiterversicherung sein. Die Sudetenländer haben die größte Tuberkulosesterblichkeit, dann kommen die Karstländer, die Karpathenländer; die Alpenländer haben mit Ausnahme einiger Territorien eine geringe Tuberkulosesterblichkeit. Bezüglich derselben zeigt sich auch ein Unterschied hinsichtlich der Nationalität. In neun Ländern sinkt die Tuberkulosesterblichkeit allmählich, von den übrigen steigt sie nur in einem. Unter den großen Städten haben die Prager Vororte eine geringe, Wien eine mittlere, Triest eine hohe Tuberkulosesterblichkeit. Die meisten dieser Städte zeigen ein Absinken der Sterblichkeit, Krakau weist einen leichten Anstieg auf. Die Städte, die ein Sinken zeigen, sind echte Großstädte. (L. Teleky, Klinisch-therapeutische Wochenschrift 1906, 12.)

Aufruf zur Gründung von Schwangerenheimen. Bekanntlich gibt es zahlreiche „Magdalenenstifte", wo „Gefallene" Aufnahme finden und das Unglück der „Sünderinnen" konfessionell ausgebeutet wird. Zu begrüßen ist es daher, daß nun an die Gründung freier Schwangerenheime geschritten wird, die von dem seit einem Jahre bestehenden „Bunde für Mutterschutz" in sehr rühriger Weise in Angriff genommen wird. Der Aufruf lautet: Ein Jahr ist seit der Gründung des Bundes für Mutterschutz verflossen. Trotz aller Anfeindung sind wir kräftig vorwärts geschritten. Viele Hunderte von Mitgliedern haben sich um uns geschart: unsere Auskunftsstelle ist ununterbrochen in Anspruch genommen worden. Zahlreiche Mütter aus allen Ständen haben Arbeit und liebevolle Fürsorge, Unterkunft für sich und ihr Kind, Trost und Rat in verzweifelter Lage durch uns gefunden. Angesehene Firmen, welche vordem jede ledige Mutter aus der Arbeit entließen, haben auf unsere Vorstellungen hin mit diesem harten Brauch gebrochen und uns ausdrücklich ihre Vakanzen für Mütter eröffnet. Ermutigt durch diese Erfolge werden wir weiter arbeiten, denn die Möglichkeit ehrlichen Erwerbs bedeutet Rettung für Mutter und Kind. Aber die Erfahrung hat uns gezeigt, daß die tiefste Hülflosigkeit vor der Entbindung liegt. Der entbundenen Mutter und des Säuglings öffnen sich wenigstens in gewissem Umfang wohltätige Hände, niemand aber nimmt sich der hochschwangeren ledigen Mutter an. In höheren Ständen ausgestoßen aus ihrer Familie oder angstvoll flüchtend, um der Entdeckung zu entgehen, — in niederem Stande mittellos und arbeitsunfähig, plötzlich aus der bisherigen Stellung entlassen — kommen Schwangere verzweifelt zu uns und begehren nichts als ein Dach über dem Kopfe. Die wenigen Plätze in Heimen und Asylen sind wie ein Tropfen auf den heißen Stein in der Millionenstadt. So irrte kürzlich eine Schwangere vergeblich von Asyl zu Asyl, bis sie an der Ecke der Friedrich- und Karlstraße umsank und ihr Kind zur Welt brachte! — Auch wir stehen immer wieder ratlos den Schutzsuchenden gegenüber. Selbst Geldunterstützung hilft ihnen nicht zu einer Unterkunft. Darum wenden wir uns an die Männer und Frauen Berlins mit der dringenden Bitte: Helft uns ein Schwangerenheim zu begründen, in welchem unterkunftslose Schwangere ein vorläufiges Obdach finden, damit sie in Ruhe und ohne Sorge für die nächste Nacht eine Stätte für die Entbindung und einen Erwerb für die spätere Zeit suchen können. — Ihr Mütter, die ihr eurer schweren Stunde, wohl behütet, im Schoße eurer liebevoll sorgenden Familie entgegengeht, gebt ein Scherflein für die verlassene Mutter und ihr unschuldiges Kind! Ihr Männer, die ihr das Leben kennt, ihr wißt wohl, daß diese schutzlosen Frauen meist das Opfer sozialer Mißstände sind; helft uns die gemeinsame soziale Schuld auszutilgen! — Unser Heim wird ganz einfach eingerichtet und soll mit

Digitized by Google

einer Rettungswache für Mütter verbunden werden. Mit einigen tausend Mark hoffen wir bereits ein bescheidenes Heim mit mehreren Betten eröffnen zu können. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Bürgerschaft von Berlin uns bei diesem Werke der Gerechtigkeit und Menschenliebe tatkräftig unterstützen wird. Gaben sind an die Depositenkasse Q der „Deutschen Bank" für das Konto des „Bundes für Mutterschutz" einzusenden. (Mutterschutz, II. Jahrg., Heft 3.)

Die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs hat jetzt das Reichsversicherungsamt in einem Rundschreiben an die Versicherungsträger der Unfall- und Invalidenversicherung von neuem aufgenommen. Das Schreiben geht von dem Schaden aus, den der Alkoholmißbrauch der Gesundheit und der Arbeitsfähigkeit bringt. Im Deutschen Reiche wäre seine Bekämpfung jetzt auf breiter Grundlage dadurch neu aufgenommen worden, daß auf Befehl des Kaisers jedem Rekruten der Marine und des Landheeres beim Eintritt eine Schrift über Alkohol und Wehrkraft ausgehändigt wird. Die preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten, des Unterrichts, für Landwirtschaft, für Handel und des Innern hätten entsprechende Anordnungen erlassen. Hiernach erscheine auch für die Träger der Unfall- und Invalidenversicherung der Zeitpunkt günstig, von neuem zu prüfen, wie durch Belehrung sowie durch vorbeugende und heilende Maßnahmen dem Alkoholmißbrauch im Kreise der Versicherten erfolgreich entgegenzuwirken ist. Wenn auch auf die finanziellen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen ist, so darf doch die Bewilligung von Ausgaben, wie sie durch die Verteilung von Schriften, Maßnahmen zur Unfallverhütung, Heilbehandlung usw. erwachsen, nicht von einem zahlenmäßig nachweisbaren Erfolge abhängig gemacht werden. Der Erfolg wird erst nach längerer Zeit greifbar hervortreten.

Bücherbesprechungen.

O. Schultze, Das Weib in anthropologischer Betrachtung. Würzburg 1906. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Die moderne Frauenbewegung mit ihren Zielen und Wünschen, die aus der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Umwälzung herausgewachsen sind, wird sicherlich an den praktischen Erfahrungen der kommenden Entwicklung die Grenze finden, die ihr von Natur gezogen ist. Doch dürfte eine wissenschaftliche Erörterung über die anthropologische Stellung der Frau und namentlich ihr Vergleich mit dem Manne insofern von Bedeutung sein, als vor übereilten und zwecklosen Experimenten gewarnt werden kann. Denn es ist klar, daß die Frau auf die Dauer nur diejenigen Aufgaben in der Gesellschaft erfüllen kann, die ihren physiologischen Anlagen entsprechen.

Der Inhalt des vorliegenden Buches, das aus anthropologischen Vorlesungen hervorgegangen ist, orientiert auf das vorzüglichste über den gegenwärtigen Stand der Forschung, die in anatomischer Beziehung als ungefähr abgeschlossen betrachtet werden kann. Physiologische und psychologische Gesichtspunkte werden in die Betrachtung nicht hineingezogen; aber es ist einleuchtend, daß letztere durch die genaue Erforschung der anatomischen Beschaffenheit des Weibes bedingt sind.

Mann und Weib werden in bezug auf die sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale mit einander verglichen und zwar in bezug auf plastische Baumittel (Skelett, Muskel, Fettbildung, Haut), in bezug auf die Gliederung der ganzen Gestalt, der Bildung des Kopfes und Gehirns, schließlich der Beschaffenheit des Blutes und der Eingeweide. In allen diesen Vergleichspunkten erscheint das Weib auf einer mehr kindlichen Entwicklungsstufe, von welcher sich der Mann in viel größerem Maße entfernt. In bezug auf das Gehirn kommt der Autor zu dem Ergebnis, daß das Gehirn des Weibes absolut kleiner und leichter als das des Mannes und im großen und ganzen einen einfacheren Bau zeigt. Was das relative Gewicht des Gehirns, d. h. in bezug auf die Gesamtmasse des Körpers anbetrifft, so nimmt Schultze an, daß das Weib ein relativ größeres Gehirn habe als der Mann. Doch gibt er zu, daß auch andere Angaben existieren, welche die entgegen-

Digitized by Google

gesetzte Ansicht vertreten, so von Mies und Moebius. Dies wird durch die Untersuchungen von Handmann neuerdings bestätigt, der an dem umfangreichen Material von 1414 Hirnwägungen das relative Hirngewicht der Frau auf 7,9 gr, das des Mannes auf 8,3 gr berechnete.

Aus alledem geht hervor, daß der Mann vermöge seiner Stellung in der Natur auf dem Gebiete des geistigen Lebens andere und größere Aufgaben zu erfüllen hat als das Weib; und wenn wir uns nicht täuschen, wird auch die radikale Frauenbewegung, ein Produkt vorübergehender wirtschaftlicher Zustände, den Weg rückläufiger Entwicklung einschlagen, wenn der Zeitpunkt dazu gekommen ist.

Dr. Gerwing.

Dr. Othmar Spann, Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung von Frankfurt a. M. Bd. II der „Probleme der Fürsorge". Abhandlung der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. Dresden 1905. O. V. Böhmert.

Diese gediegene und mühevolle Arbeit, welche keinerlei Konsequenzen ziehen, sondern lediglich Tatsachenmaterial bringen will, stützt sich auf ein umfassendes Tabellenwerk, zusammengestellt teils nach amtlichen Listen (Geburtenkarten des statistischen Amts; Militär-Stammrolle), teils nach persönlichen Erhebungen des Verfassers. Seine Resultate, die viele wichtige und auch neue Punkte enthalten, werfen scharfe Lichter nicht nur auf die Bevölkerung Frankfurts, sondern der modernen Großstadt überhaupt.

Der Vorteil, daß die Unehelichen in körperlicher Hinsicht von besserer Rasse sind als die Ehelichen, wird durch die wesentlich schlechteren sozialen Verhältnisse, in welchen sie leben, vollauf wettgemacht. Fast die Hälfte der unehelichen Mütter gehören der Dienstbotenklasse an, und je höher die soziale Schicht ist, welcher die einzelnen Berufsgruppen angehören, um so geringer ist der Prozentsatz der Vaterschaftsanerkennung. Hierher gehört auch der Umstand, daß in mehr als der Hälfte der Fälle die Mutter selbst Vormund des Kindes ist, was allermeist auf eine gewisse Bequemlichkeit des Vormundschaftsgerichts zurückzuführen sein soll, und in jedem Fall für die weitere Entwicklung des Kindes von Nachteil ist. Alimente wurden in 66 pCt. überhaupt nicht, nur in 22 pCt. regelmäßig gezahlt. Die Sterblichkeits- und Verwaisungsziffern der Unehelichen sind im ganzen größer. (Von 1000 ehelichen Knaben traten 660,5, von 1000 unehelichen nur 181,5 in das 20. Lebensjahr.)

Als „eigentlich Uneheliche" sind diejenigen zu bezeichnen, deren Mütter unverehelicht am Leben bleiben. Diese „eigentlichen Unehelichen" zeigen sowohl in körperlicher Hinsicht, wie bezüglich ihrer Berufsausbildung ein beträchtliches Maß an Degeneration; und wenn man dem entgegenhält, daß die unehelichen Waisen in bezug auf Tauglichkeit und Berufsausbildung sichtlich besser gestellt sind, so ergibt sich, daß es für die unehelichen Kinder besser ist, ihre Mutter stirbt, als sie bleibt unverehelicht am Leben.

Die mangelhafte Berufsausbildung ist auch für die höhere Kriminalität der Unehelichen verantwortlich zu machen: sie stellen eine besonders hohe Zahl ungelernter Arbeiter. Wie selten ihnen andererseits das Aufsteigen in höhere Gesellschaftskreise gelingt, erhellt aus der Tatsache, daß die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst von den Ehelichen etwa zehnmal häufiger erlangt wird.

Anders gestaltet sich die Sachlage, wenn die am Leben bleibenden unehelichen Mütter sich anderweitig verheiraten. Dies tut ungefähr die Hälfte, und zwar geschieht es — wenn überhaupt — meist nur wenige Jahre nach der unehelichen Niederkunft. Die so entstehende Stiefvaterfamilie nun — und das ist von Wichtigkeit — kommt sowohl hinsichtlich der körperlichen als auch der geistigen Entwicklungsbedingungen für die Nachkommenschaft der normalen Leistung der normalen ehelichen Familie innerhalb der gesellschaftlichen Sphäre, in der sie funktioniert, wesentlich gleich. Sie ist demnach für Mutter wie Kind das weitaus erstrebenswerteste Ziel. Geht doch die Gleichheit beider Eheformen in ihren Konsequenzen so weit, daß sich konsanguine und Stiefkinder weder in der Militärtauglichkeit (etwa 50 pCt.), noch in der Kriminalität wesentlich voneinander unterscheiden.

Dies das Wesentliche. Die Ausbeute der Spannschen Arbeit im einzelnen dürfte nicht nur den Sozio- und Anthropologen, sondern auch den praktischen

Digitized by Google

Medizinern und Juristen zugute kommen. Weitere Arbeiten auf ähnlichen Gebieten wären dringend zu wünschen. Auch dürfen die kleinen Städte und das Land keineswegs vernachlässigt werden, sintemal die Moralempfindung von Stadt und Land mancherlei Verschiedenheiten bietet. D. O. Lomer.

M. Holl, Leonardo da Vinci. Ein Biologe aus der Wende des XV. Jahrhunderts. Verlag von Leuschner und Lubensky. Graz 1905.

Das rastlose Streben nach Bewältigung immer neuer Probleme, das Leonardo nur wenige Werke der Kunst zu gänzlichem Abschluß bringen ließ, hat ihn auch an der Niederlegung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse in zusammenfassenden Werken gehindert. Daran wird es wohl liegen, daß er, der auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht weniger Bewunderungswürdiges geleistet hat als auf dem der Kunst, auf die Wissenschaft seiner Tage keinen allgemeinen Einfluß gewonnen hat. Erst vor kurzer Zeit ist man daran gegangen, seine losen Aufzeichnungen der Verborgenheit alter Sammlungen zu entreißen und zu entziffern. Die bisherige Ausbeute dieser Dokumente, von denen 60 in der königlichen Bibliothek zu Windsor befindliche Blätter von Sabachnikoff veröffentlicht worden sind, behandelt M. Holl in seiner Inaugurationsrede: „L. da Vinci, ein Biologe aus der Wende des XV. Jahrhunderts." Im Gegensatz zur scholastischen Wissenschaft, die sich mit der kritiklosen Nachbetung alter Autoren begnügte, gründet sich Leonardos gesamte Forschung in echt moderner Weise auf die eigene Wahrnehmung und Erfahrung, „denn die Erfahrung täuscht niemals, nur unser Urteil geht manchmal irre, wenn es derselben etwas entnimmt, was nicht in ihr liegt", sicherlich aber „sollte eigene Erprobung der Dinge die Erfahrung das Urteil fällen lassen".

Im Mittelpunkt der Studien Leonardos steht der Mensch; und um zu einer gründlichen Erkenntnis zu gelangen, begann er mit dessen Anatomie. Nach den neuesten Untersuchungen scheint er diesen Weg ohne einen Führer beschritten zu haben. Er sezierte eine größere Anzahl Leichen, wir erfahren von über 30. Was darüber an Aufzeichnungen besteht, ist allerdings keineswegs die gesamte Anatomie, wohl aber ersehen wir aus ihnen, daß Leonardo den Plan hatte, seine Beobachtungen in 120 Büchern zu verarbeiten; eine Einteilung derselben hat er niedergeschrieben. Fehlt uns somit die theoretische Zusammenfassung seiner Studien, so geben uns doch die bildlichen Darstellungen einen hinreichenden Begriff von einer hervorragenden Anschauungskraft. Diese Zeichnungen sind teilweise so bewundernswert, daß sie in unserer Zeit noch nicht übertroffen worden sind. Die Anatomie war für Leonardo vorwiegend nur Mittel, um zur Erkenntnis des lebenden Körpers zu gelangen. „Er legte sich die Aufgabe der physiologischen Erforschung des Organismus fast in demselben Umfange vor, wie sie uns die moderne Physiologie zeigt."

Auch an die Pathologie ist er herangetreten. Schon vor 400 Jahren erkannte Leonardo, „daß der Mensch nur ein Glied der unendlichen Reihe der Organismen sei, und daß zum Verständnis des Menschen die Erforschung der andern Lebewesen, der Tiere und Pflanzen notwendig sei", er erkannte, wie er selbst sagt, daß der Mensch sich von dem Tiere nur durch eine accidentelle Sache, die eine göttliche genannt werden könne, unterscheidet. — Er untersuchte die Lebensbedingungen der Pflanzen und ihre Ernährungsweise. Die Petrefakten regen ihn zum Studium der Geologie an, er erkennt in ihnen die Ueberreste längst verschwundener Schöpfungsalter. Ja, er unternimmt sogar Gletscherbesteigungen und gibt eine erste Theorie der Gletscherbildung. — Und über die Erscheinungen der Erde hinaus interessierte ihn ihre Stellung im Weltraume. Ein halbes Jahrhundert vor Kopernikus vertrat er bereits antigeocentrische Ideen, in denen er der Erde nur eine planetare, der Sonne hingegen eine zentrale Stellung in unserm Fixsternsystem zuweist.

P. Andersen.

Dr. K. Asakawa, The Early Institutional Life of Japan. Verlag von Charles Scribners Sons. 355 S. 8°. New-York. Preis 1,75 Dollar.

Bis jetzt ist die Literatur über die ältere Geschichte Japans noch verhältnismäßig spärlich — so viel auch in den letzten Jahren über das Inselreich im fernen

Digitized by Google

Osten geschrieben wurde. Dr. Asakawas Buch wird den europäischen Geschichts- und Gesellschaftsforschern willkommen sein, da es auf dokumentarischen Quellen beruht und der Verfasser sowohl mit seinen heimatlichen als mit den chinesischen und europäischen Institutionen vollkommen vertraut ist. Der breiteste Raum ist den Anfängen und der Entwicklung des Feudalsystems in Japan während der Periode 500—700 unserer Zeitrechnung gewidmet; dabei erfahren eingehende Betrachtung: die Ausbildung der monarchischen Macht, die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, der Einfluß der chinesischen Institutionen, die von den Japanern bewußt als Muster genommen wurden, die Ausgestaltung des Lehenwesens, des Steuersystems und der lokalen Verwaltung. Bemerkenswert ist, daß das japanische Feudalsystem ganz unabhängig von dem europäischen entstand, sich aber in der Hauptsache in übereinstimmender Weise mit diesem ausbildete.

Für viele Leser wird der Abschnitt über „politische Doktrinen Chinas" von hervorragendem Interesse sein, da sich hieraus manches Wichtige für die Beurteilung der künftigen Gestaltung der Dinge im Reiche der Mitte ergibt.

H. Fehlinger.

E. Wingenroth, Der Kampf gegen die Erblindung. Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1906.

Unter Erblindung ist ein unheilvolles Augenleiden zu verstehen, das dazu geführt hat, daß der davon Betroffene mittelst seiner Augen sich an einem fremden Ort nicht mehr zurechtfinden kann. Unter den Ursachen der Erblindung sind Angeborensein, Eiterfluß der Neugeborenen, ägyptische Augenkrankheit, Vergiftungen, Infektionskrankheiten zu nennen. In den Niederlanden kamen etwa 4 Blinde auf 10000 Einwohner, in Deutschland 9, in Aegypten — 500. Nach verschiedenen Untersuchungen hätten bei rechtzeitigem ärztlichen Eingreifen 67 pCt. der Erblindungen vermieden werden können, während 33 pCt. unabwendbar ihrem Schicksal verfallen waren. Was die Kurzsichtigkeit anbetrifft, so nimmt dieselbe zu je nach der Höhe der Anforderungen der Lehranstalt, in den Elementarschulen beträgt sie 8—10 pCt., in der Mittelschule 30 pCt., unter den Studierenden 50 pCt.

Prof. Dr. A. Forel, Alkohol, Vererbung und Sexualleben. Vortrag. Verlag: Deutscher Arbeiter-Abstinenten-Bund. Mk. 0,25.

Der bekannte Forscher setzt in knapper Form den Vorgang der Vererbung an sich auseinander, um sodann den Einfluß des Alkoholgenusses auf dieselbe darzustellen. Verminderung der Nachkommenschaft, Minderleistung der Individuen, Entartung der Rasse sind die Hauptschäden. Angesichts der Gefahr, welche den arischen Völkern von abstinent lebenden Rassen droht, wird die Forderung einer durchgreifenden Remedur immer unabweisbarer. Dr. Lomer.

Druckfehler-Berichtigung.

Auf S. 359 des Septemberheftes der Revue muß es heißen:

„Im Gegenteil: jenes Erwachen der Natur verklärt sich in der reinen Phantasie in durchaus idealistischen Tendenzen, in Explosionen des Ehrtriebs (nicht Ehetriebs), der Abenteuerlust, freundschaftlicher und ritterlicher Hingebung."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstr. 12

Politische Anthropologie

Eine Untersuchung über den Einfluss der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker

Broschiert 6 Mark — Von Dr. med. et phil. Ludwig Woltmann — Gebunden 7 Mark

---

Die Germanen

Beiträge zur Völkerkunde

Von

Dr. med. Ludwig Wilser

Korresp. Mitglied der Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften in Cherbourg und der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie in Stockholm

ca. 450 Seiten 8°

Preis brosch. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Die natürlichen Grundlagen des Rechts und der Politik

Von

Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck

ord. Professor des deutschen Rechts an der Universität Lausanne

Brosch. 5 Mark
Geb. 7 Mark

Ein

Pangermanisches Deutschland

Versuche über die Konsequenzen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Rassenbetrachtung für unsere politischen und religiösen Probleme

Von

Josef Ludwig Reimer

Umfang ca. 25 Bogen. — Preis broschiert Mk. 6,—, gebunden Mk. 8,—

Digitized by Google

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstraße 12

REFLEXLICHTER

Ein Bilderbuch für alte Kinder

Humoristische Dichtungen

von

Conrad Lampmann.

Illustriert von **Adolf Wagner.**

Elegant gebunden Mark 1,50, broschiert Mark 1,—.

Die Grundlagen der Kirche

von

Hans Gallwitz.

Preis broschiert Mk. 5,—, in Originalband Mk. 6,50.

Preis broschiert Mk. 1,50.

Die Eidesfrage

von

W. Kulemann,

Landgerichtsrat.

Preis broschiert Mk. 1,50.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 8. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Körpergröße der Menschen im Laufe der Zeiten.

J. Hány-Lux.

Die Ansicht, daß in frühern Zeiten die Menschen nicht nur schöner und stärker, sondern auch bedeutend größer gewesen seien, ist allgemein verbreitet und man nahm an, daß eine Verdünnung des Blutes und andere degenerierende Einflüsse die edle Rasse der Vorfahren verschlechtert hätten.

Die Tradition mit ihren unzähligen Sagen von Riesen und den ihnen entgegengestellten Zwergen schien sich auf die Erinnerung an wirkliche Tatsachen zu gründen und erst die Wissenschaft ist diesen Dingen zu Leibe gerückt, um sie auf das ihnen gebührende Maß zurückzubringen. Die Medizin hat dargetan, daß die „Riesen", die ja sporadisch immer wieder auftauchen, pathologische Erscheinungen sind, bei denen sich einzelne Teile des Organismus auf Kosten anderer übermäßig entwickeln, die Anthropologie hat das Gebiet von ihrer Seite aus behandelt und ist zu demselben Resultat gekommen, daß es nie wirkliche Riesengeschlechter gegeben habe.

In der neuesten Publikation der „Smithsonian Institution" berichtet Prof. Dastre nun speziell über diese Frage.

Die Anthropologie hat durch die von Manouvrier in prachtvoller Weise ausgebaute Anthropometrie nun dargetan, daß aus all den Funden von Menschenknochen aus prähistorischer und historischer Zeit nur hervorgeht, daß man auch damals mit Individuen von Mittelgröße zu tun hatte. Wo man ehemals außergewöhnlich große Knochen als Menschengebeine proklamierte, hat eine strengere Wissenschaft schon lange die kolossalen Gebilde als Tierüberreste qualifiziert.

Ein besonders interessanter Fall, wie sich sagenhafte Traditionen bilden, mag hier angeführt werden. Im Jahr 1613 wurde in der Dauphiné von Arbeitern ein ungeheueres Skelett ausgegraben. Nicht weit von dieser Stelle hatte man Münzen und Gemmen mit dem Bild des Marius gefunden. Die beiden Tatsachen wurden nun zusammengeschweißt und man behauptete, die Knochen rühren von dem riesigen Teutonenkönig Teutobochus her, der Anno 102 v. Chr. von Marius in der Nähe von Aix besiegt worden war. Vergeblich protestierte

Digitized by Google

Jean Riolan, ein tüchtiger Arzt und Anatom, gegen eine derartige Annahme; Männer mit großem Namen, so der königliche Leibarzt, stellten sich ihm entgegen. Fünf Jahre dauerte der erbitterte Kampf und noch zu Buffons Zeit wurde teilweise an die Richtigkeit der Wundermär geglaubt. Erst im Mai 1853 wies De Blainville in der Akademie nach, daß die fraglichen Teutonenknochen vollkommen mit den Ueberresten eines in Chio gefundenen Mastodons übereinstimmen.

Als besonders große Menschen, sogenannte Pseudo-Riesen, werden die Patagonier und die Polynesier angesehen. Ueber die letzteren berichtet Magallans, der sie 1519 zum ersten Male sah. Als er mit seinen Leuten einmal fünf Monate lang in Feuerland fest lag, kam, sichtlich von weiter her, ein frischer, zutraulicher Mensch in das Lager des Portugiesen, der außerordentlich groß schien. Magallans sagt, daß die größten unter seinen Leuten dem Wilden nur bis an die Brust gereicht haben. Da die Europäer freundlich mit der Rothaut waren, ihm reichlich zu essen gaben, kehrte er bald mit mehreren Stammesgenossen, die eben so groß gewesen sein sollen, zurück. Magallans gab diesen Wilden den Namen Patagonier. Er selber aber bezeichnet an anderer Stelle die Patagonier als zwar groß, aber nicht riesenhaft und spätere Forschungen, die merkwürdigerweise gerade in diesem Punkte außerordentlich schwankten, ergaben dann schließlich als Durchschnitt eine Höhe von 1,78 m.

Die Rassen werden nach der Größe überhaupt in vier Gruppen geteilt, zu den Großen gehören die Engländer (1,710 m), die Tehuelchen von Patagonien (1,781 m), die Schotten (1,710 m), die Skandinavier (1,724 m), die Guineaneger (1,724 m) und die Polynesier (1,762 m). Zu der zweiten: (1,65—1,70 m) die Franzosen, Russen, Deutschen, Belgier und Iren. Zur dritten Gruppe: (1,65—1,60) unter andern die Hindus, die Chinesen, die Süditaliener, die Peruaner. Darauf folgen die noch kleineren Völker, unter denen die Malaien und die Lappen am bekanntesten sind.

Von den wichtigsten Funden, die uns wissenschaftliches Material für die Bestimmung des prähistorischen Menschen zu geben vermögen, ist auch nur Durchschnittsgröße konstatiert worden und da die Messungen nach dem System von Manouvrier betrieben werden, können sie als fast absolut zuverlässig gelten. Es wurde festgestellt, daß der Neandertalmensch 1,601 m (Schaafhausen) bis 1,613 m (Rohan) gewesen sein muß; das Skelett von Spy 1,610 m; das von Lahr 1,72 m; der Höhlenmensch von Chancelade maß 1,612 m, der Mensch von Laugerie 1,669 m, der Durchschnitt dieser vier Fälle beträgt 1,652 m.

Aus der späteren Steinzeit sind natürlich weit mehr Studienobjekte der Untersuchung zugänglich gewesen. Von 429 Messungen in Frankreich an männlichen Skeletten und 189 weiblichen kam ein Durchschnitt von 1,645, resp. 1,526 m heraus. Dabei waren gerade wie heute große Unterschiede, z. B. maß der Mann von Madeleine (Dordogne) 1,86 m. Hervorragend groß waren die drei Skelette von Cro-Magnon, der alte Mann maß 1,736, die Frau 1,658 und der jüngere Mann 1,667 m, im Vergleich zu der Größe des heutigen Franzosen ist der Unterschied so beträchtlich, daß man sogar anthropologisch von einer Rasse von Cro-Magnon spricht. Noch größer war der Mann von Mentone, 1,752 m, doch da man nur dieses eine Exemplar

Digitized by Google

besitzt, läßt sich vorderhand nur annehmen, daß es sich hier um einen großen Menschen handelt, wie er auch in kleinen Rassen einmal vorkommt. Ebenso wie diese außergewöhnlich großen Skelette fand man wieder solche, die unter dem Durchschnitt stehen. Für Frankreich würde sich als Durchschnitt sogar eher ein etwas kleinerer Menschenschlag als der heutige ergeben.

Auch die Messungen an Menschen der proto-historischen Periode führen nicht zu anderen Resultaten. Die Bewohner Frankreichs in der sogenannten gallo-romanischen Zeit waren im Durchschnitt eine Kleinigkeit größer als der heutige Franzose, 1,666 m gegen 1,650 m.

Die Untersuchungen von Rohan beziehen sich für Paris auf die Zeit vom vierten bis zum elften Jahrhundert, wozu die alten Kirchhöfe das Material boten. Da stellt sich der Durchschnitt auf 1,677 für Männer und 1,575 m für Frauen. Aus diesen Resultaten sind zwei Schlüsse zu ziehen. Erstens, daß im Lauf der letzten Jahrhunderte die Größe der Pariser Bevölkerung durchaus stabil geblieben und zweitens, daß aber der Pariser des Mittelalters seinen Enkel von heute um beinahe 1 cm überragte. Doch läßt sich das immerhin so erklären, daß die Gebeine, die man hier auffand und maß, natürlich von Individuen stammen, die in bezug auf Statur zu der Elite gehört haben müssen.

Im allgemeinen steht nach den neuesten Forschungen fest, daß die Körperlänge innerhalb einer Volksgenossenschaft sich um so mehr der Stabilität nähert, je homogener das Volk ist. Eine Erhöhung der Längeziffer durch die verbesserte Lebenshaltung erfolgt aber de facto nicht, wenn auch scheinbar die Ziffern günstiger werden. Der Ausschluß aller durch irgend eine Veranlassung nicht voll entwickelten Individuen von der Vergleichung, fälscht das Ergebnis der Statistik.

Vor einigen Jahren wurden von verschiedenen Seiten gegen die Meßergebnisse von Manouvrier und Rohan gewichtige Einwände erhoben. Man warf den beiden Gelehrten vor, daß sie unbedingt zu niedrige Maße annehmen, denn ihre Angaben widersprechen so ziemlich in jedem Falle der aporoximativen Schätzung und vor allem den Berichten der Historiker. Besonders Mr. Hovelacque bezweifelte die Richtigkeit der Messungen, die an den sogenannten Burgunden von Ramasse vorgenommen worden waren. Alle alten Schriftsteller bekunden, daß diese Burgunden, als Germanen, außerordentlich groß gewesen seien. Rohan aber hatte sie nach seinen Messungen nur auf 1,666 m taxiert. Manouvrier ließ sich aber nicht beirren, er wies in der anthropologischen Gesellschaft darauf hin, wie vielfach sich auch exakte Darsteller, wie Herodot, Caesar und Strabo getäuscht haben und führte die schon erwähnten Patagonier zum Beweis an, die von verschiedenen Forschern auf eine Länge von 1,8—2,1 m eingeschätzt worden sind.

Zudem mögen die Burgunden leicht den Eindruck großer Leute auf die damaligen Landesbewohner gemacht haben, da sie um beinahe 2 cm die Durchschnittshöhe des heutigen Franzosen überragen. Der Franzose nennt auch den Sardinier klein und den Belgier groß, und doch ist der Unterschied nach unten und oben in diesem Falle jeweilen nur 2 cm.

Digitized by Google

Jedenfalls haben die Messungen und Forschungen ergeben, daß unsere Vorfahren in bezug auf Körperlänge nichts vor uns voraus hatten, und daß wir mit allem Recht den Vorwurf zurückweisen dürfen, die entarteten Nachkommen größerer Väter zu sein.

Die Rassengliederung des Menschengeschlechts.

Dr. Ludwig Wilser.

II. Lebende Rassen.

„L'homme fossile n'existe pas", dieser Ausspruch eines der hervorragendsten Naturforscher hat, wie aus dem Abschnitt über „Urgeschichtliche Rassen" hervorgeht, für unsere Zeit jede Berechtigung verloren. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Funde, die unsere Kenntnisse von den spärlichen und zerstreuten Menschenhorden, die vor und während der Eiszeit auf europäischem Boden gelebt haben, ergänzen und bestärken. Von ihnen, den ältestbekannten[1]) Ueberbleibseln des Urmenschen ausgehend, können wir darum leichter, als dies früher möglich war, zu einer entwicklungsgeschichtlich begründeten Rasseneinteilung gelangen.

Wie alle Anstrengungen der vergleichenden Sprachforscher, ihr Hoch- und Endziel zu erreichen, d. h. einen mit allen bekannten Tatsachen übereinstimmenden und die Verwandtschaftsverhältnisse genau zum Ausdruck bringenden Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen[2]) zu entwerfen, vergeblich bleiben mußten, solange sie die Wurzel am verkehrten Ende suchten, so ist auch ein richtiges Verständnis der verschiedenen Hauptarme, Seitenflüsse und kleineren Rinnsale, in die sich der Menschheitstrom bei seiner Ausbreitung über den Erdball gespalten hat, nur dann möglich, wenn man das Quellgebiet und damit die Stromrichtung kennt. Aus einer beschreibenden ist die Anthropologie eine erklärende Wissenschaft geworden, und die sorgfältige Untersuchung und Unterscheidung der leiblichen Merkmale, so verdienstlich sie an sich ist, kann darum allein ebensowenig genügen, wie die Vergleichung der Sprachformen.

Nach dem von der Natur gegebenen, von mir, wie schon im ersten Abschnitt erwähnt, zuerst in Worte gefaßten „Verbreitungsgesetz" haben die ältesten Menschenhorden von Europa[3]) aus die benachbarten

---

[1]) Die wenigen Ausnahmen, wie der Proanthropus und der Menschen- oder Affenzahn aus China, lassen sich leicht durch vorläufige Verbreitungswellen erklären. Die amerikanischen Funde sind sämtlich jünger, als man früher annahm, und haben nach Schwalbe (Vorgesch. d. Menschen) „volle Uebereinstimmung im anatomischen Bau mit den rezenten Menschen, nicht mit dem Homo primigenius ergeben".

[2]) Ueber diesen Gegenstand habe ich am 12. Juli 1906 im Historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg einen Vortrag gehalten, der im Verlag von H. Costenoble in Jena erschienen ist.

[3]) Zwei Heidelberger Dozenten — zu meinem lebhaften Bedauern muß ich das sagen — haben in den letzten Jahren eine Theorie ausgeheckt, die das Gegenteil von Wahrheit ist. In Cassel hatte ich mich geäußert, es lohne nicht der Mühe, die für die australische Urheimat „vorgebrachten Scheingründe im einzelnen zu widerlegen". Später, in dem angeführten Heidelberger Vortrag über „Die Urheimat

Digitized by Google

Teile der Alten Welt bevölkert. Hier führen, rückwärts verfolgt, alle Wanderwege wie die Strahlen eines Fächers zusammen.

Auf welche Abwege die Rassenforschung geraten muß, wenn sie von falschen Voraussetzungen ausgeht, dafür will ich nur ein Beispiel aus der neuesten Zeit anführen, die mit so großem Fleiß ausgearbeitete, durch ihren reichen und sorgfältig ausgewählten Bilderschmuck wertvolle „Naturgeschichte des Menschen" von Stratz, dessen Stammbäume, sowohl der phylogenetische auf S. 48, der den Pithekanthropus auf die Affen- statt Menschenseite stellt, als auch der Rassenstammbaum auf S. 245, der beispielsweise die auf niedrigster Bildungsstufe stehenden dunkelhäutigen, zum Teil sogar negerähnlichen Dravida, in die unmittelbare Nachbarschaft der hochgesitteten weißen Völker bringt, beide von Grund aus verfehlt[1]) sind.

Die Scheidung zwischen ausgestorbenen und lebenden Rassen, zwischen Homo fossilis und H. sapiens Linné oder recens ist ja, da eine ununterbrochene Weiterentwicklung stattgefunden hat, wie ich gern zugebe, mehr oder weniger willkürlich. Während Schwalbe nur für einige „Zwischenformen" aus dem mittleren Diluvium die Bezeichnung Homo fossilis noch gelten läßt, schränke ich den Begriff H. sapiens auf die Rassen ein, die in der neueren Steinzeit und später, also in den letzten zehn Jahrtausenden gelebt haben, weil seitdem das Bild unseres Weltteils mit Tierwelt und Pflanzenwuchs sich nicht mehr wesentlich verändert hat. An der Behauptung Kollmanns, der Mensch sei ein „Dauertypus", der seit dem Diluvium nur noch durch Rassenkreuzung Abänderungen erfahre, ist so viel richtig, daß er, wie viele andere lebende Arten, das Endglied einer langen Entwicklungskette bildet und nichts anderes mehr werden kann. Etwas Unveränderliches gibt es aber in der Natur nicht, und so hat auch der Mensch seine Anpassungsfähigkeit vollkommen bewahrt. Die nötige Zeit vorausgesetzt, würden sich auch in Zukunft unter der Einwirkung artenbildender Kräfte, Einflüssen veränderter Umgebung, Ausschluß wahlloser Vermischung durch räumliche Sonderung u. dgl. neue Menschenrassen bilden können.

Bei der Einteilung der Rassen ist daher vor allem auf die stammesgeschichtliche Entwicklung Rücksicht zu nehmen und jede Einseitigkeit zu vermeiden. Alle Forscher, die nur ein einziges Merkmal zugrunde legten, wie Cuvier die Hautfarbe, Retzius (Vater) die Schädelgestalt oder Müller die Kopfhaare, haben darum die Frage nicht in vollkommen befriedigender und endgültiger Weise zu beantworten vermocht.

---

des Menschengeschlechts", habe ich mich dieser Mühe dennoch unterzogen, und der anwesende Dr. Schötensack wußte nichts zu erwidern, als daß schon 1900 in Paris Reinach, ein Archäologe ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse, mir widersprochen habe. Widersprechen und Widerlegen ist außerdem zweierlei.

[1]) Daß ich Stratz nicht zu hart beurteile, zeigt u. a. eine Besprechung seiner „Abstammung des Menschen" (Stuttgart, F. Enke, 1906) im Zentralbl. f. Anthr. XI durch Bartels, der sich besonders über die „Molchmaus", die in unserer Ahnenreihe eine Rolle spielen soll, lustig macht und am Schlusse sagt: „So hat das Ganze den Wert eines Glaubensbekenntnisses, das wir mit der gebührenden Achtung anhören, aber das anzunehmen wir in keiner Weise gezwungen sind." Nach der Urteilslosigkeit, mit der der Verfasser unbewiesene Behauptungen und offenbare, längst widerlegte Irrtümer aufgenommen hat, kann ich seinem Glaubensbekenntnis wissenschaftlichen Wert nicht beimessen.

Digitized by Google

Da sich bei der Ausdehnung und Berührung der verschiedenen Rassen durch Kreuzung und Sonderentwicklung Spielarten in Menge gebildet haben, hält es nicht schwer, wie auch einige Anthropologen getan, 60 und noch mehr Rassen aufzustellen. Damit ist aber der Wissenschaft nicht gedient; „wenige, aber scharf gekennzeichnete Grundrassen, das ist's, was wir brauchen", habe ich schon im naturwissenschaftlichen Teil meiner „Germanen" geschrieben. Da

A. Die farbigen Rassen

auf einer tieferen Entwicklungsstufe als die weißen und somit den Urzuständen noch näher stehen, beginnen wir mit ihnen unsere Betrachtung.

1. Die schwarze Rasse (Homo niger)

umfaßt die dunkelsten und in der leiblichen wie geistigen Entwicklung am weitesten zurückgebliebenen Menschen. Obwohl die Hautfarbe keineswegs bei allen Vertretern derselben wirklich schwarz ist, verdient doch die hier gewählte Bezeichnung den Vorzug vor dem von Linné in die Wissenschaft eingeführten H. afer, da auch der seitdem entdeckte fünfte Weltteil von Eingeborenen dieser Rasse bewohnt war.

Vor der Eiszeit hat auf europäischem Boden eine der heutigen afrikanischen entsprechende Tierwelt gelebt, Elefanten[1]), Nashörner, Flußpferde, Löwen, Hyänen, Antilopen, Kamele, Strauße, die sich, vor der zunehmenden Abkühlung weichend, über frühere Landbrücken nach Süden zurückgezogen und, das zweite der großen Festländer der Alten Welt allmählich erfüllend, den dortigen Verhältnissen angepaßt und dementsprechend weiter entwickelt hat. Im großen und ganzen hat denn auch, von einigen Mischrassen abgesehen, die afrikanische Bevölkerung die gleichen Merkmale bewahrt, schmalen und engen Schädel, vorspringende Kiefer, flache und breite Nase, wulstige Lippen, schwarzes, stark gekraustes Haar, tiefbraune Augen, dunkle, wenig behaarte — manche Zwerge machen hierin eine Ausnahme — Haut, genau so, wie sie schon der römische Dichter schildert:

> Afra genus, tota patriam testante figura,
> Torta comam, labroque tumens et fusca colorem.

Die Hautfarbe ist am dunkelsten, oft schwarz, bei denjenigen Stämmen, die unter dem Gleicher wohnen oder doch lange dort sich aufgehalten haben, ist sie doch nach Shakespeares treffendem Ausdruck „die dunke Liverei der glühnden Sonne (the shadow'd livery

[1]) Auf der Jahresversammlung der Dtsch. Zool. Gesellsch. (Pfingsten 1906 in Marburg) sprach Stromer über „fossile Wirbeltiere Afrikas und frühere Landverbindungen". Schildkröten aus dem ägyptischen Tertiär lassen auf eine Einwanderung dieser Tiere aus Europa über Afrika nach Madagaskar schließen. Als Bildungsherd von Säugetieren könne Afrika nur für Mastodonten und Proboscidier in Betracht kommen. Aber auch gegen diese Annahme sprechen die südamerikanischen Mastodonten (M. andium und M. Humboldti), die noch das Pleistocän überlebt haben, während sie in Europa schon im Pliocän ausgestorben waren (vergl. Nordenskjöld, Svensk. Vet.-Akad. Handl. XXXVII 4); ebenso kann das vierzehige, an die Kälte angepaßte Mammut unmöglich von einem der südlichen Elefanten abstammen. — Bekanntlich ist ja auch das in Europa fossile Helladotherium im Innern von Afrika als Okapi noch lebend angetroffen worden.

Digitized by Google

of burnish'd sun)". Im Altertum fiel, da der Weltverkehr die Völker noch nicht so wie jetzt durcheinander geschüttelt hatte und die Neue Welt noch nicht entdeckt war, die Uebereinstimmung der Hautfarbe mit den Wohnsitzen noch viel mehr in die Augen, und alle Schriftsteller, Naturforscher wie Geschichtschreiber, waren darin einig, in der dunkelgefärbten Haut die unmittelbare Wirkung der Sonnenbestrahlung[1]) zu erblicken: „vim sideris prodit hominum color", schreibt Solin (c. 53). Die den Alten unbekannten Völker der Südspitze, Hottentotten und Buschmänner, sind wieder viel heller, entweder weil sie nicht allzulange den senkrechten Strahlen der Tropensonne ausgesetzt waren oder weil sie unter einem kühleren Himmel wieder gebleicht worden sind. Während manche Forscher, die einen ursächlichen Zusammenhang von Sonnenlicht und dunkler Hautfarbe zugeben, in dieser eine durch Auslese erlangte Schutzvorrichtung[2]) erblicken, kann ich sie, meiner ganzen Auffassung der Entwicklungslehre entsprechend, nur als unmittelbare, durch Vererbung übertragene und dadurch im Laufe der Zeit gesteigerte Wirkung der Bestrahlung betrachten.

In bezug auf die Haare zeigen die südafrikanischen Stämme eine Eigentümlichkeit, die übrigens auch bei den Minkopies der Andamanen und anderen Negritos sich findet, nämlich eine Anordnung in einzelnen Büscheln, die nach ihrem sonderbaren Aussehen von den Franzosen „grains de poivre" genannt worden sind. Nach neueren Untersuchungen soll dies nicht von einer gruppenweisen Stellung der Haarwurzeln, sondern nur von der starken Krümmung der einzelnen Haare her-

[1]) Aehnlich wie Solin haben sich auch Herodot, II 23, Aristoteles, Problem. XIV 4, Plinius, II, 80, Galen, De temperat. II, 5 und XXXVIII, 2, Manilius, Astron. IV 726, ausgesprochen. — Vergl. auch meinen Aufsatz „Klima und Hautfarbe", Korrespondenzbl. d. Dtsch. Anthr.-Gesellsch. Nr. 3, 1894, sowie Eimers treffliche Bemerkungen über die Hautfarbe der Menschen, Die Entstehung der Arten, I, S. 93 ff., G. Fischer, Jena 1888.

[2]) So hebt z. B. von Schmädel (Ueber Lichtwirkung auf den menschlichen Körper usw., Korrespondenzbl. d. Dtsch. Anthr.-Ges. 1900, S. 49) besonders die Wirkung der chemischen Strahlen hervor, gegen die dunkle Farben schützen sollen; Jensen dagegen führte auf der Naturforscherversammlung in Cassel (Verhdl. I, S. 240) folgendes aus: „Man nimmt allgemein an, daß das Pigment der Haut eine Schutzvorrichtung gegen übermäßiges Licht sei, und als lebendige Beweise werden die dunklen Menschenrassen zitiert. Nun fragt es sich aber, was soll von der Haut durch Pigment geschützt werden, Epidermis oder Cutis? Finsen meint, es sei die Cutis, insbesondere ihre Gefäße, denn sie allein kann z. B. bei den Negern durch das Pigment einen Schutz erfahren, da dieses in der unteren Lage des Rete Malpighi liegt; damit wäre also das letztere zum größten Teil dem intensiven Licht preisgegeben. Aber ich glaube, wir dürfen die Möglichkeit nicht außer acht lassen, daß die Haut der tropischen Menschenrassen sich auch, abgesehen vom Pigment, gerade hinsichtlich der Reizbarkeit ihrer lebendigen Teile an intensives Licht anpassen könnte." Ist demnach der Schutz gegen chemische Strahlen zweifelhaft, so werden unfraglich Wärmestrahlen durch dunkle Farben viel reichlicher aufgenommen; legt man z. B. bei Sonnenschein einen schwarzen und einen weißen Lappen auf Schnee, so schmilzt nur der erstere ein. Darum trägt man in heißen Ländern auch nicht dunkle, sondern möglichst helle Gewänder. — In einer eingehenden, gedankenreichen, sogar die Abstammungsfrage in Betracht ziehenden Untersuchung über „Die Hautfarbe des Menschen" (Mitteil. d. Anthr.-Gesellsch. in Wien 1904, S. 331) bekennt sich auch Schwalbe zu der Ansicht, die Farbstoffablagerung sei eine Schutzvorrichtung. Wäre sie dies, so müßte sie zweckmäßiger angeordnet, könnte nicht, wie der Verfasser selbst hervorhebt, an Stellen, die nur selten dem Sonnenlicht ausgesetzt sind, oft gerade am stärksten sein.

Digitized by Google

rühren. Je flacher bekanntlich der Querschnitt des Haares ist, desto leichter biegt und rollt es sich, je mehr er sich der Kreisform nähert, desto steifer und straffer wird es. Die Dicke spielt selbstverständlich dabei auch eine Rolle; feine Haare, die immer dichter stehen als starke, geben bei länglichem Querschnitt weiche Locken, dicke dagegen eine grobe, krause Wolle.

Auch innerhalb der schwarzen Rasse zeigt der Wuchs große Schwankungen; es gibt Neger, wie manche Bantustämme, die zu den größten, andere, wie die innerafrikanischen Zwerge, die zu den kleinsten aller Menschen gehören. Letztere von der Rasse abzutrennen, geht nicht an; sie sind nach den sorgfältigen Untersuchungen verschiedener Anthropologen, insbesondere Elliot Smiths[1]), nichts anderes als „small negroes".

Angesichts mancher auffallend negerähnlicher Bewohner des südlichen Asiens und des fünften Weltteils müssen wir annehmen, daß sich schon frühzeitig, über Landbrücken und schmale Meeresarme, die afrikanische Rasse weit nach Osten hin verbreitet hat; ihre letzten Ausläufer bilden die Neuholländer und die ausgerotteten Tasmanier. Die Papuas in Neuguinea, mit etwas längerem und weicherem Haar, haben ihr Blut ziemlich rein erhalten; bei den Negritos der Philippinen aber zeigt sich eine merkwürdige Verschränkung der Merkmale, negerartiges Aussehen[2]) mit rundem Schädel. Auch die Dravida, Wedda und besonders die Bewohner der Andamanen[3]) haben sicher Blut der schwarzen Rasse in ihren Adern. Die afrikanischen Zwergstämme (var. nana) und die Australneger (var. australis) sind als Spielarten derselben zu betrachten.

Die zweite Grundrasse der farbigen Menschheit, gewöhnlich die „gelbe", von Linné H. asiaticus genannt, von mir aber wegen ihres stammesgeschichtlich wichtigsten Unterscheidungsmerkmals als

2. Die rundköpfige Rasse (Homo brachycephalus)

bezeichnet, läßt sich nicht von einer der europäischen Urrassen ableiten. Zwar finden wir, wie im ersten Abschnitt erwähnt, auch sie in unserm Weltteil fossil, aber unter Umständen, die auf Einwanderungen und Kreuzungen schließen lassen. Da alle späteren Nachschübe rundköpfiger Völker in geschichtlicher Zeit aus Asien kamen, muß sie im Osten der Alten Welt entstanden und von dort ausgestrahlt sein. Wie

[1]) Notes on african pygmies. The Lancet, August 1905.

[2]) Die Negritos sind keineswegs durchaus rundköpfig. Unter den noch weniger vermischten Igoroten finden sich z. B. Indices von 67 (im Durchschnitt 79), bei anderen Stämmen dagegen war der niedrigste Index 78. Vergl. Jenks, The Bontoc Igorot. Ethnol. Survey Public. I, Manila 1903, Reed, Negritos of Zambales, Ethnol. S. P. II 1904. — Die Ureinwohner der Insel Palawan schildert der Gouverneur Miller in der gleichen Zeitschrift (II 3, 1905) als den Negritos und den Semangs auf der Halbinsel von Malakka sehr ähnlich. Manche haben wulstige Lippen und gleichen ganz den afrikanischen Negern.

[3]) Die sogenannten Minkopies dieser Inselgruppe werden gewöhnlich als rundköpfig bezeichnet und würden sich dann wie die Negritos verhalten; ein bei Schwalbe (Zur Frage der Abstammung des Menschen) abgebildeter Schädel zeigt aber entschiedenen Langbau und ausgesprochene Aehnlichkeit mit dem eines Akka. Nach den Vettern Sarasin (Reisen in Celebes, Wiesbaden 1905) hängt auch die Urbevölkerung dieses Landes mit den Wedda und Australnegern zusammen.

Digitized by Google

sie mit der Wurzel des menschlichen Stammbaumes zusammenhängt, unter welchen Einflüssen ihr Hauptmerkmal sich ausgebildet hat, ist, wie gesagt, noch nicht völlig klar. In der Mitte ihres Verbreitungsgebietes, wo sie sich demgemäß am reinsten erhalten hat, zeigt sie folgende Merkmale: rundlichen Schädel (Breite etwa $^5/_6$ der Länge), stark vorgeschobenen Oberkiefer mit flacher Nase, wodurch am inneren Augenwinkel[1]) die sogenannte „Mongolenfalte" gebildet wird, gebliche Hautfarbe, dunkle Augen mit schmaler Lidspalte, grobes und straffes Haar, wenig Bartwuchs, untersetzte Gestalt mit verhältnismäßig kurzen Beinen.

Auf dem großen asiatischen Festland, hauptsächlich im Norden der Hochgebirge, hat sie sich weit, nach allen Richtungen hin verbreitet, aber auch darüber hinaus, über Ostindien und die Inseln des großen Weltmeeres (in den malaiischen und kanakischen Völkern), ferner, die Beringsstraße überschreitend, auch über beide Hälften der Neuen Welt, überall, wo sie auf ältere Einwohner stieß, die mannigfaltigsten Mischungen und Kreuzungen eingehend. Ihre wichtigsten Abarten können als amerikanische (var. americana), darunter die „Rothäute", und als inselindische (var. insulana) bezeichnet werden. Nach neueren Forschungen[2]) scheint auch Amerika früher von einer negerähnlichen Urrasse bewohnt gewesen zu sein, deren Spuren noch in der äußersten Südspitze zu finden sind. Man braucht aber darum keine frühere Landverbindung zwischen Südamerika und Afrika anzunehmen, denn, wie der europäische Urneger zeigt, hat sich ja auch diese Rasse in nord-südlicher Richtung ausgebreitet.

In der uralten Kultur Chinas und Japans hat die Rasse den Beweis ihrer geistigen Befähigung erbracht, doch sind diese beiden Völker keineswegs reinblütige Vertreter der rundköpfigen Rasse, sondern aus mehr oder weniger weit zurückliegenden Mischungen und Kreuzungen mit westlichen Langköpfen[3]), darunter das merkwürdige, offenbar versprengte, durch starken Haarwuchs sich auszeichnende Volk der Aino, hervorgegangen. Stratz gibt aus der Sammlung Bälz zwei Abbildungen japanischer Halbblutmädchen, die zeigen, daß auch heute noch aus Blutmischungen der weißen mit der gelben Rasse recht anmutige Erzeugnisse hervorgehen können. Wenn er aber daran Betrachtungen über die „Rasse der Zukunft" knüpft, so ist dies ein reines Spiel der Einbildungskraft und nicht einmal „anthropologische Zukunftsmusik".

Ob wir die Eskimo, die verschiedene Merkmale der asiatischen Rasse, Gesichtsbildung, Haar, Hautfarbe, Wuchs, mit einem ausgesprochenen Langschädel[4]) (Stratz nennt sie auf S. 250 brachy-

[1]) Als krankhafte Veränderung, von den Aerzten Epicanthus genannt, kommt diese Falte auch bei anderen Rassen vor.

[2]) Verneau, Les anciens Patagons. Monaco 1903.

[3]) Birkner, Beitrag zur Rassenanatomie der Chinesen (Arch. f. Anthr. N. F. IV, 1). Mittlerer Index von sechs Schädeln 77,2. Die Nordchinesen sind langköpfiger als die Südchinesen. — Bälz, Die Körperformen der Japaner. Koganei, Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino, Mitt. der Med. Fakult. zu Tokio II. — ten Kate, Die südliche Abstammung der Japaner. Deutsche Japanpost IV, 1906.

[4]) Durchschnittlicher Kopfindex bei Männern und Weibern ungefähr 75. Pittard, Contribution à l'étude anthr. des Esquimaux du Labrador et de la baie d'Hudson. Bull. Soc. Neuch. de Géogr. XIII, 1901. Andere geben noch niedrigere Indices an, z. B. Sommer (Bibl. Zool. XX, 3) 71,5, 72,6 und 73,1. — Virchows

Digitized by Google

cephal, auf S. 355 dagegen dolichocephal!) vereinigen, als Abart (etwa var. arctica) oder als Mischrasse mit Verschränkung der Merkmale zu betrachten haben, ist eine schwierige, noch nicht genügend geklärte Frage; ich selbst bin geneigt, der letzteren Auffassung den Vorzug zu geben. Hansen (Ymer 1887) hielt die Eskimo für Abkömmlinge der amerikanischen Urrasse, die von rundköpfigen Einwanderern nach Norden gedrängt worden seien, und auch Steensby[1]) nennt die Kultur der Eskimo eine „ursprünglich nordamerikanische Festlandskultur". Nach alledem haben sie ihre jetzigen hochnordischen Wohnsitze noch nicht sehr lange in Besitz. Es ist nicht unmöglich, daß wir hier die versprengten Ueberbleibsel einer uralten langköpfigen Rasse vor uns haben.

Da Asien und Europa durch eine breite Landverbindung zusammenhängen, hat seit den ältesten Zeiten ein gegenseitiger Austausch, eine wechselseitige Durchdringung der Bevölkerungen stattgefunden: Rundköpfe sind herüber, Langköpfe hinüber gewandert und haben sich in den mannigfaltigsten Mischungsverhältnissen durchsetzt und gekreuzt.

Die Hauptrassen unseres eigenen Weltteils, die hellsten aller Menschen und darum gemeinhin als

B. Weiße Rassen

bezeichnet — das immer noch gehörte „kaukasisch" entbehrt jeder wissenschaftlichen Berechtigung —, haben ihre uralten Wurzeln im heimischen Boden. Im Süden, jenseits des Alpenwalls, wohnen Menschen mit schmalem Kopf, elfenbeinfarbener bis bräunlicher Haut, tiefschwarzen, oft etwas gelockten oder gekrausten Haaren, dunklen Augen, von hübscher Gesichtsbildung, schlanker Gestalt und mittlerem Wuchs, die in ihrem ganzen Bau die größte Aehnlichkeit mit dem jüngeren Lößmenschen erkennen lassen und darum wie wegen ihrer Wohnsitze am besten unter dem Namen

1. Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus var. recens)

zusammengefaßt werden. Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten nehmen sie auf der Stufenleiter menschlicher Begabung die zweite Stelle ein. Infolge vorgeschichtlicher Wanderungen hat sich diese Menschenart weit über die Grenzen unseres Weltteils hinaus, nach dem westlichen und südlichen Asien, über die Inseln des Mittelmeers und nach Nordafrika verbreitet und teils mit H. brachycephalus, teils mit H. niger vermischt. Solche Mischrassen finden wir unter den vorderasiatischen Semiten und unter den oft „Hamiten" genannten nubischen Völkern.

Mitveranlaßt war diese Südwanderung der einst viel weiter nach Norden verbreiteten Rasse durch den mächtigen Druck der in ihrem Rücken unwiderstehlich vordringenden, mit einer unerschöpflichen Ausdehnungs- und Vermehrungskraft ausgestatteten

---

Ansicht, die starke Entwicklung des Kaumuskels habe dem Eskimoschädel seine längliche Gestalt gegeben, ihn gewissermaßen seitlich zusammengedrückt, ist unwahrscheinlich, da es auch Rundköpfe mit mindestens ebenso starken Kiefer- und Schläfenmuskeln gibt; eher könnte man die auffallend kurzen Beine auf die sitzende Lebensweise, in der Hütte wie im Kajak, des Volkes zurückführen.

[1]) Om Eskimokulturens oprindelse, Kjöbenhavn 1905, Br. Salmonsen.

Digitized by Google

2. Nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus Linné),

der die eigentlichen „Weißen" angehören, mit länglichem, geräumigem und wohlgebildetem Schädel, edlem Gesichtsschnitt, rosig-weißer Haut, blauen Augen, hellem, oft lockigem Haar, üppigem Bartwuchs und hoher, kräftiger und ebenmäßiger Gestalt. Da diese Rasse auch durch hervorragende geistige Eigenschaften ausgezeichnet ist, habe ich sie „die schönste Blüte, die reifste Frucht am Stamme der Menschheit" genannt. Wie die große Aehnlichkeit der ältesten schwedischen Schädel mit denen des H. priscus[1]) zeigt, stammt sie unmittelbar von der höchstentwickelten urgeschichtlichen Rasse der Rentierzeit ab.

Je weiter man sich von ihrem Bildungsherd und Verbreitungszentrum in Schweden, wo sie sich bis auf den heutigen Tag am reinsten[2]) erhalten hat, entfernt, auf desto tieferer Entwicklungsstufe findet man im allgemeinen die Völker, die leiblich und geistig am meisten zurückgebliebenen, Australier, Wedda, Negritos, Feuerländer, am äußersten Rande des menschlichen Verbreitungsgebietes. Das ist eine leicht erklärliche und begreifliche Tatsache, denn diese bilden ja die Rückstände der allerersten Wellen der Menschenflut.

Von der neueren Steinzeit an, deren Kultur sie geschaffen, hat die ebenso fruchtbare wie tatkräftige nordische Rasse immer neue Wanderscharen ausgeschickt und mit ihrem edlen Blut zugleich auch ihre jeweilige Gesittung verbreitet. Auch sie konnte sich selbstverständlich auf die Dauer nicht rein erhalten, aber auch in der Vermischung bildete sie den Sauerteig, der in der Geschichte so manches Volkes als treibende Kraft gewirkt hat. Vieles, was eine frühere, in alten Vorurteilen befangene und nicht auf festem naturwissenschaftlichem Boden stehende Geschichtschreibung fremden — semitischen oder hamitischen — Völkern zuschrieb, ist eigentlich ihr Werk. So waren nach den in Tello und anderen Trümmerstätten der alten Chaldäer gefundenen Bildnissen[3]) die Schöpfer der hochgepriesenen babylonischen Kultur, die Erfinder der Keilschrift und Begründer der Himmelskunde und wissenschaftlichen Zeitrechnung, Menschen mit ausgesprochenen Langköpfen und edlen, durchaus europäischen Gesichtszügen. Wenn überhaupt eine Rassenmischung angenommen werden darf, so kann es sich nur um eine solche mit H. mediterraneus handeln; die Rundköpfe sind vollständig ausgeschlossen. Auch die Träger und Verbreiter der mykenischen und kretischen Kultur haben, wie jetzt durch einige in Knosos und Haghia Triada gefundene, zum

[1]) Die von Holmberg unter einer Muschelbank der Landschaft Bohuslän gefundenen Schädel von Stångenaes haben das gleiche Längen-Breitenverhältnis wie die von Cro-Magnon, die kräftigen Schenkelbeine lassen auf hohen Wuchs schließen. Unter den in den Crania suecica antiqua abgebildeten Schädeln zeigen manche fast völlige Uebereinstimmung mit solchen der paläolithischen Zeit in Frankreich, z. B. der von Synnerål Lockegården mit dem von Sargel.

[2]) Anthropologia suecica. Von G. Retzius und C. M. Fürst, Stockholm 1902. — Vergl. auch m. Vortrag über „Die Rasse des schwedischen Volkes".

[3]) Man betrachte die überraschenden Abbildungen bei Heuzey, Catologue des antiquités Chaldéennes, Musée national du Louvre, Paris 1902, ferner das in der Leipz. Ill. Ztg. vom 20. Sept. 1906 abgebildete, angeblich 4500 Jahre alte Standbild des Königs Daudu. — Auch die im British Museum und im Museum d'historie naturelle in Paris aufbewahrten chaldäischen Schädel sind sämtlich dolichocephal, leptoprosop und leptorrhin (langköpfig und schmalgesichtig).

Digitized by Google

Teil farbige Bildnisse[1]) bewiesen ist, der lichthaarigen nordischen Rasse angehört.

Außer den beiden genannten lebt aber, wie die Volksuntersuchungen gezeigt haben, im Herzen unseres Weltteils, sich keilförmig von Osten her einschiebend, eine dritte und zwar

3. rundköpfige Rasse (Homo alpinus Linné).

Sie stammt wohl nur zum geringsten Teil von den fossilen Rundköpfen ab, sondern hat seitdem, in vorgeschichtlicher wie geschichtlicher Zeit, bald in unmerklicher, bald in gewaltsamer Weise immer neuen Zufluß aus dem Osten erhalten. Alle Völker, die aus Asien in Europa eingewandert sind, Hunnen, Avaren, Magyaren, Türken, waren ursprünglich mehr oder weniger rassereine Vertreter des H. brachycephalus. Das letzte geschichtliche Nachspiel dieser Wanderungen bildet die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken.

Seit undenklichen Zeiten mit den europäischen Rassen vermischt, haben sich die Rundköpfe, besonders in der Mitte und im Osten unseres Weltteils, auf deren Kosten stark vermehrt, doch dabei auch entschieden auf eine höhere Entwicklungsstufe gehoben, so daß sie den edelsten europäischen Rassen schon im Aeußeren sehr ähnlich und vielfach auch geistig fast gleichwertig geworden sind.

Zu diesen Einwanderern aus dem Osten gehören auch die Lappen, schon von Tacitus unter dem Namen Fenni als roheste Wilde geschildert. Noch jetzt tragen sie die Kennzeichen ihres Ursprungs deutlich zur Schau, bis auf eine mehr europäische Gesichtsbildung, die vielleicht auf uralter, bei den Finnen ja unzweideutig zutage tretender, Beimischung weißen Blutes beruht. Obwohl in der Neuzeit eine Blutmischung mit Schweden und Norwegern kaum noch stattfindet, scheint doch nach Berichten von Reisenden[2]) die Aufhellung der Farben, als Wirkung langdauernden Aufenthalts unter dem nordischen Himmel, Fortschritte zu machen, im Gegensatz zu den durchweg schwarzhaarigen und dunkelhäutigen Eskimo, die jedenfalls noch nicht so lange im Norden wohnen[3]).

Diesen Versuch einer naturwissenschaftlichen Einteilung der Menschenrassen[4]) möchte ich nicht schließen, ohne auf die Förderung

---

[1]) Reinach, La Crête avant l'histoire, L'Anthropologie XV 1904. Die Bildnisse der reichgeschmückten, goldlockigen Frauen muten so neuzeitlich an, daß der französische Altertumsforscher sie „nos Parisiennes" genannt hat.

[2]) Svenonius, Reise in schwedisch Lappland (Ymer 1887). Blaue Augen sind häufiger als helle Haare. Die Haut ist häufig so weiß wie bei den Schweden. Dabei aber sehr hoher Schädelindex (bis 89).

[3]) Vergl. auch meinen Aufsatz „Die Rundköpfe in Europa", Zentralblatt f. Anthr. IV 1, sowie Ammon, Altes und Neues über die Menschenrassen in Europa, Ztschr. f. Sozialwissenschaft VI 12. Deniker, Les races et les peuples de la terre, Paris 1900; Schleicher Fr., teilt die Menschheit in fünf Hauptgruppen mit 22 Rassen, darunter sechs europäische, wozu noch verschiedene Unterrassen kommen. Das ist entschieden viel zu viel. Es gilt, wie schon erwähnt, die Grundrassen festzustellen, die Uebergangs- und Bastardrassen ergeben sich dann von selbst.

[4]) Ueber den gleichen Gegenstand habe ich auch am 17. Sept. auf der Naturforscherversammlung in Stuttgart gesprochen, wobei ich allerdings der mir zu Gebote stehenden Zeit wegen auf eingehende Begründung verzichten mußte. Da meine Ansichten meist von den landläufigen und hergebrachten abweichen, bin ich stets auf Widerspruch gefaßt. Ein solcher wurde auch in der lebhaften Erörterung

Digitized by Google

hinzuweisen, die Völkerkunde und Geschichte durch die vorurteilsfreie Rassenforschung erfahren haben. Diese hat, um nur ein Beispiel anzuführen, durch den Nachweis des Verbreitungszentrums des Homo europaeus, aus dem nacheinander alle Indogermanen, zuletzt unsere Vorfahren, hervorgegangen sind, die verhängnisvolle Irrlehre von der asiatischen Herkunft der europäischen Kulturvölker endgültig abgetan und damit einer auf sicherer naturwissenschaftlicher Grundlage ruhenden Weltanschauung und Geschichtsauffassung die Wege geebnet.

Die biologischen Gefahren der heutigen Frauenemanzipation.

Dr. Albert Reibmayr.

Ehe wir dieser Frage auf biologischem Wege entgegen treten, müssen wir uns zuerst im allgemeinen klar machen, welche Rolle das Weib in der Naturgeschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes spielt. Daß das Weib in der Kulturgeschichte durch die aufwärts strebende und treibende geschlechtliche Zuchtwahl eine sehr wichtige, ja vielleicht die wichtigere Rolle spielt als der Mann, hat bereits das alte Kulturvolk, von dem die Juden die Schöpfungssage übernommen haben, eingesehen. Nicht der schwerfällige und im Naturzustande auch gewöhnlich sehr träge Mann greift nach dem Apfel der Erkenntnis, sondern die Frau ist es, welche ihn augenfällig anspornen muß, den Weg der Kultur zu betreten. Das Weib ist nicht nur, was die körperlichen Charaktere des Mannes betrifft, durch die geschlechtliche Zuchtwahl der anspornende und auswählende Züchtungsfaktor, sondern sie ist dies auch in bezug auf das im Kampfe ums Dasein beim Menschen wichtigste Organ des Mannes — seinen Intellekt. — Während nun durch die falsche Interpretation des Mythus von Seite der jüdisch-christlichen Priesterkaste dem weiblichen Geschlecht die symbolische Handlung des Anspornens stets zum Makel angerechnet und ausgelegt wurde, an dem sich der Witz vieler Jahrhunderte gerieben hat, liegt darin eigentlich, vom naturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, geradezu eine für das Kulturleben der Menschheit wichtige Tatsache ausgedrückt, welche dem weiblichen Geschlecht eher zur Ehre gereicht und seinen hervorragenden Anteil am Fortschritte des menschlichen Kulturlebens in das einzig richtige Licht stellt. Wenn man schon aus dieser symbolischen Handlung des Weibes im Mythus der Schöpfungssage einen Vorwurf für das weibliche Geschlecht heraus lesen will, so kann der Grund nur darin gefunden werden, daß das Weib auch in der Anspornung der Züchtung der männlichen Charaktere ins schäd-

---

hauptsächlich von Bälz, der eine begreifliche Vorliebe für die Japaner hat, und von Fraas, der geologische Bedenken äußern zu müssen glaubte, zum Ausdruck gebracht. Ich war jedoch in der Lage, allen, zum Teil auf Mißverständnissen beruhenden, Einwänden mit sachlichen Gründen begegnen zu können. Im übrigen bin ich nicht eigensinnig und werde jede den Tatsachen besser gerecht werdende Rasseneinteilung als wissenschaftlichen Fortschritt begrüßen und als beste Kritik betrachten.

Digitized by Google

liche Extrem die ausschlaggebende Rolle spielt und wie in aufsteigender günstig, ebenso in absteigender Linie ungünstig das menschliche Kulturleben zu beeinflussen imstande ist. Aber es liegt zweifellos auch das im Interesse der Kulturmenschheit, daß eine einmal einsetzende Auslese in einer degenerierenden Familie, einer Kaste, einem Volke durch den Einfluß der ebenfalls degenerierenden Frau beschleunigt wird.

Den aufwärts treibenden Einfluß des Weibes kann man am besten auf niederen noch gesunden Kulturstufen beobachten. In Brasilien, belehrt uns Martin de Moussy, kommen alle Arten von Mischblut vor und erschaffen eine ganz neue Bevölkerung, die sich gewissermaßen immer mehr einbürgert und sich fortwährend dem weißen Typus stärker annähert, der nach allem, was in ganz Südamerika, in Buenos-Aires, in Paraguay usw. beobachtet wird, schließlich alle übrigen Typen in sich aufnehmen wird. In den genannten Ländern läßt sich die Negerin oder die Indianerin leicht zur Kreuzung mit Weißen herbei. Die aus solchen Verbindungen entsprungenen Bastardinnen sind aber stolz auf ihr väterliches Blut, sie glauben sich etwas zu vergeben, wenn sie sich mit einem Farbigen einlassen wollten. Die weiblichen Terceronen und Quateronen denken nicht anders und betragen sich dem auch entsprechend. In diesen Ländern macht ja die Farbe den Kastenunterschied, und so geht das Streben dahin, mit solchen, die den Weißen nahe stehen, zumal aber mit wirklichen Weißen in geschlechtliche Verbindung zu treten. (Quatrefages.)

So hat auch der Adel eines in der Kultur tiefer stehenden Volkes, wenn er noch gesund und nicht degeneriert ist, immer die Tendenz, sich mit edlen Frauen höheren Kulturblutes zu vermischen. „Die Fürsten des Nordens — die Völker ohne Glauben und Ruhm, sagt Constantin — streben ihr Blut mit dem Blute des Kaisers, entweder durch die Vermählung mit einer kaiserlichen Jungfrau oder die Verheiratung ihrer Töchter mit einem römischen Fürsten zu vermengen." (Gibbon.)

Ueberall sehen wir, daß das gesunde Weib den in der Kultur höher stehenden Mann in der Geschlechtswahl vorzieht und wenn es selbst einmal eine höhere Kulturstufe erstiegen hat, viel ausschließlicher als der Mann in der Geschlechtswahl alles darunter stehende verachtet und nur gezwungen sich dazu hergibt, von ihrer erstiegenen Kulturstufe herabzusteigen.

Diese wichtige anspornende Tätigkeit auf die Hochzucht der körperlichen und geistigen Charaktere des Mannes, welche das gesunde Weib durch seine geschlechtliche Zuchtwahl ausübt, darf man nicht aus dem Auge verlieren, wenn man an die Frage der Frauenemanzipation herantritt. Dies darf aber besonders dann nicht geschehen, wenn man diese Frage in bezug auf die Züchtung der menschlichen Talente und Genies in Erwägung zieht. Es leuchtet ein, daß man nicht leicht das treibende und zugleich das getriebene Element im Agon der Talente sein kann, daß also dadurch, daß die Frau selbst in die Konkurrenz der Talentzüchtung eintritt, sie sicher etwas von ihrer biologischen Wirkung als treibender Faktor in der geschlechtlichen Zuchtwahl dem Manne gegenüber einbüßen muß. Denn diese Wirkung beruht, wie das im ganzen Tierreich der Fall ist, auf bestimmten Gefühlen, welche besonders durch die Kontraste in den natürlichen

Digitized by Google

Geschlechtscharakteren nicht nur der äußeren, sondern vielmehr noch der inneren hervorgerufen werden.

Ich habe in einigen früheren Aufsätzen[1]) dieser Zeitschrift auf die wichtige Rolle hingewiesen, welche das weibliche Geschlecht bei der Züchtung des männlichen Talentes und Genies spielt und die besonders durch das am Lebenbleiben der weiblichen Linie der talentierten und genialen Familien, wodurch die Konstanz der Talentzüchtung garantiert und erleichtert und die einmal erworbene künstlerische Erbschaftsmasse nicht leicht wieder verloren gehen kann, in das hellste Licht gerückt wird. Es liegt in dieser Arbeitsteilung der Geschlechter bei der Züchtung der schönsten Blüte der Kulturmenschheit — des Talentes und Genies — eine Weisheit der Natur, welche wir nicht genug bewundern können. Das weibliche Geschlecht hat sich auch in den gesunden Zeiten der Kulturvölker stets mit diesem eigentlich schöneren und edleren Anteil an der Züchtung des Talentes und Genies zufrieden gegeben, indem es richtig instinktiv fühlte, welch hoher Ruhmestitel darin liegt, die Stammutter einer ganzen Reihe berühmter talentierter Männer oder eines genialen Erlösers der Menschheit zu sein. Diesem ebenso berechtigten als natürlichen Stolz hat auch z. B. die Mutter der Gracchen den treffendsten Ausdruck verliehen. Aber zu Zeiten, wo das männliche Talent und Genie anfängt zu degenerieren, stellt sich, wie wir aus der Kulturgeschichte sehen können, regelmäßig beim weiblichen Geschlechte die Tendenz ein, sich nicht mit ihrem genealogischen Anteil an der Züchtung des männlichen Talentes zufrieden zu geben, sondern das Talent und Genie aus sich selbst heraus zu züchten und zu entwickeln. Wie schon Aristoteles bemerkt hat, hängen Emanzipationsbestrebungen „der Frauen, Kinder und Sklaven" stets mit Degenerationsperioden der führenden Kasten, also mit einem Nachlaß und Niedergang der Züchtung des männlichen Talentes zusammen. Der wirtschaftliche Faktor spielt wohl dabei auch eine Rolle, aber eine ganz nebensächliche und hängt derselbe ja auch in letzter Linie ebenfalls mit gewissen Degenerationssymptomen der oberen Kasten zusammen. Darum ist die Frauenemanzipation keine Frage, welche nur einseitig vom wirtschaftlichen Standpunkte aus beurteilt werden darf, sondern in welcher viel wichtigere biologische, das ganze geistige Interesse der Kulturmenschen berührende Momente bei der Beurteilung herangezogen werden müssen. Ja ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Frauenemanzipation die wichtigste Frage der heutigen Kulturmenschheit nennt, von deren richtigen Lösung die Zukunft derselben am meisten beeinflußt werden wird.

Wir wissen heute, daß die Kultur des Menschen nur möglich war durch die Arbeitsteilung der Geschlechter in der Weise, daß das männliche Geschlecht vorwiegend die Hochzucht der intellektuellen und das weibliche Geschlecht vorwiegend die Hochzucht der Gefühlsseite übernommen hat. Dies war besonders notwendig auf der Stufe des Vaterrechtes, in welcher der Mann ganz den Kampf ums Dasein

[1]) Dr. Reibmayr: Zur Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien. Pol.-anthrop. Revue, II. Jahrg., No. 8, und Das Aussterben der talentierten und genialen Familien im Mannesstamme. Pol.-anthrop. Revue, IV. Jahrg., No. 12.

Digitized by Google

und den Schutz der Familie auf sich nahm, während der Frau die Sorge für die Aufzucht der Kinder und das Hauswesen zufiel. Solang das Mutterrecht herrschte, war die Ersteigung einer höheren Kulturstufe unmöglich, da unter der Herrschaft des Mutterrechtes niemals eine einigermaßen sicher gestellte Reinzucht der Charaktere möglich war und es darum auch zu keiner Inzuchtkaste, in der eine talentierte Anlage hochgezüchtet werden kann, kommen konnte. Für diese Arbeitsteilung der Geschlechter und die damit verbundene Hochzucht gewisser, für das Kulturleben der Menschheit nötiger Charaktere und Gefühle, war die im ganzen Tierreich zu beobachtende biologische Tatsache von Wichtigkeit, daß sowohl das männliche als auch das weibliche Geschlecht seine Charaktere auf die Deszendenz zu übertragen vermag, daß dieselben aber im entgegengesetzten Geschlecht mehr latent bleiben, dagegen aber in der zweiten Deszendenz gleichen Geschlechts wieder zum Vorschein kommen können. Diese sogenannte gekreuzte Vererbung und das Latentbleiben der Charaktere spielt, wie wir deutlich sehen können, besonders in der Talentzüchtung eine große Rolle und muß daher auch in unserer Frage eine Berücksichtigung finden.

Mit Beachtung dieser wichtigen naturgeschichtlichen Momente läßt sich also das biologische Problem der Frauenemanzipation in zwei große Hauptfragen auflösen. Dieselben lauten:

1. Ist es möglich, daß das weibliche Geschlecht, vom biologischen Standpunkt aus betrachtet, in der Züchtung des menschlichen Talentes und Genies dasselbe zu leisten imstande ist wie das männliche?
2. Ist es für die Kulturmenschheit ein Vorteil, wenn die bisherige Arbeitsteilung in der Züchtung des menschlichen Talentes und Genies geändert wird?

ad. 1. Ehe wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, muß festgestellt werden, daß diese nun seit einer ungezählten Reihe von Generationen in Wirksamkeit stehende Arbeitsteilung der Geschlechter bereits beiderseits ihre organischen, körperlichen und psychischen Veränderungen und Anpassungen hervorgerufen hat, welche durch die Vererbung fixiert wurden und wie alles langsam im Verlaufe vieler Generationen organisch Gewordene nicht in einer Generation, sondern erst allmählich wieder durch die Tätigkeit vieler Generationen geändert werden könnten. Die Natur liebt keine plötzlichen Sprünge. Würde der weiblichen Natur zugemutet werden, daß sie solche Anpassungen und körperlich und geistig fixierte Gewohnheiten rasch in einer Generation nur durch Erziehung ändern sollte, so würde dies sicher nicht ohne große Schädigung in einer oder der anderen Richtung möglich sein. Sehen wir ja doch, daß die Natur selbst kurze Anpassungen und Gewohnheiten, wie sie innerhalb einer Lebensdauer erworben werden, nicht ohne Reaktion und häufig offenkundigen Schaden fahren läßt, sei dies nun eine gute oder schlechte Gewohnheit, weil eben jeder Organismus in sich die Tendenz hat, alles in harmonische Korrelation zu bringen und gleichsam organisch zu verweben. Es handelt sich aber vorderhand bei unserer Frage nicht um die Schwierigkeit der Talentzüchtung für das weibliche Geschlecht, sondern um die Möglichkeit der Talent-

Digitized by Google

und Genie-Züchtung, welche ja dem weiblichen Geschlechte heute von vielen Seiten bestritten wird.

Wie die ältesten Schädel der prähistorischen Menschheit beider Geschlechter beweisen, war, wie bei den nahestehenden Tieren, der Unterschied in der Gehirnmasse zwischen Mann und Weib verschwindend klein. Doch waren unzweifelhaft Unterschiede in der Intelligenz und in gewissen Charakteren, welche wir bei allen höher stehenden Tieren antreffen, auch hier vorhanden. Durch das Kulturleben und die gesteigerte Arbeitsteilung geriet das Weib immer mehr in die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne. Sie wurde dem schärfsten Kampfe ums Dasein mehr entrückt und auf die ruhige Tätigkeit des Hauses hingewiesen, wodurch, wie wir an der Domestizierung der Haustiere sehen können, stets eine Verschiebung in der Zucht gewisser Charaktere verbunden ist.

Innerhalb der Tausende von Generationen, welche dieser Arbeitsteilung im Kulturleben und ihren biologischen Folgen ausgesetzt waren, hat, wie wir sehen können, der männliche und weibliche Organismus somatisch sich mehr differenziert und bringt dies besonders bei dem Organ, welches im Kampfe der Menschen ums Dasein die wichtigste Rolle spielt, dem Gehirn, schon im Groben in Größe und Gewicht zur Geltung. Die höheren Kulturrassen haben diesbezüglich stärkere Gewichtsunterschiede aufzuweisen als die noch der Natur nahestehenden.

Stellen wir uns nun die Frage, welches Geschlecht bei dieser Arbeitsteilung den besseren Teil erwählt, oder da hier von einer Wahl nicht die Rede sein kann, welchem Geschlechte biologisch der bessere Anteil am Kulturleben von der Natur zugewiesen wurde.

Bei dieser Arbeitsteilung fiel, wie wir gesehen haben, vorwiegend dem Manne der harte Kampf ums Dasein für sich, Weib und Kind und die dadurch notwendig gewordene höhere Züchtung der intellektuellen Sphäre zu. Dem Weib fiel dagegen die vorwiegende Sorge um die Erziehung der Kinder, die Hochzüchtung der weiblichen sekundären Geschlechtscharaktere, um sich im Kampfe der Geschlechter im Gleichgewicht zu erhalten, vor allem aber die höhere Züchtung der Sphäre des Gefühlslebens zu. So vorteilhaft die Hochzucht des Intellektes als Waffe im Kampfe ums Dasein zweifellos ist, so hat dieselbe im wahren Sinne des Wortes mit den „Lustgefühlen", mit dem „Glücke", welches der Mensch zu erreichen imstande ist, sehr wenig zu schaffen und steht unzweifelhaft gegenüber den Lustgefühlen, welche die Hochzucht des Gefühlslebens zur Folge hat, weit zurück. Nicht durch die kalte Tätigkeit der Verstandesganglien, sondern durch die warme Tätigkeit des Herzens, des Gefühllebens wurde bisher im Leben des Kulturmenschen die überhaupt mögliche Höhe des Glückes erreicht. Da nun die Hochzucht dieses Teiles der Erbschaftsmasse des Kulturlebens hauptsächlich dem Weibe zugefallen ist, so ist ihr also auch bei der Arbeitsteilung der glücklicher machende Anteil zuteil geworden. Natürlich hat diese Lichtseite auch ihre Schattenseite, was aber in ganz gleichem, wenn nicht höherem Grade von dem männlichen Anteil der Arbeitsteilung gesagt werden kann. Mit dieser sehr verschiedenen und im Kulturleben stärker differenzierten Züchtung der intellektuellen und Gefühls-Sphäre muß also bei einer

Digitized by Google

Veränderung der bisherigen Arbeitsteilung, wie sie ja durch die Frauenemanzipation und den Agon der Geschlechter in bezug auf die Züchtung des Talentes hervorgerufen werden müßte, in erster Linie gerechnet werden.

Dieser grundlegende Unterschied in der Hochzucht der Erbschaftsmasse der Geschlechter ist es nun, welcher von jeher die Ursache war, daß die Ansichten über die Fähigkeit des weiblichen Geschlechtes zur Züchtung des Talentes und Genies so weit auseinander gingen. Manche halten nämlich das weibliche Geschlecht für ebenso fähig, hervorragende Talente und Genies hervorzubringen, wie das männliche und nur Nichtübung und die bisherige Arbeitsteilung sei daran schuld, daß bisher nicht mehr geniale Frauen zur Erscheinung kamen. Die Gegenpartei spricht wiederum dem weiblichen Geschlechte alle Fähigkeit zur Entwicklung, besonders des Genies ab und begründet dies vor allem in der so oft betonten Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts zur Objektivität, wodurch es zum genialen Schaffen untauglich werde. Schopenhauer sagt: „Weiber können bedeutendes Talent, aber kein Genie haben". Weininger[1]), der seine Studien über den Charakter der Frau, wie es scheint, vorwiegend bei degenerierten Frauen anstellte, spricht der Frau alle jene Wurzelcharaktere ab, welche wir als zur Züchtung der talentierten oder genialen Anlage als notwendig bezeichnet haben[2]). Er sagt: „Es gibt Weiber mit genialen Zügen, aber es gibt kein weibliches Genie, hat nie eines gegeben und kann nie eines geben." Fast noch ungünstiger urteilt Möbius[3]). Als Hauptgründe für diese Behauptungen werden angegeben: Mangel an Wahrheitsliebe, Liebe zum Schein, Mangel an logischem Denken, Unfähigkeit das Kausalitätsgesetz zu begreifen, Mangel an kontinuierlichem Gedächtnis und vor allem Unfähigkeit zum objektiven Denken. Für Schopenhauer ist dieser letztgenannte Mangel der Hauptgrund, warum dem weiblichen Geschlecht die Fähigkeit der Züchtung des Genies abgeht. Das ist eine jener Uebertreibungen und Irrtümer, die man bei Schopenhauer auf Grund seiner mehr deduktiven Philosophie nicht selten findet. Schopenhauer nimmt nämlich als Grundlage der Genialität die reinste Objektivität an und spricht den Frauen darum die Fähigkeit zum Genie ab, weil dieselben stets „subjektiv" bleiben. Nun ist es wohl richtig, daß bei der Frau das „Subjektive" immer das Uebergewicht hat und wegen des Vorherrschens des Gefühlslebens eine objektive Beurteilung der Dinge, wie sie dem „höchsten" Grade der Genialität eigen ist, fast unmöglich ist. Aber wie wir sehen können, ist die Fähigkeit der reinsten Objektivität auch beim männlichen Genie eine sehr seltene Erscheinung und nur die größten Genies und diese nur in seltenen Augenblicken besonderer Inspiration, erreichen dieses schwierige Ziel der künstlerischen Beurteilung. Es gibt daher auch zahlreiche männliche Genies mit starker subjektiver Färbung und besonders beim disharmonischen und pathologischen Genie ist das „Subjektive" im künstlerischen Schaffen meistens vorherrschend. Richtig ist nun, daß wir die Genies mit vorwiegend

[1]) Weininger, Geschlecht und Charakter.
[2]) S. Pol.-anthr. Revue II. Jahrg., No. 8. Zur Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien.
[3]) Möbius, Der physiologische Schwachsinn des Weibes.

Digitized by Google

subjektiver Geistesanlage immer zu den Genies zweiten und dritten Ranges zählen und daß der Grad der Fähigkeit, objektiv zu urteilen, beim Genie gleichsam einen Wertmesser seiner künstlerischen Befähigung darstellt. Dieser Mangel an Objektivität bei der Frau ist überhaupt ein sehr bestrittener Punkt, indem z. B. Stuart Mill die Frau sogar objektiver nennt als den Mann. Bei solchen extremen Ansichten liegt die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte und dürfte hier Bleibtreu[1]) recht haben, der bezüglich der Objektivität der Frau folgendes sagt: Die Frauen besitzen tatsächlich eine eigentümliche Objektivität, nur anders als der Mann. Beim Ueberwiegen der sensitiven über die intellektuelle Sphäre versteht die Frau mit dem Gemüte statt mit dem Verstande. Oft urteilt sie weit verständnisvoller über Absonderliches als der Durchschnittsphilister, oft gilt nur für sie das populäre Wort: das Herz am rechten Fleck. Objektives Interesse für ferne liegende Dinge trifft man daher eher bei Frauen als bei Männern. Die berühmte „Subjektivität" der Frau kehrt sich nur dann heraus, wenn ihre persönlichste Selbstsucht erregt wird. Aber da sind, wie Bleibtreu hier richtig hinzufügt, auch die Männer selten objektiv zu denken imstande.

Ein Ueberwiegen der dem genialen Denken gefährlichen Subjektivität muß also bei der Beurteilung der Fähigkeiten der Frau zum Agon der Geister zugegeben werden. Aber das würde die Frau nicht hindern zu einer, wenn auch nicht gerade ersten Stufe der Genialität sich zu erheben. Die „Charakterfehler", welche hier das männliche Geschlecht den Frauen unlogischerweise zum Vorwurf macht, sind keine wirklichen Fehler, sondern Notwendigkeiten der Jahrtausende im Gange sich befindlichen Züchtung, welche ebenso wie andere sekundäre Geschlechtscharaktere durch die Arbeitsteilung der Geschlechter bedingt und in der Zucht verstärkt worden sind. Dadurch, daß der Kulturmann der Frau den Kampf ums Dasein in seinen wesentlichsten Stadien abgenommen und sie auf die Tätigkeit im Hause beschränkt hat, kam sie nicht mehr in demselben Maße mit dem harten Kausalitätsgesetz, mit dem es der kämpfende Mann fortwährend zu tun hat, in Berührung und wurde daher auch von den bösen Folgen einer Nichtbeachtung des Kausalitätsgesetzes vom Manne mehr geschützt. Dadurch hat sich das weibliche Geschlecht im Kulturleben im Verlaufe vieler Generationen angewöhnt, das harte Kausalitätsgesetz und die Gefahren, welche sich aus der Nichtbeachtung desselben ergeben, nicht so zu beachten wie der Mann. Das ist auch die Hauptursache des schwächeren logischen Denkens bei dem Kulturweibe. Aber gerade die bisexuelle Vererbung läßt nur einen verminderten Grad der Züchtung dieser Charaktere zu, nicht aber einen absoluten Mangel, wie besonders Weininger, unlogisch mit sich selbst, behauptet.

Da die talentierte Anlage allseitig beim weiblichen Geschlecht zugegeben wird, so muß das Vorkommen der genialen Anlage bei entsprechend günstiger Blutmischung für das weibliche Geschlecht ganz ebenso zugegeben werden, wie beim männlichen Geschlecht und das ist auch zweifellos der Fall. Wenn sich aus dieser gar nicht seltenen genialen Anlage bisher ein wirkliches weibliches Genie nicht häufig entwickelt hat, so ist dies eben teils in der bisher geltenden Arbeitsteilung, teils

[1]) Bleibtreu, Die Vertreter des Jahrhunderts.

Digitized by Google

in der damit zusammenhängenden Erziehung begründet. Dort, wo die äußeren und inneren Verhältnisse der Erziehung und des Milieus der Entwicklung der genialen Anlage günstig waren, wie dies z. B. da und dort auf dem Herrscherthrone der Fall gewesen ist, sehen wir auch die geniale Knospe zur Blume sich entwickeln. In dieser Kunst kommt ihnen dann auch ihr angeborenes größeres Taktgefühl sehr zustatten, wodurch solche weibliche Genies auf dem Herrscherthrone größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Es ist auffallend, sagt Roscher, daß sich unter der geringen Zahl regierender Königinnen verhältnismäßig so viele große Herrscherinnen finden. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß ausgezeichnete Frauen oft stärker im Gefühle des Ganzen sind als die Männer, und daß eben dieses Gefühl eine Haupteigenschaft des guten Regenten bildet.

Besonders auf dem Gebiete jener Kunst, die ganz Gefühl ist — der Religion — hat das Talent und Genie der Frau von jeher eine wichtige Rolle gespielt. Wenn auch hier die geniale Höhe eines Buddha und Paulus niemals erreicht wurde, so haben doch zahlreiche talentierte und geniale Frauen auf diesem Gebiete, wenn auch mehr im stillen, eine künstlerische Tätigkeit entwickelt, deren Einfluß auf die Kulturentwicklung und Züchtung dieses künstlerischen Gefühls sicher nicht unterschätzt werden darf.

Auf dem Gebiete der sekundären Künste dagegen haben es die Frauen bisher selten über das Talent gebracht und höchstens sich auf technischem Gebiete als geniale Virtuosen hervorgetan. Am meisten von allen Künsten hat sich das weibliche Talent in den bildenden Künsten betätigt. Besonders die Malerei hat sehr viele hervorragende weibliche Talente aufzuweisen. Die beste Zusammenstellung derselben habe ich in A. Hirsch: „Die Frau in der bildenden Kunst“[1]) gefunden. Aber gerade in dieser Kunst kann man am besten sehen, daß dem weiblichen Geiste das Eindringen in das Wesen der Sache sehr schwer wird und wenn den hervorragendsten Künstlerinnen wie Angelika Kaufmann und Madame Vigée-Lebrun dies dann und wann gelungen ist, so kann man doch im allgemeinen deutlich sehen, daß die Virtuosität überwiegt und daß die schwächste Seite der weiblichen Genies auch in der Malerei die Komposition und das tiefere Erfassen des Charakteristischen ist. Auch hier sind die genial beanlagten Frauen häufig groß im Kleinen und klein im Großen, wie man dies auch in allen übrigen sekundären Künsten und auch im Leben der Frauen fast regelmäßig beobachten kann. Darum wählen sie auch mit Vorliebe das Genre die Miniaturmalerei und das Stilleben, wo es eben mehr auf die Virtuosität ankommt. Beim Porträt gelingen den weiblichen Künstlern wieder am besten Frauen und Kinder, wo das Erfassen der Charakterzüge nicht so schwer ist wie beim Manne. Interessant ist bei der Naturgeschichte der weiblichen Talente in der Malerei, daß die Entwicklung derselben mehr als bei den männlichen Talenten von der spezifischen Erbschaftsmasse der zunächst vorausgegangenen Generationen und auch vom künstlerischen Milieu und der Erziehung abhängig ist, was eben mit der größeren Unselbständigkeit des weiblichen Intellektes in Zusammen-

[1]) Hirsch, Die Frau als Künstlerin. S. 295, 371, 461.

Digitized by Google

hang steht. Fast alle Künstlerinnen in der Malerei sind Töchter oder Frauen von Malern. Das größere Bedürfnis der Frau, sich anzuschmiegen und leiten zu lassen, bringt es mit sich, daß es selbst genial beanlagten Frauen selten gelingt, von der Schule sich frei zu machen und ihre eigenen künstlerischen Wege zu gehen, d. h. wirklich originell zu werden.

Am auffallendsten ist, daß die Frauen bisher in einem Kunstgebiete, von welchem man glauben sollte, daß es so recht eigentlich ihre künstlerische Domäne sein sollte, nichts Produktives geleistet haben — nämlich in der Musik. Weininger führt diese auffallende Tatsache auf den Mangel an konstruktiver Phantasie zurück und ich glaube auch, daß das die Hauptursache ist. Die Schwierigkeiten der Komposition sind hier größer als auf anderen Gebieten der sekundären Künste und so sehr diese Kunst die Frauen anzieht und ihnen hier gewiß nie etwas im Wege stand, sich produktiv zu betätigen, so sind sie doch über das Virtuosentum und einige sehr mäßig talentierte Anläufe im Komponieren nicht hinausgekommen. Hier kann man nicht von einem künstlichen Hindernis sprechen, im Gegenteil, man hat die weiblichen musikalischen Talente stets eher poussiert als gehemmt, wie das ja überhaupt überall in allen Künsten der Fall war, wo sich echtes Frauentalent zeigte. Wie wurde z. B. Angelika Kaufmann angestaunt und unterstützt, und Giebl sagt im allgemeinen von den weiblichen Kunstproduktionen: „Es genügte, daß ein Werk von weiblicher Hand war, um schon um dessentwillen gepriesen zu werden." Der Erfolg der Sängerinnen, sagt Adele Gerhart, hat im Verlaufe des 17. Jahrhunderts der Frau jede Gelegenheit der theoretisch-musikalischen Ausbildung eröffnet. Unzulängliche Vorbildung kann also nicht in der Komposition als Grund für die minderwertige weibliche Leistung angeführt werden.

Bei der Beurteilung der Fähigkeit der Frau, dem Manne auf dem Gebiete der Züchtung des Talentes und Genies Konkurrenz zu machen, scheint mir aber ein Faktor, der nicht unwichtig ist, häufig übersehen zu werden. Die Kunst hat von jeher, als immer von Männern ausgeübt, einen ausgesprochenen männlichen Charakter. Besonders ist dies in den gesunden Zeiten einer Kunstepoche der Fall. In Degenerationszeiten, wo die sexuellen Zwischenformen gerade unter den Künstlern häufiger werden und die natürlichen Kontraste der Geschlechter sich mehr abschwächen, verlieren auch die künstlerischen Produkte den ausgesprochen männlichen Charakter und erhalten einen mehr femininen Charakter. Aber selbst in Degenerationszeiten bildet der männliche Charakter der Kunst durchwegs noch den Gradmesser der Schätzung bei beiden Geschlechtern. Nun kann aber die Frau, wie man deutlich sehen kann, niemals ihren Geschlechtscharakter in ihren künstlerischen Leistungen ganz verleugnen und ihre Kunst wird daher den vorwiegend femininen Charakter auch dann beibehalten, wenn bei den weiblichen Künstlern die sexuellen Zwischenformen mehr überhand nehmen. So können wir sehen, daß z. B. bei den weiblichen Talenten in der Malerei die Form stets den Inhalt überwiegt und daß auch die Form immer mehr den graziösen, feinen, zarten Geschmack, wie er dem Frauencharakter entspricht, aufweisen wird. Dies können wir am besten an den beiden bedeutendsten

Digitized by Google

Malerinnen, der Angelika Kaufmann und der Lebrun, beobachten. Die Kunst beider hat einen ausgesprochenen femininen Zug. Damit eine solche feminine Kunst mit der männlichen in der Gunst der Geschlechter konkurrieren kann, muß schon durch die ganze Zeit ein femininer Charakterzug gehen, das heißt, es muß eine Annäherung der Geschlechter in ihren natürlichen Kontrasten vorhanden sein, was, wie wir aus der Naturgeschichte der Kulturmenschheit sehen können, im allgemeinen nur in den Degenerationszeiten einer Kaste, eines Volkes der Fall ist. Diejenigen weiblichen Talente, denen es wirklich gelingt, ihren Kunstprodukten einen männlichen Charakter zu verleihen, wie z. B. die George Sand, haben auch in ihrem ganzen körperlichen und geistigen Wesen etwas ausgesprochen Männliches an sich und gehören unzweifelhaft zu den sexuellen Zwischenformen. Weininger sagt diesbezüglich: „Das echte Weib hat gar kein Bedürfnis und dementsprechend auch gar keine Fähigkeit zu einer Emanzipation. Alle wirklich nach Emanzipation strebenden, alle mit einem gewissen Recht berühmten und geistig irgendwie hervorragenden Frauen weisen stets zahlreiche männliche Züge auf und es sind an ihnen dem schärferen Blicke auch immer anatomisch männliche Charaktere ein körperlich dem Manne angenähertes Aussehen. Nur den vorgerückteren sexuellen Zwischenformen entstammen daher die Emanzipierten und die sogenannten genialen Frauen."

Weininger verallgemeinert hier wiederum die Charaktere, wie sie das weibliche Talent in Degenerationszeiten regelmäßig an sich trägt, für alle Zeiten. Wir kennen genug hervorragend talentierte Frauen aus gesunden Zeiten der Kulturvölker, welche alle Charaktere der echten Frau in erhöhtem Grade aufzuweisen hatten und weder körperlich noch geistig etwas Männliches an sich hatten.

Dieses häufigere, ja gerade epidemische Auftreten sexueller Zwischenformen in gewissen Zeiten, wodurch die Kontraste der Geschlechter gemildert werden und die Emanzipationsbestrebungen der Frauen erst ihre naturgeschichtliche Basis erhalten, hat stets, wie bemerkt, seine Begründung in der Degeneration der Familien der oberen Kasten. Sie wird somatisch hervorgerufen durch eine körperliche und geistige konstitutionelle Veränderung, besonders des Nervensystems und durch disharmonische und pathologische erbliche Zustände desselben. Dadurch wird im Verlaufe von Generationen endlich auch die Harmonie des Geschlechtslebens gestört und die in jedem Geschlechte stets vorhandenen aber latenten Geschlechtscharaktere des entgegengesetzten Geschlechtes kommen dann dadurch mehr zur Erscheinung und Entwicklung, als dies in gesunden Zeiten der Fall ist. Die Periodizität und damit die Naturgesetzlichkeit dieser Erscheinung im Kulturleben der Völker ist bereits von Prof. Dr. Lorenz betont worden, ohne daß er freilich auf den Zusammenhang derselben mit den Degenerationsperioden hingewiesen hätte, was doch schon Aristoteles getan hat. Lorenz sagt: „Auch die Erscheinungen, die man heute mit den Namen Frauenemanzipation nicht eben treffend bezeichnet, vermöchte wohl kein Kenner vergangener Kulturzustände als eine in allen einzelnen Teilen neue Sache zu betrachten. Namentlich ist der Antrieb der Frauen, sich der gelehrten Bildung ihrer Zeit zu bemächtigen, im 16. Jahrhundert ganz ebenso groß gewesen, wie

Digitized by Google

im 19. Jahrhundert. Wenn man die Ursachen dieser im Wechsel der Zeiten sich ganz regelmäßig wiederholenden Erscheinung erforscht, so ist doch unzweifelhaft, daß mindestens einen mächtigen Anteil daran jene Bewegungen haben müssen, die in den persönlichen Eigenschaften eben der nach der sogenannten Emanzipation in ihren verschiedenen Formen und Zeiten strebenden Frauen selbst begründet waren. Indem also die Frauenfrage im Wechsel der Zeiten bald mehr bald weniger hervortritt, beweist sie für die aufeinander folgenden Geschlechter eine gewisse Wiederkehr frauenhafter Eigenschaften, die in gewissen Epochen unzweifelhaft weit mehr von männischer Art sind, als in anderen, wo in denselben Zügen geradezu etwas Häßliches erblickt worden ist[1])."

Alles dies zusammengefaßt können wir also die Möglichkeit der weiblichen Talent- und Geniezüchtung nicht bestreiten, müssen aber zugeben, daß die weiblichen Talente und Genies unter den jetzigen Verhältnissen der künstlerischen Erbschaftsmasse der Geschlechter die Höhe der Züchtung des männlichen Talentes und Genies im Durchschnitt nicht erreichen können. Der Grund dafür liegt darin, daß in der weiblichen Erbschaftsmasse einige wichtige, zur Hochzucht der Talente und Genies nötige Charaktere schwächer entwickelt sind, als dies beim gesunden Manne in der Regel der Fall ist. Wenn wir auch zugeben müssen, daß diese Charaktermängel im Verlaufe von vielen Generationen, während welcher sich auch das weibliche Geschlecht am Kampfe ums Dasein stärker beteiligen würde, sich bessern könnten, so würde diese Umänderung nicht nur sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, sie könnte auch zweifellos eine gewisse Grenze aus biologischen Gründen niemals ganz überschreiten, so daß ein Unterschied in der männlichen und weiblichen Talentzüchtung stets zu konstatieren sein würde. Die Veränderung in der Arbeitsteilung bezüglich der Konkurrenz in der Züchtung des Talentes und Genies und des Kampfes ums Dasein muß aber vor allem eine Veränderung im gegenseitigen Verhältnis der beiden Geschlechter mit der Zeit zur Folge haben. Schon der Umstand, daß das weibliche Talent und Genie sich nur unter den gleichen Erziehungs- und Milieuverhältnissen und unter der ebenso scharfen Peitsche der Konkurrenz, wie dies beim Manne der Fall ist, hochgezüchtet werden könnte, muß diese Veränderung bedingen.

Das bisherige Verhalten des männlichen Geschlechtes gegen die Konkurrenz einzelner seltener weiblicher Talenterscheinungen kann für die Beurteilung dieser Frage in der Zukunft nicht herangezogen werden, da das weibliche Talent und Genie bisher gleichsam hors concurs entstanden und auch im Konkurrenzkampfe als solches nicht vollwertig in Rechnung gezogen wurde. Mit der ausgesprochenen Absicht der Konkurrenz des weiblichen Talentes auf allen Gebieten der Künste und Wissenschaften und dem dadurch noch mehr erschwerten Kampf ums Dasein für das männliche Talent, müssen sich die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern unzweifelhaft in ungünstiger Richtung zu verschieben beginnen. Damit kommen wir zur zweiten biologisch wichtigeren Frage, ob es für die Kulturmenschheit wirklich von Nutzen ist, wenn sich das weibliche Geschlecht an der Züchtung

[1]) Lorenz, Lehrbuch der Genealogie, S. 54.

Digitized by Google

des Talentes oder Genies beteiligt, oder ob nicht voraussichtlich der daraus resultierende biologische Schaden größer ist als der Nutzen?

ad. 2. Das Talent und Genie sind die mächtigsten Faktoren im Kulturleben der Menschheit und der Auf- und Niedergang einer Kaste, eines Volkes hängt wesentlich mit der quantitativen und qualitativen Züchtung der talentierten und genialen Familien zusammen. Je mehr ein Volk von diesem Kraftfaktor züchtet, je mehr primäre und sekundäre Talente und Genies ihm jeweilig zur Verfügung stehen, eine desto siegreichere und maßgebendere Rolle wird es im Kampfe ums Dasein der Völker spielen, desto tonangebender wird es auch im friedlichen Wettkampf der sekundären Künste sich erweisen. Von diesem Standpunkte aus müßte jede Steigerung der Produktion der Talente und Genies, wie sie ja anfangs sicher eintreten müßte, wenn sich auch das weibliche Geschlecht an derselben mit seiner ganzen Kraft direkt beteiligen würde, als ein Vorteil für eine Kaste, für ein Volk bezeichnet werden. Merkwürdig ist es nun, daß, da das Talent und Genie bei den Völkern stets geschätzt wurde, die Möglichkeit der Produktion des Talentes von Seite des weiblichen Geschlechtes schon im Mythus anerkannt wurde und durch einzelne Erscheinungen in den verschiedensten Künsten in der Kulturgeschichte der Menschheit sich fortwährend dokumentierte, bisher noch kein Kulturvolk auf den Gedanken gekommen ist, diese Züchtung des weiblichen Talentes ordentlich in Angriff zu nehmen. Die einzelnen schüchternen Versuche hiervon haben, obwohl sie stets in einer hierfür günstigen Zeit, wo nämlich das männliche Talent in beginnender Degeneration begriffen war, unternommen wurden, niemals, selbst bei dem weiblichen Geschlechte, eine dem großen Zwecke entsprechende Beteiligung und Förderung erfahren und keinen dauernden Erfolg aufzuweisen gehabt. Ich glaube, die Ursache dieser merkwürdigen Tatsache liegt darin, daß nicht nur die Völker und Kasten, sondern vor allem das weibliche Geschlecht im großen und ganzen selbst stets instinktiv gefühlt hat, daß ein solcher Versuch der Veränderung der bisherigen Arbeitsteilung nur zum Schaden des weiblichen Geschlechtes und damit auch der Kulturmenschheit ausschlagen müßte, oder wenigstens der Schaden sicher größer wäre, als der damit zu erzielende Nutzen. Es läßt sich heute an der Hand der gereifteren Ansichten über die biologischen Gesetze der Entwicklung der Kulturmenschheit leicht nachweisen, daß dieses instinktive Gefühl des echten Weibes das richtige war.

Obwohl sich bei einer solchen tiefgreifenden, alle bisherigen politischen, wirtschaftlichen und biologischen Verhältnisse der Geschlechter umstürzenden Veränderung die Wirkung derselben weder in bezug auf den zu erhoffenden Nutzen oder Schaden auch nur einigermaßen mit Sicherheit feststellen läßt, so wird es doch genügen, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, welche bei dieser Streitfrage bisher nicht genügend gewürdigt wurden und die allein genügen dürften, um die biologische Gefährlichkeit dieses Experimentes in das richtige Licht zu stellen. Es ist dies vor allem die Schädigung ja Hemmung der Hochzucht desjenigen Teiles der Erbschaftsmasse der menschlichen Kulturmenschheit, welche bisher vorwiegend Aufgabe des weiblichen Geschlechts war und auch vorwiegend von dieser Seite her vererbt wurde, nämlich der Hochzucht der Sphäre des feineren Ge-

Digitized by Google

fühlslebens. Wie wir heute wissen, hängt die Hochzucht dieser für die Kulturmenschheit so wichtigen Erbschaftsmasse mit der feineren Züchtung gewisser sekundärer Geschlechtscharaktere, besonders aber mit der Hochzucht des mütterlichen Gefühls zusammen. Diese Gefühle konnten durch das weibliche Geschlecht nach der bisherigen Arbeitsteilung unbehindert vom Toben des Kampfes ums Dasein, geschützt vom Manne und der Nahrungssorgen enthoben, besonders in den oberen besser situierten Ständen durch fortwährende Uebung und Steigerung in dem Verlaufe der Generationen hochgezüchtet und durch Inzucht fixiert und vererbt werden. Die Gefühlsseite des männlichen Geschlechtes müßte durch den fortwährenden scharfen, rücksichtslosen Kampf ums Dasein, wo die absolute Feindschaft die Regel ist, längst eine viel intensivere Abhärtung und Abstumpfung erfahren haben, wenn nicht fortwährend durch die mütterliche Erbschaftsmasse und Erziehung dieser Abstumpfung entgegengewirkt und die feineren zivilisatorischen und künstlerischen Gefühle nicht auch beim Manne durch die mütterliche Vererbung fortwährend aufgefrischt und lebendig erhalten würden. So groß ist in dieser Richtung diese stille aber unendlich wichtige zivilisatorische Arbeit des weiblichen Geschlechtes, daß trotzdem der Kampf ums Dasein durch die Zunahme der Bevölkerung und die gesteigerten Ansprüche der Kultur ein immer intensiverer und schärferer geworden ist, die Erbschaftsmasse der feineren Gefühle im männlichen Geschlechte nicht abgenommen hat, ja man sich im sonst rücksichtslosen Kampfe der Geister immer mehr bestrebt hat, demselben humanere Formen zu geben. Noch viele andere Fortschritte auf dem Gebiete des feineren Geschmackes und der höheren zivilisatorischen Bildung sind unzweifelhafte Produkte der Wirksamkeit der vom Kampfe ums Dasein ungestörten Hochzucht des feineren menschlichen Gefühlslebens durch das echte Weib, welche, wie jede richtige Arbeit des weiblichen Geschlechtes, um so wichtiger und hochzuschätzender ist, je weniger davon gesprochen wird. Ja, gewöhnlich sehen wir sogar, daß solche zivilisatorische Fortschritte der Humanität auf das Konto der Intelligenz, also auf Konto der Wirksamkeit des männlichen Intellektes allein gesetzt werden, während uns doch die Erfahrung in der Geschichte und im täglichen Leben lehrt, daß hohe Intelligenz ohne wahre Herzensbildung nichts Wesentliches auf dem Gebiete der Humanität zu leisten imstande ist. Gerade auf diesem so wichtigen Züchtungsgebiete der feineren Gefühlsseite müßte aber eine starke Veränderung eintreten von dem Zeitpunkte an, da das weibliche Geschlecht häufiger die Arena des harten, rücksichtslosen Kampfes ums Dasein betreten und an der Konkurrenz der männlichen Talente sich beteiligen würde.

In dieser Arena des Kampfes ums Dasein ist nämlich der Besitz eines feineren Gefühls geradezu ein Hemmnis des Erfolges und muß daher die Hochzucht dieses Charakters eher unterdrückt als gefördert werden. In dem Wettkampf der Talente ist die schärfste Waffe der Verstand, und eine Frau, welche an diesem Agon erfolgreich sich beteiligen will, muß sich also auch die Hochzucht dieser Waffe angelegen sein lassen und darum das eher hemmende feinere Gefühlsleben unterdrücken. Wenn auch der Rückgang in der Zucht des feineren Gefühls-

Digitized by Google

lebens durch die stärkere Beteiligung der Frau an dem Kampfe ums Dasein ein langsamer wäre, da der größere Teil des Volkes anfangs noch bei den alten Sitten und bei der bisherigen Arbeitsteilung bliebe, so ist doch wichtig zu bemerken, daß diese Abnahme des feineren Gefühlskapitals gerade bei jenen Familien und Ständen am stärksten zur Erscheinung kommen müßte, welchen bisher die feinere Hochzucht dieser Gefühle obgelegen hat, das sind eben die Familien der oberen und mittleren Stände, aus denen sich ja meist die Frauen rekrutieren, welche in die Arena des Kampfes ums Dasein hinabsteigen und an dem Agon der Talente sich beteiligen. Würden diese Züchtungsverhältnisse durch viele Generationen andauern, so müßte also eine starke Abnahme in der Hochzucht des feineren Gefühlslebens beim weiblichen Geschlechte dieser Stände die unausbleibliche Folge sein. Dadurch würde aber auch die Qualität der Talentzüchtung nicht nur des weiblichen, sondern auch des männlichen besonders in jenen Künsten, wo die Erbschaftsmasse des Gefühls eine große Rolle spielt, eine Schädigung erleiden. Besonders würde diese Abnahme der Qualität bei den schönen Künsten zu bemerken sein, wo eben die Erbschaft der Gefühle in der künstlerischen Betätigung von so großer Bedeutung ist. Auf den Beweis für diese Annahme brauchen wir nicht erst zu warten und ist dies keine bloße Theorie. Wir können an allen Ständen sowohl als an Völkern, bei denen infolge des besonders scharfen Kampfes ums Dasein, oder aus anderen biologischen Gründen das weibliche Geschlecht an der Hochzüchtung der feineren Gefühle gehindert wurde, bemerken, daß unter diesen Umständen besonders die Züchtung der sekundären Talente und Genies gehemmt, ja geradezu verhindert wird. Ich erinnere hier nur an den auffallenden Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen den Spartanern und Athenern, wo doch sonst Abstammung, Klima und Milieu sehr ähnlich waren, geherrscht hat.

Wäre diese voraussichtliche biologische Schädigung der so wichtigen künstlerischen Erbschaftsmasse allein schon genügend, um vor der Aenderung der bisherigen Methode der Arbeitsteilung der Geschlechter abzuschrecken, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese Aenderung noch eine Wirkung haben würde, deren Schaden für das Kulturleben der Menschheit ganz unabsehbar wäre. Es ist dies das unter solchen Verhältnissen ebenfalls häufiger eintretende Aussterben auch der weiblichen Linie der talentierten und genialen Familien. Wie ich in No. 12 des IV. Jahrg. dieser Zeitschrift „Ueber das Aussterben der männlichen Linien des Talentes und Genies" nachgewiesen habe, ist es ein Naturgesetz, daß bei der bisherigen Arbeitsteilung in bezug auf die Talentzüchtung die männlichen Linien der talentierten und genialen Familien früher oder später aussterben, die weiblichen Linien aber fast regelmäßig am Leben bleiben, wodurch die Konstanz der Talentzüchtung erhalten und die Arbeit der Kulturmenschheit bedeutend erleichtert wird.

Die Hauptursache dieser Erscheinung ist, wie wir gesehen haben, darin zu suchen, daß das weibliche Geschlecht den schädlichen Folgen des harten Kampfes ums Dasein mehr entrückt ist, wodurch die ganze Lebensführung desselben im Durchschnitt eine weit naturgemäßere bleiben konnte und ferner darin, daß das weibliche Geschlecht bisher

Digitized by Google

vor dem Mißbrauch einer Ueberanstrengung des wichtigsten Organs — des Gehirns — wodurch eben die männlichen Linien der oberen talentierteren Stände im Verlaufe der Generationen hauptsächlich ihre deletäre Schädigung erleiden, mehr verschont geblieben ist. Wenn aber nun das weibliche Geschlecht ebenfalls in die Arena des Kampfes ums Dasein hinabsteigen wollte, so würde es natürlich auch den Gefahren dieses Kampfes und vor allem dem durch den verschärften Agon gesteigerten Mißbrauch des Gehirns ausgesetzt sein und dadurch körperlich und geistig ebenso geschädigt werden, wie wir dies bei den männlichen Linien der talentierten und genialen Familien konstatieren konnten. Ja, diese Schädigung des Gehirns durch Mißbrauch desselben (Ueberanstrengung) müßte hier noch schärfer zum Ausdruck kommen, als das weibliche Gehirn nicht jene Anpassung an die Schädlichkeit ererbt erhält, wie dies beim männlichen Gehirn bis zu einem gewissen Grade sicher heute bereits der Fall ist. Wir haben auch in jenem angezogenen Artikel gesehen, daß die Kraft der Geschlechtsdrüsen ebenfalls durch den Mißbrauch des vikarierenden Organs, des Gehirns, am meisten geschädigt wird, und dies als eine Mitursache des Aussterbens der männlichen Linien erkannt. Bei der viel größeren Empfindlichkeit der weiblichen Geschlechtssphäre müßte diese vikarierende Schädigung der geschlechtlichen Reproduktionskraft noch auffallender zur Erscheinung kommen. Das ist nun auch wirklich der Fall. Die Nachforschungen nach der Deszendenz der weiblichen Talente und Genies bestätigen, daß dieselbe noch schneller ausstirbt, als dies bei den männlichen Linien der Fall ist. Ja, wir können sehen, daß sich in bezug auf Ehe und Deszendenz schon das weibliche Talent ebenso abnorm verhält, wie dies sonst nur beim männlichen Genie der Fall ist. Während sich das männliche Talent in bezug auf die Ehe ganz normal verhält und Kinderlosigkeit sehr selten ist, sehen wir schon das weibliche Talent meist unverheiratet, oder wenn verheiratet, eine auffallend schwache Deszendenz und diese Deszendenz scheint dem Aussterben viel schneller zu erliegen, als dies beim männlichen Talente der Fall ist. Freilich ist die Zahl der Beobachtungen, bei der bisherigen kleinen Menge von weiblichen Talenten, über deren Nachkommen wir Nachrichten haben, eine zu unbedeutende, um darauf sichere Schlüsse ziehen zu können.

Dagegen bietet uns aber Amerika, wo in den oberen Ständen die weibliche Talentzüchtung durch mehrere Generationen bereits im Gange ist, eine Statistik im großen, welche die Aufmerksamkeit der Anhänger der Frauenemanzipation im hohen Grade verdient. Es sind auch hier keine Einzelnbeweise für das rasche Aussterben der Deszendenz des weiblichen Talentes vorhanden, wohl aber über den auffallenden Nachlaß der geschlechtlichen Reproduktionskraft in jenen Ständen, aus denen sich die amerikanischen weiblichen Talente vorzugsweise rekrutieren. Es sind dies nämlich vorzugsweise die wohlhabenderen Familien, welche bereits seit mehreren Generationen im Lande leben. Nach Münsterberg[1]) haben die Neger in Amerika 17,4 Geburtsüberschuß mehr als Todesfälle auf 1000 Personen. Bei den im Lande geborenen Kindern eingewanderter Eltern schwillt der Ueber-

[1]) Münsterberg, Die Amerikaner, II. B., 291.

Digitized by Google

schuß auf 45,6 (meist arme Leute), wogegen der Geburtsüberschuß der Familien, wo die Eltern schon in Amerika geboren (meist auch wohlhabende Familien, deren Töchter sich an der weiblichen Talentzüchtung beteiligen und alle Berufe des Mannes anstreben) auf 3,8 sinkt. In denjenigen Staaten, wo die Frauenbewegung und die weibliche Talentzüchtung am stärksten ist, erreicht bei den oberen wohlhabenden Familien die Zahl der Geburten weitaus nicht mehr die Zahl der Todesfälle, sondern bleibt um 10,4 pro Mille hinter der Geburtszahl zurück, während bei den von den armen Eingewanderten abstammenden Familien in diesen Staaten der Geburtsüberschuß 58,5 beträgt. Wir haben hier in großen Zahlen ein erschreckendes Bild des langsamen Aussterbens einer ganzen Reihe von talentierten Familien der besseren Stände vor uns, wie dies bei uns in diesem Maße nicht einmal in Frankreich der Fall ist. Wenn auch wie in Europa die immer häufiger werdende Abneigung der Frauen der oberen Stände gegen die Schwangerschaft und die Aufzucht der Kinder die Zahl derselben an und für sich verringert, so ist dieses Mißverhältnis der Geburtszahl bei den amerikanischen oberen Ständen doch ein zu auffallendes, um alles nur auf künstliche Verhütung schieben zu können. Wir müssen hier schon einen wirklichen Mangel an geschlechtlicher Reproduktionskraft, also eine Neigung zur Unfruchtbarkeit bei den Frauen der amerikanischen oberen Stände annehmen und werden nicht fehlgehen, wenn wir dies besonders bei jenen Familien voraussetzen, deren Töchter sich an der weiblichen Talentzüchtung in hervorragender Weise beteiligen.

Würden nun aber neben den männlichen Linien der talentierten Familien auch die weiblichen stets in kurzer Zeit aussterben, so wäre der biologische Schaden ein viel größerer, als dies bei der jetzigen Arbeitsteilung der Fall ist. Nicht nur, daß die Konstanz der Talentzüchtung dadurch fortwährend leichter abreißt und von neuem begonnen werden muß, es würde durch das Aussterben der weiblichen Linien der talentierten Familien auch das künstlerische Erbschaftskapital eine bedeutende Verringerung erleiden und das Aufsteigen der talentierten Familien aus dem Volke sehr verlangsamt und erschwert werden, wogegen dies bei der jetzigen Arbeitsteilung gerade durch das fast konstante am-Leben-bleiben der weiblichen Linien der talentierten Familien und das Hineinheiraten derselben in die aufstrebenden talentierten Familien der Aufstieg bedeutend beschleunigt und erleichtert wird.

Wir haben also konstatieren können, daß die Aenderung der bisherigen Arbeitsteilung auf dem Gebiete der Talentzüchtung, wie sie durch die Emanzipation angestrebt wird, ihre biologischen Gefahren mit sich bringt, deren Schaden voraussichtlich größer sein dürfte als der zu erwartende Nutzen. Doch darf darum nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden und dieses Urteil auf alle Bestrebungen der heutigen Frauenbewegung angewendet werden.

Die bisherige Arbeitsteilung der Geschlechter hat zweifellos auch ihre starken Schattenseiten und es ist ein großes Verdienst der heutigen Frauenbewegung, auf diese biologischen Schäden hingewiesen und die Notwendigkeit der Abstellung derselben dargetan zu haben. Sehr wichtig erscheint mir die Aufhellung eines dunklen Fleckes in unserem

Digitized by Google

Geschlechtsleben, um den sich besonders die amerikanische Schriftstellerin Parkin Stetson[1]) verdient gemacht hat. Sie hebt in ihrer Arbeit über das Verhältnis der beiden Geschlechter hervor, daß eben durch die extreme und ausschließliche Züchtung des Gefühlslebens im Verlaufe der vielen Generationen geradezu eine übermäßige geschlechtliche Belastung des weiblichen Organismus eingetreten ist, welche das ganze moderne und soziale wirtschaftliche Leben der Kulturmenschheit in falsche Bahnen zu leiten droht. Durch diese extreme einseitige Züchtung ist die Geschlechtsliebe, abgesehen von den damit verbundenen disharmonischen somatischen Folgen, keine goldene Himmelsflamme mehr, wie sie die Dichter häufig besungen, sondern sie wurde ein so vehementer Trieb, daß dadurch für die Kulturmenschheit in dieser Form mehr Qual als Freude erwächst, eine dämonische Macht, welche dem Feuer gleicht, welches wohl wärmt, aber auch verbrennt.

Diese extreme, bereits an das Pathologische grenzende Hochzucht der geschlechtlichen Gefühle macht sich dann in Degenerationszeiten einerseits durch zahlreiche Morde und Selbstmorde aus unglücklicher Liebe, andererseits durch einen völligen Umschlag der natürlichen gegenseitigen Geschlechtsgefühle in den Kontrast durch perverse Richtungen des Geschlechtstriebes und auffallenden Haß der Geschlechter geltend.

Diese Uebelstände des Geschlechtsverhältnisses, wie sie sich heute als scheinbar alleinige Folge der Arbeitsteilung der Geschlechter in bezug auf die Talentzüchtung ergeben haben, liegen aber nicht eigentlich im Wesen dieser Arbeitsteilung, sondern vielmehr im Mißbrauch derselben, ebenso wie die schädlichen Folgen einer Kulturepoche gewöhnlich nicht in der Kultur selbst, sondern im Mißbrauch der Kulturfortschritte von Seite der Menschen liegen. Wie es nun nicht notwendig ist, von einem Stadium der Ueberkultur in den Naturzustand überzuspringen, wie es Rousseau vorschlug, sondern es besser ist, die Auswüchse des unnatürlichen Kulturlebens zu beschneiden und die Vorteile des gesunden Kulturlebens beizubehalten, so glaube ich, ist auch in dieser sehr wichtigen biologischen Frage der Frauenemanzipation die Reform der grundstürzenden Revolution vorzuziehen. Gerade heute, wo wir uns immer mehr angewöhnen, naturwissenschaftlich zu denken und zu handeln und in die Gesetze der Züchtung der Charaktere und Gefühle mehr Einsicht haben als frühere Generationen, sollen wir es uns wohl überlegen, an einer solchen wichtigen Erbschaftsmasse, wie es die Hochzucht des weiblichen Gefühles ist, gefährliche Experimente zu machen. Auch sollten wir doch ernstlich bedenken, daß bereits organisch gewordene Charaktere, eine auf Naturgesetze basierte Arbeitsteilung und deren durch Generationen fest fixierte Anpassungen nicht durch Parlamentsbeschlüsse und Frauenrechtsversammlungen im Handumdrehen geändert werden können, sondern daß dazu körperliche und geistige Veränderungen und Anpassungen notwendig sind, welche wiederum erst das Resultat einer durch Generationen dauernden Züchtung sein können. Wollen wir nicht auf die so wichtige weibliche Hochzucht der Gefühle des feineren künstlerischen Geschmacks und Taktgefühls, deren Abschwächung

[1]) Parkin Stetson, Mann und Weib.

Digitized by Google

trotz aller Fortschritte der Wissenschaften einen Rückschritt zur Barbarei bedeuten würde — verzichten, so müssen wir die bisherige Arbeitsteilung in bezug auf die menschliche Talentzüchtung beibehalten. Das Weib darf, soll es seiner Kulturaufgabe, die heilige Flamme des feineren Gefühlslebens stetig zu unterhalten, gerecht werden, nicht dem häuslichen Herde, wo eben die Quelle dieser heiligen Flamme ist, entfremdet und in den harten Kampf ums Dasein gestoßen werden.

Wir Europäer sind übrigens hier in der günstigen Lage, bei der Lösung dieser Frage uns bereits die Erfahrungen der Amerikaner, bei denen die Frauen-Emanzipationsbewegung viel energischer betrieben wird und bereits lange im Gange ist, zunutze zu machen. Amerika ist seit einigen Generationen schon ein großes Versuchsfeld für die Aenderung der Arbeitsteilung bei der Züchtung des Talentes und Genies und können wir also dort, wenn auch noch nicht zu einem abschließenden Urteil, — da dazu noch die Zeit des Experimentes zu kurz ist — doch eher zu einer praktischen Beurteilung der Frage kommen. In allen Kolonien nämlich, wo anfangs stets Frauenmangel herrscht, gelingt es der Frau von vorneherein, ihre wirtschaftlich abhängige Stellung dem Manne gegenüber günstiger zu gestalten. Auch verlangen es die oft primitiven Kulturzustände, daß die Frau sich unter solchen Verhältnissen mehr am Kampfe ums Dasein beteiligt. Der Boden für eine Frauen-Emanzipationsbewegung ist hier schon darum günstiger, als wir es in Kolonien selten mit so fest fixierten Sitten und Gebräuchen, an denen die Frau vom Hause aus mehr hängt, zu tun haben. Münsterberg sagt nun in seinem ausgezeichneten Werk über die Amerikaner betreffs der Folgen des Anteils der Frauen der oberen Stände an der Talentzüchtung: „Kurz, gleichviel von welcher Seite wir es betrachten, der Selbstbehauptungsgeist der Frau hebt die Frau, aber drückt die Familie herab, vervollkommt das Individuum, aber schlägt die Gesellschaft, macht die Amerikanerin vielleicht zur feinsten Blüte der Kulturmenschheit, aber erweckt gleichzeitig die ernstesten Gefahren für die physische Fortpflanzung des amerikanischen Volkes."

Und über den Einfluß der Frau bezüglich ihrer Beteiligung an der Arbeit der sekundären Künste als ausübende Künstlerin und maßgebenden Faktor in der Kritik, wie die Frau ja diesbezüglich in Amerika schon lange den bestimmendsten Ausschlag gibt, sagt er: „Es bleibt nun einmal dabei, daß in der Seele der Frau die Tendenz besteht, den gesamten Bewußtseinsinhalt zu einer Einheit zu verschmelzen, während der Mann unabhängige Vorstellungsgruppen leichter getrennt hält. Jede der beiden Seelenanlagen hat ihre Vorzüge und ihre Fehler. Das unmittelbare Ergebnis des weiblichen Seelentypus sind der Takt und das ästhetische Gefühl der Frau, ihr sicherer Instinkt, ihr Enthusiasmus, ihre Sympathie, ihre Reinheit; aber dem entspricht auf der anderen Seite ihr Mangel an logischer Konsequenz, ihre Tendenz zu überhastender Verallgemeinerung, ihre Unterschätzung des Abstrakten und des Abwesenden, ihre Neigung, dem Gefühl und der Gemütsbewegung zu folgen. Selbst diese Fehler und Schwächen können das häusliche Leben verschönern, können unserer sozialen Umgebung neue Reize verleihen und das harte scharfe Leben des Mannes mildern, aber sie verleihen nicht die Kraft, die öffentlichen Kulturpflichten ohne die

Digitized by Google

härtere Logik des Mannes zu erfüllen. Wird die gesunde nationale Geisteskultur verweiblicht, so muß sie schließlich kraftlos bleiben und ohne entscheidenden Einfluß auf den Fortschritt der Welt."

Wenn wir zum Schlusse noch einen Vergleich zwischen Amerikanerin und Europäerin machen, so fällt derselbe trotz allem äußeren Schein nicht zugunsten der Amerikanerin aus. Das wissen auch die Amerikanerinnen sehr gut, wenn sie es auch nicht gerne zugeben und oft auf die „Europäische Sklavin" stolz herabsehen. Zweifellos ist die emanzipierte Amerikanerin gescheiter, gelehrter, aber trotz aller Lobpreisungen Münsterbergs kann man deutlich sehen, daß es bereits zu einer disharmonischen Verschiebung zwischen Verstand und Gemüt bei der amerikanischen Frau gekommen ist. Bei der Amerikanerin überwiegt vielfach heute schon der Verstand das Gemüt, während bei der gesunden Europäerin stets das Gemüt den Verstand überwiegt, oder wenigstens mit demselben in schönster Harmonie entwickelt ist. In diesem Gleichmaß der Züchtung der intellektuellen Sphären beim weiblichen Geschlecht liegt aber gerade das Geheimnis, daß die Frau in vielen Dingen vernünftiger urteilt als der Mann, der sein vernünftiges Denken zu viel von der Reflexion des Verstandes beeinflussen läßt. Fichte sagt: „Man kann sagen, der Mann muß sich erst vernünftig machen, aber das Weib (natürlich das gesunde, nicht das degenerierte) ist schon von Natur aus mehr vernünftig."

Wenn wir uns die Frauen jener Zeiten und Kulturepochen, in welchen sie den größten Einfluß auf die Männer ausgeübt und die größte geistige Macht in Händen hatten, genauer ansehen und ihre Briefe und Memoiren studieren, so können wir sehen, daß sie diesen Einfluß weniger ihren Talenten, ihrem Verstande, als ihrem feinen Gefühl und Geschmack und dem hochentwickelten Taktgefühl, kurz, gerade jenen Charakteren und Gefühlen verdankten, deren Hochzucht und Entwicklung am meisten unter der heute angestrebten Veränderung der Arbeitsteilung der Geschlechter mit der Zeit leiden müßte. Diese Kontraste in der Zucht der weiblichen sekundären geistigen Geschlechtscharaktere sind es eben, welche neben den körperlichen Kontrasten die größte Anziehung auf das männliche Geschlecht stets ausgeübt haben. Von jeher ist die große Rolle aufgefallen, welche das weibliche Geschlecht als Mutter, Gelehrte, Frau oder Freundin auf die Entwicklung und die künstlerische Tätigkeit des männlichen Talentes und Genies ausgeübt hat. Besonders die anregende und beratende Freundin und Geliebte spielt in den Biographien der Genies eine wichtige Rolle. Wir können aber auch sehen, daß dieses günstige harmonische Verhältnis gerade auf diesen geschlechtlichen Kontrast in der Züchtung der beiden wichtigsten Faktoren im Geistesleben der Menschheit beruht, in der Anziehung und gegenseitigen Ergänzung, eben in der Verschiedenheit der Zucht des Intellektes und Gefühls der beiden Geschlechter. Das männliche Talent und Genie bedarf bei seiner Beratung nicht so sehr des Intellektes der Frau als vielmehr ihres sicheren Taktgefühls, ihres angeborenen feinen Geschmackes. Daß der höhere Verstand, nach dem die Frauen heute streben, überhaupt kein Charakter ist, der die Männer besonders anzieht und den sie als Ergänzung ihres eigenen Charakters im Weibe suchen, hat schon

Digitized by Google

Goethe hervorgehoben. Er sagt zu Eckermann: „Pah! als ob die Liebe etwas mit dem Verstande zu tun hätte. Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kapricen und Gott weiß was alles Unaussprechliche sonst; aber wir lieben nicht ihren Verstand. Ihren Verstand achten wir, wenn er glänzend ist und ein Mädchen kann dadurch in unseren Augen unendlich an Wert gewinnen. Auch mag der Verstand gut sein, uns zu fesseln, wenn wir bereits lieben; allein der Verstand ist nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken."

Aber man könnte Goethe in dieser Frage als veraltet, als nicht mehr kompetent gelten lassen. Daher zitiere ich hier das Urteil eines ganz modernen Genies. Nietzsche, dem man wahrlich nicht nachsagen kann, daß er vor irgend einer Umwertung bisher in Schätzung gestandener Werte der europäischen Kulturmenschheit zurückgeschreckt ist, blieb, was die Arbeitsteilung der Geschlechter in bezug auf die Talentzüchtung betrifft, hier vollständig beim Alten stehen. Er sagt über die heutige Frauenbewegung: „Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe maskulinische Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib — das immer ein kluges Weib ist — von Grund aus zu schämen hätte."

„Emanzipation des Weibes — das ist der Instinkthaß des mißratenen, das heißt gebäruntüchtigen Weibes gegen das wohlgeratene — der Kampf gegen den »Mann« ist immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie sich hinaufheben, als »Weib an sich«, als »höheres Weib«, als »Idealistin« von Weib, das allgemeine Rangniveau des Weibes herunterbringen: kein sicheres Mittel dazu als Gymnasialbildung, Hosen und politische Stimmvieh-Rechte. Im Grunde sind die Emanzipierten die Anarchisten in der Welt des »Ewig-Weiblichen«, die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinkt Rache ist. . . . ."

„Man kann in den drei oder vier zivilisierten Ländern Europas aus den Frauen durch einige Jahrhunderte von Erziehung alles machen, was man will, selbst Männer, freilich nicht im geschlechtlichen Sinne, aber doch in jedem andern Sinne. Sie werden unter einer solchen Einwirkung einmal alle männlichen Tugenden und Stärken angenommen haben, dabei allerdings auch deren Schwächen und Laster mit in den Kauf nehmen müssen: so viel, wie gesagt, kann man erzwingen. Aber wie werden wir den dadurch herbeigeführten Zwischenzustand aushalten, welcher vielleicht selber ein paar Jahrhunderte dauern kann, während deren die weiblichen Narrheiten und Ungerechtigkeiten, ihr uraltes Angebinde, noch die Uebermacht über alles Hinzugewonnene, Angelernte behaupten? Diese Zeit wird es sein, in welcher der Zorn den eigentlich männlichen Affekt ausmacht, der Zorn darüber, daß alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen der alten Sitte sich selber lächerlich geworden und jeder Beziehung außer der Sitte zu stehen bestrebt sind. Hatten nämlich die Frauen ihre größte Macht in der Sitte, wonach werden

Digitized by Google

sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?"

Aber bei Urteilen über die Frage der weiblichen Talentzüchtung werden die Ansichten der Männer bei den Frauen stets dem Verdachte der interessierten Subjektivität unterliegen. Es ist daher notwendig, hier auch die Meinung einer Frau zu erwähnen, welche in dieser Frage vielleicht das kompetenteste Urteil abzugeben in der Lage war, da sie nicht nur selbst eine der genialsten Frauen war, sondern auch in ihrem persönlichen Schicksal die beste Gelegenheit hatte, die Vor- und Nachteile der weiblichen Talentzüchtung zu erproben. Es ist dies das Urteil der Madame de Stael. Sie sagt: Die Frauen sind nicht dazu bestimmt, die Laufbahn der Männer zu erwählen; warum mit ihnen ringen, warum eine Eifersucht bei ihnen erwecken, so verschieden von derjenigen, welche die Liebe einflößt! Eine Frau soll nichts ihr eigen nennen und ihre Lebensfreude nur in demjenigen finden, den sie liebt[1]).

Und als eine Engländerin, mächtig ergriffen von „Korinna", zur Frau von Stael eilte, sich ihr zu Füßen warf und sie anflehte, sie als Dienerin oder Famulus mitzunehmen, um auch die Stufe des Talentes erklimmen zu können, machte ihr die Baronin sehr gütige aber entschiedene Vorstellungen über die Torheit ihrer Wünsche: „Sie glauben vielleicht", sagte sie, „daß es ein beneidenswertes Los ist, Europa zu durchreisen und alles zu sehen, was es an Schönem und Seltenem in der Welt gibt; aber die häuslichen Freuden sind dauernder; das häusliche Glück gewährt größeres Glück, als irgendwelcher Ruhm geben kann. Sie haben einen Vater, ich habe keinen, Sie haben eine Heimat — ich wurde zum Reisen gezwungen, weil ich aus der meinigen vertrieben wurde. Seien Sie zufrieden mit Ihrem Lose; wenn Sie das meinige wirklich kennen würden, würden Sie es nicht mehr wünschenswert finden."

Am meisten wird von den Verteidigern der Emanzipation und der höheren Ausbildung des Intellektes bei der Frau stets darauf Wert gelegt, daß solche Frauen als Mütter ganz besonders geeignet seien, männliche Talente und Genies heranzuziehen. Wir können aber aus den Biographien fast aller hervorragender Männer sehen, daß die Verstandesbildung der Mutter auf das erzieherische Resultat junger Talente von ganz geringem Einfluß ist, daß dagegen alle Talente und Genies den Gefühlsschatz, den sie bei ihrer Mutter fanden, außerordentlich zu schätzen wußten. Daraus ergibt sich auch das ganz auffallend gute Verhältnis, welches fast regelmäßig zwischen der Mutter und einem genialen Sohne herrscht, welches selbst dann vorhanden ist, wenn die Mutter sonst „ungebildet" ist. Aber dafür, daß hohe talentierte Begabung bei verminderter Gefühlsanlage, also gleiche oder ähnliche Polarisation bei Mutter und Sohn, sich eher abstoßen als anziehen, dafür haben wir ein sehr eklatantes Beispiel in der Naturgeschichte des Genies, welches allein genügt, um den Glauben an einen besondern Nutzen einer geistig sehr talentierten Mutter auf die Erziehung stark abzuschwächen.

[1]) Biennerhasset, Frau von Stael I, S. 168.

Digitized by Google

Der fast einzig dastehende Fall, daß zwischen einem genialen Sohn und einer Mutter ein unerquickliches Verhältnis gewaltet hat, ist uns von Schopenhauer und seiner Mutter berichtet. Nun war die Mutter Schopenhauers eine unzweifelhaft sehr gescheite Frau und wie ihre Romane beweisen, ein ausgesprochen literarisches Talent. Aber ebenso unzweifelhaft war ihre Gefühlsseite nach der „lex parsimoniae naturae" mangelhaft entwickelt und sicher kann man aus ihrer Biographie[1]) erkennen, daß es gerade der Mangel an dieser Erbschaftsmasse ist, welcher zu dem unerquicklichen Verhältnis zwischen Sohn und Mutter am meisten beigetragen hat. Auch an der genialen Produktion des Philosophen ist der Mangel an dieser wichtigsten mütterlichen Erbschaftsmasse der warmen Gefühlsseite und des unharmonischen Ueberwiegens des kalten Verstandes auffallend. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich dem übertriebenen und oft sehr ungerechten Urteile Schopenhauers über die Frauen diesen tiefempfundenen Mangel der mütterlichen Erbschaftsmasse zuschreibe, da wir ja stets, wie gesagt, beobachten, daß selbst ungebildete, aber in ihrer Erbschaftsmasse der Gefühle vollwertige Mütter von den genialen Söhnen hochgeachtet und an dieser Hochschätzung der Mutter das ganze weibliche Geschlecht partizipiert. Gerade an dem Schopenhauerischen Fall kann man am besten sehen, daß die Hochzucht des Intellektes allein das Verhältnis der Geschlechter nicht verbessert, sondern eher verschlechtert. Der kalte Verstand wirkt eben sehr häufig eher trennend, während das warme Herz stets zu vereinen strebt.

Aber etwas anderes kann man auch noch an diesem Beispiel sehen, wie sehr nämlich die Konkurrenz auf dem Züchtungsgebiete des Talentes das Verhältnis der Geschlechter, sogar das zwischen Mutter und Sohn, zu vergällen imstande ist. Als Schopenhauer sein erstes Werk, die philosophische Abhandlung „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" seiner Mutter, die damals durch ihre Schriften schon berühmt war, überreichte, sagte sie spöttisch: die vierfache Wurzel — das wird wohl etwas für den Apotheker sein. Schopenhauer, durch diesen Spott verletzt, entgegnet, man werde seine Arbeiten noch lesen, wenn von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken werde. Schlagfertig erwiderte die Mutter: Von den Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein. Bekanntermaßen behielt anfangs die Mutter recht und das mag nicht wenig dazu beigetragen haben, das an und für sich schlechte Verhältnis zwischen Sohn und Mutter noch zu verschlimmern. Heute wissen wir, daß schließlich doch der Sohn recht behalten hat.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften würde das Vorwiegen des Verstandeslebens bei beiden Geschlechtern das natürliche Verhältnis derselben zueinander zu stören imstande sein, noch mehr müßte das natürlich auf dem Gebiete der Politik der Fall sein. Diese Gefahr scheinen übrigens sogar die Amerikaner, welche sonst in dieser Frage wenig Scharfsinn entwickeln, geahnt zu haben.

---

[1]) Frost, Johanna Schopenhauer.

Digitized by Google

Was die Erfolge anbelangt, welche mit dem Versuche der weiblichen Talentzüchtung erzielt werden können, so werden dieselben besonders anfangs nicht fehlen. Wenn auch die hochgespannten Erwartungen aus biologischen Gründen nicht erfüllt werden können, so zeigt doch die weibliche Talentzüchtung in Amerika, daß der Fleiß und die Ausdauer, mit dem das weibliche Geschlecht dort dieses Ziel verfolgt, ganz respektable Talente hervorzubringen imstande ist. Aber gerade in diesen anfänglichen Erfolgen liegt die Gefahr, da sie zum Beharren auf der beschrittenen Bahn ermuntern und den großen biologischen Schaden, der sich erst später und allmählich einstellen wird, schwerer erkennen lassen.

Doch ich bin überzeugt, daß das richtige instinktive Gefühl, welches ja stets im Geistesleben des europäischen Kulturweibes eine so ausschlaggebende Rolle gespielt hat, dasselbe auch in dieser wichtigen Frage richtiger leiten wird, als dies der reflektierende Verstand und alle graue Theorie zu tun imstande sind. Auch in der Zukunft wird das weibliche Geschlecht so klug sein, den besseren, aber weniger ins Auge fallenden Anteil an der Züchtung des menschlichen Talentes und Genies zu wählen und wird sich mit dem stillen Ruhme begnügen, als Mutter die talentierten und genialen Männer zu gebären und zu erziehen, als Gattin, Freundin und Geliebte dieselben zur künstlerischen Produktion anzuregen und zu beraten und das Streben nach der Unsterblichkeit und dem zwar auffallenderen, aber dafür auch viel gefährlicheren öffentlichen Ruhme des Talentes und Genies wie bisher dem männlichen Geschlecht zu überlassen. Schon der geniale Sohn sorgt ja auch für die Unsterblichkeit seiner Mutter und so lange sein Ruhm währt, so lange wird sich die Menschheit auch dankbar seiner Mutter erinnern. Gibt es einen schönern Ruhmestitel als denjenigen, welchen Weber, der Dreizehnlinden-Dichter, seiner Mutter aufs Grab setzte: Gerecht, mild, offen, ohne Falsch, voll Rat und Weisheit, unermüdlich stark und ohne Furcht im Leiden, voll Mut und Geduld, die sorgsamste liebevollste Mutter — so war sie. Sie ist gestorben — aber sie lebt![1])

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so kommen wir zu folgendem Schlußresultat. Die heutige Frauenemanzipation ist keine künstlich gemachte Bewegung, sondern sie hat ihre biologische Begründung teils in einer beginnenden Degeneration der oberen Kasten und in dem damit zusammenhängenden Sinken der männlichen Autorität und des Vaterrechtes, teils in offenkundigen Schäden des heutigen ehelichen und wirtschaftlichen Lebens. Der Nutzen dieser Bewegung liegt hauptsächlich in der angestrebten Beseitigung dieser Schäden, vor allem aber in der Bekämpfung der ausgearteten geschlechtlichen Zuchtwahl — der sogenannten Kaufehe — wie sie leider heute fast durchwegs in Europa herrschend geworden ist. Kurz, in der Herbeiführung natürlicher Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern. Dies muß natürlich Hand in Hand gehen mit gewissen Aenderungen auf sozial-wirtschaftlichen Gebieten, aber ohne daß dadurch die Hauptaufgabe der Frau — die Hüterin und Züchterin des menschlichen Gefühlsschatzes zu sein — geschädigt würde. Der biologische Schaden

[1]) Schwering, Friedr. Wilhelm Weber sein Leben und seine Werke.

Digitized by Google

dieser Bewegung wird aber unfehlbar eintreten, wenn dieselbe an den Grundpfeilern der menschlichen Talentzüchtung rüttelt, die bisherige Arbeitsteilung in der Produktion des Talentes und Genies zu ändern und dem Manne auf diesem Gebiete und im Kampfe ums Dasein stärker Konkurrenz zu machen beginnt.

Die Arena des weiblichen Talentes und Genies muß auch in Zukunft, soll die europäische Kultur nicht von ihrer Höhe herabsinken, das vom Manne geschützte Haus sein. Dabei bleibt das Weib doch die erhabenste Künstlerin, denn wie eine echte Frau richtig sagt: das höchste Kunstwerk, was wir Frauen hervorbringen können, bleibt doch immer ein gesundes, liebes Kind. Auch erblüht ihr dabei die edelste Poesie und die wahrste Lebenskunst, denn die Freude an dem Kinde, die Sorge um dasselbe ist und bleibt — wie Schillers Gattin schön bemerkt — die nie versiegende Quelle der Poesie der echten Frau und ihr höchstes Lebensglück.

Die Germanen in Spanien.

Dr. Ludwig Woltmann.

Den anthropologischen und ideellen Spuren der germanischen Stämme in den romanischen Ländern nachzugehen, ist eine ebenso schwierige wie reizvolle Aufgabe. Bisher hat man wohl die Meinung gehabt, daß in die Staatseinrichtungen und in die Sprachen der Romanen germanische Elemente eingedrungen sind; man gibt auch zu, daß die entartete Römerwelt durch die germanische Rasse aufgefrischt oder verjüngt wurde, ohne freilich näher darüber nachzudenken, wie eine solche Auffrischung und Verjüngung physiologisch vor sich geht; aber daß die geistige Wiedergeburt dieser Völker den Germanen verdankt wird, und daß die meisten ihrer genialen Männer von ihnen abstammen, diese Erkenntnis will sich nur langsam Bahn brechen, und ihre Anerkennung begegnet den sonderbarsten Vorurteilen, die der Unwissenheit und nicht selten dem mangelnden Willen zur Wahrheit entspringen.

In meinen Untersuchungen über „Die Germanen und die Renaissance in Italien" habe ich den Nachweis geführt, daß die Wiedergeburt dieses Volkes aus den anthropologischen Wurzeln der germanischen Rasse entsprungen ist, und daß die überwiegende Mehrzahl der großen Italiener dem blonden Typus angehört haben. In meiner demnächst erscheinenden Schrift über „Die Germanen in Frankreich" werde ich den gleichen Nachweis für den Einfluß der germanischen Einwanderer auf die Geschichte und Kultur des französischen Volkes erbringen und im besonderen zeigen, daß der feudale Adel und die Troubadourpoesie germanischen Ursprungs ist und daß die meisten großen Franzosen blond gewesen sind, wie Rabelais, Pascal, Molière, Corneille, Montaigne, Laplace, Cuvier, Goujon, J. L. David, Berlioz, Gounod usw. An Italien und Frankreich reiht sich nun Spanien, und wenn wir in allen drei Ländern dieselben Kräfte wirksam sehen,

Digitized by Google

dürfte die Germanentheorie so sicher begründet sein, daß an ihrer Wahrheit nicht mehr gezweifelt werden kann[1]).

Was die Rassengeschichte Spaniens anbetrifft, so ist der Grundstock der Bevölkerung dem mediterranen Typus zuzuschreiben. Während im Südwesten Negerblut zugeströmt ist, finden wir im Nordosten und an der östlichen Küste eine Beimischung des alpinen Typus, wodurch der Schädelindex des sonst langköpfigen Iberers etwas erhöht wird. Der Einfall der Araber hat die anthropologische Struktur des Volkes nicht verändert, da diese ebenfalls dem mediterranen Typus angehören, denselben sogar in reinerer und unvermischterer Form zeigen als die Durchschnittsspanier. Die blonden Elemente sitzen vornehmlich im Norden, in Galizien, Asturien, Leon, Navarra und Kastilien. Sie stammen wohl nur in verschwindender Anzahl von den alten blonden Galliern her, die sich einst mit den Iberern zu dem keltiberischen Stamme vereinigten, sondern sind fast alle als Nachkommen der eingewanderten Germanen zu betrachten, namentlich der Goten und Sueven. Da für Italien und Frankreich das Aussterben der Blonden in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches nachgewiesen werden kann, dürfte ein ähnlicher Vorgang auch in Spanien stattgefunden haben. Dazu kommt, daß die gegenwärtige Verteilung der Blonden mit den historisch nachweisbaren wichtigsten Gebieten der germanischen Ansiedlung übereinstimmt.

Die Eroberung Spaniens durch die Germanen vollzog sich im fünften Jahrhundert. Zuerst wurde das Land von den Vandalen besetzt, und nachdem diese nach Afrika fortgezogen waren, wurde der Nordwesten durch die Sueven erobert und von Südfrankreich her schließlich ganz Spanien der westgotischen Herrschaft unterworfen. Im Jahre 585 wurden die Sueven besiegt, und 620 schreibt Isidor in seiner Chronik von dem König Suintila: „Er zuerst herrschte über ganz Spanien bis zur Meerenge, die an den Ozean führt, was bis dahin keinem Könige zuteil geworden war."

Die Goten nahmen bei der Landverteilung zwei Drittel des Bodens der Römer in Besitz. Schon unter Eurich hatten sie ein geschriebenes Recht, das aber nicht erhalten ist; die Römer erhielten im Jahre 506 ein besonderes Gesetzbuch, das Breviarium Alaricianum oder Lex Romana Visigothorum. Beide Gesetzbücher wurden später zu einem allgemeinen Landrecht verschmolzen, das in seinen Grundlagen durchaus germanisch ist und bis ins späte Mittelalter Geltung behielt. Unter Rekiswinth wurde das Eheverbot zwischen Römern und Goten aufgehoben. Doch unterschied man auch nach diesem Gesetz noch genau einseitige und zweiseitige gotische und römische Abstammung[2]).

Schon früh bildete sich bei den spanischen Goten ein mächtiger Feudaladel aus, der schnell der Romanisierung anheimfiel. Die Vermischung mit den entarteten Römern und die immer mehr zunehmende

[1]) Ich veröffentliche hiermit einen kleinen Abschnitt aus dem Schlußkapitel meines neuen Buches über „Die Germanen in Frankreich". Dasselbe wird im Laufe des November im Verlag von Eugen Diederichs (Jena-Leipzig) erscheinen und mit 60 Bildnissen berühmter Franzosen geschmückt sein.

[2]) F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Bd. I, S. 448.

Digitized by Google

Priesterherrschaft, Verweichlichung und Ueppigkeit schwächten das Volk so sehr, daß es von den eindringenden Arabern besiegt wurde. Von Asturien und Kantabrien aus, wo die edelsten Familien hingeflüchtet waren, begann dann ein heldenhafter Kampf um die Freiheit und die Wiedereroberung des verlorenen Landes. In diesen Kämpfen zeichneten sich namentlich Pelayo, später der Cid Don Rodrigo und der Ritter Gonzales aus. Von dem alten westgotischen Reich bis zu der Neubegründung des spanischen Staates läßt sich deutlich eine anthropologische und historische Kontinuität feststellen. Die gotische Abstammung der spanischen Könige von Pelayo bis zu Ferdinand I., dem Großen, ist deutlich nachweisbar. Pelayo war ein Verwandter, vielleicht ein Enkel des letzten Königs Roderich. Ihm folgte sein Sohn Favila. Dann begann eine neue Dynastie mit Alonso I, dem Sohn des Petrus von Kantabrien, der aus dem königlichen Geschlechte Reccareds stammte. Es folgten Fruela I., Aurelio, Silo, Alonso II., Ramiro, Ordoño I., Alfonso III., Carcias, der sich zuerst König von Leon nannte. Die Königreiche Asturien und Leon, sowie die von den Franken begründete spanische Mark mit der Grafschaft Barcelona, deren erster Graf Bera ein Gote war, bildeten die Anfänge der kastilischen Herrschaft, aus welcher später der spanische Staat hervorgewachsen ist. Der gotische Adel erfuhr in diesen Kämpfen gegen die Araber eine Verjüngung und behauptete sich als sozial herrschende Schicht, nicht nur politisch, sondern auch kulturell, bis in die neuere Zeit. Jedoch kann heute nur noch eine geringe Anzahl von Familien sich gotischer Abstammung rühmen.

In den spanischen Romanzen spiegeln sich die politischen Schicksale der Goten und ihre Kämpfe gegen die Mauren in poetischer Erinnerung wieder, die Heldentaten Roderichs, Pelayos, Gonzales' und namentlich des großen Cid. Der Cid (arabisch: Seid = Herr) hieß Ruy Diaz aus dem alten edlen Haus der Laynn oder Lainez, eines kastilischen Rittergeschlechts aus der Nähe von Burgos. Er wird auch mit germanischer Bezeichnung „Campeador" genannt, d. h. Kämpe, Kämpfer. Sein Familienname Laynn oder Lainez entspricht dem germanischen Lan und seinen Ableitungen (Lanigais, Lanigild, Lanuald, Laneard, deutsch: Lahn, Lehning, Lehner, Lenner, Leiner), und er würde demnach auf deutsch Roderich Dietrich Leinitz heißen.

Ueber sein Aeußeres lesen wir in den Cid-Romanzen, daß er hochgewachsen war, helle Augen und rote Wangen hatte.

„Hochgewachsen wie kein anderer."

„Seine Wangen lieblich rot,
Wunderschön von Angesicht."

„Balsamieret ward sein Leichnam,
Frisch und schön, als ob er lebte,
Saß er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart."

Seiner Gattin Ximenes aus dem edlen Hause Gomez (grm. Gomo, dsch. Gomm) werden blonde Haare zugeschrieben:

„Und die Haare, die dem Golde
Dämpften seiner Farbe Glanz."

Digitized by Google

Da die mittelalterliche Poesie Spaniens so offenkundig in der altgotischen Kraft und Vergangenheit wurzelt, ist es nicht zu verwundern, wenn wir hier, wie in Italien und Frankreich, den germanischen Rassetypus, die goldenen Haare, die rosigen Wangen, die hellen Augen und die schneeweiße Haut als Kennzeichen des Adels und als Ideal der Schönheit wiederfinden, von den Romanzen bis zur Poesie der spanischen Minnesänger und zu Cervantes' Don Quixote.

Aus dem letzteren Werke möchte ich einige Porträtschilderungen mitteilen, welche die hier ausgesprochene Ansicht bekräftigen. Die „unvergleichliche" Dulcinea von Tobosa ist von „übermenschlicher Schönheit, ihre Locken sind Gold, ihre Stirn elysische Gefilde, ihre Brauen Regenbogen, ihre Augen Sonne, Rosen ihre Wangen, ihre Lippen Korallen, Perlen ihre Zähne, ihr Hals Alabaster, Marmor ihre Brust, Elfenbein ihre Hände, blendend wie Schnee ihre weiße Haut". — Lucinde hat „schöne weiße Hände, herrlich glänzende goldene Locken", — Dorothea hat Füße wie „weiße Kristallsäulen" und lange Locken wallten ihr um die Schultern, „welche von den Strahlen der Sonne beneidet zu werden verdienten". — Von Quiteria heißt es: „Ach die kleine Metze! Was für Haare sie hat! Wenn's nicht falsche sind, so habe ich nie in meinem Leben so lange und so goldene gesehen." — Die Herzogin hat ein „feines Gesicht" und Wangen wie lauter Milch und Blut. — Der Sohn des Don Diego von la Llana hat ein Haar, das ihm „in krausen goldenen Ringeln um den Nacken wallte". — Chryrostorno, der Sohn eines reichen Edelmannes, ist „wie Milch und Blut". — Die Schäferinnen haben ein Haar, das „an Goldglanz mit den Strahlen der Sonne wetteifern konnte". Selbst der Araberin Zoraide wird ein liebliches Rot der Wangen zuerteilt.

Don Quixote selbst ist von sehr langer und dürrer Gestalt, sein Gesicht ist hager und blaßgelb. Sein Knappe Sancho Panza ist dagegen klein und untersetzt, dessen Frau Therese hat eine braune Gesichtsfarbe. Cervantes nennt seinen Helden einen „Goten", überhaupt kommt es in seinem Werk deutlich zum Ausdruck, daß der spanische Adel seine gotische Abstammung nie vergessen hat. Die Duenna Rodriguez rühmt sich, „aus Oviedo in Asturien gebürtig" zu sein. Ihren Geliebten schildert sie als einen Mann von ansehnlicher Erscheinung „und vor allen Dingen ein Edelmann so gut wie der König, denn er stammte aus dem Gebirge". Darunter ist das asturische und kantabrische Gebirge verstanden, wohin die bei Xeres de la Frontera besiegten Goten, namentlich die edlen Familien, sich flüchteten, die sich nicht unterwerfen wollten.

Solche kunst- und literar-historischen Untersuchungen bezeugen, einen wie bedeutsamen Einfluß die eingewanderten Germanen auf die geistige Entwicklung der romanischen Völker ausgeübt haben und bestätigen damit die Auffassung, die aus anthropologischen und historischen Gründen schon früher ausgesprochen wurde.

Auch die philologischen Untersuchungen über die Orts- und Personennamen weisen deutlich auf tiefgehende germanische Einflüsse hin. Nach den Untersuchungen von Dr. Jungfer gibt es in Spanien eine Fülle von Ortsbezeichnungen, die von gotischen oder suevischen Personennamen herrühren, und zwar nicht nur am Nordrand der Halbinsel, sondern auch in allen übrigen Landschaften, ein-

Digitized by Google

schließlich Andalusiens und der Balearen, deren Gehöfte und Weiler größtenteils germanische Namen führen. Durch Latinisierung, Einfluß baskischer und maurischer Aussprache wurden viele so sehr abgeändert, daß sie nur schwer wieder zu erkennen sind und von der Bevölkerung ihnen ein anderer Sinn untergelegt wurde. Angeführt mögen werden: Guitiriz = Wietrich, Sesnandes = Sisenand, Guioncho = Wigung, Coyunces = Kunigund, Arrual = Harald, Besomaño = Bazemann, Estubeny = Stübing, Quartango = Wertungen, Guillonge = Willungen. „Das Ueberwiegen kleiner und kleinster Ortschaften, Weiler und Gehöfte unter den deutsch benannten, nebst zahlreichen Flur- und Bachnamen weist auf den bäuerlichen, anderseits der deutsche Name vieler alten Schlösser und Warttürme auf den kriegerischen Charakter der germanischen Eroberer hin. Die mittelalterlichen germanischen Personennamen Spaniens und Portugals übertreffen nach Meyer-Lübke an Zahl alle übrigen; dasselbe gilt wahrscheinlich von den deutsch-spanischen Ortsnamen. Das offene Land ist in Kastilien, Arogonien usw. von den Mauren wenig beeinflußt, wie die deutschen Namen zeigen, entgegen der häufigen Ueberschätzung des arabischen Einflusses im mittelalterlichen Spanien, die so weit geht, daß der ritterliche Zug im spanischen Charakter als orientalisches Erbteil bezeichnet wird, während Cervantes seinen Helden im sechsten der einleitenden Sonette, um ihn zu ehren, Godo Quichote nennt. Wenn Justi als wesentliches Merkmal der spanischen Kunst einen Zug des Ernstes, der Wahrhaftigkeit hervorhebt, so sieht er darin schwerlich ein arabisches Erbe, und nirgends in der romanischen Dichtung fühlen wir den Pulsschlag germanischen Blutes so lebhaft wie bei Calderon oder gar bei Cervantes[1]."

Von den zahlreichen spanischen Personennamen germanischen Ursprungs seien einige bekanntere genannt, wie Gomez, Diaz, Guzman, Suero, Suarez, Sancho, Garcias, Gutierez, Moniz, Ferdinando, Rodrigo, Gongales, Egas, Ramon, Bermudo, Dominguez, Alfonso oder Alonso, Alvarez, Bermuy, Mundiz, Luiz, Tellez, Guillen, Velez, Perez, Mendez, Ginez, Gil, Muñoz, Blanco, Pardo, Laso, Garcilaso, Simo, Moron usw.[2]). Unter den berühmten Spaniern tragen Namen germanischen Ursprungs Velasquez, Murillo, Bartollomeo Diaz, Vasco de Gama, Luiz Vaz de Comoës. Velasquez ist analog Gannascus, Bernasco, doch war des Malers eigentlicher Familienname Rodriguez (= Roderich), während jener der Name seiner Mutter war. Murillo ist grm. Morilo, dsch. Morell, Mörle; Vaz ist grm. Vazzo, dsch. Watz, Wetz; Diaz = Dietz, Dieterich; Vasco entspricht nach Wilser dem nordischen vaskr = Recke. Der im Spanischen so häufig vorkommende Name Lope und Lopez (lateinisch Lupus) ist die Uebersetzung des germ. Vulfo, Wolf, ähnlich wie die Uebersetzung von Pera, Bera (Bär) = Ursus und seine Ableitungen Orsini, Orseoli, Ursulä. Lupus und Ursus wurden von den Römern nie als Namen gebraucht, sie treten im 3. und 4. Jahrhundert als Bischofsnamen auf und stammen offenbar von früh romanisierten Germanen her. Auch auf deutschem Gebiet

[1]) Deutsche Erde 1905, No. 2.

[2]) Altdeutsche Namen in spanischer Abänderung sind durch die Eroberung Amerikas auch in die neue Welt gebracht worden, so daß wir heute das sonderbare Schauspiel erleben, daß Indianer und Neger Namen tragen, die einst in den Wäldern Germaniens erklangen.

Digitized by Google

waren diese Uebersetzungen schon früh üblich; heute noch finden wir im Deutschen den Familiennamen Ursell = Bärlein.

Die bei vielen spanischen Namen vorkommende Endung -ez entspricht der altgerm. Verkleinerungssilbe -izzo, dsch. itz, wie in Döhnitz, Bonitz, Albitz und soll ursprünglich den Sohn bezeichnen. Aus diesen Bildungen sind vornehmlich die Familiennamen hervorgegangen.

Nach all diesen Erörterungen kann es nicht als Zufall angesehen werden, daß die meisten großen Spanier aus dem Adel hervorgegangen sind, in welchem das gotische und suevische Blut sich am meisten erhalten hatte. Camoëns stammte aus einem altadeligen galizischen Geschlecht, das wohl suevischer Herkunft war. Cervantes gehörte ebenfalls dem galizischen Adel an, und die adeligen Familien Calderons Lope de Vegas hatten, wie die des großen Cid, ihre Adelsitze in einem Tale bei Burgos, einer Gründung der Goten und Mittelpunkt ihrer Kämpfe gegen die Mauren. Velasquez entstammte einem kastilischen Rittergeschlecht, das seinen Stammbaum bis ins 11. Jahrhundert zurückführte und sich eines Ahnherrn rühmte, in dessen Adern das Blut eines gotischen Königs von Leon floß. Auch waren die großen Seeunternehmer Vasco de Gama, Bartollomeo Diaz, Cabral aus edlen Familien und Heinrich der Seefahrer, der zu den großen Entdeckungsreisen den ersten Anstoß gab, gehörte dem königlichen Geschlecht Portugals an, das burgundischer Herkunft war.

Dieser Abstammung entspricht auch der physische Typus der großen spanischen Genies. Nach den Bildnissen und biographischen Beschreibungen hatten Cervantes und Camoëns blonde Haare, blaue Augen und einen weißen Teint, der durch ein rosiges Rot belebt wurde. Während Cervantes die Gesichtszüge und den Schädel der nordischen Rasse in ebenmäßiger und edler Ausbildung besaß, hatte Camoëns' Kopf eine abnorme Gestalt, mit einer stark vorgewölbten Stirn, offenbar infolge hydrocephalischer Erkrankung. Ueber Lope di Vega und Calderon berichten die Biographen außer der Angabe über ihre Schönheit und vornehme Erscheinung auffallenderweise nichts. Ein Porträt des Lope befindet sich in der Eremitage zu Petersburg und zeigt edlen Gesichtsschnitt, schmale Stirn und lange Adlernase. Die Haare sind, wie mir der Oberkonservator Neustrojew mitteilte, ergraut weiß, und ihre ursprüngliche Farbe nicht sicher zu erkennen. Die Augen sind grau-bräunlich, die Gesichtsfarbe frisch-rot. Ein Porträt von Calderon kenne ich nur als Kupferstich; er hatte ebenfalls die Züge der nordischen Rasse, schmale Stirn und feingeschnittene Nase; das Pigment war vermutlich hell, zumal seine Mutter aus einem edlen flandrischen Geschlecht stammte. Velasquez war ein ähnlicher Mischtypus wie Ariosto und Goethe, er hatte eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge und den frisch-roten Teint der nordischen Rasse, aber schwarze Haare, braunen Bart und braune Augen. Murillo war ebenfalls von hoher Gestalt, hatte einen hellblonden Bart, dunkelblonde oder lichtbraune Haare und vermutlich blaue Augen, da ein Biograph bemerkt, daß er Molière sehr ähnlich gewesen sei. Villegas, der größte spanische Maler der Gegenwart, ist blond und blauäugig, und in einem Reisebericht von Feldmann heißt es: „Merkwürdig, daß es so viele germanisch-blonde Maler in Spanien gibt! Ich habe bei meinen Atelierwanderungen reichlich ein Dutzend aufgezeichnet."

Digitized by Google

Es braucht nicht betont zu werden, daß die Porträts, die Velasquez, van Dyck und andere von den Gliedern der spanischen Königsfamilie hinterlassen haben, den blonden Typus darstellen; darauf muß aber besonders hingewiesen werden, daß Spaniens größter Herrscherin, Isabella v. Castilien, von den Biographen heller Teint und hellblaue Augen zugeschrieben werden.

Mit der anthropologischen Struktur des spanischen Volkes hängt auch die Erscheinung ursächlich zusammen, daß die Bildung des spanischen Staats von Norden her ihren Ursprung nahm, daß die Familien der großen Spanier aus Galizien, Leon und Kastilien stammen und heute noch die nördlichen Provinzen, in einer Zeit des allgemeinen Niedergangs, am meisten Energie und Fortschritt erkennen lassen.

Seit zweiundeinhalb Jahrhunderten zeigt Spanien ein auffallendes Beispiel politischen und geistigen Stillstands oder Verfalls. Man hat für diese Erscheinung die verschiedensten Ursachen geltend gemacht. Die Herrschaft des katholischen Priestertums, die schon dem alten Gotenreich so verderblich war, lastet hemmend auf dem Geist der Nation; die Vertreibung der Araber und Juden hat sicherlich dem Lande viele fleißige Köpfe und Hände entzogen; aber alle diese Vorgänge haben den Genius der Rasse nicht berührt. Die tiefer liegende Ursache ist vielmehr das Aussterben der germanischen Herrenschicht, welche die Erzeugerin und Trägerin der politischen und geistigen Wiedergeburt war. Diese Rassenerschöpfung ist denselben Ursachen zuzuschreiben, die bei allen Kulturvölkern die geistig produktive Schicht dahinraffen, und die ich an anderer Stelle behandelt habe. Ob der Rest aktiver blonder Rasse, der dem Lande verblieben ist, imstande sein wird, es einer neuen Blüte entgegenzuführen, muß die Zukunft lehren.

Das Wesen des Irredentismus.

Dr. Franco Savorgnan.

Das heutige gesellschaftliche Leben Oesterreichs ist an politischen Erscheinungen sehr reich, weil in diesem Staate zahlreiche von den verschiedenartigsten Kräften bewegte soziale Gruppen um die Teilnahme an der Herrschaft kämpfen. Daß der Kampf sehr rege und mannigfaltig sein muß, ist klar, wenn man daran denkt, daß Oesterreich ein aus vielen Nationalitäten zusammengesetzter Staat ist. Daher auch die Fülle der den verschiedenartigen Interessen entsprechenden politischen Bestrebungen, unter welchen der Irredentismus der Italiener auch inbegriffen werden kann.

Diese politische Erscheinung ist in Oesterreich sehr wenig bekannt und jeder urteilt darüber nicht auf Grund einer nüchternen Betrachtung der Tatsachen, sondern vielmehr je nach der Stellung, welche die Partei, der er angehört, gegenüber der irredentischen Frage einnimmt. Vor kurzer Zeit hat der Minister des Inneren im Reichsrat den Irredentismus als „staatsgefährlich" bezeichnet, während viele ihn als jugendliche Schwärmerei überhitzter Köpfe betrachten, wie z. B. jene Geschworenen, die im Triester Bombenprozesse ihr Urteil fällten.

Digitized by Google

Aber solche mehr subjektive Betrachtungen verhelfen uns weder zur wissenschaftlichen Kenntnis einer politischen Strömung, noch zur Entdeckung jener Interessen, welche die Grundlage jeder politischen Erscheinung bilden. Ratzenhofer, der Begründer der wissenschaftlichen Politik, hat uns ermahnt, weder Lobsprüche noch Klagen auszusprechen, sondern ganz objektiv, wie der Astronom seine Sterne, die sozialen Erscheinungen zu beobachten. Darum kein Ausspruch über die Zweckmäßigkeit einer Bewegung, denn der beste und unfehlbarste Richter ist und bleibt immer die Geschichte; darum kein Streit über die Berechtigung einer politischen Erscheinung, welche als solche schon durch ihre Entstehung als existenzberechtigt erscheint. Indem wir also von solchen Grundsätzen den Ausgang nehmen, wollen wir nach den Ursachen des Irredentismus forschen, um uns womöglich über sein Wesen klar zu werden.

Der Irredentismus als politische Bewegung ist in Oesterreich erst seit dreißig Jahren zum Vorschein gekommen. Früher hat es wohl einige Triestiner und Istrianer gegeben, welche für die Befreiung Italiens kämpften, aber solche Fälle blieben immer eine individuelle Ausnahme, denn die Bevölkerung des Küstenlandes war österreichisch gesinnt und der Dynastie treu ergeben. Erst nach der Errichtung des italienischen Königreiches kann man die ersten Spuren irredentischer Bestrebungen bemerken. Warum erst dann und gerade in diesem Zeitpunkte? Ist es möglich, das bloß dem Zufall zuzuschreiben? Haben die beiden Tatsachen keine innige und kausale Beziehung?

Bis zum Jahre 1866, in welchem Venedig an das Königreich Italien abgetreten wurde, bildeten die Italiener des Küstenlandes und Dalmatiens mit ihren Sprachverwandten des Lombardo-Veneto ein nationales Ganzes, obwohl sie an den damaligen politischen Bewegungen keinen Anteil nahmen. Ihr geistiges und nationales Leben entwickelte sich harmonisch mit dem der anderen Italiener. Die Jugend studierte an den italienischen Universitäten, meistens in Padua, wo sie der Früchte einer echt italienischen Kultur teilhaftig wurde. Plötzlich aber, im Jahre 1866, fühlten sich die Bewohner des Küstenlandes bloß auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, indem sie der Stütze einiger Millionen Landsleute verlustig wurden. Bald darauf bemerkte man die Folgen davon; die Italiener verloren die Oberherrschaft in Dalmatien, wo sie bis dahin über eine große kroatische Mehrheit geherrscht hatten, und da der nationale Kampf unerbittlich ist, so rastete man in Dalmatien nicht eher, bis man das italienische Element zurückgedrängt hatte. Auch in Istrien und selbst in Triest wurde die slawische Landbevölkerung sich ihrer Nationalität bewußt und trat kampfgerüstet aus dem Schatten hervor. Manche und keineswegs minderwertige Erfolge haben sich die Slawen auch in diesen Ländern erkämpft. Wie ist nun die Lage der Italiener? Geographisch sind sie auf einen Strich Landes an der Küste beschränkt und fühlen alltäglich den immer mächtigeren Druck der Millionen Slawen, die drohend vordringen. Ueberdies muß man noch daran festhalten, daß die italienische Bevölkerung nur in den Städten lebt, in welche die slawische Landbevölkerung fortdauernd zuströmt. Heute noch besitzen die Italiener eine große Assimilierungskraft, wodurch sie die fremden Elemente in ihr nationales Ganze zu verschmelzen imstande sind. Wird aber dies auf die Länge noch

Digitized by Google

dauern? Wird die von den Italienern durch ihre überlegene Kultur besessene Assimilierungskraft von mächtigeren aus der frischen Energiequelle der slawischen Stämme fließenden Kräften nicht überwunden werden? Auf diese Möglichkeit hat vor kurzem auch Ludwig Gumplowicz in seinen „Soziologischen Problemen der österreichischen Politik“[1]) hingedeutet.

Sie hat den Klagen der Italiener kein Gehör gegeben, im Gegenteil hat sie die slawischen Bestrebungen unterstützt (siehe die letzten Maßnahmen bezüglich des der Gemeinde Triest übertragenen Wirkungskreises). Was ist die Folge dieser ernsten, wenn auch nicht verzweifelten Verhältnisse? Die Italiener fühlen sich in ihrem Dasein als Nationalität bedroht und viele von ihnen denken, daß ein Tag kommen werde, an welchem die italienische Bevölkerung des Küstenlandes dasselbe Los wie die italienischen Dalmatiner treffen könne und sie von diesen Ländern ganz verschwinden. Ist es nun ein Wunder, daß in manchen Köpfen die Idee des Irredentismus als die einzige Rettung entstehen mußte? Jede soziale Gruppe, welche sich bedroht fühlt, sucht nach Verbündeten. Da die österreichische Regierung die Italiener in ihrem nationalen Kampfe nicht unterstützt und nicht einmal in demselben eine unparteiische Stellung einnimmt, so erklärt sich daraus die Erscheinung des Irredentismus sehr einfach. Der unwiderstehliche nationale Trieb und die Macht des Blutbandes (beides bleibt den sich frei entwickelnden Italienern des Kantons Ticino fremd) sind bloß Schlagworte, wodurch man die allzuschroffe Nüchternheit der reellen Interessen etwas verschleiern und der politischen Bewegung eine ideelle und moralische Kraft verleihen will.

Berichte und Notizen.

Einheitliche anthropologische Maßmethoden wurden auf dem 13. internationalen Kongreß für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Monaco beschlossen. Von Bedeutung ist, daß die sogenannte Horizontal-Orientierung des Schädels gänzlich außer Betracht gelassen wurde. Von den wichtigsten Schädelmaßen heben wir hervor: 1. Die größte Länge der Hirnkapsel wird in der Medianebene gemessen mit dem Taster, zwischen dem am meisten hervorragenden Punkte vorn und dem am meisten von diesem entfernten Punkte hinten. Vorn fällt dieser Punkt wohl immer in die Gegend zwischen den Brauenwülsten; hinten kann er auf dem großen Querwulst der Hinterhauptschuppe liegen; er kann aber auch sehr viel höher oben gefunden werden. Tatsächlich handelt es sich um die größte Länge, die überhaupt an der Hirnkapsel sich findet, ohne Rücksicht auf ihre Lage und ohne Rücksicht auf irgend eine Horizontalebene. 2. Die größte Breite wird senkrecht auf die Medianebene mit dem Taster gemessen. Gewöhnlich fällt sie in den Bereich der Scheitelbeine. In den Fällen, in denen sie in den Bereich der Schläfenbeine fällt, wird das besonders bemerkt, am einfachsten durch ein zugesetztes (t). 3. Die größte Höhe der Hirnkapsel wird immer ohne jede Rücksicht auf die Horizontale einfach als die direkte Entfernung zwischen Basion und Bregma gemessen. 4. Die Maße der kleinsten und größten Stirnbreite, der Wangenbeinfortsätze, der Jochbeinbreite, der Oberkieferbreite usw. übergehen wir hier. 5. Die Gesichtshöhe ist die Entfernung zwischen Nasion und Kinnrand. Dabei ist es nötig, die eine Zirkelspitze genau auf das Nasion selbst aufzusetzen, mit der

[1]) Politisch-anthropologische Revue, IV. Jahrg., Heft 9.

Digitized by Google

anderen aber den Kinnrand eben zu umgreifen. 6. Die Nasenhöhe ist die Entfernung zwischen Nasion und der Spitze des Nasenstachels. 7. Die Nasenbreite ist die größte Breite der birnförmigen Oeffnung. 8. Der Horizontalumfang wird mit einem Stahlbandmaß derart gemessen, daß man von der Gegend in der Mitte des Stirnbeins unmittelbar oberhalb der Stirnwülste ausgeht und das Band dann in ungefähr horizontaler Richtung nach hinten über die größte Protuberanz der Hinterhauptgegend führt. 9. Der Querumfang ist die Länge eines in frontaler Ebene von einem Ohrpunkt zum anderen gelegten Bogens. 10. Der Gesichtswinkel gibt das Maß für die gesamte Prognathie, also für den Winkel, den die Verbindungslinie zwischen Nasion und Alveolarpunkt mit der horizontalen einschließt. 11. Der kubische Inhalt des Schädels wird am bequemsten mit Hirse bestimmt; man muß sich dabei aber vor Augen halten, daß sowohl beim Anfüllen des Schädels mit Hirse, wie beim Ausleeren der Hirse in die Meßgefäße zahlreiche Willkürlichkeiten vorkommen können, die das Ergebnis der Messung in manchen Fällen bis zu zehn Prozent und darüber beeinflussen können. Es ist daher durchaus notwendig, mit „Kontrollschädeln" zu vergleichen, dann läßt sich bei einiger Sorgfalt der kubische Inhalt irgend eines Schädels bis auf 5 oder 10 ccm genau messen. 12. Das Gewicht des Schädels wird ohne Unterkiefer bestimmt. — Was die Schädelindices anbetrifft, so ist die Konferenz auf die immer wieder zutage tretenden Bemühungen, feste Grenzen für Gruppenbildungen nach der Höhe der Indexzahlen aufzustellen, nicht eingegangen, denn so wichtig die Indexzahlen an sich sind, so müßig erscheint es, sie in starre Gruppen zu ordnen. — In bezug auf Einzelheiten verweisen wir auf v. Buschans Bericht „Die Konferenz von Monaco" im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie (1906, Nr. 7), sowie auf desselben Forschers Abhandlung in Neumayers „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen" (Hannover 1905, dritte Auflage).

Ueber die Steinzeit und Vorgeschichte Japans sprach E. Balz, der sich jahrzehntelang in Ostasien aufgehalten hat, im Württemberger anthropologischen Verein. Wie in Europa und anderwärts, läßt sich auch in Japan als älteste Kulturform eine vorgeschichtliche Steinkultur feststellen, an der man zwar auch eine frühzeitliche und eine neuzeitliche Entwicklungsform unterscheiden kann, ohne daß jedoch dieselben durch scharfe Grenzen voneinander getrennt sind. Zeugen dieser ältesten Kultur sind zahlreiche Muschelhaufen, in denen sich Steinwaffen, Tonwaren, Hau- und Knochengeräte von fast gleichem Charakter wie in Europa und Amerika finden. Diese weitgehende Aehnlichkeit stellt uns vor die schwer zu entscheidende Frage, ob der menschliche Geist unter ähnlichen Verhältnissen an verschiedenen Orten stets in dieselbe Entwicklungsbahn gedrängt wird, oder ob die Aehnlichkeit der Kultur auf gemeinsame Abstammung zurückgeführt werden muß. Die Knochenfunde lassen auf das Vorhandensein von Hirsch und Wildschwein schließen, die in jener Vorzeit noch von bedeutenderer Größe gewesen sein müssen, als heutzutage, was auf ein hohes, im übrigen nicht näher zu bestimmendes Alter der Steinzeit schließen läßt. Auch die Muschelfauna hat sich seit jener Zeit etwas geändert. Sehr bemerkenswert sind kleine menschliche Tonfiguren, die sich in den Muschelhaufen finden und durch die Bartlosigkeit des dargestellten Menschen und eigentümliche, an Schneeballen erinnernde, ringförmige Augenwülste auffallen. Trotz der letzteren hält Bälz den Beweis nicht für erbracht, daß die Träger der Steinkultur eine andere ältere Bevölkerung gewesen seien als die Ainos, jener durch seinen starken Haar- und Bartwuchs ausgezeichnete Volksstamm, der dem Europäer, speziell dem Russen, weit ähnlicher ist, als dem neuen, ausgesprochenen ostasiatischen Typus zeigenden, Japaner, und dessen Reste heute noch im Norden auf Jesso und im Süden auf den Liukuinseln zu treffen sind. Die Ainos — deren Tage übrigens gezählt sind, da sie zwar keineswegs durch Degeneration, wie vielfach behauptet wird, wohl aber durch Mischung mit den Japanern, die sich gern mit den gefügigen und fleißigen Ainofrauen verheiraten, nach Ansicht von Bälz schon nach einer Generation verschwinden werden — bewohnten früher ganz Japan. Sie wurden verdrängt durch ostasiatische Völker, die teils von Westen (Korea) her, teils von Süden über Formosa auf die Insel übersetzten und von zwei Zentren (Idsumo, an der Westküste Japans, und Ostküste von Kiushiu) aus sich keilförmig zwischen die eingeborene Bevölkerung einschoben, welch letztere schon zur Zeit um Christi Geburt aus der Gegend von Tokio, und um das Jahr 1000 ganz in den Norden zurückgedrängt war. In dieser frühhistorischen Eroberungsperiode lassen sich zwei scharf voneinander geschiedene Kulturphasen erkennen: eine Bronzezeit und eine Eisenzeit. Von der ersteren ist nur wenig bekannt. Man begrub die Toten ohne Beigaben;

Digitized by Google

höchst auffallend ist, daß man niemals Bronzegegenstände, wie Schwerter, Lanzen, Spiegel und dergleichen, zusammen mit Stein- und Eisengeräten fand; unerklärlich bezüglich ihrer Herkunft und Bedeutung sind große längliche Bronzeplatten, die man vereinzelt im Boden vergraben findet. Der Beginn der Eisenkultur steht ohne Zweifel im Zusammenhang mit der Völkerwelle, die sich von Korea her nach Japan ergoß und die heutigen Besitzer ins Land brachte. Aus dieser Zeit stammen die eigentümlichen Steinkistengräber, die sich in derselben Form auch in Europa finden und von England über Deutschland nach dem Kaspigebiet und Indien verfolgen lassen. Von diesen Steinkammern konnte Bälz in Korea, wo bisher nur drei derartige Gräber bekannt waren, 72 feststellen und untersuchen; in Japan selbst finden sie sich nur in Form gewaltiger Tumuli. Die Verbreitung dieser Steinkammern unterstützt die schon von Kämpfer ausgesprochene Vermutung, daß die Japaner ursprünglich aus dem Euphratgebiet gekommen seien. In den Steinkammern finden sich die Leichen in Särgen teils von Stein, teils von Terrakotta beigesetzt, mit Beigabe von Waffen, Gerät, Schmuck und sonstigen Gegenständen, die dem Verstorbenen wert und lieb waren. Die beigegebenen, meist sehr hart gebrannten Tonwaren stimmen in Gestalt und Material völlig mit den Funden in den koreanischen Gräbern überein und führen auch in Japan den Namen „koreanische Töpferwaren". Eigentümlich sind schwach gebrannte Weinschalen. Außerhalb der Grabhügel finden sich häufig menschliche Tonfiguren eingegraben, was darauf zurückzuführen ist, daß die früher bei den Fürstenbestattungen üblichen Menschenopfer später durch figürliche Opfer ersetzt wurden. Unter dem Einfluß des Buddhismus hörte gegen Ende des siebenten Jahrhunderts die Bestattung in solchen Tumuli ganz auf und obligatorische Leichenverbrennung trat an ihre Stelle. Um diese Zeit tritt aber überhaupt die japanische Kulturentwicklung ins Licht der Geschichte. (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1906, Nr. 7.)

Die baltische Urbevölkerung. Neuere historisch-archäologische Forschungen über die Urgeschichte Europas haben, wie wir der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik entnehmen, Tatsachen ans Licht gefördert, die für das Baltikum nicht allein an sich hochinteressant, sondern auch in gewisser Beziehung zur Beurteilung der politischen Vorgänge im baltischen Gebiet von Bedeutung sind. Von dem bekannten dänischen Gelehrten Sophus Müller, dem Direktor am Nationalmuseum in Kopenhagen, ist nämlich konstatiert worden, daß in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr. auf dem Gebiete, das heute von Liv- und Kurland eingenommen wird, reine Germanen gesessen haben, und daß erst nach ihnen die freigewordenen Plätze von Liven, Esten und Letten eingenommen wurden. Die Germanen sind also diejenige Nationalität, welcher die Priorität in den Ostseeprovinzen zusteht, und nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft haben sich erst nach ihnen finnische und slawische Völkerschaften niedergelassen. Nach Sophus Müller gehörten die Küstenländer südlich vom Finnischen Meerbusen bis Ostpreußen im ersten Jahrtausend n. Chr. (Finnland war halb schwedisch) zu dem östlichen Großschweden, das sich in der Wikingerzeit bildete. Est-, Liv- und Kurland, also die Landschaften um die Bucht von Riga, von wo auf der Düna der Weg ins Innere von Rußland und zur Wolga weiterführte, spielten in dieser Periode eine bedeutende Rolle. Von Christi Geburt bis zur Völkerwanderungszeit hatte es hier eine gotisch-germanische Bevölkerung gegeben. Als dann die Letten, Liven und Esten vorrückten und die Herrschaft erlangten, blieb viel von der früheren Kultur erhalten, und später gewannen diese Lande neue Bedeutung als Bindeglied zwischen dem Osten und Skandinavien, wo Gotland ein Hauptsitz des Handels geworden war. Aus der Zeit vor und um 1000 n. Chr. findet man in den Ostseeprovinzen zahlreiche Denkmäler einer Kultur, die reicher war als in den anderen Gegenden des Nordostens. Sie ist im wesentlichen aber nur eine Mischung nordischer, arabischer und allgemein finnischer Elemente. Mit der Ausbreitung des Christentums unter finnischen und slawischen Stämmen (seit dem elften Jahrhundert) traten die letzten großen europäischen Völker in das Licht der Geschichte. Nur die zerstreuten Stämme in den allernördlichsten Gegenden Europas verharrten noch Jahrhunderte in vorgeschichtlichen Zuständen.

Die Gallier im südlichen Bayern. Die bayrischen Museen sind reich an Funden aus der Bronze- und aus der Hallstadtzeit. Namentlich das Gelände zwischen den Alpenseen, also beispielsweise zwischen Starnberger- und Ammersee muß zur Bronze- und dann wieder zur Römerzeit sehr dicht besiedelt gewesen sein. Aber merkwürdigerweise fehlten bis vor kurzem Funde aus der der römischen Eroberung

Digitized by Google

voraufgegangenen La Tènezeit. Bloß die merkwürdigen Hochäcker, die jahrhundertelang vor den Römern und auch noch nach der römischen Eroberung benutzt worden sind, ließen auf geordnete Staatseinrichtungen und auf eine dichte Bevölkerung auch in solchen Gegenden schließen, die heute von Wald oder Heide bedeckt sind. Während wir über die Stammeszugehörigkeit der bronzezeitlichen und der Hallstadt-Menschen nichts Näheres wissen, berichten die Römer, daß das südliche Bayern vom keltischen Stamm der Vindeliker bewohnt gewesen sei. Nachdem die Limesforschung jahrelang alle Kräfte der Altertumsforschung in Anspruch genommen hatte, ist neuerdings den vorgeschichtlichen Zeiten mehr Aufmerksamkeit zugewandt worden. Das Ergebnis ist, daß allerlei Funde aus der La Tènezeit, also aus der Zeit der keltischen Vindeliker ans Tageslicht kamen. Das Wichtigste in dieser Hinsicht ist die Aufdeckung eines keltischen Begräbnisplatzes zu Manching bei Ingolstadt, also in der Donauniederung. Die Beigaben der Leichen unterscheiden sich in nichts von ähnlichen Funden aus der Schweiz. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die meisten der gefundenen Schädel Langschädel (dolichocephal), einige aber auch, wie bei der heutigen Bevölkerung Südbayerns, ausgesprochene Kurzschädel (brachycephal) sind. Aehnliche Beobachtungen sind auch vielfach in Frankreich gemacht worden und haben zu der Annahme Anlaß gegeben, daß bloß die Herrscherklassen der Gallier langschädelig gewesen seien. (Kölnische Zeitung, 1906, Nr. 961.)

Die letzten Spuren urältesten Ackerbaues. Von Tag zu Tag werden jene Spuren, die von unseren urältesten Vorfahren auf Deutschlands Boden, den Pfahlbauern, stammen, weniger, aber dagegen um so wertvoller. Manche von diesen Ueberresten sind, namentlich in der Schweiz, in Museen untergebracht, und so vor der zerstörenden Zeit auf länger hinaus verschont, manche stehen noch, was die wenigsten wissen, als letzte Urzeugen der ältesten Ansiedler spärlich auf freiem Felde im Alpenlande, aber auch da nur an Stellen, wo der Kampf ums Dasein noch nicht so heftig geworden ist, wie draußen in der weiten Ebene. Solche Reste aus der Pfahlbauzeit sind der Igel- und Binkelweizen in Südbayern, die kurzährige Sechszeilgerste und die dichtährige Sechszeilgerste. Erstere Getreideart findet sich nur noch sporadisch in der Schweiz bei Heiden, die letztere am Bodensee. Etwas reichlicher vertreten ist in Bayern die alte Zweizeilgerste, der grannenlose Pfahlbau-Emmer nur an zwei Stellen im Allgäu in sehr hohen Lagen des Hopfensees. Etwas jünger als die genannten Getreidefrüchte, jedoch immer noch mehrere Tausend Jahre mit seiner Ahnenreihe zurückreichend, ist der Spelz, auch Schwabenweizen, Dinkel oder Vesen genannt. Er ist sehr häufig im Gebiet links des Lechs, im heutigen Schwaben, zu finden. Das Einkorn ist nachweislich ein Rest aus der Stein- oder der beginnenden Bronzezeit und jetzt in Südbayern, wie es scheint, gänzlich verschwunden. Es sind also nur spärliche Reste, die noch aus grauer Vorzeit unserer ersten Ansiedler erhalten sind. Ihre Spuren kommen, mit Ausnahme des Dinkels, noch in der Gegend jener Gegenden vor, die ehemals die Pfahlbauern bewohnten: am Chiemsee, Cochelsee, Staffelsee, Bannwaldsee, Bodensee. Mehr als vier Jahrtausende haben sie, dem Klima und der Zeit trotzend, in kleinen Spuren sich erhalten. (Dr. J. Reindel, Die Umschau, 1906, Nr. 31.)

Ueber den Einfluß der Domestikation auf die Krankheiten der Tiere und der Menschen sprach Dr. Hansemann auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Lissabon. Wegen seines interessanten Inhaltes möchten wir hier das Referat von Dr. Meyer aus medizinischen Fachblättern unverkürzt wiedergeben. In dem Zusammenhange, wie ihn der Titel angibt, ist bisher das Thema nicht bearbeitet worden, denn alle Arbeiten bewegten sich in den von Darwin angegebenen Bahnen. Es liegt zwar eine Fülle von Material vor, doch so zerstreut in den Lehrbüchern eines jeden Zweiges naturwissenschaftlicher Lehre, daß eine Zusammenfassung unter den angegebenen Gesichtspunkten von Nutzen ist. Der Begriff der Domestikation ist zunächst wohl nur auf Tiere angewendet worden, die seit undenklichen Zeiten mit dem Menschen in innigem Zusammenhange stehen, doch ist er viel weiter zu fassen, denn schon die Vorfahren der Menschen haben zu domestizieren angefangen. So ist der Gebrauch von harten Steinen beim Oeffnen von Nüssen und als Waffe bei den Affen in diesem Sinne zu deuten. Das Wesentliche des Begriffes liegt darin, daß mit bewußter Intelligenz zur Domestikation geschritten wird. In diesem Sinne bezieht sich die Domestikation auf „jedes Streben, die Existenz der Rasse und der einzelnen Individuen in bewußter Weise durch künstliche Hülfsmittel zu fördern und gegen den Einfluß äußerer Naturgewalten zu verteidigen". Die Natur sorgt wohl für die Erhaltung der Rassen, nicht aber für die der einzelnen Individuen.

Digitized by Google

Den Ausweg fand die Menschheit in der Domestikation, die ihren Höhepunkt in der modernen Hygiene hat. Als erste Folge stellte sich die Erhaltung von Individuen ein, die sonst zugrunde gegangen wären, doch sind die Folgen sehr verschiedenartig. Tiere, die gefangen gehalten werden, verlieren oft ihre natürlichen Existenzmittel, so die Vögel die Flugkraft, die Hirsche zum Beispiel die größere Mächtigkeit ihrer Hörner. Noch mehr spricht sich dies bei Tieren aus, die in der Domestikation geboren sind. So wären nur die wenigsten Hunde imstande, in der Freiheit zu leben. Es lag nun aber doch für den Menschen nahe, sich möglichst viele Tiere nutzbar zu machen, das heißt sie zu domestizieren. Das verboten zwei Gründe: einmal pflanzen viele Tiere sich nicht in der Domestikation fort, wie Füchse und Elefanten, andrerseits erliegen sie bald Krankheiten, wie die Affen. — Auch bei Tieren, bei denen die Domestikation gelang, führte sie zu Erkrankungen, die bei wilden Tieren nicht vorkommen. Es ist dabei von Infektionskrankheiten abzusehen, die auch in freier Wildbahn vorkommen, wie Milz- und Rauschbrand. Viel bedeutender sind die Krankheiten, an denen unsere Haustiere erkranken, wie die Rinder an Tuberkulose. Und daß dies sicher ein Einfluß der Domestikation ist, geht am besten daraus hervor, daß die Rinder der Berge viel weniger Disposition zur Tuberkulose zeigen als die Rinder der Ebene. Besonders ist das Geschlechtsleben bemerkenswert. Die Menstruation pflegt gesteigert zu sein. Extrauteringravidität, die bei wilden Tieren nicht beobachtet ist, wird eine häufige Erscheinung bei Tier und Mensch. Ebenso sind Verirrungen des Geschlechtslebens nur bei domestizierten Tieren und Menschen beobachtet worden. Bei Betrachtung der Schädigungen der Domestikation sind zwei Gruppen zu unterscheiden, einmal eine Gruppe, die wir mit dem Nutzen der Domestikation zusammen in den Kauf nehmen müssen, und eine zweite Gruppe, die der Besserung zugänglich ist. — Die Frage, ob die Hygiene das Menschengeschlecht entarte, ist eine viel diskutierte. So viel ist zweifellos, daß Individuen zur Fortpflanzung gelangen, die sonst ausgemerzt würden. Dadurch kommt eine Schwächung des Durchschnittsindividuums zustande. Besonders häufig beobachtet man Kurzsichtigkeit, Zahnfäulnis und die Unfähigkeit zum Stillgeschäft. Während die Schädigungen der Kurzsichtigkeit mit wenigen Ausnahmen leicht zu korrigieren sind, ruft die Unmöglichkeit des Stillens die zahlreichen, in letzter Zeit in allen Ländern zur Genüge betonten Schädigungen hervor. Der Einfluß der Zahnkaries auf die Verdauung ist auch ein großer, auffallend ist es außerdem dem Vortragenden gewesen, daß alle von ihm sezierten Fälle von puerperaler Sepsis auffallend schiechte Zähne hatten. Daß nervöse und Geisteskrankheiten eine Folge der Domestikation sind, ist leicht zu beweisen. Die Hysterie der Haustiere ist häufig, so sind die falschen Schwangerschaften der Hunde wohlbekannt, ebenso die epileptoiden Krämpfe der Meerschweinchen. Von großem Interesse ist das Beispiel eines zu Experimenten dienenden Hundes, der, an Morphiumeinspritzungen gewöhnt, dieselben Erscheinungen nach Einspritzung reinen Wassers zeigte. Eine andere Gruppe stellen die Verdauungskrankheiten dar. Da ist zunächst bei Tier und Mensch die habituelle Obstipation schon ein sehr altes Leiden, wie das Gesuchtsein gerade der Aerzte bei den alten Indern schon beweist, die das beste Abführmittel besaßen. Was bei wilden Völkern nicht vorkommt, die Unmäßigkeit beim Essen, ist eine weitverbreitete Gewohnheit, jedoch als Folge der Erziehung des Individuums zu deuten, denn kleine Kinder wissen stets, wann sie genug haben, und werden erst durch vielen Zuspruch und Leckerbissen zum Uebergenuß verführt. Ebenso wird der Alkoholismus erst durch Gewöhnung vom Individuum erworben. Ein großer Teil der Chlorosen und Anämien ist durch die Domestikation erworben. Auch die Geschwülste scheinen in der Domestikation häufiger zu sein. Man hat ihre Existenz bei wilden Tieren und Menschen ganz geleugnet. Das ist nicht richtig, beim Menschen sind sie schon deshalb viel seltener, weil die früh sterbenden Wilden nicht oft in das geschwulstfähige Alter kommen. — Die zweite große Gruppe, die besserungsfähigen Krankheiten, die durch die Domestikation hervorgerufen werden, wird durch die Pneumokoniosen vertreten. Daß diese Krankheiten so verderblich sind, liegt an der Disposition, die sie für die Aufnahme des Tuberkelbazillus schaffen. Daß Menschen, die von einem warmen Klima kommen, bei uns leicht der Tuberkulose erliegen, ist bekannt. Es genügt dazu schon eine Luftveränderung. Denn die bei uns lebenden Japaner leiden viel an Lungenkrankheiten, und das Gleiche soll auch der Fall mit den in Japan lebenden Deutschen sein. Wo die Domestikation ihren höchsten Ausdruck in Klöstern und Gefängnissen findet, liegt ihr Einfluß ja offen zutage. Aus der Gruppe der Stoffwechselkrankheiten ist die echte Gicht als Beispiel zu nennen, die bei unkultivierten Völkern nicht vorkommt, soweit man unterrichtet ist. Sie ist wie die Bleivergiftung

Digitized by Google

sicher eine Intoxikationskrankheit, doch für unsere Frage besonders wegen ihrer Entstehung nach dem übermäßigen Genuß schwerer Speisen und Getränke zu nennen. Am besten studiert ist die hierher gehörende Rachitis. Sie kommt nie bei Affen in der Wildnis vor, wohl aber bei jung eingefangenen Tieren, die in der Gefangenschaft gehalten werden. Sie fehlt bei unkultivierten Rassen und ist auch eine junge Krankheit der Völker, denn bei den Japanern, die nicht in abgeschlossenen Häusern wohnen, kommt sie noch nicht vor. Die Art der Nahrung ist für die Entstehung der Rachitis nicht von großer Bedeutung. Ihre Schäden sind groß, denn wenn die Kinder an Keuchhusten und Masern und sonstigen Infektionskrankheiten sterben, so hat die Rachitis die größte Schuld daran. Ferner schwächen die Veränderungen des Skeletts das Individuum bedeutend im Kampfe ums Dasein. Schließlich wären die Krankheiten durch unzweckmäßige Kleidung hier zu nennen, wie durch schlechtes Sitzen von Schuhwerk die Subluxation der großen Zehe, die Enteroptose durch das Schnüren, die Kahlheit durch das Tragen von unzweckmäßigen Kopfbedeckungen. Wenn dies auch keine Krankheiten sind, so können sie doch zu solchen führen. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich als Konsequenz, daß die Hygiene als höchste Blüte der Kultur die Schädigungen der Domestikation zu bessern und ihre Krankheiten zu vermeiden streben muß.

Ueber die Kulturfähigkeit der Neger schreibt Dr. Wirth im Tag (1906, 13. September). Man kann über die Schwarzen sagen, was man will, man kann auf einzelne hervorragende Männer der Rasse, auf Generäle, Missionare oder Millionäre deuten, das alles kann schlechterdings nichts an der Tatsache ändern, daß der Neger toto coelo von den Weißen verschieden ist und niemals dessen geistige Stufe erreichen kann. Ich sage: geistige, denn leiblich sind Neger oft besser gebildet als wir. Ihre Haltung ist oft der des Weißen überlegen; auch stellen ihre Beine, die nicht durch Reiten oder Stubenhocken, wie bei anderen Rassen, verkümmert sind, in ihrer verhältnismäßig viel bedeutenderen Länge einen besseren Typus dar als die Schenkel der meisten Weißen. Das Lob jedoch, das unsere Missionare und Missionsfreunde so reichlich und so häufig für die Neger haben, entstammt einem Trugschluß. Wohl können die Schwarzen mehrere Sprachen mit Meisterschaft sprechen, können Millionen im Handel erwerben, und mögen meinetwegen eine Lokomotive oder ein Dampfschiff leiten. Aber das alles haben sie ja erst von den Weißen gelernt. Sie selbst haben von allen Errungenschaften der Neuzeit nicht eine einzige beigetragen. Ihre eigenste Anlage befähigt sie nur zum Kriegführen, zum Musizieren und Tanzen. Im höchsten Sinne aber sind sie nicht schöpferisch. Was man an ihnen lobt, beruht auf der Trefflichkeit ihrer Nachahmung. Also auf dem Gegenteil von Schöpferkraft.

Rassenpolitik in Kanada. Kanada nimmt zwar Einwanderer mit Freuden auf, zieht aber doch, wie aus einer Rede des Ministers Templeman hervorgeht, eine Grenze. Der Minister sagte, er sei für die Politik der verschlossenen Tür allen denjenigen Rassen gegenüber, mit denen die Kanadier sich unmöglich assimilieren könnten. Als derartige Rassen führte er die Orientalen, Ostindier und die „südlichen Rassen" an. Was er unter den letztgenannten Rassen versteht, ist nicht ganz klar, dagegen sind die „Orientalen" nicht mißverständlich. (Deutsche Tageszeitung.)

Das jüdische Problem. Wie die jüdische Zeitschrift „Die Welt" mitteilt, fand in London eine Konferenz der führenden Zionisten statt, in welcher folgende bedeutsame Resolutionen angenommen wurden: 1. Da mit Rücksicht auf die gedrückte Lage des jüdischen Volkes in Rußland und anderswo und infolge der zunehmenden Beschränkung in der Zulassung der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten und anderen Ländern es mehr und mehr erforderlich wird, daß eine Erweiterung der Kolonisation für die unterdrückten Angehörigen unseres Volkes vorgesehen wird, und da es von der allergrößten praktischen Bedeutung ist, daß ein allgemeines Einverständnis unter den Juden in dieser Hinsicht erzielt wird, wird festgestellt, daß wir darin einig sind, einen großzügigen Kolonisationsplan vorzubereiten, zu unterstützen und zu fördern. 2. In Hinsicht auf die Gründung einer solchen Kolonie soll der Plan derart gestaltet sein, daß er für die Kolonie die eventuelle lokale Selbstregierung verbürgt. 3. Der oben erwähnte Kolonisationsplan soll in erster Linie Palästina und die Nachbarländer in Betracht ziehen. 4. Eine einzuberufende Versammlung soll jeden Plan zur Ausführung der Resolutionen 1 und 2 beraten, ohne Palästina und die Nachbarländer auszuschließen.

Digitized by Google

Die nationalpolnische Bewegung im rheinischen Industriebezirk. Westfälische Provinzblätter berichten über eine von neuem einsetzende lebhafte Agitation der nationalpolnischen Bewegung im Industriebezirk. In Recklinghausen forderten die Polen von dem dortigen katholischen Pfarrer die sofortige Einrichtung einer besonderen Messe für die Polen, widrigenfalls sie ihn totschlagen würden. Die polnische Messe wurde auch eingerichtet, wogegen indessen die dortigen deutschen Katholiken Protest beim Bischof von Münster erhoben. In dem Orte Baukau wollen die Polen bei den demnächstigen Gemeindewahlen mit eigenen Kandidaten in den Wahlkampf eintreten. In den verschiedensten Orten kam es in den letzten Wochen zu Streitigkeiten mit polnischen Bergarbeitern, wobei letztere durch Messerstechereien sich hervortaten und die deutschen Gefährten schwer mißhandelten. Angesichts dieser Vorgänge fordern einzelne Blätter die Behörden auf, dem polnischen Unfug entgegenzutreten und von den bisher dem Polentum gegenüber gemachten Konzessionen abzulassen.

Die Kriminalität der Neger in den Vereinigten Staaten. In allen Staaten und Territorien ist die Kriminalität der Neger viel größer als die der „Weißen", aber geringer als die der Mongolen und Indianer. Die in Amerika lebenden Japaner und Chinesen sind jedoch nahezu ausschließlich erwachsene Männer, was nicht unberücksichtigt bleiben darf. Für die Periode 1870 bis 1890 erhalten wir nachstehendes Bild:

Auf eine Million Personen kamen Sträflinge:

	1870	1880	1890
Bei den Weißen	740	964	1042
„ allen Farbigen	1621	2480	3275
„ den Negern	—	—	3250
„ den Chinesen	—	—	3835
„ den Indianern	—	—	5476

Der Prozentsatz der Vergehen gegen das Eigentum, also jener, die in der Regel aus wirtschaftlicher Not begangen werden, ist bei beiden Rassen annähernd gleich; bei den Weißen sind Vergehen wider Staat und Gesellschaft häufiger, bei den Negern die Vergehen gegen die Sicherheit der Person, denen zumeist die niedrigsten Motive zugrunde liegen. Unter den des Lesens und Schreibens kundigen Negern ist die Kriminalität weniger umfangreich als unter ihren analphabetischen Rassegenossen. (H. Fehlinger, Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, 1906, S. 112.)

Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien. Unter dem 7. Februar hat der Kaiserliche Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika eine Rundverfügung erlassen, die auf eine milde Behandlung der Eingeborenen hinzielt. Die nachgeordneten Dienststellen werden aufgefordert, darüber zu wachen, daß die gefangenen Eingeborenen, insbesondere auch die an Zivilpersonen abgegebenen, gerecht behandelt werden, und es wird als Warnung hinzugesetzt, daß schlechte Behandlung eines Kriegsgefangenen für den betreffenden Arbeitgeber außer den gesetzlichen Strafen die Entziehung dieser Arbeiter zur Folge haben wird.

Auswanderung aus Spanien. Die spanische Regierung muß es mit großem Schmerze erleben, daß die ganze Bevölkerung der Stadt Bejar, deren Zahl sich auf 9000 Menschen beläuft, auswandern will. Die Stadtgemeinde, die in der Provinz Salamanca belegen ist, hat nämlich an die südamerikanischen Republiken eine Kollektivpetition eingereicht, in der sie um Gewährung der Mittel zur Auswanderung bittet. Alle 9000 Menschen wollen Spanien verlassen und sich in Südamerika in einer neu zu gründenden Stadt ansiedeln. Bejar sah sich zu diesem Entschlusse genötigt, weil es in den letzten Jahren wirtschaftlich immer mehr herunterkam, und weil seine Tuchindustrie, die einst in großer Blüte stand, heute nicht mehr die Einwohner ernähren kann. Die Auswanderung aus Spanien nach Südamerika nimmt immer größeren Umfang an. Ganze Dorfgemeinden haben bereits infolge der wirtschaftlich schlechten Lage ihrem Heimatlande den Rücken gekehrt.

Einschleppung von Krankheiten durch einwandernde Arbeiter. Mit Bezugnahme auf die große Erhöhung der Fleischpreise auf Grund der Grenzsperre gegen verseuchtes Vieh machen sozialdemokratische Zeitungen auf den Umstand aufmerksam, daß ausländische kranke Arbeiter für Landwirtschaft und Industrie ungehindert einwandern dürfen. Der Gesundheitsbericht des preußischen Kultus-

Digitized by Google

ministeriums über das Jahr 1904 teilt mit, daß namentlich die aus Rußland und Oesterreich stammenden Arbeiter Pocken, Fleckfieber, Typhus, Granulose, Grind und Krätze einschleppen, daß Italiener als Typhusverbreiter, die holländischen und belgischen Arbeiter als Träger der Wurmkrankheit auftreten. Als einzige Maßregel besteht, daß die polnischen Arbeiter drei Tage, nachdem sie im Lande sind, untersucht werden, alle anderen Arbeiter schleppen Krankheiten gefährlichster Art ungehindert ins Land. — Wo bleibt da der Schutz der Volksgesundheit angesichts der übertrieben strengen Grenzsperre gegen ausländisches Vieh, welche die Fleischpreise in unerhörter Weise steigert und zu einer Unterernährung des Volkes führt?

Verbrauch von alkoholischen Getränken in Deutschland. Eine interessante Zusammenstellung über den Verbrauch von alkoholischen Getränken in Deutschland bringt das Reichs-Arbeitsblatt. In Deutschland betrug vom Jahre 1899—1903 der jährliche Verbrauch an Wein 5,82 Liter, Bier 123,4 Liter und Branntwein 8,52 Liter im Durchschnitte pro Kopf der Bevölkerung. Unter der herkömmlichen Zugrundelegung eines Preises von 1 Mark für 1 Liter Wein, von 0,30 Mark für 1 Liter Bier und 0,50 Mark für 1 Liter Branntwein stellt sich der jährlich pro Kopf der Bevölkerung gemachte Aufwand folgendermaßen: Ausgabe für Wein 5,82 Mark, für Bier 37,02 Mark, für Branntwein 4,26 Mark, zusammen 47,10 Mark. Bei einer Gesamtbevölkerung von 60 Millionen ergibt dies eine jährliche Ausgabe für alkoholische Getränke von 2826 Millionen Mark. Zieht man in Rechnung, daß dieser Gesamtaufwand in der Hauptsache von den männlichen Einwohnern im Alter von mehr als 15 Jahren aufgebracht wird, so ergibt sich für jeden erwachsenen Mann eine jährliche Ausgabe für alkoholische Getränke von rund 157 Mark. Die jährliche Gesamtausgabe für alkoholische Getränke beträgt soviel wie die gesamte Reichsschuld, dreimal soviel wie der Aufwand für Heer und Flotte und siebenmal soviel wie die Aufwendungen für die öffentlichen Volksschulen.

Statistik über Alkoholismus und Verbrechen. Ein Auszug aus der Statistik des Zentralgefängnisses in Gollnow in Pommern macht ersichtlich, einen wie großen Anteil der Alkoholgenuß an den Ursachen der Verbrechen hat, die in dem erwähnten Gefängnis abgebüßt werden. Von den 439 Gefangenen verübten im Jahre 1904—1905 ihre Tat in der Trunkenheit, bezw. in den Folgen der Trunksucht 287 Personen, d. h. 65,4 pCt. a) Von den 128 Körperverletzungen wurden 110 = 86 pCt., b) von den 29 Sittlichkeitsverbrechen wurden 16 = 55,2 pCt., c) von den 168 Diebstählen wurden 92 = 54,8 pCt. nachweisbar in der Trunkenheit verübt. — Von den 374 Gefangenen verübten 1905—1906 ihre Tat in der Trunkenheit, bezw. in den Folgen der Trunksucht 261 Personen, d. h. 69,8 pCt. a) Von den 98 Körperverletzungen wurden 87 = 88,8 pCt., b) von den 145 Diebstählen wurden 80 = 55,2 pCt., c) von den 25 Sittlichkeitsverbrechen wurden 12 = 48 pCt. nachweislich in der Trunkenheit verübt.

Die Burschenschafter und die Alkoholfrage. Es darf als ein erfreuliches Zeichen der Zeit gelten, daß sich aus den Kreisen der studentischen Verbindungen heraus gegen die unvernünftigen mittelalterlichen Trinkunsitten Widerspruch erhebt. Sehr lobenswert ist in dieser Hinsicht das Auftreten von Dr. W. Südel, der in den Burschenschaftlichen Blättern schreibt: „Wenn die deutsche Burschenschaft es wirklich als ihre Aufgabe betrachtet, mit der Zeit fortzuschreiten und sich in gesunder Weise, getreu ihren Prinzipien, weiter zu entwickeln, so muß sie endlich der lauten Forderung der Gegenwart, mit den alten Trinkunsitten zu brechen, gerecht werden. Aufs schärfste widerspricht ja auch dem schönen Worte „Freiheit“ ihres Wahlspruches die mittelalterliche Kommentbestimmung, daß jedes ältere Semester den jüngeren Kommilitonen zum sofortigen Leertrinken eines oder mehrerer Gläser zwingen kann. Vielleicht entschließt sich der deutsche Burschentag bei seinem nächsten Zusammentreten, das oben behandelte Thema zur Debatte zu stellen und den einzelnen Burschenschaften folgende Vorschläge zu machen: Der Spinnkomment ist abzuschaffen, da er als für viele in hohem Maße schädlich und unzweckmäßig erkannt ist. Eine Verpflichtung, Bierjungen usw. anzunehmen, Ganze mit der gleichen Quantität nachzukommen, besteht nicht mehr. Jeder trinke, soviel er vor sich verantworten zu können glaubt. Die leitenden Mitglieder einer Burschenschaft haben diejenigen Bundesbrüder, deren übermäßiges Trinken schädliche Folgen für ihre Gesundheit befürchten läßt, durch vernünftige Vorstellungen hiervon abzubringen zu suchen.“

Digitized by Google

Geleitworte zur Fahrt ins Leben betitelt sich ein Vortrag, den Dr. A. Sternthal vor den Abiturienten sämtlicher höherer Lehranstalten in Braunschweig gehalten hat. Es ist damit ein erster gelungener Versuch gemacht worden, den jungen Leuten vor Eintritt ins freie Leben Belehrungen über Geschlechtskrankheiten und Alkoholismus in ernster und durchaus würdiger Weise zu erteilen. Der Vortrag ist in der „Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ (1906, Nr. 5) abgedruckt und wäre sehr gut geeignet, allen Abiturienten in Form eines Sonderdruckes überreicht zu werden.

Bekämpfung des Alkoholismus im Heere. Auch in der königlich sächsischen Armee und in den königlich württembergischen Armeekorps wird die von dem deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke herausgegebene Belehrungsschrift: „Alkohol und Wehrkraft“ zur Verteilung gelangen, wie dies für die königlich preußische Armee vor kurzem angeordnet worden ist.

Bücherbesprechungen.

G. Wolff, Mechanismus und Vitalismus. Zweite vermehrte Auflage. Mit zwei Figuren. Verlag von Georg Thieme, Leipzig 1905.

Seit einem Jahrzehnt ist der Kampf zwischen mechanistischer und vitalistischer Erklärung der Lebensvorgänge wieder entbrannt, und wenn nicht alles trügt, so wird die Wagschale sich zugunsten der letzteren wenden. Doch ist der moderne Vitalismus von den früheren Theorien dieser Art wesentlich verschieden. Einmal ist er losgelöst von allen theologischen Zwecken und Rücksichten und zweitens sieht er in zweckmäßiger Lebensgestaltung einen durchaus natürlichen Vorgang. Er leugnet keineswegs, daß eine große Menge von Vorgängen im Organismus mechanisch erklärt werden kann, aber es bleibt ein beträchtlicher Rest übrig, der den Formeln des Mechanismus nicht folgt, nicht etwa, weil unsere Erkenntnis noch nicht so weit reicht, sondern weil es ein andersartiges Geschehen ist, das prinzipiell nicht mechanisch begriffen werden kann.

In dem Streit zwischen Anhängern der mechanistischen und teleologischen Erklärungsweise fehlt es nicht selten an der notwendigen begrifflichen Klarheit. In dieser Hinsicht ist die vorliegende Schrift von Wolff besonders wertvoll, indem sie darlegt, warum und wie wir zu einer Beurteilung der Organismen nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit gezwungen sind. „Eine Einrichtung teleologisch beurteilen heißt nach der etwas modifizierten Kantschen Definition weiter gar nichts, als ihr Dasein in kausale Abhängigkeit von ihrem Effekt bringen.“ Der Autor lehnt damit vorerst die Frage nach der qualitativen Beschaffenheit dieser Ursachen ab, obgleich er selbst zugibt, daß sie den psychischen Ursachen analog gedacht werden müssen.

Wir geben hiermit den Grundgedanken der Schrift an, ohne auf die Polemik gegen Bütschli und Driesch einzugehen, von denen der erstere Anhänger der mechanistischen, der letztere der vitalistischen Theorie ist. Erfreulich ist es, daß Wolff den besinnungslosen Angriffen, die Driesch auf die Deszendenztheorie ausgeübt hat, vollständig Begründung und Berechtigung abspricht.

Dr. R. F. Stieler.

Erich Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich. Ein kritischer Beitrag zur modernen Tierpsychologie. Dritte stark vermehrte Auflage. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau 1905.

In diesem Buche, das sich durch allgemeinverständliche Sprache und klare Begriffsbildung auszeichnet, unternimmt Wasmann einen erfolgreichen Kampf gegen die „vulgäre Tierpsychologie“, welche die Seele der Tiere vermenschlicht und ihren Handlungen verstandesmäßige Ueberlegungen zuschreibt. Die meisten Zoologen sind auch Anhänger dieser vulgären Psychologie, und Wasmann, der durch die

Digitized by Google

Beschäftigung mit der scholastischen Philosophie im formalen Denken gründlich geschult ist, hat darum ein leichtes Spiel, die logisch und psychologisch mangelhafte Bildung der modernen Zoologen bloßzustellen.

Durch Analyse zahlreicher Beispiele und scharfe Ausdeutung der ihnen zugrunde liegenden seelischen Vorgänge weist Wasmann überzeugend nach, daß die Tiere keine Intelligenz im eigentlichen Sinne des Wortes haben. Das heißt, die Tiere bilden keine Begriffe, Urteile und Schlüsse, wie der Mensch. Das Seelenleben der Tiere ist nach Wasmann bestimmt durch Reflexe und Instinkte, und unter diesen unterscheidet er einfache und zusammengesetzte Instinkte, die durch Erfahrung und Lernen geändert werden können. Dieser Instinkt im weiteren Sinne täuscht intelligente Handlungen vor und verführt den unkritischen Beobachter dazu, von einem Verstand der Tiere zu sprechen, während in Wirklichkeit die Motive in der Sphäre der sinnlichen Empfindung bleiben und sich nie zu logischen Begriffen erheben.

Im Gegensatz zum Tiere ist das seelische Leben des Menschen außer durch Reflexe und Instinkte durch wirkliche Intelligenz bestimmt, d. h. durch Einsicht in die objektiven Beziehungen der Dinge und durch Selbstbestimmung auf Grund freier Ueberlegung. Der Autor nimmt infolgedessen einen wesentlichen Unterschied, eine unüberbrückbare Kluft zwischen Menschen- und Tierseele an und schließt daraus, entsprechend seinem theologischen Standpunkt, daß der Mensch geistig nicht aus dem Tierreiche hervorgegangen sein könnte.

Während ich Wasmann in der Auffassung der Tierseele beistimme, weiche ich in folgenden Punkten ab. Es ist irreführend, die höheren psychischen Funktionen der Tiere „Instinkt im weiteren Sinne" zu nennen, wie es ebensowenig zulässig ist, sie als „Intelligenz" zu bezeichnen. Es ist vielmehr eine mittlere Stufe, die ich „sinnlich gebundenen oder instinktiven Verstand" genannt habe; denn sie hat in der Tat zugleich Merkmale des Instinktes und des Verstandes.

Ferner halte ich es für durchaus möglich, daß aus dem sinnlich gebundenen Bewußtsein der Tiere entwicklungsgeschichtlich das logische Bewußtsein des Menschen hervorgegangen ist. Die Möglichkeit dieses Ueberganges ist durch Entstehung der Sprache und Werkzeugtätigkeit, der Technik im weitesten Sinne gegeben. In seinem sonst so objektiven Buche versagt der Autor in dem Kapitel, das über die Sprache handelt. Zwar bin ich mit ihm auch der Meinung, daß die Tiere keine „Sprache" im Sinne menschlichen Ausdrucks- und Mitteilungsvermögens besitzen; aber es ist unbegründet, wie Wasmann tut, die Intelligenz für die Ursache der Sprache zu erklären. Vielmehr sind Denken und Sprechen synergetische d. h. untrennbar zusammenwirkende Funktionen. Diese von Kapp, Noiré und anderen aufgestellte Theorie ist Wasmann wohl bekannt, aber er hüpft leicht darüber hinweg.

Auch weist er darauf hin, daß die Tiere keine Werkzeuge machen, ohne daraus die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. In meinen früheren Schriften habe ich von den verschiedensten Gesichtspunkten aus dargelegt, wie zwischen Denken, Sprache und Technik ein Synergismus besteht, der das sinnlich gebundene Bewußtsein des höheren Tieres, in dem der Verstand potentiell enthalten ist, zum freien und logischen Bewußtsein des Menschen erhoben hat. (In bezug auf alle Einzelheiten muß ich auf diese Schriften verweisen.)

Auch hinsichtlich der theologischen Schlußfolgerungen stimme ich dem Autor nicht bei, wo er auf die letzten Zusammenhänge von Materie und Seele zu sprechen kommt. Als einzig wahren Monismus will er nur den bezeichnen, der eine „Einheit der ersten Ursache alles endlichen Seins" anerkennt. Das geht nun noch an, aber alle Wissenschaft und Philosophie hört auf, wenn man diese einheitliche Ursache „persönlich" faßt und wenn in den katholischen Katechismen, Konfessionsschriften, Gebet- und Predigtbüchern diese göttliche Ursache in der plumpesten Weise vermenschlicht wird. Denselben Rat, den Wasmann den Zoologen in bezug auf das Tier gibt, muß man den Theologen in bezug auf Gott ans Herz legen.

Dr. L. Woltmann.

E. V. Zenker, Soziale Ethik. Leipzig 1905. Georg H. Wiegands Verlag. XI und 284 S. 8°. Preis 6 Mk.

Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Ethik ist im letzten Jahrhundert wenig Ersprießliches geleistet worden, weil man sich — wie Zenker sagt — nahezu aus-

Digitized by Google

schließlich mit der individuellen Ethik befaßte und dabei vergaß, daß die Sittlichkeit aus den Beziehungen der Menschen zueinander entspringe. Der Verfasser vertritt den richtigen Standpunkt der Einheitlichkeit des biologischen, sozialen und sittlichen Entwicklungsprozesses; er behandelt im ersten Abschnitt seines Buches: „Quellen der Sittlichkeit", das Wesen und die Ziele der Sittlichkeit, die Faktoren der Sittlichkeit, das sittliche Verhalten der Masse und der Person usw., im zweiten Abschnitt: „Vom sittlichen Handeln", die Pflichten, das Verhältnis der Sittlichkeit zur Entwicklungslehre, zur Religion, Politik und Kunst.

Als Quellen aller sittlichen Betätigung werden angesehen: „1. Die den Menschen umgebenden Verhältnisse; 2. das Triebleben der Menschen; 3. die Erkenntnis." Der Einfluß der Rassenanlagen auf den ethischen Zustand einer Gemeinschaft wird nicht geleugnet, hingegen behauptet, daß „von einer absoluten Wertung der Rassen in bezug auf die Sittlichkeit — wie es die Rassentheoretiker wollen — keine Rede sein" kann; dabei kommt Zenker mit sich selbst in Widerspruch, weil er zugibt, es können die besonderen „vererbten Anlagen einer Rasse sehr wohl spezifische Fehler, sittliche Mängel bedeuten", die ihr dann „als Eigentümlichkeit anhaften". Das objektive Studium dieser Eigentümlichkeiten bei den verschiedenen Rassen wird auch eine absolute und vergleichende sittliche Wertung derselben ermöglichen. Bisher sind solche Forschungen wohl arg vernachlässigt worden und persönliche Voreingenommenheit hat sich hier, wie bei anderen Zweigen der Wissenschaft vom Menschen, als ein großes Hindernis des Fortschritts erwiesen. Das sollte auch Zenker beherzigen, denn soweit es sich um die Würdigung von Rassencharakteren handelt, läßt er sich vom subjektiven Vorurteil leiten und gibt seiner Abneigung gegen eine Gruppe der historischen Anthropologen — die Rassenfanatiker, wie er sie nennt — in unverhüllter Weise Ausdruck.

Die Ethiker wenden sich mit besonderem Eifer gegen die Ausmerzung der Untauglichen; dabei werden jenen, die eine zunehmende Verschlechterung der Rasse infolge kontraselektorischer Tendenzen verhindert wissen wollen, die unglaublichsten Forderungen unterschoben, als ob sie verlangten, „alle Neugeborenen zu töten, die schwächlich erscheinen", oder „unsere Lieben, welche eine phthisische Anlage zeigen, den ungünstigsten Verhältnissen auszusetzen" und Epidemien „wie ehedem ihre entsetzliche Ernte einheimsen" zu lassen. Es ist jedoch notwendig und den ethischen Prinzipien entsprechend, zu verhüten, daß „Personen, die notorisch geeignet sind, krankhafte und verbrecherische Anlagen zu vererben, sich fortpflanzen"; wenn Zenker dies selbst anerkennt, so ist die ganze Entrüstung gegen die grausamen Doktrinäre, die angeblich den Kindermord und die unbehinderte Ausbreitung der Seuchen (wahllose Vernichtung!) wollen, eigentlich überflüssig. Die Entartungsfrage bezeichnet der Verfasser als unsinniges Gerede von Dekadenz; er glaubt nicht an eine Entartung der Menschheit und sieht in den sittlichen Errungenschaften der jüngsten Vergangenheit Beweise für seine Anschauung, vornehmlich in der sozialen Gesetzgebung aller Kulturstaaten, „die ohne kräftige Betätigung des sittlichen Pflichtgefühles in einer Gesellschaft unmöglich wäre". Gewiß, die Befürchtungen der Leute, welche den nahe bevorstehenden Verfall der nordischen Kultur prophezeien, sind unbegründet; Zenker sieht hingegen die Zukunft in allzu rosigem Licht.

Um die wissenschaftliche Ethik auszugestalten und ihr neue Bahnen zu ebnen, müssen noch viele Probleme gelöst werden; hierfür enthält das vorliegende Buch, das den Vorteil hat, anregend geschrieben zu sein, manchen beachtenswerten Beitrag, wenn es auch nicht als eine in allen Punkten einwandfreie und abschließende Arbeit betrachtet werden kann. H. Fehlinger.

Dr. Karl Joseph Seitz, Biologie des geschichtlich-positiven Rechtes im Kulturleben der Gegenwart. Leipzig, Deichert 1906.

Die Ueberschrift Biologie darf den Naturwissenschafter oder auch einen nur naturwissenschaftlich allgemein Gebildeten nicht verleiten, in diesem Buche etwas diesem Begriffe Entsprechendes, etwa eine Zurückführung des Rechts und seiner Entwicklungsgeschichte auf seine natürlichen Grundlagen zu suchen. Dieses Buch ist ausschließlich für Juristen und zwar Rechtsphilosophen genießbar. Das Wort Biologie hat hier eine sehr übertragene Bedeutung, etwa wie der Jurist vom „Entstehen" und „Vergehen" eines Rechtsinstituts redet, wie vor allem v. Jhering die naturwissenschaftliche Terminologie zur Belebung seines Stils verwendet, wenn er von höheren Aggregatzuständen usw. bei Rechtssätzen spricht.

Digitized by Google

Der Verfasser hat übrigens als Jurist schon durch mehrere ähnliche Schriften, insbesondere seine „Praktische Rechtsschule im Entwicklungskampfe" und seine „Konstruktion", in zweifellos beachtenswerter Weise das Bestreben bekundet, die Jurisprudenz von dem Unbehagen zu erlösen, in dem sie als letzte überlebende Tochter der Scholastik sich der modernen Weltanschauung und den Anforderungen des Lebens gegenüber, sich gegenüber einer Zeit befindet, die sie nicht versteht und die von ihr nicht verstanden wird. Er ist bemüht, den beiden bisherigen Hauptrichtungen oder Schulen der Jurisprudenz, der sogenannten naturrechtlichen und der historisch-romantischen, eine neue dritte, die von ihm sogenannte praktische oder realistische, gegenüberzustellen. Die erstere ist ihm zu voraussetzungslos und revolutionär, die letztere zu stabil und konservativ. Wenn es uns gelingt, seine Meinung aus der leider allzu weitschweifigen und, wenn auch manchmal mit geistreichen Aperçüs gespickten, so doch leider allzu sehr überladenen Darstellung auf eine einfache Formel zu reduzieren, so dürfte es die einer Verschmelzung beider Schulen sein, also das bekannte juste milieu, wonach die Wahrheit in der Mitte liegt. Als Hauptmittel dazu nun erscheint dem Verfasser die sogenannte „Konstruktion", ein Wort, bei dem die Juristen zwar an sehr verschiedene Dinge, meistens aber die Herstellung irgend eines oft sehr subjektiv gewählten Gedankenzusammenhangs zwischen verschiedenen Rechtssätzen denken (Herstellung des sogenannten Normenzusammenhangs). Der Verfasser scheint nun dies Wort mehr im Sinne des „Aufbauens" oder „Weiterbauens" zu nehmen, er fordert, daß dieses Weiterbauen auf Grund der positiven, geschichtlich entwickelten Rechtssätze und nicht aus einem voraussetzungslosen, subjektiven sogenannten Vernunftrechte stattfinde. — Dies unterscheidet ihn von den sogenannten Naturrechtlern. — Daß er überhaupt einen Weiterbau fordert, und zwar durch Theorie und Praxis, nicht bloß durch die schwerfällige Mechanik der Gesetzgebung, trennt ihn von der quietistischen konservativen, historisch-romantischen Schule.

Als Jurist kann man sich nicht nur mit diesem allgemeinen Gedanken, sondern auch mit gar manchen einzelnen Bemerkungen des Verfassers einverstanden erklären. Nur erfährt man zu wenig von dem Material, mit dessen Hülfe der Umbau und Weiterbau, die Konstruktion im Sinne des Verfassers erfolgen soll. Und wir fürchten, daß dieses Material, solange nicht eine völlige Umwälzung der Rechtswissenschaft und ihre Befreiung aus dem Banne der Scholastik stattgefunden haben wird, einer rein formalen Geistesbildung, wie die heute sogenannte juristische es ist und anscheinend noch lange bleibt, noch lange ein Geheimnis bleiben muß. Die Mehrzahl der gegenwärtigen Juristen, Theoretiker wie Praktiker, mit Einschluß der Gesetzgeber, gleichen eben jenen sogenannten Physikern und Naturforschern des Altertums und Mittelalters, die den Stein der Weisen, ein Lebenselixier oder die Goldmacherkunst zu entdecken sich bemühten, indem sie über den Begriff des warmen und kalten Prinzips, der Lebensgeister u. dergl. mehr spekulierten, und wenn sie dabei blind experimentierten, nur selten, wie der legendäre Mönch Bertold Schwarz, etwas Brauchbares zutage förderten. Noch lange wird ihr eigentliches Reich der von Jhering sogenannte Begriffshimmel sein, eine vierte Dimension der Denker, bevölkert von zahllosen, sich durch „Konstruktion" auf ungeschlechtlichem Wege fortzeugender Gedankengespenster. Dr. L. Kuhlenbeck.

Dr. phil. et med. Willy Hellpach, Priv.-Doz., Nervenleben und Weltanschauung. J. F. Bergmann, Wiesbaden 1906.

Verfasser definiert das Streben nach Weltanschauung als „ein Bemühen, den Sinn der Welt zu finden, der unser Gemüt befriedigt ... und doch das vom Intellekt errungene Weltbild achtet, ja es als unbedingte Grundlage wählt". In diesem Sinne genommen, besitzt unser Zeitalter eine geklärte Weltanschauung noch nicht. Alles ist in einem machtvollen Werdeprozeß. Aber die von der charakteristischen „Rentenhysterie" geplagte Proletarierpsyche vermag ebensowenig, wie die an der Zeitkrankheit „Neurasthenie" leidende bürgerliche Klasse diese Weltanschauung aus sich allein heraus neu zu schaffen, woran auch der Umstand nichts ändert, daß die am stärksten von der Nervosität ergriffenen Schichten, Unternehmer und geistige Arbeiter, als „die wesentlichen Träger der materiellen und geistigen Kultur der Zeit" angesehen werden müssen. Vielmehr werden auch Landadel und Bauerntum, in denen ein

Digitized by Google

guter Teil unserer Volkskraft frei blieb von den Krankheiten der Zeit, mitschaffen müssen an der Weltanschauung der Zukunft. Schriftsteller wie Bölsche danken ihren Ruf der Tatsache, daß sie dieses Problem — nicht lösen, denn es ist noch nicht zur Lösung reif, wohl aber immer von neuem aufstellen und damit dem Bewußtsein nahe bringen. Indem wir das naturwissenschaftliche Weltbild unbedingt anerkennen und doch dem irrationalen Ueberschuß unserer Seele freie Bahn schaffen, tun wir das Unsere zur Erreichung des Zieles. Wo es freilich liegt, können wir nicht wissen, sondern höchstens ahnen. Ernste Berufsarbeit mit dem Ende: Persönlichkeit wird uns ihm näher bringen. Dr. G. Lomer.

P. Dahlke, Das Buch vom Genie. Verlag von Max Altmann, Leipzig 1905.

Es ist eine seltsame, etwas prätentiöse Schrift, dieses „Buch vom Genie". Danach ist das Genie eine wissenschaftlich gar nicht bestimmbare Kraft, die mit „Entwicklung", „Fortschritt" und dergleichen vulgären Begriffen nichts zu tun hat. In allen Menschen steckt etwas „Geniales", und darin liegt der Sinn und der Wert ihres Lebens. Das Geniale ist die Entsagung vom Sinnlichen und Zeitlichen, die Unterdrückung des Wollens, das zeitlose Versenken in den Geist Buddhas. Es sind sicher manche Schönheiten in dem Buch zu finden, aber auch viele Gemeinplätze und Schiefheiten. Die Unterhaltungen des Autors mit dem Leser, die witzig sein sollen und die oft ganz unvermittelt und in eigensinniger Weise eingestreut werden, machen den Eindruck des Trivialen und Lästigen. Eine solche Vermischung von Ernst und Scherz kann unter Umständen großes ästhetisches Vergnügen bereiten, aber dazu muß man ein Ingenium sein, wie Cervantes oder Heine.

Dr. Oerwing.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 9. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Gesellschaft und Staat als Organismus.

Dr. J. G. Weiß.

Ich will von vornherein Farbe bekennen. Ich bin altmodisch genug, eine „organische Gesellschaftsauffassung", und ich füge hinzu, auch eine entsprechende Auffassung des Staates, heute noch zu verteidigen, wenn auch nicht ohne Vorbehalte.

Es ist wohl selbstverständlich, daß man die Gesellschaft — oder auch den Staat — als Organismus betrachten kann, ohne damit alles zu akzeptieren, was jeder einzelne Schriftsteller in diesen Begriff einbezogen hat. Es wird sich nicht einmal sagen lassen, daß mit dem Begriff alles dasjenige verbunden sein müsse, was in der Biologie tatsächlich mit ihm verbunden ist. Denn undenkbar ist es vorweg doch nicht, daß einzelne Eigenschaften allen Organismen im Gebiete der Biologie zukommen, deren Fehlen uns doch nicht veranlassen würde, das Vorhandensein eines Organismus zu verneinen.

Wir werden also festzustellen haben, was der Inhalt des Begriffes „Organismus" ist, wo er auf Gesellschaft und Staat angewendet wird, und wir werden dann sehen, ob das so Gefundene — nicht bloß bildlich, sondern in Wirklichkeit — noch als Organismus angesprochen werden darf, ob der soziale und staatliche Organismus dem Organismus im Sinne der Biologie bei-, eventuell übergeordnet und einer höheren Einheit, dem Begriffe des Organismus im allgemeinen untergeordnet werden kann.

Um zu finden, was in Soziologie und Staatslehre das Wesentliche in dem Begriff „Organismus" ist, werden wir dasjenige heraussuchen müssen, worin die Vertreter der organischen Auffassung miteinander übereinstimmen, und werden dasjenige vernachlässigen dürfen, worin sie einander widersprechen.

Wir müssen also die Aussprüche einiger „Organiker" hören. Um dabei nicht irre zu gehen, müssen wir aber im Auge behalten, was einst Fricker gegen Schultze bemerkte, daß nämlich die Aufnahme des Wortes „Organismus" in die Staats- (oder Gesellschafts-) Definition noch gar nichts beweist, da sie sich bei vielen findet, die der Bedeutung einer solchen Definition gar nicht recht bewußt geworden sind. Selbst

Digitized by Google

eine eingehende Beschreibung des sozialen oder staatlichen Körpers nach Haupt und Gliedern ist oft nicht mehr als ein Bild.

Wenn Gierke[1]) von der organischen Theorie sagt, daß sie sich durch die Staatslehre des Altertums und die Gesellschaftslehre des Mittelalters ziehe, so soll ihm darin nicht widersprochen werden. Denn mit Recht kann er darauf hinweisen, „daß der Vergleich zwischen Gesellschaft oder Staat und tierischen oder pflanzlichen Körpern unabhängig von der Reflexion sich von jeher dem menschlichen Bewußtsein aufdrängte, unvertilgbare Spuren in unserem Sprachgebrauch hinterließ und selbst technischen Rechtsausdrücken zugrunde liegt". Doch muß gesagt werden, daß eine ernst zu nehmende, klar durchdachte und klar zum Ausdruck gebrachte organische Staats- und Gesellschaftslehre erst möglich wurde, als die Naturwissenschaft den individuellen Organismus in seinem Aufbau und seinen Funktionen bis zu einem gewissen Grade aufgeklärt hatte. Selbst Platon, dem Bluntschli nachrühmt, daß er die organische und zwar menschlich-organische (!) Natur des Staates richtig erkannt habe, kann deshalb nur mit Vorbehalten neben die modernen Organiker gestellt werden, und was wir sonst noch finden, ist meist nur ein Spiel mit Bildern, vergleichbar der Fabel des Menenius Agrippa, in der wohl noch niemand mehr als die glückliche Verwendung einer Analogie gefunden hat.

Im Ernste können wir kaum hinter Comte zurückgehen, dessen Einfluß auf die hervorragendsten Organiker des Auslandes — so auch auf Spencer — unbestritten ist, und der auch den deutschen Organikern voraufgegangen ist, wiewohl die Organiker unter den deutschen Staatsrechtslehrern nicht auf ihm fußen und auch hinsichtlich der Soziologen ununtersucht bleiben muß, ob sie mehr von Comte unmittelbar oder mehr von Spencer beeinflußt wurden, und wie weit anderseits sie etwa durch Schellingschen[2]) oder Hegelschen[3]) Einfluß in ihrer Denkrichtung bestimmt worden sind. Soweit aber speziell die Vertreter der organischen Staatslehre an ältere Vorgänger anzuknüpfen suchen — wie insbesondere Bluntschli — ist darin mehr das Bestreben zu erkennen, für ihre eigenen Ideen ältere Zeugen zu finden, als das Eingeständnis, von dorther wirkliche Einflüsse empfangen zu haben.

Comte also, den wir zuerst hören müssen, spricht vom „organisme collectif" mit einer gewissen Selbstverständlichkeit. Zwar spricht er von ihm in einem gewissen Gegensatz zum „organisme individuel" und den diesem vorausgegangenen Stadien; er findet Verschiedenheiten, die der neue Organismus aufweist, die es nötig machen, ihn von den Organismen der früheren Stufen „prof ondément" zu trennen, aber er betont auf das nachdrücklichste: „Quoique d'une autre nature que les trois precedentes, cette complication définitive n'est pas moins prononcée, que celles déja éprouvées." Und weshalb und in welchem Umfange die Erfahrungen aus dem Gebiete der Biologie ihm für die Soziologie verwertbar scheinen, das spricht er aus, indem er sagt, die sozialen Vorgänge müßten als solche aufgefaßt werden, die natürlichen

[1]) „Das Wesen der menschlichen Verbände", Rektoratsrede 1902. Leipzig. Duncker & Humblot.

[2]) Quarch, Gesch. u. Entwicklung der organischen Methode d. Soziologie. Bonn 1901, u. Roth, Schelling u. Spencer, Bonn 1902.

[3]) Spann, Schäffle als Soziologe. Zeitschr. f. d. ges. Staatsw., 1904, S. 209 ff.

Digitized by Google

Gesetzen unterliegen; sie seien nur die einfache Entwicklung der Menschheit, ohne daß neue Fähigkeiten dabei geschaffen würden, und so müßten sich alle von der Beobachtung aufgedeckten Anlagen wenigstens im Keime, in der Grundform wiederfinden, die die Biologie im voraus für die Soziologie festgestellt habe.

Schon aus diesen wenigen Proben ist zu ersehen, daß Comte nicht wegen äußerer Aehnlichkeiten in nur bildlichem Sinne die Gesellschaft einen Organismus nennt, sondern daß er umgekehrt trotz mancherlei Unähnlichkeiten eine tiefe Wesensgleichheit findet, die ihn nötigt, sie als solchen zu bezeichnen.

Der Einfluß Comtes auf Spencer wurde schon erwähnt. Und wenn beide auch bald in wichtigen Dingen auseinander gingen, so kann man doch sagen, daß der Staats- und Gesellschaftsbegriff ihnen in der Hauptsache gemeinsam blieb, wie ja auch Spencer im Rahmen seines Systems zu einer anderen Auffassung als der eben bei Comte gefundenen kaum gelangen konnte. Es mögen hier etwas ausführlicher die Gründe gegeben werden, die ihm maßgebend waren, die Gesellschaft als Organismus zu betrachten, ihr aber eine besondere Stellung unter den Organismen anzuweisen. Zunächst die Aehnlichkeiten:

Wie andere Organismen, weist sie Wachstum auf, nicht nur der Größe, sondern auch der Struktur nach, und dann gleicherweise Zerfall; mit dem Wachstum ist eine Differenzierung der Teile in Form und Funktionen verbunden, bei der die Teile in steigendem Maße voneinander abhängig werden. Wie andere Organismen besteht die Gesellschaft aus lebenden Einheiten. Das Leben des Aggregats kann zerstört werden, ohne dasjenige aller Einheiten sofort zu zerstören; anderseits aber überdauert das Leben des Aggregats normalerweise das seiner Komponenten. Auch der ins Auge springende Unterschied, daß andere Organismen einen festen körperlichen Zusammenhang aufweisen, die Gesellschaft aber nicht, ist von keiner ausschlaggebenden Bedeutung, denn die erforderliche Wechselwirkung der Teile findet auch durch die Zwischenräume hindurch statt.

Gegenüber alledem besteht nur ein einziger wirklich bedeutungsvoller Unterschied: Bei anderen Organismen, soweit ihnen ein Bewußtsein überhaupt eigen ist, ist dieses konzentriert in einem kleinen Teil des Apparats; bei der Gesellschaft sind dessen Träger die Einheiten.

So lehnt denn Spencer insbesondere es ab, den sozialen Organismus speziell mit dem menschlichen Individualorganismus zu vergleichen, und das ebenso wie in den eben dargelegten Grundzügen, auch in den Einzelheiten. „The morphology and physiology of Society, instead of corresponding to the morphology and physiology of man, correspond rather to morphology and physiology in general.“ Die Gesellschaft ist kein Mensch, aber auch kein sonstiges Tier und keine Pflanze; sie ist eben die Gesellschaft, ein organisches Wesen höherer Ordnung, ein „superorganisches“ Gebilde, dessen Lebenserscheinungen überall Analogien mit denen anderer Organismen aufweisen müssen, nirgends aber eine Identität[1]).

[1]) Vergl. Gumplowicz, Grundriß der Soziologie, der auch sehr beifällig hervorhebt, wie Spencer es vermeidet, aus Analogien eine Identität zu machen, so weit er sonst davon entfernt ist, Spencers Standpunkt zu teilen.

Digitized by Google

In Deutschland war es zunächst die Staatslehre, in der der Begriff des Organismus sich einbürgerte, und Bluntschli kann unter den deutschen Staatsrechtslehrern als der bekannteste Organiker bezeichnet werden. Er sagt: „Der Staat ist eine menschenartige, aus der Einigung von Menschen zusammengesetzte Person" und „der moderne Staat betrachtet sich als eine Person, die zugleich aus Geist (dem Volksgeist) und Leib (der Verfassung) besteht. Schon erwähnt wurde, wie er Platon lobt, weil er die „menschlich-organische" Natur des Staates erkannt habe. Solche und ähnliche Aussprüche sind Veranlassung gewesen, seiner Staatsauffassung einen gröblichen Anthropomorphismus vorzuwerfen. Aber wir haben es gerade hier doch eigentlich mehr mit nicht ganz glücklich gewählten Bildern zu tun. In Wahrheit war es nur seine Absicht, den Staat als ein durch die „Formen und Kräfte des menschlichen Geistes" notwendig hervorgebrachtes Gebilde zu erklären, das dann aber keineswegs nur den Zweck hat, der Wohlfahrt seiner einzelnen Komponenten zu dienen, sondern vielmehr die Gesamtheit als solche, das Volk, zur Entwicklung seiner Anlagen, zur Vervollkommnung seines Lebens, endlich zur Vollendung bringen soll. Interessant ist dabei, daß Bluntschli die organische Natur der Rasse anerkennt, die der Gesellschaft aber entschieden verneint, indem er sagt, diese letztere habe keine Gesamtpersönlichkeit; sie bestehe nur aus einer Masse von Privatpersonen.

Neben Bluntschli mag noch Waitz gehört werden, der sagt: „Der Staat ist nichts willkürlich Gemachtes, nicht durch Vertrag der Menschen, nicht durch Gewalt eines oder einiger Einzelner entstanden. Der Staat erwächst organisch als Organismus, aber nicht nach den Gesetzen und für die Zwecke des Naturlebens, sondern er ruht auf den höheren sittlichen Anlagen der Menschen, in ihren wahren sittlichen Ideen; es ist kein natürlicher, ein ethischer Organismus."

Ein neuerer Vertreter der organischen Staatslehre ist Bruno Schmitt[1]). Er begründet seine Auffassung damit, daß der (normale) Staat stets eine individuelle, ihm spezifisch eignende Behauptungsfähigkeit bewähre und eben deshalb als natürlich lebende Einheit erscheine. Er betont, daß er tiefgehende Verschiedenheiten zwischen dem physischen und dem sozialen oder staatlichen Organismus nicht verkenne, die manchen die Vereinigung beider unter einem Begriff ausschließe und ihnen nur eine Analogie annehmbar scheinen lasse, aber er erblickt zwischen deren Auffassung und der seinen keinen sachlichen Unterschied. Gegen Jellinek, der den Begriff Organismus ablehnt, weil dem Staat Fortpflanzung, Wachstum, Rückbildung und Tod nicht eigentümlich sei, bemerkt er, daß auch ein nicht fortpflanzungsfähiges Wesen noch ein Organismus sei, und das nicht etwa nur deshalb, weil es einmal entstanden, gewachsen, sei und später wieder abnehmen und untergehen werde. Auf den Einwand, der Staat habe kein Gehirn, sagt er, in Wahrheit sei nur bei den in Vergleich gestellten Organismen „eine und dieselbe physiologische Funktion morphologisch verschiedenen Organen übertragen". Das Resultat aller seiner Vergleichungen ist wohl am deutlichsten ausgesprochen in dem Satze: „Nur in derselben Weise, wie man wohl auch die einheitliche Persön-

[1]) „Der Staat", Staats- u. völkerrechtl. Abhandlungen, I, 6. Leipzig 1896.

Digitized by Google

lichkeit des Menschen als bloße gedankliche Abstraktion bezeichnet hat, erscheint der (einzelne) Staat gleichfalls als solcher; sonst aber ist er das gerade Gegenteil derselben, nämlich ein (reales) Individuum."

Nun wieder zur Soziologie! Den Uebergang mag Gierkes schon zitierte Rektoratsrede über das Wesen der menschlichen Verbände vermitteln. Die Ansicht, daß der soziale Körper als ein wirklicher Organismus zu betrachten sei, verficht Gierke mit aller Entschiedenheit. Aber er spricht gegen eine „einseitig naturwissenschaftliche" Auffassung, die für „Organismen, deren Glieder frei wollende Menschen sind, den tierischen oder pflanzlichen Zellenstaat zum Vorbild nehme", und er findet schließlich den wahren Inhalt der organischen Gesellschaftsauffassung lediglich darin, „daß wir in dem gesellschaftlichen Körper eine Lebenseinheit eines aus Teilen bestehenden Ganzen erkennen, wie wir sie außerdem nur in den natürlichen Lebewesen wahrnehmen". Weiter sagt er: „Nun sind eben die Wirkungen, die wir der Gemeinschaft zuschreiben müssen, so beschaffen, daß sie sich aus bloßer Summierung individueller Kräfte nicht erklären lassen. Denn sie können nicht etwa von einem isolierten Menschen teilweise hervorgebracht werden, so daß die Gesamtleistung eine den Teilleistungen gleichartige und nur quantitativ gesteigerte Größe wäre, sondern sie sind spezifischer Art. Machtorganisation, Recht, Sitte, Volkswirtschaft, Sprache sind Phänomene, bei denen dies sofort in die Augen fällt. — Dann wieder, als Erklärung für die Schwierigkeiten, mit denen die organische Auffassung zu kämpfen hat: „Die höhere Lebenseinheit selbst freilich können wir in unserem Bewußtsein nicht finden, denn da wir Teile des Ganzen sind, kann das Ganze nicht in uns sein."

Befremdlich würde man es finden, wenn ich Schäffle übergehen oder auch nur nebensächlich behandeln wollte, der ja als typisch für die Organiker unter den deutschen Soziologen gilt[1]). Gleichwohl kann ich ihn nur gewissermaßen gegen seinen Willen hierherstellen. Denn wenn er auch Bau und Leben des sozialen Körpers beschrieben und in dieser Beschreibung förmlich mit den aus der Zoologie entnommenen Bezeichnungen gespielt hat, so hätte es doch kaum seiner Versicherungen in den Jahrgängen 1903/04 der „Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft"[2]) bedurft, um zu zeigen, daß seine Analogien nicht Homologien sein sollten. Schon in „Bau und Leben" selbst hat er dies nachdrücklich betont und geltend gemacht, daß die menschliche Gesellschaft „keine einfache Fortsetzung der Erscheinungen der organischen Biologie" darstelle. Er zeigt wohl, daß nicht nur die elementaren Gebilde der sozialen Organisation, sondern auch deren größere Gruppen, die „Organsysteme", in gewissem Sinne „Wiederholungen der organisch-leiblichen Lebenswerkzeuge" seien, was seinen einfachen Grund darin finde, „daß der soziale Körper die Summe derselben äußeren Lebens-

[1]) Vergl. Gumplowicz, Grundriß der Soziologie, zweite Aufl., S. 22.

[2]) Spann (Zeitschr. f. d. ges. Staatsw., 1902, S. 22) geht übrigens zu weit, wenn er im Bestreben, zu zeigen, daß Schäffle kein Organiker sei, behauptet, ihm sei die Gesellschaft nur eine psychische Wechselbeziehung von Individuen, und die Güterwelt die „äußere Veranstaltung" dieser Wechselbeziehung. Schäffles eigene Definitionen sind ja nicht immer widerspruchslos. Aber wenn seine wirkliche Auffassung mit der Definition Spanns sich gedeckt hätte, so hätte er nicht wohl sagen können, der soziale Körper sei „ein Ganzes von anorganischen, organischen und begeisteten Massen, von physischen, psychophysischen und psychischen Bewegungen".

Digitized by Google

bedingungen als Lebensmedium sich gegenüber hat, denen auch die Organismen ihre Existenz abzuringen haben". Er blickt dann auf den sozialen Körper als Ganzes und sagt: „auch in dieser Hinsicht läßt sich nicht verkennen, daß die menschliche Gesellschaft dem Gesamtorganismus der Pflanze und des Tiers, des Pflanzen- und Tierstockes oder der Tierkolonie in manchen Zügen ähnlich ist". Aber noch mehr in die Augen fallend ist es ihm, „daß sie auch weit darüber hinausragt und eine ganz neue, geistigere, universellere, zusammenhangsvollere Zusammenstellung von Stoff und Kraft zur Erscheinung bringt"[1]).

Wenn er hiernach im sozialen Körper eine Organisation, die den pflanzlichen oder tierischen Organismen zu koordinieren wäre, nicht erblickt, so kann man doch füglich sagen, daß es ein Organismus einer anderen, höheren Ordnung ist, den er schildert, indem er sagt: Das soziale Leben ist die geistigste und universellste Integration, Differentiation und Gliederung aller anorganischen und organischen, aller physischen und psychischen Kräfte der irdischen Welt, die vollkommene Belebung, die vollständigste und bewußteste Individuierung, hiermit aber auch das umfassendste und vergeistigtste Gegenbild sowohl der ursprünglichen individualitätslosen Einheit des anorganischen Naturreiches, als der nur stückweise und halbbewußten Individuation des organischen Naturreiches." Danach verdient gewiß auch Schäffle hier seinen Platz, so sehr er auch die Unterschiede zwischen dem sozialen und dem tierischen oder pflanzlichen Organismus betont hat.

Aehnlich wie Schäffle beschreibt Lilienfeld den sozialen Organismus unter Verwendung von Begriffen aus dem Gebiete der Biologie. Aber wenn Schäffle in seiner bereits angeführten späteren Verteidigung[2]) manchen seiner früheren Definitionen nur noch die Bedeutung erläuternder Bilder ließ, so betonte Lilienfeld seinerseits, daß seine Analogien aus dem Gebiete der Biologie keineswegs als bloße Bilder aufzufassen, sondern buchstäblich ernst zu nehmen seien. Ihm kommt also mit mehr Recht die Rolle zu, die man Schäffle wider seinen Willen spielen ließ. Immerhin fällt es auch Lilienfeld nicht ein, zu leugnen, daß der soziale Organismus Besonderheiten aufweist, die ihn von anderen Organismen unterscheiden. Ja, er findet sogar Besonderheiten, die bei Licht betrachtet, eigentlich keine sind. Doch darauf einzugehen würde zu weit führen.

Um den Zirkel wieder mit einem französischen Soziologen zu schließen, sei noch René Worms angeführt[3]). Ein Organismus ist ihm „un tout vivant, composé de parties elles mêmes vivantes". Das trifft auch für den sozialen Körper zu, der aber auch im einzelnen noch in den wesentlichsten Punkten anderen Organismen ähnelt: In der äußeren Form ist er nicht geometrisch und — in Zeit und Raum — fortwährend sich ändernd. Er nimmt Nahrung (Güter) auf, er baut fortwährend neue Zellen auf und scheidet alte aus. Seine Elemente sind nicht nur äußeren Kräften unterworfen, sondern, und sogar

[1]) Also ganz ähnlich wie Woltmann (Pol. Anthropologie, S. 128): „Die Gesellschaft ist in der Tat ein Organismus, aber sie ist zugleich mehr als ein Organismus, als reale Lebenseinheit ein andersartiges, überorganisches Gebilde".
[2]) Ztschr. f. d. ges. Staatsw. 1903/4.
[3]) Organisme et Societé. Paris 1895.

Digitized by Google

wesentlich, solchen, die dem Körper immanent sind. Er weist eine ähnliche Differenzierung seiner Teile auf, wie andere Organismen, er ist, wie jene, dem Tod unterworfen und er übt sogar, trotz gegenteiliger Behauptungen, auch Fortpflanzung, „donnant le jour à des autres societés, qui continueront dans une certaine mesure sa tradition et son esprit, qui hériteront non senlement de son sang, mais de sa civilisation et de ses idées et de ses croyances". Uebrigens verkennt auch Worms die Verschiedenheiten nicht, die neben den Aehnlichkeiten bestehen: Beim sozialen Organismus sind die Elemente mehr durch Intelligenz und Willen als durch materiellen Zusammenhang verbunden; das Band ist mehr psychisch als körperlich. Durch ihre höhere Entwicklung haben die Elemente eine größere Fähigkeit, sich allerhand Funktionen anzupassen und so sich gegenseitig auszuwechseln. Der soziale Organismus ist viel komplizierter und die Beziehungen unter seinen Elementen sind deshalb auch viel mannigfaltiger; ja es treten auch Beziehungen neuer Art bei ihm auf, die in der „puren Biologie" nicht vorkommen, also „superorganisch" sind. Dessenungeachtet weist aber der soziale Organismus neben Zügen, die an die höchsten andern Organismen gemahnen oder über sie hinausgehen, auch solche auf, die an die niedersten Organismen erinnern, und das ganz erklärlicher Weise. Denn wenn einerseits seine Elemente aus den höchsten Organismen der im engeren Sinne biologischen Klasse bestehen, so hat doch er, der später entstandene Organismus, an sich noch nicht die Zeit gehabt, sich in allen Beziehungen so zu entwickeln, wie jene.

Genug der Proben!

Was ist nun den verschiedenen Auffassungen und Definitionen gemeinsam? Von einem Anthropomorphismus, wie er den Organikern vielfach vorgeworfen wurde, kann einmal vorweg nicht die Rede sein, wenn einem solchen auch nicht alle die zitierten Autoren so deutlich widersprechen, wie z. B. Herbert Spencer. Und ebensowenig wie alle wesentlichen Eigenschaften des Menschen werden auch nur alle diejenigen, die ihm mit den sonstigen animalischen Organismen gemeinsam sind, dem sozialen oder dem staatlichen Organismus einstimmig zugeschrieben; ja nicht einmal unbedingt alle diejenigen, die tatsächlich allen tierischen und pflanzlichen Organismen eigen sind, sondern unter ihnen nur die, deren Fehlen in der Auffassung der betreffenden Autoren die Anwendung des Begriffes „Organismus" ausschließen würde.

Was ist es also, das bleibt?

Unbeschadet der Definition von Waitz, der die „Gesetze für die Zwecke des Naturlebens" doch nur in einem engeren Sinne ablehnen will, ist es wohl dies:

Die Gesellschaft, und für die organische Staatslehre der Staat, ist kein Produkt menschlicher Willensfreiheit und Willkür, sondern etwas naturgesetzlich Gewordenes, aus lebendigen Einheiten bestehend, aber zugleich mit eigenem Leben, das nicht lediglich die Summe der in ihm begriffenen Einzelleben ist, sondern eine über diesen sich erhebende höhere Einheit.

Digitized by Google

Es bleibt nun zu betrachten, ob diese Definition auch wirklich genügt, den Begriff eines Organismus zu konstituieren und ob sie und wie weit sie in Wirklichkeit auf die Gesellschaft und den Staat anwendbar ist.

Es ist nicht meine Absicht, mit denen zu rechten, die zugunsten des menschlichen Willens eine Ausnahme vom Kausalitätsgesetz machen möchten. Geworden, nicht gemacht, ist auch alles dasjenige, was kein Organismus ist. Der Schwerpunkt der obigen Definition liegt also in ihrem zweiten Teil, in der Betonung des eigenen Lebens, des dem Gesamtaggregat immanenten Lebens im Unterschied von der Summe der in ihm begriffenen Einzelleben. In der Tat haben wir aber hier dasjenige, was auch in der Biologie genügt, den Organismus zu unterscheiden, nicht nur von unorganisierter Masse, sondern auch von einer bloßen Organisation, möge diese letztere leblose Gegenstände und einzelne mechanische Kräfte, oder möge sie belebte Einzelwesen zum Gegenstande haben. Dem Organismus ist eine (in Wechselwirkung mit äußeren Kräften) ihn gestaltende Kraft immanent, während bei der Organisation die primär gestaltende Kraft von außen einfällt und nur in den einzelnen Elementen des Aggregats Reaktionen erzeugt. Dabei muß dies „außen" natürlich nicht einfach räumlich genommen werden. Das Agens kann auch inmitten des zu organisierenden Aggregats sitzen und darf nur mit ihm nicht identisch sein.

Nun zur zweiten Frage, ob die gefundene Definition des „Organismus" auf die Gesellschaft und den Staat anwendbar ist.

Da glaube ich sagen zu dürfen, daß überall, wo wir im Ernste von einer Gesellschaft reden können, diese auch ein Organismus sein wird, wenn auch oft ein recht unvollkommener; daß dagegen der Staat ein Organismus nur dann sein wird, wenn er sich mit der — oder vielleicht richtiger „einer" — Gesellschaft deckt.

Eine nähere Betrachtung dient vielleicht, dies zu bestätigen.

Gumplowicz läßt das soziale Leben mit der Wechselwirkung heterogener Gruppen beginnen. Nun ist ja das Heterogene nie und nirgends das Primäre; die Gumplowiczschen Gruppen sind also schon Evolutionsprodukte. Ihnen voraus geht der Zustand, in dem der Mensch oder sein vielleicht entfernter Vorfahr, sobald die Hülfsbedürftigkeit der ersten Jugend aufhörte, weder verwandtschaftliche noch sonstige Bande kannte, der Zustand der lediglich aus gleichartigen Individuen bestehenden homogenen Masse. Man muß allerdings diesen Zustand als vorsozial bezeichnen, wie man auch z. B. den Zustand eines homogenen Urnebels vielleicht nicht als einen solchen bezeichnen wird, der im Rahmen der Evolution eines Sonnensystems steht, sondern als einen solchen, der dieser vorausgeht. Das ist aber hier gleichgültig. Gleichgültig ist es auch, wenn man geltend macht, daß die primitiven Gruppen nicht unbedingt schon Integrationsprodukte im Sinne der Spencerschen Evolutionsformel zu sein brauchten, sondern daß auch äußere Einflüsse — Gefahren namentlich — oft eine Gruppe von seither einander völlig fremden Individuen zusammenjagen konnten. Letzteren Falles war es doch naheliegend, daß innerhalb der Gruppe sofort ein Integrationszentrum sich bemerklich machte, und

Digitized by Google

nur wenn das der Fall war, konnten sie über den augenblicklichen Anlaß ihrer Zusammenscharung hinaus Bestand haben. So ist es ohne Bedeutung, wodurch das ursprüngliche Gleichgewicht der homogenen Masse gestört wurde; in jedem Falle bildeten eine Menge kleiner Integrationszentren die Elemente des sozialen Organismus. Weiterhin traten diese in Wechselwirkung, — wesentlich feindliche — und Gewalt der Stärkeren, Schutzbedürfnis der Schwächeren bewirkten eine zweite Stufe der Integration.

Es ist nun von Interesse, zu fragen, was schon in diesem primitiven Stadium die Hauptbedingung der Entwicklung kräftiger und lebensfähiger Gruppen sein mußte?

Wir wissen heute, daß allzu intensive Inzucht der Nachkommenschaft nicht förderlich ist; eine allzu große Heterogenität der sich Paarenden ebensowenig. Bei den Schwierigkeiten weiter Wanderungen in den frühesten Zeiten lag die letztere Gefahr nicht sehr nahe. Erreichbar waren in der Regel nur mehr oder weniger verwandte Individuen, und da innerhalb des Verwandtschaftskreises die Paarungen einander fernerstehender Individuen mehr Aussicht auf widerstandsfähige Nachkommenschaft hatten, mußten diejenigen Gruppen, die nicht allzu streng in sich abgeschlossen blieben, sondern in die Kreise anderer — insbesondere mit Weiberraub — einbrachen, die übrigen aufsaugen.

Wir sehen also hier einen weiteren Verwandtschaftskreis — mit anderen Worten die Rasse — als die Grundlage, auf der die ersten Gesellschaftsbildungen sich entwickelten und mit diesen ersten Gesellschaftsbildungen die ersten Anfänge des Staates. Denn mit den ersten sozialen Integrierungs- und Differenzierungserscheinungen mußten auch die einfachsten Elemente des Staatslebens in Erscheinung treten.

Die normale, freilich in der Geschichte kaum irgendwo ungestört verlaufene weitere Entwicklung mußte nun die sein, daß die Integration fortschritt, daß stufenweise unter einer Anzahl kleinerer Gebilde eines übermächtig wurde und die anderen in seinen Bannkreis zog, bis schließlich Staat und Gesellschaft sich darstellten als die organisierte Rasse, die Rasse ihrerseits sich als Körper des Staats- und Gesellschaftswesens, und das durch innere und äußere Kräfte einst gestörte Gleichgewicht des Gesamtaggregats sich wiederhergestellt hatte in einem System ausgeglichener Bewegungen.

Es fragt sich nun vor allem, ob nicht schon in den erwähnten ersten sozialen Integrationserscheinungen eines noch formlosen, aber durch eine gewisse Affinität der Teile ausgezeichneten kleinen Aggregats, sich eine Aeußerung eigenen Lebens dieses Aggregats erblicken läßt? Die Frage wird zu bejahen sein, denn es greift keine ordnende Hand planmäßig von außen ein, es ist auch nicht die Willkür einzelner unter den Komponenten oder aller einzelnen, aus der die Erscheinung erschöpfend zu erklären wäre, sondern die naturgesetzliche Wechselwirkung aller in den Komponenten tätigen physischen und psychischen Kräfte. Das Leben des Aggregats greift auch über das der Komponenten hinaus: neue Komponenten treten ein und alte vergehen, ohne daß das Ganze in seinem Bestande und seiner Betätigung berührt wird. Ferner reagiert das Aggregat als Ganzes auf von außen einfallende Kräfte in einer Weise, in der die

Digitized by Google

einzelnen Komponenten nicht reagieren würden. Und endlich werden fremde, der nötigen Affinität entbehrende Elemente, die in den Bannkreis des sich integrierenden Aggregats eintreten, entweder wieder abgestoßen, oder sie bleiben als Fremdkörper innerhalb des Aggregats, unter Umständen dessen Entwicklung beeinträchtigend, unter Umständen auch eine eigene Entwicklung zu einem parasitären Dasein nehmend und so das Leben des Hauptaggregats gefährdend.

Die geschilderten Züge können wohl einzeln oder zumeist auch da sich vorfinden, wo nur eine unorganisierte Masse, noch mehr da, wo eine (bloße) Organisation vorliegt. Aber in ihrer Gesamtheit zeigen sie sich nur, wo eigenes Leben ist, wo ein Organismus besteht.

Muß nun der soziale Körper schon in seiner ersten Anlage als ein — wenn auch noch sehr primitiver — Organismus erkannt werden, so ist es selbstverständlich, daß die Eigenschaft eines solchen ihm auch auf seinen höheren Entwicklungsstufen zukommt, bis hinauf zu seiner Vollendung, bis zu dem Punkte, da er mit dem Staat einerseits, mit der Rasse anderseits sich deckt und die Rasse in ihm und dem Staate zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht.

Wie ist es aber nun da, wo eine ungestörte Evolution der Gesellschaft auf der Grundlage der Rasse nicht vor sich geht?

Es braucht nicht näher eingegangen zu werden auf Fälle, in denen innere Ursachen eine krankhafte Entwicklung zur Folge haben, indem z. B. die Integration nach einem Zentrum des Gesamtaggregats nicht frühe und kräftig genug einsetzt und deshalb kleinere Gebilde früherer Stufen ein zu festes Gefüge, eine zu selbständige und eigenartige Struktur erhalten, um noch leicht als abhängige Glieder in das Ganze sich einzufügen.

Die Fälle, die uns zumeist interessieren werden, sind die, in denen der Rasseprozeß gestört, der Sozialprozeß in andere Bahnen gedrängt wird durch das Hinzutreten völlig fremder Elemente.

Daß schon relativ kleine fremde Beimischungen störend und sogar gefährlich werden können, wurde bereits bemerkt. Bei großen und namentlich bei solchen, die mit gewaltsamen Ereignissen verknüpft sind, werden unter Umständen die schon vorhandenen organischen Gebilde zerstört und ihre Elemente so hoffnungslos mit den fremden durcheinandergeschüttelt, daß einem erneuten Integrationsprozeß zunächst die schwersten Hindernisse entgegenstehen, so sehr auch die Individuen, die ja längst gewohnt sind, abhängige Teile eines Ganzen zu sein, geneigt wären, den von ihnen und ihren Vorfahren schon einmal durchlaufenen Prozeß in beschleunigtem Tempo wieder zu durchlaufen. Immerhin wird die Tendenz zu einer Integration da sein, aber zu einer gesonderten je für die Bestandteile jeder der durcheinander geworfenen Rassen, so daß wieder eine reinliche Scheidung eintreten müßte, wenn jede Rasse das Bestreben, das ihr selbst innewohnt, auch bei der andern anerkennen würde.

Ein sozialer Organismus wird also zunächst nicht vorhanden sein. In allen Elementen des Gesamtaggregats wird aber je nach der Stufe der Evolution, auf der sie vorher sich befanden, das Bedürfnis nach einem organischen Zusammenleben und Zusammenwirken mehr oder weniger sich geltend machen.

Digitized by Google

Da wird denn meist als Ersatz für den lebenden Organismus eine Organisation sich einstellen, ein Staatsgebilde, das nicht herauswächst aus dem Zusammenwirken all' der lebendigen Kräfte des Gesamtaggregats, sondern dessen ordnende Kraft ihren Träger entweder ganz außerhalb desselben hat, oder in einem einzelnen Individuum oder einer einzelnen — vielleicht noch den Charakter eines Organismus bewahrenden — Gruppe innerhalb desselben.

Die Organisation als solche kann unter Umständen durch die heterogenen Eigenschaften und Neigungen der vertretenen Rassen geradezu erleichtert werden. Eine kriegerische Rasse und eine friedfertige, dem Ackerbau und der Viehzucht ergebene, sehen wir ja in der Geschichte oftmals als die Komponenten relativ festgefügter Staatsgebilde. Aber von einem lebendigen Organismus vermögen wir gegenüber solchen Fällen nicht zu reden, oder doch nur dann, wenn wir lediglich auf eine herrschende Rasse blicken und bei ihr die Merkmale eines solchen wahrnehmen. Abgesehen von letzterer Möglichkeit werden wir nur kleinere organische Bildungen innerhalb des Aggregats zu erkennen vermögen, die der Organisation unterworfen sind, aber an ihr und an dem Organismus, der ihr Schöpfer ist, keinen lebendigen Anteil haben.

Freilich ist der Fall auch denkbar, daß eine bloße staatliche Organisation sich über mehrere Rassen (oder Völker mehrerer Rassen) erstreckt, die räumlich geschieden sind und je für sich soziale und staatliche oder auch nur soziale Organismen bleiben, wofern sie das vorher waren. Von einer das ganze Aggregat in sich begreifenden Gesellschaft kann aber hier erst recht nicht die Rede sein. Die im Gesamtstaat begriffenen Gesellschaften sind Organismen, der Gesamtstaat ist nur eine Organisation.

Wie aber im Bereiche der Biologie ein Zusammenwachsen von Teilorganismen zu einem Ganzen nicht ausgeschlossen ist, so auch im superorganischen Gebiete; freilich hier wie dort nur unter besonders günstigen Umständen mit der Aussicht, daß etwas Besseres als ein mehr oder weniger krüppelhaftes Wesen das Resultat ist. Allerdings darf vielleicht gesagt werden, daß die größere Selbständigkeit der Elemente, aus denen die Komponenten bestehen, der Bildung eines Gesamtorganismus eher günstig als ungünstig ist. Denn sie erleichtert es, daß die im Gesamtaggregat als solchem tätigen Kräfte den Zusammenhang der ursprünglich selbständigen Komponenten lösen und unmittelbaren Einfluß auf deren Elemente gewinnen, diese in einer neuen Weise integrierend und differenzierend. Ein solcher Prozeß wird aber wieder leichter vor sich gehen, wo keine zu großen Rasseunterschiede bestehen, oder wo die verschiedenen Rassen solche sind, die leicht eine innige und dauernde Vermischung eingehen; er wird erschwert oder ausgeschlossen sein, wo Rassen zusammengespannt sind, die sich stark unterscheiden und einander abstoßen. Wo eine Vielheit von Rassen vertreten ist, kann der Integrierungsprozeß eine innige Verschmelzung mehrerer bewirken und vor andern wieder Halt machen. Es kann dann ein Organismus zustande kommen, neben und unter dem (ganz wie schon vom normal evolvierten Organismus gesagt) noch fremde Masse übrig bleibt, die er

Digitized by Google

seiner Organisation unterworfen hat, die aber keinen eigentlichen Anteil an seinen Lebensfunktionen nimmt.

Beispiele liegen so nahe, daß ich mir ersparen kann, auf solche einzugehen.

Alles in allem kann nach dem Gesagten behauptet werden:

Nur wo Rassengemeinschaft die Grundlage bildet, ist eine einheitliche Gesellschaft möglich[1]), die dann immer ein Organismus sein wird, und der Staat wird ein Organismus sein, wenn er sich mit einer solchen Gesellschaft deckt, wenn er nichts anderes ist, als eben sie unter einem speziellen Gesichtspunkte betrachtet. Ueber die Rassegemeinschaft hinaus ist eine einheitliche Gesellschaft nicht möglich, sondern nur eine Mehrheit von verschiedenen Gesellschaften oder Ansätzen zu solchen, und ein Staat, der sich über solche erstreckt, ist nicht ein Organismus, sondern eine Organisation.

Um aber nicht mißverstanden zu werden, muß ich sagen, daß ich das Band der Rassegemeinschaft auch da noch anerkenne, wo die Rasse selbst sich nicht rein erhalten hat, ja wo sie von verschiedenen Seiten her sehr verschiedene Beimischungen erhalten hat. Die Fähigkeit, sich zu einem einheitlichen Organismus auszuwachsen, wird da mehr oder weniger beeinträchtigt sein, aber schlechtweg zu verneinen ist sie nicht, solange in den verschiedenen Kreuzungen das Einende das Trennende überwiegt. Daß indessen das Trennende regelmäßig dann überwiegen wird, wenn verschiedene Teile einer Rasse sich mit verschiedenen fremden Hauptrassen erheblich vermischt haben, darf wohl angenommen werden.

Nicht uninteressant ist es vielleicht, noch einen Blick darauf zu werfen, wie gleich dem Werden, so auch das Vergehen des sozialen und staatlichen Organismus mit dem Rasseprozeß zusammenhängt.

Das zeigt sich wohl am deutlichsten, wo ein numerisch schwaches Herrenvolk für sich allein den sozialen und staatlichen Organismus bildet, während eine stärkere rassefremde Unterschicht besteht, in die das Herrenvolk wohl eine Organisation hineintragen konnte, die es aber nicht zu assimilieren vermochte. Schwer ist es für die herrschende Minderheit, ihre Rasseeigentümlichkeiten zu erhalten; alle Mischungen schlagen zu ihren Ungunsten aus. Soweit die Mischlinge untertauchen in der Schicht der Beherrschten, verschwinden sie bald spurlos in der großen Masse. Soweit aber günstige Umstände sie in die herrschende Schicht hinauftragen, können sie dort die nachteiligsten Aenderungen bewirken. Sie können den herrschenden Organismus schwächen, so daß er von der nach eigenem Leben ringenden Unterschicht gewaltsam beiseite geschoben wird; sie können aber auch die Medien werden, durch die fort und fort der herrschenden Schicht Blut entzogen wird, und durch die gleichzeitig die heraufdringende beherrschte Rasse ihr Gebilde parasitenartig in den Körper der herrschenden hineinentwickelt,

[1]) Vergl. Woltmann, Polit. Anthropologie S. 131, der sagt, die Soziologie müsse Rasse und Gesellschaft in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhang und den Rasseprozeß als natürliche Grundlage des Sozialprozesses begreifen, so daß die Veränderungen, Anpassungen, Selektionen der Gesellschaft auf die gleichen physiologischen Vorgänge in der Rasse zurückgeführt werden.

Digitized by Google

bis sie unvermerkt an seine Stelle getreten, selbst ein einheitlicher Organismus geworden ist.

Aber auch da, wo der soziale und staatliche Organismus die ganze Bevölkerung umfaßt, ist sein Leben vom Rasseprozeß abhängig. Ein Rückgang der Rasse, auch wenn keine mit ihr konkurrierende andere innerhalb ihres Wohngebietes vorhanden ist, bringt Staat und Gesellschaft in Rückgang. Richtig bemerkt allerdings Woltmann[1]), der Sozialprozeß selbst könne sich infolge seiner relativen Selbständigkeit mit dem Rasseprozeß in Widerspruch setzen, so daß die natürliche Zuchtwahl gestört werde, die für den physischen Bestand der Rasse unerläßlich sei. Das wäre dann der umgekehrte Fall, der aber auch wieder ganz in die organische Gesellschaftsauffassung paßt, wie wir sofort erkennen, wenn wir an ein Individuum denken, dessen geistige und seelische Entwicklung einen krankhaften Verlauf genommen hat, so daß es die bei dem normalen Menschen vorauszusetzende Rücksicht auf die Gesunderhaltung des Körpers nicht mehr übt.

Ich bin mit meinen Ausführungen zu Ende. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Auffassung einer wirklichen, auf dem Boden der Rassegemeinschaft evolvierten Gesellschaft ebenso wie eines mit einer solchen wirklichen Gesellschaft sich deckenden Staates als Organismus keineswegs falsch ist, wofern man nur den Begriff allgemein genug faßt und nicht vermeint, bei solchem Organismus höherer Ordnung alle und nur diejenigen Züge wiederfinden zu müssen, die man bei den Organismen einer der niedereren Ordnungen findet. Es genügt, daß diejenigen Züge vorhanden sind, die zur Konstituierung des Begriffes erforderlich sind. Und das ist der Fall.

Ein vorurteilsvolles Buch über das Rassenvorurteil.

Dr. Ludwig Woltmann.

Vor etwa zwei Jahren erschien in französischer Sprache ein Buch von einem gewissen Jean Finot mit dem Titel „Le préjugé des races", das inzwischen eine zweite Auflage erfahren hat und nun auch in deutscher Uebersetzung (im Verlag von Hüpeden & Merzyn, Berlin) erschienen ist. Der Verfasser hat sich ein großes Ziel gesetzt, nämlich nicht nur die „Rassetheorie" im engeren Sinne zu vernichten, d. h. die „Anthropo-Soziologie", die den Einfluß der Rasse auf die gesellschaftliche Struktur der Völker behandelt, und die „Anthropo-Psychologie", die eine verschieden große und verschieden geartete seelische Begabung der Rassen annimmt, sondern die Rassen-Anthropologie überhaupt mausetot zu schlagen. Finot steht in diesem Bestreben nicht vereinzelt da. Ich habe schon früher eine ganze Schar von ähnlichen kühnen Kämpen vorgeführt, Stein, Nordau, Herz usw. Aber sie alle überragt Herr Finot in der Folgerichtigkeit des Vorurteils und der Unwissenheit, sowie in der Dreistigkeit der Verdrehungskünste. Das Gemälde, das er von der Anthropologie entwirft, erregt sogar das Be-

[1]) Pol.-anthr. Rev. 1902, S. 476.

Digitized by Google

fremden und den Unwillen seines Genossen Houzé, der mit ihm darin einig ist, die „Rassetheorie" zu erwürgen, aber doch die Anthropologie als Wissenschaft nicht preisgeben will. Herr Houzé hat nämlich kürzlich eine Schmähschrift herausgegeben (L'Aryen et l'anthroposociologie), die im wesentlichen gegen Lapouge gerichtet ist und die auch in Kürze an dieser Stelle ihre Beleuchtung finden wird.

Finot hat sich kein geringeres Ziel gesetzt, als die organische und geistige Gleichheit aller Rassen zu „beweisen" und die Unterschiede, welche die Anthropologie im Laufe hundertjähriger Anstrengungen aufgestellt hat, in blauen Dunst aufzulösen und zu zeigen, daß „diese Grenzen ausschließlich in der Einbildung bestehen". Man wird sicher neugierig sein, zu erfahren, wie der Autor ein solches Kunststück fertig bringt. Zunächst wirft er die Frage auf: Was ist Menschenrasse? Für Tiere und Pflanzen will er den Begriff „Rasse" gelten lassen, aber ihn auf die Menschen anzuwenden, erscheint ihm gleichbedeutend mit einem Angriff auf Moral und Menschenwürde. Auf die Menschheit, meint er, beziehe sich vor allem die mit soviel Geschick von Lamarck verfochtene These: „Die Klasseneinteilungen sind künstliche Mittel, denn die Natur hat weder Klassen noch Ordnungen, noch Familien geschaffen, weder Gattungen noch konstante Arten, sondern nur Individuen." Diese Definition paßt Finot in seinen Kram. Nur das Individuum besitzt objektive Wirklichkeit; „Rasse" ist nur „eine abstrakte Vorstellung, die über unser Begriffsvermögen hinaus keine Wesenheit besitzt". Demgegenüber ist zu betonen, daß Lamarcks Definition durch den damaligen Stand der Zoologie bedingt wurde, die eine absolute Konstanz und eine absolute Trennung der Gattungen und Arten annahm. Und indem er gegenüber den Vertretern dieser Theorie die Entwicklung der Arten lehrte, schoß er selbst über das Ziel hinaus, wie es so häufig bei einem neuen Erkenntnisprinzip geschieht, und leugnete er die Existenz der Arten und Rassen überhaupt. Darwin war schon besonnener und definierte die Rassen als „konstant gewordene Varietäten", d. h. er lehrte die relative Konstanz und die relative Trennung der Arten. Und die Begriffe, die wir uns davon machen, führen nicht nur in unserem logischen Bewußtsein ein schemenhaftes Dasein, sondern spiegeln tatsächlich die nähere oder entferntere Verwandtschaft der wirklichen Ordnungen ab, und bilden so ein natürlich abgestuftes System der Tiere und Pflanzen. Schon Buffon lehrte in ähnlicher Weise, daß die Rasse „nur eine durch klimatische Einflüsse, Nahrung und Sitten geschaffene und konstant gewordene Varietät" sei. Sonderbarerweise führt Finot diese Definition gegen die „Rassetheoretiker" ins Feld, obgleich sie durchaus dem Begriff entspricht, welchen die moderne Rassetheorie vertritt. Aber Finot schreibt der Umwelt eine überwältigende Allmacht sondergleichen zu, während die Rassetheorie ihr den Faktor der Erblichkeit gegenüberstellt und eine Umwandlung der Rassen durch das Milieu nur in biologischen Perioden annimmt, d. h. mit Zeitabschnitten rechnet, die mit „historischen Epochen" der Menschengeschichte nicht verglichen werden können.

Nachdem so Finot den Begriff der Rasse für das Menschengeschlecht als unmoralisch und unwissenschaftlich verworfen hat, schreitet er dazu, seiner Doktrin die natürlichen Tatsachen als Basis

Digitized by Google

unterzuschieben. Und nun sucht er aus der hundertjährigen Geschichte der Anthropologie alles zusammen, was an widerspruchsvollen und hypothetischen Ansichten und Beobachtungen je von Anthropologen geäußert worden ist. Nicht nur in bezug auf die anthropometrischen Methoden herrscht nach Finot die wildeste Verwirrung der Geister, so daß man ihren Zahlenangaben nicht trauen darf, sondern auch die Einteilung der Rassen selbst ist von fast jedem Anthropologen anders vorgenommen worden. Bekanntlich kann man einen solchen „Beweis", wenn man boshaft genug ist, aus der Geschichte einer jeden Wissenschaft führen und sie bloßstellen; aber anderseits kann man aus der Geschichte der Anthropologie bei nur einigem Wohlwollen überall die fortschreitende Vereinheitlichung der Methoden, die gegenseitige Annäherung der Hypothesen, den Fortgang zu übereinstimmenden und relativ sicheren und begründeten Erkenntnissen verfolgen. Dies im einzelnen auszuführen, ist hier nicht der Ort; es genügt nur, die grenzenlos lächerliche Auffassung Finots zu kennzeichnen, als wenn die Anthropologie nichts als ein Sammelsurium von Unsinn und Widerspruch wäre.

Nach dieser Bloßstellung der Rassenanthropologie geht Finot dazu über, seinerseits die „Beweise" zu erbringen, daß es gar keine physischen Rasseunterschiede gibt und daß noch weniger von höheren und niederen Rassen gesprochen werden kann. Schädel, Gesichtsform, Nase, Ohr, Körpergröße, Farbe der Haare, Augen, Proportionen, alle anthropologischen Merkmale werden vor den Richterstuhl der „Wahrheit und Menschenwürde" gezogen, in deren Namen Finot sich zum Rächer und Wohltäter der „verachteten Rassen" aufwirft. Das Kunststück, das er dabei aufführt, ist weder neu, noch etwa geistreich. Es ist im höchsten Grade plump. Finot behauptet nämlich, daß alle sogenannten qualitativen Rassenunterschiede sich in quantitative auflösen lassen. Nehmen wir das Beispiel der Hautfarbe. Daß man die Menschen in Gelbe, Schwarze, Weiße und Rothäute eingeteilt hat, paßt Herrn Finot nicht, denn diese Menschen haben alle eine anatomisch gleich gebaute Haut, und der Farbstoff ist derselbe, nur ist er der Menge nach verschieden. So ist es auch mit den Schädelindices und den andern Maßen, welche die Anthropologen festgestellt haben. Die Grenzen sind nirgendwo scharf, und überall gibt es Uebergänge und Zwischenstufen. Es gibt nur individuelle Unterschiede, ja die Verschiedenheiten zwischen Individuen derselben Rasse können größer sein als zwischen zwei Rassen selbst.

Wir geben im Prinzip zu, daß die Unterschiede der Rassen in letzter Hinsicht quantitative sind, wie sich vor der Wissenschaft überhaupt alle sogenannten qualitativen Unterschiede in quantitative auflösen. Aber wenn auch für den Physiker blau, rot und grün nichts als verschieden schnelle Schwingungen des Aethers sind, so bleiben doch die Unterschiede selbst bestehen. So ist es auch mit den Menschenrassen, denn alle Rassen gehören zu derselben Gattung, und nichts ist natürlicher, als daß die Rassen nicht absolut voneinander geschieden sind, sondern daß sie in den einen Merkmalen sich nähern, in den anderen sich voneinander entfernen. Es handelt sich nur um eine relativ konstante Zusammenordnung der Merkmale und um eine relative Dauer dieser Konstanz. Aber Herr Finot will

Digitized by Google

uns weismachen, daß diese Konstanz und ihre Dauer absolut von der Umwelt abhängig ist. Aendert sich die Umwelt, sagt er, ändert sich auch die Rasse. Und um dies zu beweisen, sucht er eine Menge von „Tatsachen" zusammen, die zum Teil überhaupt keine Tatsachen, sondern Märchen sind oder die falsch und tendenziös gedeutet werden. Des längeren und breiteren werden wir mit dem Aberglauben unterhalten, daß die Europäer in Nordamerika zu Indianern und die Neger zu Weißen sich umgestalten. Die Haut des Negers wird heller, das krause Haar wird schlicht, der Schädel größer, die Physiognomie nähert sich derjenigen der Weißen, und dergleichen anthropologische Scherze muß sich der Leser gefallen lassen. Daß in Nordamerika 10—15 pCt. Mischlinge zu den „Negern" gerechnet werden, weiß der Autor sehr wohl, aber anstatt damit diese angeblichen Veränderungen des Typus zu erklären, wie es doch am nächsten liegt, sucht er die Ursachen im Klima, in der Beschäftigung, in der Lebensweise, Gehirnübung usw. „Einzelne Merkmale verändern sich gleich bei der ersten Generation." Er beruft sich dabei auch auf Virchow, der ja in anthropologischen Dingen manch sonderbaren Anschauungen huldigte und der einmal geschrieben hat: „Alle Farbendifferenzen der Menschen sind bloß Quantitätsdifferenzen. Was ist also natürlicher als zu sagen: Diese quantitativen Differenzen hängen nur von äußeren Verhältnissen ab; setzen wir einen Menschen in ein gewisses Medium hinein, so wird aus einem Blonden ein Brauner werden." — Das entspricht aber absolut nicht den tatsächlichen Beobachtungen. Das „gewisse Medium" existiert nur in der Einbildung. Noch nie hat man beobachtet, daß durch die Umgebung aus einem Blonden ein Brauner geworden ist. Wahrscheinlich ist in einer vergangenen geologischen Epoche unter Milieueinflüssen einmal die blonde Rasse aus einer brünetten hervorgegangen; aber das ist eine ganz andere Auffassungsweise als die von Finot beliebte, als wenn in einer oder ein paar Generationen sich die anthropologischen Merkmale umwandelten.

Auch der Schädel soll nach Größe und Form von Umgebung, Beschäftigung und Uebung abhängig sein. Dafür führt Finot auch die Tatsache der Langköpfigkeit der Städter im Gegensatz zur Kurzköpfigkeit der Landbewohner an; nur übersieht er dabei, daß dies ein Vorgang der Wanderungsauslese in solchen Bezirken ist, wo beide Rassen zusammen auf dem Lande wohnen und die Städte das Ziel der Binnenwanderungen bilden. Auch ist Finot nicht unbekannt, daß zahlreiche Untersuchungen gezeigt haben, daß die Intellektuellen größere Köpfe haben, was er indes auf Gehirnübung zurückführt, während es in Wirklichkeit ebenfalls ein Vorgang natürlicher Auslese auf Grund angeborener Gehirnanlagen ist. Ueberhaupt spielt diese Gehirnübung bei dem Autor eine große Rolle; ihre Wirkungen sollen sogar erblich sein und in nicht zu ferner Zeit auch einmal die kleinen Köpfe der Neger zur Höhe der weißen Rasse erheben. Sonderbar ist, daß die Anhänger der Theorie von der erblichen Gehirnübung gar nicht bedenken, daß das Gehirn ein Organ ist, das sich selbst übt; daß in den für den Fortschritt der Menschheit wichtigsten Jahren, wo das Gehirn am stärksten geübt wird, nämlich zwischen dem 30. und 50. Lebensjahr, das Wachstum stille steht, und daß dieses nach den neuesten umfangreichen Forschungen mit dem 18. oder 20. Jahre schon abgeschlossen ist; daß schließlich

Digitized by Google

in dieser Zeit häufig schon die meisten Kinder gezeugt sind, und daß noch nie beobachtet worden ist, daß durch Hirnübung erworbene Eigenschaften tatsächlich auf die Kinder vererbt werden. Sonderbar ist ferner, daß diese Leute nicht bedenken, daß das Gehirn nicht nur ein Organ des Verstandes ist, und daß nach dieser Auffassung auch Leidenschaften, Kummer, Sorgen usw. ebensogut das Hirn üben und vergrößern müßten — wenn an dieser ganzen Auffassung überhaupt etwas Wahres wäre.

Dem Einfluß der Umwelt steht die Kraft der Erblichkeit gegenüber, die eine relative Konstanz der Rassen erzeugt, und es ist heute allgemein anerkannt, daß seit der Steinzeit die Menschenrassen sich nicht wesentlich verändert haben. Dies ist aber insofern von Bedeutung, als wir zur Erklärung der historischen Ereignisse und zur Stellungnahme gegenüber praktischen Fragen der Rassenpolitik mit dieser relativen Konstanz der Menschenrassen zu rechnen haben. Alles das, was Finot über die Zukunft der Negerrasse und ihre vollständige körperliche und geistige Gleichwertigkeit mit der weißen Rasse prophezeit, ist daher eitel Dunst. Solange die Neger nicht weiß werden, ein größeres und anderes Gehirn erhalten und ihre Pubertät um ein paar Jahre verschieben, werden sie inferior sein und bleiben. Zwar sucht Finot darzutun, daß die Neger in Nordamerika sich physisch und psychisch in einem Fortschrittsprozeß befinden; aber alles, was er dafür vorbringt, bezieht sich auf die Mischlinge, die der weißen Rasse natürlich näher stehen als die echten Neger, die auch in Nordamerika — Neger geblieben sind. Die Frage, ob „es Völker gibt, dazu verurteilt, ewig den anderen untergeordnet zu bleiben", ist daher ganz müßig. Was nach Hunderttausenden von Jahren geschieht, kann uns in den dringenden Fragen der gegenwärtigen Rassenpolitik, die sich höchstens um Hunderte von Jahren zu bekümmern hat, nicht weiter kümmern; aber geradezu lächerlich ist es, wenn Finot sagt: „Vergessen wir nicht, daß dieser Unterscheidung zwischen den Schädeln der Europäer und der Wilden nichts Unreduzierbares anhaftet; denn die Wilden von gestern können leicht zu Zivilisierten des kommenden Tages werden; und dann werden auch sie den Vorteil der Schädelentwicklung genießen, die alle systematische Geistestätigkeit begleitet."

Ganz besonders unsympathisch ist dem Autor der Begriff der arischen Rasse, im Gegensatz zur semitischen und mongolischen. Ein „arisches Urvolk" soll es nie gegeben haben. Der Arier ist eine „Erfindung der Stubengelehrten". „Denn nie hat jemand einen einzigen authentischen Arier nachweisen können." Dabei werden alle die Mätzchen wiederholt, die schon längst abgetan sind; ich gehe daher nicht näher darauf ein, daß die arische Rasse ursprünglich mit der blonden Nordrasse identisch ist, in deren Schoße sich arische Sprache und Kultur entwickelt hat, die durch Wanderungen und Mischungen auch andern nichtarischen Rassen zuteil wurden, die heute noch „Arier" genannt werden, wenn auch das Blut der blonden Rasse sehr verdünnt in ihren Adern fließt oder schon ganz geschwunden ist. In diesen Blättern ist schon häufig genug davon gehandelt worden.

Nach Finot hat es nie „reine" Rassen gegeben. Immer war Mischung die Regel. „Im Blute der meisten Europäer von heute fließt das der Neger, die zur Quaternärzeit auf unserem Kontinent

Digitized by Google

lebten." (!) „Wenn wir gewisse Rassen als reine oder von jeder Mischung freie betrachten, so geschieht dies nur, weil wir sie nicht in ihre Elemente zu zerlegen wissen." (!) Und in diesem Tone geht es fort, um die „Vermischung aller mit allen" zu begründen, die das Ziel und der Wunsch des Autors ist. Dann nämlich triumphiert Gerechtigkeit und Wahrheit, Menschenwürde und Brüderlichkeit.

Finot läßt es an „Beweisen" für die Nützlichkeit und Wohltätigkeit der Rassenkreuzung für das physische und geistige Wohl der Menschheit nicht fehlen. Ganz und gar nichts will er von jener Theorie wissen, welche die Entartung auf Rassenkreuzung zurückführt. „Wäre ihre unmittelbare Folge Verfall oder Rückgang, so müßte der Mensch längst von der Erde verschwunden oder auf das Niveau von Protozoen zurückgesunken sein." (!!) Auch das Genie soll ein Produkt der „Rassenkreuzung" sein. „Forschen wir nach dem Ursprung der höher stehenden Individuen eines Landes, so können wir mit Bewunderung feststellen, daß sie fast alle Produkte gekreuzter Ehen sind." Ferner sollen in England die das Genie vertretenden Typen keine „reinen Engländer" sein. Aber Finot unterschiebt hier an die Stelle von Rassenkreuzung die Mischung von Individuen solcher Völker, die in ihrer Rassenstruktur im wesentlichen gleich zusammengesetzt sind. Ehen zwischen Engländern, Franzosen und Deutschen können nicht als Rassenkreuzungen im anthropologischen Sinne angesehen werden. Den Hauptbeweis für die vortrefflichen Wirkungen der Rassenkreuzung sieht er aber in der Kulturgeschichte Frankreichs, dessen Bevölkerung ein „Produkt stärkster Rassenmischung" und „in seinem Blute das aller anderen Völker und Rassen vereinigen soll". Frankreich ist indes in bezug auf Rassenkreuzung nicht mehr gemischt als die meisten anderen europäischen Länder, was für „Stämme" auch immer dort eingewandert sein mögen. Daß die meisten französischen Genies Abkömmlinge der Germanen sind und nichts mit den „wohltätigen Wirkungen" des französischen Rassenchaos zu tun haben, davon hat Finot keine Ahnung. Vielleicht wird er sich aus meinen Schriften über Italien und Frankreich Belehrung holen[1]).

Auch sonst erlaubt sich der Autor manche Scherze und Tollheiten. Z. B. Deutschland soll ein mehr keltisches Land sein als Frankreich, und dieses mehr germanisch als jenes. Ueberhaupt kommt es dem Autor darauf an, alles durcheinander zu mengen, um so der „unbeschränkten Vermischung des Blutes" ein scheinbar wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen. Jede Seite, fast jede Zeile des Buches fordert zum Widerspruch heraus. Denn die ungeheuer vielen Tatsachen, die gegen die Auffassung des Autors sprechen, werden nicht erwähnt; nur was scheinbar dafür spricht, wird mit dem Bewußtsein moralischer Selbstgefälligkeit vorgebracht und dabei zum großen Teil noch verdreht und entstellt.

[1]) Das Buch über Frankreich ist soeben erschienen unter dem Titel: „Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs. Mit 60 Bildnissen berühmter Franzosen." Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. — Eine ganze Reihe von Fragen, die Finot über das Rassenproblem vorbringt und in ganz unzulänglicher Weise behandelt, sind in den einleitenden und Schlußabschnitten dieses Buches erörtert worden, weshalb ich an dieser Stelle nicht näher darauf eingehe.

Digitized by Google

Doch gibt es ein Kapitel in dem Buche, das nicht ohne Verdienst ist; es ist jener Abschnitt, der von der „vulgären Völkerpsychologie" handelt. In der Tat ist auf diesem Gebiete viel gesündigt worden; aber auch hier schießt der Autor über das Ziel hinaus, wenn er daraus die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Völkerpsychologie überhaupt ableiten will.

Ich stehe nicht an zu erklären und habe es schon häufig zugegeben, daß die Rassetheoretiker nicht selten von Vorurteilen und Tendenzen sich haben leiten lassen; aber gegenüber dem vorurteilsvollen und tendenziösen Machwerk von Finot sind sie die wahren Waisenknaben.

Die niederen Bevölkerungsklassen im Lichte anthropologischer Forschung.

Professor Dr. Alfredo Niceforo.

Philosophen, Nationalökonomen und Staatsmänner haben schon seit langer Zeit sich mit dem Studium des sozialen Elends und der niederen Bevölkerungsschichten beschäftigt; und man könnte meinen, daß auf diesem Gebiete nichts mehr zu suchen sei, das nach allen Richtungen und mit soviel Eifer durchforscht worden ist. Wer indes mit den Ergebnissen der modernen Medizin und Naturwissenschaft näher vertraut ist und die Experimentalmethode zu benutzen weiß, bemerkt alsbald, wenn er an die erstaunliche Menge von Tatsachen und Untersuchungen herantritt, die über diesen Gegenstand zusammengetragen worden sind, daß er sich auf einer Bühne bewegt, wo alle Elemente zu einem Drama sich wiederfinden — mit Ausnahme der Hauptperson, d. h. des lebendigen Menschen von Fleisch und Blut! Und doch müßte man mit ihm alle Untersuchungen beginnen. Man hat in der Tat, bis auf unsere Tage, die niederen Bevölkerungsschichten mehr unter abstrakten, zuweilen gar metaphysischen Gesichtspunkten, als in ihrem wirklichen Dasein erforscht. Man hat auf alle Weise das Elend studiert, aber den Menschen selbst, der sich im Elend befindet, hat man ganz vernachlässigt. Auf diesem Gebiete der Forschung beobachtet man, was schon in bezug auf eine Menge anderer sozialer Erscheinungen zutage getreten ist: Man hat die Erscheinungen von den Menschen getrennt, die sie hervorgebracht haben; man hat sie in der Folge für sich allein betrachtet, ohne Rücksicht darauf, daß sie aus Menschen mit Fleisch, Blut, Nerven und Knochen hervorgegangen sind. Es ist immer die alte metaphysische Methode; und es ist durchaus logisch, wenn die Moralisten, die Philosophen und selbst die Nationalökonomen sich dieser Methode bedienen; denn die Methode der Beobachtung und des Versuchs, die alle Zweige der Naturwissenschaft so belebt hat, sieht die Pforten verschlossen, die in das Gebiet der Politik, Moral, Soziologie führen; verschlossen von jenen Gelehrten, die es immer vorgezogen haben, die Prinzipien der Moral, des Rechts und des gesellschaftlichen Lebens aus den Wolken der Metaphysik und der inneren Wahrnehmung abzuleiten,

Digitized by Google

anstatt sie aus dem unerschöpflichen Reich der Tatsachen und Beobachtungen zu gewinnen.

Außerdem haben diese Gelehrten nie daran gedacht, in ihre Studien über die gesellschaftlichen Erscheinungen das so aufklärende Licht der modernen Naturwissenschaft und Medizin hineinzutragen, die einzigen Methoden, die auf eine vollständige und echt wissenschaftliche Weise Menschen und Leben erforschen. Inzwischen ist aber durch die Entwicklung der physischen und sozialen Anthropologie, durch die Entdeckungen der Physiologie und Psychologie, die Versuche in den hygienischen Laboratorien, die medizinischen Erhebungen über die Lebenslage der armen Klassen und die neueren ethnographischen Forschungen der Gesichtskreis für das Studium der niederen Klassen beträchtlich erweitert und ihm die wissenschaftliche Grundlage gegeben worden, die ihm bisher noch fehlte. Es müssen also in erster Linie die positiven Methoden des Experimentes und der Beobachtung, ferner die Ergebnisse der Physiologie und Medizin in die „Soziologie der Armen" eingeführt werden. Alsdann wird der eifrige Forscher ein ganz neues Gebiet vor seinen Augen sich öffnen sehen. Im ersten Augenblick wird vielleicht die Unermeßlichkeit des Gebietes, die große Menge der neuen Tatsachen, die Unmöglichkeit, sie sofort einzuordnen, seine Schritte hemmen und einen Zusammenstoß mit den alten Glaubenssätzen herbeiführen, die sich in seinem Gehirn festgesetzt haben. Aber in der Folge kommt der Moment, wo er lernt, die Tatsachen und Ereignisse, die Versuche und Beobachtungen unter der Zentralidee zu gruppieren, so daß ein neues Gebäude, ein neuer Zweig der Naturwissenschaften sich herausbildet: die wissenschaftliche und positive Erforschung der unteren Bevölkerungsschichten.

Diesen Forschungen ergeht es, wie es mit dem Studium des Verbrechens ergangen ist. Lange Zeit hindurch hatte man das Verbrechen für sich allein unter abstrakten Gesichtspunkten betrachtet, ohne sich um den Verbrecher zu bekümmern. Als nun die positive Methode in diese Studien eingeführt und als die Ergebnisse der physischen und medizinischen Naturwissenschaft auf die Kriminalität angewandt wurden, da fing man an, die physischen und geistigen Charaktermerkmale des Verbrechers zu erforschen, man machte daraus, in einem Wort, einen Zweig der Anthropologie. So bekam die Lehre vom Verbrechen (Kriminologie) endlich eine wissenschaftliche Grundlage, und die Kriminal-Anthropologie wurde geboren. In gleicher Weise erfordert die wissenschaftliche Untersuchung der armen Bevölkerung eine Untersuchung der Menschen, welche diese Klassen zusammensetzen. Die Erforschung eines Stammes, eines Volkes, einer Rasse besteht in dem Studium der körperlichen, physiologischen, ethnographischen und psychologischen Eigenschaften der Individuen, die diesen Stamm, dieses Volk, diese Rasse zusammensetzen, und in dem Studium der Ursachen, inneren wie äußeren, welche diese Charaktere hervorgerufen haben. Auf diese Weise erreicht der Naturforscher die vollständigste und konkreteste Erforschung irgend einer Menschengruppe, indem er die physische Beschaffenheit (Körperlänge, Brustkasten, Schädel usw.), ihre physiologischen Eigenschaften (Gewicht, Kraft, Atmung, Erblichkeit, Geburtsziffer usw.), ihre ethnographische Stellung (Gesittung, Gebräuche, Glauben, Kunst, Religion) und ihre Geistesart

Digitized by Google

untersucht. Er macht daraus, in einem Wort, eine anthropologische Wissenschaft, die in derselben Weise die Naturwissenschaft vom Menschen ist, wie die Zoologie von den Tieren. In derselben Weise nun, wie es eine Anthropologie von Stämmen, Völkern und Rassen gibt, kann man auch von der Anthropologie einer gesellschaftlichen Klasse sprechen, denn die Erforschung der Gesellschaftsklassen ist auch eine natürliche oder vielmehr anthropologische Wissenschaft, welche die Menschen verschiedener sozialer Schichten zum Gegenstand hat, wie die gesamte Naturwissenschaft die Wesen und Objekte der Natur. In unserem Falle haben wir also eine wahre „Anthropologie der armen Klassen"[1]).

Die „Anthropologie der niederen Klassen"[2]), wie sie der Verfasser dieses Aufsatzes in seinen Vorlesungen und Abhandlungen zu entwickeln versucht hat, umfaßt das Studium der physischen, physiologischen, psycho-physiologischen, psychologischen und ethnographischen Charakter der Menschen (und ihre Ursachen), die den gesellschaftlichen Schichten der Armen angehören, und besteht dementsprechend in folgenden programmatischen Punkten:

1. Physische und physiologische Eigenschaften: Körpergröße; Klafterspanne; Weite und perimetrische Form des Brustkastens; Durchmesser und Wölbungen des Kopfes; Gesichtsmaße. Untersuchen am Schädel: Binnenraum, Indices, Gestalt, Projektionen, Gesichtswinkel, Halbmesser, Maßverhältnisse, Verbildungen aller Art; Zähne; Maße von Stamm und Glieder. Körperproportionen; Gesichts- und Kopfindices usw.; Physiognomischer Typus; Skelettdeformationen; Gewicht; Atmung; Blutumlauf; Kraft; Widerstand gegen Ermüdung und Krankheit; Gewicht und Größe des Gehirns; Farben; Runzeln; Kahlheit; Ergrautsein; Menstruation; Wachstum; Geburtsziffer; Sterblichkeitsziffer; Vorfahren. Männlicher Geburtenüberschuß.

2. Physio-psychologische und psychologische Eigenschaften. Sensibilität aller Art (allgemeine, Gehör, Gesicht, Berührung, Geschmack, Geruch, Druck, Wärme, Elektrizität, Schmerz, Gesichtsfeld, Witterung); Gefühlsleben (Gefühle, Empfindungen, Affekte, Träume); Bewegung (Reflexbewegungen, Willkürbewegungen, Schnelligkeit, Koordination, Sprachbewegung); Intelligenz und Wille (Aufmerksamkeit, Ge-

[1]) Es dürfte nicht zu kühn erscheinen, aus dem anthropologischen Studium der armen Klassen eine selbständige Wissenschaft zu machen, ebenso wie unter dem Namen der „Kriminologie" oder der „Kriminalanthropologie" aus dem Studium der Verbrecherklasse. Hatten nicht der französische Nationalökonom Dufau in seinem Buch „Essai sur la science de la misère sociale" (1857) und A. Bertillon (Vater) in seinem Artikel „Mésologie" im Dictionnaire des Sciences Médicales schon daran gedacht, aus dem Studium des Elends und der Klasse der Armen eine besondere Wissenschaft zu machen?

[2]) Die hauptsächlichsten Arbeiten, in denen wir den Entwurf einer „Anthropologie der Klasse der Armen" dargestellt haben, sind: Note préliminaire sur 3147 enfants écoles de Lausanne, études par rapport à leur condition sociale (eine von der anthropologischen Gesellschaft in Paris prämiierte Arbeit) in der Scuola Positiva, Rome 1903; Les classes pauvres, recherches anthropologiques et sociales, Paris, Giard et Brière éditeurs 1905; Forza e Richezza, studi sulla vita fisica ed economica delle classi sociali, Torino, Bocca editore und in dem Vortrag: L'anthropologie dans res rapports avec les sciences sociales, professé à l'Université de Lausanne, und in unseren Vorlesungen an der Brüsseler Neuen Universität über Etudes Anthropologiques sur les classes pauvres.

Digitized by Google

dächtnis, Einbildung, Ideenassoziation, Vergegenständlichung der Ideen, abstrakte Ideen, Urteil und vernünftige Beobachtung, Genialität, Willenskraft). Alle diese Angaben sind möglichst mit Hülfe von Instrumenten, sog. mental tests, statistischen Erhebungen und Individual-Monographien festzustellen.

3. Ethnographische Eigenschaften: Gesittungsstufe der armen Klassen (mit Hülfe von statistischen Erhebungen über Bildung, Geburtsziffer, Verbrechensarten, Sterblichkeit usw.); Gebräuche, Gewohnheiten, Glauben; Vorurteile (Geisterglaube, Begräbnisgebräuche, Animismus, Totemismus, Anbetung und Personifikation der Sterne, des Wassers, der Meteore, des Feuers, der Steine, Bäume; Wahrsagerei, Zauberei, Polytheismus, Götzendienst, religiöse Gebräuche jeder Art); Literatur und Kunst (Volkserzählungen, Ueberlieferungen, Schauspiele, Theater, Kolportage und Groschenliteratur, Diebessprache, Tänze, Musik, Tätowierungen, Inschriften, Schmuck, Volkszeichnungen).

4. Die Ursachen der festgestellten Eigenschaften: Innere und äußere Ursachen, und zwar als innere Ursachen: Rasse und bio-psychische Individualkonstitution, als äußere Ursachen: materielle, intellektuelle und moralische Umgebung.

Es versteht sich von selbst, daß die Untersuchung der angegebenen Merkmale bei den Individuen der ärmeren Klassen nur im Vergleich mit den entsprechenden Merkmalen bei den Wohlhabenderen unternommen werden kann. Bei diesen Vergleichen darf man niemals vergessen, immer nur genau gleichartige Fälle heranzuziehen. Man muß auch berücksichtigen, daß unter den so festgestellten Charakteren allgemeine und besondere unterschieden werden müssen. Die ersteren — die allgemeinen Charaktere — finden sich mehr oder minder häufig bei allen Gruppen von Individuen, welche die ärmeren Klassen zusammensetzen; die letzteren — die besonderen Charaktere — sind nur je einer dieser Gruppen eigen und unterscheiden sie dadurch voneinander. Wenn man in der Tat mit Berechtigung behaupten kann, daß unter der Etikette der „armen Klassen" mehrere Kategorien und Abstufungen gesellschaftlicher Gruppen eingeordnet werden können, von denen eine jede ihre eigene Physiognomie hat, so ist es ebenso wahr, daß alle diese Kategorien und alle diese Abstufungen ihrerseits Merkmale aufweisen, die allen Kategorien gemeinsam sind und die dem Forscher gestatten, all diese Kategorien und Abarten zu einer einzigen allgemeinen Gruppe zusammen zu stellen.

Es ist leicht einzusehen, daß, während das Studium der armen Klassen der Bevölkerung bisher von Nationalökonomen, Moralisten, Philosophen oder selbst Soziologen am Studiertisch oder im Schweigen einer Bibliothek betrieben wurde, daß heutzutage diese Studien ohne Beschäftigung mit den diese Klasse bildenden Menschen selbst und ohne die Instrumente der Anthropologen, der Psychologen und der anderen experimentellen Methoden nicht mehr gemacht werden können. Nur in wissenschaftlichen Instituten kann der genaue Vergleich in der physischen und psychischen Beschaffenheit der Armen und Reichen festgestellt werden; nur hier können die Dokumente gesammelt werden, die für das Studium der Charaktere der ärmeren Klassen bestimmt sind, wie Kartogramme, Diagramme, Photographien,

Digitized by Google

sog. mental tests, und Radiographien. Die „Anthropologie der armen Gesellschaftsklassen" würde in einem derartigen Institut, das zugleich Laboratorium und Museum ist, das beste Beweismaterial und die größte Menge von Untersuchungsmitteln finden, die man sich ausdenken kann.

Die Untersuchung der physischen und psychischen Eigenschaften der ärmeren Bevölkerungsklassen ist von mir an 3625 Individuen, darunter 3147 Kinder, angestellt worden. Lapouge hat schon im Juliheft dieser „Revue" in seinem Aufsatz über „Die Entartung in den höheren und niederen Ständen" über einige Ergebnisse meiner Untersuchung berichtet. Ich erinnere daran, daß die untersuchten Individuen in bezug auf Gestalt, absolutes und relatives Gewicht, perimetrischen Brustdurchmesser, Kopfumfang, Stirnhöhe, Atmungskraft kleinere Zahlen darboten als die entsprechenden Merkmale bei den wohlhabenderen Klassen. Sie zeigen auch eine größere Anzahl von Mißbildungen an Kopf und Gesicht, eine geringere Druckkraft, gemessen am Dynamometer. Ich glaube auch nachweisen zu können, daß der Ermüdungswiderstand bei den Armen geringer ist als bei den Reichen, denn während bei diesen nach 10 Versuchen die Kraft sich von 19 auf 12 kg verringerte, sank sie bei der ersteren von 18 auf 7 kg (gemessen bei Kindern von 12 Jahren). Ich habe auch das wahrscheinliche Volumen des Schädels zu berechnen gesucht und es bei den Reichen immer größer gefunden als bei den Armen, und zwar in jeder Altersstufe. Man könnte ein gleiches für das vermutliche Gewicht des Gehirns behaupten, das gemäß der bekannten Formel (Gehirngewicht: Schädelbinnenraum :: 1 : 0,87) berechnet wurde. Bei den erwachsenen Reichen ist das Stirnhirn stärker entwickelt $\left(\frac{45{,}3}{\text{Gesamtumfang} = 100}\right)$ als bei den erwachsenen Armen $\left(\frac{44{,}8}{\text{Gesamtumfang} = 100}\right)$. In bezug auf Schädel, Gestalt und die anderen physischen Charaktere besteht eine wahre soziale Hierarchie. Die morphologischen Unterschiede zwischen den Gesellschaftsklassen könnten nicht deutlicher zutage treten. Unter 987 Kindern, armen sowohl wie reichen, von 10 bis 14 Jahren ist der Kopfindex 81,88 bei den Wohlhabenden und 82,16 bei den Armen. Dabei ist zu beachten, daß alle diese Untersuchungen bei durchaus gleichartigen Gruppen vorgenommen wurden (gleichartig hinsichtlich des Alters, Geschlechts, Geburtsorts, Untersuchungsmethode usw.), und daß die Ergebnisse sowohl nach Durchschnittsals nach Gruppenzahlen berechnet wurden. Es scheint auch, nach den Untersuchungen bei 660 Kindern von 7—13 Jahren, daß die Entwicklung der Haar- und Augenfarben bei den Armen ebenfalls zurückbleibt, worin also noch ein weiteres Anzeichen körperlicher und physiologischer Minderwertigkeit zutage treten würde. Unter den Erwachsenen wurde die Klafterspanne bei den Armen größer befunden $\left(\frac{103{,}4}{\text{Gestalt} = 100}\right)$ als bei den Reichen $\left(\frac{100{,}3}{\text{Gestalt} = 100}\right)$, ebenso der Diameter bizygomaticus (136,2 bei den Reichen und 139,2 bei den Armen) und die Breite des Unterkiefers (104,9 bei den Reichen und 109,5 bei den Armen). Es ist bekannt, daß die größte Klafterspanne, die größte Jochbein- und Kieferbreite in der Stufenreihe der physischen Charaktere

Digitized by Google

als inferiore Merkmale angesehen werden, da sie sich denjenigen der Tiere und farbigen Rassen nähern. Es würde interessant sein, die Schädelanomalien bei Armen und Reichen mit Hülfe der X-Strahlen zu untersuchen. Augenblicklich bin ich z. B. mit dem Studium von 100 Schädeln von Bauern aus Süditalien, alle aus derselben Gegend und demselben Friedhof, beschäftigt; ihr Studium, dessen Ergebnisse ich später in allen ihren Einzelheiten mitteilen werde, läßt deutlich eine auffallend große Anzahl von Mißbildungen erkennen.

Was die physio-psychologischen und die psychologischen Eigenschaften der Individuen anbetrifft, die zu den ärmeren Schichten gehören, so sind die Ergebnisse meiner Untersuchungen über die allgemeine Sensibilität (mit Hülfe des Brown-Séquardschen Aesthesiometer) an der rechten und linken Hand, auf dem Handrücken, an Papillarlinien des Zeigefingers und am Tragus-Knorpel (am Ohr), bei 50 Armen und 50 Reichen desselben Landes, desselben Alters usw. folgende: die Sensibilität ist bei den Reichen immer mehr entwickelt als bei den Armen. Aus der Summe von drei Ziffern, die bei jedem Individuum die Sensibilität an den oben genannten drei Stellen anzeigen, könnte man einen Sensibilitätsindex gewinnen, wobei zu beachten ist, daß die höhere Zahl die geringere Sensibilität bezeichnet. Es wurde bei den Armen rechts 2,84, links 2,71, bei den Reichen 2,08 und 2,32 gefunden. Man könnte aus diesen Ziffern auch eine sensorielle Linkshändigkeit herleiten, d. h. eine Sensibilität, die bei den Armen mehr an der linken Seite ausgebildet ist, was aber, wie man weiß, eine Anomalie ist. Die geringere physische Empfindlichkeit ist von großer Wichtigkeit, denn diese ist die Basis der moralischen Empfindung, die nur die letzte Entwicklungsstufe der physischen Sensibilität ist.

Wenn man die geistigen Tätigkeiten bei den Individuen der niederen Gesellschaftsklassen prüft, findet man dort die größte Armut in Ideenassoziationen, Mangel an Abstraktionskraft, und besonders einen wahren Stillstand in der Entwicklung des psychischen Individual-Organismus. Dieser ist beim Kinde klein und schwach; er entwickelt sich aber später, indem er die höheren Geistesstufen allmählich erwirbt; in den niederen Klassen kann diese Entfaltung infolge des intellektuellen und moralischen Milieus, in denen sie leben, sich nicht vollständig auswirken. Die Erhebungen über die geistige Lage des niederen Volkes sind ziemlich zahlreich. Man hat, mit Hülfe von Fragestellungen jeder Art, nicht nur den Umfang der Kenntnisse, sondern auch die Erklärungen, die sie den sozialen, politischen und anderen Erscheinungen geben, ihre Ideen usw. durchforscht, immer mit dem übereinstimmenden Ergebnis, daß eine tiefe geistige Armut besteht; eine Unfähigkeit zu abstraktem Denken; die Notwendigkeit — wie bei primitiven Völkern, ein Objekt immer mit seinen Eigenschaften anzugeben; der Tiefstand in der Ideenassoziation, die sich durch die erste Assonanzbeziehung leiten läßt, die im Geist auftaucht, wie dies bei Menschen geschieht, deren Urteilskraft gering ist. Bei Schulkindern hat man die gleichen Untersuchungen angestellt und gefunden, daß die Kinder der höheren Klassen die Wörter viel genauer und schneller erklären als die ärmeren. Außerdem sind Bildungshorizont, Erklärung der Erscheinungen und die Ideen in den armen Klassen bei Männern von 25—30 Jahren dieselben wie bei Männern von 45—60 Jahren, was einen wahren

Digitized by Google

Stillstand in der geistigen Entwicklung bedeutet. Der Geist hat sich in den langen Jahren um nichts bereichert, als wenn die Aufnahmefähigkeit des Gehirns in der Periode der Jugend erschöpft worden wäre. Gewiß wächst heute aus diesen Klassen eine Elite hervor, die sich zu bilden wünscht, sich mit den interessantesten Fragen beschäftigt und sich selbst Probleme stellt. Aber man braucht nur die geringe Zahl der Individuen zu bedenken, welche diese aufstrebende Elite bilden, um zu erkennen, daß diese Zahl außerordentlich begrenzt ist.

Unternimmt man endlich ethnographische (völkerkundliche) Studien über eine soziale Klasse, über die Höhe der Gesittung und Bildung, Gebräuche, Sitten, Ueberzeugungen, Kunst und Literatur, so findet man in dieser Hinsicht ebenso tiefgehende Unterschiede zwischen den gesellschaftlichen Klassen, wie auf physischem und physiologischem Gebiete. Niemals hat sich das Wort von Tocqueville mehr bewahrheitet als hier: „Zwischen den Klassen derselben Gesellschaft gibt es tiefgehende Unterschiede, wie zwischen den verschiedenen Nationen." Jede Nation ist in der Tat aus zwei äußerst verschiedenen Nationen zusammengesetzt, sowohl in physischer und physiologischer, als in psychologischer und ethnographischer Hinsicht.

Längere Ausführungen habe ich in meinem Buch „Les Classes Pauvres" (Kapitel 29—37) dem Nachweis gewidmet, daß die Gesittung der niederen Klassen (auf Grund von statistischen Zahlen über Bildung, Geburtsziffer, Morbilität, Todesziffer und gewalttätige Verbrechen) eine geringere ist als diejenige der höheren Klassen. Mit ihrer weniger verbreiteten Bildung, mit ihren hohen Geburts- und Sterbeziffern und der Gewaltverbrechen, mit ihren besonderen Formen der Erkrankungen (wobei z. B. die Geisteskrankheiten, die verhängnisvollerweise mit einer höheren Bildungsstufe verbunden sind, weniger häufig vorkommen), erinnert die Gesittung der niederen Klassen an diejenige vergangener Jahrhunderte und befindet sich gegenüber der allgemeinen Entwicklung im Rückstand. Ein noch größerer Rückstand zeigt sich in den Gebräuchen, Gewohnheiten, Ueberzeugungen und Vorurteilen, die bis in primitive Perioden zurückweichen und im Schoße der modernen Gesellschaft ein wahres Bild von „Urgeschichte der Gegenwart" bilden. Mit einer sehr großen Zahl von Beispielen hat der Autor dieser Untersuchungen gezeigt, daß Ansichten und Gewohnheiten, die man den primitiven und zeitgenössischen wilden Völkern zuschreibt, mitten unter dem niederen Volke Europas, selbst in den zivilisierten Ländern gefunden werden. So findet man sehr häufig unter dem niederen Volke Animismus, Personifikation der Geister, Gespensterglaube, Anbetung von Bäumen, Meteoren, Steinen des Feuers und Wassers. Man findet dort auch die ältesten Formen des Polytheismus und des Götzendienstes und eine große Menge von altertümlichen, barbarischen und urgeschichtlichen Gebräuchen, wie Sühneopfer, Weihgelage und alle die Praktiken der Wahrsagekunst (durch Tiere, Feuer, Wasser, Träume, Verehrungen, Los, Begegnungen, Zahlen, Tote, Gestirne usw.) und der Zauberei (Liebestrank, Hexerei, Amulette, Fetische, Volksmedizin usw.).

Dieselben primitiven und weniger entwickelten Formen zeigen sich in den Aeußerungen der ästhetischen Empfindungen jeder Art

Digitized by Google

Die Volkserzählungen und Poesien, die Ueberlieferungen usw. sind nichts als Gewebe von uralten Erzählungen und sogar Umbildungen alter Legenden vom Sonnenmythus; alle Elemente der namenlosen Volksliteratur mit ihren Feen, guten und bösen Geistern, ihren Helden, Seelen der Verstorbenen, Gottheiten sind Nachbildungen von Mythologien und Traditionen der Wilden, Primitiven und von Kinderfabeln; man muß sogar sagen, daß sie deren Fortbildung sind. Es gibt in der Gegenwart noch Bevölkerungskreise, wie das niedere Volk in Sizilien, die noch in voller Ritterzeit leben. Für diese sind in der Tat die bevorzugten Erzählungen, Bücher und Schauspiele diejenigen, in denen Roland, Karl der Große und Rinaldo vorkommen; die Traditionen aus der Ritterzeit und des Mittelalters erfüllen seine Seele ganz und gar. Man würde auch eine Menge von Entwicklungshemmungen im ästhetischen Sinne des niederen Volkes finden, wenn man, wie es von mir geschehen ist, die Broschüren, fliegenden Blätter studiert, die zu einem oder zwei Sous unter der niederen Bevölkerung gewisser Städte verkauft werden; es ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Beobachtungen zur Volkskunde der niederen Gesellschaftsklassen. Die künstlerischen Empfindungen endlich, die sich im Tanz, in der Musik, in den Zeichnungen aller Art zeigen, offenbaren sich hier in denselben primitiven Formen, die wir bei den Wilden oder Kindern finden. Studiert man die Volkstänze (auch Lokal- oder Nationaltänze), so wird man entdecken, daß sie den Tänzen wilder Völker sehr nahe stehen, sei es in Rhythmus oder Bewegung oder in ihrer symbolischen Bedeutung. Dasselbe zeigt sich in den Volksliedern und Volksgesängen; diese sind, genau wie die Musik der Wilden, nur aus rhythmischen Tönen von sehr elementarer Komposition zusammengesetzt; es handelt sich einfach um zwei oder drei Töne, die in einer sehr monotonen Weise abwechseln, gleichwohl mit einer gewissen Wirkung, denn sie rufen eine Art von Hypnose hervor. Sie bezeichnen geradezu den Anfang in der musikalischen Entwicklung.

Auch andere künstlerische Aeußerungen der Seele des niederen Volkes erinnern in erstaunlichem Maße an wilde Völker, so z. B. die Tätowierung mit allen ihren sinnbildlichen Zeichen, die sie bei den Wilden hat (Tätowierung zum Schmuck, zur Heilung, zu religiösen Zwecken, um den Beruf anzuzeigen usw.), und das Bekritzeln der Wände an den Straßen mit Kohle oder Bleistift. In all diesen Kritzeleien wie in den Tätowierungen findet man die Bilderschrift der wilden Völker wieder, welche die Gegenstände beschreiben, indem sie dieselben darstellen und ziemlich häufig mit Zeichen, die bis in die ältesten Zeiten zurückgehen. Die technische Ausführung erinnert an diejenige, die man bei Wilden und Kindern trifft, und manchmal sogar, bei den plumpesten Zeichen, an das Steinzeitalter. Die Schmuckzeichen, mit denen die niedere Bevölkerung auf dem Lande oder in kleinen Städten das Porzellan ziert, und die Stickereien auf den Miedern, Hauben, Kappen und Schürzen der Bauern stammen noch aus prähistorischen Zeiten, — Zeichen, die vielleicht einstmal Symbole der Sonne oder Kosmogonie gewesen sind, deren Bedeutung sich verloren hat, aber die das Volk von Geschlecht zu Geschlecht überträgt. So findet sich die prähistorische „Swastica“ in den Stickereien, welche gegenwärtig noch die Kleidung der russischen Bauern schmücken.

Digitized by Google

Aus alledem darf man schließen, daß die Volkskunde der niederen Bevölkerungsklassen, ebenso wie die anderen bis jetzt erforschten Charaktere, tiefgehende Anzeichen einer wohl erkennbaren Inferiorität darbietet.

Welcher Art sind nun die Ursachen für diese physische, physiologische, psychologische und ethnographische Inferiorität der niederen Klassen? Das ist der letzte Teil unserer Untersuchungen und zugleich der verwickeltste und ausgedehnteste.

Wir teilen die Faktoren dieser Minderwertigkeit in zwei große Gruppen: innere und äußere, und zwar die letzteren in materielle und psychische (intellektuelle und moralische). Unter den inneren ist der Einfluß der Rasse bei vielen wilden Völkern sehr evident, wo die Minderwertigkeit und selbst die Entartung der einen Rasse dahin geführt hat, daß sie von einer stärkeren und intelligenteren unterworfen und versklavt wurde. Häufig beobachtet man bei wilden Völkern eine wirkliche Rassendifferenz zwischen Siegern und Besiegten, die zu Sklaven gemacht wurden. Die bekannten Forschungen von Lapouge, Ammon und anderen stellen fest, daß etwas Aehnliches in Europa sich abspielt, so daß eine große Anzahl von Unterschieden zwischen den gesellschaftlichen Klassen aus Rassenunterschieden hervorgeht oder, richtiger, aus dem verschiedenen Anteil der begabteren Rasse an der Zusammensetzung der Klassen. Bei aller Bedeutung der Rassenunterschiede und ihrer verschiedenen Fähigkeiten für die Erklärung der gesellschaftlichen Erscheinungen, glaube ich doch, daß unter den inneren Ursachen für die Inferiorität der ärmeren Klassen die individuelle bio-psychische Beschaffenheit besonders beachtet werden muß, und zwar der angeborene Zustand des physischen und geistigen Lebens, bei dem sowohl die Erblichkeit wie die Bedingungen der intrauterinen Entwicklung zu berücksichtigen sind. Auf Grund dieses inneren Faktors, dieser individuellen bio-psychischen Konstitution (Schwächlichkeit, psychische Minderwertigkeit, vorzeitige Entartung, Neurasthenie usw.) geschieht es, daß ein Teil der Individuen, die sich auf der untersten Stufe der Gesellschaft finden, nicht dazu gelangt, höher aufzusteigen; für diese ist die physische und geistige Minderwertigkeit nicht die Wirkung, sondern die Ursache ihres wirtschaftlichen und sozialen Elends.

Aber ich lege auch eine sehr große Wichtigkeit den äußeren Faktoren bei. Das tellurische Milieu kann, vermittelst der geologischen Beschaffenheit des Erdbodens, die ökonomische und physiologische Schwäche vorbereiten; die Gifte, welche durch übergroße Ermüdung erzeugt werden, die Vergiftungen in der Industriearbeit, die Selbstvergiftungen infolge der geringeren Widerstandskraft des Organismus, lassen ihren Einfluß auf den Geisteszustand der Menschen deutlich zutage treten, die ihnen ausgesetzt sind; unzureichende Ernährung, in Verbindung mit den genannten Ursachen, führt dazu, die physische Entwicklung des Organismus zu hemmen; die Lebensbedingungen in den Wohnungen, der Mangel an Bildungs- und Erziehungsgelegenheit, treten hinzu, um die physische und moralische Minderwertigkeit vorzubereiten.

Wie man sieht, sind die Ursachen für die Rückständigkeit der niederen Klassen sehr verwickelt, und man wird sich schwerlich einig

Digitized by Google

darüber werden, welche Bedeutung man jeder einzelnen dieser Ursachen beilegen darf; aber es ist außer Zweifel, daß sich hier ein ganz neues Arbeitsfeld der Forschung mit neuen Methoden und Kenntnissen eröffnet: Die Anthropologie der niederen Gesellschaftsklassen.

Chinesen in Nordamerika.

Hans Fehlinger.

I.

Ereignisse der jüngsten Zeit haben die Chinesenfrage in den Vereinigten Staaten wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gebracht. Im Juni 1905 gab Präsident Roosevelt eine Verordnung heraus, in der die Einwanderungsbehörden aufgefordert werden, die mit vidierten Erlaubnisscheinen versehenen Chinesen ohne weiteres landen zu lassen, nicht erst Untersuchungen darüber anzustellen, ob die betreffenden Personen wirklich zu jenen Klassen gehören, denen das Betreten amerikanischen Bodens gestattet ist[1]). Dieses Vorgehen des obersten Beamten der Republik hat jene Kreise zu erneuter eifriger Agitation für die Aufhebung der Chinesen-Ausschließungsgesetze — oder eine weitgehende Abschwächung derselben — angespornt, die mit dem gegenwärtigen Zustande unzufrieden sind, weil er angeblich nicht bloß ein Hindernis regerer Handelsbeziehungen mit China darstellt, sondern auch der raschen wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten, mit Hülfe billiger und williger Arbeitskräfte, im Wege steht. Durch die Verwendung chinesischer Kulis auf den Plantagen in den Südstaaten erhoffen sich manche Leute einen immensen Aufschwung dieses Gebietes[2]), das seit dem Bürgerkriege immer mehr an Bedeutung gegenüber den Nordstaaten verloren hat. Jene, die es mit dem Fortschritt im Süden ehrlich meinen, wehren sich hiergegen; sie haben an dem Negerproblem genug und wollen nichts von den Chinesen wissen.

Am besten kam die Stimmung eines großen Teiles der Industriellen und Kaufleute auf der Einwanderungskonferenz zum Ausdruck, welche die National Civic Federation im Dezember 1905 zu New-York veranstaltet hatte. Der Verlauf der Konferenz, an der sich auch eine Anzahl Gelehrter und Vertreter des geistlichen Standes beteiligten, war ein recht erregter: ein Beweis dafür, welche große Bedeutung das Einwanderungsproblem im Leben des amerikanischen Volkes hat[3]). Bei keinem Verhandlungspunkte kamen die Gegensätze so kraß zum Ausdruck als in der Chinesenfrage, und nur mit Mühe gelang es den Gegnern der mongolischen Einwanderung — deren bedeutendster Vertreter Samuel Gompers, der Präsident des „Amerikanischen Arbeiter-

[1]) Zu vergl.: Fehlinger, „Ueber amerikanische und britische Einwanderungsgesetze". Polit.-Anthrop. Revue, 3. Bd., Nr. 10.
[2]) Annual Report of the Commissioner-General of Immigration, 1905, S. 79.
[3]) „National Conference on Immigration." Civic Federation Review, Bd. 2, Nr. 8, Februar 1906.

Digitized by Google

bundes", ist, — die Annahme einer Resolution zur Vorlage an das Bundesparlament zu verhindern, die erstrebte, die gesetzgebenden Körperschaften nicht zur formellen, aber zur faktischen Aufhebung des Ausschließungsgesetzes zu veranlassen, so zwar, daß allen Chinesen die Einwanderung gestattet sein solle, welchen die amerikanischen Behörden bei der Ankunft nicht ihre Zugehörigkeit zur Klasse der Kulis nachweisen können.

Die Proteste der gewerkschaftlichen Verbände[1]) haben jedoch nicht zu hindern vermocht, daß im Repräsentantenhaus wirklich ein Gesetzentwurf eingebracht wurde und zur Beratung steht („Foster Bill", H. B. Nr. 12973), welcher im wesentlichen den eben angeführten Forderungen entspricht und den chinesischen Behörden die Befugnis zur Ausstellung von Einwanderungszertifikaten für jene Personen einräumt, die nicht als Kulis zu betrachten sind. Allen andern Chinesen sollen, wie Prof. Eliot von der Harvard-Universität sich ausdrückte, „die Tore der Republik weit offen stehen".

An eine vollständige Aufhebung des Einwanderungsverbotes ist für die nächste Zeit nicht ernstlich zu denken. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß die „Pro-Chinesen" eine derartige Verschlechterung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen durchsetzen, um Scharen von Mongolen die Niederlassung in Amerika zu ermöglichen; denn die plutokratischen Interessen gewinnen im Kongreß zu Washington zusehends an Einfluß[2]).

II.

Für die weitere Erörterung des Gegenstandes ist es vor allem notwendig, die Zahl der Chinesen in den Vereinigten Staaten, ihre Verteilung auf die verschiedenen Gebiete und den Umfang der chinesischen Einwanderung festzustellen, die mit der Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien ihren Anfang nahm. Im Jänner 1850 waren erst 791 Chinesen in Kalifornien wohnhaft (darunter bloß zwei weibliche Personen), im Mai 1852 11787 (darunter sieben Weiber) und im Mai 1868, als der Burlingame-Vertrag ratifiziert wurde — der die volle Einwanderungsfreiheit der chinesischen Untertanen vorsah —, war ihre Zahl auf fast 80000 gestiegen, damit aber auch die Abneigung der Kalifornier gegen die seltsamen Gäste. Diese Abneigung, die den Söhnen des Reiches der Mitte den Aufenthalt manchmal gar wenig

[1]) Auf dem vorjährigen Kongreß des amerikanischen Arbeiterbundes — der nahe an zwei Millionen Mitglieder zählt — wurde die folgende Resolution einhellig angenommen: „In der Erwägung, daß die Gesetzgebung nach eingehenden Erhebungen, die sich über 30 Jahre erstreckten, das Einwanderungsverbot für Chinesen erließ; in der Erwägung, daß nun mächtige Faktoren am Werke sind, die Ausschließungsgesetze so zu modifizieren, um chinesische Arbeiter in die Vereinigten Staaten zuzulassen: Beschließt der Kongreß des amerikanischen Arbeiterbundes, nicht bloß gegen jeden Versuch, unser Land und seine Besitzungen den Chinesen zu öffnen, zu protestieren, sondern er verlangt nachdrücklich die Ausdehnung der Ausschließungsgesetze auf Japaner und Koreaner, weil die Zulassung der Mongolen das Sinken der Löhne und die Entartung unserer Rasse im Gefolge haben muß."

[2]) Beim Baue des Panamakanals sollen (nach einem Parlamentsbeschlusse) die sonst für Regierungsarbeiten geltenden Bedingungen nicht eingehalten, außerdem aber auch chinesische Arbeiter zur Ausführung des Baues herangezogen werden; die ersten Chinesen-Kontrakte dürften schon in der nächsten Zeit zum Abschluß kommen.

Digitized by Google

angenehm machte, mag denn auch dafür verantwortlich sein, daß in den folgenden Jahren der Zustrom weniger ausgiebig gewesen ist. In der Mitte der achtziger Jahre hatte die Zahl der Chinesen etwa 150 000 erreicht; gelegentlich der Volkszählung von 1890 wurden ihrer 126 778 ermittelt. Die hierauf erfolgten gesetzgeberischen Maßnahmen hatten einen merklichen Rückgang bis zum Jahre 1900 im Gefolge, zugleich trat aber eine Ausbreitung der chinesischen Einwohner von den Weststaaten über die anderen Teile der Union ein; sie wanderten insbesondere nach den großen Städten des Ostens, wo sie eine weniger abweisende Behandlung und reichlicheren Verdienst fanden als in Kalifornien. In diesem Staat ist die Abnahme der Chinesen am auffälligsten.

Die Verteilung auf die einzelnen geographischen Gebiete veranschaulicht die nachfolgende Tabelle:

Gebiete	Zahl der Chinesen		Zu- (+) oder Abnahme(−) in Prozenten
	1890	1900	
Weststaaten	96 844	67 729	— 30,1
davon: Kalifornien .	72 472	45 753	— 36,8
„ Oregon . . .	9 540	10 397	+ 9,0
„ Washington .	3 260	3 629	+ 11,2
Nordatlantische Staaten .	6 177	14 693	+ 137,4
davon: Massachusetts	984	2 968	+ 202,5
„ New-York . .	2 935	7 170	+ 146,0
„ New-Jersey .	608	1 393	+ 130,8
„ Pennsylvanien	1 164	1 927	+ 63,6
Südatlantische Staaten .	669	1 791	+ 167,4
Nordzentral-Staaten . . .	2 351	3 668	+ 54,9
davon: Illinois . . .	740	1 503	+ 103,1
Südzentral-Staaten . . .	1 447	1 982	+ 38,2
Territorium Alaska . . .	2 288	3 116	+ 36,0
Territorium Hawaii . . .	17 002	25 767	+ 51,5
Vereinigte Staaten . . .	126 778	118 746[1]	— 6,1

In den Weststaaten lebten 1890 90 pCt., 1900 jedoch nur mehr 75 pCt. aller in den Vereinigten Staaten ansässigen Chinesen. In diesem geographischen Gebiet haben sie sich, außer in Oregon und Washington, auch noch in Arizona vermehrt. Von den Südstaaten beherbergten eine größere Anzahl Chinesen: Maryland (die Großstadt Baltimore!), Texas, Louisiana und der Distrikt Kolumbien. In Texas und Louisiana sind sie teils als Landarbeiter beschäftigt, in den anderen Gebieten meist als Hausdiener, Wäscher, Fischer, Schuhflicker und in der Ausübung sonstiger Gewerbe, die wenig Intelligenz erfordern.

Die Zahlen sind durchgängig viel zu niedrig[2]), da besonders die Chinesen, welche sich widerrechtlich im Lande befinden, vor den Agenten des Zensusamts[3]) verborgen bleiben. Ein Beamter des Schatz-

[1]) Dazu noch 304 Chinesen im Militär- und Marinedienst, die sich in auswärtigen Stationen befanden.

[2]) Von 1853—1883, solange die Einwanderung aus China unbeschränkt war, landeten in den Vereinigten Staaten insgesamt 288 398 Chinesen; wie viele von ihnen wieder in die Heimat zurückkehrten oder starben, ebenso die Zahl der in Amerika geborenen Chinesen läßt sich nicht feststellen.

[3]) Volkszählungsamt.

Digitized by Google

amtes — dem bis vor kurzem die Einwanderungsangelegenheiten unterstanden — schätzt die Gesamtzahl der Chinesen in den Vereinigten Staaten auf wenigstens 300000, wovon auf San Francisco allein 50000 bis 60000 kommen. Andere Kalifornier sind der gleichen Ansicht. Zur Zeit der Vornahme des Zensus, im Hochsommer, befinden sich Tausende von Chinesen auf Fischzügen; sie werden gleichfalls durch die Zählung nicht erfaßt.

Die größte chinesische Ansiedlung ist in San Francisco, die zweitgrößte in Los Angeles; auch die anderen Städte des Westens, ebenso wie New-York, Boston, Philadelphia usw. haben ihre Chinesenquartiere; diese „kleinen Canton" werden dadurch möglich, daß sich die Chinesen niemals zerstreut ansiedeln. In den Chinesenvierteln findet man sie in ihren heimatlichen Kleidern, bei ihren heimatlichen Gebräuchen; sie nähren sich dort von ihren aus China eingeführten Lebensmitteln. Die Chinesen kommen nicht wie andere Einwanderer nach Amerika, sagt C. F. Holder[1]), um mitzuhelfen am Aufbau des Staates, sie sind nicht an dessen Wohlfahrt interessiert, sondern sie wünschen bloß Geld zu verdienen — viel Geld! Die gesellschaftlichen und politischen Institutionen der amerikanischen Nation sind ihnen fremd geblieben und werden ihnen immer fremd sein. Gerade deshalb sind sie viel weniger erwünschte Einwanderer als Angehörige aller anderen Rassen und Völker.

* * *

Das Ausschließungsgesetz ist nur unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten durchzuführen, und es darf gesagt werden: ein großer Teil der nun in die Vereinigten Staaten einwandernden Chinesen bewerkstelligt die Landung mittels falscher Zertifikate oder auf Umwegen über die mexikanische oder kanadische Grenze[2]). Die Berechtigung zur Einwanderung besitzen nur chinesische Kaufleute, deren Angehörige, Lehrer, Studenten, Reisende zu Vergnügungs- oder wissenschaftlichen Zwecken, solche Arbeiter, die vor Erlaß der Ausschließungsgesetze in Amerika ansässig waren und endlich Personen, die sich auf der Durchreise nach dem Ausland befinden. In der Zeit von 1898 bis 1905 wurde seitens der Behörden die Einwanderung der im Nachfolgenden bezeichneten Anzahl von Chinesen gestattet:

Jahr	Kaufleute Studenten, Reisende usw.	Zurückkehrende Arbeiter	Durchreisende
1898	5698	1497	865
1899	3925	1793	1012
1900	3802	1997	2602
1901	1784	2280	1807
1902	1273	2495	2306
1903	1523	1459	2228
1904	1284	1392	3050
1905	1348	623	739

[1]) Holder, „The Dragon in America". The Arena, Bd. 42, S. 113 u. ff.

[2]) Der Einwanderungsagent in El Paso, Texas, berichtet, daß sich in dem mexikanischen Städtchen Juarez beständig Hunderte arbeitsloser Kulis aufhalten, die

Digitized by Google

Die Zahl der Zurückgewiesenen war besonders in den ersten Jahren des Bestehens der Chinesenausschließungsgesetze sehr gering und sie ist auch jetzt nicht besonders groß, da die kommerziellen Vertreter der Vereinigten Staaten in China sich selten die Mühe nehmen, den Verhältnissen derjenigen nachzugehen, welche um die Bewilligung zur Einwanderung bei ihnen ansuchen, sondern meist ohne viele Umschweife die Zertifikate ausstellen. — Von den Einwanderungsbehörden wurden zurückgewiesen: 1898 280 Chinesen, 1899 950, 1900 1065, 1901 980, 1902 336, 1903 567, 1904 736 und 1905 481. Seit 1902 war die Zahl der bei der Ankunft Zurückgewiesenen geringer als jene der Deportationen wegen unberechtigten Aufenthalts; dabei ist zu bemerken, daß es für das Einwanderungsamt nicht leicht ist, derartige Fälle auszukundschaften und die gerichtliche Verurteilung der betreffenden Chinesen zur Deportation zu erwirken. Es wurden deportiert: 1898 220, 1899 192, 1900 288, 1901 440, 1902 519, 1903 704, 1904 783 und 1905 647. Aus dem Verhältnis der Zahl der Chinesen, welche als Kaufleute, Studenten usw. die Landung bewerkstelligen, und der Zahl der Deportationen geht zur Genüge die häufige Fälschung und die skrupellose Art der Ausstellung von Einwanderungszertifikaten hervor. Um diese zu verhüten, empfiehlt das Bureau of Immigration dem Kongreß zu Washington, besondere Einwanderungsbeamte nach China zu schicken, welchen die Ausstellung der Zertifikate obliegen soll. Dieser Wunsch wird aber kaum bald, wenn überhaupt, verwirklicht werden. Neue Aufenthaltszertifikate für chinesische Arbeiter werden nicht erteilt; wohl aber kommen alljährlich zahlreiche Duplikate zur Ausgabe — sicherlich nicht immer an Berechtigte. Die Angehörigen der höheren Gesellschaftsklassen bedürfen der Aufenthaltszertifikate nicht.

Das eine steht fest: Seit der strengen Handhabung der Gesetze unter dem jetzigen Leiter des Einwanderungsamtes, Frank P. Sargent, haben sich die Chinesen in den Vereinigten Staaten nicht sonderlich zu vermehren vermocht, welche Kniffe sie und ihre Freunde auch anwendeten, um eindringen zu können[1]).

III.

Nun muß die Frage aufgeworfen werden: Ist die Ausschließung der Chinesen von Nordamerika oder einem andern Lande europäischer Zivilisation gerechtfertigt? Wenn die Existenz der Amerikaner oder anderer europäischer Völker und ihre Zivilisation bedroht sind, dann gewiß! Wir sind gewillt und erkennen es, ohne Unterschied welcher Partei wir angehören mögen, als Pflicht an, das Heimatland gegen feindliche Invasionen zu verteidigen. Soll das aber nur für die kriegerische Invasion gelten, wenn die „friedliche" Invasion eines uns in jeder Hinsicht fremden Volkes dieselbe Wirkung haben muß, als ob es unser Land im Kriege eroberte? Nein! Da gilt es, sich zur Wehre setzen! Viele Leute behaupten, es sei bloß leerer Wahn, wenn davon gesprochen wird, die unbehinderte Einwanderung von Mongolen

von hier nach Bedarf und bei passender Gelegenheit über die Grenze geschmuggelt werden. (Ann. Report of the Comm.-Gen. of Immigr., 1905, S. 95–96.)

[1]) In einzelnen Fällen wurde — nach dem Bericht des Einwanderungsamtes — die Deportation von Chinesen mit Gewalt verhindert.

Digitized by Google

bedrohe die nordischen Völker und ihre Kultur. Nun, in Amerika und in den englischen Kolonien hat man Erfahrungen gesammelt, die hier zur Aufklärung beitragen müssen. Von durchaus erfahrenen und kompetenten Männern wird allerdings das bestätigt, was in Deutschland z. B. Dr. W. Schallmayer gesagt hat:[1]) China scheint „seit Jahrtausenden beinahe an den Grenzen des gegebenen und weiter erreichbaren Nahrungsspielraums angelangt zu sein. Der Daseinskampf war deshalb die ganze Zeit außerordentlich hart, besonders in den unteren Klassen, und deren Lebenshaltung infolgedessen niedrig. Die dadurch bedingte scharfe Auslese wurde und wird häufig noch verschärft durch Jahre der Teuerung oder Hungersnot, die zuweilen durch Dürre, öfters durch große Ueberschwemmungen der Flußtäler, in denen der Reis gebaut wird, verursacht werden". Dieser Zustand hatte vor allem die Erhaltung jener im Gefolge, die sich demselben am besten anzupassen vermochten: der Genügsamsten, die am wenigsten emporstreben und sich in den elendesten Verhältnissen zufrieden geben. Alles Trachten ist nur darauf gerichtet, hungernd durchzukommen, nicht darauf, sich eine bessere Lebensstellung zu erringen; so ist der Chinese zu der willigen Arbeitsmaschine geworden, die er ist.

Die Uebervölkerung Chinas hatte aber in der kapitalistischen Epoche infolge der gewaltigen Verkehrsentwicklung noch eine andere Wirkung. „Die überaus große Bevölkerungsspannung hat die Chinesen trotz ihrer starken Heimatsliebe unter Benutzung der neuen Verkehrsmöglichkeiten zu umfangreicher Auswanderung veranlaßt"[2]), die sich besonders nach Hinterindien, den ostindischen Inseln, den Philippinen, Hawaii usw. richtete und den betroffenen Ländern in kürzester Zeit einen vollständig chinesischen Charakter gab. Die Amerikaner und Anglo-Australier haben die Wirkungen der chinesischen Einwanderung zu spüren bekommen und sie unterbunden; doch ist die Frage noch lange nicht endgültig entschieden, ob Nordamerika und Australien „des weißen Mannes Land" bleiben werden, oder ob die Gier nach Profit die kaum aufgerichteten Schranken gegen die chinesische Invasion wieder niederreißen wird.

Der Schluß, zu dem alle aufmerksamen Beobachter kamen, ist, daß die Chinesen — wie R. Wildman sagte — „die sparsamsten Esser und die ausdauerndsten Arbeiter der Welt" sind. Rudyard Kipling, ein trefflicher Kenner des Orients, hat ohne Rückhalt die Befürchtung ausgesprochen, in der Zukunft drohe eine Ueberschwemmung der Erde durch die gelbe Rasse: „einer Rasse, die schrecklich ist wegen ihres ererbten Nervenmangels; schrecklich in ihrem Vermögen, Leiden und Hunger zu ertragen, in ihrer nicht erschlaffenden Ausdauer und in ihrem Mangel an Moral; einer Rasse, die die teuflische Fähigkeit besitzt, mehr zu arbeiten als sie sollte". Wu Ting Fang, der chinesische Gesandte zu Washington, hat sicher nicht übertrieben, wenn er behauptete, seine Landsleute sind imstande, alle anderen Völker hinauszuarbeiten, sei es in der Hitze der Tropen, sei es in der Kälte der Polarregionen. — „Kein Abendländer", meint Wildman, „kann das Maß chinesischer Genügsamkeit richtig begreifen;

[1]) Schallmayer, „Vererbung und Auslese", S. 193 u. ff. Jena 1904.
[2]) Schallmayer, a. a. O.

Digitized by Google

sie ist eine Kunst, die Jahrtausende brauchte, um perfekt zu werden. Zwei Cents ist eine gute Schätzung dessen, was die Ernährung der vierhundert Millionen Chinesen pro Kopf und Tag kostet. Mangel an Empfindung, Kraft zu leiden, sind ihre Gottesgaben und machen die Chinesen zu einer Existenz fähig, die die europäische Zivilisation in zwei Generationen vernichten würde. Man kann sich nur wundern, wenn in dem Kampf um den Besitz der Erde, der nun Platz greift, der weiße Mann mit Nerven nicht dem gelben Mann ohne Nerven erliegt[1])." Sogar im fernen Osten — sagte Edw. J. Livernash vor dem Einwanderungskomitee des Senats im Jahre 1902 —, wo die Empfindlichkeit gering ist, können die übrigen Völker gegen die Chinesen nicht aufkommen; das beweisen z. B. die malaiischen Staaten und die Philippinen, wo die Eingeborenen bereits aus vielen Gewerben verdrängt wurden, ebenso wie die hawaiischen Inseln, die ganz das Bild einer mongolischen Kolonie repräsentieren, endlich die Fischereien Alaskas, die sich vollkommen in den Händen der Chinesen befinden. Was geschähe, wenn die Bevölkerung Chinas sich über alle Teile der Erde ausbreiten dürfte, davon können wir uns auch in der Phantasie kein Bild machen; daß die europäische Kultur zugrunde gehen muß, wenn ein neuer Mongolenstrom sich über Europa und Amerika ergießt, steht außer Zweifel; aber nicht mit Feuer und Schwert würden wir besiegt, sagte Livernash, sondern mit „Fleiß und Reis".

Die Aussagen vor dem Einwanderungskomitee des Senats der Vereinigten Staaten enthüllten Tatsachen, die in scharfem Kontrast zu der vielfach gerühmten Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe der Chinesen stehen. Dem gedruckten Bericht über die Sitzungen des Komitees[2]) sind zahlreiche Dokumente beigegeben, die beweisen, daß dem Chinesen sein Wort so viel wie gar nichts gilt, daß Lug und Trug die gebräuchlichsten Mittel sind, deren sich die Söhne des Reiches der Mitte bedienen, um durchs Leben zu kommen. Es würde zu weit führen, wenn hier diese Fakten besprochen werden sollten.

Der Gefängnisstatistik der Stadt San Francisco ist zu entnehmen, daß von 1880—1901 1311 Chinesen wegen Verbrechen und 31 161 wegen Vergehen verhaftet wurden. Nach der Aussage Livernash's ist besonders die amerikanische Jugend durch die Chinesen gefährdet; von den Insassen der Gefängnisse in San Quentin und Folsom sind im Durchschnitte 40 pCt. infolge des Verkehres mit Chinesen mit den Strafgesetzen in Konflikt gekommen. Soweit es sich um Sittlichkeitsverbrechen handelt, begegnet ihre Aufdeckung den größten Schwierigkeiten; doch wird als feststehend betrachtet, daß zwei Drittel jener Mädchen, die sich in den kalifornischen Städten der Prostitution ergeben, durch Chinesen hierzu verleitet worden sind, und zwar in äußerst jugendlichem Alter, häufig mit zehn bis zwölf Jahren; bei Mädchen in diesem Alter kommen die Chinesen leichter zu ihrem Ziel als bei Erwachsenen. Dabei scheint ihnen das Gefühl, daß sie ein Verbrechen begehen, vollständig zu mangeln. Frau Charlotte Smith, die Vorsitzende der Frauen-Rettungsliga, gab vor dem Senatskomitee ein Bild des jammervollen Daseins, das europäische Frauen führen

[1]) „Chinese Exclusion", S. 139 u. ff. Washington 1902.
[2]) Senate Report 776, 57th Congress, 1st Session.

Digitized by Google

müssen, die sich entschließen, Chinesen zu heiraten. Und doch wollen die „Pro-Chinesen" den Europäern das chinesische Familienleben als Muster hinstellen! Es ist erklärlich, daß der Charakter eines Volkes infolge jahrtausendelanger ärgster Unterdrückung, einer Lebensführung, gegen welche die amerikanische Sklaverei ein begehrenswerter Zustand war, nur der denkbar schlechteste werden kann.

Es war keineswegs „blinder Rassenhaß", der die amerikanischen und australischen Arbeiter bewog, die Ausschließung der Chinesen zu fordern und durchzusetzen; maßgebend hierfür war die ruhige Ueberlegung, die Erkenntnis einer wirklichen, keiner eingebildeten, Gefahr; der Trieb der Selbsterhaltung. Gewiß, die nichtsozialistischen amerikanischen, wie die sozialistischen australischen Arbeiter verlangen die Gleichberechtigung der Menschen — aber niemand kann ihnen den Vorwurf machen, daß sie das demokratische Prinzip verletzen, weil sie nicht widerstandslos ihre Mittel des Lebensunterhaltes den überzähligen Söhnen Chinas abtreten und sich dann ruhig sterben legen. Von volkswirtschaftlichen Fragen abgesehen, dürfen wir aber auch nicht erwarten, daß jemals zwei Rassen, deren Entwicklungsgang, deren Zivilisation so verschieden ist, wie bei Europäern und Chinesen, jemals als Bürger friedlich nebeneinander wohnen können.

IV.

Unmittelbar nachdem in den Vereinigten Staaten die Einwanderung chinesischer Arbeiter verboten wurde, haben sich diese im westlichen Kanada, in der Provinz Britisch-Kolumbien niederzulassen begonnen, was unter der dortigen Bevölkerung arge Mißstimmung erregte und ebenfalls zum Erlaß gesetzlicher Bestimmungen führte, welche den Zustrom der Chinesen erschweren[1]). Diesem Umstand ist es zu danken, daß ihre Zahl in ganz Kanada im Jahre 1901 erst 16375 betrug (bei mehr als fünf Millionen Einwohnern überhaupt), von welchen die meisten, nämlich 14201, auf Britisch-Kolumbien entfallen, die 7 pCt. der Bevölkerung der Provinz bilden. Im Jahre 1891 waren in Kanada 9129 Chinesen ansässig; aus früherer Zeit sind keine verläßlichen Angaben vorhanden. Gegenwärtig ist die Einwanderung aus China belanglos. Wie in den Vereinigten Staaten, so ist im britischen Teil Nordamerikas ebenfalls die Masse der Chinesen in den größeren Städten zusammengedrängt, und die königliche Kommission von 1902 hat dort in den Chinesenvierteln in gesundheitlicher Beziehung geradezu schauderhafte Zustände vorgefunden[2]). Sie konnte auch feststellen, daß die Anwesenheit der Chinesen eine Gefahr für die öffentliche Sittlichkeit bildet. In der Stadt Victoria waren unter 3300 Chinesen nur über 100 weibliche Personen, davon 82 im Kindesalter. Perverser Geschlechtsverkehr ist die Regel. Von den Insassen des Provinzialgefängnisses von Britisch-Kolumbien, wo die Schwerverbrecher untergebracht sind, waren in der Zeit von 1878 bis 1901 durchschnittlich 20,5 pCt. Chinesen. Der Bericht der königlichen Kommission enthält Einzelheiten

[1]) Vergl. Polit.-anthr. Revue, Jänner 1905.

[2]) Report of the R. Commission on Chinese and Japanese Immigr. S. 14 ff. Ottawa 1902.

Digitized by Google

über die Natur der Verbrechen, woraus die Freunde der mongolischen Einwanderung sehen können, daß die Chinesen durchaus nicht so harmlos sind, als sie vorgeben.

Zur Kulturgeschichte Schwedens.

Dr. Ludwig Wilser.

Wenn ein Mann, der sein ganzes Leben der Altertumsforschung gewidmet und sich stets entsprechender Staatsunterstützung erfreut hat, der alle bedeutenderen Sammlungen Europas aus eigener Anschauung kennt und in den letzten Jahrzehnten kaum einer der wichtigeren Versammlungen seiner Fachgenossen fern geblieben ist, für den und mit dem zahlreiche Schüler arbeiten, wenn ein solcher Mann, ich meine Montelius, die Erfahrungen und Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen in einem mit reichem Bilderschmuck ausgestatteten Buche zusammenfaßt[1]), so darf man wohl von demselben eine Fülle von Anregung und Belehrung erwarten.

In der Tat erfüllt auch die bis zum elften Jahrhundert gehende Kulturgeschichte des schwedischen Volkes durch die Menge der darin mitgeteilten Tatsachen diese Erwartung in vollstem Maße. Anders verhält es sich leider in bezug auf die aus den Tatsachen gezogenen Schlußfolgerungen, da der Verfasser, gerade wie sein vor kurzem in diesen Blättern (IV, S. 564) widerlegter dänischer Fach- und Amtsgenosse Sophus Müller, an den auf der Schulbank empfangenen Lehren und Eindrücken unerschüttert festhält und nicht aus den Tatsachen seine Ansichten folgert, sondern umgekehrt jene mit der vorgefaßten Meinung mühsam in Einklang zu bringen sucht. „Diese (die Haustiere)", schreibt er u. a. auf S. 14, „dürfen vielmehr als die älteste der vielen unschätzbaren Gaben betrachtet werden, die Europa vom Orient erhielt. Andere solche Gaben sind die verschiedenen Getreidearten und später nacheinander Kupfer, Bronze, Eisen und die Schrift — um nur einige Beispiele anzuführen." Nun hat aber die vorurteilsfreie naturwissenschaftliche Forschung gezeigt, daß die frühere Ansicht von der Herkunft unserer Haustiere aus Asien sachlich durchaus unbegründet ist: ich befinde mich, urteilte vor kurzem Dettweiler in einem Aufsatz über „Das Rind der Niederlausitz" (Deutsche Landwirtschaftliche Presse XXXII, 74/5), „damit in Uebereinstimmung mit Nehring, der alle unsere taurinen Hausrinder vom Ur herleitet, vom Ur und seinen Varietäten. Die Verschiedenheiten sind lediglich entstanden durch Nahrung, Boden, Klima, Haltung, Aufzucht, Kreuzung und dergleichen Momente".

Nicht besser steht es mit der Begründung der anderen Behauptungen, von denen ich zunächst nur auf die letzte eingehen will. „Daß die Runen", lesen wir auf S. 206, „nicht ganz selbständig von dem germanischen Volk erfunden worden sind, sondern irgend ein

[1]) O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. Mit 540 Abbildungen. E. A. Seemann, Leipzig 1906.

Digitized by Google

anderes Alphabet zum Vorbild hatten, wird schon durch die augenfällige Aehnlichkeit zwischen den Runen und den Buchstaben der südeuropäischen Alphabete bewiesen. Denn davon kann keine Rede sein, daß die letzteren von den Runen herstammten." Wenn man in der Wissenschaft einen Satz wie den letzten als unumstößliche Wahrheit hinstellt, so hört jede rein sachliche Forschung auf, da das, was erst gefunden werden soll, als gegeben und unerörterbar vorausgesetzt wird. „Die augenfällige Aehnlichkeit" beweist selbstverständlich nur den gemeinsamen Ursprung, der auf wissenschaftlichem Wege ermittelt werden muß, weiter aber nichts. „Schon Herodot erzählt", hören wir weiter, „daß die Griechen ihre Buchstaben von den Phöniziern bekamen, und diese Angabe ist heute allgemein als richtig anerkannt." An dieses Märchen glaubt im Gegenteil heutzutage kein vernünftiger Mensch mehr: „die zahlreichen Urkunden (Kreta) in einer Buchstabenschrift", sagt von Landau (Die Bedeutung der Phönizier im Völkerleben, Ex oriente lux I, 4, 1905) mit Recht, „werden hoffentlich endlich die Krämer von Tyrus und Sidon von dem Nachruf befreien, der Menschheit eine der größten Taten geschenkt zu haben, welche die Geistesentwicklung kennt." Die Träger der mykenischen Kultur auf Kreta haben aber, wie einige farbige Bildnisse beweisen, der lichthaarigen, d. h. der nordeuropäischen Rasse angehört. Es ist sehr dankenswert, daß Montelius die vor kurzem in einer Grabkammer von Kylfver auf Gotland gefundene Runenreihe von 24 Zeichen abgebildet hat. Von den vier Funden, auf denen nun unsere Kenntnis des ältesten Futhark beruht, sind somit drei im Norden, zwei in Schweden, einer in England, und nur ein einziger weiter südlich gemacht worden, und zwar in Burgund, wo sich ein wenige Jahrhunderte vorher aus Skandinavien ausgewandertes Volk niedergelassen hatte. Wenn man überhaupt aus diesen Tatsachen einen Schluß ziehen darf, so kann es nur der sein, daß die 24stellige Runenreihe aus dem Norden stammt. Gerade diese enthält aber, wie ich längst gezeigt habe, als älteren Kern die 18 Urzeichen, aus denen sich alle bekannten Schriftarten entwicklungsgeschichtlich ableiten lassen. Wäre das Verhältnis umgekehrt, so müßten die unablässigen Anstrengungen, die Runenschrift von einem der südlichen Alphabete abzuleiten, endlich doch Erfolg haben, das hat sich aber, wie ich vorausgesagt habe, als unmöglich herausgestellt, denn auch der neueste, von Montelius angeführte Versuch (O. von Friesen, Om runskriftens härkomst, Upsala 1904) ist durchaus verfehlt und konnte von mir mit leichter Mühe Satz für Satz widerlegt werden (Zur Runenkunde, Akad. Verlag f. Kunst u. Wissensch., Leipzig u. Wien 1905). Die im Anschluß daran gegebenen Deutungen älterer schwedischer Runeninschriften muß ich sämtlich für verfehlt halten, z. B. „Haringa ohne Falsch" auf einem Bautastein von Södermanland, was, da das siebente nur ein Trennungszeichen ist, gelesen werden muß Haringa Leugast, d. h. „Leugast (eine dem Hlewagastis des Goldhorns entsprechende jüngere Namensform) der Haring (Abkömmling eines Hari)".

Ich habe diese Frage darum etwas eingehender behandelt, weil sie erstens, und zwar ganz besonders für Schweden, von hervorragender kulturgeschichtlicher Bedeutung ist und zweitens aufs unzweideutigste zeigt, daß heutzutage mit den Schulmeinungen,

Digitized by Google

die noch vor einem Menschenalter allgemeine Gültigkeit hatten, nichts mehr auszurichten ist. Durch die Unmöglichkeit, sie mit den Tatsachen in Uebereinstimmung zu bringen, sind in das inhaltreiche Werk allerlei schiefe Auffassungen und Widersprüche gekommen. Wenn es auch bei den großen äußeren Erfolgen des Verfassers erklärlich ist, daß er an seiner vorgefaßten Meinung festhält und auf die Ansichten Anderer kein großes Gewicht legt, so gereicht dies doch entschieden seinem Buche nicht zum Vorteil. Es ist z. B. durchaus nicht „klar", daß sich der Gebrauch, Steingräber zu bauen, „durch einen Verkehr zwischen den verschiedenen Gegenden verbreitet hat", noch weniger, daß wir es „mit einem Einfluß vom Süden auf den Norden zu tun haben", der sich, „vom Orient ausgehend, über die Nordküste von Afrika, die Westküste Europas und bis zu den Ländern an der Nord- und Ostsee erstreckt", sondern das Gegenteil ist längst in überzeugender Weise dargetan worden. Es ist ein Widerspruch, daß „die Nordländer an Geschmack und in der Geschicklichkeit Bronze zu gießen, alle anderen Bronzezeitvölker Europas übertroffen haben", daß dem Reichtum an Zieraten, den die nordischen Bronzearbeiten aufweisen, „in den meisten anderen Ländern nichts Entsprechendes" an die Seite gestellt werden kann, und daß sie doch diese Kunstfertigkeit den „uralten Kulturvölkern" im Süden verdanken sollen; wenn sie in der Bearbeitung dieses Metalls alle anderen Völker übertrafen, so war sie eben damals das erste Kulturvolk der Welt. Aus der Tatsache, daß in Schweden wohl Kupfer gefunden wird, „aber nur in Erzen, die man erst lange nach dem Ende der Bronzezeit zu behandeln verstand" (wer weiß dies?), aber Zinngruben überhaupt nicht vorkommen, wird geschlossen, daß „wir alle in der Bronzezeit hier angewendete Bronze als aus anderen Ländern importiert betrachten" müssen. Ein solcher Schluß ist durchaus nicht geboten. Schweden hat bis ins spätere Mittelalter viel ausgezeichnetes Kupfer, besonders nach Deutschland, ausgeführt, und das benachbarte Britannien war nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller Geschichtschreiber (die betreffende Stelle bei Diodor wird vom Verfasser selbst angeführt) im ganzen Altertum der Hauptfundort des kostbaren Zinns. Wäre dasselbe zuerst vom Aermelkanal ans Mittelmeer und von dort wieder über die Ostsee verschickt worden, so hätten die Skandinavier mehr als dreifache Frachtkosten zu tragen gehabt, was in der Geschichte des Welthandels ohne Beispiel dastände. Montelius selbst glaubt, „mit gutem Grund annehmen" zu dürfen, „daß ein direkter Verkehr zwischen Schwedens Westküste und England, wenigstens in der letzten Periode der Steinzeit, stattfand". Keinem Volk der Steinzeit, mit Ausnahme der Britannier, lagen also die Bezugsquellen der beiden zur Herstellung der Bronze nötigen Metalle so nahe wie den Ureinwohnern Schwedens. Als ich anfing, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen, setzte der schwedische Forscher den Anfang der Bronzezeit noch ins 13. Jahrhundert, also etwa um sechs Jahrhunderte später als jetzt. Schon damals sagte ich, „zurück mit den Perioden, Raum für die Entwicklung". Davon, daß der Beginn „durch spätere Untersuchungen etwas höher hinaufgesetzt werden wird", bin ich fest überzeugt; eine Dauer von 200 Jahren für jede Periode ist etwas wenig, denn „eine solche Entwicklung erforderte lange Zeit".

Digitized by Google

Die Ansicht mancher Forscher, daß in Schweden die „Wiege der Arier" gestanden, kann Montelius nicht teilen, dagegen ist er „längst der Meinung, daß die Germanen hier im nordischen Gebiet — Skandinavien und Norddeutschland — ihren Ursitz hatten". Wiederholt schon habe ich hervorgehoben, daß die „Ursitze" eines arischen Volkes folgerichtig auch die aller übrigen sein müssen, sonst verdienen sie eben diesen Namen nicht. Es sei hier noch erwähnt, daß in neuester Zeit viele Sprachforscher, die sich anfangs am meisten dagegen gesträubt hatten, meiner zuerst vor 25 Jahren ausgesprochenen Lehre ungemein nahgekommen sind. Auf Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen; möge jeder, der über das nordische Altertum Belehrung sucht, aus der Quelle schöpfen. Die Menge des gebotenen tatsächlichen Stoffes ist, wie gesagt, eine sehr große, und der Schatz der die Schilderung anschaulich machenden Abbildungen ist gegen „Lifvet i Sverige under hednatiden" von 1878 und „Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit" von 1885 beträchtlich vermehrt, von 97, bezw. 190 auf 540! Selbständig und folgerichtig denkende Leser, die nach dem Naturgesetz allerdings immer stark in der Minderzahl sind, werden aber aus den mitgeteilten Tatsachen oft andere Schlüsse ziehen als der Verfasser.

M. Much und die Heimat der Indogermanen.

Herr Regierungsrat Dr. M. Much verwahrt sich im Oktoberheft dieser Zeitschrift (S. 418) gegen den ihm von mir gemachten Vorwurf, daß er mir die Ansicht, daß das südliche Schweden die Heimat der Indogermanen sei, unterschoben habe, und sucht die unrichtige Angabe als einen lapsus memoriae hinzustellen, veranlaßt dadurch, daß ich von Schweden, wo die anthropologischen und archäologischen Verhältnisse viel einfacher lägen, ausgegangen und dahin immer zurückgekehrt sei.

Dies könnte man vielleicht glauben, wenn ihm nicht bei einem ähnlichen Anlasse ein zweifelloser lapsus memoriae widerfahren wäre und man nicht zugleich nachweisen könnte, daß er in diesem Falle ganz anders vorgegangen ist. Denn während er die auf S. 2 der ersten Auflage seiner „Heimat der Indogermanen" aufgestellte unrichtige Behauptung, Lapouge halte Großbritannien und Irland für die Urheimat der Arier, noch auf S. 262 derselben ersten Auflage richtigstellt, wiederholt er die mich betreffende Angabe ohne die geringste Aenderung auch in der zweiten Auflage seines Werkes, trotzdem ich ihm denselben Vorwurf, den ich ihm in dieser Zeitschrift (V, 208) gemacht, auch in meiner ausführlichen Besprechung der ersten Auflage (Mitteilungen d. anthrop. Gesellsch. in Wien, XXXII, 168 fg.) gemacht habe und er diese Besprechung, wie ich nachweisen kann, auch wirklich gelesen hat. Auf S. 170 dieser Besprechung finden sich wörtlich folgende Sätze: „Um auch niemanden in Zweifel zu lassen, daß ich unter Südskandinavien, das ich als die Heimat des arischen Urvolkes betrachte, nicht nur das südliche Schweden, sondern auch Dänemark verstehe, habe ich noch ausdrücklich auf S. 1 meiner ›Herkunft der Arier‹ erklärt, daß ich den Namen Skandinavien in der umfassenderen Bedeutung des Wortes, nach der er nicht allein die skandinavische Halbinsel, sondern auch Dänemark bezeichnet, gebraucht habe. Und nun finde ich zu meinem größten Befremden, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes einer-

Digitized by Google

seits meine Lehre als eine neue, erst von ihm aufgestellte Lehre und meine archäologische Begründung als eine neue, erst von ihm gegebene Begründung hinstellt, anderseits mir eine Lehre unterschiebt, die von meiner wesentlich verschieden ist, indem er S. 2 anführt, daß ich das »südliche Schweden« als Heimat der Indogermanen betrachte und damit »zu eng umgrenze«. Es ist dies um so befremdender, als sich Much sonst als ein sehr genauer Kenner meiner Schriften erweist und ich noch vor kurzem (1900) in diesen »Mitteilungen« (XXX, 54) ausdrücklich erklärt habe, daß als Heimat des arischen Urvolkes »nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil der skandinavischen Halbinsel, die Provinz Schonen, wo die mesolithische Kulturperiode vertreten ist, in Betracht kommt«."

Nachdrücklicher konnte ich wohl dem Gedächtnisse Muchs nicht zu Hülfe kommen. Die in den letzten Zeilen angeführten Worte enthält meine Besprechung von Wilsers „Herkunft und Urgeschichte der Arier", in der die skandinavische Halbinsel als Heimat der Arier nachzuweisen versucht wird. Nichtsdestoweniger schreibt Much mir und Wilser in der Heimatsfrage in beiden Auflagen seines Werkes ein und dieselbe Ansicht zu. Merkwürdig bleibt es ferner unter allen Umständen, daß gerade nur Much, von dem man als dem Verfasser eines Werkes über die Heimat der Indogermanen die genaueste Kenntnis der Ansichten aller andern Forscher auf diesem Gebiete erwarten sollte, mir eine unrichtige Ansicht zuschreibt, während andere Gelehrte, die dieser Frage ferner stehen, sich richtig über meine Hypothese informiert zeigen. So schreibt z. B. M. Hoernes in seiner „Urgeschichte des Menschen" (1892) S. 223: „Die sogenannten »Kjökkenmöddinger« (Küchenabfallshaufen) an den dänischen, norddeutschen und südschwedischen Küsten zeigen unter ungeheueren Mengen von Nahrungsresten, meist Muschelschalen, die unscheinbaren Industrieprodukte einer Bevölkerung, welche noch einen weiten Weg zurückzulegen hatte, ehe sie die volle Blüte der jüngeren Steinzeit Skandinaviens erreichte. Hier wie im ganzen Norden Europas fehlt aber die ältere Steinzeit gänzlich. Auf diesem Sachverhalt ist die Theorie Karl Penkas aufgebaut. In den Kjökkenmöddinger-Funden sieht er die gesuchte Zwischenstufe zwischen der Kultur des älteren und des jüngeren Steinalters, die Brücke, welche uns über den paläolithischen »Hiatus« hinwegführen soll." Wer kann dagegen, wenn er Muchs Ausführungen über diese Frage und seine Bemerkungen auf S. 4 bezw. 5 liest, auch nur ahnen, daß schon vor ihm jemand die archäologischen Tatsachen, wie sie die altdänischen Lande aufweisen, zur Begründung einer ähnlichen Heimats-Hypothese herangezogen hat, wie es von mir auf S. 52—91 meiner „Herkunft der Arier" geschehen ist? Im übrigen wäre eine eingehendere Erörterung der eigentümlichen archäologischen Verhältnisse, wie sie Dänemark bietet, da sie doch auch für Much die Hauptgrundlage seiner ganzen Beweisführung bilden, schon mit Rücksicht auf die abweichenden Auffassungen anderer Altertumsforscher höchst wünschenswert gewesen, jedenfalls viel wünschenswerter, als es die breite Erörterung anderer mit seiner Hauptthese in loserer Verbindung stehender Fragen gewesen ist.

Much sucht ferner der Beschuldigung, er habe sich die von mir für meine Hypothese vorgebrachten Argumente angeeignet, dadurch die Spitze abzubrechen, daß er behauptet, man könnte von mir das gleiche gegenüber meinen Vorgängern sagen. Lange vor mir hätten Latham, Lord Lytton, Benfey, Lazar Geiger, Poesche und gleichzeitig mit mir Löher und Sayce den Standpunkt der asiatischen Heimat verlassen und zum Beweise der europäischen Herkunft Tatsachen vorgeführt, die auch ich für meine Argumente benutzt habe. Dies ist richtig, soweit Latham, Benfey, Geiger und Poesche in Betracht kommen, nur besteht ein großer Unterschied zwischen mir und Much hinsichtlich des Verhaltens gegenüber unsern Vorgängern. Während ich die Ansichten meiner Vorgänger mit ihren Argumenten

Digitized by Google

samt den Titeln ihrer Werke genau wiedergebe, so die Lathams auf S. 9, Benfeys und Geigers auf S. 10 und 30, Poesches auf S. 11 und 31 meiner „Origines ariacae", Lord Lyttons auf S. XI meiner „Herkunft der Arier", tut dies Much, dessen Ansichten und Argumente den meinigen so nahe kommen, mir gegenüber nicht, ja er führt nicht einmal in der zweiten Auflage seines Werkes den Titel irgend einer Arbeit von mir an. Davon will ich gar nicht reden, daß ich die Argumente für meine südskandinavische Hypothese doch nicht Arbeiten von Männern entlehnen konnte, die andere Gebiete Europas für die Heimat der Indogermanen in Anspruch genommen haben, wie dies bei Latham, Benfey, Geiger und Poesche der Fall ist. Die Stelle in Lord Lyttons (E. Bulwers) 1842 veröffentlichtem Roman „Zanoni" über die skandinavische Herkunft der Hellenen, auf die H. M. Westropp in der Academy (1884, S. 32) aufmerksam gemacht hat, hat übrigens mehr den Charakter einer gelegentlichen Bemerkung als den einer wissenschaftlichen Hypothese.

Löhers Untersuchung: „Ueber Alter, Herkunft und Verwandtschaft der Germanen", in der Deutschland als das Heimatland der Arier nachzuweisen versucht wird, ist zwar auch im Jahre 1883, aber erst nach dem Erscheinen meiner „Origines" veröffentlicht worden. Was Sayce anbelangt, so hat dieser die alte Ansicht, daß Asien die Heimat der Arier sei, noch 1880 in seiner „Introduction to the science of language" (II, 121) gegen Latham und Poesche vertreten und erst 1883 in seiner Besprechung meiner „Origines" und O. Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte" (Academy, S. 385) auf Grund der in diesen Werken vorgebrachten Argumente für nicht weiter haltbar erklärt und sich für meine Hypothese ausgesprochen. Es kann daher keine Rede davon sein, daß ich von ihm vorgebrachte Tatsachen für meine Beweisführung benutzt habe.

Ebenso unrichtig ist die Behauptung, daß Löher und E. Krause vor mir über die großen Steingräber geschrieben hätten. Im Gegenteile, ich war der erste, der S. 58 fg. meiner „Herkunft der Arier" (1886) ihre Verbreitung mit der Verbreitung der Indogermanen in Zusammenhang gebracht und als ihren Ausgangspunkt Skandinavien nachzuweisen unternommen habe, Anschauungen, die ich dann später (1900) gegen O. Montelius' und Sophus Müllers abweichende Ansichten in meiner Abhandlung: „Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten" weiter zu begründen versucht habe. Dagegen hat über diese Frage Löher erst 1888 und Krause in seinem „Tuisko-Land" gar erst 1891 gehandelt.

Indem ich mein geistiges Eigentum für mich reklamiere, liegt es mir durchaus ferne, die Erforschung der Heimat der Indogermanen als ein Gebiet zu betrachten, das ich nur allein betreten dürfe. Ich wünsche vielmehr, daß sich an der Lösung dieser Frage und der mit ihr verbundenen schwierigen Probleme recht viele versuchen möchten. Nur halte ich es für eine Ehrenpflicht neuer Mitarbeiter, daß sie die Ansichten und Argumente, die sie von ihren Vorgängern übernommen haben, auch als solche anführen.

K. Penka.

Berichte und Notizen.

Eine internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde soll unter dem Titel „Anthropos" im Verlage der Firma Zaunriet, Salzburg (Oesterreich), unter Mitwirkung zahlreicher Missionare von P. W. Schmidt herausgegeben werden. Der „Anthropos" ist bestimmt, die schon vorhandenen völker- und sprachenkundlichen Zeitschriften dadurch zu ergänzen, daß er einen wichtigen Faktor der ethnographischen und linguistischen Forschung, die Missionare nämlich, intensiver und systematischer als bisher zur Förderung dieser Wissenschaft heranzieht. Die genaue

Digitized by Google

Kenntnis der Sprachen, durch welche diese Männer befähigt sind, ohne die Dazwischenkunft oft höchst unzuverlässiger Dolmetscher und mit Vermeidung der Mißverständnisse halbfertiger Sprachkenntnis unmittelbar an die intimsten Aufgaben der Forschung heranzutreten; die lange, oft lebenslängliche Dauer ihres Aufenthaltes, die es ihnen ermöglicht, einmal gemachte Beobachtungen bis zu absoluter Zuverlässigkeit nachzuprüfen, der vielseitige Umgang mit allen Ständen und Altersstufen der Eingeborenen; das alles gibt ihnen so reichliche Gelegenheit zu völkerkundlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungen, daß in dieser Hinsicht nur wenige mit ihnen konkurrieren können. Die großen klassischen Quellenwerke der Missionare des 16., 17. und 18. Jahrhunderts insbesondere aus Südamerika, Mexiko, Kanada, Indien und China, wie auch manche tüchtige Arbeiten von Missionaren unserer Zeit bezeugen, von welcher Bedeutung für die Wissenschaft eine gute Ausnutzung dieser kostbaren Gelegenheiten werden kann. — Diese Ausnutzung noch intensiver und allseitiger zu gestalten, hat der Anthropos sich zur vorzüglichsten Aufgabe gestellt. Durch zusammenfassende Artikel über den jeweiligen Stand der Forschung auf den verschiedensten Gebieten, durch Darlegung bewährter Forschungsmethoden, durch Angabe der erforderlichen literarischen und sonstigen Hülfsmittel wird er die Missionare in den Stand setzen, auch den gesteigerten Anforderungen der heutigen Wissenschaft zu entsprechen. — Die so geschulte und unterstützte Mitarbeit der Missionare wird sich erstrecken auf das gesamte Gebiet der Völker- und Sprachenkunde. Es werden nicht fehlen eingehende Mitteilungen über die materielle Kultur der Eingeborenen, über ihre körperlichen Eigenschaften, ihre Wohnung, Nahrung, Kleidung, Schmuck, Waffen, Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau, Schifffahrt, Handel, ihre gewerblichen und technischen Fertigkeiten. Die genaue Kenntnis der Sprachen wird noch eingehendere Mitteilungen ermöglichen über das Geistesleben der Eingeborenen, über ihre Geschichte, ihre Sagen, Märchen, Sprichwörter, die Anfänge und Entwicklung der Dichtkunst, Musik, des Tanzes, der Schauspielkunst, der Schnitzerei und Malerei, über das Familienleben, die Stellung der Frau, der Kinder, über die sozialen und politischen Verhältnisse, Rechtspflege, Sitte und Sittlichkeit, Religion und Jenseits-Anschauungen. — Nimmt man hinzu, daß diese reichen Beiträge nicht auf bestimmte Länder- und Völkergruppen sich beschränken, sondern alle Völker der ganzen Welt umfassen werden, bei denen überhaupt Missionare wirken und wirken werden, so ersieht man leicht, daß der „Anthropos", wenn er sein Programm durchführt, nicht leicht an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Inhalts übertroffen werden kann. — Daß dieses Programm nun auch wirklich durchgeführt werde, dafür sind die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden. Mehrere Tausende von Einladungen zur Mitarbeit, unterstützt durch die wärmsten Empfehlungen der verschiedenen Missionsobern, sind zugleich mit instruktiven Fragebögen an die Missionare sämtlicher Länder der Welt versendet worden. Die Sicherung des Abonnierens von seiten der Missionare und infolgedessen der steten lebendigen Fühlung mit ihnen ist dadurch gewährleistet, daß der Abonnementspreis für sie um die Hälfte erniedrigt ist. Die Aussicht auf allseitige Mitarbeiterschaft aus ihren Kreisen ist noch mehr gesteigert durch das bedeutende für ihre Beiträge angesetzte Honorar. — Dazu kommt noch, daß die Leitung des „Anthropos" sich in Verbindung gesetzt hat mit dem Archiv der S. Congregatio de Propaganda Fide in Rom, sowie den Klosterbibliotheken in Spanien, Südamerika und Mexiko, um die dort noch vielfach im Manuskript vorhandenen Berichte der Missionare früherer Jahrhunderte, die von den Gelehrten mit Recht so hoch geschätzt werden, zur Veröffentlichung in der Zeitschrift zu erhalten. Die stattliche Reihe der jetzt schon vorliegenden oder angemeldeten Beiträge lassen erkennen, daß diese Vorbereitungen schon beginnen, ihre Wirkungen zu äußern. Bis zum Erscheinen des 1. Heftes wird ihre Anzahl einen noch größeren Umfang angenommen haben. Selbstverständlich sind auch Beiträge aus anderen als den Missionskreisen nicht ausgeschlossen und liegen auch bereits diesbezügliche Beitragsanmeldungen von hervorragender Seite vor. — Im Hinblick auf alle diese Tatsachen glaubt der Anthropos schon jetzt sich als unentbehrlich für jeden Ethnologen und Sprachforscher bezeichnen zu können. Durch eine besondere Einrichtung glaubt er noch ganz vorzüglich den Beifall dieser Kreise sich zu erwerben, die eines völker- und sprachenkundlichen Fragekastens nämlich. Durch denselben wird jeder Gelehrte, der Abonnent des „Anthropos" ist, in den Stand gesetzt, jederzeit sich Originalmitteilungen aus den fernen Ländern zu verschaffen, indem er durch die Zeitschrift bestimmte Fragen an die Missionare gelangen läßt, die wiederum in der Zeitschrift erfolgende Beantwortung derselben wird den Missionaren besonders dringlich empfohlen und durch doppeltes Honorar für dieselben noch mehr gesichert

Digitized by Google

werden. Aber nicht bloß dem Ethnologen und Sprachforscher, sondern auch dem Geographen, dem Soziologen, dem Psychologen, dem Kolonialfreund, dem Großkaufmann und überhaupt jedem Gebildeten, der sich für das Leben und Treiben der fremden Völker interessiert, wird der „Anthropos" reichliches und zuverlässiges Material für die verschiedenen Forschungen und Interessen darbieten. Die Berichte der Mitarbeiter werden durch die sorgfältigste Wiedergabe der von ihnen eingesandten Illustrationen unterstützt werden, und überhaupt wird der Verlag bemüht sein, durch eine tadellose Ausstattung die Zeitschrift auch nach dieser Richtung hin allen Wünschen entsprechen zu lassen. Die Erscheinungsweise ist eine vierteljährliche, in Heften von 8 Bogen in Oktav-Format. Der Abonnementspreis beträgt 12 Mark = 15 Kronen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen sowie Herausgeber und Verleger entgegen. Die günstige, ja vielfach begeisterte Aufnahme, welche der „Anthropos" schon im Vorbereitungsstadium nicht nur überall in Missionskreisen, sondern auch in der Gelehrtenwelt gefunden hat, läßt zuversichtlich hoffen, daß ihm auch bei seinem Erscheinen allseitig diejenigen Sympathien zufließen werden, die geeignet sind, zur Erreichung des hohen Zieles mitzuwirken, das er sich gesteckt hat, nämlich das Organ zu werden einer lebendigen, steten Verbindung der heimischen völker- und sprachenkundlichen Forschung mit ihren draußen auf den Forschungsgebieten selbst arbeitenden missionarischen Hülfsarbeitern, eine Verbindung, die nur beiden Teilen zu hoher Förderung gereichen kann.

Forschungsmethode einer wissenschaftlichen Ethnologie. Von dem Congrès international d'expansion économique mondiale war die Frage aufgeworfen worden, welches die besten Methoden seien, den sozialen und geistigen Zustand der Eingeborenen neuer Länder zu erforschen und sie zu einer höheren Kultur zu erheben. Was die erste Frage anlangt, so ist mit den allgemeinen Angaben von Reisenden nur in gewissen und recht beschränkten Grenzen etwas anzufangen. Was not tut, sind systematische Expeditionen von geschulten Kräften mit ganz bestimmten Fragestellungen. Nur Fachleute sollten nach sorgfältig erwogenem Plan und zur Beantwortung bestimmter Fragen reisen. Er muß ferner Gelegenheit haben, lange Zeit mit den Eingeborenen in dauernde Berührung zu kommen und intim mit ihnen zu verkehren. Nur so wird es möglich sein, eine vertiefte Auffassung von ihren Eigentümlichkeiten, speziell geistigen und sozialen, zu erhalten. Leider sind solche berechtigte Wünsche nur teilweise erfüllbar. Schuld daran ist der Mangel an genügend geschultem wissenschaftlichen Personal, da die Ethnologie von den bejahrten zünftigen Wissenschaften noch immer nicht für voll angesehen und überhaupt nicht berücksichtigt wird und fast nirgends selbst ihre Grundprinzipien an Hochschulen gelehrt werden. Es ist höchste Zeit, daß sich dies ändert und es nicht durch Verkennen der Wichtigkeit des Studiums primitiver Kulturverhältnisse der Nachwelt unmöglich wird, an sorgfältig und wissenschaftlich geborgenem Material in die Tiefen der menschlichen Psyche der existierenden und ausgestorbenen Rassen zu steigen und hier für die einschneidendsten Probleme, welche den Geist beschäftigen, weiteres Licht zu finden. Die Frage, ob und wie die Eingeborenen zu höherer Kultur zu bringen seien, läßt sich nicht allgemein und nur von Fall zu Fall untersuchen. Dabei ist auf die großen Unterschiede im geistigen Niveau der einzelnen Rassen unter sich und der verschiedenen Völker innerhalb einer und derselben Rasse hinzuweisen und darauf, wie unbestimmt der Begriff „höhere Kultur" an und für sich ist. Meint man damit die europäische, so ist es durchaus zweifelhaft, inwieweit sie, auf Nichteuropäer übertragen, diese wirklich höher bringt. (R. Lehmann-Nitsche, Congrès international d'expansion économique mondiale, Mons 1905, Section V.)

Prüfungen über den Haut- und Geschmackssinn bei Männern und Frauen verschiedener Stände wurden jüngst in dem physiologischen Institut der Dorpater Universität angestellt. Die Prüfungen erstreckten sich auf den Orts- oder Raumsinn, der bekanntlich in der deutlichen Empfindung des Zirkelabstandes auf verschiedenen Stellen der Haut besteht, ferner auf den Temperatursinn, den Drucksinn, den Geschmackssinn und endlich auf die elektrische Hautprüfung. Angestellt wurden diese Prüfungen an Doktoren, Studenten, Wärtern und Wärterinnen und einer großen Reihe von Männern und Frauen der verschiedensten Gesellschaftsklassen. Sie ergaben folgende Resultate: Was zunächst der Unterschied der Geschlechter betrifft, so stellte sich heraus, daß sowohl bei Gebildeten wie bei Ungebildeten die Frau einen besser entwickelten Temperatursinn, das

Digitized by Google

heißt die größte Fähigkeit, die Differenz verschieden hoher Temperaturen durch die Haut wahrzunehmen, hatte, als der Mann, ebenso eine feinere Empfindung für den elektrischen Reiz, indem sie durch denselben leichter schmerzhaft berührt wurde, als der Mann. Auch der Geschmackssinn der Frau stellte sich bei den zur Prüfung angewandten Lösungen als dem männlichen überlegen heraus. Alle diese Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern waren bei den Ungebildeten größer als bei den Gebildeten. Auch der Raumsinn war unter den Ungebildeten bei den Frauen besser entwickelt als bei den Männern, während bei den Gebildeten sich hier kein Unterschied der Geschlechter nachweisen ließ. Der Drucksinn erwies sich bei beiden Geschlechtern gleich gut entwickelt. Was endlich den Unterschied der Bildung betrifft, so ergaben die Prüfungen, daß auf allen hier untersuchten Gebieten der sensiblen Sphäre der gebildete Mann über dem ungebildeten steht, während bei den Frauen die gebildeten und ungebildeten bei allen angestellten Prüfungen sich gleich standen, mit Ausnahme des sonderbaren Umstandes, daß die ungebildeten Frauen den faradischen Strom früher empfanden, als die gebildeten.

Ueber Eigentümlichkeiten des Negerhirns berichtet eine Notiz aus dem Century Illustrated Magazine, deren Originalaufsatz uns nicht zugänglich ist, die wir aber wegen ihres bemerkenswerten Inhaltes hier wiedergeben. Daß die schwarze Rasse nicht als Schwesterrasse der weißen zu betrachten ist, glaubt Dr. Bean aus einer vergleichenden Untersuchung der Gehirne von Negern und Kaukasiern schließen zu müssen. Er führt aus, daß das Gehirn des Kaukasiers nicht nur größer ist als das des Negers, sondern auch sowohl in der Form wie in der relativen Menge der vorhandenen grauen und weißen Substanz von dem Negerhirn abweicht. Während der Kaukasier ein stark entwickeltes Vorderhirn hat, sind beim Neger die hintern Teile des Gehirns besonders ausgebildet. Der abweichenden Körperbeschaffenheit entsprechend sind auch die Grundzüge des Charakters beider Rassen durchaus verschieden. Während beim Kaukasier die Verstandestätigkeit im Vordergrunde der geistigen Betätigung steht, überwiegt beim Neger das Gefühlsleben. Jener ist herrschsüchtig, zeigt aber auch Selbstbeherrschung, dieser ist unterwürfig und kennt sich selber nicht, wenn seine Leidenschaften erregt sind. Den Angehörigen beider Rassen eine gleichartige Erziehung angedeihen zu lassen, muß demnach durchaus unzweckmäßig erscheinen. Den Ausführungen von Beans muß aber entgegengehalten werden, daß es mißlich ist, die Beschaffenheit des Gehirns bei Erziehungsfragen als Subinstanz anzuführen. Selbst seine anatomische Untersuchungen berechtigen nicht ohne weiteres zu Schlüssen auf das Seelenleben, wenigstens nicht, wo es sich um mehr komplizierte seelische Betätigungen handelt. Die Beobachtungen von Beans bezüglich der psychischen Beschaffenheit des Negers sind in ihrer Allgemeinheit unzureichend, um so schwerwiegende Folgerungen aus ihnen zu ziehen.

Die Neger-Unruhen in Nordamerika. Der Rassenkampf zwischen Weißen und Schwarzen nimmt an Heftigkeit und Erbitterung immer mehr zu, was durch eine Reihe von Vorkommnissen in Atlanta bestätigt wird. Es liegen darüber eine Reihe von Nachrichten vor. Obwohl Truppen im Mittelpunkt von Atlanta die Ruhe aufrecht zu erhalten sich bemühten, brachen neue Unruhen in den Vorstädten aus, wo viele Greueltaten verübt wurden. Die Neger werden kühner, bewaffnen sich und schreiten zu Racheakten. Ein Waffenschmied verkaufte in den letzten Tagen für 80 000 Mk. Gewehre und Munition an Neger. Die Kinder der Weißen werden von Truppen zur Schule begleitet aus Furcht vor Negerangriffen. Die schlimmsten Ruhestörungen fanden in der Vorstadt Brownville statt. Die dortige Clark-Universität der Neger wurde von Soldaten umzingelt, und alle Professoren und Studenten wurden durchsucht. 257 davon wurden im Besitz von Waffen oder hetzerischen Schriftstücken gefunden und eingekerkert. Ein schwarzer Postmeister, der Negern Waffen gegeben hatte, wurde sofort erschossen. Zwei gefangene Neger, die auf dem Transport entflohen, wurden fast tot geschlagen. Andere Neger wurden durch die Fenster eines Hauses erschossen, in dem sie sich verbarrikadiert hatten. Man glaubt, an 1000 Personen in Brownville haben Waffen für den Beginn einer aktiven Kampagne versteckt. Es wurde verordnet, daß alle Personen unter 20 Jahren, die nach Eintritt der Dunkelheit auf der Straße getroffen werden, zu verhaften sind. Bis jetzt wurden 185 Neger zu einmonatiger Gefängnisstrafe verurteilt. Aehnliche Ausbrüche wie in Atlanta fanden in Mobile, in Alabama und Nashville in Tennessee statt. Die Weißen erklären, die Gärung unter den Schwarzen sei hochgradig. — Wie die Amerikaner der Südstaaten über die Neger denken, ließ die

Digitized by Google

Aeußerung eines amerikanischen Geschäftsmannes in London erkennen. Er erklärte auf die Frage, was er zu der Negerverfolgung in Atlanta sage, je mehr Neger totgeschlagen würden, desto besser sei es. (!) Im Auslande könne man kein Urteil darüber fällen. In den Südstaaten ist keine weiße Frau und kein weißes Mädchen auf der Straße sicher, so lange es Neger gebe. Und im „Standard" finden wir eine Nachricht, die diese amerikanische Ansicht leider als richtig zu bestätigen scheint. Unter den weißen Frauen, die Angriffe von Negern auszuhalten hatten, befindet sich auch eine Londoner Dame, Miß Lawrence. Sie wurde von ihrem Angreifer verstümmelt. — In Mobile wurde die Frau eines Eisenbahnbeamten in der Nacht durch einen neben ihrem Bette stehenden Neger geweckt. Als sie um Hülfe schrie, betäubte sie der Schwarze durch einen Schlag auf den Kopf und verging sich sodann an ihr und ihrem zwölfjährigen Töchterchen. Die Aufregung über diese Tat ist in Mobile eine ungeheuere. Die weißen Männer taten sich zu kleinen Abteilungen zusammen und durchstreiften suchend den Ort. Neger, die ihnen in die Hände fielen, wurden geprügelt, bis sie bewußtlos waren. Die maßgebenden Bürger von Atlanta erklären, daß das Verhalten der Schwarzen Beschränkung der Rechte der Neger notwendig mache. Es müsse ihnen das Stimmrecht entzogen werden und sie müßten außerdem verhindert werden, geistige Getränke zu kaufen. Die meisten Uebergriffe der Neger werden dem Alkoholgenuß zugeschrieben. Die Schwarzen, die in nüchternem Zustande durchaus friedliche und sogar etwas feige Bürger sind, werden zu Bestien, sobald sie Alkohol genossen haben. In Atlanta ist vorläufig die Schließung aller Wirtshäuser angeordnet worden. — Andere Vorgänge werden aus Philadelphia berichtet. Eine mehrere Tausend zählende Negermenge versuchte im Walnutstreet-Theater die Einstellung der Aufführung des Schauspiels „Der Stammesbruder" zu erzwingen, das allgemein als die Rassenvorurteile aufregend verurteilt wird. Unter der Zuhörerschaft brach infolge des Vorgehens der Neger eine Panik aus. In den Straßen kam es zu einem Kampf, wobei Tausende Fenster zertrümmert wurden. Der Verkehr mußte eingestellt werden. Eine Anzahl Neger wurden mißhandelt. Vor dem Theater traten hundert Schutzleute den Negern entgegen, um sie am Eindringen in das Theater zu verhindern. Die Schutzleute waren genötigt, zum Angriff vorzugehen, wobei sie in die Luft feuerten. Schließlich gelang es dem Bürgermeister, mit Unterstützung von drei farbigen Geistlichen, die Neger zu beruhigen.

Das Rassenproblem in Amerika entwickelt sich, wie dem Berliner Tageblatt ein Korrespondent in Newyork meldet, immer beunruhigender. In öffentlicher Volksversammlung hat kein Geringerer als der Bundessenator Tillmann von Südkarolina es angekündigt, daß es binnen fünf, längstens zehn Jahren zu blutigen Zusammenstößen zwischen Schwarzen und Weißen kommen müsse, denen gegenüber das „Pogrom" von Atlanta nur als ein harmloses Kinderspiel anzusehen sei. Die weiße Rasse wolle sich von der schwarzen nicht die Suprematie entreißen lassen und könne das Ziel der Neger, eine Mischrasse an Stelle der schroffen Trennung von Afrikanern und Amerikanern entstehen zu lassen, nie und nimmer dulden. Da nach Senator Tillmanns Ansicht im Norden nicht genügendes Verständnis für diese so wichtige Frage bestehe, so müsse der Süden sich selber helfen und nötigenfalls „mit Blut und Eisen" das ganze Problem lösen. — Es ist haarsträubend, daß in einem wohlgeordneten Staate ein Mann in so verantwortlicher Stellung, wie sie Senator Tillmann einnimmt, derartige Brandreden hält. Andererseits ist es bei solchen Vorkommnissen keine erfreuliche Erscheinung, daß die öffentlich Bedrohten den richtigen Weg fanden, um auf solche Provokationen zu antworten. Die afroamerikanische Konferenz beschloß einstimmig, Präsident Roosevelt aufzufordern, von Bundes wegen gegen derartige Bedrohungen des Landfriedens einzuschreiten. Natürlich liegt dazu jetzt noch kein genügender Anlaß vor, aber ein Roosevelt würde es nie und nimmer dulden, daß die südlichen Raufbolde wirklich einen Bürgerkrieg anfingen.

Zunahme der Eingeborenen in Samoa. Es ist eine bis jetzt leider auf allen Südseeinseln konstatierte Tatsache, daß die eingeborene Bevölkerung bei längerer Berührung mit der weißen Kultur sehr schnell zurückgeht, so daß ihr vollständiges Aussterben nur eine Frage von Jahren ist. Die Schuld hieran tragen einzig und allein die verderblichen Auswüchse unserer Kultur, die von den Eingeborenen fast zuerst angenommen zu werden pflegen. Es ist schwer zu sagen, was die meisten Verheerungen anrichtete, ob der Alkohol oder das Tragen der von den handeltreibenden englischen Missionaren eingeführten Kleider. Auf einigen Inselgruppen,

Digitized by Google

unter anderen auch auf den deutschen Marshall-Inseln, haben Krankheiten ganze Bevölkerungen verseucht. Dazu kommt noch das mehr oder minder rücksichtslose Verdrängen der Eingeborenen von dem zu seinem Unterhalt unbedingt nötigen Lande, teils durch Gewalt, teils durch Kauf. Hawai, dessen fruchtbare Inseln vor etwa 100 Jahren noch eine Bevölkerung von $^1/_2$ Millionen trugen, zählt jetzt keine 30000 der ursprünglichen Bewohner. Man macht indes nun die Erfahrung, daß wegen mangelnder einheimischer Arbeitskräfte der Plantagenbau darniederliegt. Daß auch die Bevölkerung der Samoa-Inseln ursprünglich eine erheblich größere war, ist außer Frage. Im Jahre 1853 betrug sie 33901. Auf diesem Stande hat sich die Bevölkerung annähernd 50 Jahre hindurch gehalten, dank ganz besonderer günstiger Verhältnisse. Der Samoaner hängt mit großer Zähigkeit an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen, auch dem Alkohol ist er nur wenig zugänglich gewesen. In den letzten Jahren beginnt die Bevölkerung sich zu heben. Im Jahre 1905 gab es einen Geburtenüberschuß von 332. Bekämpfung der Seuchen, Einführung der Einehe, Erschwerung der Ehescheidung haben dies wohl verursacht. (R. Decken, Deutsche Kolonialzeitung 1906, Nr. 22.)

Auswanderung aus Japan. Nach den Mitteilungen der „Revue Indo-Chinoise", die sich auf amtliche Angaben stützen, fand bis zum Jahre 1889 eine Auswanderung aus Japan kaum statt. Erst seit dieser Zeit ist eine nennenswerte Zahl von Auswanderungen festzustellen, die in den letzten Jahren ständig gewachsen ist. Danach beträgt die Auswanderung während dieser ganzen Zeit nicht mehr als 125000, darunter 25000 Frauen. Die Auswanderer rekrutieren sich meistenteils aus Arbeitern, die in dem fruchtbaren Süden des Reiches wohnen. Sie wenden sich besonders nach den Vereinigten Staaten, nach den Hawai-Inseln und den Philippinen; in letzter Zeit hat dann die Auswanderung nach Korea außerordentlich zugenommen. Die japanische Regierung ist sehr darauf bedacht, eine stärkere Auswanderung zu erreichen, gewährt Emigranten manche Vergünstigung und befreit insbesondere junge Leute, die aus Japan fortgehen, vom Militärdienst. Während des russisch-japanischen Krieges jedoch sind viele aus Japan Ausgewanderte freiwillig zurückgekehrt, um für das Vaterland zu kämpfen.

Einfuhr von Chinesen in Deutsch-Ostafrika. Die Deutsche Kolonialzeitung berichtete, daß das Gouvernement die Einfuhr von vorläufig 2000 Chinesen in das Schutzgebiet gestattet hat. Die bahnbauende Firma Philipp Holzmann & Co., die die Chinesen importieren wird, um sie für den Bahnbau zu verwenden, hat schon die ersten Schritte hierfür getan. Ehe die Chinesen eintreffen, dürften jedoch wohl noch 6—8 Monate vergehen.

Die Herkunft des Ausdrucks „blaues Blut". Auf einen interessanten Beleg zur Erklärung des bekannten Adelsmerkmals des „blauen Blutes" macht in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" Robert Franz Arnold aufmerksam. In der von Goethe eingeleiteten deutschen Uebersetzung des einst vielgelesenen französischen Romanes von Salvandy „Alonzo" (1824, deutsch 1825 f.) findet sich die Stelle: „Ein Mann von so rotem und selbst von so blauem Blute als das meinige ist"; wozu der Verfasser die Erläuterung gibt: „In einigen Gegenden Spaniens, besonders in dem Königreich Valencia, teilt sich der Adel nach der Farbe des gelben, roten und blauen Blutes in verschiedene Klassen ein". Diese Erläuterung, beiläufig die älteste Erwähnung der Blaublütigkeit in der französischen bezw. deutschen Literatur, scheint die Erklärung zu bestätigen, die schon öfter diese Redensart dahin gedeutet hat, daß das „blaue Blut" das in den Gefäßen der Hände und Schläfen unter heller Haut bläulich durchschimmernde Blut bezeichne, das die ältesten und reinst erhaltenen germanischen Adelsgeschlechter Spaniens, die hidalgos, die cristianos viejos von den rot- und gelbblütigen als dem brünetten, für minderwertig angesehenen Typus des spanischen Adels unterschied. Auf spanischem Boden hat Arnold das Wort erstmals 1803 im Diccionario catalan-castellano-latino von Esteve, Belvitgos und Jugla y Fret nachgewiesen, wo „von blauem Blute sein" in naher Berührung mit dem obigen Ausspruch erklärt wird mit: „sehr rotes Blut haben; vertrauliche Wendung, die man für jene Leute gebraucht, die sich für sehr edler Abkunft halten." — S.

Amerika als Adelsland. Es ist längst kein Geheimnis mehr, daß die berühmte „Gleichheit aller Menschen" bei den führenden Klassen der großen Republik jenseits des Weltmeeres nicht einmal in der Politik, geschweige denn im gesellschaftlichen Leben Geltung hat, und daß in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Nachkommen

Digitized by Google

der alten Geschlechter, seien sie holländischen oder amerikanischen Ursprungs, die als die ersten Ansiedler den Boden der Vereinigten Staaten betraten, gar nicht daran denken, etwa den Nachkommen eines Deutschen, den der Sturmwind des Jahres 1848 über den Ozean geweht hat, als ihnen gleichwertig zu betrachten, ihn als Kandidaten für ein hohes Staatsamt ins Auge zu fassen oder gar ihm ihr Haus zu gesellschaftlichem Verkehr auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu öffnen. Ausnahmen wie Karl Schurz beweisen gegen diese Regel nichts, um so weniger als gerade die letzten Jahrzehnte unverkennbar eine stärkere Würdigung der Abstammungsunterschiede, unbeschadet der erfolgreich betriebenen Assimilierung der Fremden an den politisch-nationalen Typus des Bürgers der Vereinigten Staaten, wenigstens bei der obersten gesellschaftlichen Schicht Amerikas, hervortreten lassen. Man braucht gar nicht einmal an die berühmten Heiraten amerikanischer Erbinnen mit europäischen Fürsten oder Herzogen zu erinnern, um Beweise dafür anführen zu können, daß im Lande der von Heine verspotteten „Gleichheitsflegel" ein auf Abstammungsstolz begründetes aristokratisches Empfinden sehr stark verbreitet ist und, den vielfachen nivellierenden Tendenzen zum Trotz, zum Zusammenschluß und Abschluß der durch gemeinsame Abstammung und geschichtliche Erinnerungen Verbundenen, gegenüber den Abkömmlingen späterer und rassefremder Einwanderer treibt. Einen schönen Beweis, wie systematisch heute dieses praktisch längst wirksame aristokratische Empfinden seine Existenzberechtigung zu begründen und der Welt darzutun sucht, bildet ein Aufsatz, den der Vorsitzende der Public Records Commission von Maryland, Hester Dorsey Richardson, soeben unter dem Titel „Sprößlinge der Aristokratie in Amerika" in der „North American Review" veröffentlicht hat. Der Verfasser beklagt darin zunächst, daß die Amerikaner, verleitet durch den geschichtslosen und englandfeindlichen Geist, den der Unabhängigkeitskrieg in ihnen erzeugte, alle Traditionen, die sie mit dem Mutterlande verknüpften, insbesondere aber alle Regungen des familiengeschichtlichen Stolzes über Bord geworfen hätten, so daß ein amerikanischer Gentleman des 19. Jahrhunderts sich weit mehr „für den Stammbaum seiner Hunde und Pferde als den seiner Kinder" interessierte, und „mehr über das Alter seines Weines wußte als über das seiner Familie". Aber dieser Geist, der die Amerikaner dazu verleitete, ihre alten Familienwappen und Schilde wegzuwerfen, habe doch nie verhindern können, daß gesellschaftliche Ungleichheiten so ausgesprochen wie nur in irgend einer Monarchie in Amerika bestanden hätten, und daß in jedem Staate einige durch Reichtum oder sonstige Vorzüge ausgezeichnete Familien als die ersten betrachtet wurden; und so habe man sich allmählich davon überzeugt, daß die Pflege der familiengeschichtlichen Ueberlieferung und der in der Abstammung dem Einzelnen mitgegebenen Werte recht wohl mit der traditionellen politischen Gesinnung des amerikanischen Bürgers vereinbar sein könne. Diesem Gedanken sei die Gründung zahlreicher politischer Vereine zu verdanken, die ihrerseits die Erforschung der Anfänge der Staatsbildung in Amerika unternahmen, und vor allem die Gründung der Amerikanischen Gesellschaft für Geschichtsforschung, die, vom Carnegie-Institut begünstigt, an ihre Aufgabe nicht nur mit rein historischem, sondern auch mit politischem Interesse herantrat. Die Untersuchungen dieser Gesellschaft haben nun, so führt Richardson mit Stolz aus, unzweifelhaft ergeben, daß die ersten Besiedler und eigentlichen Begründer Amerikas nicht etwa gewöhnliche „Halbdutzendleute", auch nicht bloß kühne und tapfere Eroberer, sondern zum großen Teil englische Gentlemen aus den angesehensten Familien des Mutterlandes — als solches kommt für Richardson bezeichnenderweise nur England in Betracht — waren, und daß sich demnach eine große Anzahl amerikanischer Bürger, besonders in den alten Kolonien Maryland und Virginien, einer gemeinsamen Abstammung mit der alten englischen Aristokratie rühmen kann. Alte Herrschaftshäuser und Landschaftsnamen in diesen Kolonien, Grabsteine, Familienwappen, Siegel und Inschriften auf alten Büchern, Geräten u. s. f. hätten in vielen Familien diesen Anspruch auf eine lange und vornehme Ahnenreihe begründet. Richardson selbst hat, wie er erzählt, zum Zweck solcher Feststellungen ausgedehnte Streifzüge durch die Häuser und Güter der alten Familien in Virginien und Maryland unternommen und die Identität von über 500 solcher alten Familienwappen und -Siegel mit denen altberühmter englischer Familien festgestellt. Diese Uebereinstimmung erklärt Richardson daraus, daß vor 300 Jahren, während der Regierung Karls I. und Karls II., die Kolonie sowohl von zahlreichen religiösen Flüchtlingen aus England, als auch insbesondere von zahlreichen jüngeren Söhnen des englischen Adels besiedelt worden sei, die dort eine willkommene Gelegenheit gefunden hätten, in der neuen Kolonie einen ebenso großen Besitz zu erwerben, wie ihre erbberechtigten Brüder in England. So habe die Virginia-Kompagnie, der über 230 titulierte Gentlemen vom Hofe Jakobs I. und Karls I. angehörten,

Digitized by Google

zahlreiche Mitglieder nach Amerika gelockt, wo sie Besitzrechte auf große Strecken Landes erhielten und die Begründer einer zahlreichen und kraftvollen Nachkommenschaft wurden. Diese Klasse, deren Adelsqualität durch den Nachweis des Besitzes eines Wappens in der kolonialen Zeit erwiesen sei oder erwiesen werden könne, sei daher die eigentliche amerikanische Aristokratie, und sie stehe als eine einheitliche Bevölkerungsgruppe der ganzen späteren Ansiedlerschaft gegenüber, jener colluvies omnium gentium, die der Hunger nach der Freiheit, der Gleichheit und dem Golde Amerikas aus allen Teilen der Welt dorthin zusammengetrieben habe. Zum besonderen Beweis der adeligen Abstammung dieser alten Familien führt Richardson die Charter in Maryland an, in der Karl I. 1626 den Sir Cecilius Calvert zum Baronet von Maryland ernannte und ihn ermächtigte, an Männer von guter Abstammung nach seinem Ermessen Titel, Würden und Landbesitz zu verleihen. So sei ein Teil der englischen Aristokratie nach Maryland verpflanzt worden, die auch sofort in dieser ihrer Adelsqualität anerkannt und durch den Titel „Esquire" ausgezeichnet worden sei, und es könne daher nicht bestritten werden, daß Hunderte, ja Tausende von Amerikanern und so auch Amerikanerinnen aus solchen Häusern gleichen aristokratischen Ursprungs sich rühmen könnten, wie die vornehmen ausländischen jungen Männer, die sie möglicherweise zum Ehegemahl begehren könnten. — S.

Das neue Naturalisationsgesetz in den Vereinigten Staaten, das soeben in Kraft getreten ist, enthält über die Identifizierung von Personen Bestimmungen, wie man sie kaum in einem anderen Lande der Welt wiederfinden dürfte. Jeder Nichtamerikaner, einerlei, ob er erster oder zweiter Kajütte oder im Zwischendeck reist, muß bei seiner Landung in einem amerikanischen Hafen den Beamten seine Körperlänge, sein Gewicht, Alter, die Zahl der Zähne, den Umfang der Füße, sowie die Farbe der Haut, der Augen und des Haares genau angeben. Die ausländischen Dampfergesellschaften haben den größten Teil dieser Personalbeschreibung im Abfahrtshafen zu leisten und jedem Passagier, wenigstens soweit es sich um Kajüttenpassagiere handelt, diese Auskunft anzuheften. Die amerikanischen Einwanderungsbehörden werden infolge der vermehrten Arbeit mindestens die dreifache Zahl von Beamten als bisher brauchen. Einwandernde Frauen haben bei der Messung den Hut abzunehmen und sich ebenfalls an den Meßpfahl zu stellen. Zu komischen Zwischenfällen gab bereits die Identifizierung orthodoxer jüdischer Frauen aus Osteuropa Anlaß, die nach orthodoxer Vorschrift Perücken tragen, deren Entfernung die Beamten verlangten.

Das Wesen des Zionismus. Gegenüber den jüngst in der Tagespresse über den Zionismus verbreiteten Mitteilungen, die geeignet sind, eine irrige Auffassung über das Wesen dieser jüdischen Bewegung aufkommen zu lassen, wird aus zionistischen Kreisen folgende kurze objektive Darstellung der dem Zionismus zugrunde liegenden Tendenzen gegeben. Der Zionismus erstrebt nach dem grundlegenden Baseler Programm „eine öffentlich rechtlich gesicherte Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina". Die Tatsache, daß die Juden nicht nur eine religiöse Gemeinschaft, sondern auch eine durch ethnographische, körperliche sowohl wie geistige Merkmale charakterisierte Gruppe darstellen, kann nicht geleugnet werden. Sie wird denn auch in nichtjüdischen Kreisen fast überall anerkannt. Aber auch die deutschen Juden besitzen in ihrer Mehrheit zwar das Gefühl des jüdischen Volkstums, jedoch sind sie sich vielfach desselben nicht bewußt. Dieses Volksbewußtsein zu pflegen hat sich der Zionismus zur Aufgabe gesetzt, denn er sieht in ihm ein wichtiges Mittel zur Erreichung seines politischen Zieles. Das jüdische Gemeinwesen der Zukunft ist nicht nur als ein Heim für verfolgte und leidende Juden gedacht, sondern auch als ein jüdisches Kulturzentrum, eine Stätte, wo die jüdische Eigenart sich frei und ungehemmt entwickeln kann. Die Erhaltung der jüdischen Eigenart, wie die Entwicklung der Volksindividualitäten überhaupt liegt ja auch im Interesse der Gesamtkultur. Unberechtigt ist aber die Annahme, daß die Pflege jüdischen Volkstums und das Streben nach einer jüdischen Heimstätte „Absonderungsgelüste" zur Folge hat und die Harmonie zwischen Juden und Nichtjuden störe. Wenn die Pflege deutschnationaler Art und die moralische und materielle Förderung der Bestrebungen zur Beschaffung eines einigen Deutschen Reiches die Deutschen in Amerika nicht gehindert hat, ihren Pflichten gegen das amerikanische Vaterland treulich nachzukommen und ihr Verhältnis zu ihren amerikanischen Mitbürgern nicht getrübt hat (man denke z. B. an Karl Schurz, der trotz seiner echt deutschnationalen Gesinnung

Digitized by Google

sich allgemein des größten Ansehens erfreute und sehr hohe Staatsämter bekleidete), so ist es als ausgeschlossen zu erachten, daß die Anhänger der zionistischen Idee in Konflikt mit ihren patriotischen Pflichten kommen oder sich ihren deutschen Mitbürgern entfremden könnten. Auch die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen halten es für ihr gutes Recht, unbeschadet ihrer Staatsbürgertreue, ihr Deutschtum hochzuhalten. Tatsächlich hat gerade die Betätigung zionistischer Bestrebungen vielfach die Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden erheblich gebessert, eine interessante Erscheinung, die auch wiederholt in der Literatur ihren Ausdruck gefunden hat.

Die Polen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Im Industriebezirk geht die Regierung gegen die in letzter Zeit stark zugewanderten Arbeiter aus Rußland und Polen vor, indem sie die Litauer ausweist und den ausländischen Polen auf Grund einer Verordnung von 1885 befiehlt, in der Zeit vom 20. Dezember bis 1. Februar das Land zu verlassen, um so eine dauernde Niederlassung zu verhindern. Die Verwendung von russischen Polen und den ihnen gleichgestellten russischen Litauern als Arbeiter ist überhaupt in der Industrie der westlichen Provinzen nie gestattet gewesen. Bei Arbeitern, die trotz dieses Verbots schon länger dort tätig waren, haben anscheinend lokale Behörden, um Härten zu vermeiden, nicht von der sofortigen Ausweisung jetzt Gebrauch gemacht, sondern auf diese Leute die Karenzzeit analog zur Anwendung gebracht. Die preussische Regierung vertritt, wie die Kölnische Zeitung erfährt, nach wie vor den Standpunkt, daß ein Abweichen von den bestehenden Bestimmungen, ein weiteres Nachgeben der Industrie gegenüber in der Frage der Zulassung der ausländischen Polen aus allgemeinen politischen Gründen nicht möglich sei. Die rheinisch-westfälische Industrie werde daher auch in Zukunft suchen müssen, ihren in Zeiten der Hochkonjunktur entstehenden Bedarf an ausländischen Arbeitern durch politisch weniger bedenkliche Elemente, wie Deutsch-Oesterreicher, Italiener, Belgier und Holländer zu decken.

Das Deutschtum in Untersteiermark. Im deutsch-südslawischen Grenzgebiete ist bisher der nationale Gegensatz nirgends so deutlich hervorgetreten als in Untersteiermark, wo das aggressive Vorgehen der Slowenen wiederholt die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Daher wird eine Betrachtung, wie sich die nationalen Verhältnisse dort gestalten, von Interesse sein. Das Studium des Stärkeverhältnisses beider Völker und der in den letzten Jahrzehnten hierin eingetretenen Wandlungen wird durch eine von Dr. Pfaundler vorgenommene analytische Bearbeitung des vorhandenen amtlichen Materials erleichtert, welche im letzten Hefte der „Statistischen Monatsschrift" veröffentlicht ist. Der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung ist seit 1880 im ganzen Lande wie auch in Untersteiermark gewachsen. Von der ortsanwesenden einheimischen Bevölkerung gaben in Steiermark überhaupt bei den Volkszählungen die deutsche Umgangssprache an: 1880 794 841, 1890 847 923, 1900 902 343; hingegen die slowenische Umgangssprache: 1880 338 419, 1890 400 480, 1900 409 531. Für Untersteiermark allein ergibt sich die folgende Uebersicht:

	1880	1890	1900
	Zahl der Personen		
deutsche Umgangssprache	41 378	47 855	52 716
slowenische „	374 790	385 661	392 149

Die Deutschen nahmen in der zwanzigjährigen Periode in Steiermark überhaupt um 13,5 pCt., in Untersteiermark um 27,4 pCt. zu; die Zunahme der Slowenen betrug jedoch nur 5,4 pCt. und 4,6 pCt., sie war also erheblich geringer. In Südsteiermark bildeten die Deutschen 1880 9,9 pCt., 1890 11 pCt. und 1900 11,9 pCt. der Bevölkerung, während auf die Slowenen in den entsprechenden Jahren 90,1 pCt., 89 pCt. und 88,1 pCt. entfielen. Von allen Bezirkshauptmannschaften und autonomen Städten waren im Jahre 1900 15 rein deutsch, 4 überwiegend deutsch, 4 rein slowenisch und 2 überwiegend slowenisch. Die Verhältnisse liegen also weit einfacher als in Böhmen und Mähren. Um die Veränderungen in der Verteilung beider Nationen klar zu erkennen, ist es jedoch erforderlich, die Betrachtung auf Gerichtsbezirke auszudehnen. Steiermark ist in 64 Gerichtsbezirke geteilt; davon waren 44 rein oder überwiegend deutsch und 20 rein oder überwiegend slowenisch. Will man nun feststellen, inwieweit das slowenische Volkstum in jenen deutschen Bezirken Boden gewonnen oder verloren hat, wo in irgend einem der Volkszählungsjahre hundert oder mehr Slowenen ansässig waren, so können Bruck und Judenburg außer acht bleiben, da die hier eingetretene Vermehrung der Slowenen nur dem

Digitized by Google

Garnisonwechsel in den gleichnamigen Städten zuzuschreiben ist. Die Slowenen in den Bezirken Leoben, Voitsberg, Graz-Umgebung, wie in der Stadt Graz, stellen eine fluktuierende Arbeiterbevölkerung dar und sind deshalb ebenfalls nicht von Belang. Von den übrigen fünf Gerichtsbezirken und den autonomen Städten Marburg, Cilli und Pettau verzeichneten von 1880—1900 eine ununterbrochene relative Zunahme der slowenischen Minderheit zwei (Arnfels und Mureck), eine ununterbrochene Abnahme drei (Radkersburg, Cilli-Stadt, Pettau-Stadt), eine Abnahme von 1880 bis 1890 und eine Zunahme im folgenden Jahrzehnt zwei Bezirke (Eibiswald und Leibnitz), sowie die Stadt Marburg. In dem vielumstrittenen Cilli ging die Zahl der Slowenen von 1872 auf 1450 oder von 36,2 pCt. auf 22,7 pCt. der Einwohner zurück. Im Gerichtsbezirk Arnfels ist die absolute Vermehrung der Slowenen sehr bedeutend (von 1852 auf 3440 oder von 10,7 pCt. auf 20,3 pCt. der Bevölkerung), in Mureck ist sie nur geringfügig (von 2389 auf 2550), während im dritten Gerichtsbezirk mit mehr als tausend Slowenen, in Radkersburg, deren Zahl von 1422 auf 1090 zurückging. Für Marburg-Stadt ergibt sich eine Vermehrung der Slowenen von 2431 auf 4062 (15,2 und 17,4 pCt.), für Pettau-Stadt eine Verminderung von 899 auf 540 (24,8 und 15,6 pCt.). — Trotzdem die Slowenen im Laufe der zwanzig Jahre die Deutschen nicht zurückdrängten, muß darauf hingewiesen werden, daß in einer beträchtlichen Anzahl Gerichtsbezirke mit slowenischer Mehrheit, wo von 1880—1890 eine Zunahme der Deutschen stattfand, im letzten Jahrzehnt wieder eine rückgängige Bewegung eintrat. Unter allen zwanzig slowenischen Bezirken sind Friedau, Marburg-Umgebung, Oberburg, Oberradkersburg, Rann, Rohitsch und Windischgraz zu nennen als diejenigen, wo die deutschen Minderheiten seit 1880 ununterbrochen gewannen. Eine ununterbrochene Abnahme der Deutschen ergab sich nirgends, wogegen von 1890—1900 der Anteil der Deutschen in neun Gerichtsbezirken geringer wurde; er sank in Schönstein von 40 auf 26,2 pCt., in Windisch-Feistritz von 11,9 auf 7 pCt., in Mahrenberg von 34,6 auf 31,3 pCt. usw. — Seit 1880 hat sich die Sprachgrenze von dem Ort Korosec an der ungarischen Grenze, wo sie das Kronland Steiermark betritt, bis nach Radkersburg nicht verschoben; von der nach Oberradkersburg führenden Murbrücke weiter nach Westen dringt die deutsche Sprache überall vor, die heute bereits in den früher slowenischen Ortschaften Oberradkersburg, Herzogberg, Deutsch-Radersdorf und Haseldorf die Mehrheit erlangt hat. Auch die Germanisierung der slowenischen Gemeinden am linken Murufer ist durch das Entstehen deutscher Minderheiten vorbereitet. Im Gebiete des Gerichtsbezirks Mureck ist Nassau deutsch geworden. Sonst aber setzt sich das Vordringen der deutschen Sprache nicht mehr fort. Die Sprachgrenze bleibt unverändert bis zum Gerichtsbezirk Arnfels, wo ein starkes Vordringen der Slowenen einsetzt, dem vorläufig Glanz, Pößnitz und Schloßberg zum Opfer fielen; die Sprachgrenze ist hier bis knapp vor Leutschach herangerückt und auch weiter im Westen — gegen Kärnten zu — schiebt sie sich nach Norden vor. — Flgr.

Der anthropologische und soziologische Standpunkt im Strafrecht wird von der „Internationalen kriminalistischen Vereinigung" vertreten, die im Jahre 1889 gegründet wurde und seither mit immer wachsendem Erfolge für die Entwicklung des Strafrechts auf moderner Grundlage kämpft. In gleicher Weise den Auswüchsen der Lombrososchen Theorien vom geborenen Verbrecher wie den rückständigen Ansichten der auf dem Vergeltungsgedanken beruhenden sogenannten klassischen Strafrechtsschule entgegenwirkend, vertritt die Vereinigung die im ersten Artikel ihrer Statuten ausgesprochene Meinung, „daß sowohl das Verbrechen als auch die Mittel zu seiner Bekämpfung nicht nur vom juristischen, sondern ebenso auch vom anthropologischen und soziologischen Standpunkt betrachtet werden müssen". In diesem grundlegenden Satz liegt zugleich das Bindeglied zwischen dem Strafrecht und anderen Disziplinen, insbesondere der Medizin, dessen Fehlen in der althergebrachten Auffassung vom Verbrechen und Strafe die Isolierung der Jurisprudenz von anderen Wissenszweigen, die gegenseitige Verständnislosigkeit von Arzt und Recht verschuldet hat, an der wir heute noch vielfach kranken. Im Anfang dieses Jahres hat sich nun auch eine österreichische kriminalistische Vereinigung gebildet, die eine Landesgruppe der internationalen bildet und in deren Vorstand neben zünftigen Juristen oder Psychologen Gerichtsärzte und Psychiater sitzen.

Das Verhältnis der Vererbung zur Krankheit war Gegenstand eines Vortrags von Dr. F. W. Mott auf der 73. Jahresversammlung der British Medical Association. Ueber den Einfluß der Trunksucht auf die Nachkommenschaft sagte er: Es ist sicher, daß der Alkoholismus ein mächtiger Faktor für die

Digitized by Google

geistige und körperliche Entartung der Nachkommenschaft ist, aber es gibt keine sicheren Merkmale dafür, um zu entscheiden, ob der inhärente Mangel an Selbstbeherrschung, das lasterhafte Temperament oder das gestörte psychische Gleichgewicht, das einen oder beide Eltern zur Trunkenheit führte, oder ein durch das Gift herbeigeführter Defekt dasjenige ist, was auf die Nachkommen übertragen wird. Wahrscheinlich ist es ein vererbter psychischer Mangel, durch das Gift verstärkt und durch die Macht der Nachahmung bleibend gemacht. Trunksucht in mehreren Generationen derselben Familie ist gewöhnlich das Ergebnis mehrerer Ursachen, und sie setzt sich fort, bis Rückkehr zur Norm durch Verbindung mit einem gesunden Stamme eintritt, oder sie endet durch Entartung und Vernichtung des Stammes. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Alkohol für alle neuropathischen Stämme ein Gift ist. Der Locus minoris resistentiae im Schwachsinnigen, Epileptischen, bedingungsweise Geisteskranken und Degenerierten ist das Nervensystem; eine Alkoholmenge, die ungenügend ist, um einen Stamm mit festem Nervensystem zu schädigen, wird in kurzer Zeit das Nervensystem des geistig Desequilibrierten vergiften, wird ihn antisozial machen, indem es ihn in ein Kranken-, Arbeits-, Irren- oder Strafhaus liefert. (Soziale Medizin und Hygiene 1906, Nr. 5.)

Eine internationale Vereinigung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke ist gegründet worden. Die Vereinigung will zu allgemeiner Förderung öffentlicher und privater Maßnahmen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Organisationen und Einzelpersonen verschiedener Staaten zu gemeinsamem Wirken vereinigen. Sie erkennt die relative Berechtigung sowohl der Mäßigkeit als der Enthaltsamkeit an, und will ihren Zweck hauptsächlich erreichen durch Gewinnung von Mitgliedern und durch Bildung von Landesvereinigungen, durch fortlaufenden unentgeltlichen Austausch der die Alkoholfrage betreffenden Veröffentlichungen ihrer Mitglieder usw. Einem internationalen Antialkohol-Amte soll es im besonderen obliegen, über die Alkoholfrage in deutscher, englischer und französischer Sprache eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift herauszugeben.

Bücherbesprechungen.

Dr. Georg Biedenkapp, Der Nordpol als Völkerheimat. Jena 1906, Verlag von Hermann Costenoble.

In der Augustnummer dieser Zeitschrift (S. 299 f.) findet sich ein höchst interessanter Bericht über „griechische und christliche Spuren alten Gestirndienstes". Der Referent bemängelt dort an den Darlegungen von K. Th. Preuß, daß die Mythen des täglichen Sonnenlaufes von denen des jährlichen nicht scharf genug getrennt seien. Diese Bemängelung erinnerte den Unterzeichneten daran, daß ihm selber wiederholt bei der Mythenbetrachtung die Schwierigkeit einer solchen Trennung aufgefallen war, und die Unklarheit, ob z. B. der Sieg des Morgens oder des Frühlings gemeint sei. Dies führte ihn von selbst zu dem Gedanken, daß solche Trennung eben mitunter unmöglich, d. h. Morgen und Frühling identisch gewesen seien; so wäre damit ein wichtiger Beweis für die Entstehung der Mythen im Norden und also für die Herkunft der indogermanischen Völker aus dem Norden erbracht. Kaum war dieser Gedankengang fertig, als ich in dem Buche Biedenkapps die schätzbarste Bestätigung erfuhr. Oder eigentlich nicht durch Biedenkapp selbst, sondern durch die Arbeit des bekannten indischen Forschers Tilak. Denn Biedenkapps Buch zerfällt in zwei ungleichwertige Teile. Auf S. 1—55 bringt er eine Popularisierung der Forschungsergebnisse über die Vorgeschichte der Indogermanen, auf die wir hier nicht eingehen wollen. Erst in dem zweiten Teile seines Buches liefert er einen Auszug aus Tilaks Werk „The arctic home in the Vedas" (1903), das nun freilich zu ebenso überraschenden wie überzeugenden Resultaten führt. Aus einer Reihe ritueller Vorschriften und mythologischer Vorstellungen besonders der Vedas und des Avesta ergibt sich scheinbar zweifellos, daß sie in einer Zone entstanden sind, in der arktische, wochen- oder monatelange Winternacht herrscht, oder daß die Erinnerung an ein Wohnen in solchen Zonen in alter Zeit den Iraniern und Indern noch nicht ganz erloschen war. Eine Anzahl bisher unverständlicher Vedastellen bekommen durch diese Hypothese einen guten

Digitized by Google

Sinn. Wir glauben, daß Tilaks Theorie noch mancherlei Bestätigung erfahren wird und halten sie für ganz epochemachend. Man sollte vermittels ihrer einmal prüfen, ob z. B. die der indogermanischen Mythologie so ähnliche babylonische (sumerische?) auch eine nordische Herkunft verrät, oder nicht. Bedauerlich ist, daß ein so wichtiges Werk, wie das von Tilak, uns in einer etwas unerfreulichen Form geboten wird. Unsichere Vermutungen behandelt der Verfasser als ausgemachte Tatsachen (S. 61: das Wachsen der Priestermacht „offenbar z. T. infolge der Vermischung mit der dunklen Urrasse Indiens"); Wiederholungen (S. 69, vergl. S. 137 u. 119) verraten Flüchtigkeit; ebenso die Behauptung (S. 103), eine andere Erklärung der römischen Monatsnamen, als die von ihm gegebene, sei noch nicht versucht worden, während ihn die (S. 118 von ihm selbst zitierte) Schrift Hugo Winckers „Himmels- und Weltbild der Babylonier", S. 16, eines besseren hätte belehren können. Als Geschmacklosigkeiten sind einzelne Ausdrücke (z. B. S. 58: „aufgebrummt"), sowie das sonderbare Einleitungsgedicht zu tadeln. Geschmacklos ist auch das beständige „vor Arminius" statt „vor Christus", das mit des Verfassers vorsintflutlichem, religiösem Liberalismus zusammenhängt. Es ist zu bedauern, daß ein so wichtiges Ergebnis der Forschung einem größeren Publikum nicht in einer anderen Fassung dargeboten wird. Nun müssen wir es schon nehmen, wie es ist, und noch dankbar sein obendrein.

Dr. G. Wyneken.

W. Pastor, Der Zug vom Norden. Anregungen zum Studium der nordischen Altertumskunde. Mit drei Tafeln. Jena und Leipzig 1906, Verlegt bei Eugen Diederichs.

Die nordische Altertumskunde ist für die rassetheoretische Geschichtsbetrachtung von größter Bedeutung, namentlich für die Stellung der arischen Rasse in der Weltgeschichte. Sie führt dazu, uns von einer „geistigen Fremdherrschaft" zu befreien, wie der Autor treffend sagt, von den falschen Vorstellungen über die früheste Geschichte unserer Rasse, die durch die Bibel, die antiken Schriftsteller und durch eine irregeleitete Wissenschaft unser Bewußtsein verdunkelt haben. Dank dem unermüdlichen Kampfe vorurteilsloser Forscher und Denker beginnt es nun Licht zu werden und lernt man endlich, die ältesten Kulturzustände der nordischen Rasse ohne Voreingenommenheit zu betrachten.

„Die Urgeschichte der nordisch-arischen Kultur" betitelt sich das erste Kapitel des vorliegenden Buches, dessen Verfasser mit Sachkenntnis und künstlerischer Anschauungskraft die Kultur der jüngern Steinzeit uns vor Augen führt. In den großen Steinbauten, den Megalithen des Nordens, den Dolmen, Cromlechs, sieht er die „Urgeschichte der Architektur", die „Anfänge einer Monumentalkunst und Monumentalkultur", deren Endglieder die Pyramiden, Tempel und Obelisken Aegyptens darstellen. Das Stonehenge ist der älteste ehrwürdigste Tempel der Menschheit, ein Sonnentempel. Denn im Norden ist der Sonnenkult geschaffen worden, der die Menschen vom Zauber- und Gespensterglauben zur Religion des Lichts führte und von hier den südlichen Ländern zuteil wurde. Mit dem Sonnendienst stehen die großen Steinbauten in innigem Zusammenhang, denn sie sind die ältesten astronomischen Observatorien, in denen der Lauf der Sonne und der Wechsel der Jahreszeiten dargestellt wurde.

In der Urgeschichte der Schwerter und der Sicherheitsnadel (Fibel), welche die Kleinkunst oder das Kunstgewerbe der nordischen Urzeit ausmachen, zeigen sich die einfacheren und ursprünglicheren Formen im Norden, während der vom „Trugbild des Ostens" befangene Geist die Sache umkehrt und in ihnen nur verrohte, barbarisierte Formen von höher entwickelten Importen aus dem Orient und dem Süden annimmt. Anders die „neue Lehre, die im Norden alle wesentlichen Kulturelemente ausgebildet sieht und durch große nach Süden gerichtete Völkerwanderungen die Vermittelung". „In der nordischen Rasse hat die Menschheit und ihre Geschichte, soweit wir ihr rückwärts folgen können, ihre regulierende Kraft gefunden, von hier ging das Gefälle der Kraft aus, das die Geschichte in Bewegung hielt."

Mit Recht klagt der Autor im Schlußabschnitt über die Vernachlässigung, welche die Reste der nordischen Urzeit in unseren Museen finden; er macht den Vorschlag zu einem Freiluft-Museum, einem „nordischen Park", in dem die Denkmäler der Vorgeschichte oder Nachbildungen zur Schau gestellt werden sollen.

Dr. L. Woltmann.

Digitized by Google

Ludwig Woltmann, Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs. Mit 60 Bildnissen berühmter Franzosen. Jena 1906, Verlegt bei Eugen Diederichs. Brosch. 7,50 Mk., geb. 9 Mk.

An dieser Stelle geben wir nur das Inhaltsverzeichnis an. Erster Abschnitt: Die Rassengeschichte der französischen Nation, 1. Grundfragen der Rassetheorie, 2. die europäischen Menschenrassen, 3. die Verteilung der anthropologischen Merkmale in Frankreich, 4. Typus und Charakter der Gallier. — Zweiter Abschnitt: Die Germanen in der französischen Geschichte und Kultur des Mittelalters, 1. die Niederlassung der Germanen in Gallien, 2. die soziale Geschichte Frankreichs, 3. die germanischen Elemente in der französischen Sprache, 4. die französische Literatur, 5. die bildende Kunst. — Dritter Abschnitt: Die Anthropologie der französischen Stände und Genies, 1. die anthropo-soziologischen Verhältnisse in Frankreich, 2. die Rassenabstammung der französischen Genies, 3. die blonden und brünetten Typen, 4. Uebersicht über die anthropologischen Merkmale der Genies, 5. die Rassenentartung der französischen Nation. — Vierter Abschnitt: Die Bedeutung der Germanen in der Weltgeschichte, 1. die Renaissance in Italien, 2. die Goten und Sueven in Spanien, 3. Rasse und Milieu, 4. Schlußbetrachtung.

Dr. Friedrich Lange, Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Mit einem Anhange: Nationale Arbeit und Erlebnisse. Vierte stark vermehrte Auflage. Berlin 1904, Verlag von Alexander Dunker.

Der Verfasser nennt sein Buch „Reines Deutschtum"; es ist also nur natürlich, daß der anthropologisch interessierte Leser Aufklärung darüber erwartet, was man wissenschaftlich denn eigentlich als reines Deutschtum zu bezeichnen habe. Da das Deutschtum nicht einen einzigen Blutskörper bildet, sondern aus drei Rassen und ihren Mischungen resultiert, Volkstum und Rasse also nicht identisch sind, so liegt im Begriff „reines Deutschtum" ein Widerspruch, und die Frage nach dem kulturellen Werte des „reinen Deutschtums" ist überhaupt falsch gestellt, solange man diesem „reinen Deutschtum" keinen Körper aus Fleisch und Blut zugrunde legen kann! Nach kurzen unzulänglichen Erwägungen in dieser Richtung kommt Dr. Lange, der freilich nur O. Ammon und Gobineau kennt, zu dem Schlusse (S. 139): „... auf anthropologischem Wege werden wir schwerlich dahin gelangen, das Inventarium des reinen Deutschtums aufzustellen." Es ist nun offenbar, daß, wenn überhaupt, naturwissenschaftlich nur von dieser Seite aus das „reine Deutschtum" bestimmt werden muß. Auch sind die Ergebnisse der anthropologischen Geschichtsforschung diesbezüglich durchaus nicht so mangelhaft, wie Dr. Lange zu glauben scheint. Wir wissen heute durch die Untersuchungen Ujfalvys, Lapouges, Ammons, Wilsers, Woltmanns, Röses usw. usw. nicht nur, daß das deutsche Volk wie die meisten anderen europäischen Völker aus den drei Rassen der Germanen, Südländer und Mongoloiden zusammengesetzt ist, sondern auch vor allem, daß es das germanische Rassenelement ist, das als Schöpfer und Träger unserer europäischen Kultur betrachtet werden muß; auch für den Spezialfall der deutschen Kultur wurde dieser Nachweis bereits an zahlreichen der hervorragendsten („deutschesten") Männer erfolgreich in Angriff genommen. Da die drei Rassen des deutschen Volkes überwiegend als Mischung auftreten, so ließe sich die Frage nach dem „reinen Deutschtume" nur mehr so stellen: Bildet das deutsche Volk eine zweifellos erkennbare Durchschnittsmischung seiner drei verschiedenen Blutskörper, und wenn ja, ist diese bestimmte Durchschnittsmischung die Trägerin jener spezifischen deutschen Eigenschaften, welche seine Eigentümlichkeit und seine Größe ausmachen? Das wäre dann, soweit der innere Widerspruch sich überbrücken ließe, wissenschaftlich das organische Fundament eines möglichst reinen Deutschtums! Aber ich glaube, ein solches reines Deutschtum gibt es nicht! Zwar ist die Mehrzahl der Deutschen in allen Graden gemischt, aber die reineren Rassentypen sind nicht ausgelöscht, sondern nur in der Minderheit; ihre äußere Unterschiedlichkeit ist in die Augen fallend und ihre besondere kulturelle Stellung nachgewiesen. — Wollen wir also wissen, was wir naturgeschichtlich unter „reinem Deutschtum" zu verstehen hätten, so müssen wir untersuchen, welchen Anteil das germanische, das mongoloide und das südländische Rassenelement des deutschen

Digitized by Google

Volkes an den Eigentümlichkeiten und Errungenschaften des deutschen Volkes haben. Die Untersuchungen Dr. Röses nun zeigen, daß das Deutschtum um so höher ist, je germanischer es ist; Woltmanns usw. Untersuchungen und meine Beobachtungen wieder zeigen, daß die geistig höchsten Deutschen germanische Deutsche sind, deren äußerer germanischer Rassentypus durch Vermischung manchmal etwas getrübt, aber nicht zerstört ist! Uns bleibt also schon jetzt keine andere Wahl, als im reinen Deutschtum möglichst reingermanisches Deutschtum zu erkennen, als das ja auch unsere Vorfahren den Römern entgegengetreten sind! — Ausnahmen, auf welche sich Dr. Lange beruft, widerlegen bekanntlich nicht die Regel, zumal dort, wo ein so ungeheuerer Spielraum herrscht wie im menschlichen Rassenleben, wo so viele Werte und Momente zusammenfließen. — Das könnte man eventuell noch feststellen, ob etwa eine gemeinsame geschichtliche Entwicklung dem Deutschen einzelne charakteristische, aber, weil eben historische, nur vergängliche Züge aufgeprägt hat, und welche Züge das wären. Was aber in der Geschichte geworden ist, das ist in der Geschichte auch wieder wandelbar und es wäre kurzsichtig, darauf eine weitausschauende Politik zu basieren. Auch ist das heute ganz und gar unnötig; denn gegenüber solch nationalen, nicht im Blute liegenden, weniger ererbten als anerzogenen Eigenschaften hat sich die Soziologie auf der ganzen Linie als siegreich erwiesen und der Internationalismus derselben ist ihnen gegenüber im allgemeinen sicher das höhere Prinzip mit weiterem Gesichtskreis; der Kampf zwischen Nationalismus und Internationalismus ist ideell bereits definitiv zugunsten des letzteren entschieden. Erst die historische Anthropologie mit der sogenannten Rassentheorie tritt der Soziologie ergänzend, berichtigend und einschränkend zur Seite durch die Forderung eines auf Rasse begründeten Internationalismus (Beispiel: Pangermanismus).

Wer sich ohne die feste Grundlage naturwissenschaftlich-anthropologischer Erkenntnis auf das schwierigste Gebiet menschlicher Forschung, nämlich das um die Menschheit selbst, wagt, der läuft Gefahr, persönliche Stimmungen und Anschauungen zum Maßstabe zu machen; das ist H. St. Chamberlain passiert, und ebenso Dr. Lange: Da er eine organische Basis für sein „reines Deutschtum" nicht findet, zeigt er (S. 186), „was das reine Deutschtum als Lebensinhalt für den einzelnen wie für das Volk wert sein könnte".

Damit kommen wir zum reichen Inhalt dieses Buches, und da vermag der Verfasser seinem fleisch- und blutlos „reinem Deutschtume" so manchmal Züge eines den Durchschnitt überragenden Deutschtumes beizulegen, wie wir als solches den Ergebnissen der anthropologischen Geschichtsforschung nach sonst zumeist nur das germanische Deutschtum betrachten dürfen. Der Raum verbietet mir, näher darauf einzugehen; nur einige Bemerkungen: Dr. Lange steht dem guten Kerne unserer sozialen Bewegung sympathisch gegenüber; von utopischen, zumal „internationalen" Auswüchsen möchte er ihn deshalb gerne befreit wissen und hofft auf ein Weichen dieses Internationalismus zugunsten der deutschen Nation. Ob mit Recht? — Wir erklärten eben das Verhältnis von Soziologie, Nationalismus und Rassentheorie. Für den Sozialismus bedeutete es also ein wissenschaftliches Herabsteigen, wenn er auf den Nationalismus zurückkäme (dazu ist auch gar keine praktische Aussicht vorhanden); das wäre dagegen nicht der Fall, wenn er der die Soziologie berichtigenden historischen Anthropologie eine Konzession machte, indem er sich auf einen durch gemeinsame Rasse fundierten und begrenzten Internationalismus beschränkte; diesen Spezialfall für Europa stellt die germanische Rasse dar im Pangermanismus. Wenn wir also in bezug auf den Internationalismus des deutschen Proletariats etwas hoffen wollten, so müßte diese Hoffnung auf eine logische Fortentwicklung des bereits Bestehenden begründet sein; kein jäher Rückgang vom Internationalismus zum Nationalismus, sondern eine Begrenzung desselben auf seinen wissenschaftlichen Kern. Ferner: Dr. Lange glaubt, die Deutschen hätten es definitiv aufgegeben, die Kluft zwischen Gemüt und Wissenschaft zu überbrücken, der Tatenmensch in ihnen hätte den Grübler ein für allemal verdrängt! Aber sehen wir zu! Kann betäubende Beschäftigung ein für allemal die Lücke verstopfen, die wir seit der Zertrümmerung der biblisch-kirchlichen Weltanschauung in unserem gesamten Kulturleben empfinden? Ich glaube nicht, denn Betäubung ist keine Heilung. Vielmehr wird es immer unsere vornehmste Aufgabe bleiben, dem einzelnen Volksgliede mit dem Vorwärtsschreiten in der Naturerkenntnis auch zugleich das Mögliche zu einer neuen, befriedigenden Weltanschauung zu bieten. Wenn wir in diesem Punkte nichts tun können, werden die Kirchen ewig die Sieger bleiben. Das ist darum eine unserer wichtigsten Auf-

Digitized by Google

gaben, die mir übrigens bereits erfolgreich in Angriff genommen scheint. (Näheres in meiner Broschüre: „Grundzüge deutscher Wiedergeburt", Thüring. Verlag.)

Resümieren wir: Die anfangs gemachte begriffliche Richtigstellung des „reinen Deutschtums" stets im Auge, können wir die Lektüre des Buches empfehlen. Jedoch vermissen wir die fehlende systematische Anordnung des Stoffes als sehr störend und zeitraubend, das viele Persönliche ist kein Ersatz dafür; Zeitersparnis ist auch beim Bücherlesen heute ein wichtiger Punkt geworden.

J. L. Reimer.

Dr. jur. Maria Raschke, I. Die strafrechtliche Behandlung der Kinder und Jugendlichen. Vierte Auflage. Berlin SW. 11, Verlag der Frauen-Rundschau, Schweizer & Co.

„Zur Reform des Strafrechts" lautet die Devise, unter der diese und die im Anschluß an diese zu besprechende Broschüre geschrieben sind. Sie sind im wesentlichen Referate über den Stand der betreffenden aktuellen Fragen. In gedrängter und sehr übersichtlicher Kürze werden die Standpunkte skizziert, die in diesen Fragen von den Gesetzgebungen der verschiedenen Staaten, wie von den medizinischen und juristischen Vertretern der Kriminalpsychologie eingenommen werden.

Die erste Broschüre geht von dem Grundsatz aus, die Jugend solange wie möglich vor der ersten entehrenden Strafe zu bewahren und bespricht von diesem Gesichtspunkte aus die Frage, welche untere Grenze für den Beginn der Strafmündigkeit festzusetzen und wie die jugendlichen strafmündigen und strafunmündigen Verbrecher zu behandeln seien. Mit Rücksicht auf die durch die Pubertät bedingte Umwälzung der menschlichen Psyche und die jugendlichen Geistesstörungen ist die Strafmündigkeit möglichst hinaufzurücken. Der rechtbrechende Strafmündige soll nie mit Tod, Zuchthaus, Ehrverlust, Polizeiaufsicht bestraft werden; zulässig sind Gefängnis, Festung, Haft, Geldstrafe, Verweis, Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter.

Da Bewahrung vor Rückfällen der oberste Gesichtspunkt bei der Behandlung der jugendlichen Kriminellen sein soll, ist auf Besserung weit mehr zu sehen als auf Strafe. Bedingte Verurteilung soll daher möglichst viel in Anwendung kommen, die Dauer einer eventuellen Freiheitsentziehung soll abhängen von deren besserndem Einfluß. Sehr diskutabel erscheint der Gedanke, daß bei neu zu gründenden Vormundschaftsräten, die als Kindergerichtshöfe sich mit den rechtbrechenden Strafunmündigen beschäftigen sollen, die erzieherische Kraft der Frau mitverwendet werden soll. Im ganzen eine sehr gute Zusammenstellung auf 21 Seiten.

II. Die strafrechtliche Behandlung der vermindert Zurechnungsfähigen. Ein erster Abschnitt beschäftigt sich mit der im RStG. nicht begrifflich festgelegten verminderten Zurechnungsfähigkeit, deren Einführung gefordert wird. — Ein zweiter Abschnitt stellt die Ansichten hervorragender Juristen und Psychiater über das Wesen der verminderten Zurechnungsfähigkeit und der daraus resultierenden Behandlung der unter solchen Verhältnissen kriminell Gewordenen zusammen. Da die kleine Broschüre selbst den Charakter eines Referates hat, so würde ein gründliches Referat nicht viel kürzer werden als das kleine Werk selbst, daher ich mit empfehlenden Worten darauf hinweise.

Dr. Dannenberger.

R. Ungewitter, Die Nacktheit in entwicklungsgeschichtlicher, gesundheitlicher, moralischer und künstlerischer Beleuchtung. Stuttgart 1906, im Selbstverlag des Verfassers. — **Heinrich Pudor**, Nacktheit. Erstes Bändchen: Allgemeines, Fußkultur. Berlin-Steglitz 1906, H. Pudor Verlag.

Die zunehmende Heuchelei und Prüderie, die seit einigen Jahren in Deutschland sich bemerkbar macht und deren Mittelpunkt die sogenannten „Sittlichkeitsvereine" sind, bedeuten nach unserer Ueberzeugung nichts anderes als eine Dekadenzerscheinung, als eine Ausgeburt geschwächter Trieb- und Sinnenfreudigkeit. Diese Leute können das Nackte nicht sehen, ohne etwas „Unanständiges" dabei zu empfinden, und nehmen dann im Namen der Moral für sich die Tugend in Anspruch und verlangen, daß ihre geschwächte Sinnlichkeit zum öffentlichen Gesetz gemacht werde. Man lese zum Vergleich, was Winkelmann in seiner Kunstgeschichte über die Nackt-Kultur in Hellas schreibt, welche die Grundbedingung für die hohe Blüte

Digitized by Google

jener Kunst bildete, die ewig unsere Bewunderung anregen wird, — und man erkennt, wohin das „Christentum" uns geführt hat. Glücklicherweise macht sich in den letzten Jahren eine Gegenströmung bemerkbar, mit der doppelten Aufgabe, die reaktionäre „Sittlichkeitsbewegung" zu bekämpfen und zugleich eine neue Sinnenfreudigkeit an den nackten Formen zu erwecken, die durch unsere Kleidung und den — Katechismus uns geraubt worden ist. Wir müssen uns wieder daran gewöhnen, mit den nackten Formen sinnlichen Umgang zu haben. Nur dann wird die Lüsternheit und die unnatürliche Erhitzung gebannt, die so leicht bei der geringsten Entblößung den modernen Kulturmenschen durchschauert. Der Mangel an Nacktkultur hat den sexualen Pessimismus verschuldet, der wie ein düsterer Flor sich über die intimsten Empfindungen des modernen Menschen lagert und sein Dasein beschwert.

In diesem zweifachen Kampfe gegen die Lüsternheit und gegen die Heuchelei sind die beiden angezeigten Schriften, die mit einer Reihe guter Abbildungen geschmückt sind, freudig zu begrüßen. Die erstere schließt mit den Worten: „So sieht es leider in der Gegenwart aus. Der Venus von Milo dagegen sieht man freilich nichts Nacktes an, auch nicht dem Apoll von Belvedere. Die Modelle zu diesen Bildwerken waren in der Nacktheit als etwas ganz Natürlichem aufgewachsen. Ihnen müssen wir nachstreben. Erziehen wir uns zu wahrer Sittlichkeit durch Nackt-Gymnastik und Freilicht-Turnen im Licht-Luftbad, dann wird das wirklich Unsittliche gar nicht aufkommen, da ihm der Boden entzogen ist. Die Kunst aber darf nicht eingeengt werden, denn der Kultus des Nackten, der ihre vornehmste Aufgabe ist und bleiben wird, ist eine der bedeutungsvollsten Aufgaben der Menschheit überhaupt, denn es bedeutet den Kultus des Menschen als Menschen."

H. Pudor, der Autor der zweiten Schrift, ist ein langjähriger Vorkämpfer der Nackt-Kultur, und man muß seine Unermüdlichkeit bewundern, mit der er immer wieder auf den Plan tritt. Zeitweise hat er sich sicher Uebertreibungen hingegeben, und auch in der vorliegenden Arbeit fehlt es daran nicht, aber Uebertreibungen sind der Mangel und zugleich die Stärke aller neuen Ideen und Bestrebungen. Mit der Wiederbelebung des Interesses für physische Kraft und Schönheit geht die Tendenz einer Kleidungsreform zusammen, und da ist es besonders der von dem modernen Schuhwerk mißhandelte Fuß, den Pudor einer eingehenden Betrachtung unterzieht. Wenn wir uns auch nicht mit allem einverstanden erklären können, was die beiden Verfasser schreiben, so sind ihre Bestrebungen doch freudig anzuerkennen und ihre Schriften zu empfehlen. Dr. Gerwing.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 10. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Germanische Rasse und romanische Kultur.

Dr. Ludwig Woltmann.

I.

Die Frage: Was ist aus den Germanen der Völkerwanderung geworden? ist eines der interessantesten völkergeschichtlichen Probleme, das die Historiker bisher nur selten aufgestellt, geschweige beantwortet haben. Befangen in den Ueberlieferungen sprachlicher und politischer Betrachtungen, vergessen sie, die Menschen selbst zu berücksichtigen; in dem Glauben an die Allmacht der ideellen und materiellen Umwelt, welche die Menschen willkürlich formen und umändern soll, übersehen sie, daß unter den äußeren Hüllen der Sprachen und Sitten ein Stück angeborener Naturkraft wirksam ist, das historisch bedeutsamer sein kann als alle sprachlichen und politischen Verhältnisse. Man mußte zwar zugeben, daß die Germanen auf die Sprachen und die mittelalterlichen Rechtseinrichtungen der romanischen Völker einen gewissen Einfluß ausgeübt hatten, im übrigen aber waren sie entweder „untergegangen“ oder mit den Römern „verschmolzen“; und nach dieser angeblichen Verschmelzung verschwinden sie aus der Geschichte der romanischen Völker, deren Kultur und Volkstum namentlich seit Ausgang des Mittelalters von den Nachkommen der alten Römer getragen sein soll.

Infolge dieser einseitigen ideologischen Geschichtsanschauung, die durch antike Vorstellungen über die „barbarischen“ Zustände der Germanen und durch das „Trugbild des Ostens“ noch mehr getrübt wurde, ist es den Germanen bisher in der Geschichtsschreibung recht schlecht ergangen. Seit zwei Jahrzehnten beginnt in diesem Punkte ein großer Wandel sich zu vollziehen, während Gobineaus „Versuch“ fast in Vergessenheit geraten war. Man erkennt, daß das Stammvolk der Germanen im hohen Norden schon früh eine relativ hohe Bildung und Gesittung hervorgebracht hat, daß der Süden und Osten von dort her nicht wenig beeinflußt worden ist, und daß schließlich die Wiedergeburt der romanischen Völker in erster Linie den eingewanderten Germanen verdankt wird.

Dem letzteren Problem habe ich meine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Was ist aus den Germanen der Völkerwanderung

Digitized by Google

geworden? Wie paßten sie sich in den neuen Wohnsitzen an? Was wurde aus ihren Nachkommen? Diese und noch andere Fragen mehr drängen sich immer wieder demjenigen auf, der die Geschichte vom anthropologischen Standpunkt zu betrachten gelernt hat. Was meine eigenen Studien auf diesem Gebiete betrifft, so wurden sie durch zwei gelegentliche Bemerkungen von Hellwald und Gibbon angeregt. Der erstere schreibt irgendwo, daß alle großen Männer den blonden Typus gehabt hätten (ohne freilich dafür Beispiele oder Beweise zu erbringen); der letztere bemerkt in seiner Geschichte des Untergangs des römischen Reichs, daß die eingewanderten Barbaren nach dem Umlauf eines Jahrtausends in einer neuen Kultur die Schönheit und Freiheit wieder erweckt hätten. Wenn dies richtig ist, sagte ich mir, muß durch Erforschung der Bildnisse, der Biographien, der Genealogien usw. sich hier eine anthropologische Kontinuität nachweisen lassen, die diese Hypothesen zu einer geschichtlichen Wahrheit erhebt.

In der Untersuchung über „Die Germanen und die Renaissance in Italien" habe ich die Ergebnisse meiner bisherigen Studien dargelegt. Nun folgen diejenigen über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs und Spaniens, ausführlich für jenes und in großen Zügen für letzteres Land, das seine beiden größten Dichter, Cervantes und Camoëns, der germanischen Rasse verdankt.

Das neue Buch (unter dem Titel „Die Germanen in Frankreich" bei Diederichs in Jena erschienen) verfolgt eine doppelte Aufgabe, einmal die ideellen Spuren, d. h. sprachliche, rechtliche, literarische Vorstellungen aufzudecken, die von den Germanen der Völkerwanderung in die neuen Wohnsitze in Gallien mitgebracht wurden, oder als Fortentwicklungen in ihrem Geiste aufgefaßt werden können, und dann den anthropologischen Spuren nachzugehen, indem die Geschichte ihrer Niederlassung, ihr Einfluß auf die soziale Schichtung und schließlich die Rassenabstammung der bedeutendsten Franzosen dargestellt wird, die auf dem Gebiete des Krieges und der Staatskunst, der Wissenschaft und Philosophie, der Poesie, Musik und bildenden Kunst sich ausgezeichnet haben.

In dem ersten Abschnitt, der die Rassengeschichte der französischen Nation behandelt, werden die allgemeinen Grundfragen der Rassetheorie, die Charakterisierung der europäischen Rassen und ihrer zahlreich abgestuften Mischlinge, die Verteilung der anthropologischen Merkmale in Frankreich, sowie Typus und Charakter der Gallier vorgeführt. Es ist bedeutsam, daß ebenso wie in Italien auch für Gallien in der späteren römischen Zeit das Aussterben der großgewachsenen und blonden Menschen festgestellt werden kann, so daß — abgesehen von etwa übriggebliebenen einzelnen Resten — diese anthropologischen Merkmale durch die Germanen wieder in das Land gebracht wurden. Die Germanisierung des gallo-römischen Heeres und die Niederlassung der Goten, Burgunden, Franken und Normannen wird im zweiten Abschnitt im einzelnen verfolgt, und im Anschluß daran „die Geschichte der Germanen in der französischen Kultur und Geschichte des Mittelalters" eingehend dargestellt. Es werden die germanischen Rechtseinrichtungen, der Feudaladel, die Entstehung der französischen Sprache,

Digitized by Google

die mittelalterliche Literatur und die bildende Kunst nach rassetheoretischen Gesichtspunkten untersucht, mit dem Ergebnis, daß die gesamte französische Kultur des Mittelalters von der germanischen Herrenschicht des Landes hervorgebracht worden ist.

Wenden wir uns der neueren Geschichte Frankreichs zu, so belehren uns die anthropo-soziologischen Verhältnisse und die Verteilung der Geburtsorte der Talente über die einzelnen Departements, daß auch diese Periode in erster Linie von den noch erhaltenen Schichten germanischer Rasse getragen wird. Einen ausschlaggebenden Beweis findet diese Auffassung in dem Studium des physischen Typus der bedeutendsten Franzosen seit Ausgang des Mittelalters. Auf Grund von umfangreichen biographischen und ikonographischen Studien wurde festgestellt, daß 115—120 Personen blonde Haare und blaue Augen, 30 Personen mischfarbene Haare und braune Augen, 10 Personen, die zugleich schwarze Haare und braune Augen, darunter nur 2, die eine Kombination von schwarzen Haaren, braunen Augen und unvermischtem braunen oder gelblichen Teint haben. Daraus ergibt sich, daß die überwiegende Mehrzahl der französischen Talente Abkömmlinge der Germanen und ihrer Mischungen sind, und daß nur ein kleiner Prozentsatz der brünetten Rasse zugeschrieben werden kann.

Von merkwürdigen Einzelheiten teile ich nur mit, daß zu den Blonden z. B. Rabelais, Pascal, Montaigne, Molière, Corneille, Goujon David d'Angers, Cuvier, Laplace, Puvis de Chavannes, Manet gehören, und daß namentlich die französische Musik ein Werk der Germanen ist, denn die Bizet, Berlioz, Gounod, Auber, Massé, Grétry waren blond und blauäugig, wie die Italiener Bellini, Rossini, Donizetti.

Ein besonderes Kapitel behandelt die Rassenentartung der französischen Nation und zeigt, daß dieselbe sich tatsächlich in einem anthropologischen und biologischen Niedergang befindet. Im Schlußabschnitt wird auf Grund der Untersuchungen über Frankreich, Italien und Spanien die weltgeschichtliche Bedeutung der Germanen für die nachrömische Geschichte Europas in großen Zügen entwickelt und eine Reihe von Vorurteilen und Einwänden widerlegt, die immer wieder der vorgetragenen Theorie entgegengebracht werden.

Bezüglich aller Einzelheiten muß ich auf das Werk selber verweisen. Es ist mit 60 Bildnissen berühmter Franzosen geschmückt, deren Reproduktionen, abgesehen von ihrer ikonographischen Beweiskraft, manche Porträts von hervorragender Schönheit wiedergeben.

II.

Man mußte darauf neugierig sein, wie die „Fachgelehrten" — ich meine im engeren Sinne die Hüter der Zunft — sich zu den Untersuchungen über die Genies der romanischen Völker stellen würden. Aber weder Anthropologen noch Historiker haben sich darüber geäußert. Im übrigen gibt es eine üble Sorte von Kritikern, denen die Rassetheorie im allgemeinen und die Germanentheorie im besonderen ein Greuel ist und bei denen man in jeder Zeile merken kann, daß

Digitized by Google

ihnen die ganze Richtung nicht paßt. Ihr Urteil steht von vornherein fest! Zu diesen Kritikern gehört Dr. Pringsheim, der in einer Rezension (Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie) über das Renaissance-Werk einfach schreibt: „Die fleißige Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Biographie hervorragender Italiener, als Zeugnis für die sieghafte Kraft der anthropologischen Geschichtstheorien verfehlt sie allerdings den Zweck." Zwar gibt auch er zu, daß die Germanen „einen gewissen Anteil an der neuen Kulturbewegung hatten", aber im übrigen verfalle ich nach Ansicht des Kritikers in das entgegengesetzte Extrem, wenn ich den Germanen den überwiegenden oder ausschließlichen (!) Anteil an den großen Schöpfungen der Renaissance zuweise. Die ganze Untersuchungsmethode ist in seinen Augen unwissenschaftlich. Bildnisse und Biographien sind unsichere Zeugnisse. „Es bleiben die immer (!) unsicheren Kennzeichen der Haut- und Haarfarbe, sowie der Augen." Auch von der Genealogie will er nichts wissen. „Welche Fabeln auf genealogischem Gebiet das Mittelalter erfunden hat, ist bekannt, und so wird die Versicherung germanischen Ursprungs auch dann Zweifeln begegnen, wenn sie durch alte Chroniken verbürgt ist." Dieser Satz zeigt, daß der Kritiker keine Ahnung von der genealogischen Literatur Italiens hat. Er weiß nicht, daß die Fabeln sich meistens darauf beziehen, daß gewisse Familien griechischen oder römischen Ursprungs sein und im Gegenteil nicht von den Barbaren abstammen wollten. Diesen Fabeln auf Grund sorgfältiger Untersuchungen ein Ende bereitet zu haben, ist das Verdienst von Litta, Passerini, Giulini und anderen. Gerade diese Italiener haben die germanische Abstammung so vieler edler Familien ihres Volkes nachgewiesen, und diese Forscher kommen doch wahrlich nicht in Verdacht, dies um der Rasse- oder Germanentheorie willen oder aus Chauvinismus getan zu haben.

Aber Herr Pringsheim schreibt mit der Miene eines Kenners: „Eine Entscheidung, welchen Anteil die Germanen an der italienischen Kultur hatten, läßt sich auf dem von W. eingeschlagenen Wege nicht finden." Er hält es für sehr „unwahrscheinlich, daß ein so geringer Bruchteil der Bevölkerung (wie die Germanen waren), ausschließlich (!) die Kulturarbeit geleistet habe". Dann fährt er fort, daß die Germanen schon zur Völkerwanderung nicht rasserein waren, und daß nach der Einwanderung in Italien „rasch eine starke Rassenmischung stattfand". Woher der Kritiker das nur wissen mag! Und wozu das alles? Es handelt sich darum, was für anthropologische Merkmale die Genies Italiens besitzen, und da ist ein starkes Uebergewicht der germanischen Merkmale so offenkundig, daß nur ein durch Vorurteile verblödetes Auge die Wahrheit nicht erkennen kann — oder will.

Die Theorie der „Rassenmischung" wird auch in einer Kritik von Dr. Kießling vertreten, die sonst sehr sachlich gehalten ist und nicht nur von eindringendem Verständnis, sondern auch von eigenen Bemühungen auf diesem Gebiete der Forschung zeugt. Er erkennt an, daß „im ganzen der versuchte Beweis sehr wohl gelungen ist". In einzelnen Punkten will ich mit dem Kritiker nicht rechten, so z. B. wenn er es als einen entschiedenen Mangel hinstellt, daß ich die Beweise für die Blondheit der alten Römer nicht erbracht habe. Auf diese von Poesche, Penka, Kraitschek, Lapouge durch zahlreiche Tatsachen belegte

Digitized by Google

Auffassung habe ich schon in meiner „Politischen Anthropologie“ hingewiesen und geglaubt, nicht wiederholen zu brauchen. Uebrigens habe ich eine größere Arbeit über den physischen Typus der Griechen und Römer (einschließlich der Etrusker) in Vorbereitung. Auch will ich zu seiner Kritik des zahlenmäßigen Verhältnisses der Rassetypen unter den Genies nichts sagen; ich gebe zu, daß dies von mir nicht mit genügender Klarheit im einzelnen dargestellt ist und bemerke, daß in dem neuen Werk über Frankreich eine andere Methode in dieser Hinsicht angewandt wurde. Auch will ich meine Angaben an dieser Stelle nicht korrigieren, da ich die Untersuchungen über die „Anthropologie des italienischen Genies“ von neuem wieder aufgenommen und viele neue Tatsachen entdeckt habe. Nur das eine muß ich bestreiten, daß unter den anthropologisch beschriebenen Personen „etwa 20 sind, die ganz den brünetten Typus aufweisen“. Unter brünettem Typus versteht man die Kombination von schwarzem Haar, braunen Augen und braunem oder gelbem Teint, und solcher gibt es nach dem gegenwärtigen Stand meiner Forschungen nur vier, Caravaggio, Bernini, Cherubini und Mazzini, während höchstens 10 Personen bekannt sind, die schwarze Haare und braune Augen haben, von denen aber mehrere durch ihre hohe Gestalt und helle Haut als Produkte der Kreuzung mit der nordischen Rasse sich anzeigen. Doch mögen noch einige andere auch braune Haut gehabt haben, wie vielleicht Verrochio, der den typischen Eindruck des homo alpinus macht. Es ist aber falsch, wenn Dr. Kießling Michelangelo zu der „brünetten Rasse“ rechnet. Er war ein Mischling, der aus einer ursprünglich langobardischen Familie stammte. Sein Haar war schwarz, die Iris blau und gelb gesprenkelt; das einzige authentische Porträt von ihm (von der Hand Bugiardinis) zeigt das linke Auge fast blau, das rechte mehr der Angabe des Biographen entsprechend, blau und gelb gemischt. Seine Gesichtsfarbe war frisch-rot. Kopf- und Gesichtsform können leider nicht bestimmt werden, da erstere abnorm gebildet und die Nase durch den berüchtigten Faustschlag des Torrigiani eingedrückt war. Daß der Schädel absolut lang war, wird durch die Profilbildnisse (in Relief) sicher gemacht. Auch ist Pietro Aretino nicht „brünett“, sondern er war ein großgewachsener Mensch mit schwarzen Haaren und blauen Augen. Bei Raffael ist die Beimischung der brünetten Rasse eine sehr geringe.

Aus all diesen Gründen muß ich die Ansicht des Kritikers über den „bedeutsamen kulturfördernden Einfluß der Rassenmischung“ zurückweisen. Eher bin ich geneigt, der brünetten Rasse eine selbständige Kraft genialer Produktion, wenn auch in viel geringerem Maße als der blonden zuzuschreiben, als die genieerzeugende Kraft der Rassenmischung anzuerkennen. In meiner Arbeit über Frankreich bin ich darauf in dem Abschnitt „Rasse und Milieu“ näher eingegangen (S. 147—149). Ich gebe dort zu, daß es nicht ausgeschlossen, sogar sehr wahrscheinlich ist, daß in einzelnen und besonderen Fällen das Genie das Produkt der Mischung günstiger Anlagen von Individuen beider Rassen sein kann, und fahre dann fort: Aber diese Fälle haben nur den Wert individueller Mischungen, treten selten auf und sind nicht entscheidend genug, um darauf eine physiologische Theorie der Genieerzeugung und der Kulturgeschichte aufzubauen. Von einer

Digitized by Google

günstigen Rassenmischung als Ursache genialer Begabung könnte nur dann mit Berechtigung gesprochen werden, wenn besonders hervorragende Eigenschaften der einen Rasse mit ebenso hervorragenden Eigenschaften einer zweiten Rasse zu vollkommeneren seelischen Bildungen sich vereinigten. Aber weder Anthropologie noch Geschichte und Psychologie bieten für eine solche Auffassung auch nur entfernte Vermutungen dar.

„Erst in der Neuzeit", schreibt der Kritiker weiter, „hat als mittelbare Folgeerscheinung namentlich des unerhörten Kulturaufschwungs der Renaissance eine schrankenlose Vermischung Platz gegriffen." Und doch sehen wir, fahre ich fort, unter den Genies des neueren Italiens wohl ebenso viele blonde und blauäugige Gestalten wie unter denjenigen des Mittelalters und der Renaissance. Die meisten unter den neuen Genies sind blond und blauäugig (über 60 pCt.), dann folgt eine Anzahl von solchen, die die Merkmale der germanischen Rasse haben, außer daß das Haar eine Nuance des Braunen angenommen hat, wie bei Manzoni und Leopardi. Nur ein einziger, Mazzini, hat schwarze Haare und braune Augen. Aber nicht ein einziger Vertreter der alpinen Rasse ist unter ihnen zu finden. Unter den Lebenden ist vielleicht einer zu nennen, Carducci, der diesem Typus zugeschrieben werden kann. Die Lehre von der günstigen Rassenmischung findet auch durch die anthropologischen Zustände im modernen Italien keine Stütze; sie ist eine gänzlich unbegründete Theorie, die, wenn sie auch in einzelnen Fällen richtig sein mag, für das gesamte Menschengeschlecht auf die Dauer unheilvoll ist.

III.

Neugierig mußte man auch sein, wie die romanischen Schriftsteller die neue Theorie aufnehmen würden. Es sind nun einige Kritiken in französischer und italienischer Sprache erschienen, auf deren Inhalt näher einzugehen von psychologischem Interesse ist. Vorher möchte ich noch auf eine Arbeit des italienischen Anthropologen G. Marina kurz hinweisen, die schon vor einigen Jahren unter dem Titel „Germania und Romania" erschienen ist, aber zum Kreis der hier behandelten historischen Fragen gehört. Diese Schrift ist wohl eine der vorurteilslosesten, die von einem Italiener über das Verhältnis der Germanen und Römer geschrieben worden ist. Energisch weist er die Ansicht zahlreicher romanischer (auch einiger deutscher) Schriftsteller zurück, die in den Germanen der Völkerwanderung „Wilde" und „Räuberhorden" sehen, und betont, daß, wie groß auch ihre Unwissenheit und Roheit gewesen sei, sie „doch immer einem intelligenten Volke eigen waren; einem Volke, das noch in seiner Kindheit stand, das aber doch schon in einzelnen Charakterzügen das erste Erwachen seines Geistes verriet; das bereits beachtenswerte Bräuche und Einrichtungen besaß und das bald bewies, welche Anpassungsfähigkeit ihm innewohnte". Er ist der Meinung, „daß das Gefühl der menschlichen Freiheit und die Vollkraft eines frischen Lebens die wesentlichen Faktoren waren, welche die Germanen zur neuen Kultur stellten". Außerdem wirkte der Germanismus in Rechtsbräuchen und sprachlichen Eigentümlichkeiten fort, und die neuere Kultur ist aus dem Zusammen-

Digitized by Google

wirken von Rom, der Kirche und dem Germanentum hervorgegangen. An die Frage nach der Herkunft der romanischen Genies hat Marina nicht gedacht.

Daß die meisten Genies der Italiener und Franzosen Nachkommen der „Barbaren" sein sollen, ist den romanischen Kritikern ein Greuel und eine Torheit. So schreibt ein Kritiker in der „Revue historique": „Mit all seinen statistischen Zahlen und Porträts vergißt der Autor nichts, außer, uns zu erklären, warum diese germanische Rasse in der Renaissance, besonders in Italien, so Wunderbares schuf, und warum die deutsche Kunst, als sie etwas von der italienischen beeinflußt wurde, daran bald zu Tode ging wie an einem Gift. Um diese rohe Annektierung einer ganzen Zivilisation zugunsten einer besonderen Rasse — und dabei in vollem Frieden — zu verstehen, bedarf es nicht einer Menge tendenziöser Etymologien, aber eines starken Glaubens an des Autors ethnische Theorien und einer hervorragenden Kühnheit des Raisonnements. Man denke, der Autor konstruiert mit großem Fleiß, bis ins einzelne hinein, eine umfangreiche Arbeit auf diese Definition: Die Germanen sind groß und blond, die Mittelländer klein und schwarz; dann in aller Ruhe diese enormen Folgerungen aus so schwachen und ungewissen Voraussetzungen ziehen, das heißt, solange bis nicht ein neuer Beweis erbracht wird, für die verblüffenden Scherze einer Liebhaber-Soziologie schweres Geschütz auffahren, ohne ihre Stellung zu stärken."

Professor Enrico Morselli stellt in der „Rassegna di Filosofia scientifica" meine Ansicht so dar, als wenn keiner von den großen italienischen Künstlern, Dichtern usw. der germanischen Abstammung entfliehen solle (nessuno . . . sfugge alla germanisazzione), womit er zeigt, wie oberflächlich er mein Buch gelesen haben muß. Von Michelangelo, Franciscus und anderen, die er aufführt, habe ich das nie behauptet, überhaupt mindestens 20 Personen eine nichtgermanische Abstammung zugeschrieben. Man müsse das ganze Beweismaterial nachprüfen, meint er; die Familiennamen wären kein Beweis für germanische Abstammung, obgleich ich das weder je behauptet, noch in irgend einem Einzelfall Gebrauch davon gemacht habe. Auch unter den alten Römern habe es Menschen von hoher Gestalt und blonden Haaren gegeben; gewiß, aber es gibt genügend Beweise dafür, daß diese ausgestorben waren, so daß die Renaissancemenschen von dieser Leibesart unmöglich Nachkommen alter Römer sein können. Und zum Schlusse heißt es: „Wenn das germanische Element, das nach Italien in so kleiner Anzahl eingedrungen ist, einen so bedeutenden Einfluß auf die Renaissance ausübte, warum hat es nicht auch dasselbe in Frankreich geleistet? Und ebenso in Spanien? Was Frankreich anbelangt, so würde es leicht sein, zu beweisen, daß im Gegenteil das lateinische Element, und daß in Spanien das arabische Element (!!) die Blüte ihres Genius hervorgebracht hat; hiermit könnte die pangermanische Idee, die in Woltmanns anziehendem Werke ihren zugespitzesten Ausdruck gefunden hat, am ehesten zurückgewiesen werden. Indes wollen wir feststellen, um den peinlichen Eindruck zu mildern, den sein Buch auf die italienischen Leser gemacht hat, die auf ihre »lateinische« Nationalität so stolz sind, daß der Verfasser, wenn auch von der germanischen Ueberlegenheit durchdrungen, unserem Rinas-

Digitized by Google

cimento und auch unserem Risorgimento nazionale den schuldigen Tribut der Bewunderung zollt."

Inzwischen wird der verehrte Kritiker mein Buch über „Die Germanen in Frankreich" gelesen und daraus ersehen haben, welches Rassenelement in Frankreich und in Spanien die Kulturblüte erzeugt hat.

Ganz und gar „aus dem Häuschen geraten" ist über das Renaissancewerk Herr U. G. Mondolfo, der in der „Cultura" für meine Untersuchungen nur Spott und Hohn zeigt. Er spricht von einer „anthropologischen Pseudowissenschaft", von einer Sprachkunde, die zum großen Teil der „bekannten Definition Voltaires würdig ist". Daß italienische Genies germanischen Typ und germanische Namen haben sollen, ist auch gar zu toll. Der Autor meint, ich halte die Leser zum Narren.

Herr Mondolfo geht auf sprachliche Einzelheiten ein. Daß die Bedeutungswandlung von captivus (Gefangener) in cattivo (schlecht) der kriegerischen Moral der Eroberer entspringt, die noch um das Jahr 1000 die Bezeichnung „Römer" für alles Schlechte und Niedrige gebrauchten, das will ihm nicht einleuchten; ebensowenig, daß der Gebrauch biblischer Namen (namentlich von Giovanni, der ihr Schutzpatron war), besonders durch die Langobarden in Mode gesetzt wurde, was aber durch die Geschichte der Personennamen in Italien durchaus erwiesen werden kann. Er findet es lächerlich, daß Foscari, Foscolo, Fuscaldo germanische Ableitungen vom lat. fuscus sein sollen; daß es vielleicht einen selbständigen germanischen Namen Bono, Buno gegeben hat usw. Auf einige Verdrehungen kommt es dem Kritiker dabei nicht an. Er schreibt: „Und endlich stammen auch Romolo und Remo aus dem Deutschen und selbst Romanus kann altdeutsch sein. Man muß dies sehen, um es zu glauben, auf S. 54—55 des Buches." Es wäre natürlich mehr als lächerlich, die altrömischen Namen Romulus, Remus, Romanus aus dem Deutschen abzuleiten; was ich aber an der betreffenden Stelle sage, ist etwas ganz anderes; daß es nämlich manche altdeutsche Namen gibt, die in mittelalterlich-latinisierter Form mit den römischen zum Verwechseln ähnlich sind, was tatsächlich oft genug geschehen ist. Der altdeutsche Name Hroma (Rohm, Römme) lautet in Verkleinerungsform Romolo (Rommel) und in latinisierter Form Romolus; ebenso ist es mit ahd. Remo (nhd. Rehm) und mit Romman Rümann oder Romann (ursprünglich Hrodman). Was ich geschrieben habe, ist durchaus richtig; was der Kritiker bemerkt, zeugt aber davon, daß er — der selbst einen altdeutschen Namen trägt — von altdeutscher Namenkunde auch nicht die entfernteste Ahnung hat. Herr Mondolfo schließt mit betrübtem Witz: „In der Tat, der Chauvinismus macht doch brutale Scherze mit dem Gehirn der Menschen!"

Turkestan die Heimat der Indogermanen?

Professor Dr. Hans Meltzer.

Während das vorige Jahrhundert bis über seine zweite Hälfte hinaus der frohen Ueberzeugung lebte, in Mittelasien die „Wiege der Arier" entdeckt zu haben, ist in den letzten Jahrzehnten dieser Glaube

Digitized by Google

durch den stetigen Fortschritt der linguistischen, anthropologischen, geographischen, pflanzen- und tierkundlichen, prähistorischen und historischen Forschung immer mehr erschüttert worden; wer sich für den Gang dieser Frage interessiert, der sei, falls er umfassende Studien machen will, verwiesen auf das schier unheimlich gründliche Werk von E. de Michelis „L'origine degli Indoeuropei" (Torino 1903), oder wenn ihm ein kurzer Ueberblick genügt, auf das IV. Kapitel des bewährten Buches von O. Schrader „Ueber Sprachvergleichung und Urgeschichte" (dritte Aufl., Jena 1906, S. 85—129 nebst den Nachträgen). Gehen nun auch die Ansichten der Gelehrten im einzelnen noch auseinander, so darf doch gesagt werden, daß nunmehr nur noch Europa in Betracht gezogen wird, und daß das Wort von Hirt gilt, der („Die Indogermanen", Straßburg 1905, S. 177) sich also äußert: „Es lohnt sich heute nicht mehr, das, was man in früheren Jahren an scheinbaren Gründen für Asien angeführt hat, noch kritisch zu widerlegen, da es allgemein anerkannt ist, daß diese alle völlig wertlos sind."

Immerhin muß zur Steuer der Wahrheit zugegeben werden, daß immer wieder von Zeit zu Zeit Rückschläge in die alte Auffassung erfolgen. In besonders ausgeprägter Weise stellt sich die Neigung zu solchen dar in den Veröffentlichungen von Franz von Schwarz, zumal in seiner letzten, die geradezu den Titel führt „Turkestan, die Heimat der Indogermanen" (Freiburg i. B. 1900). Was den Darlegungen des Verfassers ein Recht auf eingehende Berücksichtigung verleiht, ist vor allem der Umstand, daß er 15 Jahre lang Vorstand der astronomischen Warte in Taschkent und russischer Militärtopograph gewesen ist, so daß er, mit einem scharfen Blick für das Charakteristische, wie mit der erforderlichen wissenschaftlichen Bildung ausgerüstet, einen tiefen Einblick in das Wesen von Land und Leuten hat gewinnen können. Prüfen wir seine fesselnden und durch lebendige Anschaulichkeit ausgezeichneten Schilderungen an dem Maßstab der grundlegenden Frage: Sind die von ihm dargelegten Bedingungen von der Art, daß wir uns unter ihnen die Heranzüchtung einer zur Weltherrschaft berufenen Volksart zu denken vermögen, wie es die indogermanische doch nach dem Ausweis aller geschichtlichen Erfahrung gewesen ist, so werden wir zweifellos Matth. Much recht geben müssen, der im VIII. Abschnitt seines umsichtigen Buches „Ueber die Heimat der Indogermanen" (Jena-Berlin 1904, S. 349 ff), zu dem Schlusse gelangt, daß Franz von Schwarz sich mit seinen eigenen Darlegungen vollkommen den Ast absägt, auf dem er gerne sitzen möchte. Vor allem hat der Altmeister der österreichischen Prähistorie darin recht, daß er die klimatischen Verhältnisse des zentralasiatischen Binnenlandes als geradezu mörderische und vor allem für die europäische Rasse vernichtende bezeichnet; es ist mir unbegreiflich, wie sich der sonst so besonnene E. de Michelis (a. a. O., S. 672) angesichts dieser Tatsachen zu dem kühnen Satze versteigen konnte, es sei äußerst beachtenswert, daß in „questi paesi, i quali pur sarebbero favorevoli pel loro clima alla conservazione della razza bionda, non si è conservato che il tipo brachicefalo". Nur eines hätte Much wohl noch erwähnen sollen, nämlich, daß von Schwarz selbst bedenklich geworden ist und deshalb mehrfach hervorhebt, die klimatischen Bedingungen hätten sich seit dem Altertum beträchtlich verändert infolge von Austrocknung, erst

Digitized by Google

durch sie sei der gegenwärtige Zustand herbeigeführt worden, daß nur 2 pCt. des Bodens überhaupt anbaufähig seien, während die übrigen 98 pCt. in lieblicher Abwechslung verschiedener Unterarten eine trostlose Wüste darstellen. Vor Zeiten sei hier einmal ein Paradies von Fruchtbarkeit gewesen, geeignet, den Millionen Nahrung zu gewähren, die man als Grundstock für die Scharen ansetzen müsse, welche sich jahrhundertelang nach allen Richtungen, von Indien bis nach Skandinavien, ergossen hätten. Soviel steht jedenfalls ganz fest, daß aus einem Lande mit so einseitig asiatischem Gepräge, wie es uns aus dem hochinteressanten Buche von Schwarzens auf jeder Seite entgegentritt, nie und nimmer Friesen oder Schweden hätten auswandern können. Daß sich aber seit etwa 4000 Jahren dort die ganze Natur sollte verändert haben, dafür vermisse ich jeden zwingenden Beweis. Ein Umstand ist ganz sicher von Anbeginn immer gleich gewesen und geblieben, die geographische Lage; die Hochflächen der Pamire breiten sich in einer durchschnittlichen Höhe von 4—5000 m aus und die Randgebirge um sie herum erheben sich nochmals zu 2—3000 m. Man mag sich danach vorstellen, welche teuflische Kälte dort gelegentlich herrscht und wie die Schneestürme rasen. Dabei prallen die schärfsten Gegensätze unvermittelt aufeinander; ein Reiter kann in jenen Gegenden buchstäblich auf der Sonnenseite braten und auf der anderen erfrieren. Das ist ein Land, von dem man vernünftigerweise nur sagen wird, daß in ihm die Keime indogermanischer Rasse und Gesittung nicht haben gelegt werden können!

Doch sehen wir zu, ob es nicht vielleicht besser bestellt ist um den Stamm, in dem Franz von Schwarz den Begründer dieser letzteren glaubt entdeckt zu haben. Es ist der unter dem Namen der Galtschas bekannte. Er weiß von diesem folgendes zu berichten. Obwohl das Wort von berufenen Sprachforschern ganz anders gedeutet wird, ist es nach ihm doch zu Bezeichnungen zu stellen wie Galater, Kelten, Gallier, wie denn auch die Ortschaft Galata am Schwarzen Meer Geldscha heißt. Auf Grund dieser Etymologie darf angeblich behauptet werden, daß wir in ihrem Studium einen weit sicheren Schlüssel für das Verständnis der ältesten arischen Zustände haben als in den Nachrichten der alten Schriftsteller, die schon dadurch ihre Beweiskraft verlieren, daß sich mit der Ausbreitung der Galtschas über ganz anders geartete Länder ihre Lebensverhältnisse sehr stark verändern mußten.

Nach Tomascheks Untersuchungen soll von den Galtscha-Dialekten der der Munganer am meisten der Sprache des Avesta, der der Sarykoler und Darwaser aber der der alten Skythen gleichen (S. 9/10). Die Galtschas geben uns, meint von Schwarz, Auskunft über den ursprünglichen Typus der Indogermanen und der westasiatischen Rassen überhaupt, weil sie unvermischt sind. Ihre Gesichtsbildung gleicht der der Europäer und sie enthalten eine verhältnismäßig große Anzahl von Rot- und Blondhaarigen. Ihr Typus ist u. a. durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Wuchs groß, Haare braun, rot oder blond, meist üppig, Augen braun, oft auch blau, gerade geschlitzt und nahe aneinander stehend. Gesicht oval, Schädel brachycephal, Kapazität bedeutend, Stirn hoch und leicht zurücktretend, Nase nach europäischem Geschmack sehr schön, lang und gewöhnlich leicht gebogen, Einschnitt zwischen Stirn und Nase tief, Mund klein, Lippen meist fein und gerade, Beine gerade und

Digitized by Google

wohlgeformt, Waden muskulös und wohl entwickelt; Gesamtanlage kräftig, nicht geneigt zu Fettleibigkeit, geeignet zu Fußwanderungen und zum Ertragen der größten Anstrengungen. Was den Charakter betrifft, so zeichnen sie sich durch Ehrlichkeit, Einfachheit und Arbeitsliebe vorteilhaft aus und sind wegen ihrer Ausdauer und Kraft überall als Arbeiter geschätzt. Sie kehren immer wieder in ihre Heimat zurück (S. 22 f.).

Aus den äußerst primitiven Minen von Kuldscha „dürften wohl unsere Vorfahren, die bekanntlich bei ihrer Einwanderung nach Deutschland bereits mit eisernen Waffen versehen waren, ihr Eisen gewonnen haben" (S. 402). Die Hauptstelle über die Galtschas findet sich aber S. 438—445. Danach gleichen ihre Dörfer auffallend denen im bayerischen Walde, so daß von Schwarz seiner mit Sehnsucht gedachte. Die Häuser sind ganz verschieden von den sonst in Zentralasien üblichen; u. a. haben sie nicht flache, sondern Giebeldächer; in den Wohnzimmern laufen an den Wänden Ruhebänke aus Lehm entlang. Wie bei unseren Bauern gelten Schwalbennester für glückbringend. Zur Beleuchtung gebrauchen die ärmeren Galtschas Holzspäne, wie bei uns manche Gebirgsbewohner. Die Häuser sind mit netten Gärten umgeben und die Raine sind mit Obstbäumen bepflanzt. Die Festungsmauern in Darwas waren 1886 noch in derselben Weise gebaut wie bei den Galliern zu Cäsars Zeit: „Aus diesem auffallenden Zusammentreffen geht klar und deutlich hervor, daß der Volksstamm, welcher zu Cäsars Zeit die herrschende Bevölkerung von Gallien bildete, aus der Gegend des heutigen Darwas eingewandert sein muß." (So auf S. 439.)

Am meisten frappierten von Schwarz die Holzschuhe der Galtschas, die so waren, als wären sie geradewegs aus dem bayerischen Walde eingeführt, außer daß auf den Sohlen drei kegelförmige Absätze stehen gelassen sind (S. 440); die weichen Schuhe aus Pferdehäuten, die mit Riemen oder Stricken festgeschnürt werden, erinnern unseren Schriftsteller nicht bloß an russische Bauern und italienische Banditen, sondern auch an die alten Germanen und Slawen, während die dicken, langen, über die Hosen gezogenen Wadenstrümpfe denen der bayerischen Oberländer gleichen und ihre Gebirgsstöcke denen unserer Bergfexen. Die Frauen sind unverschleiert, obwohl Mohammedanerinnen, und werden nicht gekauft, sondern verheiraten sich nach freier Entschließung; sie sind, ganz anders als sonst in Asien, dem Manne gleichberechtigt, ja haben ihn nicht selten unter dem Pantoffel. Die Volksmelodien der Galtschas unterscheiden sich sehr zu ihren Gunsten von dem mißtönigen Gekrächz der Sarten und Usbeken und ähneln unseren Aelplerweisen. Sie sind alle Ackerbauer, Pferde halten sie wenig und bedienen sich des Ochsengespanns. Eisen gewinnen sie seit alten Zeiten. Ihre Fürsten erklären, von Alexander dem Großen abzustammen, doch hält von Schwarz ihre Herkunft von der durch Diodotus gegründeten griechisch-baktrischen Dynastie für wahrscheinlicher (S. 440/1).

Wie bei uns feiern die Galtschas Sonnenwendfest mit Springen durchs Feuer, das bei ihnen für heilig gilt und dem sie die Kraft der Reinigung und Heilung beilegen.

Wie sollen wir uns nun zu diesen Ausführungen stellen? Wie mir scheint, zerfallen sie in zwei Teile, einen ohne weiteres abzulehnen-

Digitized by Google

den und einen der Erwägung werten. Was den ersteren betrifft, so ist augenscheinlich, daß der Verfasser in einer sehr begreiflichen und seinem treuen deutschen Herzen alle Ehre machenden Erregung des Gemütes, die wir am treffendsten als Heimweh bezeichnen werden, auf Uebereinstimmungen einen viel zu großen Nachdruck legt, die sich ebenso leicht oder ungezwungener aus der Gleichartigkeit entweder der menschlichen Natur überhaupt oder aber der besonderen Lebensverhältnisse erklären lassen. Es fehlt ihm in bedenklichem Maße an der nötigen Kritik und manche seiner Aufstellungen muten uns nicht viel anders an, als wenn er einmal in vollem Ernste schreibt: „Sogar der homerische Wehruf ὦ πόποι ist bei den Eingeborenen Turkestans heute noch im Gebrauch in der Form oi poipoi."

Fragen wir, was wir sonst über die Galtschas wissen, so finden wir die Hauptangaben über sie, die großenteils auf Ujfalvy zurückgehen, leicht zugänglich zusammengestellt bei Penka, Herkunft der Arier (S. 31 f.); Michelis Origine (S. 671 ff.); Kraitschek in der Polit-anthrop. Rev. (I, 511); Much, Heimat (S. 370 f.) und O. Schrader, Spr. V. u. Urg. (S. 115 f.). Danach erhält man folgendes Bild: Der Stamm ist nicht einheitlich, sondern gemischt aus zwei Hauptbestandteilen, einem hochwüchsigen brachycephalen Typus und einem kleinwüchsigen ultrabrachycephalen mit rundem Gesicht und stark deformiertem Schädel, der stark an die ausgeprägten Rundformen der alpinen Rasse erinnert, wie sie bei Savoyarden und Auvergnaten vorliegen; Zaborowski und Maßlowski halten sie für Turanier. Jedoch sind mehr oder weniger starke Spuren von andersartigem Gepräge unter sie eingesprengt. Ujfalvy fand unter 56 Individuen 9 blonde, 29 mit blonden oder ins blonde spielenden Bärten, 10 mit blauen Augen; davon waren 40 brachycephal, doch 2 subdolichocephal, 8 mesocephal, 6 subbrachycephal; man wird Penka zustimmen, wenn er in den genannten Erscheinungen Einflüsse der nordeuropäischen Rasse erblickt, zu denen er noch mit Recht die iranische Sprache rechnet.

Alles in allem hat man den Eindruck, daß es sich hier um einen nicht besonders hochstehenden, auf weltgeschichtliche Bedeutung keinen Anspruch zu erheben berechtigten Stamm handelt, der gar nicht imstande war, die ihm z. B. von Sergi zugemutete Aufgabe zu übernehmen, in vorgeschichtlichen Zeiten indogermanische Sprache und Sitte nach Europa zu verpflanzen. Trocken, aber schlagend bemerkt Much gegenüber solchen Uebertriebenheiten: „Gemeinsam ist allen Galtschas der Kampf mit Beulenpest, Kropf und immerwährende Hungersnot, wahrhaftig keine Heimat, die eine edle Rasse erzeugen kann", und auf dasselbe, für jeden Unbefangenen selbstverständliche, Urteil kommt der vortreffliche Lindenschmitt hinaus, der in der Einleitung seines gediegenen Handbuchs der deutschen Altertumswissenschaft im Jahre 1880 erklärt hat, „daß, wenn ein ursprünglicher Zusammenhang der sprachverwandten westöstlichen Völker unfehlbar auch eine übereinstimmende Körperbildung derselben bedingt, der Urtypus der letzteren sicher nicht bei den Hindus und Tadschiks, Bucharen, Belutschen, Parsen und Osseten zu suchen ist". Für die Tadschiks hatte schon zehn Jahre vorher Spiegel gezeigt, daß sie für die zentralasiatische Herkunft der Indogermanen nichts beweisen, sondern sich allen Anzeichen nach von Iran nordwärts verbreitet haben. (O. Schrader, Sprchv. u. Urg. 3, S. 95 f.)

Digitized by Google

Einen entscheidenden Schlag hat die asiatische Hypothese endlich auch dadurch erlitten, daß u. a. der öfters angeführte Ujfalvy, den Michelis (a. a. O. S. 221) mit gutem Rechte durch den Titel „profondo conoscitore delle condizioni etnografiche e geografiche dell' Asia centrale" ehrt, später diese Seite verlassen und sich zu der Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Arier bekannt hat. Es ist hier nicht unsere Sache, im einzelnen nachzuweisen, inwiefern der Beweis, dem der italienische Gelehrte sein umfängliches Buch gewidmet hat, daß nämlich die Träger und Verbreiter der indogermanischen Sprache und Kultur ursprünglich die an der mittleren Donau sitzenden dunklen Kurzköpfe gewesen seien, der Stichhaltigkeit entbehrt. Wenn er aber (S. 672) mit unverkennbarer Schärfe bemerkt: „ciò che il de Ujfalvy diceva a loro riguardo nel 1884, fresco ancora delle impressioni ricevute durante i suoi viaggi è assai più vero e più logico di quello che ha sostenuto di poi tanto confusamente nei suoi scritti posteriori, tutti pervasi dalla speculazione antroposociologica" (das heißt, von den Lehren der sonst von ihm nicht ohne leichten Spott so genannten scuola nordistica oder germanistica), so leitet ihn dabei wohl das Gefühl, daß auch seine Aufstellungen durch die Ablehnung des indogermanischen Charakters der Galtschas bedroht sind. Zwar möchte ich nicht bezweifeln, daß er mit der stärkeren Betonung einer allmählichen Durchsickerung gegenüber der von der Gegenpartei fast ausschließlich herangezogenen erobernden Einwanderung einen beachtenswerten Gesichtspunkt in die Erörterung hereingebracht hat; daß er aber mit seinen Anschauungen die von Gobineau, De Lapouge, Penka, Much und so vielen anderen hervorragenden Forschern vertretenen völlig aus dem Felde schlagen wird, glaube ich nicht; die künstliche Art, wie er die Langköpfigkeit und Hellfarbigkeit der Galtschas im Verein mit ihrer Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm zu erklären sich bemüht, spricht entschieden gegen das Prinzip.

Die anthropologischen Grundlagen des römischen Verfalls zur Kaiserzeit.

Professor Dr. Vittorio Macchioro.

Es ist eine unter Laien und auch unter Fachmännern ziemlich verbreitete Meinung, daß die Vermischung der Rassen mit dem Verfall der Kultur in engem Zusammenhange steht; daß der Verfall, ja sogar der Untergang einer ganzen Gesellschaft durch Rassenmischung verursacht werden kann. Obwohl mehrere Anthropologen, wie Morton, Gobineau, Perrier, versuchten, diese Theorie durch das Gewicht ihres Namens zur Anerkennung zu bringen, wurde dieselbe doch keineswegs immer als richtig oder wenigstens wahrscheinlich angenommen[1]). Mancher wird sich vielleicht die Frage vorlegen, ob diese Auffassung vom Standpunkt der Soziologie nicht jeder festen Begründung ermangelt, oder mit Rücksicht auf ihren logischen Inhalt nur eine vorgefaßte Meinung ist, da sie jede Rassenvermischung als Verfall betrachtet. Ferner kommt dabei in Betracht, ob auch eine Vermischung von zwei

Digitized by Google

psychologisch und physiologisch gleichwertigen Rassen als eine für beide schädliche Erscheinung zu erklären ist; oder ob es nicht notwendig ist, die beiderseitigen Umstände der Vermischung vorher ins klare zu bringen. — Von diesem Standpunkte aus können wir zwei Fälle annehmen: 1. Vermischung gleichwertiger Rassen. Es erfolgt dabei ein psychologischer und physiologischer Austausch; bloße Rassenveränderung, aber kein Verfall. 2. Vermischung nicht gleichwertiger Rassen. Die bessere Rasse wird dabei verschlechtert, die schlechtere im Gegenteil verbessert. Ein Beispiel des ersten Falles liefert uns Elsaß-Lothringen, wo zwei Rassen in Berührung stehen, die im großen und ganzen als gleichwertig zu betrachten sind. Die Vermischung der Neger und Weißen mag ein Beispiel des zweiten Falles sein. Während aber die Vermischung weder für die Franzosen noch für die Deutschen eine schädliche ist, erscheint dieselbe als vorteilhaft für die Neger, aber schädlich für die Europäer. Im allgemeinen kann man sagen, daß, nur wenn die Vermischung nicht gleichwertige Rassen in Berührung bringt, dieselbe als eine Ursache des Verfalls zu betrachten ist, und zwar nur in bezug auf die bessere Rasse. Dies vorausgesetzt, dürfen wir Gobineaus Auffassung zustimmen, die Ursache des römischen Verfalls liege in der ungeheueren Rassenvermischung, welche jahrhundertelang stattfand[2]).

Der geschichtliche Dogmatismus läßt dagegen eine ganze Reihe von sozialen und ethnischen Erscheinungen unberücksichtigt und schreibt den Verfall des Römertums entweder den Lastern, mit denen das antike Heidentum nach gewissen Historikern überhäuft war, oder aber der zersetzenden Wirkung des Christentums zu. Wie aber hätte das Heidentum jene Gesellschaft zugrunde richten können, die geradezu dem Heidentum ihre Existenz verdankte; wie wäre das Christentum imstande gewesen, die antike Gesellschaft in Trümmer zu legen, insbesondere da dasselbe mit größter organisierender Kraft begabt war: das sind lauter offene Fragen.

Ohne kulturelle und soziale Vermischung findet kein Verfall einer Gesellschaft statt. Jahrhunderte hindurch konnte das Judentum sein uraltes Gepräge festhalten, nur weil die Juden jede fremde Berührung mit sonderbarer Beharrung bekämpften, während in jenen Ländern (österreichisches Küstenland, Elsaß-Lothringen und dergl.), wo ein physiologischer und psychologischer Austausch stattfindet, die Kultur als eine schwankende, unsichere und unbestimmte erscheint. Das kulturelle Element ist mit dem ethnischen eng verbunden. Keine kulturelle Veränderung tritt ein, wenn isolierte fremde Elemente in eine reine Rasse eindringen; wenn aber zwei gleichwertige Rassen sich miteinander vermischen, ist das Ergebnis eine Durchschnittskultur. Und die Kultur nähert sich rasch ihrem Untergang, wenn viele fremdartige Elemente eine Rasse durchsetzen, die zwar an und für sich kräftig, aber nicht imstande ist, über die zahlreichen Fremden den Sieg davonzutragen, insbesondere wenn diese eindringenden Elemente eine niedere Kultur mitbringen.

Die römische Kultur hatte nicht langen Bestand, wenn man die „Sturm- und Drangperiode" derselben betrachtet, denn nicht einmal drei Jahrhunderte lang dauerte der verzweifelte Kampf zwischen der römischen und der barbarischen, aus zahlreichen Elementen bestehenden

Digitized by Google

und sie überflutenden Kultur. Der römischen Kultur mangelte es an der Fähigkeit der Verschmelzung, um die verschiedenen Elemente einverleiben zu können; sie wurde zwar kosmopolitisch, universell, verlor das eigene Gepräge, ohne jedoch irgend ein anderes zu übernehmen: kurz, sie entartete. Um diesen Vorgang zu verstehen, ist es von Bedeutung, die verschiedenen fremden Elemente, welche eindrangen, und deren quantitative und qualitative Kraft und Wirkung zu untersuchen.

I.

Es gibt ein militärisches Dokument, das uns gestattet, die anthropologische Zusammensetzung des römischen Heeres näher kennen zu lernen; das ist Hygins Buch „De munitione castrorum". Dieser Schriftsteller beschreibt ein Feldlager für drei Legionen in der folgenden Weise[3]):

I. Innerer Teil des Feldlagers: 2 cohortes primae legionariae, 3 Korps von vexillarii, 4 cohortes praetoriae, 400 equites singulares, 5 alae quingenariae.

II. Praetentura: 4 alae miliariae, 1 cohors prima der dritten Legion, 1 Korps von vexillarii, 600 Mauri equites, 500 classici Misenates, 800 classici Ravennates, 200 exploratores.

III. Retentura: 3 cohortes peditatae miliariae, 3 cohortes peditatae quingenariae, 2 cohortes equitatae miliariae, 4 cohortes, equitatae quingenariae, 2 centuriae statorum, 500 Palmyreni, 900 Getuli, 700 Daci, 500 Brittones, 700 Cantabri. Summa summarum 43 950 Soldaten; die Barbaren sind folgende: Maurer 600, Pannonier 500, Palmyrener 500, Geten 900, Dacier 700, Britannier 500, Cantabrier 700; zusammen 4400. Ueberdies 950 equites singulares, die aus fremden Ländern herstammten, 500 classici Misenates, die größtenteils Barbaren waren[4]) und die 800 classici Ravennates, welche zweifelsohne auch Barbaren waren. Aber ich ziehe diese zweifelhaften Bestandteile nicht mit in Betracht. Die Barbaren sind also nur 4850 unter 43 950 Soldaten, das heißt 11 pCt. Will man, eine gleichförmige Anordnung für das ganze Heer annehmend, was sehr wahrscheinlich ist, die gesamte Zahl der Barbaren im ganzen römischen Heer vor Septimius Severus, das aus 30 Legionen bestand (Cass. Dio 55, 24), berechnen, so kann man einfach jene Zahl zehnfach nehmen; also 48 500 Barbaren. Will man aber die Zahl der gesamten barbarischen Soldaten nach Septimius Severus, der drei neue Legionen errichtete (Cass. Dio 55,24), berechnen, so nehme man dieselbe Zahl elffach an; also 53 350 Soldaten. Es ist eine beachtenswerte Zahl in bezug auf die gesamte Bevölkerung der damaligen Zeit, und ohne Zweifel vermehrte sie sich noch unter den Nachfolgern des Severus.

Es verlohnt sich auch, auf die Zusammensetzung des Prätoriums einzugehen. Septimius Severus änderte es um (Cass. Dio 73, 2) und Cassius Dio (73, 16) beschreibt die von fremden Soldaten wimmelnde Stadt und deren barbarische Trachten und Angesichter. Es war dabei so weit gekommen, daß die Soldaten sich darüber rühmten, daß sie „Römer" waren[5]). Die Prätorianer stammten vor Septimius Severus aus Italien, Spanien, Macedonien und Noricum; nun aber wurden sie aus allen Provinzen gewählt, wie z. B. Anzarbo, Cesarea, Capitolina

Digitized by Google

und Gadara in Palästina; Ancyra in Galatien, Mazaca in Kappadocien, Nicomedia in Bitinien usw. Von den Städten, die Geburtsort eines Prätorianer waren, sind 38 illyrisch, 25 asiatisch, 7 afrikanisch[6]). Dieser Entartungsprozeß wird aufs deutlichste durch die laterculi der Prätorianer hervorgehoben, deren Ergebnis die folgende Tabelle veranschaulicht[7]):

Corp. inscript. VI. Band	Datum des laterculus	Gesamte Soldaten	Barbarische Soldaten	Heimat der barbarischen Soldaten
2375 a	119	25	4	2 Noriker, 1 Pannonier, 1 Lybier.
— b	120	66	7	6 Pannonier, 1 Macedonier.
— c	120	24	2	1 Macedonier, 1 Thracier.
2377	136	5	1	1 Thracier.
2379	143—144	183	9	6 Pannonier, 1 Macedonier, 1 Thracier, 1 Aegypter, 1 Lybier.
— b	144	180	4	2 Macedonier, 1 Gallier, 1 Pannonier.
3885	147—148	7	—	
2381 a	153—154	28	1	1 Phrygier.
— b	153—154	13	—	
2382 a, b	172—178	60	13	7 Noriker, 3 Pannonier, 1 Thessaler, 1 Macedonier, 1 Illyrier.
2383	187—188	15	5	3 Illyrier, 1 Afrikaner, 1 Kappadocier.
2384	198	19	1	1 Afrikaner.
3888	197—198	151	18	8 Illyrier, 3 Macedonier, 2 Pannonier, 2 Noriker, 2 Afrikaner, 1 Aegypter.
2385	209	94	94	25 Pannonier, 11 Mauritanier, 8 Macedonier, 8 Thracier, 7 Bityner, 6 Cilicier, 5 Afrikaner, 5 Numidier, 5 Palästinier, 3 Gallier, 3 Noriker, 2 Illyrier, 1 Kappadocier, 1 Mysier, 1 Spanier, 1 Syrier, 1 Lybier, 1 Aegypter.
2386	Severus-Zeitalter	16	15	7 Thracier, 3 Cilicier, 1 Pannonier, 1 Illyrier, 1 Macedonier.
2387	Sev. u. Car.	4	4	1 Numidier, 1 Troader, 1 Thracier, 1 aus Ptolemais (?).
2388	Carac.	20	11	6 Pannonier, 2 Thracier, 1 Syrier, 1 Dacier, 1 Spanier.
		(Laterculi unsicheren Jahres.)		
2397	—	14	13	4 Pannonier, 3 Cilicier, 2 Macedonier, 1 Thracier, 1 Phönizier, 1 Syrier, 1 Mysier.
2398	—	4	2	1 Thracier, 1 Pannonier.
2399	—	7	3	2 Thracier, 1 Numidier.
2401	—	17	16	4 Pannonier, 4 Mauritanier, 3 Thracier, 2 Cilicier, 2 Numidier, 2 Paphlagonier.
2416	—	14	11	6 Pannonier, 2 Mauritanier, 1 Illyrier, 1 Palästinier, 1 Bityner.
Not. scavi 1887 p. 70	—	29	26	8 Pannonier, 5 Noriker, 4 Gallier, 2 Germanen, 2 Thracier, 1 Macedonier, 1 Araber, 1 Aethiopier, 1 Afrikaner, 1 Scythe.
—1888,466	—	7	6	2 Pannonier, 1 Macedonier, 1 Grieche, 1 Lydier.
—1879,266	—	24	2	1 Pannonier, 1 Illyrier[8]).

In der Besetzung des Prätoriums durch Barbaren haben es Septimius Severus und dessen Nachfolger viel weiter gebracht als die anderen Kaiser, wie es auch aus den laterculi hervorgeht. Vom Jahre 119 bis zum Jahre 188 sind der fremden Soldaten nur 46 unter 606

Digitized by Google

(7,5 pCt.), aber in der Zeit der Severer steigen die Fremden auf eine beachtenswerte Zahl, 143 unter 304 (47 pCt.). Darunter lassen sich mehrere Rassen unterscheiden, die in der folgenden Tabelle zusammengefaßt sind[9]):

Illyrisch		Thrakisch-phrygisch		Semitisch		Hamitisch		Keltisch	
Pannonier	56	Thracier	24	Cilicier	14	Aegypter	2	Noriker	15
Illyrier	12	Dacier	3	Syrier	3	Lybier	1		
Macedonier	14	Mysier	2	Mauritanier	17	Aethiopier	1		
		Bitynier	8	Afrikaner	9				
		Kappadocier	1	Phönizier	1				
		Troader	1	Palästinier	12				
				Araber	1				
	82		39		57		4		15

Es erweist sich daraus eine gewaltige numerische Ueberlegenheit der thrakisch-phrygischen, illyrischen und semitischen Rasse, mit welcher Septimius Severus den Anfang machte. Diese Erscheinung wird auch durch die Grabinschriften oder Votivinschriften bestätigt, welche die Vaterstadt des Gestorbenen oder des Weihenden angeben[10]). Der Fremden sind 112 unter 462 Soldaten (25,5 pCt.), und die Rassen werden in der folgenden Tabelle dargestellt[11]):

Illyrisch		Thrakisch-phrygisch		Semitisch		Keltisch	
Pannonier	26	Thracier	38	Cilicier	1	Britannier	1
Illyrier	1	Bitynier	1	Syrier	1	Noriker	2
Macedonier	7	Lycaonier	1	Afrikaner	2		
Dalmatier	2	Dardanier	2				
	36		42		4		3

Die semitischen Rassen fehlen gänzlich, weil diese Inschriften nicht nur von der severischen Zeit, sondern aus der ganzen Kaiserzeit herrühren, wo die Semiten im allgemeinen in geringer Anzahl in Rom lebten.

Die folgende Tabelle veranschaulicht die Zusammensetzung der übrigen militärischen Korps, wie sie aus den Grabinschriften erhellt:

Korps	Corp. inscr. lat. Band VI	Gesamte Soldaten	Fremde	Heimat der barbarischen Soldaten
Cohortes urb.	2861—2948	87	6	2 Thracier, 1 Pannonier, 1 Illyrier, 1 Noriker, 1 Phönizier.
Statores aug.	2949—2958	9	1	1 Thracier.
Vigiles	2959—2997	39	3	1 Lycaonier, 1 Karier, 1 Afrikaner.
—	1057	6	5	4 Pannonier, 1 Mauritanier.
Classiarii	3092—3173	89	37	9 Aegypter, 7 Thracier, 3 Sarden, 2 Pontiker, 2 Syrier, 1 Lybier, 1 Afrikaner, 1 Kappadocier, 3 Griechen, 3 Dalmatier, 3 Cilicier, 2 Pannonier.
Equites sing.	3173—3220	147	89	24 Pannonier, 12 Rhätier, 11 Thracier, 10 Dacier, 9 Noriker, 8 Germanen, 5 Afrikaner, 3 Syrier, 2 Mysier, 2 Galller, 2 Britannier, 1 Macedonier.

Digitized by Google

Korps	Corp. inscr. lat. Band VI	Gesamte Soldaten	Fremde Soldaten	Heimat der barbarischen Soldaten
—	Not. sc. 1886	6	6	4 Pannonier, 2 Thracier.
—	13	—	—	
II leg. Partica	3367—3400	33	—	
Frumentarii	3331—3365	34	8	2 Germanen, 1 Gallier, 1 Thracier, 1 Pannonier, 1 Rhätier, 1 Britannier, 1 Afrikaner.
Evocati	3411—3446	35	4	2 Pannonier, 1 Dacier, 1 Bhöotier.
Veterani	3447—3491	44	4	1 Germane, 1 Thracier, 1 Pannonier, 1 Dacier.
Soldaten	3494—3644 221,226,3805 Not. scavi. 1903,20 1898,113,1 —115,26 1896,526—9 1889,229 —340 1886,14	185	28	5 Noriker, 3 Pannonier, 3 Macedonier, 2 Syrier, 2 Cilicier, 1 Bitynier, 1 Gallier, 1 Mysier, 3 Karthaginienser, 1 Afrikaner, 1 Britannier, 1 Bataver, 1 Thracier, 1 Parther, 1 Rhätier, 1 Germane.

Es sind 191 Barbaren unter 714 Soldaten (27,1 pCt.), deren Herkunft folgende ist:

Illyrisch		Thrakisch-phrygisch		Semitisch		Hamitisch		Germanisch		Keltisch	
Pannon.	42	Thracier	26	Afrikaner	9	Aegypter	9	German.	12	Britannier	4
Illyrier	1	Dacier	12	Syrier	7	Lybier	1	Bataver	1	Noriker	10
Macedon.	4	Mysier	3	Karthag.	3					Rhätier	15
Dalmatier	3	Bitynier	1	Cilicier	5						
		Kappad.	1	Phönizier	1						
		Lycaonier	1	Pontiker	1						
				Mauritan.	1						
				Karier[13])	1						
	50		49		28		10		13		29

Es erklärt sich daraus, daß die übrigen Heeresteile hinsichtlich der Rassenverhältnisse wenig vom Prätorium abwichen. Man muß sich dabei nicht über die geringe Zahl der virgiles hinwegtäuschen, weil sie größtenteils ehemalige Sklaven waren, also aus einer Klasse hervorgingen, die mehr und mehr von Barbaren überflutet war, so daß sie geradezu zu einer sozialen Gefahr ausgewachsen war[13]).

Es darf aber nicht unbeachtet bleiben, daß die Soldaten seit Septimius Severus die Erlaubnis hatten, sich zu verheiraten; infolgedessen zogen sie öfters nach Rom mit fremden Weibern[14]), wo sie auch oft mehrere Jahre weilten[15]). Daraus darf man folgern, daß die sexual-anthropologische Wirkung dieser mit fremden Weibern verheirateten und zu Rom Jahre hindurch sich aufhaltenden Soldaten eine nicht zu unterschätzende war, insbesondere, wenn man der unglaublichen Ausgelassenheit der damaligen Soldateska die gebührende Beachtung zuwendet. Denn Septimius Severus und dessen Nachfolger machten den Anfang zu einer systematischen Bestechung des Heeres, um sich eine zwar unsichere aber doch mächtige Stütze ihrer

Digitized by Google

Militärherrschaft zu verschaffen. Obwohl z. B. Septimius Severus durch sinnlose Veränderungen im römischen Münzwesen eine Geldkrisis herbeiführte, die dem römischen Wirtschaftsverkehr ungeheueren Schaden zufügte, bezahlte er doch die Rhein- und Donaulegionen mit echten Gold- und Silbermünzen, die zu diesem Zweck besonders geprägt worden waren[16]). Das Gehalt der Soldaten stieg unter den Severern bedeutend[17]), und zahlreiche reichbesoldete barbarische Soldaten umgaben den Kaiser, der es nicht wagte, sich aufs römische Heer zu verlassen[18]). Die kaiserliche Freigebigkeit spiegelt sich auch in zahlreichen Inschriften wider, die das beschämende Benehmen der Kaiser gegenüber den Soldaten auf das deutlichste enthüllen[19]).

Dies alles kommt noch deutlicher in den Schriften der damaligen Juristen zum Ausdruck, was für diese Frage von entscheidender Bedeutung ist. Denn auffallend ist es z. B., daß der Jurist Modestinus die verschiedenen Desertionsfälle aufs genaueste anführt. (D. XLIX 16 L. 3 § 1—12). Derselbe Autor unterrichtet uns darüber, daß die Soldaten damals die Waffen zu verkaufen pflegten, oder dieselben ihren Kameraden stahlen. Man gehorchte nicht, man verließ das Heer, man geriet in Streitigkeiten (Ibid. §§ 13—16, § 19). Manchmal schlossen die Soldaten verbrecherische Bündnisse miteinander, oder es ward eine ganze Legion abtrünnig, oder ein ganzer Haufen von Soldaten verließ den Befehlshaber (Ibid. §§ 21—23). Man desertierte, nach Arrius Menander, allein und in Haufen, bei Friedens- und Kriegszeit, sowohl unter den gemeinen Soldaten als den Befehlshabern (D. XLIX L. 5 § 1—4). Mancher Soldat machte sich vor aller Welt aus dem Staube; mancher Kundschafter verkaufte dem Feinde Geheimnisse, andere verließen sogar den mit Räubern ins Handgemenge geratenen Befehlshaber (Ibid. §§ 3, 4, 9). Der gleiche Schriftsteller, der selbst Soldat war, bezeugt, daß ins Heer allerlei Räuber und Missetäter traten, die einst verbannt oder zum Tode verurteilt worden waren (D. XLIX L. 4 §§ 1, 2, 4, 5, 7, 9). Und Macer erteilt den Tribunen manche Ratschläge, die uns geradezu komisch klingen, wenn er ihnen das Aufzäumen und Exerzieren der Soldaten, das Ueberwachen der Vorposten und dergleichen ans Herz legt (Ibid. L. 12, § 2). Pescennius Niger, dessen Soldaten aus silbernen Becken tranken, verdiente doch Spartians Lobeserhebungen, weil seine Soldaten nie den Landleuten Holz, Oel und dergleichen fortgenommen hatten (Spart. Pesc. 3). Alexander Severus' Soldaten pflegten nach Art von Frauen zu baden (Lampr. Al. Sev. 53). Hierzu können wir auch zwei kaiserliche Briefe, des Severus und des Aurelianus, anführen, aus denen die schamlose Ausgelassenheit der Soldaten erhellt, deren Heldentaten das Stehlen, das Baden, das Zechen, das Tanzen waren. Den ersten Brief richtete Severus an Rogonius Celsus, Galliens Statthalter (Spart. Resc. 3); der zweite ist an die Tribunen gerichtet (Vep. Aur. 17). Die sexualanthropologischen Folgen dieses Verhaltens konnten nicht ohne Bedeutung bleiben.

II.

Der größte Teil der barbarischen Bevölkerung Roms bestand aber nicht aus Soldaten, obwohl diese vielleicht den einflußreichsten bildeten, sondern aus Sklaven. Auf die wichtige Frage, ob und inwieweit

Digitized by Google

diese Klasse zur Entartung der römischen Gesellschaft beitrug, soll hier nicht eingegangen werden; denn ich habe sie schon anderswo beantwortet[20]). Ich werde hier nur andeutungsweise zeigen, daß die wirtschaftlichen und juristischen Zustände des römischen Kaisertums im dritten Jahrhundert n. Chr. die Vermischung zwischen Römertum und Sklaventum begünstigten, und im Anschluß daran mit kurzen Worten die anthropologischen Folgen der damaligen ökonomischen Zustände hervorheben.

Der römische Handel war fast ganz ein Importhandel, wie es auch die vielen prächtigen, mit zahlreichen Zollämtern versehenen Straßen, insbesondere Galliens und Illyriens beweisen[21]). Auch die Steuertabellen von Zaras in Afrika und Palmyra in Syrien, die zahlreiche Importwaren veranschaulichen, sind ein Beweis dafür[22]). Der indische Warenhandel betrug jährlich 5500000 HS, der Perlenhandel jährlich 100000000 HS (Plin. H. N. 11, 26, 6; 12, 41, 6), und der Jurist Marcianus nennt 59 ausländische Waren, für welche Eingangszoll gezahlt werden mußte (D. XXXIX 5 L. 1, § 7). Spaniens Oel-, Wein- und Mineralieneinfuhr war sehr groß[23]).

Es ist klar, daß es in Rom und in Italien zahllose Fremde gab, die sich mit dem Handel beschäftigten, wie es sich auch aus den Inschriften ergibt[24]). Viele Fremde trieben auch den Beruf des Malers, des Lehrers oder Bildhauers. Es wäre überflüssig hervorzuheben, daß die meisten Künstler und Pädagogen Griechen waren. Mancher Fremde kam nach Rom aus bloßer Neugier, manchmal mit der Gattin[25]).

Man könnte aber die Frage stellen, ob diese Fremden, welche, wie ich später beweisen werde, die Hälfte der genannten Bevölkerung Roms bildeten, nicht in einer Lebens- und Sittengemeinschaft mit den Römern standen, die sozusagen die notwendige Voraussetzung einer Rassenvermischung ist. Man wird auch vielleicht fragen, ob diese Elemente nicht etwa kleinere Gesellschaften bildeten, die bloß aus Fremden bestanden und inmitten der römischen Gesellschaft mit eigenen Sitten lebten, ohne daß irgend eine Vermischung stattfand, wie es heutzutage in den großen Städten der Fall ist. Ich werde diese Frage dadurch beantworten, daß ich die religiösen Zustände der Fremden in Betracht ziehe, woraus klar hervorgeht, daß die zu Rom lebenden Fremden die gesamte religiöse Kultur der Römer übernommen hatten.

Es sei voraus bemerkt, daß die Religion jener Faktor der gesamten Kultur eines Volkes ist, der am längsten dauert und am kräftigsten den Einflüssen heterogener Faktoren widerstrebt. Dieser Faktor kann noch weiter dauern, wenn schon seit Jahrhunderten die Sprache, ja die Sitten des betreffenden Volkes zugrunde gegangen sind. Wenn aber ein Volk, das mit einem anderen in Berührung kommt, dessen Religion und Kultur angenommen hat, dann sind wir zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß eine starke Vermischung zwischen den beiden Völkern stattgefunden hat.

Eine solche Erscheinung bieten die Fremden in Rom. Zum Beispiel pflegten die equites singulares, die immer Fremde waren, vielen Gottheiten zahlreiche Inschriften zu weihen, die ausgegraben worden sind, wo einst ihre Kaserne gestanden. Die Gottheiten sind

Digitized by Google

fast immer folgende: Jupiter, Juno, Minerva, Mars, Victoria, Hercules, Fortuna, Mercurius, Salus, Felicitas, Fata, Campestres, Silvanus, Apollo, Diana, Epona, Suleviae, Genius singulorum[26]). Das heißt: 1. Die drei kapitolinischen Gottheiten. 2. Die Dreiheit der germanischen Hauptgötter, Donar, Tiu, Wodan, die als Mars, Hercules und Mercurius romanisiert sind. 3. Die Personifikationen, Victoria, Fortuna, Salus, Felicitas. 4. Die Lokalgottheiten der Soldaten, Fata, Campestres, Epona, Suleviae, für die Kelten und die Germanen, Silvanus, Apollo und Diana für die Illyrier und Thracier. 5. Der Genius als Personifikation des Soldatenwesens[27]). Die equites singulares bieten also eine merkwürdige Erscheinung dar. Denn diese Inschriften bezeugen eine sonderbare Vermischung alter und neuer, römischer und barbarischer Gottheiten, wobei die Soldaten nicht nur ihre eigenen Lokalgottheiten, sondern auch die römischen, ja sogar die anderen fremden Gottheiten verehrten. Die Germanen erscheinen uns als Verehrer der thrakischen Gottheiten und die Aegypter scheinen den illyrischen Gottheiten zu huldigen. Daß auf alle diese Barbaren der römische Kultus einen gewaltigen Einfluß übte, kann uns nicht sonderbar erscheinen. Aber aus den angeführten Tatsachen ist zu schließen, daß die equites singulares infolge der tagtäglichen Lebens- und Sittengemeinschaft ihre eigene religiöse Eigenart eingebüßt hatten, um den fremden Kulten ihrer Kameraden zu folgen.

Die Grabdenkmäler der equites singulares lassen noch eine andere bedeutungsvolle Tatsache erkennen. Dieselben zeigen mit außerordentlicher Häufigkeit das griechisch-römische Motiv des Totenmahls: ein Mann liegt auf einem Bett und hält in der Rechten eine Schale. Ein Knabe steht ihm zur Seite; im Hintergrunde eine cista oder ein Hahn oder ein geflügelter Eros. Dieses Motiv erscheint auf den Grabdenkmälern der equites singulares weit häufiger als auf den übrigen römischen Grabmonumenten, obwohl die equites, wie gesagt, eine weit größere Rassenmannigfaltigkeit als die übrigen Heeresteile darbieten. Diese Häufigkeit bekundet eine auffallende religiöse Gleichgültigkeit. Denn diese Soldaten folgten, obwohl sie Fremde waren, nicht nur der römischen Religion, sondern auch der römischen Grabornamentik.

Zu beachten ist ferner, daß auch außerhalb Roms ähnliche Beobachtungen gemacht werden können. Die Grabdenkmäler der classici misenates erweisen folgende Rassen[28]):

Pannonier 6, Dalmatier 6, Thracier 11, Bitynier 3, Phrygier 1, Cilicier 4, Syrier 7, Pontiker 3, Seleucier 1, Niceuser 3, Aegypter 26, Afrikaner 7, Lybier 1, Sarden 12, Griechen 3, Germanen 2, Corsen 1.

Obwohl die Thrako-Phrygier zahlreich vertreten sind, fehlt doch unter den Votivinschriften jenes Orts jede Spur eines phrygischen Kults[29]). Merkwürdig ist es auch, daß es keine Votivinschrift irgendeiner ägyptischen Gottheit gibt; und doch waren die Aegypter in Misenum in beachtenswerter Zahl. Wir dürfen ferner annehmen, daß diese Fremden keine jener Lokalkulten mitbrachten, die sonst ziemlich häufig in den Provinzen vorkommen[30]). Da es unmöglich ist, daß gerade alle Votivinschriften Misenums mit fremden Götterdedikationen verloren gegangen sind, dürfen wir die Auffassung als richtig halten, daß diese aus fremden Ländern herkommenden Soldaten ihre eigenen

Digitized by Google

Lokalgottheiten aufzugeben pflegten. Denn es ist keine Frage, daß diese Fremden Votivinschriften irgendeiner Gottheit errichteten, in Anbetracht der großen Wichtigkeit, welche die Votivinschrift im allgemeinen in der ganzen römischen Gesellschaft hatte. Auffallend ist es ferner, daß unter den zahllosen Grabinschriften Italiens nur vier einen ägyptischen Kultus bekunden, mit Ausnahme natürlich der echten Votivinschriften, obwohl die Aegypter nicht nur zu Misenum und Rom, sondern im ganzen Italien zahlreich waren. Nur vier Aegypter vertreten ihre Landesreligion durch eine Grabinschrift[30a]): selbst im Grabkultus beweisen sich alle übrigen als Anhänger der römischen Sepulkralreligion. Und auch die Kelten, deren zahlreiche Scharen in Rom als Soldaten lebten, huldigten ganz und gar der römischen Religion; denn es fehlt in Rom fast jede Spur jener Gottheiten, deren Kultus in Norditalien zahlreiche Inschriften bekunden[30b]). Diese merkwürdige Erscheinung läßt sich am kürzesten durch eine Tabelle präzisieren, welche die römischen und fremden Verehrer römischer bezw. fremder Gottheiten in Rom veranschaulicht. Ich habe dabei nur einige dii indigetes und dii novensides italici, alte, echte, wohlbekannte Gottheiten berücksichtigt, denn es ist überflüssig, auch die griechischen und fremden Gottheiten aufzuzählen, deren Vertreter natürlicherweise meistens Fremde waren[30c]).

Dii indigetes	Fremde	Römer	Dii novensides italici	Fremde	Römer
Jupiter	43	43	Juno	11	7
Silvanus	172	108	Diana	22	13
Lares	23	15	Hercules	82	72
Genius	38	22	Fortuna	45	28
Bona Dea	12	16			

Hieraus geht hervor, daß die Vertreter mancher uralten römischen Gottheiten Fremde waren[31]). Es handelt sich nicht um neue, seit kurzer Zeit in die römische Gesellschaft eingeführte Gottheiten, sondern um Jupiter, den Herrscher des Olymps, der als Symbol der ganzen griechisch-römischen Religion gelten kann, um Silvanus, die uralte Gottheit, die man mit den Laren als Beschützer des römischen Hauses und Ackers verehrte, um die Laren, deren Kultus ein echtes römisches Gepräge haben, welche sämtliche Gottheiten ein Fremder nicht verehren konnte, wenn er nicht im voraus die ganze römische Kultur angenommen und seine eigene aufgegeben hatte: dies war aber ohne eine innige Gemeinschaft der Sitten und des Verkehrs nicht möglich.

III.

Auf Grund der vorstehenden Erörterungen dürfen wir annehmen, daß die Fremden sowohl wegen ihrer Zahl als auch wegen der sozialen Beziehungen eine wichtige Rolle in der Geschichte des römischen Verfalls spielen mußten. Um dieselbe vom Standpunkt der Gesellschaftsbiologie präzisieren zu können, habe ich aus den in den Grabinschriften vertretenen Familien drei Gruppen von je tausend Familien gebildet[32]). Dabei sind nur nach römischem Recht geschlossene

Digitized by Google

Ehen in Betracht gezogen und nur insofern verwertet, als sie aus Fremden oder aus Römern oder aber aus einem gemischten Ehepaar bestanden, ferner ohne Kinder oder mit einem einzigen Kinde oder mit mehreren Kindern. Die Familien, deren Mutter oder Vater unbekannt ist, wurden mit berücksichtigt. Die Ergebnisse sind in der folgenden Tabelle zusammengefaßt:

Kinderzahl und Gruppe		Fremde Familien	Gemischte Familien mit			Römische Familien	Familien, deren Vater oder Mutter unbekannt und deren						Zusammen
			fremdem	römischem	Zusammen		Vater	Mutter	Zusammen	Vater	Mutter	Zusammen	
			Vater				Fremde sind			Römer sind			
Kinderlos	I	202	137	73	210	84							496
	II	234	100	88	188	84							506
	III	207	142	81	223	90							520
Mit ein. Kind	I	89	55	25	80	41	72	88	160	32	37	69	439
	II	71	42	28	70	27	84	73	157	41	64	105	430
	III	82	51	32	83	23	78	88	166	37	47	84	438
Mit mehr. Kindern	I	16	10	3	13	12	14	3	17	2	5	7	65
	II	18	9	5	14	5	12	11	23	—	4	4	64
	III	8	7	4	11	2	1	13	14	3	4	7	42
Zusammen:		927	553	339	892	368	261	276	537	115	161	276	3000

Eine ganze Reihe von wichtigen Tatsachen lassen sich daraus feststellen:

1. Die fremden Familien sind weit zahlreicher als die gemischten und römischen Familien.

2. In den gemischten Familien zeigt sich eine Ueberlegenheit der Fremden (Männer).

3. Die Fremden sind zahlreicher auch in den Familien, deren Vater oder Mutter unbekannt ist.

Die Fremden waren also im allgemeinen weit zahlreicher als die Römer selbst. Es wäre müßig, die soziale und geschichtliche Wichtigkeit dieser Tatsache besonders hervorzuheben. Sie läßt sich auch leicht aus der Geschichte erklären, nur wenn wir die zahlreichen politischen Verfolgungen im Gedächtnis haben, wobei meistens echte römische Bürger dem grausamen Ehrgeiz der Kaiser in Scharen zum Opfer fielen, während die Fremden, welche öfters weder politische Rechte hatten, noch sich ins politische Leben einzugreifen getrauten, glücklich davonkamen. — Auch in Hinsicht der sexuellen Leistungsfähigkeit waren wohl die Fremden den Eingeborenen weit überlegen. Es ist aber sehr interessant, daß die damalige Gesellschaft im allgemeinen eine weit größere Fruchtbarkeit als die moderne hatte. Die mit Kindern gesegneten Familien zeigen folgende Unterschiede:

Gruppe	Familien m. einem Kind	Familien m. mehr. Kind.	Zusammen	Zahl der Kinder*)	‰
I	439	65	504	569	569
II	430	64	494	558	558
III	438	42	480	522	522

Die Fruchtbarkeit der römischen Gesellschaft muß auffallend groß erscheinen, wenn man diese Resultate mit den Ergebnissen der

*) Mehrere Kinder = zwei Kinder, der weit häufigste Fall.

Digitized by Google

modernen statistischen Forschungen vergleicht. Auf 1000 verheiratete Frauen entfielen[53])

im Jahre 1902 236 legitime Kinder,
„ „ 1901 228 „ „
„ „ 1900 230 „ „

Die Fruchtbarkeit der damaligen Gesellschaft war mehr als zweimal so groß wie die moderne, aber sie beruhte zum großen Teil auf der Leistungsfähigkeit der Fremden, wie es sich aus der folgenden Tabelle ergibt, welche die Familien mit Kindern zusammenfaßt. Die Familien mit einem unbekannten Glied wurden nicht mitgezählt; denn man kann sie weder als römisch noch als fremd noch als gemischt betrachten:

Gruppe	Fremde Famil.m.		Zu-sammen	%	Oem. Familien m.		Zu-sammen	%	Röm. Familien m.		Zu-sammen	%	Zu-sammen
	einem Kind	mehr. Kindern			einem Kind	mehr. Kindern			einem Kind	mehr. Kindern			
I	89	16	105	41,9	80	13	93	37,0	41	12	53	21,1	251
II	71	18	89	42,6	70	14	84	40,9	27	5	32	15,6	205
III	82	8	90	33,4	83	11	94	48,9	23	2	25	11,9	209
Zusammen:	242	42	428	42,7	233	38	271	40,7	91	19	110	16,2	665

Die Fruchtbarkeit der Fremden ist die größte, die der Römer die kleinste, die der gemischten Familien eine durchschnittliche. Wir ziehen endlich die Fruchtbarkeit der Familien mit einem unbekannten Glied in Betracht:

Gruppe und Kinderzahl		Fremde		Zu-sammen	Römische		Zu-sammen
		Väter	Mütter		Väter	Mütter	
Mit einem Kind	I	72	88	160	32	37	69
	II	84	73	157	41	64	105
	III	78	88	166	37	47	84
mit mehr. Kind.	I	14	3	17	2	5	7
	II	12	11	23	—	4	4
	III	1	13	14	3	4	7
Zusammen		261	276	537	115	161	276

Aus dieser Tabelle erhellt gleichwohl eine größere Fruchtbarkeit der Fremden. Die Schlüsse, die wir aus dieser Reihe von Forschungen ziehen dürfen, sind folgende:

1. Die Fremden waren am meisten fruchtbar.
2. Die Römer waren am wenigsten fruchtbar.

Wenn wir diese Erscheinung mit der enormen Vermehrung der gesamten römischen Gesellschaft in Vergleich bringen, dann müssen wir die überlieferte Auffassung von einer reinen römischen Kultur und Rasse, die jahrhundertelang ausgedauert haben soll, für eine durchaus irrige, ja phantastische, halten. Die Rassenvermischung, die zu Rom während der Kaiserzeit stattfand, war eine ungeheuere, insbesondere da es sich nicht um zwei in Berührung kommende Rassen handelte, sondern um zahlreiche physiologisch und psychologisch verschiedene Rassen, die alle zusammen in eine Sitten- und Verkehrsgemeinschaft traten. Obwohl die Ergebnisse dieser sonderbaren Zustände vom anthropologischen Standpunkt sich nicht genau

Digitized by Google

präzisieren lassen, ist es doch vielleicht nützlich, die wichtigsten Rassenelemente hervorzuheben, die in Rom während der Kaiserzeit lebten. Es kommen besonders in Betracht:

1. Germanen: Blondes Haar, blaue Augen, weiße Haut. Die Reihengräber lieferten nur dolichocephale Schädel. Die in Bayern aufgefundenen, in die Zeit der Völkerwanderung hinaufreichenden Schädel zeigen 44 pCt. dolichocephal, 11 pCt. brachycephal[34]).

2. Kelten: Blondes Haar, hohe Statur, weiße Haut, blaue Augen. Der kimbrische Typus hatte eine niedrigere Statur und dunkle Haare. Die Gräber in Baden und Süd-Bayern, die keltische Skelette der vorrömischen Epoche enthielten, lieferten brachycephale Schädel mit vorspringender, an den Schläfen fliehender Stirn, beinahe gerader Nase, rundem Kinn, rundem Kopfe[35]).

3. Belgier: Die Kimrer (Caesars Belgi) hatten weit höhere Körpergestalt als die Kelten. Die Rasseneigentümlichkeiten sind rundlicher Kopf, hohe und breite Stirn, prominentes Kinn, gebogene Nase, helle Augen, blondes Haar[36]).

4. Iberer: Der Typus läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus den modernen Basken erkennen, die noch das iberische Idiom sprechen und einen Durchschnittstypus zwischen den Kelten und Liguren bilden, deren Charaktere eine kleine Statur, ein flacher Kopf, dunkle Haare waren. Nach Tacitus hatten sie niedrige Statur und dunkle Haut[37]).

5. Griechen: Nach Clon Stephanos waren die alten Griechen weniger brachycephal als die modernen. Folgende Daten mögen als wahrscheinlich gelten: dolichocephal 31, mesocephal 59, brachycephal 10[38]).

6. Thracier: Der dacische Typus ist in den modernen Szeklern zu erkennen, welche die Ebene zwischen der Theiß und den beiden Flüssen Szamos und Maros bewohnen und eine kerngelbe Haut, sehr schwarze Haare, glatte Wangenbeine haben, die als atavische Merkmale aufzufassen sind. Dieser Typus läßt sich vielleicht auch für die verwandten Völker, nämlich die Geten und die Triballen annehmen, obwohl Aristoteles und Galen den Thraciern lange, weiche, glatte, gelb-rötliche Haare zuschreiben[39]).

7. Afrikaner: Es sind darunter die Mauritaner, die eigentlichen Afrikaner und auch vielleicht die Numidier zu verstehen. Der moderne Berbertypus läßt sich in vier Kategorien einteilen: a) ovales, längliches, ins magere fallendes Gesicht, breite Stirn, senkrechtes Profil, starke Verengerung unter den Wangenbeinen, senkrechte, dünne und feine, von der Stirn hervortretende Nase, kleine und dichte Zähne; b) vollkommenes Gesichtsoval, breite und gerade Stirn, deren Fortsetzung die Nase bildet, dünne Augenbrauen; c) Adlernase, deren Bogen sich bis unter der Spitze verlängert, runde, glatte, nicht besonders breite Stirn, vorspringendes Kinn; d) kurzes, ovales Gesicht, kurze, stumpfe, öfters etwas ausgehöhlte Nase mit breiten Lappen, kleine Augen, rundes Kinn. — Diese Typen sind von Topinard in jenen Regionen erforscht worden, wo der Geschichte nach kein großer Verkehr mit dem Auslande stattfand, und die atavischen Eigentümlichkeiten fortbestehen konnten[40]).

Digitized by Google

8. Illyrier: Die heutigen Albanesen (Skipetari) sind durch hohen und wohlgestalteten Körperbau, ausgeprägtes, starkknochiges Gesicht, prominente Nase, breites, viereckiges Kinn ausgezeichnet[41]).

9. Aegypter: Die Fellaheigentümlichkeiten sind folgende: mittelmäßige Statur, starkes Knochengerüst, breite Brust, glatte Schulter, muskulöser Körper. Die Frauen haben ein breites und rundes Gesicht, ein prominentes Kinn, dicke Lippen, breite, große und lange Zähne, eine gelb-braune oder gelb-rötliche Haut. Der Fellahtypus hat weniger Vermischungen erlebt und ist dem alt-ägyptischen Typus ganz ähnlich, wie es die Wandgemälde der Hypogeen und der Tempel bekunden[42]).

10. Lybier: Die uralten Typen der Bevölkerung der Oasen lassen sich in zwei Gattungen einteilen: a) ägyptisch: längliche rautenförmige Augen, dicke Lippen; b) berberisch: breitere Augen, mittelmäßige, breite, leicht gebogene Nase. Es gibt auch einen blondhaarigen und blauäugigen Typus, der nach Scylax um die kleinen Syrten lebte[43]).

11. Aethiopier: Die Hauptmerkmale der Vorfahren der heutigen Nubier, die nach Ruppel in einigen Individuen noch jetzt hervortreten, sind folgende: Länglich-rundes Gesicht, gebogene Nase, dicke, nicht aber umgekehrte Lippen, kein prominentes Kinn, mangelhafter Bart, lebhafte Augen, krause, nicht wollige Haare, schöner und großer Körperbau, bronzefarbige Haut. Dieser Typus erscheint auch in den Tempeln und Gräbern[44]).

Hierzu mögen einige kraniometrische Daten angeführt werden. Das Verhältnis zwischen Schädelbreite und -länge war beim alten Römer — 4,4 (platt-dolichocephal), beim alten Griechen — 3,5 (ortho-mesocephal), beim alten Aegypter — 2,7 (ortho-mesocephal)[45]). Der Schädelrauminhalt einiger antiker Rassen war folgender[46]):

Basken 1574 cm^3 (Männer), Nubianer 1329 cm^3 (Männer), 1218 cm^3 (Frauen), alte Britannier 1524 cm^3, Kelten, Römer und Griechen 1400 bis 1500 cm^3, alte Römer 1387 cm^3 (I. Typus), do. 1406 cm^3 (II. Typus), alte Griechen 1494 cm^3, alte Aegypter 1347 cm^3.

Die Thracier waren langköpfig, wie die in Westgalizien, wo einst dieses Volk wohnte, aufgefundenen Schädel beweisen[47]). Es sind dies nur lückenhafte Kenntnisse, die aber sehr interessant erscheinen, wenn wir auf dem Standpunkt stehen, daß die Schädelformen der Eltern sich in den Mischlingen forterben, was wohl sicher ist, und daß die Schädelform einen bedeutsamen Einfluß auf das Gehirn und auf die Intelligenz übt[47a]).

IV.

Zwei sehr wichtige Fragen stellen sich nunmehr ein: 1. Konnten diese mannigfaltigen Rassen zu einer Umänderung der römischen Rasse führen? 2. Ist vom sozialen Standpunkt diese Erscheinung als Verfall oder Verbesserung aufzufassen? — Die erste Frage wäre leicht beantwortet, wenn es sich um eine dauernde Vermischung von zwei gut unterschiedenen Rassen, z. B. Schwarzen und Weißen, handelte, denn es würde dabei zweifelsohne eine neue Mischlingsrasse entstehen, wie es unter den Tieren tausend Beispiele gibt. Es ist aber zu überlegen, daß eine Vermischung einer einzigen Rasse einerseits und zahlreicher Rassen andererseits, deren Mannigfaltigkeit sehr groß war, in

Digitized by Google

Rom stattfand. Der Vorgang könnte auf folgende Weise schematisch dargestellt werden:

a b [(a x + b x) + (a b) at]
a c [(a x + c x) + (a c) at]
a d [(a x + d x) + (a d) at]
a e [(a x + e x) + (a e) at] usw.

a b, a c, a d stellen mehrere Paare dar, deren römisches a bezw. fremdes Glied b, c, d ist; (a x + b x), (a x + c x), stellen die Erzeugnisse dar, welche in unbeständiger und unbekannter Menge (x) die Charaktere der beiden Eltern (a b, a c, a d) und die atavischen Merkzeichen derselben (a b) at, (a c) at erben. Es entsteht die Frage, ob eine solche enorme Typenmannigfaltigkeit einen beachtenswerten Einfluß auf die uralten Rasseneigentümlichkeiten der Römer ausüben konnte, insbesondere da jeder neu erzeugte Typus von relativ allzu wenigen Individuen vertreten sein mußte, als daß es ihm möglich war, seine eigenen Merkmale fortzupflanzen. Zwei anthropologische Voraussetzungen sind dabei zu berücksichtigen: 1. Die Charaktervererbung wird manchmal durch eine einzige Vermischung bestimmt[48]). 2. Die Vermischung zweier verschiedener Rassen ist dem Rückschlag günstig[49]). Wir dürfen also annehmen, daß aus der Verschmelzung zwischen den Römern und den barbarischen Rassen, obwohl die Vermischungen an und für sich betrachtet und in bezug auf die betreffende fremde Rasse nur in geringer Zahl auftraten, doch neue Mischlingsrassen hervorgehen konnten; ferner, daß die neuentstehenden Typen infolge des Rückschlags einige atavistische Charaktere hatten: eine Erscheinung, die bei der ungeheueren Menge der gesamten Vermischungen eine sehr häufige sein mußte. Eine Umänderung der römischen Rasse stellt sich also als Folge beider Fälle heraus. Ich bin aber zu der Annahme geneigt, daß folgende Erscheinung am häufigsten stattfinden mußte.

Eine interessante Eigentümlichkeit der römischen Gesellschaft war das Zunftwesen, das aus den wirtschaftlichen Zuständen entsprang. Es ist aber wahrscheinlich, daß dasselbe den Fremden weit nützlicher, ja notwendiger erscheinen mußte als den Römern, weil es denselben wenigstens anfangs sehr schwer war, sich in den römischen Verkehr einzuleben. Es läßt sich also folgern, daß das Zunftwesen unter den zu Rom lebenden Fremden sehr verbreitet war, daß dieselben sich einander halfen, miteinander verkehrten, kurz, daß die Beziehungen unter denselben sehr lebhaft und häufig waren. Aber aus dieser Gemeinschaft der Geschäfte und des tagtäglichen Lebens entsprang öfters Freundschaft zwischen den betreffenden Familien, was dann zur Heirat führen mochte. Das ist keine unbegründete Anschauung: wir können diesen Fall, und zwar sehr oft, in den großen Weltstädten beobachten, wo Fremde in großer Masse leben. Damit ist aber die Schlußfolgerung gegeben, daß die Glieder einer zu Rom vertretenen Rasse Schritt für Schritt infolge der homologen Ehen zunahmen, so daß die Vermischungsfähigkeit dieser Rasse eine größere wurde. Obwohl ein Mischling entweder mit einem Glied der römischen oder einer barbarischen Rasse sich vereinigen konnte, so daß entweder die römischen oder die barbarischen Charaktere in den Abkömmlingen überwiegend erschienen, konnten diese Fälle doch nicht so regelmäßig

Digitized by Google

und häufig stattfinden, daß eine Wiederherstellung der römischen oder der barbarischen Rasse möglich wurde. Die Erzeugnisse einer Mischlingsheirat waren also auch Mischlinge, und die Ehe zwischen Römern und Barbaren erzeugte natürlich ebenfalls Mischlinge. Die Barbaren überfluteten das Römertum.

Die Umwälzung der anthropologischen Verhältnisse Roms läßt sich schematisch auf folgende Weise präzisieren:

I. a a — x	II. a b — y	III. b b — z	IV. b c — w
1. x a — x_1 (rein)	1. y a — y_1 (gemischt)	1. z b — z_1 (rein)	1. w b — w_1 (gemischt)
2. x b — x_2 (gemischt)	2. y b — y_2 (gemischt)	2. z a — z_2 (gemischt)	2. w c — w_2 (gemischt)
	3. y c — y_3 (gemischt)	3. z c — z_3 (gemischt)	3. w a — w_3 (gemischt)

Im ersten Falle kann sich das Erzeugnis (x) einer homologen Römerehe (a a) entweder mit einer römischen Person (x a), oder aber mit einer barbarischen Person verbinden (x b); das Erzeugnis kann ein römisches (x_1), oder aber ein gemischtes sein (x_2). Im zweiten Falle verbindet das Produkt (y) einer römisch-barbarischen Heirat (a b) sich mit einer Person der beiden Rassen (y a, y b) und erzeugt einen Mischling, der die römischen (y_1) oder die fremden Merkmale (y_2) hat. Er kann sich auch mit einer Person irgend einer fremden Rasse verbinden (y c), deren Charaktere das Produkt (y_3) zeigen wird. Im dritten Falle findet eine Verbindung zwischen einer aus einer homolog-barbarischen Heirat (b b) herstammenden Person (z) und einem Barbaren derselben Rasse (z b) statt: es wird sich ein echter Barbar (z_1) herausstellen. Wenn aber dieselbe Person mit einem römischen Individuum eine Ehe schließt (z a), wird das Erzeugnis ein gemischtes sein (z_1), was auch der Fall ist (z_3), wenn die Verbindung mit einem Glied einer dritten barbarischen Rasse stattfindet (z c). Im vierten Falle verbindet sich das Erzeugnis einer gemischten barbarischen Ehe (b c) entweder mit der einen oder aber mit der anderen der beiden Stämme (w b, w c): in beiden Fällen wird das Erzeugnis ein gemischtes sein, dessen Eigentümlichkeiten an eine der beiden Rassen erinnern (w_1, w_2). Wenn aber die Heirat mit einer römischen Person stattfindet (w a), muß zwar auch dieses Mal das Erzeugnis ein gemischtes sein, aber mit entschiedener Ueberlegenheit der römischen Merkmale (w_3). Unabwendbar ist damit die Schlußfolgerung gegeben, daß in allen möglichen Verbindungsfällen sich Mischlinge erzeugten, mit Ausnahme zweier Fälle, woraus entweder ein echter fremder oder ein echter römischer Typus entstand.

Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß von diesen zahlreichen Mischlingen neue dauerhafte Abarten herstammten. Ich erinnere zum Vergleich an die Verbindung des Auerochsen und der Kuh, deren Erzeugnis eine dauerhafte Abart ist, die sogenannten half-breed buffaloes, welche die Charaktere der beiden Eltern in sich vereinigen, sich miteinander und mit den beiden Mutterrassen fruchtbar vereinigen und neue Abarten erzeugen[50]). Der sogenannte chabin des Chili ist eine neue Rasse, welche die Merkzeichen der Ziege und des Widders, der beiden Urstämme, zeigt. Sie hat nämlich des Vaters Körperbau und das Fell der Mutter[51]). Es gelang dem Naturforscher Roux, den Hasen mit dem Kaninchen zu verbinden, woraus eine neue Abart entstand, deren Typus an die beiden Stämme erinnert[52]). Und die grauen Mäuse erzeugen eine neue Abart, die Albinomäuse[53]). Aus der Ver-

Digitized by Google

bindung des spanischen Hahnes mit der malaiischen Henne stammten gewisse bläuliche Vögel her, welche von Generation zu Generation ihre Merkmale aufbewahrten. Und die Kropf-Taube erzeugte, sich mit der Taube Runt verbindend, eine neue Abart, chevalier genannt[54]). Von größter Bedeutung ist auch der Fall einer Meute von Windhunden, deren Charaktere durch eine einzige Verbindung mit einer englischen Dogge stark beeinflußt erschien. Und eine einzige Verbindung einer Turpithwindetaube mit einer Barbetaube hatte die sonderbare Folge, daß der Schnabel der ersten Abart etwas länger wurde[55]). Kurz, wir dürfen annehmen, daß in der römischen Gesellschaft nicht nur Mischungen in auffallender Masse entstanden, sondern auch dauerhafte gemischte Abarten.

Aber noch ein anderes Element muß berücksichtigt werden, das eine wichtige Rolle beim Fixieren der Abarten spielte: der klimatologische Faktor. Den zu Rom lebenden Fremden fehlten nicht nur die sozialen und sprachlichen Verhältnisse der Heimat, sondern auch die klimatologischen überhaupt. Vorausgesetzt, daß das Klima und die Gewohnheiten, welche mit den klimatischen Zuständen eng verknüpft sind, einen bedeutenden anthropologischen Einfluß üben, wird es vielleicht nicht ohne Interesse sein, darauf kurz einzugehen[56]).

Der Luftdruck nimmt zu oder ab, je nachdem ein Ort östlich oder westlich einer Linie gelegen ist, welche von Cap Blanco, an Tunis vorüber die südliche Spitze Siziliens erreichend und zwischen Rom und Neapel ziehend sich nach Istrien zuwendet, Deutschland nach Osten umschließt, zur nördlichen Spitze Jütlands nach Westen gelangt und endlich nördlich von Großbritannien vorüberzieht. Ein Afrikaner kam also vom niederen zum hohen, wenigstens zum mittelhohen Luftdruck, ein Kelte aber vom hohen zum niederen usw. In bezug auf das Klima kam ein Syrier oder ein Aethiopier von der ununterbrochenen Dürre zur Zone des vorwiegenden Regens, ein Pannonier vom zentral-europäischen Klima zum mittelländischen überhaupt; aber ein Britannier kam vom atlantischen Klima zum mittelländischen. Was die Temperatur betrifft, dürfen wir die damaligen Temperaturverschiedenheiten aus den modernen statistischen Ergebnissen herübernehmen, ohne natürlich Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit zu machen, insbesondere da die ungeheueren Umänderungen des sozialen Verkehrs auch einen Einfluß aufs Klima haben mußten. Folgende Daten mögen die Temperaturverschiedenheiten anzeigen[57]).

Ort	Maximum der bish. Temper.	Minimum der bish. Temper.	Verschiedenheit	Antike Bevölk. des Orts	Verschiedenheit in bez. a. Rom
Rom	+38	— 6,9	44,9	—	—
Paris	+40,0	—23,0	63,5	Gallier	18,6
Marseille	+36,9	—17,5	54,4		9,5
Dijon	+35,6	—20,0	55,6		10,7
Budapest	+36,0	—22,5	58,5	Pannonier	13,6
Bruxelles	+35,0	—21,0	56,1	Belgier	11,2
Lille	+35,6	—18,0	53,8		8,9
Lüttich	+37,5	—24,4	61,9		17,0
München	+35,0	—28,8	63,8	Germanen	18,9
Dresden	+38,8	—32,1	70,9		26,0
London	+35,0	— 6,9	50,0	Britannier	5,1

Digitized by Google

Wir dürfen folgende jährliche Isothermen annehmen:

I Isotherme 10°	II Isotherme 20°	III Isotherme 25°	Verschied. i. bezug auf Rom (15°) I	II	III
Britannier Belgier Germanen Pannonier	Mauritaner Syrier Spanier	Aegypter Araber Aethiopier Lybier	— 5	+ 5	+ 10

In bezug auf die atmosphärischen Niederschläge war die jährliche Regenmenge in einigen Orten folgende:

Ort	Zahl d. jährl. Beob.	Jährlich mm	Antike Bevölkerung	Versch. in bezug auf Rom
Rom	40	785,4		
Paris	140	502,1	}	— 283,3
Nancy	9	751,2	} Gallier	— 34,2
Montpellier	26	822,6	}	+ 37,2
London	62	489,2	}	— 296,2
Edinburg	27	632,1	} Britannier	— 153,3
Manchester	47	902,1	}	+ 116,7
Wien	15	446,6	Germanen	— 338,8

Obwohl diese Ergebnisse moderner Forschung nur einen geringen historischen Wert haben, ergibt sich doch daraus, daß die klimatologischen Verhältnisse Roms öfters von den Heimatsverhältnissen der betreffenden Rassen sehr verschieden waren, was bedeutsame anthropologische Folgen haben mußte*).

Ein theoretischer Versuch wird dem Leser eine Aufklärung über die Rolle dieser gesamten ethnologischen und klimatologischen Faktoren geben können. Es handelt sich darum, in der Formel des Lemoigne die allgemeinen mit speziellen, tatsächlichen Daten zu ersetzen. Die Formel ist folgende:

$$R = (mp + n\,at) + (m^1 p^1 + n^1 a^1 t^1) + x\,acq$$

(R = Charaktere, die sich vom Erzeuger zum Erzeugnisse fortpflanzen können, p = erbliche väterliche Merkmale; p^1 = id. der Mutter; at = atavische Merkzeichen des Vaters; $a^1 t^1$ = idem der Mutter; $m_1\ n_1\ m^1_1\ n^1_1 = 100$ = die gesamten Charaktere, die in der Tat vererbt werden; x acq = Eigentümlichkeiten, die sich das Produkt nach der Geburt angeeignet hat.)

*) Ich hebe hier nur andeutungsweise eine wichtige Tatsache hervor, nämlich die Disposition zur Entstehung tuberkulöser Erkrankungen infolge einer Veränderung der klimatologischen Bedingungen. Menschen, die aus tropischen Gegenden in ein gemäßigtes Klima kommen, erkranken oft an tuberkulösen Infektionen. Die japanischen Aerzte, die Studien halber nach Deutschland kommen, erkranken oft an Lungenaffektionen, und das ist auch der Fall unter den in Japan lebenden Deutschen. Dr. Hagen berichtet, daß die Eingeborenen der Sundainseln, die von der Südküste nach der Nordküste oder umgekehrt versetzt werden, eine größere Anlage zur Beriberi zeigen als in ihrer Heimat (v. Hausemann, Ueber den Einfluß der Domestikation auf die Entstehung der Krankheiten. Berlin 1905, Klin. Wochenschr. Nr. 20 u. 21). Die Entstehung der Infektionskrankheiten erfolgt also auch, wenn ein erheblicher Klimawechsel nicht stattfindet. Es ist eine Folge der ungewöhnten Verhältnisse. Wir dürfen annehmen, daß die Infektionskrankheiten unter den zu Rom lebenden Fremden sehr häufig sein müßten, insbesondere da die Klimaverschiedenheit zwischen der Heimat derselben und Rom oft eine bedeutende war. Die Gewohnheiten der römischen Gesellschaft waren übrigens einer solchen Entstehung durchaus günstig.

Digitized by Google

Es ist unmöglich, R zu präzisieren; denn eine große Menge von Faktoren müßte dabei in Betracht kommen: die atavischen männlichen und weiblichen Merkmale, welche die verschiedenen Rassen mitbrachten und fortpflanzten, die Eigentümlichkeiten, welche das Individuum selbst besaß, ferner die Charaktere, die infolge der geänderten sozialen und klimatologischen Zustände zum Vorschein kamen; dies alles wird in R symbolisiert! Und alle diese Faktoren übten einen speziellen Einfluß. Rasse und Klima, Gewohnheiten und Sitten trugen dazu bei, eine Umwandlung der römischen Gesellschaft von Grund aus herbeizuführen, und zwar eine solche, daß kaum eine Gelehrtenphantasie imstande sein möchte, sich dieselbe deutlicher vorzustellen.

V.

War aber das Endergebnis dieser Reihe von Vorgängen im wesentlichen ein schädliches? — Welckers Forschungen auf dem Gebiete der Mulattenschädel lieferten folgende Daten[58]):

	Index	Verhältnis zwischen den beiden Dimensionen	Rauminhalt cm³
Durchschnitt von 47 Negern	72,3	74,9	1330
drei männliche Mulatten vom Negertypus	73,5	73,7	1322
fünf „ „ „ europäischen Typus	82,3	75,0	1502
Terzeronen	81,1	73,5	1580
Durchschnitt von den deutschen männlichen Schädeln	81,2	72,7	1478

Daraus folgerte Ranke, daß die Vermischung hinsichtlich der Gehirngröße beide sich kreuzende Rassen besser macht. Ich möchte Rankes Schlußfolgerung für eine durchaus voreilige halten, insbesondere da die berücksichtigten Schädel von sehr geringer Zahl sind. Es ist auch zu bedenken, daß die Größe des Gehirns allein keineswegs ein Beweis für die Rassenverbesserung ist. Die Eskimos zeigen z. B. die größte Schädelkapazität unter allen Naturvölkern (nach G. Nicolucci 1556, nach Davis-Welcker 1548[59]); wenn also der Mulatte und der Eskimo einen ähnlichen Schädelrauminhalt haben, dann sollten wir schließen, daß die beiden Völker eine gleichwertige Intelligenz besitzen. Aber die Schädelkapazität des Engländers ist 1531, die des Schweizers 1543 und die des Deutschen 1478[60]); wir müßten daraus also schließen, daß die Intelligenz der Mulatten und der Eskimos weit größer ist, als die der obengenannten Völker. Kurz: wir müssen an der Anschauung festhalten, daß der Schädelraum, bezw. die Größe des Gehirns allein keineswegs eine große oder kleine Intelligenz bedingt. Man muß auch bedenken, daß die Mulatten mehrere pathologische Merkmale zeigen, was in auffallendem Gegensatz zu Rankes Auffassung steht. Die außerordentliche Größe des Gehirns dürfte eine pathologische Erscheinung sein, insbesondere da die beiden schwersten Männergehirne unter allen von Wagner erforschten Gehirnen von zwei Personen herrührten, die an Gehirnkrankheiten gestorben waren[61]). Der Blödsinn ist übrigens oft mit Makrokephalie verbunden. Rankes Anschauung müssen wir als eine irrige zurückweisen, ohne natürlich in Abrede zu stellen, daß unter Umständen die Vermischung eine wohltuende Umänderung der Rassen herbeiführen kann.

Der Leser wird sich der Voraussetzungen erinnern, die ich anfangs formulierte. Die römische Gesellschaft stellt den zweiten Fall dar.

Digitized by Google

Dieser erscheint aber dadurch kompliziert, daß die Vermischung zwischen einer einzigen höheren Rasse und vielen Rassen sich vollzog, deren Mehrheit aus niederen Rassen bestand; denn keine Rasse, mit Ausnahme der Griechen und anderer weniger morgenländischer Stämme, war der römischen Bevölkerung an Kultur gewachsen. Bei einer solchen Vermischung verbessert sich aber, wie gesagt, die niedere Rasse; als Beispiele mögen die Mulatten, die Mestizen, die Terzeronen, die Quateronen usw. gelten, welche sämtlich Abkömmlinge niederer Rassen sind und sich durch die Vermischung verbessert haben. Zugleich aber nimmt die höhere Rasse einige Eigentümlichkeiten der niederen Rasse an, der Zambo erscheint z. B. als ein entarteter Mestize[62]). Es handelt sich eigentlich um ein und dasselbe Phänomen, das nur von zwei verschiedenen Standpunkten betrachtet wird, nämlich: das Erzeugnis zweier verschiedenartiger Rassen ist ein durchschnittliches. Ein Beweis für die Anschauung, daß die Vermischung an und für sich keineswegs als vorteilhaft zu betrachten ist, liegt auch darin, daß die Züchter im allgemeinen keinen Wert auf die Vermischung als Verbesserungsmittel der Rassen legen[63]).

In bezug auf die Mestizen ist es keine Frage mehr, ob dieselben eine verschlechterte Abart bilden oder nicht, denn die Naturforscher haben oft ihre pathologischen Merkmale hervorgehoben. Aus seinen Forschungen auf dem Gebiete der Mestizen zog Nott folgende Schlüsse: 1. Die Lebensdauer der Mulatten ist weit kürzer als die der übrigen menschlichen Rassen. 2. Ihre Intelligenz ist eine durchschnittliche zwischen jener der Weißen und der Neger. 3. Ihre Widerstandskraft bei mühsamen Arbeiten ist kleiner als die der Neger und der Weißen. 4. Die Frauen sind schwächlich, chronischen Krankheiten und Mißgeburten ausgesetzt; sie sind schlechte Ammen und die Kinder sterben im allgemeinen noch jung. 5. Die Mulattenehen sind minder fruchtbar als eine Verbindung zwischen Mulatten und irgendeiner der Mutterrassen[64]).

Die übrigen Mischlingsrassen sind nicht besser. Die brasilianischen, mexikanischen und peruanischen Mestizen sind öfters träge und energielos, wenig geschätzt, wankelmütig und wenig mutig. Sie haben aber mehrere gute Eigenschaften und sind gutherzig und mitleidig[65]). Die lasterhafte und jede ungemischte Rasse hassende Mestizenbevölkerung ist nach Pöpping geradezu ein Unglück für die südamerikanische Gesellschaft. Es scheint, als ob der Mestize die gesamten väterlichen und mütterlichen Laster geerbt habe, denn er ist faul, stumpf, leichtsinnig, wankelmütig, habsüchtig, feige, tyrannisch[66]). Die sogenannten schwarzen Karaiben zu St. Vincent, welche, wie man glaubt, die Ansiedler jener Insel ohne Grund ermordeten, werden als Zambos gekennzeichnet. Man glaubt, daß die in Lima wohnenden Zambos vier Fünftel der gesamten Verbrechen begehen, welche in jener Stadt verübt werden. Und sie werden in Caracas für die schlechteste Klasse der Bevölkerung gehalten. Die verachtetsten Mischlinge Perus sind die Abkömmlinge der Neger und der Mestizen, oder der Neger und der Mulatten. Die indu-europäischen Mestizen werden, wie die holländischen und die malaiischen Mestizen durch Trägheit und einen schlechten Körperbau charakterisiert. Die Mischlinge sind sehr furchtsam und blöde, aber die Kinder der Eingeborenen zeigen sich munter und lebhaft[67]). Unter den Foulahs sind zwar die Nachkommen der

Digitized by Google

eingewanderten Peuls und der eingeborenen Neger besser als die Neger selbst, aber mehrere derselben stottern, sind blind, bucklig, blödsinnig usw.[68]). Es scheint auch, daß die Widerstandskraft der Mulatten gegen einige Krankheiten, wie Malaria und Tuberkulose, eine geringe ist. Sie sind aber widerstandsfähig in bezug auf gelbes Fieber[69]). Darwin sagt auch, daß die Neger-, Indianer- und Spaniermulatten Südamerikas selten gut aussehen; nach Livingstone und Humboldt sind die Mestizen weit grausamer als die Portugiesen[69a]). Kurz: obwohl einige Beispiele den obengenannten entgegengesetzt werden könnten[70]), dürfen wir doch annehmen, daß die Mischlinge den reinen Produkten gegenüber von entschiedener Inferiorität sind.

Es entsteht noch ein weiteres Problem. Zeigen die Mischlinge auch vom physiologischen Standpunkt eigentliche Entartungsmerkmale? — Die gemischten Hunderassen sind wahrscheinlich minder fruchtbar als die echten Rassen[71]), was auch für die menschlichen Mischlingsrassen nach manchen Forschern gültig zu sein scheint, obwohl Buchmann und Lyell die vollkommene Fruchtbarkeit der Mulatten annehmen[72]). Die Unfruchtbarkeit der ägyptisch-mameluckischen Mestizen ist nach Gliddon und Pouchet dem Hybridismus zuzuschreiben, könnte aber auch eine bloße Folge des Klimas sein[73]). Die Unfruchtbarkeit der Mestizen scheint demnach noch als eine offene Frage betrachtet werden zu müssen. In bezug auf die römische Gesellschaft ist aber zu beachten, daß viele der 3000 erforschten Familien zweifelsohne von gemischten Ehen herstammten, denn die gemischte Ehe war eine sehr häufige Erscheinung, und doch war die Fruchtbarkeit derselben weit größer als der Durchschnitt in der Gegenwart.

Die Lebensfähigkeit der Mischlinge, bezw. das Vorhandensein der Mischrassen, wurde von gewissen Forschern in Abrede gestellt, ihre Existenz soll eine vergängliche sein. Prichard führt nur drei Beispiele einer dauerhaften Mischlingsrasse an: die Griquas, von den Hottentotten und Holländern herstammend, die Cafusos Brasiliens, deren Urväter die amerikanischen Eingeborenen und die von Afrika eingeführten Neger sind, und die Papuas der Insel Waigiou und der benachbarten Inseln, welche die Erzeugnisse einer Vermischung zwischen Malaien und eigentlichen Papuas sind[74]). Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Beispiele zu keiner Schlußfolgerung berechtigen[75]). Es ist aber der Mühe wert, auf diese wichtige Frage mit kurzen Worten näher einzugehen, denn eine Voraussetzung dieser historisch-anthropologischen Untersuchung besteht darin, daß in Rom dauerhafte Mischrassen möglich waren und auch tatsächlich zum Vorschein kamen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß ein Mischlingstypus bei der gewöhnlichen Schwäche seines Organismus an und für sich nicht bestehen kann, obwohl Buchmann viele Mulattenfamilien anzugeben vermag, die viele Geschlechter hindurch sich miteinander verbanden, und zwar mit vollkommener Fruchtbarkeit[76]). Nott und Gould gaben der Meinung Ausdruck, die Lebensfähigkeit der Hybriden sei eine geringe[77]); es läßt sich aber nach Darwin einwenden, daß die hybriden Tier- und Pflanzenprodukte, die von sehr unähnlichen Arten herstammen, zwar eine geringe Lebensfähigkeit zeigen, aber daß die Eltern der Mulatten (in unserem Fall der genannten römischen Mischlinge) keineswegs sehr unähnliche Arten darstellen.

Digitized by Google

Die Erscheinung war übrigens in Rom in einem sehr wesentlichen Punkt eine verschiedene. Die gemischten Abarten und Typen, die allein fortzudauern strebten, waren bei einer so zahllosen Masse von Vermischungen wahrscheinlich in geringer Zahl. Die meisten vermischten sich von Zeit zu Zeit noch einmal mit irgendeiner Mutterrasse, so daß ihre Lebensfähigkeit eine größere werden konnte. Durch diese periodische Rückkehr zur Mutterrasse konnten sich die Merkmale der betreffenden Rasse fixieren, so daß jene hybriden Typen fortdauern konnten, die an und für sich bald verschwunden wären, natürlicherweise mit einer relativen Unveränderlichkeit der Hauptmerkmale. Die Bevölkerung Roms war im ganzen genommen Brasiliens Bevölkerung ähnlich, die auch aus einer enormen Zahl von Neger- und Portugiesen-Mischlingen besteht; oder Chilis Mestizenbevölkerung, die aus tausendfachen Indianer- und Spaniervermischungen herstammt, oder der Bevölkerung der Vitiarchipelagus, deren Urväter die Polynesier und die Neger waren[78]).

Eine statistische Bemerkung wird noch besser die Lebensfähigkeit der gemischten Typen ins klare stellen. Wäre dieselbe eine geringe gewesen, dann hätte die größtenteils aus Mischlingen bestehende römische Bevölkerung rasch abnehmen müssen, und im vierten Jahrhundert n. Chr. wäre Roms Bevölkerung eine sehr geringe gewesen. Aber diese Erscheinung fand nicht statt, und wir dürfen annehmen, daß die Mischlingsrassen Roms weder unfruchtbar noch weniger lebensfähig waren.

Dieser Reihe von Erscheinungen steht die geringe Fruchtbarkeit der Römer gegenüber, welche schon oben statistisch hervorgehoben worden ist. Infolge dieser Tatsache waren die gesamten Mischprodukte immer zahlreicher als die echten römischen Nachkommen, was auch für die echten fremden Produkte gilt, weil auch die Fremden fruchtbarer als die Römer waren. Diese sehr wichtige Tatsache gestattet uns, folgende beiden anthropologischen Gesetze zu formulieren:

1. In jeder Generation waren die gesamten Mischlings- oder fremden Elemente zahlreicher als die römischen überhaupt, und der Abstand zwischen der Zahl der gemischten und der römischen Elemente war in jeder Generation eine größere.

2. Eine Generation erbte von der anderen immer in größerem Maße die Charaktere der gesamten niederen Rassen.

Die römische Gesellschaft entartete also in einem Prozesse, der zwar langsam aber mit unabwendbarer Gewalt vor sich ging, und der Verfall vollzog sich automatisch immer schneller. Keine Macht hätte dieser ungeheueren anthropologischen Umwälzung widerstehen können, durch welche das wunderbare Gebäude der griechisch-römischen Welt zertrümmert wurde.

Anmerkungen:

[1]) Broca (Sur l'hybridité. Mèm. d'anthr., Paris 1877, III, S. 492) weist sie zurück, Reibmayr (Inzucht und Vermischung beim Menschen, Leipzig 1897, S. 63 und 65) nimmt sie an.

[2]) Gobineau, Essai sur l'ingalité des races humaines, Paris 1853, I. Kap., IV.

[3]) Text und Bestimmung der Epoche des Schriftstellers in Marquardt, Röm. Staatsverwaltung, Leipzig 1881—4, S. 579 ff.

Digitized by Google

[4]) Für die equites singulares s. Marquardt a. a. O., II, 484. Die Zusammenstellung der Korps der classici Misenates wird in der Folge untersucht.
[5]) C. I. S. V, 923: Septimae cohortis centuriam regult praetoriae fidus non barbaricae legionis.
[6]) Marquardt a. a. O., II, 479, Note 2, Bohn, Ueber die Heimat der Prätorianer, Berlin 1883, S. 15.
[7]) Die Soldaten, deren Heimat unbekannt ist, wurden nicht mitgezählt.
[8]) Severisch sind ohne Zweifel die laterculi 2397, 2401, 2416, Not. scavi 1887, 70, die eine große Zahl von Barbaren zeigen.
[9]) Die von einzelnen Individuen vertretenen Rassen werden nicht mitgezählt; auch die vom anthropologischen Standpunkt nicht bestimmbaren Rassen kamen nicht in Betracht (z. B. die Numiden, vergl. Ratzel, L'uomo, Torino 1896, III, S. 216—7). Die vier laterculi unsicherer Epoche, die aber ohne Zweifel severisch sind, werden mitgerechnet. Ueber die illyrischen, thrakischen, phrygischen und semitischen Rassen s. Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel, Wien 1877, S. 3, 7, 9, 10, 11, 17. Die Macedonier werden als Griechen oder als Thracier, oder auch als Thrako-Illyrier betrachtet (Hellwald, Die Ethnol. der Balkanländer, München 1875, S. 29), aber ich glaube, daß sie, wenigstens in bezug auf West-Macedonien, als Illyrier zu betrachten sind.
[10]) C. I. L. VI, 2421—2789, 2797—9, 2803—8, 2811—14, 2816—25, 2829—35, 2845.
[11]) Die Inschriften, in denen der Heimatsnamen unsicher oder unbekannt oder auch unlesbar ist, werden nicht mitverwertet. Inschriften wie VI, 2808 (Marcianopolitani cives) gelten als eine doppelte Inschrift, denn zwei Personen waren mindestens notwendig, um den Ausdruck zu rechtfertigen.
[12]) Ich habe die Karier als Semiten betrachtet, obwohl keineswegs mit absoluter Sicherheit. Seit Movers werden sie unter die semitischen Rassen klassifiziert, aber in bezug auf die Sprache, wie einige karische Glossen bekunden, sind sie mit den Armeniern verwandt (Fligier a. a. O., S. 14).
[13]) S. meinen Aufsatz L'impero romano nel'etá dei Severi, Rivista di storia antica, X. Jahrg., 2. Heft, S. 203.
[14]) Erod, III, 21. Einige Beispiele: C. I. L. VI, 2497, Valeria Justina aus Aquitanien; VI, 2734, Aurelia Marcia aus Thracien; VI, 2708, Aurelia Justa; VI, 2501, Aurelia Crescentina; VI, 2454, Aurelia Oossila, sämtliche aus Pannonien; VI, 2953, Aurelia Dizana Cotia aus Moesien; VI, 3422, Regina Pitula aus Spanien; Not. scavi, 1889, 340, Ulpia Danae aus Mauritanien. Alle mit Soldaten verheiratet, die in Rom lebten.
[15]) Z. B.: C. I. L. VI, 2579, ein Pannonier weilt 18 Jahre in der cohors V prätoria; VI, 2461 (Thracier), 15 Jahre in der cohors II prätoria; VI, 3419 (Dacier), 29 Jahre; VI, 2982 (Noriker), 14 Jahre in der cohors III prätoria; VI, 2484 (Pannonier), 13 Jahre daselbst.
[16]) Lenormant, La monnaie dans l'antiquité, Paris 1878—9, II, S. 376, Note 2.
[17]) Spart. Sco. 12. Caracalla vermehrte das militärische Budget um 70 Millionen Drachmen (Cass. Dio 78, 36).
[18]) Caracalla hatte eine Leibwache von Germanen (Erod., IV, 13) und ein Korps von oströmischen Bogenschützen (Cass. Dio 67, 14), überdies scythische, keltische und alemannische Wachen (Cass. Dio 78, 6 und 7). Er bildete auch eine Phalanx von 10000 Macedoniern und eine Centurie von Spartanern (Cass. Dio 77, 7. Erod. 4, 13). Er sagte auch den Barbaren, sie möchten kommen und Rom nehmen (Cass. Dio 78, 6). Alexander Severus bildete eine Phalanx von 36000 Macedoniern (Lampr. Al. Sev. 51).
[19]) Zwölf Soldaten der Legion III Augusta setzten eine Inschrift zu Ehren der kaiserlichen Familie (Renier Inscr. d'Algérie 57), die curriculari, commentarientes und speculatores der Legionen X Gemina, XIV Gemina, I Adiutrix ehrten in der gleichen Weise Caracalla (C. I. L. III, 4452). Die kaiserliche Familie wurde auch von 35 Soldaten der Legion III Augusta mit einer Inschrift geehrt (Wilmanns Exempla inscr. 1482). Alexander Severus wurde von 204 Soldaten derselben Legion geehrt (Renier 80, 63). Andere Ehrenbezeigungen sind folgende: C. I. L. VI, 220, 16 Soldaten der cohors IV vigilum; VI, 1055, die ganze cohors IV vigilum; VI, 1056, die cohors II; VI 1057—9, die cohortes II und V usw. Die Legion V Macedonia (oder XIII Gemina) wurde „indulgentia eius (des Alexander Severus) ancta liberalitatibusque ditata" (C. I. L. III, 797—8); die optiones valetudinari usw. der Legion III Augusta setzten die Inschrift „ex largissimis stipendiis et liberalitatibus quae in eos conferunt' (Renier 63, vergl. 60).
[20]) S. Note 13,

Digitized by Google

[31]) Cagnat, Etude histor. sur les impôts indir. chez les Rom., Paris 1882, S. 24 ff.
[32]) Renier, Inscr. d'Algérie n. 401; Archäologische Zeitung 1858, S. 257; Wilmanns Exempla inscr. 3738, Cagnat a. a. O., S. 112. — Bonelli, Le imposte indirette di Roma antica, Documenti di storia e diritto, 1900. S. auch meinen Aufsatz.
[33]) Mommsen, Röm. Provinzen, passim. C. I. L., VI, 9677, 29722, 1935 usw.
[34]) Z. B. C. I. S., VI, 9675: L. Arlenus L. l. Demetrius, nat. Cilix, negotiator sagar. — L. Arlenus L. l. Artemidorus nat. Paphlago, mercator sagarius. VI, 9629: L. Helvidius L. l. Philargyrus mercator Blera. VI, 9677: P. Clodius Athenio negotians salsarius qq. corporis negotiantium Malacitanorum. (Es gab also zu Rom eine Zunft der Kaufmänner aus Malaga.) VI, 1935, L. Marcius Phoebus, mercator olei hispani ex Baetica. VI 29722, C. Sentius Regulianus diffusor olearius ex Baetica negot. vinarius Lugduni. In Puteoli gab es eine Zunft Heliopolitaner, die einen Acker von sieben Morgen hatte (C. I. L., X, 1579), ferner eine Zunft cultorum Jovis Heliopolitani aus Berytum (X, 1634), eine Zunft, die den Handel zwischen Alexandria, Asien und Syrien trieb (X, 1797) und eine reiche und zahlreiche Kolonie von Tyriern (Kaibel, Inscr. gr. 830).
[35]) Z. B. Kaibel, 1093 (vergl. C. I. L., VI, 10091 *Κυίντος Ἰούλιος Μίλητος* ist zu Rom gestorben, nachdem er von Tripolis danach gekommen war, um die Schauspiele zu sehen. Kaibel 181: *ὧδε Λύκα κεῖμαι ἀπὸ Κρήτης ἡ(λθα) δι' ἄνδρα, καὶ ἡ βασιλὶς Ῥώμη ὧδέ με ἐξέθετο.*
[36]) Not. scavi 1886, S. 13 (sechs Soldaten); 1887, 14 (ein Soldat); 1887, 15 (ein Soldat); 1087, 17 (40 Soldaten); Ibid. 18 (ein Soldat); 1886, 19 (18 Soldaten); Ibid. 20 (18 Soldaten); Ibid. 50 (47 Soldaten); 1885, 526 (36 Soldaten).
[37]) Wissowa, Religion und Kultus der Römer, München 1902, S. 77.
[38]) C. I. L., X, 3396 ff.
[39]) Wie Asclepius Zimidrenus (C. I. L., VI, 2799), oder deus Bronton (VI, 432, 733, 2241), oder deus sanctus Heros (VI, 2805—2807) oder Nemesis (vergl. Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres, Trier 1895, S. 53).
[40]) Z. B. Sedatus und Trasitus in Pannonien, Cocidius in Britannien; Deae matres Tramarinae, deus Mars Thingsus, duae Alaisiagae, dea Ringabeda usw. in Germanien (Domaszewski a. a. O., S. 45, 46, 55).
[40a]) Kaibel, 1706 (= C. I. S., XI, 20616), doe soi Osiris to psychron hydor; 1782, 1842: *δοὶη σοὶ Ὀσίρις τὸ ψυχρὸν ὕδωρ*; 1890: *ψυχῆ διψώσῃ ψυχρὸν ὕδωρ μεταδός.*
[40b]) Z. B. Abinius (C. I. L., V, 7866), Alantedoba (V, 4934), Cuslanus (V, 3868), Deus Ducavius (V, 5057), Ludrianus (V, 2066), Matronae (V, 5501, 5791 usw.), Melesocus (V, 8127) und mehrere andere.
[40c]) Es erscheint mir unnütz, sämtliche Inschriften, welche in Betracht kommen, anzugeben; sie werden dem II. Teile des Corpus inscr., VI. Band, entnommen.
[41]) Es ist eine wichtige Frage, ob der fremde Namen einen Beweis für die fremde Rasse liefert. Viele Fremde hatten einen lateinischen Namen, z. B. C. I. L., VI, 3174 ff., Aelius Annius (Palmyener); Aelius Bassus (Thracier), Aelius Africanus (Rhätier), Aelius Antonius (Dacier); unter den equites singulares, die das gentilicium Aurelius haben (VI, 3190—3235) finden wir einen Thracier Namens Gaius, einen Mauritaner Namens Pompeius, einen Bataver, der Probus heißt, einen Dacier, der Primus heißt, einen Lavinius aus Rhätien usw. Unter den Prätorianern gibt es einen M. Acilius Marcellus aus Pannonien (VI, 2397), einen M. Aurelius Larinus Cilicier (Ibid.), einen Flavius Antoninus aus Macedonien (VI, 2385), einen L. Septimius Nepos aus Illyrium (Ibid.) usw. Es ist ein Fall, der öfters unter den Soldaten vorkommt. Aber die Fremden, die einen römischen Namen angenommen hatten, konnten zu Rom verhältnismäßig nicht sehr zahlreich sein. Die Freigelassenen, die fast alle Fremde waren, haben ja ein fremdes Cognomen, obwohl das gentilicium römisch klingt. Da wir aus dem Namen die Rasse schließen, müssen viele eigentliche Barbaren, insbesondere Soldaten, als Römer erscheinen. Das wird uns vor übertriebenen Schlußfolgerungen in bezug auf die Zahl der Barbaren bewahren.
[42]) Die Inschriften wurden folgenden Serien entnommen: I. Gruppe C. I. L., VI, 10425—13131; II. Gruppe, VI, 14000—16560; III. Gruppe, VI, 18000—20692. Die Gruppen bestehen aus Familien, die nicht derselben Gens gehören, so daß sie die Zusammensetzung der römischen Familien aufs genaueste wiederspiegeln.
[43]) Movimento della popolazione secondo gli atti dello stato civile nel 1902. Roma 1904. S. XXXI.
[44]) Ranke, L'uomo II, S. 269. Ratzel, Le razze umane, Torino 1896, III, S. 797.
[45]) Ranke, II, S. 273. Broca, Sur l'ethnologie de la France, Mèm. d'anthropol., I, S. 284.

Digitized by Google

[58]) Broca, I, S. 284. [59]) Ratzel, III, S. 793—4. De Gobineau, Essai, III, S. 72. [60]) Ranke, II, S. 275. [61]) Ratzel, III, S. 782, Hellwald, S. 29, Fligier, S. 59. [62]) Ratzel, III, S. 215—6. [63]) De Gobineau, III, S. 67, Hellwald, S. 27. [64]) Ratzel, III, S. 94, 98, De Gobineau, II, S. 3, Broca, Sur l'hybridité. III, S. 400. [65]) Ratzel, III, S. 165, Broca, S. 559, Note. [66]) Ratzel, III, S. 90. [67]) Ranke, II, S. 196—7. [68]) Nach Barnaret, Davis und Welcker. — Ranke, III, S. 233, 235. Fligier, S. 13. [68a]) Z. B. im polnischen Hahn (Darwin, Variazioni degli animali, Torino 1876, S. 229—30, 232. Nott und Gliddon vertreten die Anschauung, daß die Schädelform länger als die Sprache, die Geschichte und die Kultur fortbesteht, und weder sich mit anderen Formen vermischt, noch modifiziert werden kann. (Waitz, Anthropologie, 1859, I, S. 210.) Dieser Anschauung stehen u. a. die Untersuchungen Welckers entgegen, die ich noch besprechen werde.

[69]) Darwin, Variazioni, S. 458. [70]) Darwin, S. 404 ff. [71]) Broca, S. 442. [72]) Broca, S. 449. [73]) Broca, S. 475 ff. [74]) Broca, S. 575. [75]) Darwin, S. 460. [76]) Darwin, S. 450.

[77]) Ueber den Einfluß des Klimas, Waitz, Anthropologie, I, S. 38 ff, 51, 54, 57, 59, bezw. der Nährung, I, S. 69 ff., der Gewohnheiten, I, S. 38 ff. Darwin a. a. O. Kap. 22 und 23.

[78]) Sämtliche folgende Tabellen aus Flammarion L'Atmosfera, Milano 1885, S. 376, 383, 571.

[79]) Ranke, II, S. 236. [80]) Ranke, ibid. [81]) Ranke, S. 234. [82]) Die N. 45 und 49, die das Gewicht von 1588 g bezw. 1567 hatten. Broca, Sur le volume du cerveau Mem. d'anthr., I, S. 178.

[83]) Waitz, I, S. 195—6.

[84]) Darwin, Origine della specie, Torino 1875, S. 40.

[85]) Broca, Sur l'hybridité, Mém. III, S. 526.

[86]) Waitz, I, S. 199. [87]) Waitz, I, S. 200. [88]) Waitz, I, S. 203. [89]) Reibmayr, S. 45. [90]) Nach Nott. Broca, S. 526. [90a]) Darwin, Variazioni, S. 415—6. [91]) Waitz, S. 202 ff. [92]) Broca, S. 451. [93]) Darwin, Origini dell' uomo, S. 162. [94]) Broca, S. 513 ff. [95]) Prichard, Hist. nat. de l'homme, Paris 1843, I, S. 26 ff. [96]) Broca, S. 495. [97]) Darwin, Origini dell' uomo, S. 162. [98]) Broca, S. 526. Darwin, ibid. [99]) Darwin, S. 164—5.

Der physische Typus Goethes.

Dr. Ludwig Woltmann.

Ueber die äußere Erscheinung Goethes sind wir durch zahlreiche biographische Nachrichten und Bildnisse ziemlich genau unterrichtet, und wenn auch manche Einzelheit fraglich bleibt, so können wir doch ein deutliches Bild von seinen wesentlichen Körpermerkmalen mit großer Sicherheit entwerfen.

Alle Zeitgenossen berichten übereinstimmend, daß Goethe eine hohe oder über mittelgroße Gestalt gehabt hat[1]). Nur dem langen Schiller erschien er von Mittelgröße. Rauch gibt seine Körperhöhe auf 174 cm an. Nach Moebius muß dieses Maß im Jahre 1820 genommen worden sein; Goethe war also 71 Jahre alt, weshalb die Länge in jüngeren Jahren etwas größer gewesen sein mag. Dasselbe Ergebnis hat auch eine genaue Messung seiner in Weimar aufbewahrten Kleidungsstücke ergeben. Man fand, daß Goethes Körpergröße im 74. Lebensjahre 174 cm betragen hat und glaubt annehmen zu dürfen, daß er in der Jugend 176 cm groß gewesen ist.

[1]) Zahlreiche biographische Nachweise findet man gesammelt bei J. P. Moebius, Goethe, II. Teil, 1903 und bei F. Stahl, Wie sah Goethe aus? 1904.

Digitized by Google

Was den Kopfumfang betrifft, so hat Goethe einen großen Kopf gehabt. Er hatte 60 cm Umfang, wie an seinem schwarzen Zylinderhut festgestellt worden ist. Man kann aber einen noch etwas größeren Umfang annehmen, da Hutgröße und Kopfgröße nur in den seltensten Fällen ganz gleich sind. Daß Goethe einen großen Kopf hatte, geht auch aus der Nachricht hervor, daß er in Dresden keinen seinem Kopf entsprechend großen Hut auftreiben konnte. Ueber die Schädelform sind uns keine auf direkter Beobachtung beruhenden Maße hinterlassen; dem Bildhauer Schadow erlaubte er nicht, Maße zu nehmen. Doch können wir mit anderen Hülfsmitteln eine ziemlich sichere Vorstellung von seiner Schädelform gewinnen. Alle Profilbildnisse lassen einen sehr langen Schädel erkennen und, wie Moebius mit Recht bemerkt, zugleich ein stark entwickeltes Hinterhaupt. Der schon erwähnte schwarze Zylinderhut zeigt eine innere Länge von 20,5 cm, aber es ist als sicher anzunehmen, daß die Kopflänge selbst etwa 1 cm größer war, da nach meinen Beobachtungen der innere Rand steifer Kopfbedeckungen bei einer normalen Schädelform nie mit der Ebene der größten Kopflänge sich deckt. Der Hutrand steht hinten immer über dem Meßpunkt, namentlich bei vorgewölbtem Hinterhaupt, wie Goethe es hatte, während der Meßpunkt vorne, oberhalb der Nasenwurzel, in einer mehr vorgerückten Frontalebene als der vordere Hutrand liegt. Dies ist um so mehr in Betracht zu ziehen, da der untere Teil seiner Stirn stark vorgebaut war. Man muß die Kopflänge daher mindestens auf 21,5 cm schätzen. Die Annahme von Moebius, daß die Kopflänge 19,2 cm betragen habe, ist ganz unbegründet; sie widerspricht sowohl den Hutmaßen, als dem Eindruck, den die gesamten Profilbildnisse machen.

Schwieriger ist es, die Kopfbreite festzustellen, obgleich es hier auch nicht an Anhaltspunkten fehlt. Nach Moebius beträgt die Kopfbreite an der von Schadow aufgenommenen Maske über den Ohren 16,8 cm, während der Durchmesser des Zylinderhutes 18 cm zeigt. Von dem letzteren Maße muß aber etwas abgezogen werden, da die seitlichen Haare, namentlich wenn sie gelockt und nach hinten gekämmt sind, eine größere Breite vortäuschen. Einem derartigen Irrtum ist man auch bei Napoleons Feldhut verfallen, der einen breiten Rundkopf seines Trägers vortäuscht, während alle Bildnisse, Büsten und die Totenmaske es unzweifelhaft machen, daß Napoleons Schädel schmal war. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Angabe von 16,8 cm Schädelbreite der Wirklichkeit am nächsten kommt. Nehmen wir als Indexzahlen 21,5 und 16,8 an, so erhalten wir einen Kopfindex von 78,1, was einem Schädelindex von 76,5 entsprechen würde. Röse kommt auf Grund anderer Betrachtungen zu einem ähnlichen Ergebnis, er schätzt den Kopfindex auf 76,0. Doch ist auf eine bestimmte Zahl kein Wert zu legen. Ausgeschlossen ist es auf jeden Fall, daß Goethe brachycephal gewesen sein soll, wie Moebius annimmt, indem er einen Index von 87,5 konstruiert. Das widerspricht allem ikonographischen Material, das überliefert ist. Aber auch Pseudobrachycephalie ist ausgeschlossen, d. h. eine Schädelform, die zugleich große Länge und große Breite zeigt. Denn nehmen wir die Kopflänge auch nur zu 21 cm an, so ergibt sich ein Index von 80 oder ein Schädelindex von 78. Höchstens könnte es sich um einen ganz

Digitized by Google

niederen Grad breiter Dolichocephalie handeln; aber es ist sehr unwahrscheinlich.

Hinsichtlich der Gesichtsbildung ist zu sagen, daß Goethe die Züge der nordischen Rasse trägt. Die Nase ist lang und leicht gebogen. Den Gesichtsindex berechnet Moebius nach den Masken auf 82 oder 83. Auf dem Knochen gemessen, würde der Index noch etwas höher anzusetzen sein.

Goethes Hautfarbe wird verschieden angegeben. In jüngeren Jahren sah er bleich und blaß aus, für später mehren sich die Nachrichten, daß er einen braunen Teint gehabt hat. Demgegenüber betont ein anderer, daß die Gesichtsfarbe „weiß und gerötet" war (Grüner). Eckermann bezeichnet sie (1828) „ganz braun von der Sonne", Goethe kann also vorher nicht „bronzefarben" gewesen sein, wie ein anderer über ihn berichtet. Goethe hat sehr wahrscheinlich jene Art von weißer, aber nicht rassereiner Haut gehabt, die durch Einwirkung des Sonnenlichtes sich bräunt. Daraus sind die Widersprüche in den Nachrichten zu erklären. Aehnliche Fälle sind nicht so selten; Descartes hatte z. B. in der Jugend eine blasse, in mittleren Jahren eine rosige und im Alter eine gelbliche Gesichtsfarbe.

Die Haare waren braun. Wie Frau Körner erzählt, hatte er als Student „das schönste braune Haar, ungepudert im Nacken gebunden, daß es in dichtem Gelock herabwallte". Grüner nennt (1820) das Haar „bräunlich" und etwas gebleicht. Veit schreibt (1793): „Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller." Vergleichen wir mit diesen Angaben die Bildnisse, so zeigen diese eine hellere Art des Braunen, ebenso die Augenbrauen.

Die Augen Goethes werden meist als braun angegeben, von einigen sogar als schwarz; auch fehlt nicht eine Nachricht über „helle" Augen. Schwarze Augen werden bekanntlich durch große Pupillen hervorgerufen, und darauf beruhte wohl der machtvolle Eindruck von Goethes Blicken. Die Bildnisse geben die Iris bald heller, bald dunkler; ja eines der besten Porträts, das von Schmoll in Lavaters Sammlung, läßt erkennen, daß Goethe in Wirklichkeit ein mischfarbenes Auge gehabt hat. Der an sichere Beobachtung gewohnte Naturforscher Soret berichtet darüber: „Die Iris ist aus drei ausgesprochenen Färbungen zusammengesetzt. Ein breiter blauer Rand umgibt den braunen Grund der Iris, und dies bringt mit dem tiefen Schwarz der Pupille drei konzentrische Kreise hervor, was eine eigentümliche, aber durchaus nicht unangenehme Wirkung macht[1])."

Fassen wir die dargestellten körperlichen Merkmale zu einem Rassebild zusammen, so ergibt sich, daß Goethe die Statur, Kopf- und Gesichtsbildung der germanischen Rasse besaß, daß dagegen die Pigmentierung von Haut, Haar und Auge durch Kreuzung mit brünetter Rasse einen mischfarbenen Charakter angenommen hatte.

Ein besonderes Interesse bietet die Frage, wie dieser Mischtypus entstanden ist. Goethe sagt, daß er die Statur von seinem Vater geerbt habe, der demnach eine hohe Gestalt gehabt haben muß, wie auch Goethes Großmutter väterlicherseits als eine hagere Person beschrieben wird. Sind die biographischen Nachrichten über Goethes

[1]) O. Witkowski, Goetsche-Schriften, Das liter. Echo 1906, Heft 21.

Digitized by Google

Vater an sich schon sehr spärlich, so wird außer jener Angabe der Körpergröße nichts über seine äußere Erscheinung mitgeteilt. Das Relief-Porträt von Melchior läßt deutlich erkennen, daß Goethe nicht nur die Statur, sondern auch Kopf- und Gesichtsbildung vom Vater ererbt hat. Das Profil des alternden Goethe ist dem seines Vaters zum Verwechseln ähnlich. Die Farbe seiner Haare und Augen ist auf dem Familienbild (von der Hand des Malers Seekatz) nicht zu erkennen. Doch kann man auch hier feststellen, wie sehr der Sohn in der Kopfbildung dem Vater ähnlich war. Auf der farbigen Porträtzeichnung von Schmoll in Lavaters Sammlung hat er blaue Augen und gepuderte Haare, deren natürliche Farbe nicht zu erkennen ist. Ueber die Farbe der Augenbrauen bin ich nicht unterrichtet; doch vermute ich, daß die Farbe der Haare ein dunkles Blond oder lichtes Braun gewesen ist.

Ueber Goethes Mutter sind wir sehr genau unterrichtet. In einem Briefe an Fritz von Stein gibt sie eine Schilderung von sich selbst: „Hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im ganzen viel Wahres darin. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich korpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir, die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun aber nicht finden, — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden.“ Diese Schilderung wird ergänzt durch ein vorzügliches Originalporträt, dessen gegenwärtiger Besitzer mir mitteilt, daß auf diesem Bildnis die Haare gepudert, die Augenbrauen dunkelblond, die Augen hellbraun sind. Die Gesichtsfarbe wird als „hell und frischfarbig, eher weißrot“ bezeichnet.

Welche körperlichen Merkmale Goethe von seinem Vater und welche er von seiner Mutter ererbt hat, geht aus der Darstellung deutlich genug hervor. Im übrigen können wir, um mit Frau Rat zu reden, „nun aber nicht finden“, daß der Sohn gerade ihr besonders gleicht; vielleicht haben die braunen Augen und Haare diese Meinung veranlaßt, was die Annahme bestärken würde, daß der Vater blond gewesen ist.

Die voraussichtlichen Folgen der Mutterschaftsversicherung.

Dr. Fr. von den Velden.

Die Mutterschaftsversicherung wird von vielen Seiten als der beste Ausweg aus unseren sexuellen Mißständen betrachtet. Unzweifelhaft spricht mancherlei für sie, man sollte aber darüber nicht die übeln Folgen vergessen, die sie voraussichtlich herbeiführen würde.

Der Untersuchung derselben sei das Projekt von Dr. W. Borgius, von welchem auch K. Schmidt in seinen Betrachtungen (vergl. Polit.-anthr. Rev. 1906, Nr. 5) ausgeht, zugrunde gelegt.

Digitized by Google

Alle erwerbsfähigen Männer sollen, solange sie ledig sind, jährlich 200 Mk., die verheirateten 100 Mk. Prämie zahlen. Die Versicherung ist also mit einer starken Junggesellensteuer verknüpft, die eigentümlich berührt, da doch die Mutterschaftsversicherung die Ehe teilweise entbehrlich machen soll und alles eher erwarten läßt als eine Beförderung der Ehe. Aber abgesehen davon: wie soll der Junggeselle der unteren Volksklassen, für die allein bei der Geringfügigkeit der Summen die Versicherung Sinn und Bedeutung hat, jährlich 200 Mk. erübrigen? Und wie will man ihn zur Zahlung zwingen? Etwa durch Gefängnisstrafe, die ihn am Erwerb hindert und dem Staat Kosten macht? Zahlt er aber seine Prämie nicht, so hat nicht er den Schaden davon, welcher konsequenterweise in Entziehung des Liebesrechts bestehen müßte, auch nicht seine etwaigen Kinder, denn die Versicherung kümmert sich nicht um den Zusammenhang zwischen Kind und Vater, sondern steht auf dem Boden des Mutterrechts. Der Nachteil fällt vielmehr auf die Versicherungskasse in Gestalt eines Ausfalls an Einnahmen, und damit auf die Gesamtheit der versicherten Frauen und Kinder.

Wer eine Versicherungsprämie zahlt, will auch den Vorteil davon haben. Der Verheiratete findet sein Aequivalent darin, daß ihm seine Kinder nichts kosten. Beim Unverheirateten fällt, der Intention der Mutterschaftsversicherung nach, der Vorteil der Frau zu, die materiell einigermaßen gedeckt ist, auch wenn der Vater sich nicht um das Kind kümmert; dem Vater nur insofern, als für ihn keine Alimentationspflicht mehr existiert. Damit wird er sich aber nicht begnügen, sondern er wird auch die Freiheit in Anspruch nehmen, — die ihm niemand streitig machen kann — seinem Liebestrieb in völliger Unbekümmertheit um die Folgen freien Lauf zu lassen. Er hat ja ein für allemal bezahlt und das übrige geht ihn nichts an. Die Versicherung wird wirken wie die Sitte mancher Weinländer, wo jeder für einen feststehenden Betrag soviel trinken mag, wie er will und kann. Enthaltsamkeit ist nicht die Folge, weder hier noch dort.

Bekanntlich haben alle Versicherungen, vorab die gegen Krankheit und Invalidität, die Eigentümlichkeit, den Versicherten unüberlegt, leichtsinnig und unvorsichtig, und häufig noch zum Betrüger, zu machen. Die Mutterschaftsversicherung leitet aber noch darüber hinaus zur Mißachtung des natürlichen Rechtes an, das Mutter und Kind an den Vater haben, nicht nur an seinen Erwerb, sondern an seine Persönlichkeit. Das einzige, was seiner völligen Ungebundenheit im Wege stehen wird, wird der Widerstand des weiblichen Geschlechts sein. Dieses wird sich also mehr wie je im Zustand des Krieges oder bewaffneten Friedens dem Manne gegenüber befinden, wofür die dem Kinde zufallende Rente doch nur ein mangelhafter Ersatz sein dürfte.

Das Mädchen oder die Frau, die ein Kind hat, soll bis zu dessen 14. Lebensjahr jährlich 250 Mark, bei zwei Kindern 450, bei drei 600 und bei vier 700 Mark erhalten, während für weitere Kinder keine Rente gezahlt wird; mit vier Kindern ist also das Optimum erreicht. Die vierfache Mutter ist eine Rentiere, die von ihrer Rente leben und auch noch einen Mann erhalten kann, wenn dieser jährlich noch 100 bis 200 Mark hinzuverdient. Vierkindermutter zu sein wird der einfachste, lohnendste und keinerlei Vorkenntnisse erfordernde Broterwerb sein. Wer eine solche heiratet, kann sich das Leben leicht machen,

Digitized by Google

freilich muß er jährlich 100 Mark Prämie zahlen, das bedeutet aber doch nur, daß er 600 Mark, statt 700 Mark erhält, allein dafür, daß er Vater von vier Kindern ist oder auch nur dafür gilt. Er braucht, wenn er es noch bequemer haben will, die Rentenempfängerin gar nicht zu heiraten, sondern sich nur an sie zu hängen: dadurch wird freilich die Rente auf 500 Mark zusammenschrumpfen, aber nichts hindert ihn, der Parasit mehrerer Frauen zu sein. Gegen das Unwürdige eines solchen Zuhältertums würde sich, wenn es erst staatlich konzessioniert ist, das Gefühl des Proletariers, um das es sich ja bei der Versicherung hauptsächlich handelt, bald abstumpfen, und solche Verhältnisse, bei denen die Mutterschaft der Frau die Grundlage der häuslichen Oekonomie ist, würden bald eine gewöhnliche und verbreitete Erscheinung werden. Man wende hier nicht ein, daß die Frauen die Kraft haben werden, die Männer vom Mitgenuß der Rente abzuhalten; dazu müßte das weibliche Geschlecht erst von Grund aus umgeschaffen werden.

Werden nun aber erst die Ehen oder Verhältnisse, die 100 bezw. 200 Mark zahlen und bis 700 Mark von der Mutterschaftsversicherung erhalten, zahlreich, woher soll dann das Geld für ihre Rente kommen? Alle Ehepaare, mit Ausnahme der verhältnismäßig sehr wenigen kinderlosen (freiwillige Kinderlosigkeit wird in den unteren Ständen wohl verschwinden), werden der Versicherung weit mehr kosten als einbringen. Die Kosten sind also allein von denjenigen Junggesellen aufzubringen, die ihre 200 Mark regelmäßig zahlen und diesen Posten nicht dadurch zu einem negativen machen, daß durch ihn ein Kind, das sie irgendwo ins Dasein gerufen haben, erhalten wird. Wie gering wird aber die Zahl kinderloser Junggesellen sein in einer Gesellschaftsordnung, die ihnen dieselben pekuniären Opfer auferlegt, wie denen, die Kinder haben! — Diese Erwägung führt zu dem Schluß, daß nicht nur die ethischen, sondern auch die rechnerisch-finanziellen Grundlagen der Mutterschaftsversicherung irrig sein müssen.

Man wird diese Betrachtungen für übermäßig pessimistisch ansehen. Aber wenn sie nur zur Hälfte richtig sind, so ist die Mutterschaftsversicherung, wenigstens in der von Borgius vorgeschlagenen Form, nicht lebensfähig. Und welche Modifikation man ihr auch geben mag, sie wird immer den Grundfehler haben, der Rücksichtslosigkeit der Männer Vorschub zu leisten und den natürlichen Zusammenhang zwischen Vater einerseits, Mutter und Kindern andererseits auseinander zu reißen.

Zur Kritik des Darwinismus.

In seinem Buch „Darwinismus und Lamarckismus", das ich in dieser Zeitschrift (IV, 12) einer längeren Besprechung unterzogen habe, versucht Prof. Pauly die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl und der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften zurückzuweisen, und dafür die Lamarcksche Auffassung einer selbsttätig-zweckmäßigen Gestaltung der Organismen durch Vererbung erworbener Merkmale wieder aufleben zu lassen. In seiner Erwiderung auf meine Kritik (V, 7) hat er indes keine stichhaltigen Gründe vorgebracht, die imstande wären, meine Gegengründe zu erschüttern. Mit Recht betont er, daß die Prämisse des Lamarckismus die Vererbung erworbener Eigenschaften sei. Aber gerade diese Voraussetzung

Digitized by Google

kann ich nicht anerkennen. Ueber diesen Punkt schreibt er: „Dr. Stieler hat auch nicht erkannt, daß der Lamarckismus seine größte Wahrscheinlichkeit daraus bezieht, daß die gleiche Voraussetzung, die er zur Erklärung der Zweckmäßigkeit macht, alle Vererbungserscheinungen und alle Wunder der Fortpflanzung mit erklärt. Sie besteht in der Annahme eines psychischen Rapports zwischen allen Zellen eines zusammengesetzten Körpers und allen materiellen Punkten eines einzelligen Wesens, aus welchem die Solidarität in den zweckmäßigen Leistungen derselben hervorgeht, und aus welchem Rapport zugleich verständlich wird, wie es möglich sein kann, daß Zellen jeglicher Art Eindrücke von allen Erfahrungen ihrer Genossen erlangen, die sie doch erlangt haben müssen, wenn sie bei der Fortpflanzung das Ganze, dem sie angehören, mit seinen fortgesetzten stammesgeschichtlichen Erwerbungen reproduzieren sollen."

Dieser Satz muß hier unverkürzt wiedergegeben werden, um das phantastische Raisonnement Paulys ins rechte Licht zu setzen; denn alles, was in ihm gesagt ist, beruht nicht auf Beobachtungen und durch Beobachtung gewonnenen Betrachtungen, sondern auf — einem Vorurteil. Denn einwandfreie Erfahrungen über Vererbung erworbener Eigenschaften sind bisher noch nicht gemacht worden. Und trotzdem wird hier versucht, Vorgänge zu erklären, die in Wirklichkeit gar nicht vorkommen. Mir ist wohl bekannt, daß einige Beispiele für Vererbung erworbener Merkmale angeführt werden, aber es sind nur scheinbare Beweise, die bei näherer Zergliederung für die Lamarcksche Hypothese nicht aufrecht erhalten werden können. Und angenommen, solche Beispiele wären tatsächlich vorhanden, so zeigt die Beobachtung, daß in den allermeisten Fällen „erworbene" Eigenschaften sich nicht vererben. Man müßte diesen Vorgang tagtäglich handgreiflich bemerken können, wenn er wirklich eine so große Rolle spielt, wie die Lamarckianer behaupten. Gerade die Beobachtung der Vererbung beim Menschen zeigt aufs deutlichste, daß die durch Uebung und Gewohnheit erworbenen Eigenschaften des Gehirns, der Nerven, Muskeln und Knochen sich nicht auf die Nachkommen übertragen.

Es ist auch eine ganz unbegründete Auffassung, daß die Fortpflanzungszellen eines Organismus dessen gesamten Eigenschaften, Eindrücke und Erfahrungen durch „psychischen Rapport" in sich abspiegeln und dann im Nachkommen wieder reproduzieren. Von einem solchen „psychischen Rapport" haben wir keinerlei begründete Vorstellung. Gewiß ist es nicht ausgeschlossen, daß die Zellen eines Organismus in psychischen Beziehungen niederster und dumpfester Art zueinander stehen, weshalb man diese Beziehungen besser „psychoide" nennt, aber Paulys Hypothese setzt einen höchst differenzierten und psychischen Mechanismus zwischen den Zellen voraus, für die jede anatomische Grundlage fehlt. Ueberdies spricht die tatsächlich nachgewiesene Kontinuität des Keimplasmas, in welcher das schlummernde Artbild materiell gebunden ist, gegen eine solche Auffassung. Diese relative Selbständigkeit der Keimzellen erklärt am besten die Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten in den Vererbungserscheinungen und den Umstand, daß sogenannte erworbene Eigenschaften tatsächlich nicht vererbt werden.

Wohl bestehen Beziehungen zwischen den Keimzellen und ihrem Organismus, und zwar einmal durch die Stoffwechselvorgänge und dann vielleicht durch die Nervenbahnen. Gesunde und kräftige Organismen erzeugen im allgemeinen auch gesunde und kräftige Keimzellen. Gifte der verschiedensten Art, die den Organismus treffen, schädigen die Keime, und vielleicht sind auch die Nerveneinflüsse in Wirklichkeit Stoffwechseleinflüsse, z. B. durch Selbstvergiftung bei Neurasthenie. Aber alles dies hat mit der Lamarckschen Hypothese nichts zu tun, die annimmt, daß durch Uebung erworbene Veränderungen der Muskeln und Nerven gleichartige Veränderungen in den Keimzellen hervorrufen und dadurch artbildenden Wert annehmen.

Digitized by Google

Wie gegen diese phantastische Verwendung der Psychologie in der Vererbungslehre, muß man sich auch gegen die „Ueberteleologie" wenden, die Pauly auf dieser psychologischen Ausdeutung des Verhaltens der Organismen aufbaut. Er schreibt: „Die nützliche Variante Darwins steht durch alle Generationen hindurch, während deren ihre Anhäufung geschehen soll, in keinem Kausalnexus zu den Bedürfnissen und Wünschen des organischen Subjekts, welches ihre Eigenschaften ausnützt, während sich in dem Prinzip Lamarcks das organische Subjekt der Verfügung über jene Eigenschaften des Mittels bemächtigt, die es ausnützen will, in der bildnerischen Verarbeitung desselben seine souveräne Gewalt über das Mittel erkennen läßt und im Aufsteigen der organischen Reihe die Steigerung dieser Gewalt im Menschentum vor Augen führt."

Auch hier verleiht Pauly dem Organismus Kräfte, die er in Wirklichkeit nicht oder bei weitem nicht in dem Grade hat, wie er es darstellt. Die Verschwendung der Natur, ihre Hülflosigkeit, ihre oft ganz sinnlose Verwendung der Mittel im Haushalt und in der Bildung der Organismen, kurz, das Chaos in der Natur wird von Pauly einfach ignoriert. Von einer „souveränen Gewalt" des organischen Subjekts in der bildnerischen Verarbeitung der Mittel kann gar nicht die Rede sein. Und es ist gerade das Verdienst Darwins, trotz des Antagonismus so unzähliger widerstrebender Kräfte im Haushalte der Natur in der natürlichen Zuchtwahl das Mittel gefunden zu haben, durch welches eine Steigerung organischen Lebens herbeigeführt wird. Die „nützliche Variante" Darwins ist „zufällig" nur in bezug auf das Individuum, aber in der Rasse gibt es Ursachen und Gesetzmäßigkeiten, die für die Erhaltung des Organismus wirksam sind. Gerade Weißmann hat durch seine Lehre von der Keimauslese und der progressiven Variation in dieser Hinsicht der Darwinschen Theorie eine bedeutsame Fortbildung gegeben.

Paulys Grundirrtum besteht darin, daß er das zweckmäßige Denken und Handeln des Menschen falsch auffaßt, dasselbe als eine souveräne und unfehlbare Macht ansieht. In Wirklichkeit zeigt aber die Entwicklung der menschlichen Zweckhandlungen Vorgänge, die mit der Darwinschen Lehre von der Auslese des Passenderen direkt gleichartig sind. Die fertige und voraussehende Zweckhandlung des Menschen ist das Ergebnis einer unzähligen Menge von Versuchen und Erfahrungen der ganzen Gattung, die schließlich dahin führen, die nützliche Association zwischen Bedürfnis und Mittel durch natürliche Auslese zu einer gewohnheitsmäßigen Fertigkeit zu schematisieren. Nicht anders verfährt die Natur in der Bildung der organischen Formen.

Dr. R. F. Stieler.

Berichte und Notizen.

Die Bewertung der Körperhöhen als Rassenmerkmale. In allen Weltteilen schwankt die Körperhöhe der Menschen innerhalb beträchtlicher Grenzen. Die Schwankungen bewegen sich bei gesunden, ausgewachsenen Individuen zwischen 1,20 m und 1,90 m und darüber. Es entsteht nun die Frage, gehören alle diese Verschiedenheiten in das Gebiet individueller Variabilität, erzeugt die Natur wahllos, je nach inneren und äußeren Bedingungen, diese großen, mittelgroßen und kleinen Leute, oder erzeugt sie diese drei Kategorien unter dem Einflusse der Notwendigkeit. Gibt es Rassen, welche eine bestimmte Körperhöhe festhalten und wie irgend ein anderes Rassenmerkmal vererben, oder ist die Körperhöhe gänzlich bedeutungslos für die Anatomie der Menschenrassen? Die Antwort auf diese Fragen fällt noch sehr verschieden aus. Doch gibt es umfangreiche statistische Untersuchungen, welche durch einen großen Tatsachenreichtum eine breite Unterlage für eine erfolgreiche Diskussion bieten. Die Statistiker unterscheiden große Leute, deren Körper-

Digitized by Google

höhe zwischen 1,65 und 1,70 m und darüber schwankt, ferner mittelgroße, deren Körperhöhe zwischen 1,55 und 1,649 m liegt. Diese Größen bleiben beständig, sowohl im Norden wie im Süden. Weder Nahrung noch Klima, noch die geographische Erhebung des Landes haben einen umgestaltenden Einfluß. Die Großen sind in Europa durch blonde Komplexion ausgezeichnet, die Mittelgroßen durch brünette. In England, Schweden, Italien, Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Rußland und Nordamerika ist ein enormes, nach Hunderttausenden von Einzelbeobachtungen zählendes Material zusammengebracht worden, und der Beweis scheint völlig erbracht, daß die beiden Kategorien von großen und mittelgroßen Leuten nicht etwa regellos und unvermittelt entstehen, sondern daß sie als ein Produkt der Vererbung aufzufassen sind, so daß also diese zwei verschiedenen Körperhöhen das unterscheidende Merkmal zweier verschiedener Rassen Europas darstellen. Auf den von Livi herausgegebenen anthropologischen Karten Italiens z. B. zeigt sich eine obere Hälfte, die heller aussieht, und eine andere, die dunkler beschaffen ist (in bezug auf die Komplexion). In den hellen Gebieten finden sich 29,6 pCt. Große, in den dunklen Gebieten mit allmählicher Abnahme nur 5 pCt., und doch ist das Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens überall gleich groß in diesem begünstigten Lande. Es lassen sich also keine direkten Einflüsse des Milieu nachweisen, welche die auffallende Verschiedenheit erklären könnten, wohl aber gehen alle historischen, linguistischen und rassenanatomischen Forschungen dahin, die Einwanderung einer hochgewachsenen Rasse von Norden her als den Grund des Vorkommens der Großen anzugeben. Ebenso finden wir im weischen Tirol nur 12 bis 19 pCt. Große, dagegen in der Umgebung von Innsbruck, im deutschen Tirol, 54 bis 61 pCt. Große. Das Milieu kann hier nicht in Betracht kommen, denn es ist überall gleich, hat Berge und Täler und fast die ganze Bevölkerung treibt Landbau, hier kann also nur die Rasse wirksam geworden sein. Ueberall leben beide Kategorien nebeneinander, in derselben Gegend, oft in den nämlichen Familien, denn die beiden Rassen haben sich schon unzähligemal gekreuzt. Der scharfen Unterscheidung der Großen und Mittelgroßen als Rassenmerkmalen tritt nicht selten die Tatsache hindernd in den Weg, daß die Körpergröße unter dem Einfluß ungenügender Ernährung sich verändert. Dann werden die Großen und die Mittelgroßen in der Körperhöhe und in anderen Eigenschaften ansehnlich reduziert. Auch sind zahlreiche und genaue Untersuchungen über den Einfluß der verschiedenen Berufsarten auf die ganze Beschaffenheit des Körpers und gerade auch auf die Körperhöhe angestellt worden, und überall ergibt sich durch die Massenstatistik, daß Fabrikarbeit, Alkohol und die damit verbundene Misère die Körperhöhe herabmindern, auf dem Lande wie in den Städten. Die gut situierten Bewohner des Westendes der großen Städte unterscheiden sich z. B. in den körperlichen Eigenschaften sehr beträchtlich von denen der armen Stadtteile. Die Bevölkerung der aristokratischen Quartiere übertrifft die der übrigen oft um zwei cm, das ist z. B. für Madrid und für Paris mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit durch Massenbeobachtungen nachgewiesen. Die Landbezirke in der nächsten Umgebung Londons zeigen eine geringere Körperhöhe als die Stadt. Man nimmt mit Recht an, daß die Großen und Kräftigen in die Stadt wandern und auf diese Weise die besten Vertreter der Rasse die Landbezirke verlassen und vorzugsweise die Kleinen zurückbleiben. Es durchkreuzen sich also oft die Wirkungen des Rassenmerkmals und des Milieu, und es entsteht die Frage, ob das Milieu schließlich die charakteristischen Rassenmerkmale gänzlich vernichten kann. In manchen Bezirken ist infolge Kreuzung und äußerer Einflüsse der Nachweis der beiden charakteristischen Körperhöhen nicht mehr möglich, wie in Baden, wohl aber in Tirol, Italien und anderen Gebieten. Das ist ein Beweis, daß die Körperhöhe der Großen und Mittelgroßen ursprünglich charakteristische Rassenmerkmale darstellen, wie auch Livi, Broca, Beddoe, Ammon und Ripley annehmen. Daraus ergeben sich folgende Schlüsse: 1. Die zwei Körperhöhen, welche durch ausgedehnte statistische Untersuchungen festgestellt sind, die in Form der Großen und Mittelgroßen in Europa seit den prähistorischen Zeiten vorkommen, sind als Merkmale zweier verschiedener Menschenformen Europas aufzufassen, als Merkmale, die sich vererben. 2. Diese zwei Körperhöhen sind durch das Milieu in günstigem und ungünstigem Sinne beeinflußbar. Günstige Ernährungsverhältnisse und dergleichen vermögen eine Steigerung der Eigenschaften in der Weise zu erzielen, daß die Mehrzahl der Individuen die obere Grenze jeder dieser Formen und noch mehr erreichen kann. Ungünstiges Milieu kann dagegen eine Verringerung der Körperhöhe um zwei bis vier cm herbeiführen, aber trotzdem bleiben die Verschiedenheiten bemerkbar und eine völlige Vernichtung der charakteristischen Unterschiede scheint ausgeschlossen. Manche der Mittelgroßen

Digitized by Google

sinken dann unter die Grenzzahl von 1,55 m herab, werden beim Militär als Mindermäßige ausgeschieden und fallen in die Kategorie der Kleinen, zu denen auch die krankhaften Zwerge, die sogenannten Kümmerzwerge gehören. — Verschieden von diesen Kümmerzwergen sind die Rassenzwerge, kraushaarige Zwergneger in Afrika, die Buschmänner, die Aëta der Philippinen, die Andamanen und die Semang der malaiischen Halbinsel, deren Körperhöhe zwischen 1,20 und 1,55 m schwankt. Bei den Bewohnern Süd- und Ostasiens finden wir alle möglichen Zwischenstufen der Körpergröße bis zu 1,60 m. Ist nun die geringe Körperhöhe der Zwerge (Pygmäen) ein Rassenmerkmal oder nicht? Schwalbe, Schmidt, Martin und Fritsch erklären sie für Variationen der Großen. Aber nach allen Erfahrungen scheint die bloße individuelle Variabilität nicht hinreichend, um die Existenz der Großen, Mittelgroßen und der Kleinen auf diese einfache Weise zu erklären, wie z. B. ebensowenig die großen Gegensätze der weißen, schwarzen und gelben Rasse. Vielmehr sind die Größenunterschiede durch Selektion entstanden oder durch sprungweise Entwicklung (Mutation). Die scheinbaren Uebergangsformen sind durch Kreuzung der Rassen entstanden, ein Faktor, dessen weitgehender Einfluß durch die große Statistik über die Farbe der Augen, Haare und Haut handgreiflich nachgewiesen wurde. Innerhalb der Variabilität sind bestimmte feste Kategorien zu unterscheiden, besonders für die Körperhöhe, so daß Große, Mittelgroße und Kleine als besondere Abteilungen des Menschengeschlechts anzusehen sind. (J. Kollmann, Wiener Medizinische Wochenschrift, 1906, Nr. 42.)

Eine neue Menschenrasse in der arktischen Zone soll, wie eine Zeitungsnotiz berichtet, Kapitän Klinkenberg von dem Walfischdampfer „Olga" in dem Gebiet, das als Prinz Albert-Land bekannt ist, gefunden haben. Die Nachricht wurde von einem englischen Zollkutter nach Britisch-Kolumbia gebracht. Die Angehörigen der Rasse sollen in höchst primitiven Verhältnissen leben. Sie waren mit Kupfermessern, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Kapitän Klinkenberg hatte in Begleitung von Eskimos einen Jagdausflug unternommen. Nachdem er 400 Kilometer weit in nordwestlicher Richtung über Schneefelder vorgedrungen war, stieß er auf menschliche Spuren und holte schließlich einen Menschenschwarm von 150 Köpfen ein. Die Eingeborenen kamen bewaffnet auf ihn zu und hielten Pfeile und Bogen dabei hoch. Der Kapitän legte auf sie an. Es näherte sich ihm darauf ein einzelner Eingeborener, der seine Waffen niederlegte, als der Kapitän seinerseits sein Gewehr aus der Hand legte. Man freundete sich an und der Kapitän erfuhr durch Zeichensprache von einer alten Frau, die von Prinz Wilhelm-Land kam, daß die Eingeborenen niemals Weiße gesehen hätten.

Leit- und Streitsätze zur Rassetheorie. Im Staatswissenschaftlichen Praktikum der Gehestiftung in Dresden hielt Professor Petermann einen Vortrag, dem er folgende Leitsätze zugrunde legte: 1. Die christliche Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott wurde von der Aufklärung erweitert zu der Behauptung ihrer Gleichheit untereinander und zur Forderung ihrer vollständigen Gleichstellung in der Gesellschaft. 2. Bei dieser Folgerung aus der begrifflichen Gleichsetzung wurde übersehen, daß diese nur durch Abstraktion von allen den Unterschieden zustande kam, welche, abgesehen von allen den durch die äußeren Verhältnisse bedingten Ungleichheiten, durch die verschiedenen Naturanlagen gegeben sind. 3. Man erklärte die nicht wegzuleugnenden Verschiedenheiten für Produkte der ungleichen Entwicklung des Individuums und glaubte dieselbe durch eine entsprechende Erziehung eliminieren zu können, was zu einer Ueberschätzung der Leistungsfähigkeit der letzteren führte und auf eine Herabdrückung des Menschen zu einer nach dem Willen des Lenkers funktionierenden Maschine hinauslief. 4. Einen Rückschlag gegen diese spekulativ-abstrakte Pädagogik brachte die exakte naturwissenschaftliche Betrachtungsweise des Menschen, welche, die wahrzunehmenden Verschiedenheiten bis auf den Anfang des Lebens zurückverfolgend, sich gegen das Vorhandensein angeborener Verschiedenheiten, wenn diese auch nicht ausreichten, die Arteinheit des Menschengeschlechts in Frage zu stellen, nicht verschließen konnte. Die Deszendenztheorie mußte auf der Suche nach einem einheitlichen Ausgangspunkte die Anerkennung beharrlicher Verschiedenheiten, für welche sie den Erklärungsgrund suchte, zum Ausgangspunkte nehmen und rückte mit der Betonung der Sexual selection die Frage der Abstammung wieder in den Vordergrund der Betrachtung. 5. Seitdem hat auch die Soziologie wieder angefangen, sich mit der Frage der vererbten Anlagen zu beschäftigen, in erster Linie die Kriminalpsychologie, welche mehr und mehr der „erblichen Belastung" Beachtung zu schenken anfängt, wobei sie sich mit dem Determinismus vielfach begegnet. Aber auch in

Digitized by Google

umgekehrter Richtung wird das Angestammte neben dem Erworbenen wieder mehr beachtet. Der Versuch, das Genie als ein Erziehungsprodukt hinzustellen, würde wohl kaum noch gläubige Anhänger finden. Höchstens könnte man es als ein Erzeugungsprodukt auffassen, wobei die Eltern einzeln nicht den Gesamtcharakter des Nachkommen zu repräsentieren brauchen. 6. Wichtiger als diese Ausnahmefälle ist für ein Volk der Gesamtcharakter seiner Progenitur, und es ist eine Aufgabe der Politik, diese, wenn nicht zu heben, so doch vor dem physischen und moralischen Verfalle zu bewahren, von dem sich bei den europäischen Kulturvölkern manche Voranzeichen bemerkbar machen, welche über dem Fortschritte auf anderen Gebieten nicht übersehen werden dürfen. 7. Allzuhoch darf der Erfolg etwaiger staatlicher Maßregeln nicht angeschlagen werden, da die Staatsgewalt mit ihren Untertanen doch nicht wie ein Viehzüchter nach eigenem Gutdünken umspringen kann, sondern der freien wechselseitigen Auslese, welche in der Naturwissenschaft als eine wirksame Trägerin des Fortschrittes anerkannt ist, das meiste überlassen muß. 8. Wie weit man gehen kann, um die Hemmung, welche dieser wichtigste Faktor durch gesellschaftliche Einrichtungen erleidet, zu beseitigen, ist eine gegenüber den einzelnen Situationen sorgfältig zu erwägende Frage. Es ist dabei nicht nur an die widernatürliche Hemmung erwünschter Verbindungen, sondern ebensosehr auch an die künstliche Erhaltung des nicht Erhaltenswerten zu denken. 9. Im allgemeinen muß statt der bisher üblichen ausschließlichen Beachtung der Quantität auch die Qualität der Nachkommenschaft wieder Beachtung finden und im Fortschrittsinteresse der alte Satz aufs neue zu Ehren kommen: „Von den Besten soviel Kinder als möglich, von den Schlechten so wenige als möglich!“

Die gelbe Gefahr in Nordamerika. Nordamerika wird zuerst den großen Gegensatz zwischen der weißen Rasse einerseits und der gelben und schwarzen Rasse anderseits auszukämpfen haben. Zu den Konflikten mit Negern und Chinesen gesellen sich nun solche mit den Japanern, die bei Gelegenheit der Zulassung japanischer Kinder und Erwachsener in den amerikanischen Schulen zum Ausbruch gekommen sind. Ueber die gegenwärtige Lage heißt es in der Nat. Korrespondenz: „Der Rassengegensatz ist zu derselben Höhe gestiegen, wie einst, als die Ausschließungsgesetze gegen die Chinesen beschlossen wurden. Seit dem großen Brande in San Francisco ist die japanische Einwanderung erheblich gestiegen. Nun mögen die Kalifornier an sich schon keinen Zuzug von Fremden, selbst zuziehende Bürger von anderen Unionsstaaten werden scheel angesehen. Die organisierte Arbeiterschaft, die der hauptsächlichste Träger dieser Tendenzen ist, will überhaupt keine fremde Konkurrenz dulden. Japaner in San Francisco werden von dem Mob in den Straßen insultiert und sogar angefallen. Aber auch die gebildeten Klassen nehmen an dieser Bewegung teil, aus Entrüstung darüber, daß wohlhabende Japaner sich jetzt in den reichen Vierteln ansiedeln, daß sie sogar die Amerikaner in den Hausmieten überbieten. Je länger, je mehr breitet sich die antijapanische Bewegung über die ganzen pacifischen Staaten aus. Die Regierung zu Washington ist zur Aufrechterhaltung der Vertragsrechte verpflichtet. Die Kalifornier aber versteifen sich auf das Staatenrecht; in den inneren Angelegenheiten der Staaten, wozu unzweifelhaft das Schulwesen gehöre, habe die Bundesregierung nichts dreinzureden. Wieder einmal steht Staatenrecht wider Bundesrecht.“ — Den Leipziger N. N. schreibt ihr amerikanischer Mitarbeiter ferner, daß der Handelsminister Metcalf die japanische Schulstreitsfrage untersucht hat und nach seiner Rückkehr dem Präsidenten über die heikle Angelegenheit Bericht erstatten wird. Weiter wird gemeldet, daß man in ganz Kalifornien die Handlungsweise der Schulbehörden billige, und daß in der nächsten Tagung des Bundeskongresses die Eingabe einer Vorlage zu erwarten sei, welche die Ausschließung der Japaner in der gleichen Weise verlangt, wie es jetzt mit den Chinesen geschieht. „Es unterliegt“, so sagt der Bericht wörtlich, „keinem Zweifel, daß eine solche Vorlage die Unterstützung aller Vertreter der Pacificstaaten finden würde. Es mögen noch Jahre darüber hingehen, aber die Weißen der Pacificküste werden nicht eher ruhen, als bis die Ausschließung aller asiatischen Rassen durchgesetzt ist. In den Städten sind alle einstimmig mit den organisierten Arbeitern der Ueberzeugung, daß die Japaner insgesamt einen Gemeinschaden und eine große Gefahr bilden. In Kalifornien läßt sich die Situation kurz dahin zusammenfassen, daß der Haß der Weißen gegen die Gelben stärker wird, je mehr sie mit diesen in Berührung kommen. Sie hassen die Japaner nicht nur, sondern sie fürchten sie auch, da sie durch ihre Arbeitsmethoden und ihre Lebensweise der weißen Bevölkerung die Existenzmöglichkeit abschneiden.“ — Es ist daher zu verstehen, daß besonders die

Digitized by Google

Arbeiterpartei alle Japaner aus dem Lande vertreiben möchte. Tatsächlich hat die Einwanderung seit dem Kriege häufig die Ziffer von 3000 und mehr Kulis per Monat betragen, die ebensoviele amerikanische Arbeiter ihres Brotes beraubten und bald ganz verdrängten. Das begann mit der Obstindustrie, die bekanntlich Hunderttausende im Lande beschäftigt. Die Japaner arbeiteten zur Hälfte der bis dahin landesüblichen Löhne und erwiesen sich weit anstelliger und schneller bei der Arbeit. Dann kam die Küstenfischerei an die Reihe, die ebenso rasch in ihre Hände überging. Der Japaner ist der geübteste Fischer der Welt und ernährt sich überdies fast ausschließlich von dem, was er fängt. Bald überschwemmten sie auch die Eisenbahnbetriebe und erwiesen sich als so ausgezeichnete Hausdiener, daß San Franciscos Bürger bald herausfanden, ihre bisherigen deutschen oder schwedischen Dienstmädchen könnten es nicht entfernt mit dem gewandten, stets lächelnden, dienstbereiten, scheinbar alles verstehenden und so unendlich anspruchslosen, überdies aber noch durchaus ehrlichen und treuen japanischen Hausdiener aufnehmen. Die natürliche Folge war, daß Tausende deutscher Dienstmädchen stellenlos wurden. Den Aufwärtern und Kellnern in Hotels und Restaurants, den Barbierläden usw. ging es nicht besser, und überall verdrängte der Japaner den Amerikaner. Um allem die Krone aufzusetzen, erschien jetzt der japanische Großunternehmer, der mit seinen Kuliherden ganze Fabrikbetriebe, die Bestellung von Zucker- und Fruchtplantagen usw. zu bis dahin unerhörten Spottpreisen in Generalpacht nahm und den amerikanischen Arbeiter also en masse im eigenen Lande arbeitslos machte. Daher der eigentliche Antagonismus, für den es nach der Ueberzeugung der amerikanischen Arbeiterführer keinen Kompromiß gibt.

Die preußische Sprachenpolitik und die Polen. Die preußische Regierung besteht darauf, daß der Religionsunterricht in deutscher Sprache erteilt wird. Man sieht darin einen unberechtigten Eingriff in das Heiligste, was der Mensch hat, in Religion und Sprache. Aber der Unterricht findet in deutscher Sprache nur dann statt, wenn die Kinder hinlänglich vorgeschritten sind, um dem Unterricht mit Verständnis zu folgen. Noch heute wird in mehr als der Hälfte der katholischen Schulen der Provinz Posen mit polnisch sprechenden Kindern der Religionsunterricht auf allen Stufen polnisch erteilt. Das Vorgehen der Regierung ist also ein durchaus maßvolles. Mit Recht macht aber die „Ruthenische Revue" darauf aufmerksam, daß das preußische Attentat auf die Muttersprache die Polen in Galizien selbst nicht verhindert, die ruthenischen Schüler zu drangsalieren. So muß die ruthenische Jugend am kaiserlich königlichen (also an keinem polnischen Privatgymnasium) Franz Joseph-Gymnasium mit polnischer Unterrichtssprache in Lemberg die Religion in polnischer Sprache lernen und alle Bemühungen der Ruthenen, dieses „Attentat" des „edlen, aber sehr unglücklichen Volkes", wie die Polen noch oft genannt werden, auf die „kostbarsten Schätze der Menschheit" abzuwehren, sind erfolglos geblieben. Die katholischen Ruthenen dulden schweigend den Druck der katholischen „slawischen Brüder", die Polen aber erheben laute Klagen über den Druck der protestantischen Deutschen. . . . Daß im ruthenischen Ost-Galizien in jeder Volksschule die polnische Sprache erteilt wird, daß die Polen 2 Universitäten, 36 Gymnasien (davon 5 in Lemberg!) und Realschulen, während die Ruthenen keine Universität, keine Realschule, ja keine einzige rein ruthenische Volksschule und nur 4 (sage vier) vollständige Gymnasien haben, kann ja als kein „Attentat auf die kostbarsten Schätze der Menschheit" betrachtet werden. „To calkiem co innego" („Das ist etwas ganz anderes") — sagen die „edlen aber sehr unglücklichen" Polen. Hoffentlich bleibt die preußische Regierung stark. Der Kampf gegen die slawische Flut erfordert außerordentliche Maßnahmen. Groß gezogen durch deutsche Arbeit und Kultur, drängen jetzt die slawischen Unterschichten durch starke Vermehrung in die Breite und nach oben. Mit Recht bemerkt die englische Tribune in bezug auf die politischen und kulturellen Forderungen, welche die Polen durch Deutschland erfahren haben: „Seit 1840 (man kann getrost bis zu den Anfängen der preußischen Herrschaft zurückgehen, wenn man das Wort „Erziehung" im weitesten Sinne versteht. Red.) stattete die preußische Regierung die polnisch sprechenden Provinzen mit jenem glänzenden Erziehungssystem aus, welches Deutschland zu einem der mächtigsten Länder des Erdballs gemacht hat. Eine Zeitlang hielten sich die Polen zurück, bis ihnen die Erziehung förmlich aufgezwungen wurde. Jetzt haben sie deren Vorteile begriffen. Früher war das einzige Geschäft, dem sie nachgingen, das des Flickschusters, alle anderen Industrien in Posen waren in den Händen der Deutschen. Jetzt ist fast jede Laufbahn, jedes Handwerk, jede Industrie von den Polen in Beschlag genommen, die den Werkstätten und Läden ihrer Landsleute den Vorzug geben."

Digitized by Google

Frankreichs Bevölkerungssorgen. Wieder einmal haben die französischen Patrioten allen Anlaß, sich lebhafte Sorge über die Zukunft ihres Vaterlandes zu machen. Soeben ist die offizielle Statistik der Geburten, Eheschließungen, Scheidungen und Todesfälle im Jahre 1905, die von Jacques Bertillon bearbeitet wird, erschienen, und sie gibt ein ziemlich trübes Bild von der Bewegung der Bevölkerung in Frankreich. Zunächst hat die Zahl der Geburten auch in dem vergangenen Jahre wieder einen Rückgang erfahren; sie betrug 807 291 gegen 818 229 im Jahre 1904 und 846 246 als Durchschnittszahl in dem Zeitraum von 1894 bis 1903. Von der Zahl der Geburten waren im Jahre 1905 71 500 unehelich. Die Zahl der Eheschließungen hat dabei etwas zugenommen; sie ist von 298 621 auf 302 623 gestiegen. Dafür war auch die Zahl der Ehescheidungen größer: 10 019 im Jahre 1905 gegen 9860 im Jahre 1904 und 7434 im Durchschnitt der vorhergehenden 10 Jahre. Bemerkenswert ist, daß trotz aller hygienischen Maßregeln die Zahl der Todesfälle im Jahre 1905 etwas zugenommen hat, von 761 203 auf 770 171. Der Geburtsüberschuß, der schon im Jahre 1904 nur 57 026 betrug, war im vorigen Jahre sogar nur noch 37 120. Der ständige Rückgang dieser Ziffer bildet für die Franzosen eines der beunruhigendsten Probleme der Zukunft; niemals, so lange es eine offizielle Statistik gibt, d. h. seit über 100 Jahren ist sie so niedrig gewesen. Alle Klagen der Freunde ihres Vaterlandes, alle Warnungen sind verhallt, ohne Gehör zu finden. Schon seit einer Reihe von Jahren geht die Geburtenziffer regelmäßig zurück, während sie in allen anderen europäischen Staaten ebenso regelmäßig steigt. Die Zunahme der Bevölkerung ist in Frankreich daher nur noch ganz unbedeutend; sie beträgt noch nicht einmal 1 auf 1000, während in den anderen Ländern der Zuwachs der Bevölkerung sich ständig vergrößert hat: im Jahre 1904 betrug er in den Vereinigten Staaten 475 000, in Oesterreich-Ungarn 562 000, in Italien 387 000 und — worauf man natürlich mit besonderer Betonung hinweist — in Deutschland 862 664, d. h. 15 auf 1000! Im Jahre 1904 gab es 36 Departements, in denen die Zahl der Todesfälle die der Geburten überwog; im Jahre 1905 waren es bereits 44. In einigen Departements, wie Le Gers, Le Lot, Lot-et-Garonne, Tarn-et-Garonne usw. kamen sogar 3 Todesfälle auf 2 Geburten.

Eine freie Vereinigung biologisch denkender Aerzte ist vom königl. Kreisarzt Dr. Bachmann in Harburg a. Elbe ins Leben gerufen worden und bezweckt in der Hauptsache, daß die Biologie als Lehre von den gesundheitlichen Lebensbedingungen und der Verhütung aller krankmachenden Reize, sowie die naturwissenschaftliche Vererbungslehre in Zukunft die hauptsächliche Grundlage unserer theoretischen Heilkunde bilden sollen. Von dem Begründer ist im Februar 1905 ein Aufruf zur Beteiligung an der genannten Vereinigung und zu Weihnachten der erste Bericht über die bisherigen Erfolge und Fortschritte derselben veröffentlicht worden. Beide Schriften, die sich im wesentlichen mit den Bestrebungen dieser Zeitschrift decken, halten wir für wertvoll und interessant. Herr Dr. Bachmann wird demnächst selbst ein kurzes Referat über die sozialhygienischen Bestrebungen seiner Vereinigung veröffentlichen. Die sich ihm tagtäglich in seiner amtlichen Tätigkeit aufdrängende Tatsache, daß heutzutage von der staatlichen Gesundheitspflege die wahrhaft großen Mittel zur Hebung der Volksgesundheit gegenüber unzähligen kleinen Palliativmittelchen noch fast völlig vernachlässigt werden, drängte ihn dazu, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen und damit vielleicht weiteren Kreisen von Aerzten und Medizinalbeamten Anregung zu geben. — M. F. (Soziale Medizin und Hygiene 1906, 2.)

Zunehmende Still-Unfähigkeit der Frauen. Ueber die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, hatte der bekannte Baseler Universitäts-Professor Dr. med. G. v. Bunge im Jahre 1899 zum ersten Male das größte Aufsehen erregende Ausführungen gemacht. Er hatte auf Grund der von ihm untersuchten 665 Fälle damals als Regel erkannt: „War der Vater ein Trinker, so verliert die Tochter die Fähigkeit, ihr Kind zu stillen, und diese Fähigkeit ist fast immer verloren für alle Geschlechter.“ Außerordentlich heftig wurde Bunge darüber von vielen Frauen- und Kinderärzten angegriffen. Unbeirrt setzte der Forscher seine Untersuchungen fort, die sich jetzt in der soeben in fünfter Auflage (München 1907, Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung) auf 2051 Familien erstrecken und immer nur das erste Forschungsergebnis bestätigen. „Wir haben“, so sagt Bunge, „eine Ursache der Unfähigkeit zum Stillen bereits erkannt — den Alkoholismus. Ich behaupte nicht, daß er die einzige Ursache sei. Es spielen vielleicht auch noch andere Ursachen mit. Aber der Alkoholismus ist diejenige Ursache, die

Digitized by Google

sich gleich beseitigen läßt. Man schaffe den Alkohol fort. Dann wird man alle übrigen Ursachen scharf und deutlich erkennen und für ihre Beseitigung wirken können." Wie ernst es Bunge mit seinen diesbezüglichen Forschungen ist, zeigen auch die Schlußzeilen des Vorwortes zur neuesten Auflage des oben genannten Werkes: „Gegen den Zweifel kann ich natürlich nichts haben. Zu skeptisch kann man nicht leicht sein. Wenn man aber meine Ergebnisse bezweifelt, den Zweifel durch nichts begründet und dann die Hände in den Schoß legt und nichts tun will, die Wahrheit aufzudecken, so ist das einfach eine Gewissenlosigkeit. Die Aerzte sollen jetzt nicht eher ruhen, als bis sie die Unfähigkeit zum Stillen sonnenklar aufgedeckt haben. Die Frage nach den Ursachen dieser Unfähigkeit ist die wichtigste medizinische Frage der Gegenwart. Sie fällt zusammen mit der Frage nach den Ursachen des Unterganges unserer arischen Rasse."

Aus dem Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. In dem diesjährigen Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen gibt Dr. B. Friedländer eine Kritik der neueren Vorschläge zur Abänderung des § 175, der nach seiner Meinung aus rein juristischen Gründen abgeschafft werden muß. In der Tat ist die Formulierung und bisherige Auslegung dieses Paragraphen geradezu eine absurde. Onanieähnliche Handlungen werden nicht bestraft (auch bei Handlungen mit jungen Leuten über 14 Jahren), während alle beischlafähnlichen Handlungen harte Ahndung finden, das heißt solche, bei denen stoßende Bewegungen oder ähnliche Praktiken stattfinden. Grenzenlose Spitzfindigkeit juristischer Willkür! Wer und was wird dabei eigentlich geschützt? Zudem werden dieselben widernatürlichen Handlungen im Verkehr vom männlichen und weiblichen Geschlecht nicht vor Gericht gezogen. Mit Genugtuung kann konstatiert werden, daß auf der ganzen Linie, sowohl in juristischen als medizinischen Kreisen, der Widerstand gegen Aufhebung des betreffenden Paragraphen verstummt ist. Nur die Sittlichkeitsvereine und evangelischen Synoden, die Moral und Tugend gepachtet haben, wollen nichts davon wissen. Aber wer sich mit der Geschichte des § 175 beschäftigt, der sieht mit Schaudern die unheilvollen Wirkungen, die er hervorruft, ohne daß er auch nur im geringsten imstande wäre, abschreckend oder bessernd auf die Homosexuellen zu wirken. Aber Erpressungen folgen auf Erpressungen, Selbstmorde auf Selbstmorde. Wann wird diese Barbarei einer mittelalterlichen Gesetzgebung aufhören? — Da ist es dankenswert, daß Friedländer die Strafgesetzgebung Frankreichs und Italiens auf ihre Wirksamkeit und Zweckmäßigkeit untersucht und konstatiert, daß sich die italienische Formulierung am besten bewährt habe. Während für unzüchtige Handlungen mit Personen unter 14 Jahren Zuchthaus bis zu 10 Jahren verlangt wird, formuliert Friedländer § 182 dahin: „Wer eine unbescholtene Person des einen oder andern Geschlechts, welche das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, zum Beischlaf oder zur Pedikation verführt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag der Eltern oder des Vormundes der verführten Person ein." Diese Formulierung hat den Vorzug, daß sie das männliche und weibliche Geschlecht in gleicher Weise schützt. Während vom italienischen Strafgesetz das 15. Lebensjahr, wird hier mit Rücksicht auf die Geschlechtsreife im Norden das 16. Jahr als Grenzalter gesetzt. Doch müssen wir der anderen Formulierung, daß ganz allgemein „unzüchtige Handlungen" mit Personen unter 16 Jahren bestraft werden, den Vorzug geben, denn für noch nicht geschlechtlich reife Menschen ist jede Art von Unzucht schädlich, für Knaben z. B. onanieähnliche Handlungen ebensosehr wie beischlafähnliche. Aus diesem Grunde ist zu fordern, daß Strafverfolgung in solchen Fällen (unter 16 Jahren) nicht nur auf Antrag, sondern gesetzlich stattfindet. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob durch einen speziellen gesetzgeberischen Akt diese Aenderung herbeigeführt werden könne, ohne die Vorstellung zu erwecken, daß nun das Laster von Staats wegen eine Sanktion fände. Wir sind sicher, daß die „Sittlichkeitsvereine" dagegen große Agitation entfalten werden — aber die Zustände sind unhaltbar geworden. Erlebten wir doch kürzlich wieder im Anschluß an eine Erpresseraffäre den Selbstmord eines hochangesehenen tüchtigen Landrichters in Dresden. Und wenn man sieht, daß das Strafgesetz Erpressungen und die Entstehung einer männlichen Prostitution in hohem Grade begünstigt, dann kann kein Bedenken gegenüber einer speziellen gesetzgeberischen Aktion aufkommen. — Kr.

Krankheitsverhütung durch ärztliche Massen-Untersuchungen. Wenn die Behandlung von Krankheiten bis ins graue Altertum zurückreicht, so wurde die Bedeutung der Prophylaxe erst sehr viel später erkannt. Daß der Ausbau dieser verhältnismäßig jungen Bestrebungen noch lange nicht vollendet ist, kann nicht

Digitized by Google

Wunder nehmen. Das Ideal einer Prophylaxe wäre eine ständige ärztliche Kontrolle aller Menschen, und über dieses Ideal ist denn auch kürzlich in der Jahresversammlung der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung verhandelt worden. Bishop vom Lincoln-Hospital in Newyork stellte die Forderung auf, daß jeder Mensch von Zeit zu Zeit einer eingehenden körperlichen Untersuchung, unter Zuhülfenahme aller einschlägigen chemischen und mikroskopischen Methoden unterworfen werden müßte. Die Forderung werde ja schließlich an jeder komplizierten Maschine erfüllt und dabei wage keiner einen kleinen Schaden zu übersehen, da eine solche Nachlässigkeit zu einem völlig Unbrauchbarwerden der Maschine führen könnte. Die gründliche Untersuchung der Menschen ist allerdings sehr zeitraubend, erfordert viele Hülfsmittel und viel Handfertigkeit, so daß eine Zusammenarbeit mehrerer Aerzte notwendig wird. Da es den jüngeren Aerzten an praktischer Erfahrung gebricht, während sie im technischen Laboratoriumsbetrieb gut bewandert sind, sollte ihre Aufgabe sein, die physiologischen Untersuchungen für die älteren Praktiker zu machen. Die Menschen müssen dazu erzogen werden, den Ablauf ihrer physiologischen Prozesse beobachten zu lassen, wie sie ja auch die öffentliche Wohlfahrtspflege ohne weiteres den Aerzten anvertrauen. Durch diese Maßnahmen könnten nicht nur zahlreiche Krankheiten verhütet, sondern auch die Behandlung in Krankheitsfällen könnte erleichtert werden, da die genaue Kenntnis des individuellen Organismus dem Arzte manchen Hinweis zu geben vermag. Die Forderungen Bishops wurden von Dr. Knopf aus Newyork unterstützt, der die Wichtigkeit periodischer Untersuchungen besonders solcher Individuen betonte, die zu Erkrankungen prädisponiert sind. Sämtliche Kinder müssen bei ihrem Eintritt in die Schule und dann halbjährlich untersucht werden; nur dann könnte der Kampf gegen die Tuberkulose erfolgreich sein. Dr. Friedrich wies dann darauf hin, daß noch nicht einmal die Untersuchung der Lehrer erreicht sei. Auch die Untersuchung der Milchhändler und Bäcker sei trotz ihrer dringenden Notwendigkeit noch nicht durchgeführt worden. Dr. Egbert aus Philadelphia betonte die günstigen Ergebnisse der Kollege-Untersuchungen, trotzdem es sich hier nicht einmal um vollständige und im wesentlichen um anthropometrische Untersuchungen handelte. Der Umstand, daß die Studenten über ihren eigenen Körperzustand in Kenntnis gesetzt werden, veranlaßt sie, ihr Leben und ihr Studium dementsprechend einzurichten. Durchschnittlich ist der Gesundheitszustand der Studenten solcher Kollege ein besserer, wo anthropometrische Untersuchungen üblich sind. Die jungen Männer und Frauen, die die günstige Wirkungen solcher Untersuchungen in den Kolleges kennen gelernt haben, sollten als Bundesgenossen der Aerzte für eine Verbreitung der allgemeinen periodischen Gesundheitsprüfung der breiten Massen wirken.

Die Untersuchungen über Trunksucht und Krankheiten, die Dr. J. Owen angestellt hat, gelangen zu folgenden Schlüssen: 1. Gewohnheitsmäßiger Genuß alkoholischer Getränke hat, sobald er die bescheidenste Mäßigkeit überschreitet, die bestimmte Tendenz, das Leben zu verkürzen und zwar ist die durchschnittliche Verkürzung proportional dem Grade der Trinkgewohnheiten. 2. Von den über 25 Jahre alten Männern leben im Durchschnitt die, die sich strenger Mäßigkeit befleißigen, wenigstens 10 Jahre länger als die Unmäßigen. 3. Bei der Entstehung von Cirrhose (Leberverhärtung) und Gicht spielen alkoholische Exzesse die sehr ausgesprochene Rolle, die man ihnen längst zuerkannt hat; keine andern Krankheiten können mit solcher Sicherheit auf den Genuß alkoholischer Getränke zurückgeführt werden. 4. Abgesehen von Cirrhose und Gicht besteht die Wirkung alkoholischer Getränke eher darin, den Körper ganz allgemein für Krankheiten empfänglich zu machen, als darin, irgend eine bestimmte Krankheit hervorzurufen. 5. Bei der Entstehung chronischer Nierenleiden kommt wahrscheinlich alkoholischen Exzessen, oder der daraus entstehenden Gicht, ein besonderer Einfluß zu. 6. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß alkoholische Exzesse in irgend einer Weise zur Entstehung von bösartigen Geschwülsten beitragen, dagegen hat man Anhaltspunkte dafür, daß sie den Eintritt dieser Krankheit verzögern. 7. Im frühen Alter scheinen alkoholische Getränke das Entstehen von Tuberkulose eher zu hemmen als zu befördern, während einiger Grund dafür vorhanden ist, daß die Wirkung im hohen Alter eine entgegengesetzte ist. 8. Apoplexie (Gehirnschlag) wird nicht besonders herbeigeführt durch Alkohol. 9. Bronchitis wird außer vielleicht im früheren Alter nicht besonders betroffen durch alkoholische Exzesse. 10. Die Sterblichkeit infolge von Pneumonie (Lungenentzündung) und wahrscheinlich auch infolge von Typhus wird durch die Trinkgewohnheiten nicht besonders beeinflußt. 11. Prostatahypertrophie und Neigung zu Cystitis (Blasenentzündung) werden nicht besonders herbeigeführt

Digitized by Google

durch alkoholische Exzesse. 12. Totalabstinenz und strenge Mäßigkeit erhöhen beträchtlich die Aussicht auf Tod infolge von Altersschwäche oder natürlichem Zerfall, ohne besondere Krankheitserscheinung. (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus 1906, Nr. 5.)

Der deutsche Bund für Mutterschutz versendet ein Rundschreiben, dem wir folgendes entnehmen. Der „Bund für Mutterschutz" wächst stetig an Mitgliederzahl und an Bedeutung. Die Erkenntnis, daß die Reform der geschlechtlichen Sittlichkeit zu den wichtigsten sozialen Fragen gehört, setzt sich trotz aller Anfeindung durch. Männer und Frauen aller Richtungen haben zu den angeregten Problemen in öffentlichen Versammlungen oder in schriftlichen Auseinandersetzungen Stellung genommen. Solche Erörterungen herbeizuführen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Bundes; denn die völlige Schutzlosigkeit und Verachtung der unehelichen Mutter und ihres Kindes ruht auf sittlichen Anschauungen, die unbedingt der Reform bedürfen und wird nur mit dieser verschwinden. Andererseits ist der Schutz von Mutter und Kind, soweit es gegenwärtig möglich ist, energisch in Angriff genommen worden. Das Bureau des Bundes ist täglich den Hülfesuchenden geöffnet; im Leben gereifte Frauen empfangen Schwangere und Mütter und sorgen für Unterkunft der Schwangeren vor der Entbindung, Aufnahme während der Zeit der Entbindung, Vertretung von Rechtsansprüchen, Arbeitsnachweis für die Mutter, Wohnungs- und Pflegenachweis für Mutter und Kind, Gewinnung von Vormündern. Ein Ausschuß für praktischen Mutterschutz leitet die ganze Arbeit; er wird von Männern und Frauen gebildet, die auf eine langjährige Wirksamkeit auf sozialem Gebiete zurückblicken. Die Gründung eines Schwangerenheims ist bereits im Gange. Nun hat der Bund für Mutterschutz zwar Hunderte von Mitgliedern, aber noch sind sehr viele Orte zu nennen, an denen seine Ideen gar keine Vertretung haben, und andere, in denen die gewonnenen Mitglieder jedes Zusammenhangs untereinander entbehren. Es muß aber dahin gestrebt werden, daß die verlassenen Frauen, die sich aus allen Teilen Deutschlands an den Bund wenden, an ihrem Wohnorte Schutz und Hülfe finden. Es müssen Vertrauenspersonen in allen Städten Deutschlands tätig sein. Der Bund richtet daher an alle Interessenten die Aufforderung, sich zu diesem Zweck an die Vorsitzende, Frau Dr. phil. H. Stöcker, zu wenden (Berlin-Wilmersdorf, Rosberitzerstr. 8).

Eine Gesellschaft für pädagogisch-psychiatrische Forschung ist in Dresden im Anschluß an einen Vortrag von Dr. Stadelmann gegründet worden. Die Gesellschaft hat sich zur Aufgabe gemacht, die menschliche seelische Anlage in ihren räumlichen und zeitlichen Beziehungen zur Außenwelt zu analysieren. Da psychische Geschehnisse von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden können, sind Vertreter verschiedener Wissenschaften zu einem gemeinsamen Arbeiten eingeladen, es werden die vorzunehmenden Untersuchungen und Beobachtungen psychologischer, physiologischer, physikalischer, chemischer, morphologischer Art sein; wie die Anlage, soll auch der sie treffende äußere Einfluß der Analyse entzogen werden. Das Ergebnis der verschiedenen Forschungsmethoden soll in richtige gegenseitige Stellung gebracht werden. Auf diese Weise erscheint es der Gesellschaft möglich, brauchbare Methoden für psychiatrische Prophylaxe und Behandlung, erzieherische und unterrichtliche Beeinflussung gewinnen zu können. Die umfassende Methodik, der sich die „Gesellschaft für pädagogisch-psychiatrische Forschung" bedienen will, soll auch gestatten, Probleme zu behandeln, die sich auf das Menschheitliche überhaupt beziehen, wie die Kultur in ihren verschiedenen Erscheinungsformen in Werken der Kunst, Literatur usw., sowie in ihrem Ursprung in der menschlichen Anlage. Durch Vorträge, Veröffentlichungen und dergleichen sollen die Forschungsergebnisse der „Gesellschaft für pädagogisch-psychiatrische Forschung" ihren Mitarbeitern, sowie weiteren Kreisen zugängig gemacht werden.

Zur Erziehungs- und Unterrichtsreform. Nachdem die grundlegenden Forderungen der Schulreform mehr und mehr zu allgemeiner Anerkennung gekommen sind, beginnt in letzter Zeit das öffentliche pädagogische Interesse den eigentlichen Bildungsproblemen sich zuzuwenden. Die Frage der religiösen und künstlerischen Erziehung steht im Mittelpunkte der Diskussion. Die Zeit ist gekommen, nunmehr mit Ernst das Hauptgewicht der pädagogischen Arbeit auf die Bildung des Zöglings zu legen. Indem die allgemeinen praktischen, hygienischen und didaktischen Errungenschaften der neueren Pädagogik als selbstverständliche Grundlagen einer modernen Schule betrachtet werden, ist nun insbesondere die bildende Erziehung und die Art und Weise, wie diese Arbeit geleistet wird, zu betonen.

Digitized by Google

Die freie Schulgemeinde in Wickersdorf (Thüringen) hat auf diese allgemeine Forderungen ein Programm aufgebaut, das sich in folgenden Sätzen kurz zusammenfassen läßt: 1. die Forderung der Pflege und Ausbildung des Körpers; 2. der Unterricht soll nach Inhalt und Methode dem Fortschritt der Zeit angemessen sein; 3. eine wirklich freie und gesunde Jugenderziehung kann nur auf dem Lande stattfinden; 4. der Geist der Schule soll sich in einem freundlichen, ja freundschaftlichen Verhältnis zwischen Lehrern und Zöglingen offenbaren. Nur dadurch wird eine individuelle Behandlung des Schülers möglich.

Gesundheitslehre in der Schule. Auf Verfügung des Kultusministers werden seit Beginn des neuen Schulsemesters in den oberen Klassen der höheren und Gemeindeschulen die Schüler über Reinlichkeit und Hautpflege, Zahnpflege usw. unterrichtet unter gleichzeitiger Belehrung über die Schädlichkeit des Alkohols, wobei ein besonderer Lehrplan mit Verteilung des Unterrichtsstoffes zugrunde gelegt worden ist. Der Kultusminister spricht die Hoffnung aus, daß die Schulärzte diesen Unterrichtszweig unterstützen. So besagt nämlich ein Bericht aus — Meiningen, denn es handelt sich lediglich um Schulen des Herzogtums Meiningen. — Und Preußen? Statt „Preußen in Deutschland voran" sehen wir es auf allen Gebieten des öffentlichen Fortschrittes im Hintertreffen.

Bücherbesprechungen.

M. Herzfeld, Leonardo da Vinci, Der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften, Auswahl, Uebersetzung und Einleitung. Zweite vermehrte Auflage. Jena 1906, Eugen Diederichs' Verlag.

Eine gute Reproduktion des wunderbaren Selbstbildnisses in Rötelzeichnung, das Nietzsche allein für würdig erachtete, eine sinnliche Vorstellung des „Uebermenschen" zu erwecken, schmückt diese treffliche Biographie, welche die Person und Weltanschauung des großen Künstlers und Forschers der Gegenwart nahe zu bringen sucht. Das Werk hat in kurzer Zeit viele Freunde gewonnen, und mit Recht; was zahlreiche Forscher mit großem Fleiß und Spürsinn in den letzten Jahrzehnten aufgefunden haben, hat die Verfasserin mit großem Geschick einem weiteren Kreise zugänglich gemacht. Leonardos Schriften, von den Zeitgenossen nur halb verstanden, in der Folge fast ganz verschollen, feiern heute eine geistige Auferstehung, und die ungeheuren Umrisse seines Wesens (Burckhardt) erhalten Inhalt und Farbe. Freilich bleibt auch heute noch sein Lebensbild mehr einer Skizze ähnlich; denn von seinen Werken und Schriften ist allzuviel verloren gegangen, als daß es möglich wäre, ein abgerundetes Gemälde seines Werdegangs und seiner Leistungen zu entwerfen.

Weniger ist es der Künstler, der Maler und Bildhauer, als vielmehr der Denker, Forscher, Techniker und Fabulist, der uns in dem Buche vorgeführt wird. Eine treffliche Lebensbeschreibung dient als Einleitung, die über seine wichtigsten Epochen und Werke und ihr unglückliches Schicksal berichtet. Wie von seinen drei großen Kunstwerken, der Schlacht bei Anghiari, dem Reiterkoloß und dem Abendmahl, nichts oder nur ein spärlicher Rest übrig geblieben ist, so sind auch seine zahlreichen Handschriften, 120 Bücher, zum Teil verloren gegangen, zerstreut oder von unverständiger Hand durcheinander gewürfelt worden. In mehreren Abschnitten werden wir über Leonardos Gedanken betreffend die Wissenschaft, Sonne, Mond und Erde, Menschen, Tiere, Pflanzen, Philosophie usw. unterrichtet. Der ganze Kreis der wahrnehmbaren und denkbaren Welt war ihm zu einem Problem geworden, das er auf einsamer Höhe in Selbstgesprächen seines Geistes zu enträtseln suchte. In seiner Auffassung der Natur ist er durchaus modern, d. h. Erfahrung und Kritik werden als einzige Wege zu wissenschaftlicher Wahrheit erkannt und angewendet.

Leonardo war ein Allgenie, und er war sich dieser Anlagen auch bewußt. Mit Recht weist die Verfasserin darauf hin, daß der Vorwurf der „Unrast" unbegründet und nur aus der mangelhaften Kenntnis seines Lebens und seiner Werke entsprungen ist. Rastlos war seine Wißbegierde; rastlos sein Bestreben, Welt und Natur tätig zu erfassen. Darin gleicht ihm nur ein einziger — Goethe. In der Tat reichen

Digitized by Google

selbst Platon, Dante, Michelangelo, Shakespeare, Cervantes, Beethoven, Kant an die allseitige Tiefe der Interessen, Anlagen und Betätigungen nicht heran, wie sie Leonardo und Goethe auszeichnet. Ludwig Woltmann.

J. L. Reimer, Grundzüge deutscher Wiedergeburt! Ein auf wissenschaftlicher Basis ruhendes neudeutsches Lebensprogramm für die Gebiete der Rassenpflege, Staats- und Sozialpolitik, Religion und Kultur. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig 1906, Thüring. Verlagsanstalt. Preis 1 Mark.

Als ich, gerade vor 25 Jahren, zuerst mit meiner Lehre von der nordischen Herkunft der Indogermanen an die Oeffentlichkeit trat, war mir sofort klar, welch wichtige und weittragende Schlußfolgerungen sich daraus für die geschichtliche Bedeutung und die Zukunft gerade der Deutschen ziehen ließen. Doch in dem Sturme von Widerspruch und Verdammung, den die unerhörte Ketzerei entfesselte, verhallte die einzige Stimme, die sie als „Heilsbotschaft für unser Volk" begrüßte, fast ungehört. Endlich aber beginnt das damals ausgeworfene Samenkorn Früchte zu tragen: manchem begeisterten Vaterlandsfreund scheint es nicht mehr zeitgemäß, alles „gehen zu lassen, wie's Gott gefällt", sondern geboten, eine zielbewußte innere und äußere Politik zu verfolgen. Der junge deutsch-österreichische Schriftsteller Reimer hat den glücklichen Gedanken gehabt, die in seinem „Pangermanischen Deutschland" vertretenen Ansichten und Vorschläge kurz zusammenzufassen und dadurch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Das schon in zweiter Auflage vorliegende Büchlein will aber mehr sein als ein bloßer „Auszug", es erstrebt eine „Präzisierung, Erweiterung und Ergänzung" der früher ausgesprochenen Gedanken. Die durch immer neue Beweismittel, in neuester Zeit besonders durch die Woltmannschen Bücher über die Germanen in Italien und Frankreich, wissenschaftlich gesicherte „Germanentheorie" gibt ihm „die lang vermißte feste Grundlage zur Erhaltung und Stärkung unseres unentbehrlichen germanischen Rassenkerns" und zeigt dem Deutschtum als Hochziel die ihm vom Schicksal gestellte „Aufgabe einer Einigung der germanischen Kräfte" des Festlandes. Auf den Einwurf des Herausgebers einer geachteten Zeitschrift, für solche Pläne fehlten zurzeit noch die nötigen „Staatsmänner" und man sehe nicht ein, an wen sich der Verfasser eigentlich wende, antwortete dieser mit Recht, er wende sich an die Oeffentlichkeit und nach Klärung der öffentlichen Meinung würden sich auch „die Männer der Tat rechtzeitig einfinden". Furcht vor anderen Großstaaten und Militärmächten brauchen wir nicht zu haben: „was uns fehlt, das ist nicht die Kraft, sondern das Bewußtsein unserer Kraft, der Wille, sie zu gebrauchen, und das hohe Ziel"!

Im ersten Abschnitt „Rassige Wiedergeburt" stellt sich der Verfasser ganz auf den Boden der wissenschaftlichen Rassenlehre, die in den Germanen nicht ein Volk wie andere, sondern den letzten Kern der höchstentwickelten nordeuropäischen Rasse erblickt, aus der nacheinander alle „arischen" Völker hervorgegangen sind, gibt einen guten Ueberblick über die Entwicklung dieser Lehre und zieht daraus die folgerichtigen Schlüsse. Die europäischen Völker, auch die mit nahverwandten Sprachen, sind keineswegs gleichwertig, sondern ihre Leistungsfähigkeit richtet sich nach dem Gehalt an edler, schöpferischer Rasse. In dieser Hinsicht stehen die Deutschen unerreicht da und werden nur von ihren nordgermanischen Brüdern übertroffen. Die erste, allerdings nicht leichte, Aufgabe muß daher sein, durch geeignete gesundheitliche und gesellschaftliche Maßnahmen den nordisch-germanischen „Rassenkern" in unserem Volke zu erhalten und zu stärken.

Der zweite Abschnitt, „Staatliche Wiedergeburt", stellt ein größeres Deutschland als „Ziel einer unserer Rassengeschichte Rechnung tragenden deutschen Staatskunst" hin. Wie ist das zu erreichen? Durch einen germanischen Staatenbund mit Angliederung der durch ihren Rassengehalt besonders wertvollen, in ihrer jetzigen Zersplitterung aber politisch ohnmächtigen nordgermanischen Völker.

Der dritte Abschnitt handelt von der „Wiedergeburt auf sozialpolitischem Gebiete". Auch in den Arbeitern möchte der Verfasser das Rassenbewußtsein erwecken und ruft ihnen zu: „Germanische Proletarier aller Länder vereinigt euch!" Wenn erst „Reich und Arbeiterschaft" ein gemeinsames Ziel haben, wird der schädliche Klassenhaß schwinden und eine Einigung leichter sein.

Der Ausdehnung nach außen muß aber eine „gesundheitliche Wiedergeburt" vorausgehen. Nur ein gesundes und kinderreiches Volk ist ausdehnungsfähig und

Digitized by Google

hat eine Zukunft. Demgemäß fordert der vierte Abschnitt eine sachgemäße Bekämpfung der verheerenden Volksseuchen, Schwindsucht, Krebs, Geschlechtskrankheiten, Geistesstörungen und Trunksucht. Auch auf diesem für das Volkswohl so wichtigen Gebiete redet der Verfasser einem verständigen Eingreifen der Staatsbehörden das Wort. Daß eine „zielbewußte Züchtungspolitik" nicht aussichtslos wäre, zeigt u. a. das lobend erwähnte, von mir in diesen Blättern (V, 1) besprochene Buch von Koßmann.

Auf die beiden letzten Abschnitte, „Religiöse Wiedergeburt" und „Ueberwindung des Kulturzwanges" möchte ich selbst, obwohl sie gewiß noch manchen guten Gedanken enthalten, weniger Gewicht legen, insbesondere scheint mir die Unterscheidung der Begriffe „Kultur" und „Zivilisation" etwas spitzfindig; das ist doch eigentlich nur ein Streit um Worte.

Die besonders für die aufstrebende und tatendurstige Jugend lehrreiche und empfehlenswerte Schrift schließt mit einem Kanzlerwort, dem wohl jeder gute Deutsche zustimmt: „Preußen in Deutschland voran, Deutschland in Europa voran, Europa in der Welt voran!"

Ludwig Wilser.

Dr. M. Hirschfeld, Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen usw. Leipzig 1906, Spohr. 8. Jahrg., 940 S.

Auch diesmal enthält obiges Jahrbuch vortreffliche Arbeiten, voll wissenschaftlichen Ernstes, z. T. wahre Kabinettstücke. Die größte Arbeit (284 S.) liefert Hirschfeld, „Vom Wesen der Liebe", eine eingehende Untersuchung der gleich- und andersgeschlechtlichen Liebe, mit sehr vielen eigenen und fremden Beobachtungen; sie enthält sehr viel neue Tatsachen, die wertvoll genug erscheinen. Verfasser hat die Arbeit als eigenes Buch auch erscheinen lassen, so daß es jedem zugänglich gemacht wird. Elisabeth Dauthendey behandelt sehr vorurteilslos und feinsinnig „Die urnische Frage und die Frau". Sie gibt zu, daß das Vollweib mehr ein Gefühlsmensch ist, dem abstrakten Denken abhold, „die Hüterin der Illusion". Ihr „zwingendes Gesetz" ist Liebe und Mitleid und das muß sie auch den Homosexuellen entgegenbringen. Zuvor aber muß sie von ihnen etwas wissen, besonders da leicht jemand ihrer Familie so veranlagt sein könnte. Eine ausgezeichnete Kritik der neueren Vorschläge zur Abänderung des § 175 liefert sodann Benedikt Friedländer. Referent hat noch nie die Abschaffung des Paragraphen so vorzüglich und originell begründet gefunden, wie hier. Schließlich gibt Friedländer eigene Abänderungen des Gesetzesparagraphen. Interessant ist sodann eine kleine Arbeit von Undine Freiin von Verschuer, worin sie aus Dantes göttlicher Komödie nachweist, daß schon damals die Inversion sehr häufig war, besonders unter bedeutenden Männern und daß Dante zwar die Homosexualität verdammt, aber den Einzelnen darum nicht mißachtet. Rein historisch-antiquarisch ist ein sehr langer und eingehender Artikel von v. Römer über den Uranismus in den Niederlanden bis zum 19. Jahrhundert und speziell die große Uranierverfolgung im Jahre 1730. Ein anderer Holländer, Schouten, gibt aus den Memoiren der Sansons einige Hinrichtungen, Urninge betr., kund.

Hans Freimark gibt sodann ein Lebensbild der Helena Blavatzky, eines „weiblichen Ahasvers", der Gründerin der Theosophischen Gesellschaft Newyorks. Sie war keine Homosexuelle, aber offenbar eine dégénérée supérieure. Sie machte mehrere Attacken von Psychosen durch. Näcke veröffentlicht „einige psychiatrische Erfahrungen als Stütze für die Lehre von der bisexuellen Anlage des Menschen". Es werden 10 Fälle aus der Irrenanstalt berichtet, meist Schwachsinnige betr., keine Urninge, bei denen homosexuelles Fühlen episodisch auftrat. Verfasser betont immer wieder den angeborenen Charakter der Inversion und hält letztere nicht für einen Degenerationszustand, sondern für eine normale Form der libido. Sehr feinsinnig und eingehend behandelt Brandt den παίδων ἔρως in der griechischen Dichtung und zwar zunächst in der lyrischen und bukolischen. Je älter die Zeit, um so reiner und keuscher erscheint die Jünglingsliebe. Sie bildet ein „Grundmotiv" aller griechischen Dichtung. Liebe zu bloßen Knaben war verurteilt, nicht aber die zu Jünglingen, den Epheben. Viele Uebersetzungen mit Text werden gegeben, die den klassisch Gebildeten hochwillkommen sein werden.

Das letzte Drittel des Buches endlich nimmt die wieder ausgezeichnete Bibliographie der Homosexualität für das Jahr 1905 seitens Numa Prätorius ein, der diesmal aber die Belletristik nicht berücksichtigt. Die Referate der einzelnen wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Arbeiten sind vorzügliche, die Kritik ist eine gediegene und gerade aus ihr lernt man sehr viel. Immer wieder zeigt sie, daß die Inversion angeboren ist, fast wohl nie erworben, daß sie eventuell eine Anomalie bildet, nie aber eine Degeneration. Heilerfolge sind zu bestreiten. Man darf von den Urningen billigerweise nicht Keuschheit verlangen, wenn man solche den Heterosexuellen nicht abverlangt. N. glaubt, daß bei den meisten Urningen oder Bisexuellen weibliche Züge mehr oder minder deutlich sind, was Referent nicht unterschreiben möchte.

Med.-Rat Dr. P. Näcke.

Annual Report of the Commissioner-General of Immigration, 1905. Washington, Government Printing Office. 111 S.

Der letzte Jahresbericht des Leiters des amerikanischen Einwanderungsamtes enthält nebst der Statistik für das Jahr 1905 noch zusammenfassende Uebersichten der Ergebnisse aus früheren Perioden, Mitteilungen über die Wirksamkeit der Ausschließungsgesetze und einige Vorschläge, betreffend ihre Aenderung und effektive Handhabung. Wichtig für das Studium des Einwanderungsproblems sind die zahlreichen beigegebenen Karten und graphischen Darstellungen, welche die Schwankungen des Umfanges der Einwanderung, die Wandlungen in der Nationalität der geländeten Fremden, ihre Verteilung auf die einzelnen Staaten und Territorien der Union u. dergl. zur Veranschaulichung bringen. — Es wird der Vorschlag gemacht, durch ein Gesetz die Zahl der Einwanderer nach dem Tonnengehalte der einlaufenden Schiffe zu bestimmen, wodurch die ungesunden Verhältnisse auf den Schiffen vermieden würden. Ein anderer Vorschlag wieder will Kindern unter 17 Jahren, die nicht von ihren Eltern begleitet sind, das Landen verbieten; hiervon sollen jene Kinder ausgenommen sein, deren Eltern früher bereits nach den Vereinigten Staaten eingewandert sind. Mit Rücksicht auf die Boykottierung amerikanischer Waren in China wird die Ansicht vertreten, es sei besser, den chinesischen Markt zu verlieren als Nordamerika von Mongolen überschwemmen zu lassen. Den gleichen Standpunkt nehmen alle ein, die es mit dem künftigen Wohle des Landes ernst meinen.

H. Fehlinger.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 11. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Anfänge der Wissenschaft vom Menschen.

Dr. Ludwig Woltmann.

Es ist eine reizvolle Aufgabe zu untersuchen, wie die Menschen zum Bewußtsein ihrer Gattung und der Rassenunterschiede, überhaupt zum wissenschaftlichen Bewußtsein ihrer selbst gekommen sind. In den primitiven Zeichnungen wilder Völker findet man die ersten Andeutungen von physischen Rassenunterschieden, die in den ägyptischen Wandgemälden bekanntlich mit großer Treue der Beobachtung meisterhaft wiedergegeben sind. Aber die ersten wissenschaftlichen Anfänge einer Menschenkunde finden wir erst bei den Griechen. Herodot weiß mancherlei über die körperlichen Verschiedenheiten der Völker zu sagen, auch über den Einfluß des Klimas auf die Beschaffenheit von Körper und Seele; aber trotz der Erkenntnisse des Hippokrates, Aristoteles und Galen über das anatomische und physiologische Verhalten des Menschen, hat das Altertum es doch nicht zu einer eigentlichen Wissenschaft der Anthropologie gebracht. Wohl hat die Stoische Philosophie und die jüdisch-christliche Religion die sittliche Idee der Menschheit geschaffen, aber sie blieb das ganze Mittelalter ohne Einfluß auf die wissenschaftliche Selbsterkenntnis des Menschen. Die Anthropologie als Naturwissenschaft von der körperlich-geistigen Eigenart des Menschen als Individuum und Gattung ist ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts; aber ihre Wurzeln und Anfänge reichen bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, bis in das Zeitalter der Aufklärung. In der sogenannten rationalistischen Epoche des philosophischen Denkens kamen die ersten Versuche auf, sich über die Rassenunterschiede und ihre Ursachen klar zu werden, den Einfluß von Milieu, Klima, Nahrung, Erziehung und Zufall auf die körperliche und seelische Entwicklung der einzelnen und der Völker zu bestimmen, und Betrachtungen über die Ziele und Vervollkommnungsfähigkeit des gesamten Menschengeschlechts anzustellen.

Durch Reisebeschreibungen, Missionsberichte, überseeische Handelsunternehmungen wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Gesichtskreis des europäischen Menschen über alle Völker des Erdballs erweitert. In jenem Zeitalter fing der Mensch an, sich selbst interessant zu werden. Die „Menschheit", den „Menschen an sich", das „allgemein Menschliche"

Digitized by Google

wollte man aus allen Besonderheiten der Stände, Völker und Kultur herausfinden, und darauf eine „Naturgeschichte der Menschheit", eine „Philosophie der Menschheitsgeschichte" und schließlich praktische Lehren zur Vervollkommnung und zum Glück begründen.

Da eine ganze Reihe moderner Wissenschaftsgebiete, Anthropologie, Physiologie, Anthropogeographie, Psychologie und Geschichtsphilosophie in den geistigen Bestrebungen jenes merkwürdigen Zeitalters wurzeln, dürfte es von Interesse sein, davon solche Ideen näher kennen zu lernen, die auch heute noch von Bedeutung sind, und die wir um so höher schätzen müssen, daß wir zum Teil keineswegs darüber hinausgekommen sind. Eine sehr gute gründliche und übersichtliche Darstellung gibt F. Günther in seiner Dissertation „Die Wissenschaft vom Menschen" (1906), die als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter des Rationalismus anzusehen ist. Da diese Arbeit den wenigsten zugänglich sein dürfte und nicht so leicht jemand die zum Teil verschollene und vergessene Literatur durcharbeiten wird, halte ich es für ein nützliches und unterhaltendes Beginnen, die wichtigsten uns noch heute interessierenden Ergebnisse dieser Untersuchung hier mitzuteilen.

Besonders war die wissenschaftliche Bemühung jener Zeit darauf gerichtet, die Stellung des Menschen in der Natur und hier speziell die „Grenzen zwischen Tierreich und Menschheit" und das Bindeglied zwischen beiden zu entdecken. In der ersten Phase dieses Kampfes suchte man, wie der Autor ausführt, das „missing link" an den unteren Grenzen der bisher bekannten Menschheit selbst. Man hielt es nicht für unmöglich, daß es in einer der seltenen Gruppen menschenähnlicher Wesen zu erkennen sei, von denen hier und da in der Reiseliteratur die Rede war. Einzelne Reisende hatten berichtet, mit eigenen Augen „geschwänzte Menschen" gesehen zu haben. Andere wollten Völker angetroffen haben, die keine Sprache hätten. Linné sprach von einem Homo troglodytes, von dem es nicht ausgemacht sei, ob er den Pygmäen oder dem Orang-Utang näher verwandt sei, usw. Andere setzten Zweifel darein, ob denn auch alle Wesen, die bisher als Menschen bezeichnet worden waren, auch würdig seien, als Menschen angesehen zu werden. Als Bindeglieder zwischen Mensch und Tier wurden die Neger, Hottentotten, Eskimos, Australier angesehen, die das traurige Los teilen mußten, „den Affen so ähnlich wie den Menschen zu sein". Aber man konnte nicht das verblüffende Resultat eines Experimentes hinwegleugnen, daß völlig unzivilisierte Neger vom Stamme der Akka nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalte in Europa vollständig „Sprache und Manieren gebildeter Europäer" angenommen hatten. Diese Perfektibilität des dunklen „Halbmenschen" erschütterte stark den Glauben an seine Artselbständigkeit. Man mußte schließlich zugeben, daß bloße Abweichungen der körperlichen und geistigen Physiognomie zu einer gänzlichen Ausschließung aus der Menschheit nicht berechtigen, und man wandte von nun an das Interesse den Versuchen zu, das missing link im Tierreich zu finden.

Das Ergebnis dieser Betrachtungen war die Idee der Gattungseinheit des Menschengeschlechts. So schrieb Lossius: „Der Mensch, und wäre es auch einer von den Einwohnern der Insel Terra del Fuego, bleibt doch immer ein Mensch", und Tetens: „Alle

Digitized by Google

Menschen ohne Ausnahme sind Wesen einer Natur und eines Geschlechts, eines Blutes". Diese Idee der Arteinheit hinderte nicht, Versuche einer Einteilung der Menschheit in Rassen anzustellen und nach körperlichen und geistigen Unterschieden zu klassifizieren, in ähnlicher Weise, wie jene Zeit versuchte, auch das Tier- und Pflanzenreich nach natürlichen Gesichtspunkten zu gliedern.

Den ersten Einteilungsversuch soll gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Ungenannter im „Journal des savants" (1684) gemacht haben. Ihm schlossen sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Leibniz, Linné und Buffon an. Nach 1750 finden wir eine große Menge von Einteilungsversuchen, unter denen die von Blumenbach, Hunter, Meiners, Kant besonders zu nennen sind. Dabei werden die verschiedensten Gesichtspunkte für die Einteilung gewählt. In den meisten Fällen geschah sie in Rücksicht auf Hautfarbe, Schädelform und Haar. Einige ließen dagegen die Rassen auf die Erdteile, einer, Leibniz, auf die klimatischen Zonen verteilt sein. Andere modernisierten die alte biblische Einteilung der Menschheit in Semiten, Hamiten und Japhetiten. Meiners unterschied unter dem Eindrucke der ästhetisierenden Neigungen seiner Zeit zwischen schönen und häßlichen Völkern.

Merkwürdig sind auch die Vorstellungen des Zeitalters über Alter und Ursitz der Menschheit, die durch den Zweifel an dem biblischen Schöpfungsberichte angeregt wurden. Ohne zahlreiche phantastische Hypothesen zu erwähnen, weise ich nur darauf hin, daß in jener Zeit die Idee entstand, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Mittelasien die Wiege des Menschengeschlechts sein müsse, eine Ansicht, die besonders von Pallas, von Paw und Bailly vertreten wurde. Einen davon abweichenden Standpunkt vertrat Blumenbach. Nach diesem konnte für „das Vaterland der ersten Menschen" nur der Kaukasus und die demselben im Süden vorgelagerten Gebiete in Betracht kommen, da dort heute noch der Menschenstamm ansässig sei, bei dem man die schönste Schädelform gefunden habe, „aus welcher, gleichsam als aus einer ursprünglichen Mittelform, die übrigen bis zu den zwei äußersten Extremen (der mongolischen auf der einen und der äthiopischen auf der anderen Seite) durch ganz einfache stufenweise Abweichungen entsprungen" seien. Er glaubte seine Annahme auch dadurch gestützt, daß dieser Stamm von weißer Farbe sei, aus welcher durch Verartung die dunkleren Töne der Hautfarbe der übrigen Menschheitsgruppen entstanden sein müßten. Eigenartig ist Meiners Stellung zu diesen Fragen; da seinem selbstgefälligen Schönheitsgefühl die Verwandtschaft der vom Kaukasus stammenden Rasse mit den „häßlichen" Mongolen widersprach, hielt er dafür, daß der auf dem Rücken und in den Tälern des Altai gebildete Menschenstamm der Mongolen „das Werk oder Ueberbleisel einer ganz anderen Schöpfung" sei.

Besonderes Interesse bietet das fünfte Kapitel der Güntherschen Schrift, das „Die Physiologie im Dienste der Anthropologie" erörtert. Es handelte sich für die damaligen Anthropologen darum, festzustellen, wie die teilweise recht augenfälligen Unterschiede oder „Ausartungen", wie man sich auszudrücken beliebte, zustande gekommen sein könnten. Zu diesem Zweck unterwarf man Statur und Hautfarbe,

Digitized by Google

Schädelform und Haarwuchs, Ohren, Auge, Mund zum Teil einer eingehenden Vergleichung; doch erhob sich nur die Betrachtung der zwei zuerst genannten Momente über das Niveau geschwätzigen Räsonnements. Die Annahme mehrerer Schöpfungszentren bedingte den Glauben an anerschaffene, ursprüngliche Rasseneigentümlichkeiten, die eine besondere Erklärung nicht bedurften. Die Forscher, die aber an einer einheitlichen Abstammung festhielten, mußten Ursachen dafür suchen, wie die weiße zu einer schwarzen Hautfarbe werden könne. Man entschied sich meistens für die Einwirkung der Sonnenhitze, andere nahmen chemische Ursachen an, Ueberfluß von Eisen im Negerblute (Kant), Uebermaß von Kohlenstoff (Blumenbach). Als Ursachen für die verschiedene Körpergröße machte man die fördernden und hemmenden Einflüsse der Wärme und Kälte verantwortlich.

Hiermit kommen wir zur Anthropogeographie, deren Namen erst im 19. Jahrhundert geschaffen wurde, deren Inhalt und Methode aber bis ins 17. und 18. Jahrhundert zurückreicht. Die Lehre vom Einfluß des Bodens (im weitesten Sinne als physikalischer Sammelbegriff gefaßt) geht sogar in ersten Anfängen bis auf Herodot, Strabo, Galen, Vitruv zurück. In neuer Zeit war der Gedanke wieder von Baco, Bodin, Locke aufgegriffen worden. Schließlich hatte er eine ausführliche Berücksichtigung gefunden in dem einige Monate vor Montesquieus „Esprit des lois" erschienenen „L'homme machine" von La Mettrie. Der erste einflußreiche Anthropogeograph war Montesquieu, der besonders die Wärmelehre auf die Physiologie des Menschen anwendete und auf diese Weise den Einfluß der verschiedenen Klimate auf die körperlichen und seelischen Zustände der Völker erklären wollte. Auch Ferguson, der Verfasser des „Versuchs über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft", gab eine Einwirkung terrestrischer und klimatischer Verhältnisse auf den Volkscharakter zu, ohne aber eine Gesetzmäßigkeit dieses Einflusses anzuerkennen.

Nur hinweisen können wir darauf, daß in jener Epoche auch die Begriffe des sozialen und geistigen Milieus und Versuche über ihren Einfluß auf die Entwicklung des Seelenlebens in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses treten. Das Problem der Individual- und Völkerpsychologie und des Verhältnisses der seelischen Entwicklung des einzelnen zu derjenigen der Gattung oder der Völker taucht auf und findet mannigfaltige Lösungsversuche. Damit zusammen hängt die Frage über den Einfluß der Erziehung, über die angeborene gute oder schlechte Natur des Menschen, über die Vervollkommnungsfähigkeit und die Zukunft des Menschengeschlechts. Ueber alle diese Problemstellungen bringt das Buch von Günther eine gute Orientierung.

Nur zwei sehr moderne Ansichten möchte ich aus diesem Ideenkreise noch erwähnen, die eine von Ferguson, die andere von Salzmann. Gegenüber der individualistischen Betrachtung der menschlichen Seele, wie sie für die Rationalisten so charakteristisch ist, vertrat Ferguson den Grundsatz: „Die Menschen müssen haufenweise genommen werden, so wie sie alle Zeit gewesen sind. Die Geschichte des Einzelmenschen ist nur das Stückwerk der Empfindungen und Gedanken, die er in Absicht auf sich allein gehabt hat; und jede Erfahrung, die hierher gehört, muß mit ganzen Gesellschaften,

Digitized by Google

nicht mit einzelnen Menschen gemacht werden." Salzmann glaubte nicht an die absolute Verderbtheit, noch an die absolute Güte der menschlichen Natur. Tücke und Bosheit sind nach ihm der Jugend nicht natürlich; aber er vermag nicht zu leugnen, daß sich im frühesten Kindesalter durchgängig fehlerhafte Neigungen zeigen. Woher stammen sie? Salzmann läßt sich durch angeblich reine Erfahrung belehren, daß dieselben in erster Linie auf Vererbung zurückzuführen seien. „Der Grund von allen Fehlern, Untugenden und Lastern der Kinder ist mehrenteils bei dem Vater oder der Mutter, oder bei beiden zugleich zu suchen. Es klingt dies hart und ist doch wahr. Der Mensch zeugt immer Kinder, die seinem Bilde ähnlich sind. Das Gehirn, Blut, Bein und Fleisch des Kindes sind von seinen Eltern entsprossen. Wenn nun die Eltern fehlerhaft an Leib und Seele oder an beiden zugleich krank sind, so müssen notwendig alle diese Krankheiten den Früchten ihres Leibes mitgeteilt werden. Der heftige Hang zu gewissen Lastern, die unbändige Bosheit, der Eigensinn, die Halsstarrigkeit, die unordentliche Lüsternheit, die übermäßige Sinnlichkeit, die Verdrossenheit, selbst die Dummheit, wovon die mehrsten Kinder bald dieses, bald jenes aus der Windel mitbringen, sind augenscheinlich Mitgaben von Vater und Mutter."

Zum Schluß will ich noch bemerken (worüber ich bei Günther nichts finde), daß in jener Zeit auch die Idee einer Vervollkommnung des Menschengeschlechts durch Rassenzucht auftaucht, und zwar bei Malthus, Maupertuis und Kant. Indes hatte schon im Altertum Platon Auslese und Zuchtwahl zur Grundlage seiner Staatstheorie gemacht.

Die statisch-mechanischen Prinzipien der Extremitätenbildung beim Menschen und den Festlandtieren.

Dr. Moritz Alsberg.

Seitdem die Entwicklungslehre die Naturforschung beherrscht, haben neben den Einflüssen, welche eine Anpassung der Lebewesen an veränderte Existenzbedingungen herbeiführen, auch jene statisch-mechanischen Prinzipien Beachtung gefunden, die der tierischen Extremitätenbildung und somit der Vorwärtsbewegung der tierischen Organismen zugrunde liegen. Daß durch Feststellung der Umgestaltungen, die im Verlaufe der phylogenetischen Entwicklung die Extremitäten der Wirbeltiere betroffen haben, die Systematik des Tierreiches bis zu gewissem Grade verändert worden ist, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Noch vor zwei bis drei Jahrzehnten unterschied man den sogenannten „Einhufer" als eine besondere einheitlich gestaltete Unterabteilung der Huftiere. Von dieser Anschauung ist man aber zurückgekommen, seitdem man erkannte, daß die Ahnen der „Einhufer" fünfzehige Huftiere gewesen sind, daß durch eine allmähliche Reduktion der Mittelfuß- und Zehenknochen jene Umgestaltung herbeigeführt wurde, die von der Vorfahrenstufe des Palaeotheriums zum Anchitherium, von letzterem zum Hipparion und schließlich zum heutigen Pferde hinüberleitete.

Digitized by Google

Was aber speziell die Festlandtiere anlangt, so verdanken wir J. Wimmer[1]) eine Darlegung der Verhältnisse, die ihn zu dem Schlusse führen, daß die Entwicklung der tierischen Festlandlebewesen ganz bestimmten mechanischen Gesetzen folgt. Die hauptsächlichsten Typen der Tiere, durch welche deren Entwicklung gekennzeichnet wird, sind nach dem besagten Autor folgende:

1. Der klumpenförmige Körper der am niedrigsten organisierten Lebewesen besteht aus einem formlosen Protoplasmaklumpen mit einem inneren Kern. Die Tiere dieser Typen sind aus mechanischen Gründen der natürlichen Ortsveränderung vorwiegend Wassertiere.

2. Der wurmförmige Tierkörper ohne Extremitäten zeigt Segmentierung des langgestreckten, einförmig gestalteten Organismus.

3. Der langgestreckte wurmförmige Tierkörper mit zahlreichen körperstützenden Bewegungsextremitäten besitzt eine Gliederung nach Abschnitten, wie sie z. B. der Tausendfüßler aufweist.

4. Der achtfüßige Tierkörper (z. B. der Spinnen) besteht als zweigliedriger Körper aus Kopf-Bruststück und dem Hinterleib, in welchen ersteren die sämtlichen acht körperstützenden Extremitäten gelenkig eingefügt sind.

5. Der sechsfüßige Tierkörper der Insekten besteht aus drei Teilen: Kopf, Brust und Hinterleib, in dessen mittleren Gliederungsteil die sechs körperstützenden Bewegungsextremitäten gelenkig eingefügt erscheinen.

6. Der vierfüßige Tierkörper besteht aus dem Kopf und dem horizontal-länglich entwickelten Rumpf, in welchen letzteren die vier körperstützenden Bewegungsextremitäten endständig eingegliedert sind.

7. Der zweifüßige Körper des Menschen besteht — abgesehen von den zwei Armen — aus dem Kopf und dem vertikal-länglich entwickelten Rumpf, in welchen letzteren die zwei körperstützenden Bewegungsextremitäten zur gelenkigen Angliederung gebracht sind.

Im Anschluß an die Unterscheidung der obigen sieben Typen wird dann ferner von J. Wimmer dargelegt, wie die Bewegungen der tierischen Festlandlebewesen auf den fortgesetzten Wechsel von aufeinander folgenden Gleichgewichtslagen ihrer Körper am festen Boden unter dem Einflusse der Schwerkraft zurückzuführen sind. So kommt die natürliche Ortsveränderung des wurmförmigen Körpers als sogenannte „amöboide Bewegung" insofern einem fortgesetzten Stabilitätswechsel desselben gleich, als bei derselben die Verlegung des Körperschwerpunktes im Wege der Körperumformung durch Veränderung der Oberflächenspannung veranlaßt wird. — Bei der natürlichen Ortsveränderung des wurmförmigen Körpers haben wir ein allmähliches Verschieben dieses langgestreckten Körpers durch partielles Zusammenziehen und Strecken desselben, wobei abwechselnd gewisse Körperpartien festgehalten werden und wodurch somit ein partieller Stabilitätswechsel des Körpers bei der Lokomotion sich vollzieht. Die

[1]) Mechanik der Entwicklung der tierischen Lebewesen. Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, 77. Versammlung zu Meran. Leipzig 1906.

Digitized by Google

natürliche Ortsveränderung des Tausendfüßlers gleicht jener des wurmförmigen Körpers, nur berührt derselbe hierbei den Boden nicht direkt, sondern mittelst der Enden der körperstützenden Bewegungsextremitäten. — Bezüglich des achtfüßigen Tierkörpers ist zu bemerken, daß die natürliche Ortsveränderung als Wechsel zweier gleichgearteter Gleichgewichtslagen in der Weise vor sich geht, daß zwei Stabilitätslagen des Gesamtkörpers mit je vier Unterstützungspunkten, bezw. auf je vier Bewegungsextremitäten miteinander abwechseln. Demselben Vorgang begegnen wir bei der natürlichen Ortsveränderung der sechsfüßigen Tierkörper — nur daß es sich bei letzteren um zwei abwechselnde gleichartige Gleichgewichtslagen mit je drei Körperstützpunkten handelt. — Die vierfüßigen Tiere besorgen ihre natürliche Ortsveränderung in der Weise, daß sie den Stabilitätswechsel ihres Körpers auf je zwei diagonal gelegenen Beinen, d. i. unter gleichzeitiger oder nahezu gleichzeitiger Verwendung je eines Vorder- und des zu diesem diagonal gelegenen Hinterbeines vollziehen. — Was endlich die natürliche Ortsveränderung des Menschen als zweibeinigen Lebewesens anlangt, so kommt dieselbe als Wechsel zweier gleichgearteter Körperstabilisierungen bekanntlich dadurch zustande, daß die in Wechsel tretenden Gleichgewichtslagen des Gesamtkörpers auf je einem Stützpunkte bezw. einem Beine erfolgen.

Bei der Ausgestaltung der Tierkörper als natürlicher Bewegungsapparate mußte mit der jeweiligen Beschaffenheit des Bodens als Bewegungsbahn gerechnet werden. Eine Veränderung des Bewegungswiderstandes konnte aber nur erreicht werden, indem die beiden Formbeschaffenheitsfaktoren, die Größe der Berührungsfläche und der Druck (Pressung), der auf letztere ausgeübt wird, durch entsprechende Maßnahmen verringert werden, d. h. es mußte die Form der Tierkörper als Bewegungsapparate zum Zwecke der Herabsetzung des Bewegungswiderstandes bezw. der Reibungsfläche vermindert werden und dieses Verfahren ist auch tatsächlich in erfolgreicher Weise zur Ausführung gekommen. So bedeutet der Uebergang von dem klumpenförmigen zum wurmförmigen Körper eine Verringerung der Berührungsfläche sowie der spezifischen Pressung derselben in der ausgesprochensten Weise. Ferner bedeutet auch die Einführung der körperstützenden Bewegungsorgane (Extremitäten) und deren Verminderung auf die geringste Anzahl eine Verringerung der Berührungsfläche, allerdings auf Kosten der spezifischen Pressung derselben, welche letztere aber bei entsprechender Widerstandsfähigkeit der Bewegungsbahn (d. i. des Erdbodens) zum großen Teile hinsichtlich ihrer Widerstand erzeugenden Wirkung außer Betracht gestellt werden kann. Sowohl die Einführung als die Verringerung der Bewegungsextremitäten erheischte wieder gewisse Formveränderungen bezw. Gliederungen des Tierkörpers aus statischen sowie aus dynamischen Gründen, damit dieselben als Bewegungsapparate sich als vorteilhaft erweisen konnten. So bedingte die Reduktion der körperstützenden Bewegungsextremitäten auf acht eine konzentrierte Einfügung derselben in den vorderen Körperabschnitt, um die erhöhten Druckreaktionen mit den geringsten Hebelwirkungen, daher auch den geringsten Widerstandsvorkehrungen zu eliminieren. — Wo die Extre-

Digitized by Google

mitäten der Zahl nach auf vier herabsinken und labile Gleichgewichtslagen des Körpers bei der natürlichen Ortsveränderung gewechselt werden, rückt der Schwerpunkt aus Gründen der sicheren Körperstabilisierung in den Extremitäten führenden Körperteil hinein; auch mußte aus gleichen Gründen der gegenüber dem Stützapparat exzentrisch gelegene Hinterleib, wie er bei den Sechsfüßern vorhanden ist, abgestoßen werden, weshalb bei diesen Tieren die Rumpfbildung mit endständigen Extremitäten zustande kam. — Beim zweibeinigen Körper des Menschen mußte zur sicheren Beherrschung des Körpergewichtes der Körperschwerpunkt in die Nähe des oberen Endes der Bewegungsextremitäten verlegt werden, was die Rumpfbildung in vertikaler Richtung bedingte, bei welcher überdies der Kopf in eine hierfür sehr günstige Anordnung gebracht werden konnte. Der Schwerpunkt des menschlichen Körpers liegt daher innerhalb des knöchernen Beckens, in welches die Wirbelsäule von oben und die beiden Beine von unten gelenkig eingefügt sind. Auch wirkt die beschränkte Pendelung der aufgehängten inneren Organe auf die rasche Schwerpunktsverlegung beim Stabilitätswechsel wegen der hohen Lage derselben über den Körperstützpunkten am Boden besonders günstig ein. Aus allen diesen Gründen muß die Lage des Schwerpunktes beim Menschen als die denkbar günstigste bezeichnet werden. Der menschliche Körper kommt — als Bewegungsapparat beurteilt — der Kugel gleich, indem er, ebenso wie diese, nach allen Richtungen gleich leicht Gleichgewichtslagen auf einem Stützpunkt für Ortsveränderungszwecke wechseln kann. Auch hat überdies der Körper des Menschen zufolge seiner Massenanordnung in vertikaler Richtung noch den Vorteil, daß in sehr bedeutendem Maße die Schwerkraft als bewegende Kraft hierbei mithilft.

Was speziell den menschlichen Fuß anlangt, so ist die Längenausgestaltung desselben von der Ferse bis zu den Zehenenden vom mechanischen Standpunkte aus von ganz besonderem Interesse. Indem der Fuß gestreckt wird, bewirkt er eine Verlängerung des Beines, wodurch ein doppelter Vorteil erzielt wird. Während einerseits durch die besagte Streckung die Ausgiebigkeit der Beinbewegungen erhöht wird — was analog der Ausstattung der Schnellzugslokomotiven mit Triebrädern von großen Durchmessern der Schnelligkeit der Vorwärtsbewegung zugute kommt — hat andererseits die Anbringung eines Gelenkes zwischen Unterschenkel und Fuß, sowie zwischen den verschiedenen Teilen des Fußskelettes für den Menschen den Vorteil, daß die Schwerpunktsschwankungen des Körpers beim Gehen und Laufen möglichst verringert, bezw. ganz ausgeschaltet werden. — Daß für die Aneignung der aufrechten Körperhaltung und des aufrechten Ganges durch den Menschen die Ausbildung seines Fußes die unerläßliche Voraussetzung gebildet hat, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Der menschliche Fuß, wie er sich uns heute darstellt, ist allerdings ein höchst bemerkenswertes Gebilde, ein Organ, wie es kein Tier aufzuweisen hat. Derselbe ist im Grunde genommen ein Dreifuß, dessen Stützpunkte die Ferse, der Ballen der großen Zehe und der den vier kleineren Zehen gemeinschaftliche Ballen bilden. Das Fett- und Hautpolster, welches an diesen drei Stützpunkten des Fußes eine besondere Entwicklung aufweist, dient dazu, die Stöße und

Digitized by Google

Erschütterungen, die der Fuß beim Laufen und Springen auszuhalten hat, abzuschwächen. — Was ferner die Entwicklung der Wade — eine spezifisch-menschliche Eigentümlichkeit — anlangt, so entspricht dieselbe der Größe der Arbeit, die das Bein beim Gehen, Laufen, Springen und dergleichen zu leisten hat. Die Ferse und der Großzehenballen treten bei der Vorwärtsbewegung nacheinander als Hebel in Funktion. Gewisse Rumpfmuskeln unterstützen ebenfalls die Vorwärtsbewegung, indem sie gleichzeitig den Rumpf nach vorn beugen. Der menschliche Fuß ist demnach als eine ganz vortreffliche Kombination eines den Körper stützenden Pfeilers und eines Hebels, der bei der Lokomotion den Körper nach vorn schiebt, aufzufassen. Auf dem sinnreichen Bau des menschlichen Fußes beruht es auch, daß der Energieverbrauch beim Gehen auf ein Minimum reduziert und sehr viel geringer ist als der Kraftaufwand, den die Vierfüßler zum Zwecke der Vorwärtsbewegung zu verausgaben haben.

Was die anatomischen Veränderungen anlangt, welche die Entwicklung des affenähnlichen Vorfahren des Menschen zum homo sapiens an der vorderen (oberen) Extremität hervorgerufen hat, so sind sie nicht weniger bemerkenswert als diejenigen der hinteren (unteren) Extremität. Wir sehen, wie die vorderen (oberen) Gliedmaßen zu einem die mannigfaltigsten Bewegungen und den vielseitigsten Gebrauch gestattenden Greiforgan — dem vollkommensten mechanischen Apparat, den die Natur bis jetzt produziert hat — umgestaltet worden sind. Mit Hülfe der Pronation (Drehung des Vorderarms zur Aufwärtsrichtung der äußeren Arm- und Handfläche) und Supination (Drehung des Vorderarms zur Aufwärtsrichtung der inneren Handfläche), der Gegenüberstellung des Daumens zu den vier übrigen Fingern, sowie mit der Beugung und Streckung, der Adduktion (Heranziehung des Armes an den Rumpf) und Abduktion (Entfernung des Armes vom Rumpf) — durch diese Bewegungen wird eine solche Mannigfaltigkeit der Arm-, Hand- und Fingerstellung ermöglicht, daß mit der oberen Extremität je nach Bedürfnis die Wirkung eines Hakens, einer Klammer, einer Zange, eines Hammers u. dergl. erzielt wird. Daß dieser überaus vollkommene, am unteren Ende eines frei herabhängenden Hebels angebrachte Mechanismus dem Menschen eine Ueberlegenheit über alle anderen Tiere verleihen muß, ist ohne weiteres verständlich. Schnelle Ausführung der mannigfaltigsten Bewegungen gehen Hand in Hand mit dem bereits erwähnten Vorteil, der dem Menschen durch die Lage seines Körperschwerpunktes geboten wird, mit der Fähigkeit, den Rumpf je nach Bedürfnis in die verschiedensten Stellungen zu bringen, denselben auf einem oder beiden Beinen zu balanzieren, auf den Fersen wie auf einem Rollgelenk zu drehen, die Stellungen des Liegens, Sitzens, Kniens, Hockens u. dergl. ohne Mühe oder erheblichen Kraftaufwand einzunehmen usw.

Wenn wir im vorhergehenden darauf hingewiesen haben, daß im Bereiche der Tierwelt durch Verminderung der Extremitätenzahl die Reibungswiderstände herabgesetzt und dadurch das Zustandekommen der Lokomotion erleichtert wurde, sowie daß durch die am menschlichen Fuße angebrachten Vorrichtungen der bei jedem Aufsetzen der Beine im Gang erzeugte Stoß aufgefangen wird — wenn wir auch diese Ansicht vertreten, so müssen wir doch ganz besonders

Digitized by Google

hervorheben, daß es sich in den besagten Fällen nur um eine Abschwächung, nicht aber um eine vollständige Beseitigung der durch das Gehen, Laufen, Springen u. dergl. hervorgerufenen Erschütterungen und Stöße handeln kann. Es unterliegt nämlich nicht dem geringsten Zweifel, daß ein gewisser Grad von kontinuierlichem Widerstand bezw. von Erschütterung für die Entwicklung der Extremitäten beim Menschen unbedingt erforderlich ist. Ohne diesen Widerstand und Gegendruck, bezw. ohne die besagten leichten Erschütterungen, bleibt die betreffende Extremität in der Regel in ihrer Entwicklung zurück. Darauf beruht u. a. jene Wachstumshemmung, der wir bei Kindern mit gelähmten Extremitäten (essentielle Kinderlähmung u. dergl.) begegnen. Bei gewissen Körperteilen des Menschen und der Wirbeltiere wirkt das Fehlen des Gegendrucks wieder in anderer Weise nachteilig. So ist es z. B. bekannt, daß die normale Beschaffenheit des Gebisses, bezw. die Entwicklung und Größe der einzelnen Zähne durch den Druck, den die Zähne des Unterkiefers auf diejenigen des Oberkiefers und vice versa diejenigen des Oberkiefers auf die Zähne der unteren Kinnlade ausüben, reguliert wird, daß, wenn der opponierende Zahn in Verlust geraten ist, der zugehörige Zahn sich entweder lockert oder unter gewissen Umständen ein übermäßiges pathologisches Wachstum sich aneignet[1]). — Was aber speziell den Einfluß anlangt, den der Gegendruck bezw. die Erschütterungen auf das Wachstum der Extremitätenknochen ausüben, so müssen wir zum besseren Verständnis dieser Erscheinung uns vergegenwärtigen, daß das Wachstum der Röhrenknochen in der Weise vor sich geht, daß die zwischen Epiphyse (Knochenendstück) und Diaphyse (Knochenmittelstück) eingelagerte Knorpelschicht verknöchert und daß, solange jene Verknöcherung der Knorpelschicht unbehindert vorwärts schreitet, die Länge des betreffenden Knochens in stetigem Zunehmen begriffen ist. Auch werden wir uns vorzustellen haben, daß speziell der den Gebrauch der Extremitäten begleitende Gegendruck, bezw. die Erschütterungen durch die von ihnen ausgehenden Reize die Neubildung und Ernährung der Knorpelschicht begünstigen. Angeregt durch solche Reize, wie sie mit dem Gebrauch der Extremitäten Hand in Hand gehen, nimmt die Knorpelbildung und die darauf folgende Ossifizierung solange ihren Fortgang, bis schließlich die Normalstatur der betreffenden Tiergattung bezw. Menschenrasse erreicht ist. Daß aber speziell der Extremitätengebrauch — bezw. die denselben begleitenden mechanischen Druck- und Stoßwirkungen — die Entwicklung und das Wachstum der betreffenden Gliedmaßen begünstigen, zugunsten dieser Annahme können noch zwei besondere Beweise beigebracht werden, nämlich zunächst die durch neuere, besonders in England vorgenommene Messungen[2]) fest-

[1]) Vergl. hierüber den auf dem Anthropologenkongreß zu Halle a. S. gehaltenen Vortrag von Dr. G. Brandes: „Ueber eine Ursache des Aussterbens einiger diluvialer Säugetiere." Korrespondenzblatt für Anthropologie 1900, Nr. 10.

[2]) Vergl. die interessante Arbeit: „Why are both legs of the same length?" by George E. Wherry (Cambridge), The Lancet, Febr. 16th 1901. Die von dem besagten Autor an Skeletten von rechtshändigen Personen vorgenommenen Messungen haben ergeben, daß die Gesamtlänge des rechten Armes diejenige des linken Armes durchschnittlich um $^1/_2$ bis $^1/_4$ Zoll übertrifft, während die an den Anthropoiden-Skeletten im Museum zu Cambridge vorgenommenen Messungen

Digitized by Google

gestellte Tatsache, daß bei rechtshändigen Personen die Gesamtlänge des rechten Armes diejenige der linken oberen Extremität in der Regel nicht unwesentlich übertrifft. Sodann der Umstand, daß bei jenen Rassen und Stämmen (wie z. B. bei der Mehrzahl der Mongolenvölker), die relativ frühzeitig die Zähmung des Pferdes sich angeeignet haben und als Reiter einen großen Teil ihres Lebens im Sattel zubringen, die Längenentwicklung der Beine niemals jenen Grad erreicht hat, wie bei jenen Völkern und Stämmen, die als Fußgänger die Jagd betrieben und durch ausgiebige Benutzung der unteren Extremitäten beim Gehen, Laufen und Springen ihre Gehwerkzeuge zu größerer Länge und Leistungsfähigkeit entwickelt haben.

Die Entstehung der neolithischen Kultur Europas.

Professor Karl Penka.

I.

In der Frage nach dem Ursprung der neolithischen Kultur Europas stehen sich zwei Meinungen schroff gegenüber: während die einen ihre bodenständige, vom Oriente unabhängige Entstehung behaupten, gilt dieselbe den andern als ein Reis, das dem Baum der westasiatischen Kultur entsprossen ist. Die erstere Ansicht ist das Ergebnis aller jener neueren Arbeiten, die sich die Feststellung des physischen Typus, der Kultur und Heimat des arischen Urvolkes zur Aufgabe setzten, die letztere gründet sich auf die Tatsache, daß Asien bereits zu einer Zeit zu einer hohen kulturellen Entwicklung gelangt war, als Europa noch auf einer niedrigen Kulturstufe gestanden ist, und daß Asien auch in frühgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit Europa viele Kulturgüter übermittelt hat.

Von diesem Grundgedanken ist unter den Arbeiten der letzten Zeit ganz besonders die von mir bereits in der Polit.-anthropol. Revue (IV, 564 fg.) besprochene „Urgeschichte Europas" von Sophus Müller (1905) beherrscht; derselbe wurde in diesem Werke bei der Behandlung sämtlicher vorgeschichtlicher Kulturphasen Europas mit entschiedener Konsequenz durchgeführt. Auf einem ähnlichen Standpunkt steht auch O. Montelius in seiner „Kulturgeschichte Schwedens" (Leipzig 1906). Ebenso bekennt sich Fr. Ratzel vom Standpunkte der „geographischen Methode" in seinem kurz vor seinem Tode erschienenen Aufsatze: „Die geographische Methode in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen" (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, I, 377 fg.) zu dieser Anschauung. „Der Hochstand westasiatischer Kultur in einer Zeit, wo wahrscheinlich der Gebrauch der Metalle in Europa noch unbekannt war, trifft mit der westasiatischen

---

irgendwelchen Unterschied zwischen der Länge der rechtsseitigen und linksseitigen vorderen (oberen) Extremität jener Tiere nicht zu erkennen geben. — Daß mechanische Einflüsse als Reize das Knochenwachstum befördern — diese Tatsache ist den Aerzten sehr wohl bekannt, die durch Massage und ähnliche Prozeduren der mit der spinalen Extremitäten-Lähmung der Kinder verknüpften Wachstumshemmung entgegenzuwirken suchen.

Digitized by Google

Verwandtschaft einer Anzahl von wichtigen Haustieren und Kulturpflanzen und vielleicht auch der Metallkultur so auffallend zusammen, daß wir das Gefäll von Osten nach Westen größerer Kulturströmungen in unserem Erdteil deutlich zu spüren vermeinen, die nicht ohne Völkerbewegungen in gleicher Richtung zu denken sind. Der Ursprung der Indogermanen kann nicht mehr ohne Berücksichtigung der Tatsache diskutiert werden, daß in Westasien und vielleicht auch in Ostasien eine hohe Kultur zu einer Zeit blühte, in die das indogermanische „Urvolk" hinaufreicht, von der dieses also einen Teil, und vielleicht den grundlegenden, seiner Kulturkeime und Kulturwerkzeuge empfangen konnte. In dem ganzen Bereich der Wirkungen dieser Kultur gibt es keine Völkergruppe, in deren Vorgeschichte dieselben nicht eingegriffen hätten, so daß man wohl sagen darf: alle Ursprungsfragen, die hier aufgeworfen werden können, sind der Frage nach der Entwicklung dieser Kultur untergeordnet."

Ratzels Auffassung unterscheidet sich jedoch in einem wichtigen Punkte von der Müllers. Während nämlich ersterer glaubt, daß Europa seine Kulturkeime und Kulturwerkzeuge nicht ohne Einwanderer aus Asien empfangen konnte, nimmt letzterer an, daß dieselben sich ohne eine eigentliche Einwanderung bloß auf dem Wege des Verkehrs von Volk zu Volk verbreitet hätten. Stellen sich Müllers Ansicht an und für sich schon mit Rücksicht auf die außerordentlichen Verkehrshindernisse (Meere, Hochgebirge, Wälder und Sümpfe) die ernstesten Bedenken entgegen, so sprechen gegen Ratzels Meinung alle jene Argumente, die gegen die Annahme der asiatischen Herkunft der Indogermanen bisher geltend gemacht worden sind und die Ratzel in keiner Weise widerlegt hat. Unter solchen Umständen muß denn doch die Frage aufgeworfen werden, ob der frühe Hochstand westasiatischer Kultur mit Notwendigkeit zu der Annahme führt, daß Europa jene Anfänge einer höheren Kultur, wie sie das neolithische Zeitalter aufweist, Asien verdanke und nicht vielmehr ihr selbständiger Ursprung angenommen werden müsse.

Bei der Beantwortung dieser Frage dürfte es sich empfehlen, der von Ratzel auf S. 381 aufgestellten Forderung Rechnung zu tragen und den Ursprung der blonden Rasse, den der Indogermanen und den der neolithischen Kultur gesondert zu behandeln.

II.

Bekanntlich betrachtet eine große Zahl neuerer Forscher die blonde Rasse als diejenige Rasse, die die arische (indogermanische) Grundsprache geschaffen und bei ihrer Ausbreitung über weite Gebiete Europas, Asiens und Afrikas getragen hat; ebenso wird angenommen, daß bei dieser Ausbreitung viele autochthone Völker, die anderen Rassen angehörten, ihre Sprache mit der der eingedrungenen Fremdlinge vertauscht, ihrerseits aber allmählich einen tiefgehenden Einfluß auf den phonologischen, morphologischen und syntaktischen Charakter der überkommenen Sprache ausgeübt haben. Die Tatsachen, auf denen diese Annahmen beruhen, sind in meinen „Origines" und meiner „Herkunft der Arier" zusammengestellt. Demgemäß unterscheidet man zwischen eigentlichen arischen und arisierten Völkern, zwischen Ariern im

Digitized by Google

anthropologischen und Ariern im ethnischen Sinne, aber, soviel ich weiß, ist es niemanden, der über diese Frage gehandelt hat, eingefallen, sämtliche indogermanische Völker ohne Rücksicht auf ihre somatischen Eigentümlichkeiten zu einer Rasse zusammen zu fassen und diesem Völker-Konglomerat den Namen indogermanischer oder arischer Rasse zu geben, wie von Max Müller, Ratzel und anderen behauptet worden ist. Gerade der Umstand, daß es dunkle und helle, lang- und kurzköpfige, kleine und große Indogermanen gibt, hat mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die kennzeichnenden Merkmale der Rassen seit dem Diluvium konstant geblieben sind, zu der Frage geführt, welche Rasse wir als die eigentliche arische Rasse, d. i. als die Schöpferin der arischen Grundsprache und der für die proethnische Periode nachweisbaren Kultur anzusprechen haben, da von vornherein nicht anzunehmen ist, daß während irgend einer Periode der Vorzeit an irgend einem Punkte der Erde die Vorfahren dieser so verschiedenartigen Indogermanen in Friede und Eintracht zusammengewohnt und an der Schaffung einer gemeinsamen Sprache und Kultur gearbeitet haben, um sich hierauf, nach somatischen Merkmalen gesondert, über Europa, Asien und Afrika auszubreiten.

Die blonde Rasse konnte weder in Asien noch in Afrika oder in irgend einem andern Erdteil, sondern nur in Europa entstanden sein. Dafür spricht, daß Europa stets das Hauptverbreitungsgebiet dieser Rasse gewesen ist, daß aus der Vorzeit sich blonde Elemente in Asien und Afrika nur in Gebirgen, zumal jenen, die in der Nähe von Meeren gelegen sind, erhalten haben, daß sie in den übrigen Gebieten, in denen sie einst nach dem Ausweise ikonographischer und literarischer Denkmäler vorhanden waren, erloschen sind; wie nicht minder dafür die Beobachtungen über die geringe Akklimatisationsfähigkeit der Nordeuropäer sprechen, die man im Laufe der letzten Jahrhunderte in den französischen und englischen Kolonien zu machen Gelegenheit hatte, sowie endlich die Tatsache, daß sämtliche unzweifelhaft autochthonen Rassen Asiens und Afrikas in ihrem Körperbau, ihrer Komplexion, sowie in ihrem psychischen Habitus von der blonden Rasse wesentlich verschieden sind. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß diese Verschiedenheit auf die Verschiedenheit der klimatischen Faktoren zurückgeht, als deren Produkte wir ja die verschiedenen Rassen zu betrachten haben. Solche klimatische Faktoren sind: die Feuchtigkeit der Luft mit dem bei reichlichem Feuchtigkeitsgehalt derselben gebildeten aktiven Sauerstoff, das Licht und die Temperatur. Es ist nun gewiß kein Zufall, daß Europa, der feuchteste Erdteil, auch zugleich das Hauptverbreitungsgebiet des weißen Menschen ist und daß insbesondere die mit Feuchtigkeit am meisten gesegneten nordwestlichen Gebiete Europas von den weißesten Menschen bewohnt werden. Uebrigens hat auch das Experiment der Gräfin Linden, die Puppen von Vanessa urticae in einer sauerstoffreicheren Atmosphäre sich entwickeln ließ, wie sie in ihrer Abhandlung: „Der Einfluß des Stoffwechsels der Schmetterlingspuppe auf die Flügelfärbung und die Zeichnung der Falter" (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, I, 503.) mitteilt, gezeigt, daß tatsächlich eine sauerstoffreichere Luft eine bleichende Wirkung auf das Kolorit lebender Tiere ebenso ausübt, wie es ja längst von dem aktiven Sauerstoff nach-

Digitized by Google

gewiesen ist, daß er sämtliche natürlichen und künstlichen organischen Farbstoffe bleicht. Was nun den Einfluß der Temperatur auf die Pigmentbildung, der gleichfalls experimentell an Schmetterlingen nachgewiesen wurde, sowie den Einfluß des Lichtes anlangt, so verweise ich auf die Ausführungen P. C. Mahoudeaus (La dépigmentation des primates. Revue mensuelle de l'École l'anthropologie de Paris. III, 365—385) und G. Schwalbes (Die Hautfarbe des Menschen. Mitteilungen der anthropol. Gesellsch. in Wien, XXXIV, 331 fg.). Bewirken schon niedrige Temperaturen eine Abnahme der Pigmentablagerungen, so ist dies im noch höheren Grade der Fall, wenn zu der Kälte noch Mangel an Licht hinzutritt. Daraus erklärt sich auch, daß fast alle unterirdisch lebenden Tiere mit wenigen Ausnahmen farblos sind.

Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, daß die blonde Rasse in jenen Gebieten entstanden ist, in denen sie heute durch die am wenigsten vermischten, zahlreichsten und kräftigsten Individuen vertreten ist. Dagegen spricht schon allein der Umstand, daß im höchsten Norden Europas nördlich von den hellfarbigen, blonden Schweden die schwarzhaarigen, bräunlich gefärbten Lappen leben. Und dieses unzweifelhaft aus Asien eingewanderte Volk, dessen Wohnsitze auf der skandinavischen Halbinsel sich einst weiter nach Süden erstreckten, lebt nicht etwa einige Jahrhunderte, sondern viele Jahrtausende daselbst. Denn mindestens ein Teil der auf die Lappen zurückgehenden sogenannten arktischen Schiefersachen ist, wie Montelius in seiner „Kulturgeschichte Schwedens", S. 64, bemerkt, gleichzeitig mit der Steinzeit in Südschweden, wie einige Funde beweisen. So lagen in einem Grab bei Gothem auf Gotland neben einem Skelett acht Lanzenspitzen von Schiefer und zwei aus Knochen, alle arktische Typen, aber auch zwei geschliffene Feuersteinäxte von einer in der jüngeren Steinzeit im südlichen Skandinavien gewöhnlichen Form. Auch bei Åloppe in Uppland und auf Jäderen im südwestlichen Norwegen hat man arktische Schiefersachen mit skandinavischen Steinzeitarbeiten gefunden. Eine noch größere Beweiskraft, daß seit einer noch längeren Zeit nicht nur die morphologischen Merkmale, sondern auch die physiologischen Eigenschaften der Menschenrassen sich als konstant erweisen, liegt in den anthropologischen Verhältnissen Englands und Irlands. Denn in diese Länder rückten nach dem Ausgange der Eisperiode Menschen aus dem Südwesten Europas über Frankreich und Belgien vor, deren Schädel, wie Thurnam zuerst erkannt hat und später von Huxley, Boyd Dawkins u. a. bestätigt worden ist, eine überraschende Aehnlichkeit mit den Schädeln der Iberer, Phönizier und Aegypter haben. Nachkommen dieser Einwanderer waren die Silurer (in Süd-Wales), denen wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe und ihrer meist gekrausten Haare schon im Altertum iberische Herkunft zugeschrieben wurde. Nachkommen dieser Silurer existieren noch heute. Boyd Dawkins (Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Leipzig und Heidelberg 1875, S. 180) bemerkt darüber: „Dieses nicht-arische Blut läßt sich noch heutigentags in dem dunkelhaarigen, schwarzäugigen, kleinen mit ovalem Gesichte ausgestatteten Menschenschlag in der Gegend der Silurer, wo die Berge der baskischen Bevölkerung Schutz vor den eindringenden Rassen geboten haben, erkennen. Der kleine, dunkle Waliser von der Birghsshire ist in jeder Hinsicht, abgesehen von

Digitized by Google

Sprache und Kleidern, identisch mit den baskischen Bewohnern der westlichen Pyrenäen bei Bagnères de Bigorre. Auch die kleine, dunkelhaarige Bevölkerung von Irland ist nach Thurnam und Huxley iberischer Abkunft." Diese findet sich noch ziemlich rein besonders im westlichen Irland, so daß englische Reisende — einige Zeugnisse hierfür führt Wentworth Webster an im Journal of the Anthropological Institute, V, 8 — nicht gering überrascht waren von der Aehnlichkeit, die sie zwischen den Spaniern, besonders den Kastilianern, sowie den Basken einerseits und den Iren andererseits gefunden hatten. Und doch besitzt Irland ein ausgesprochenes feuchtes Inselklima mit zahlreichen Regentagen und einem meist trüben, wolkenbedeckten Himmel.

Auch die morphologischen Merkmale der blonden Rasse erscheinen bereits in der jüngeren Steinzeit Europas in ihrer vollen Ausbildung. Auch in dieser Hinsicht hat weder sie noch eine der beiden anderen europäischen Grundrassen, soweit sie unvermischt geblieben sind, seither eine Aenderung erfahren. Diese Tatsache wurde von unseren bedeutendsten Anatomen festgestellt. Es muß dies um so mehr hervorgehoben werden, als erst jüngst E. Houzé (L'Aryen et l'anthropolosociologie. Brüssel und Leipzig 1906, S. 75) behauptet hat, daß die blonde Rasse, in der er bloß einen morphologischen Typus und keine Rasse im zoologischen Sinne sieht, erst in der Uebergangszeit zwischen dem Bronze- und Eisenalter aufgetreten ist, so daß er ihr den Namen „Hallstätter Typus" gegeben hat. So bezeichnet es G. Retzius (Crania suecica antiqua. Stockholm 1900, S. 174) als im hohen Grade wahrscheinlich, daß die dolichocephale Bevölkerung, welche in den prähistorischen Zeitaltern das jetzige schwedische Land bewohnte, von eben derselben hochwüchsigen, hellhaarigen, blauäugigen und langköpfigen Rasse gewesen sei, die noch heute etwa 85 pCt. der Bevölkerung dieses Landes bilde. „Davon liefern die in den alten Gräbern (des Stein-, Bronze- und Eisenzeitalters) gefundenen Schädel deutliche Zeugnisse." Derselbe hebt aber auch (S. 51) die auch von anderen Forschern festgestellte staunenerregende Aehnlichkeit dieser vorgeschichtlichen schwedischen und der ihnen gleichen germanischen Reihengräberschädel mit den in den Kurganen des europäischen Rußlands gefundenen Schädeln, die gewiß nicht von Germanen herrührten, hervor. Ebenso findet J. Ranke (Der Mensch, 2. Aufl., II, 565), daß die Form der beiden Schädelfragmente aus dem Gräberfeld am Hinkelstein (bei Monsheim), des bei Niederringelheim gefundenen Steinzeitschädels, der von ihm selbst beobachteten steinzeitlichen Schädel aus Bayern, sowie der Schädel aus den thüringischen Gräberfeldern der Steinzeit (bei Aschersleben und Rössen) der Form der Reihengräberschädel gleicht. „Die Schädelform scheint sonach dafür zu sprechen, daß die im Hinkelsteiner Gräberfeld begrabenen Menschen der neolithischen Steinzeit arischer, indogermanischer Rasse gewesen sind." Auch Virchow (Korrespondenzblatt, 1886, S. 77) konstatiert die große Aehnlichkeit der in Pommern sowie in anderen Teilen Deutschlands gefundenen langköpfigen Steinzeitschädel mit den späteren germanischen Schädeln, wie er auch findet (Zeitschrift für Ethnologie, 1890, S. 116 und 103), daß das Steinzeitvolk von Lengyel in Ungarn, also einem Lande, das in der Vorzeit nur von Illyriern und Thrakern bewohnt war, im Schädelbau viele Analogien mit den neolithischen Stämmen

Digitized by Google

Nordeuropas zeige. „Immerhin darf man sagen, daß keine arische Bevölkerung schönere Formen hervorgebracht hat und daß unter allen lebenden Stämmen nur die nordischen eine nähere Verwandtschaft erkennen lassen."

Bedenkt man, daß das Klima Englands und Irlands, in welchen Ländern seit den Anfängen der gegenwärtigen geologischen Periode bis jetzt die mittelländische Rasse, soweit sie unvermischt ist, sich unverändert erhalten hat, mit dem Klima des südlichen Skandinaviens, das überhaupt erst nach dem Ablauf der quartären Eiszeit bewohnbar geworden ist, im wesentlichen gleich ist, so wird man es unbegreiflich finden, daß man in dieses Gebiet die Entstehung der körperlichen Eigentümlichkeiten der blonden Rasse verlegen konnte.

III.

Die blonde Rasse konnte nur in der der gegenwärtigen geologischen Periode unmittelbar vorausgehenden Periode, der quartären Eiszeit, in einem Gebiete Europas entstanden sein, das nicht vergletschert war und in dem jene klimatischen Faktoren wirksam waren, auf deren Wirkung die Depigmentation dieser Rasse zurückgeführt werden muß. Es scheiden demnach aus einerseits alle jene nördlichen Gebiete, über die sich von der skandinavischen Halbinsel und Finnland aus Eisströme erstreckten, also außer der skandinavischen Halbinsel und Finnland selbst noch Holland, Dänemark, Norddeutschland, Polen und Nordrußland, die von einer mächtigen Inlandeisdecke erfüllt waren, ebenso wie ganz Schottland und der größte Teil von England, anderseits die drei südeuropäischen Halbinseln, deren Urbevölkerungen mehr oder weniger vermischt und in sprachlicher Hinsicht arisiert, noch heute in den kleinen, langschädeligen, schwarzhaarigen und dunkeläugigen Spaniern, Portugiesen, den Nachkommen der alten anarischen Iberer, den Italienern und Neugriechen fortleben. Es scheidet aber auch aus ganz Osteuropa, das überhaupt nur mit einem verhältnismäßig kleinen Teil in Frage kommen kann. Denn der klimatische Charakter Osteuropas war zur Diluvialzeit derselbe, der er heute ist. Es war eine unrichtige Annahme Huxleys, der gleichfalls die blonde Rasse für die eigentliche arische Rasse hielt und ihre Entstehung in die weiten Gebiete des alten Sarmatiens verlegte (The Aryan question and the prehistoric man. November-Heft vom Jahre 1890 des Nineteenth century, S. 763), daß diese Gebiete einst ein maritimes Klima gehabt hatten. Er stützte sich hierbei auf die Annahme, daß in einer „nicht sehr fernen" Periode einerseits Kleinasien mit Europa zusammengehangen, anderseits das Schwarze Meer, der Kaspische und Aral-See, die jetzt voneinander getrennt sind, ein großes Binnenmeer gebildet haben. Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß wirklich die Fläche des Kaspischen Sees in der Diluvialzeit mindestens doppelt so groß war als die heutige, indem er sich besonders im europäischen Rußland weit nach Norden bis zur Kama und längs des Tals dieses Flusses und seines Nebenflusses, der Belaja, fast bis zur Stadt Birsk erstreckte, und auch die Fläche des Aral-Sees mindestens dreimal so groß war als die heutige; allein die Zunahme der Wassermengen der beiden genannten Binnenseen, deren Maximum höchstwahrscheinlich mit

Digitized by Google

der Zeit der größten Ausdehnung der westeuropäischen Gletscher zusammenfiel und jedenfalls mit dieser Erscheinung in einem ursächlichen Zusammenhang gestanden hat, ging nicht etwa auf eine Zunahme der jährlichen Niederschläge jener Gebiete zurück, deren Flüsse ihr Wasser den beiden Seen zuführen, sondern darauf, daß ein großer Teil der von dem abschmelzenden Inlandeise herabströmenden Gewässer sich in dieselben ergoß. Dies beweisen die Ergebnisse, zu denen die Untersuchungen der diluvialen Vergletscherung der Ostalpen, der deutschen Mittelgebirge und ganz besonders der Karpathen, die nur in der hohen Tatra eine bedeutende Gletscherentwicklung zeigen, geführt haben, dann aber auch die Tatsache, daß heute selbst die unmittelbaren Ufer des Kaspischen und des Aral-Sees zu den trockensten Gegenden der Erde gehören. Europa zerfiel geradeso wie in der Gegenwart so auch in der Eiszeit in zwei Hälften: in eine maritime Westhälfte und eine kontinentale Osthälfte, nur mit dem Unterschiede, daß die Scheidelinie, welche man sich jetzt von dem Kurischen Haff zu den Donaumündungen gezogen denkt, weiter nach Westen verlegt werden muß[1]).

Es bleibt also nur West- und Mitteleuropa, soweit es nicht wie Holland und Norddeutschland vergletschert war, übrig. Das Klima dieses Gebietes war zur Eiszeit, wie Woeikof (Gletscher- und Eiszeiten in ihrem Verhältnisse zum Klima. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XVI, 217—272) zuerst in ebenso umfassender wie überzeugender Weise dargetan hat, ein kaltes und zugleich maritimes; denn ohne enorme Quantitäten Wasserdampfes hätte eine niedere Temperatur allein keine so gewaltigen Gletscher, wie sie insbesondere die dem Ozean näher gelegenen Westalpen aufwiesen, hervorbringen können. Denn es herrschte auch zur Eiszeit in diesem Gebiete, um einen Ausdruck von J. Partsch (Die Eiszeit in den Gebirgen Europas zwischen dem nordischen und dem alpinen Eisgebiet. Geographische Zeitschrift, X, 665) zu gebrauchen, „dieselbe klimatische Harmonie, nur einige Oktaven tiefer", die heute herrscht. Dieses kalte und maritime Klima hat nicht nur die Depigmentation der blonden Rasse herbeigeführt, sondern es hat auch der Umstand, daß dem maritimen Klima gegenüber dem kontinentalen weitaus geringere Unterschiede der Sommer- und Wintertemperaturen eigentümlich sind, die körperliche Entwicklung sehr günstig beeinflußt und bewirkt, daß diese Rasse sich nicht nur durch die helle Komplexion, sondern auch durch hohe Statur und sehr kräftigen Körperbau vor allen anderen Rassen Europas, Asiens und Afrikas auszeichnet. Die Bedeutung dieses Umstandes wurde zuerst im Bereiche der niederen Tierwelt von Möbius und Semper festgestellt. Für jedes Tier nämlich besteht ein bestimmter Wärmegrad — das Optimum der Temperatur — bei welchem dasselbe am besten gedeiht, und die Beobachtung zeigt, daß eine Erniedrigung unter das Optimum der Temperatur oder eine Erhöhung über dasselbe hinaus das Leben des Tieres um so mehr schädigt, je näher die Wärme dem überhaupt tödlich wirkenden Maximum oder Minimum kommt.

[1]) Die Tatsachen, die dafür zu sprechen scheinen, daß Osteuropa als der Entstehungsherd und zugleich als die Urheimat der ursprünglich gleichfalls dolichocephalen doch dunkelhaarigen Kaukasier (Tscherkessen, Abchasen usw.) anzusehen ist, habe ich im „Ausland", 1891, S. 192, zusammengestellt.

Digitized by Google

„Gäbe es", bemerkt Semper (Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere. Leipzig 1880, S. 169), „einen Wohnort, dessen Wärme absolut nicht schwankte, so würde dessen Wärmegrad auch dem Optimum des Tieres entsprechen, und da auf diese Weise die schädlichen Einflüsse der Schwankungen ausgeschlossen wären, so würde hier ein absolut günstiges Verhältnis für das Leben oder Wachstum der Tiere vorhanden sein, soweit die Wärme in Betracht kommt. Offenbar leben aber nur sehr wenige Tiere in einem solchen jahraus, jahrein gleichmäßigen Klima; es sind eben nur die im Innern warmblütiger Tiere lebenden Parasiten und die am Grunde tiefer Ozeane und Seen vorkommenden Tiere in solcher Weise bevorzugt. Alle übrigen sind mehr oder minder der Einwirkung verschieden starker periodischer Schwankungen ausgesetzt. Unter diesen aber werden jene Tiere am meisten begünstigt erscheinen, bei welchen jene Schwankungen um das Optimum herum am kleinsten sind. Ein Klima, dessen mittlere jährliche Temperatur sich nur unbedeutend von dem Winter- und Sommermittel oder den überhaupt auftretenden Extremen unterscheidet, würde somit das günstigste sein; ein solches gleichmäßiges Klima kann sowohl in hohen Breiten als auch im Tropengürtel vorkommen, da seine Entstehung weniger von der geographischen Breite als von der Konfiguration des Landes, der Nähe der See und der vorherrschenden Richtung der Winde und Ströme abhängt." Es wird sodann darauf hingewiesen, daß die östliche Hälfte des alten und neuen Kontinents gegenüber der westlichen durch ein sogenanntes exzessives Klima, in welchem die beiden Temperaturextreme sehr weit auseinanderliegen, unterschieden ist.

Unter den zahlreichen hier in Betracht kommenden Fällen führt Semper nur die bedeutungsvollsten an, zunächst den zuerst von Möbius in seinem allgemeinen Werte erkannten Fall. Es hat dieser nämlich gefunden, daß dieselben Arten von Mollusken, je nachdem sie an der Küste von Grönland oder in der Ostsee leben, sehr groß werden oder klein und dünnschalig bleiben; und er erklärt diesen Unterschied in der Größe durch den Hinweis, daß die Tiere in der Ostsee sehr bedeutenden Schwankungen der Temperatur zwischen Winter und Sommer ausgesetzt sind und selbst mitunter einfrieren, während die bei Grönland in einer allerdings niedrigen, aber Winter und Sommer fast gleichbleibenden Temperatur leben. „Diese letzteren können also das ganze Jahr hindurch ununterbrochen ihre Assimilationsarbeit fortsetzen, da sie weder durch zu hohe Sommerwärme, noch durch zu niedrige Winterkälte darin gestört werden, während bei den Ostseetieren eine Verhinderung des Wachstums durch ungünstige, zu hohe oder zu niedrige Temperaturgrade in regelmäßigem Wechsel alljährlich eintritt. Obgleich nun die mittlere Jahrestemperatur in der Ostsee höher ist, als die im Grönländischen Meer, so ist hiernach die konstante niedrige Wärme, d. h. gleichmäßiges Klima des letzteren, ungleich viel günstiger für das Wachstum der Tiere als die im Mittel höhere, aber starken Schwankungen ausgesetzte Temperatur der Ostsee." Die Nutzanwendung dieser Beobachtung auf den Menschen ergibt sich von selbst und habe ich dieselbe schon längst („Ausland", 1891, S. 173) gemacht. So begreift man, warum die hoch- und nordasiatischen Völker an Größe und Stärke hinter der arischen Rasse zurückgeblieben

Digitized by Google

sind. Die natürliche Zuchtwahl konnte sich hier nur nach der negativen Seite hin als wirksam erweisen; die hohen Temperaturen des Sommers und die niedrigen Temperaturen des Winters, wie sie dem kontinentalen Klima eigentümlich sind, konnten nur die Wirkung haben, daß allein diejenigen Individuen sich erhielten, die ebenso die große Kälte des Winters wie die große Wärme des Sommers auszuhalten imstande waren. Eine positive Förderung der körperlichen und geistigen Entwicklung aber konnte von diesen Faktoren nicht ausgehen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch im Bereich der Tierwelt. Die Pferde und die Rinder Sibiriens sind ausdauernd und genügsam, ertragen auch leicht die Kälte; allein ihre physische Stärke und Leistungsfähigkeit steht tief unter der unserer europäischen von einheimischen Diluvialformen abstammenden Pferde und Rinder.

So erklärt sich auch, daß noch heute die blonde Rasse sich am besten in jenen einst vergletscherten Ländern (England, Schottland, Irland, Holland, Norddeutschland, Skandinavien) erhält, die ein maritimes Klima haben und deren mittlere Jahrestemperatur der mittleren Jahrestemperatur West- und Mitteleuropas zur Eiszeit jedenfalls näher kommt, als die gegenwärtige mittlere Jahrestemperatur dieses Gebietes beträgt. Man dürfte kaum fehl gehen, wenn man behauptet, daß das Klima desselben zur Eiszeit dem heutigen Klima Norwegens am nächsten gekommen ist. Daher kommt es auch, daß Norwegen, was die Zahl der Geburten, die Lebensdauer und die Kindersterblichkeit anlangt, die günstigsten Verhältnisse unter allen Ländern Europas aufweist und in dieser Hinsicht sich auch nicht unerheblich von Schweden unterscheidet, trotzdem beide Länder unter denselben Breitengraden liegen, die Bewohner derselben einem und demselben Stamme angehören, keine durchgreifenden Verschiedenheiten in den Wohnungs- und Nahrungsverhältnissen, sowie in der Lebensart aufweisen. Aber in Schweden ist auch der Himmel reiner, die Luft trockener, die Menge des niederfallenden Regens weniger bedeutend; die Winter sind daselbst kalt und die Sommer warm, Erscheinungen, durch die sich sein Klima eben mehr dem Kontinentalklima nähert. Viel deutlicher noch zeigt sich der ungünstige Einfluß des kontinentalen Klimas auf die arische Rasse in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, in denen, wie von verschiedenen Seiten beobachtet worden ist, die Nachkommen der eingewanderten Engländer selbst in jenen Staaten, die sich eines gemäßigten Klimas erfreuen, im Laufe der Zeit der Degeneration verfallen[1]). Denn wenn auch die Regenmenge, die in den Vereinigten Staaten niederfällt, keineswegs geringer, sondern im Gegenteile eher größer ist als in Europa

[1]) J. Hunt bringt in seinem Aufsatze: „On the acclimatisation of Europeans in the United States of America" (Anthropological review, VIII, 109—137) nähere Belege für diese Auffassung. — Dagegen ist das zwischen 33° und 35° nördl. Breite an der Küste des Stillen Meeres gelegene Südkalifornien mit seiner gleichmäßigen Temperatur ein außerordentlich gesunder Landstrich, besonders im Vergleiche mit denselben Breiten an der atlandischen Küste Amerikas. So ist in Paradena die Durchschnittstemperatur im Winter + 10,51° R. und im Sommer + 15,82° R., so daß der Unterschied zwischen der kältesten und wärmsten Jahreszeit nur 5,31° R. beträgt, während er in Newyork 17,78° R. ausmacht. 140 Jahre alte Indianer sind in Südkalifornien nichts Seltenes. E. P. Evans in der Beilage zur Allgem. Zeitung, 1892, Nr. 38. Unter der Einwirkung dieses Klimas hat sich auch schon in der kurzen Zeit, seit Kalifornien zur Union gehört, der physische Charakter der Einwanderer aus den östlichen Staaten sehr wesentlich und zwar zu seinem Vorteil geändert.

Digitized by Google

(auch in England), so ist doch die Luft infolge der austrocknenden Westwinde nichts weniger als feucht; die Sommer sind sehr heiß und die Winter sehr kalt. In den Südstaaten gesellt sich zu der trockenen Luft eine noch größere Hitze und es ist daher ganz natürlich, daß daselbst die Degenerationserscheinungen noch früher und deutlicher, als in den Nordstaaten zutage treten.

Wenn schon der lange Zeitraum, der seit dem Ablauf der quartären Eiszeit bis zur Gegenwart verstrichen ist — Forel berechnet ihn auf 12000, Heim auf 16000, Penck auf 24000 Jahre —, nicht imstande gewesen ist, die anatomischen Merkmale und physiologischen Eigenschaften einer der drei europäischen Grundrassen — denn auch die aus Asien eingewanderten Mongoloiden tauchen bereits in den Anfängen der gegenwärtigen geologischen Periode auf — zu verändern, so ist es selbstverständlich, daß wir für die Ausbildung aller jener Merkmale und Eigenschaften, durch die sich die blonde Rasse von der ihr zunächst verwandten mediterranen Rasse unterscheidet, einen ungleich längeren Zeitraum annehmen müssen, eine Annahme, die wir um so leichter machen können, als die Eiszeit mehrere hunderttausend Jahre gedauert hat. Ist dies aber der Fall, so konnten wenigstens durch sie nicht die Keime einer höheren Kultur aus Westasien nach Europa gebracht worden sein, mag man auch noch so sehr geneigt sein, der westasiatischen Kultur ein noch so hohes Alter zuzuschreiben.

Eine volle Bestätigung dafür, daß wir mit Recht die Entstehung der blonden Rasse in das diluviale West- und Mitteleuropa verlegen, gewähren die in Frankreich, Belgien, England, Deutschland und Oesterreich-Ungarn gemachten Funde von Schädeln, Schädelfragmenten und anderen Skeletteilen. Es ist für unsere Frage gleichgültig, ob wir mit Schwalbe in den Menschen von Neandertal, Spy und Krapina eine eigene Spezies, eine vom rezenten Menschen abweichende niedere Form des Menschen aus der ältesten Diluvialzeit (Homo primigenius) zu sehen oder sie mit Kollmann und anderen Forschern als einen auf einer früheren Entwicklungsstufe stehenden Zweig des großen Geschlechtes des Homo sapiens aufzufassen haben: soviel steht unzweifelhaft fest, daß in der jüngeren Diluvialzeit die rezente Form des Homo sapiens schon vertreten ist und daß in derselben Menschen gelebt haben, die wir wegen der Aehnlichkeit ihres Schädelbaus, wie die Funde von Laugerie Basse, La Chancelade, Cro-Magnon, Denise, Tilbury, Egisheim, Podbaba, Lautsch und anderen Orten zeigen, als die Vorfahren der späteren Arier betrachten müssen. Auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe als die in den zuletzt genannten Stätten gefundenen Schädel stehen nach den Untersuchungen Schwalbes (Das Schädelfragment von Brüx und verwandte Schädelformen. Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, IX, 83 fg.) das Schädelfragment von Brüx, sowie die Schädel von Galley Hill und Brünn. Ist der Homo primigenius als eine Vorstufe des Homo sapiens zu betrachten, dann nehmen diese Schädel als Uebergangsformen eine mittlere Stellung in der Entwicklung des paläolithischen Menschen ein.

IV.

Was nun die Frage nach dem Ursprung der Indogermanen betrifft, so fällt dieselbe mit der Frage nach jenem Gebiete zusammen,

Digitized by Google

in dem einst das indogermanische Urvolk vor seiner ethnischen Trennung gelebt und jene Kultur entweder selbst geschaffen oder von außen entlehnt hat, die man auf Grund der historisch-linguistischen Zeugnisse demselben zuschreiben muß. Konnte der Entstehungsherd der blonden Rasse nur auf Grund rein naturwissenschaftlicher Tatsachen festgestellt werden, so können zur Feststellung der Heimat der Indogermanen auch die vergleichende Sprachwissenschaft, sowie die Geschichte und Mythologie herangezogen werden. Es ist von vornherein zu erwarten, daß sich das Milieu, in dem ein Volk gelebt hat, in seinem Sprachschatze widerspiegelt, und so sind denn auch durch den Nachweis gemeinarischer Bezeichnungen von Waldbäumen und wild lebenden Tieren, die also sicher nicht, wie später manche Nutzpflanzen und Haustiere aus fremden Ländern eingeführt worden sind, wertvolle Anhaltspunkte zu ihrer Bestimmung gefunden worden. So schließen die gemeinsamen Namen für den Bär und verschiedene Waldbäume die Steppe als Heimat der Indogermanen aus. Besonders wichtig ist der zuerst von Benfey gelieferte, durch Hoops ergänzte und befestigte Nachweis eines gemeinsamen Ausdruckes für die Buche, einen Baum, der östlich von einer Linie Königsberg-Donaumündungen nicht vorkommt. Mit dieser östlichen Grenze des Verbreitungsgebietes der Buche fällt auch so ziemlich die östliche Grenze des Verbreitungsgebietes der Eibe, für die sich eben so sicher ein gemeinsamer Ausdruck nachweisen läßt, sowie des Efeu, für den wenigstens im Griechischen und Lateinischen ein gemeinsamer, aus der Zeit ihrer früheren Wohnsitze stammender Name vorliegt, zusammen. Aus dem Bereiche der Tierwelt konnte ich den Aal und den Lachs als zwei Fische nachweisen, die das arische Urvolk gekannt hat, die aber bekanntlich in allen Flüssen fehlen, die sich mittelbar oder unmittelbar in das Schwarze oder Kaspische Meer ergießen. Aus diesen Gründen kann Osteuropa ebensowenig als Heimat der Indogermanen angenommen werden, als es als Entstehungsherd der blonden Rasse angenommen werden konnte.

Man sollte nun erwarten, daß, da die Heimat der Indogermanen gleichfalls in der maritimen Westhälfte Europas gesucht werden muß, dieselbe vielleicht mit dem als Entstehungsherd der blonden Rasse nachgewiesenen west- und mitteleuropäischen Gebiete zusammenfalle. Dies ist jedoch nicht der Fall. Zwischen der Kultur der paläolithischen Periode, während welcher die blonde Rasse sich in diesem Gebiete entwickelt hat, und der linguistisch-historisch erschlossenen Kultur des arischen Urvolkes, die mit der Kultur des neolithischen Zeitalters mit Ackerbau, Viehzucht, Keramik und geschliffenen Werkzeugen identisch ist, gähnt eine Kluft, die bisher nicht überbrückt worden ist, so sehr man sich auch in den letzten Jahren bemühte, sie zu überbrücken und gewissen in Frankreich und England gemachten Funden den Charakter von Uebergangsformen beizulegen[1]). So hat man in den Funden aus der Wohngrube von Campigny, den Herdgruben von Catenoy und anderen Stationen Nordfrankreichs eine eigene Uebergangsstufe gesehen, auf der man zwar noch keine geschliffenen Werkzeuge, aber bereits

[1]) Eine bis zum Jahre 1886 reichende Geschichte der Hiatus-Frage enthält meine „Herkunft der Arier", S. 68—91.

Digitized by Google

Getreide (Gerste) gekannt, sowie irdene Gefäße verfertigt habe. Die Fauna (Rind, Pferd und Hirsch) und die Flora (Esche und Eiche) dieser Stationen erwies sich als die der gegenwärtigen geologischen Periode. Allein diese Annahme einer eigenen auf diese Funde aufgebauten Zwischenstufe (des Campignien), die Ph. Salmon, D'Ault du Mesnil und Capitan (Le Campignien. Revue mensuelle de l'École d'anthropologie de Paris, VIII, 365—408) zu begründen versucht haben, blieb nicht ohne Widerspruch. Im Schoße der Pariser anthropologischen Gesellschaft (Bull., 1899, p. 36 et suiv.) bekämpfte sie lebhaft A. de Mortillet. Auf dem Pariser internationalen Anthropologen-Kongreß (1900) erklärte Breul (L'Anthropologie, XII, 363) nach einem Vortrage Capitans (Passage du paléolithique au néolithique), daß in den Dep. Aisne und Oise neolithische Stationen vorkommen, in denen man zuweilen nur grob behauene Beile wie in Campigny, zuweilen ebensolche zugleich mit polierten Steingeräten findet. Fouju erkennt überhaupt keinen Unterschied zwischen der Industrie von Campigny oder Catenoy und der Industrie der von ihm untersuchten neolithischen Stationen.

Sind diese Beobachtungen richtig, dann fehlt jede Berechtigung, das Campignien als eine Vorstufe der neolithischen Kultur anzusehen. Es ist dann aber auch nicht notwendig, in der Industrie von Campigny mit G. de Mortillet (Formation de la nation française. Paris 1897, p. 252) eine ungeschickte Nachahmung der Industrie der neolithischen Eroberer seitens der unterworfenen Urbewohner aus der paläolithischen Periode zu sehen, eine Anschauung, die auch Pigorini (Bulletino di paletnologia italiana, XXVIII, 181), der gleichfalls in Italien die neolithische Kultur von der paläolithischen durch eine weite Kluft getrennt sieht, zur Erklärung der dem Campignien gleichgesetzten Funde von Rivole und Breonia (Verona) geltend gemacht hat, indem er sie nicht als eine evoluzione dal paleolitico al neolitico, sondern als eine transformazione della civiltà paleolitica prodotha dal contatto con la civiltà neolitica erklärt.

Was die Kulturstufe des nach der Höhle von Mas-d'Azil im Dep. Arriège benannten Asylien mit seinen Hirschhornharpunen und rot bemalten Kieseln, in der man gleichfalls eine Mittelstufe zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit gesehen hat, anlangt, so gehört sie wohl noch dem paläolithischen Zeitalter, wenn auch ihrem allerletzten Abschnitte — darauf weist das Fehlen von Renntierknochen hin — an. Denn es fehlen Haustiere, Tongeschirr und geschliffene Steingeräte. Aus dem Häufchen von verkohlten Weizenkörnern, das man gefunden, und den Ueberresten vieler Obstgattungen kann wohl nicht ohne weiteres auf eigentlichen Ackerbau und Baumzucht geschlossen werden.

Können also weder das Campignien noch das Asylien als Uebergangsstufen betrachtet werden, so kann auch nicht auf Grund dieser vermeintlichen Uebergangsstufen der Schluß gezogen werden, daß die paläolithische Bevölkerung Frankreichs nach dem Ende des Diluviums im Lande verblieben ist. Zahlreiche Beobachtungen, die man in diesem Lande, ebenso wie in Belgien, England, Deutschland, der Schweiz, Oesterreich und Polen gemacht hat, bezeugen, daß auch in Frankreich wie in den genannten Ländern die alten Renntierjäger verschwunden

Digitized by Google

sind und daß es lange Zeit gedauert hat, bis die neolithische Kultur ihren Einzug in diese Länder gehalten hat. Dies beweisen die mächtigen, zwischen der Kulturschicht aus der Renntierzeit und der neolithischen Kulturschicht gelegenen Schichten vieler Höhlen, die weder tierische noch menschliche Einschlüsse enthalten.

Spricht also schon der Hiatus gegen einen etwaigen Versuch, das einst nicht vergletscherte Gebiet West- und Mitteleuropas als Heimat der Indogermanen nachzuweisen, so spricht auch noch der Umstand dagegen, daß dieses Gebiet weder für die vorgeschichtliche noch für die geschichtliche Periode als Ausstrahlungszentrum der blonden Rasse angesehen werden kann. Es ist aber auch nicht denkbar, daß auf diesem ausgedehnten Gebiete sich eine so festgefügte, einheitliche Sprache, wie es die Sprache des arischen Urvolkes war, entwickeln konnte. Ihre Bildung hat ein weitaus kleineres Gebiet zur Voraussetzung.

Wohin sind aber die west- und mitteleuropäischen Renntierjäger, in denen wir die Vorfahren der späteren Arier erkannt haben, nach Ablauf der quartären Eiszeit gekommen? Es war eine abenteuerliche Idee, in den gleichfalls jagenden und fischenden Eskimos mit gleichfalls dolichocephalem Schädelbau ihre direkten Nachkommen zu sehen. Liegt es denn nicht von vorneherein näher anzunehmen, daß sie zugleich mit dem Renn, auf dem hauptsächlich ihre Existenz beruhte, nach dem unmittelbar angrenzenden, nach dem Abschmelzen des Gletschereises allmählich bewohnbar gewordenen Gebiete im Norden ihres früheren Verbreitungsgebietes gezogen sind, zumal dasselbe damals ausgedehnter war, als es gegenwärtig ist und England sowohl wie Skandinavien mit dem Festland verbunden waren? Daß dies tatsächlich geschehen ist, lehren die Renntierstationen, die man in früher vergletscherten Ländern entdeckt hat. So hat man, wie Struckmann (Ueber die ältesten Spuren des Menschen im nördlichen Deutschland. Zeitschrift des Histor. Vereins für Niedersachsen. Jahrgang 1889, S. 157—180) berichtet, im Schlamme des Dümmersees sehr häufig mit anderen Tierresten, namentlich Geweihen des Hirsches, Elches und vom Reh, Geweihstangen vom Renntier gefunden, von denen einzelne Spuren menschlicher Einwirkung mittelst roher Werkzeuge aufweisen. In dieselbe älteste Postglazialzeit fallen auch nach der Mitteilung W. Deeckes (Korrespondenzblatt, 1905, S. 29) die Funde bearbeiteter Knochen von Erdingen im Kreise Franzburg, die das Auftreten von Riesenhirsch, Elch und auch Renn zusammen mit dem Menschen in Vorpommern beweisen. Auch auf Rügen ist der Mensch bald nach dem Gletscherrückgange zugleich mit dem Renn aufgetreten (R. Baier, Die Insel Rügen nach ihrer archäologischen Bedeutung. Stralsund 1886, S. 19, 22). Dies beweist auch die überaus große Zahl der daselbst gefundenen roh zugeschlagenen Steingeräte. Auch in Mecklenburg, wo gleichfalls Knochen von Renntieren in postglazialen Ablagerungen gefunden wurden, sind solche roh behauene Steingeräte, wenn auch in geringer Zahl, gefunden worden (R. Beltz, Steinzeitliche Funde in Mecklenburg. Schwerin 1897, S. 3). Doch sind weder in Pommern noch in Mecklenburg und Hannover, wie überhaupt nicht in ganz Norddeutschland, Holland und England Funde gemacht worden, aus denen man ersehen könnte, daß sich in diesen Ländern in allmäh-

Digitized by Google

lichen Uebergängen die neolithische Kultur entwickelt hat. Hier erscheint plötzlich und unvermittelt die vollentwickelte neolithische Kultur.

Eine scheinbare Ausnahme macht England insofern, als Allen Brown (On the continuity of the palaeolithic and neolithic periods. Journal of the Anthropol. Institute, XXII, 66 fg.) glaubte, in diesem Lande (Sussex) eine Uebergangsstufe nachweisen zu können. Wie wenig berechtigt diese Annahme war, hat Boyd Dawkins in derselben Zeitschrift (XXIII, 242 fg.) gezeigt. Derselbe hebt übrigens auch in seiner Anzeige von C. H. Reads „A guide to the antiquities of the stone age in the department of British and mediaeval antiquities" (Man, III, 59) hervor, daß auch Read Browns „mesolithische" Typen dem neolithischen Zeitalter zuschreibt und für England das Vorhandensein einer Uebergangsstufe leugnet.

Wie bereits früher bemerkt wurde, haben sich nach dem Ende des Diluviums Menschen der mediterranen Rasse aus dem Südwesten Europas über Frankreich und Belgien bis nach den britischen Inseln verbreitet. Die Nachkommen dieser Menschen bilden noch heute einen nicht unwesentlichen Bestandteil der Bevölkerungen dieser Länder. Es erhebt sich von selbst die Frage nach der Kulturstufe, auf der jene Menschen gestanden sind, und ob sich die Hinterlassenschaft derselben noch nachweisen lasse. Es liegt nahe, an die Erzeugnisse der sogenannten mikrolithischen industrie tardenoisienne zu denken, die nicht nur in Frankreich, Belgien und England, sondern auch in Spanien und Portugal nachgewiesen worden ist. Allerdings umfaßt ihr Verbreitungsgebiet auch Italien, Ostdeutschland, Russisch-Polen, die Krim, ferner Syrien, Indien, Aegypten, Tunis und Algerien, und dieser Umstand ist geeignet, Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme zu erwecken. Die Wirtschaftsstufe der Menschen der industrie tardenoisienne war von der der Paläolithiker nicht wesentlich verschieden; sie lebten von der Jagd und Fischerei, ohne Ackerbau und Viehzucht, doch sind alle verspeisten Tiere dieselben, die noch heute leben. Würde sich die oben ausgesprochene Vermutung trotz der vorgebrachten Bedenken als richtig erweisen, so könnte man, da auch in Schottland das Asylien nachgewiesen ist, die weitere Vermutung daran knüpfen, daß die aus der iberischen Halbinsel nach Frankreich eingedrungenen Menschen der mediterranen Rasse wenigstens einen Teil der einheimischen Bevölkerung nach dem Norden entweder vertrieben habe oder gemeinsam mit ihm nach demselben ausgewandert sei.

V.

Hat sich also weder in England noch in Norddeutschland noch in irgend einem andern zur Diluvialzeit vergletscherten Lande Europas die paläolithische Kultur zur neolithischen entwickelt, so konnte dies nur in Skandinavien geschehen sein. Und dies ist tatsächlich geschehen, allerdings nicht auf der skandinavischen Halbinsel, sondern in den an Norddeutschland unmittelbar angrenzenden altdänischen Landen, für die schon längst auf Grund der archäologischen Funde eine mesolithische Periode angenommen wurde, die sich zwischen die diluvialpaläolithische Kultur West- und Mitteleuropas und die der gegenwärtigen geologischen Periode angehörende neolithische Kultur ein-

Digitized by Google

schiebe, jedoch nicht ohne heftigen Widerspruch hervorragender und in dieser Frage besonders kompetenter Forscher und nicht auch ohne daß über die Art und Weise, wie diese Entwicklung vor sich gegangen sei, die verschiedensten oft einander widersprechenden Ansichten sogar von ein und denselben Forschern aufgestellt worden wären.

Der erste Forscher, der für Dänemark einen älteren, der jüngeren Steinzeit vorausliegenden Zeitabschnitt annahm, war J. J. A. Worsaae. Er nahm diese Zweiteilung der Steinzeit vor auf Grund von Funden, die die Untersuchung der Kjökkenmöddinger, mit der er nebst Japetus Steenstrup und Forchhammer betraut worden war, zutage gefördert hatte. Was die Entstehung der Formen der jüngeren Steinzeit anlangt, sprach er sich dahin aus, daß dieselben wahrscheinlich auf die Einwanderung eines neuen, aus dem Westen gekommenen Volkes zurückgehen (Kgl. D. Vidensk. Selsk. Oversigter, 1859, S. 105). Doch schon kurze Zeit darauf hat er die bestimmte Meinung gewonnen, daß die Muschelhaufen-Menschen und die Erbauer der großen Steingräber ein und dasselbe Volk waren (Kgl. D. Vidensk. Selsk. Oversigter, 1861, S. 311). Später (1878) kehrte er in seiner „Vorgeschichte des Nordens" wiederum zur Einwanderungshypothese zurück. Darüber, was für ein Volk die Muschelhaufen-Menschen gewesen sind, spricht er zwar keine bestimmte Vermutung aus, doch lehnt er den Gedanken, es könnten Lappen oder Finnen gewesen sein, wegen der vollständigen Verschiedenheit ihrer Stein- und Knochengeräte ab. Aus gewissen Funden scheint ihm hervorzugehen, daß unter den älteren Einwohnern manche sich nach und nach die neue Kultur aneigneten und in mehr oder minder hohem Grade ihre Lebensweise veränderten.

Worsaaes Zweiteilung des südskandinavischen Steinalters fand in Steenstrup einen entschiedenen Gegner, der es bis zu seinem Tode verblieb, auch nachdem eine Reihe der angesehensten Forscher ihr beigetreten war. Indem derselbe die einfachen, gröber geformten Geräte der Kjökkenmöddinger für Geräte zum Fischfang oder zu einem anderen speziellen Betriebe hält, erklärt er ihre Anhäufer für Leute, die völlig gleichzeitig mit den Grabbauern gelebt, ja diese Grabbauer selbst gewesen sind (Kjökkenmöddinger. Kopenhagen 1886, S. 15). Den Beweis hierfür sieht er in den in einer großen Anzahl von Anhäufungen gefundenen Geräten, die in jeder Beziehung den aus den Grabkammern wohlbekannten, teils geschlagenen, teils geschliffenen Formen entsprächen, in den in ihnen gleichfalls gefundenen geschliffenen „Grünsteinäxten", sowie in dem bewunderungswürdigen Geschicke in der Behandlung des Feuersteins. Was ihre Zeitstellung anlangt, so setzt sie Steenstrup in die Kiefernperiode, also jene Periode, die einerseits der hochnordischen Dryasperiode (mit den Silberwurz, Zwergbirke und den Zwergweiden) und der Populus tremula-Periode (mit der Zitterespe mit Beimischung von Birken und Erlen) gefolgt war, und auf die anderseits die Eichen- und zuletzt die Buchen-Periode folgte. Derselbe stellt ferner fest, daß in ungefähr 50 untersuchten Kjökkenmöddingern[1]) keine Spur des Elentiers oder des Renntiers gefunden worden sei, daß überhaupt Ueberreste des Renntiers nur in den die Pflanzen der

[1]) Nur allein der erst später untersuchte Kjökkenmödding von Ertebölle am Limfjord enthielt Knochen von Elch.

Digitized by Google

Dryasperiode enthaltenden Schichten der Torfmoore vorkommen, während Elentierskelette hauptsächlich in den durch Espen charakterisierten Regionen sich fänden.

Steenstrups Anschauungen fanden einen warmen Anhänger an L. Zinck, der insbesondere im zweiten Teile seiner „Nordisk archaeologi" (Kopenhagen 1893) dieselben vertrat. Auch für ihn repräsentieren die Kjökkenmöddinger keinen besonderen Abschnitt des Steinalters, sondern zeigen eine einzelne Seite der Kultur des Steinalters und beleuchten nur eine einzelne Seite der Lebensweise der Menschen jener Zeit. Montelius' Anschauung, nach der sich die späteren neolithischen Beilformen durch das Mittelglied der in den Kjökkenmöddingern gefundenen ovalen Beile aus dem Typus der in den paläolithischen Schichten Westeuropas gefundenen Beile entwickelt habe, bekämpfend, weist er die Hypothese, daß nach der Eiszeit die paläolithischen Bewohner Westeuropas zugleich mit dem Renn nach dem Norden gezogen wären, zurück; denn dieses Tier habe in Dänemark in einer den Kjökkenmöddingern vorausliegenden Zeit gelebt und die behauptete Aehnlichkeit zwischen den Feuersteingeräten aus den paläolithischen Schichten Frankreichs und denen aus den Kjökkenmöddingern sei nicht vorhanden, wie auch Salomon Reinach (Antiquités nationales, I, 280) aus demselben Grunde eine Verwandtschaft zwischen den Kjökkenmöddinger-Menschen und den Höhlenbewohnern der Renntierzeit Frankreichs nicht zugebe. Zinck glaubt die archäologischen Verhältnisse Dänemarks am besten durch die Annahme erklären zu können, daß es allmählich durch Einwanderungen aus den zunächst angrenzenden Gegenden des Festlandes bevölkert worden sei und daß, da eine allmähliche Entwicklung der Kultur unzweifelhaft stattgefunden habe, diese selbständig vor sich gegangen sei.

Die Verteidigung von Worsaaes Lehre von der Zweiteilung des südskandinavischen Steinalters gegen Steenstrup und Zinck und deren weiteren Ausbau übernahm später Sophus Müller. In seiner „Nordischen Altertumskunde" (1896) widmet er der älteren durch die Muschelhaufen vertretenen Steinzeit einen längeren Abschnitt, in dem er feststellt, daß die Eiche bereits damals in Dänemark eingewandert war. Er stellt ferner fest, daß die Muschelhaufen immer in unmittelbarer Nähe des Strandes gelegen waren, und wenn es heute oft nicht so scheine, so komme dies daher, weil durch die fortgesetzten Hebungen, denen das nördliche Dänemark ausgesetzt gewesen, und die darauf folgende Austrocknung von Buchten und alten Meerarmen viele Muschelhaufen weit von der Küste landeinwärts gerückt worden seien. Anderseits habe man an den Südküsten der dänischen Inselgruppe reiche Fundstätten von Feuersteinaltertümern ganz der gleichen Art, wie sie in den Muschelhaufen vorkommen, nachgewiesen (Küstenfunde); daß diese nur zum Teil auf trockenem und bewohnbarem Grunde liegen, sei eine Folge der langsamen Senkung, in der sich das südliche Dänemark befinde. Diesen Küstenfunden, die teils offen, teils gedeckt sind, reihen sich aus dem Innern des Landes „Seefunde" an, die gleichfalls teils offen, teils gedeckt sind. Indem Müller bemerkt, daß sich nicht für jedes einzelne Steingerät eine ganz bestimmte Verwendung angeben lasse, weil die Geräte jener fernen Zeit noch von allereinfachster Form seien, und nicht, spezielleren Zwecken entsprechend, eine weitergehende

Digitized by Google

Bearbeitung erfahren haben, weist er nur darauf hin, daß die von ihm „Scheibenspalter" benannte Geräteform, an die sich im wesentlichen der Streit über die Einteilung der Steinzeit in einen älteren und einen jüngeren Abschnitt geknüpft hat, als Axt verwendet werden konnte, wie Spaltversuche bewiesen haben, und daß sie auch wirklich verwendet worden sei. Außer den Steingeräten seien noch Gegenstände aus weicheren Stoffen, wie Knochen, Hirschhorn und Ton (Gefäßen) verwendet worden. Müller hält es für kaum ganz sicher, daß die Muschelhaufen die allerältesten Denkmäler vom Dasein des Menschen im Norden sind, da die aus dem Geweih von Renntieren und Elchen verfertigten Geräte, sowie die Harpunenspitzen aus Knochen mit Widerhaken und gewisse ältere Formen unter den Feuersteinsachen darauf hinzuweisen scheinen, daß der Mensch schon in einem vor die Muschelhaufen und Küstenfunde fallenden Zeitabschnitt im Norden gelebt hat.

Auf die Frage, was der Benutzung der älteren Steinzeitformen von Geräten und Waffen eine Grenze gesetzt habe und was es gewesen sei, das der Bevölkerung eine Lebensweise auf neuen Plätzen angewiesen habe, antwortet derselbe: „Es müssen Fortschritte und Erfahrungen innerhalb der eigenen Landesgrenzen und noch mehr von außen erhaltene Anstöße gewesen sein, die nach und nach dem Leben eine neue Form gaben. Was wir unter den hinterlassenen Denkmälern der Steinzeit einem späteren Zeitabschnitt zuweisen müssen, wurde nicht plötzlich und an einem einzigen Tag gebildet. Die alten Wohnplätze wurden weder gleichzeitig noch überall im Norden aufgegeben; das gewohnte Jäger- und Fischerleben wurde hie und da fortgesetzt, und an vielen Stellen fuhr man wenigstens fort, ab und zu die Küsten aufzusuchen, um seinen Unterhalt in alter Weise zu finden. Für diesen kürzeren oder längeren Aufenthalt auf den alten Wohnplätzen über den Abschluß der älteren Steinzeit hinaus enthalten die Funde viele Zeugnisse."

Auf Grund einer Reihe von Uebergangsformen nimmt Müller eine zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit gelegene Mittelsteinzeit an. „Es gibt eine Anzahl Formen, die weder so recht den alten Wohnplätzen noch den Steingräbern angehören, und im ganzen jünger als jene und älter als diese sind, wenn schon sie bisweilen sich mit Formen von der einen oder der andern Seite berühren. Sie nehmen eine Mittelstellung zwischen der älteren und jüngeren Gruppe ein und können danach als der Mittelsteinzeit zugehörig bezeichnet werden."

Deshalb hält es derselbe vom rein archäologischen Standpunkte für unmöglich, die Frage, ob zu Beginn der jüngeren Steinzeit eine Einwanderung in den Norden stattgefunden habe, entscheidend zu beantworten. Trotz des großen Unterschiedes zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit könne nicht in Abrede gestellt werden, daß sich zwischen ihnen in wesentlichen Punkten auch Aehnlichkeiten finden, daß die ganze Grundlage der Kultur dieselbe sei, daß auf den Wohnplätzen Funde aus beiden Zeitabschnitten angetroffen werden, was nicht für ein feindliches Verhältnis der älteren und jüngeren Bevölkerung spreche, und namentlich daß die Züge, die für uns eine neue Periode bezeichnen, weder alle zusammen, noch auf einmal auf-

Digitized by Google

treten, sondern im Gegenteil nach und nach zum Vorschein kommen. „Derartige Züge scheinen dafür zu sprechen, daß die Entwicklung, die in den Funden aus der jüngeren Steinzeit so stark hervortritt, nicht Einwanderungen zuzuschreiben ist, sondern langsam wirkenden und lange andauernden Einflüssen von außen, die auf friedlichem Wege von Volk zu Volk übermittelt worden sind." Noch weniger könne die Frage vom anthropologischen Standpunkte aus entschieden werden, da bestimmbare Schädel aus der Zeit der Muschelhaufen nicht erhalten worden seien.

Was die Frage nach dem Ursprunge der neolithischen Kultur, die im Norden zu so hoher Ausbildung gekommen ist, anlangt, so hält es Müller für zweifellos, daß die bedeutenden Fortschritte, die sie gegenüber der Kultur der Muschelhaufen aufweist, weder ausschließlich noch im wesentlichen auf heimischer Entwicklung beruhen. „Der Anstoß zu neuen Entwicklungen in der Steinzeit Skandinaviens scheint meist von Westeuropa ausgegangen zu sein, und von dort aus kann man wiederum die neuen Ideen bis zu ihrem Ursprunge in die Wiege der Kultur, den Orient, zurückverfolgen."

In dem von Madsen, Müller und anderen Gelehrten herausgegebenen großen Werke: „Affaldsdynger fra stenalderen i Danmark" (Kopenhagen 1900), in dem die Ergebnisse der in den Jahren 1893 bis 1897 ausgeführten Untersuchungen neuer Muschelhaufen, darunter dreier aus der jüngeren Steinzeit, ihre eingehende Darstellung gefunden haben, macht Müller eine kleine Schwenkung zur Einwanderungstheorie. Nachdem er wieder bemerkt hat, daß nichts darauf hindeute, daß an den untersuchten Wohnplätzen sich mit Beginn der jüngeren Steinzeit ein neues Volk eingefunden hat, setzt er (S. 175) hinzu: „Damit ist nicht ausgeschlossen, daß der große Fortschritt, der durch Ackerbau und Viehzucht, Verbesserung der Geräte und neue Behandlungsweise des Stoffes gekennzeichnet wird, an anderen Orten des Landes sich unter dem Auftreten eines neuen Volkes vollzog. Von dorther konnte die neue Kultur sich an diesen Wohnplätzen ohne Wechsel der Bevölkerung geltend gemacht haben."

In seiner „Urgeschichte Europas" (1905) spricht derselbe jedoch nicht mehr davon, daß die neolithische Kultur des Nordens durch ein dorthin eingewandertes Volk gebracht worden sei, sondern läßt vielmehr sowohl die Kultur der älteren wie der jüngeren Steinzeit Dänemarks durch vom Orient ausgegangene „Kulturwellen" dorthin gelangen; doch lasse sich auch in den dänischen Muschelhaufen ein reichhaltiges Inventar von ererbtem Kulturbesitz aus den paläolithischen Perioden Europas nachweisen.

Georg F. L. Sarauw, dem wir die eingehende Beschreibung und Würdigung des wichtigen Fundes von Maglemose bei Mullerup verdanken (Aarböger 1903, S. 148—315), zweifelt nicht daran, daß der Mensch schon mit dem Renn nach Dänemark gekommen ist und mit ihm zugleich gelebt hat; dies ergebe sich aus den drei bearbeiteten Renntiergeweihen, von denen das eine auf Seeland, das zweite auf Fünen, das dritte in Jütland gefunden wurde. Doch ist bis jetzt ein größerer Fund aus der Renntierzeit Dänemarks nicht gemacht worden. Und darin liegt die Wichtigkeit des Fundes von Maglemose, weil er einem der Zeit der ältesten Muschelhaufen vorausliegenden Zeitabschnitt

Digitized by Google

angehört. Dies beweisen insbesondere die vielen zugleich mit Knochen vom Urrind gefundenen Knochen vom Elch, sowie der Umstand, daß unter den 20371 Fundstücken keine einzige Scherbe eines irdenen Gefäßes sich fand und daß unter den Pflanzen zwar die Kiefer, Hasel, Ulme, Espe und Birke vertreten sind, daß jedoch die Eiche fehlt, die so häufig in den Kjökkenmöddingern vorkommt. Und nun zeigen die aus Bein oder Stein verfertigten Geräte eine solche Verwandtschaft mit Formen aus der eigentlichen Renntierzeit, insbesondere Mitteleuropas, daß wir nicht zweifeln können, daß sie von den Nachkommen der paläolithischen Renntierjäger Mitteleuropas verfertigt worden sind. „Wohl enthält unser Fund", sagt Sarauw, „nichts von den Geräten, die besonders die Renntierzeit kennzeichnen, ebensowenig als ein Fund aus irgend einem andern Boden so weit zurückgeführt werden kann; aber die Formen sind offenbar verwandt mit Formen der Renntierzeit und, was mindestens ebenso schwer wiegt, die Art und Weise, wie die Entwicklung vor sich gegangen ist, die Arbeit und der künstlerische Schmuck zeigt unverkennbar, daß die im Funde von Maglemose vorliegende Kultur von ihr abgeleitet ist; hier besteht keine Kluft, kein »Hiatus«." „Die hübschen Ornamente, die einige von den Beingeräten zieren, sind ebenso auch ein Erbe aus der Renntierzeit. Es fehlen zwar deren Tierdarstellungen und es finden sich nur ihre linearen Muster angewendet; aber gerade so war der Entwicklungsgang. Der Fund vom Schweizerbild zeigt dies klar: Tierzeichnungen fand man auf Sachen aus der untersten Schichte; die anderen Ornamente kamen vor in dem mittelsten und obersten Teil der Ablagerungen aus der Renntierzeit."

Anderseits betont Sarauw, daß der Wohnplatz von Maglemose sich zeitlich an die ältesten Kjökkenmöddinger anschließt, wie namentlich aus der Uebereinstimmung gewisser Geräteformen hervorgehe, indem insbesondere der Scheibenspalter und andere Feuersteinäxte gemeinsam seien.

Indem er weiter die Ansicht bekämpft, daß die Steinzeitkultur der älteren Kjökkenmöddinger ursprünglich von Westeuropa gekommen sei, spricht er es als seine Ueberzeugung aus, daß das nach Dänemark nach der Eiszeit gekommene Jäger- und Fischervolk aus dem Süden (Mitteleuropa) gekommen ist.

Zum Schluß bemerkt er, daß sich die Kultur des jüngeren Steinalters mit Ackerbau und Viehzucht aus der Kultur des älteren Steinalters entwickelt habe; eine Einwanderung eines neuen Volkes nimmt er nicht an.

Der von Zinck und Reinach auf Grund der Verschiedenheit der Feuersteingeräte aus den paläolithischen Schichten Frankreichs von den Feuersteingeräten aus den Kjökkenmöddingern gegen die Annahme, daß die Menschen nach dem Ende der Eiszeit zugleich mit dem Renn nach dem Norden gezogen seien, erhobene Einwand erscheint somit durch die Ausführungen Sarauws widerlegt. Es liegt übrigens nahe anzunehmen, daß die französisch-belgischen Renntierjäger in die unmittelbar im Norden angrenzenden, eisfrei gewordenen Gebiete, zu denen auch ein Teil der heutigen Nordsee gehörte, gezogen sind. Da brachycephale Schädel erst in postglazialer Zeit in West- und Mitteleuropa erscheinen und noch niemals solche in einer unzweifelhaft

Digitized by Google

paläolithischen Schicht gefunden worden sind, so erscheint es auch von diesem Standpunkte aus unmöglich, einen anthropologischen Unterschied zwischen den Bewohnern Dänemarks während der älteren und jüngeren Steinzeit anzunehmen. Den Gedanken, die Träger der älteren Steinzeitkultur könnten etwa Lappen oder ein mit diesen verwandter finnischer Volksstamm gewesen sein, hat, wie schon bemerkt, aus archäologischen Gründen Worsaae mit Recht abgelehnt. Ich behalte mir übrigens vor, in einem anderen Zusammenhange zwar nicht auf Grund von Schädelfunden — denn es sind, wie schon bemerkt wurde, bis jetzt keine bestimmbaren Schädel gefunden worden — aber auf Grund anderer Tatsachen den Beweis zu erbringen, daß die Bewohner Skandinaviens während der älteren und jüngeren Steinzeit — von den Lappen abgesehen — in anthropologischer Hinsicht nicht verschieden waren.

Die Annahme Steenstrups und Zincks, daß die Anhäufung der Muschelhaufen und die Errichtung der großen Grabbauten zeitlich zusammen fallen, war in dieser allgemeinen Fassung gewiß unrichtig und ist mit Recht allgemein aufgegeben worden; in dieser Hinsicht haben die Muschelhaufen aus dem jüngeren Steinalter, die so deutlich den Einfluß der Kultur des jüngeren Steinalters zeigen, in ihrer Verschiedenheit von den älteren Muschelhaufen besonders aufklärend gewirkt; diese Verschiedenheit der älteren Muschelhaufen, besonders ihrer tieferen Lagen, kann eben nur in der Weise erklärt werden, daß man annimmt, daß sie aus einer Zeit stammen, die der jüngeren Steinzeit vorausliegt, so daß sich ihr Einfluß auf die Lebensweise ihrer Anhäufer nicht geltend machen konnte. Es war jedoch ein durchaus richtiger Gedanke, wenn Steenstrup den Unterschied in der Form der Geräte beider Zeitalter aus ihrer Bestimmung zu erklären suchte; denn es kann kein Zweifel sein, daß die Beschaffung der Lebensmittel durch den Feldbau, sowie ihre Zubereitung ebenso wie die Verwertung der Produkte der Viehzucht neue Geräte erforderten, die teils neu erfunden, teils aus den Formen der älteren Geräte durch entsprechende Abänderungen hergestellt worden sind. Die Einfachheit der Geräte der Kjökkenmöddingerzeit braucht deswegen an und für sich uns nicht zu bestimmen, ihren Verfertigern von vorneherein die Fähigkeit abzusprechen, unter anderen Verhältnissen und zu anderen Zwecken andere und bessere Geräte herzustellen.

Die Anschauung Müllers, daß die großen Fortschritte Europas, die sowohl die jüngere wie ältere Steinzeit Skandinaviens gegenüber der paläolithischen Periode aufweist, im letzten Grunde auf den Orient zurückgehen, von wo sie auf dem Wege von Uebertragungen von Volk zu Volk bis in den Norden gedrungen seien, ist schon deswegen ganz unwahrscheinlich, weil es undenkbar erscheint, daß ohne Einwanderer eine solche Kulturübertragung habe stattfinden können. Alles, was wir von den heutigen Naturvölkern wissen, spricht entschieden gegen eine solche Anschauung. H. Ling Roth stellt, um zu zeigen, daß sich der Ackerbau nicht auf diese Weise habe verbreiten können, in seiner Abhandlung: „On the origin of agriculture" (Journal of the Anthropological Institute, XVI, 124) eine große Reihe von Beobachtungen von Forschungsreisenden zusammen, aus denen hervorgeht, daß im allgemeinen die Naturvölker — und zu diesen müssen wir auch die

Digitized by Google

Steinzeitvölker Europas rechnen — eine Abneigung haben, mit Fremden, von welcher Nation und von welcher Kulturstufe immer, zu verkehren. Und selbst, wenn die einzelnen Völker Neigung gehabt hätten, als Lehrmeister der benachbarten Völker aufzutreten, so hätten sie die natürlichen, den Verkehr hemmenden Hindernisse (Meere, Flüsse, Sümpfe, Wälder und Gebirge) daran gehindert. Es müßten aber auch, wäre die Annahme richtig, in der an Dänemark unmittelbar angrenzenden niederdeutschen Tiefebene Zeugnisse dieser allmählich vordringenden höheren Kultur nachzuweisen sein. Dies ist jedoch nicht der Fall; denn ebenso unvermittelt folgt hier auf die Funde aus der postglazialen Renntierzeit die vollentwickelte neolithische Kultur, wie sie in den während der Glazialzeit unvergletschert gebliebenen Ländern West- und Mitteleuropas folgt. Und deswegen kann auch nicht angenommen werden, da die Heimat der Arier aus tier- und pflanzengeographischen Gründen nur in Nord- oder Mitteleuropa gesucht werden kann, daß die neolithischen sicher arischen Bewohner Südskandinaviens erst zur jüngeren Steinzeit aus Norddeutschland eingewandert sind, selbst wenn nicht die Tatsachen, die auf einen friedlichen Verkehr der Kjökkenmöddinger-Menschen mit den Trägern der Kultur der jüngeren Steinzeit hinweisen, gegen die Einwanderungshypothese sprächen.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß die Kultur der jüngeren Steinzeit Südskandinaviens nur im Lande selbst selbständig und ohne auswärtige Einflüsse entstanden sein kann, und daß wir auch aus diesem Grunde die Heimat der Arier dorthin verlegen müssen, eine Annahme, zu der ebenso bestimmt die anthropologischen wie geschichtlichen Tatsachen führen.

VI.

Zu den wichtigsten Errungenschaften der neolithischen Kultur gehört der Ackerbau und die Viehzucht. Wie es aber gekommen ist, daß die Bewohner Dänemarks aus Fischern und Jägern, die sie während der älteren Steinzeit waren, Ackerbauer und Viehzüchter geworden sind, kann nur aus der geologischen Geschichte des Landes, die zugleich mit der der skandinavischen Halbinsel in der letzten Zeit Gegenstand umfassender Untersuchungen gewesen ist, erklärt werden.

Zu diesem Zwecke möge diese Geschichte nach der übersichtlichen Darstellung der wichtigsten Ergebnisse der geologischen Landesaufnahme, wie sie Fr. Machaček (Dänemarks Boden und Oberfläche. Geographische Zeitschrift, XII, 362—378) gegeben hat, kurz mitgeteilt werden. Am Schlusse der Eiszeit bot die dänische Landschaft das Bild einer Renntiersteppe oder Tundra mit arktischer Flora (Dryas octopeta usw.). Mit dem Verschwinden dieser nordischen Formen beginnt für Dänemark die geologische Gegenwart. Zuerst befand sich Dänemark und die skandinavische Halbinsel, vielleicht wegen Entlastung vom Eisdruck, in einem Zustand langsamer Hebung, so daß schließlich die Ostsee zu einem Binnensee herabsank (Ancylussee). Große Strecken im südwestlichen Dänemark mögen damals etwa 15—20 m höher gelegen sein als heute, die dänischen Inseln waren ein Teil des Festlandes. Den Beweis für diese größere Höhenlage

Digitized by Google

erbringen namentlich die bei Hafenanlagen vielfach angetroffenen submarinen Torfmoore, sowie die unterirdischen Rinnen in mehreren Fjorden, die als ehemalige, jetzt untergetauchte Täler anzusehen sind. In dieser Ancyluszeit, während welcher das Klima immer milder wurde, fand der schon früher erwähnte dreifache Vegetationswechsel (Zitterespen-, Kiefern-, Eichenperiode) statt. Der größte Teil der Eichenzeit fällt noch in diese Ancylusperiode. Es folgte nun durch eine Senkung die teilweise Ueberflutung des flachen Landes durch das sogenannte Litorinameer, die auch die Abschnürung der dänischen Inseln zur Folge hatte, die wir uns als eine allmählich entstandene denken müssen. Der Uebergang zur Gegenwart ist von einer abermaligen Schaukelbewegung begleitet, die sich im nordöstlichen Teil des Landes als Hebung, im südwestlichen als Senkung äußerte. Es ist dieselbe Bewegung, die noch heute auf der skandinavischen Halbinsel mehrere dm im Jahrhundert beträgt, während im südlichen Jütland dieser Senkung beträchtliche Stücke des Landes zum Opfer gefallen sind.

Die zur Litorinazeit eingetretene Senkung betraf nicht allein Dänemark, sondern auch die südlichen Küstenländer der Nord- und Ostsee. Damals entstand der englische Kanal, gleichzeitig sank das anglo-skandinavische Festland, das sich noch zur Ancyluszeit über den südlichen Teil der heutigen Nordsee erstreckte, unter das Meer, ebenso Teile des Küstenlandes der Ostsee, wodurch auch Bornholm vom Festlande getrennt wurde. Was Schleswig anlangt, so zweifelt E. Stolley (Zur Geologie der Insel Sylt. Archiv für Anthropologie und Geologie Schleswig-Holsteins, III, 150) nicht daran, daß durch dieselbe Senkung auch die inundierten Moore und alten Wälder der friesischen Inseln, die Tuulbildungen Sylts unter das Niveau des Meeres gebracht, sowie durch den gewaltigen Einbruch des Meeres das Zerstörungswerk der einst weit nach Westen sich erstreckenden friesischen Landschwelle verursacht wurde.

Damals trat zuerst, begünstigt durch das Klima, das nun einen entschieden insularen Charakter angenommen hatte, die Buche in Dänemark auf, wenn auch zunächst nur vereinzelt und nicht als Waldbilderin, als die sie später auf Kosten der Eiche zum vorherrschenden Baume geworden ist.

Die Erinnerung an diese großartigen geologischen Ereignisse, die sich damals innerhalb der altdänischen Länder abspielten, hat sich, wie ich in der Polit.-anthropol. Revue (IV, 163 fg.) ausgeführt habe, in den bei verschiedenen arischen Völkern nachweisbaren Flutsagen erhalten.

Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß diesen Ueberflutungen bewohnten Landes viele Menschen zum Opfer fielen; doch werden sich auch viele gerettet und in von der Ueberflutung verschont gebliebene Gebiete geflüchtet haben, wie ja auch bekanntlich die Cimbern, die einst auf der nach ihnen benannten Halbinsel an der Nordsee wohnten, ihre von einer ähnlichen Ueberschwemmung (Florus I, 37) betroffenen Wohnsitze verließen, um anderswo sich eine neue Heimat zu suchen. Und so mußte zunächst in den südlichen Teilen der altdänischen Länder eine große Anhäufung von Menschen stattfinden, für die besonders im Innern der neuentstandenen Inseln und Halbinseln die Jagd für die Dauer keine ausreichende Nahrung bieten

Digitized by Google

konnte. Und so trat zu den zwei andern Voraussetzungen, deren Vorhandensein De Candolle (Origine des Plantes cultivées. Paris 1883, p. 2) für die Entstehung des Ackerbaues für notwendig erachtet, nämlich einem entsprechenden Klima und einem gewissen Grad von Sicherheit und Seßhaftigkeit — seßhaft waren ja schon die Kjökkenmöddinger-Menschen — noch die dritte Voraussetzung hinzu: ein dringendes Bedürfnis in dem Falle, daß die Jagd und Fischerei nicht mehr die erforderlichen Nahrungsmittel gewährt. Die Aufnahme des Ackerbaues konnte in Dänemark um so leichter erfolgen, als dieses Land einen fruchtbaren, vielfach waldfreien Boden besitzt und sich eines für die Feldwirtschaft ausgezeichneten feuchten Klimas erfreut. Und so trat denn in Dänemark infolge dieser Umstände das sehr früh ein, was aus denselben Gründen früher oder später auf den meisten Inseln eingetreten ist: die früheren Jäger oder Fischer wurden allmählich Ackerbauer. Richtig hat schon G. Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" die Ursachen dieser Erscheinung erkannt, indem er (I, 206) schreibt: „Die herumschweifende Lebensweise ist nur in den großen Ebenen möglich; auf den Inseln oder in abgeschlossenen Tälern kommt der Mensch aus dem ursprünglichen Zustande des Jägers und Fischers zu dem des Ackerbauers."

Bekanntlich ist in einer noch der paläolithischen Periode angehörenden Schichte der Höhle von Mas-d'Asil im südlichen Frankreich ein Häufchen verkohlter Weizenkörner gefunden worden, ein Beweis, daß, wenn auch nicht vielleicht ein eigentlicher Ackerbau getrieben wurde, so doch die Weizenpflanze am Ausgange der Diluvialperiode bekannt war und ihre Frucht als Nahrungsmittel wohl von den Frauen gesammelt wurde. Es ist nun gewiß nicht zu gewagt, wenn wir annehmen, daß nach dem Ende der Glazialperiode diese Getreidepflanze zugleich mit den anderen Getreidepflanzen, die nachweisbar in der jüngeren Steinzeit Dänemarks angebaut wurden (Gerste und Hirse), sowie den übrigen Gräsern allmählich, begünstigt durch die immer mehr zunehmende Wärme, dorthin gelangten, wo wahrscheinlich gleichfalls dem eigentlichen Ackerbau eine Zeit des Sammelns der reifgewordenen Körner der wild wachsenden Pflanzen seitens der Frauen vorausging.

Was die Zähmung der Haustiere, die wir bereits im jüngeren Steinalter im unzweifelhaften Besitze der arischen Völker finden (Hund, Rind, Schwein, Schaf, Pferd), anlangt, so erscheint bekanntlich der Hund bereits in der Zeit der älteren Kjökkenmöddinger als gezähmt. Daß eine zweifellose Hundeart bereits zur Quartärzeit in Europa gelebt hat, hat kürzlich Studer (L'Anthropologie, 1905, p. 269 et suiv.) auf Grund eines neuen Fundes sicher nachgewiesen. Ebenso ist in den älteren Kjökkenmöddingern das Urrind (Bos primigenius) und das gemeine Wildschwein (Sus scrofa) vertreten (Steenstrup, Kjökkenmöddinger 8). Es ist nicht einzusehen, warum wir nicht die Zähmung des gewaltigen Bos primigenius, auf den A. Nehring (Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthropologie usw., 1888, S. 230) alle europäischen Rinderarten, K. Keller (Die Abstammung der ältesten Haustiere. Zürich 1902, S. 129) wenigstens das englische Parkrind, die norddeutschen Niederungsrinder, das holländische Rind, das Steppenrind, das Simmentaler und Freiburger Fleckvieh, Herluf Winge (Affaldsdynger, S. 189), die in den Muschelhaufen aus der jüngeren Steinzeit gefundenen zahmen Rinder, zurück-

Digitized by Google

führt, einer so kräftigen Rasse, wie es die arische Rasse ist, zuschreiben sollten. Was das gemeine Wildschwein anlangt, auf das Keller (S. 97) nur die Schläge des europäischen Hausschweines, des sog. Landschweines, zurückführt, während Nehring (S. 184) auch das sog. Torfschwein als einen durch primitive Domestizierung verkümmerten Abkömmling desselben betrachtet, so bemerkt schon Keller (S. 111): „Der Anstoß zur Zähmung des Wildschweines erfolgte offenbar in der jüngeren Steinzeit im mittleren und nördlichen Europa, als die Viehzucht ihren ersten Aufschwung nahm. Die Gewinnung des neuen Haustieres war wohl nicht allzu schwer, da die wilden Ferkel sich unschwer zähmen lassen. Ihr Erwerb war auch dadurch erleichtert, daß sie überall zahlreich vorkamen. In Norddeutschland und Dänemark scheint ursprünglich das Torfschwein — das nach Keller asiatischer Abstammung ist — gefehlt zu haben und nur das europäische Blut gehalten worden zu sein." Und Winge bemerkt von dem zahmen Schweine des dänischen Steinalters, daß es ganz gut aus dem typischen Wildschwein durch Zähmung entstanden sein kann.

Das Schaf tritt, und zwar im gezähmten Zustande, erst in den Muschelhaufen aus dem jüngeren Steinalter auf, was nicht ausschließt, daß es schon früher im Lande ungezähmt gelebt hat. Winge bestimmt es als Ovis aries palustris; es zeige sich als ein verhältnismäßig stark entarteter Abkömmling des wilden Schafes (ovis aries fera). Derselbe hält es aber für unmöglich zu sagen, von welcher Art des wilden Schafes das steinzeitliche dänische Schaf abstamme. Fest steht, daß das wilde Schaf schon in paläolithischer Zeit in West- und Mitteleuropa (Frankreich, Belgien, Böhmen, Mähren) gelebt hat, wo man es in diluvialen Ablagerungen festgestellt hat.

Das zahme Pferd ist zwar sicher für die jüngere Steinzeit Schwedens, aber noch nicht mit voller Sicherheit für die Steinzeit Dänemarks festgestellt. Ebenso ist es sicher, daß in der Diluvialzeit in Frankreich und Deutschland in großer Menge ein schweres, mittelgroßes Pferd gelebt hat, auf das als Stammvater Nehring und Keller den occidentalen Typus des germanischen Hauspferdes, den in ausgesprochener Weise das Pinzgauer Pferd, das alte Normannenpferd, das flamländische Pferd, der Percheron-Schlag und das mächtige englische Karrenpferd aufweisen, mit Bestimmtheit zurückführen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Pferd schon in der Diluvialzeit halb gezähmt war, so daß dessen vollständige Zähmung zu Beginn der jüngeren Steinzeit im Norden Europas keine besonderen Schwierigkeiten gemacht haben dürfte.

Winge ist der Ansicht, daß weder der Hund noch das Schaf, aber auch nicht das Schwein und das Rind, obwohl deren Wildformen in Dänemark nachgewiesen sind, daselbst gezähmt worden seien; er glaubt vielmehr, daß sie alle aus dem Süden eingeführt worden sind. Was er zur Begründung seiner Ansicht vorbringt, ist der Umstand, daß ihm die zahmen Formen auf einmal von den Wildformen scharf unterschieden aufzutreten scheinen. Dieser Umstand ist bedeutungslos, weil es höchst wahrscheinlich ist, daß die Domestikation zunächst in jenem Teile der altdänischen Lande vor sich gegangen ist, in dem die unmittelbare Veranlassung dazu vorlag, nämlich im äußersten Süden dieses Ländergebietes, während die drei untersuchten Muschelhaufen

Digitized by Google

aus dem jüngeren Steinalter, die Knochen von den oben angeführten Haustieren enthielten, in Jütland und im nördlichen Seeland lagen. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Erscheinungen der Degeneration, die infolge der Domestikation einzutreten pflegen, in der Regel sehr rasch eintreten, insbesondere bei den Tieren, die in der Gefangenschaft erzeugt werden. Und wer sollte denn jene Tiere, die alle in Mitteleuropa während der paläolithischen Periode gelebt haben, gezähmt haben, nachdem die gesamte Bevölkerung nach dem Ablauf der Eiszeit nach dem Norden gezogen war, als die Nachkommen dieser Menschen, als sie, durch gewaltige Naturereignisse in ihren Wohnsitzen eingeengt, darauf sinnen mußten, ihre Existenz auf eine sicherere Grundlage als auf die unsichere Ausbeute der Jagd und Fischerei zu stellen?

VII.

Der Uebergang zur Viehzucht und besonders zu dem mit derselben verbundenen Ackerbau konnte nicht ohne tiefe Wirkung auf die intellektuell-moralische wie rein materielle Kultur der früheren Jäger und Fischer bleiben. Denn der Wirtschaftsbetrieb ist gleichsam, wie E. Grosse in seinen „Anfängen der Kunst" (S. 34) treffend bemerkt, „das Lebenszentrum jeder Kulturform; er beeinflußt alle übrigen Faktoren der Kultur auf die tiefste und unwiderstehlichste Art, während er selbst nicht sowohl durch kulturelle als durch natürliche Faktoren — durch geographische und meteorologische Verhältnisse — bestimmt wird." Diese Kulturbedeutung des Wirtschaftsbetriebes tritt am einleuchtendsten in der Geschichte der Familie hervor. Denn während sämtliche höheren Jäger- und Fischervölker in Sonderfamilien leben, führt der Ackerbau gleichsam von selbst zur Großfamilie. Denn wie derselbe Grosse (Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, S. 135) bemerkt, drängt der Pflanzenbau zur Vereinigung, zur Gemeinwirtschaft. „Der einzelne mit seinen rohen Werkzeugen vermöchte der Wildnis höchstens das Notdürftigste abzuringen; eine Gruppe dagegen ist leicht imstande, ein Stück Land auszuroden, anzubauen und abzuernten, welches allen ihren Gliedern reichliche Nahrung gewährt. Unter den niederen Ackerbauern (ohne Industrie), welche soviel Boden haben können, als sie haben wollen, wächst die Wohlfart einer Gemeinde mit ihrer Zahl. Der Ackerbau hält also die Menschen nicht nur fest, sondern hält sie auch zusammen; er besitzt eine weit größere sozialisierende Kraft als die Jagd und die Viehzucht." In den so entstandenen Großfamilien ist nun die Möglichkeit einer Arbeitsteilung, wie sie die Sonderfamilie nie in dem Umfange gewähren kann, aber auch zugleich einer Arbeitsvereinigung vorhanden. Die einzelnen Arbeiten können jetzt nach der individuellen Geschicklichkeit verteilt werden; der Ehrgeiz jedes einzelnen findet innerhalb eines größeren Familienverbandes einen mächtigen Ansporn. Der enge Verband, in dem Großväter, Väter und Kinder, Brüder und Schwestern miteinander leben, stärkt die Gefühle der Zusammengehörigkeit, weckt das Pflichtbewußtsein und lehrt die Notwendigkeit der Unterordnung und Fügsamkeit.

Auch in intellektueller Hinsicht erweist sich der Uebergang zum Ackerbau als fördersam, da die neuen Aufgaben, die er an den Menschen stellt, nicht ohne Aufbietung aller Verstandeskräfte gelöst

Digitized by Google

werden können. Mit ihm und durch ihn ist die erste Stufe der eigentlichen Volkswirtschaft erreicht. „In der geschlossenen Hauswirtschaft", bemerkt richtig K. Bücher (Die Entstehung der Volkswirtschaft. 2. Aufl. Tübingen 1898, S. 60), „haben die Hausgenossen nicht bloß dem Boden seine Gaben abzugewinnen; sie müssen auch alle dabei nötigen Werkzeuge und Geräte mit eigener Arbeit herstellen; sie müssen endlich die Rohprodukte durch Veredlung und Umformung zum Gebrauche geschickt machen. Dies alles ergibt eine Mannigfaltigkeit der Arbeitsaufgaben und erfordert bei der Einfachheit der Werkzeuge eine Vielseitigkeit des Könnens und Verstehens, von der sich der Kulturmensch der Neuzeit schwer eine rechte Vorstellung macht." Selbstverständlich brauchte es lange Zeit, bis die Höhe der neolithischen Kultur mit ihren zierlich und zweckmäßig geformten, glatt polierten und stark differenzierten Werkzeugen, die sich scharf von den einfachen, wenig differenzierten Formen der älteren Muschelhaufenzeit abheben, erreicht war. Deswegen schiebt sich auch in den altdänischen Ländern (Schleswig, Jütland, den dänischen Inseln und Schonen), die ich deshalb auch als die Urheimat der Arier betrachte, eine Mittelsteinzeit mit ihren Uebergangsformen ein, die in den nördlich von Schonen gelegenen Teilen Schwedens sowie in Norwegen fehlen, wo auf die Kultur der älteren, den dänischen Muschelhaufen entsprechenden Steinzeit unvermittelt die durch neue Einwanderer eingeführte Kultur der jüngeren Steinzeit folgt. Diese neuen Einwanderer sind die unmittelbaren Vorfahren der späteren Germanen, als deren engere Heimat, d. i. das Gebiet, in dem sich die charakteristischen Eigentümlichkeiten der germanischen Grundsprache entwickelt haben, das mittlere Schweden anzusehen ist[1]).

Ebenso wie nach Schweden und Norwegen hat sich von Südskandinavien aus mit den sich allmählich wachstumsähnlich ausbreitenden Ariern die dort entstandene neolithische Kultur über den größten Teil Europas, über den Nordrand Afrikas und einen großen Teil Asiens verbreitet. Deshalb haben auch die in diesen Gebieten gemachten Funde einen gleichförmigen, auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisenden Charakter. Das jüngere Alter dieser mit den Ariern nach Afrika und Asien gekommenen Kultur zeigt sich auch darin, daß sie daselbst nicht mehr als reine Steinalter-Kultur auftritt, sondern bereits schon den Gebrauch von Metallen (Kupfer, Bronze) kennt. Daß die arischen Völker in der ältesten Zeit in der Form der Großfamilie, die noch heute in der serbischen Hauskommunion fortbesteht, gelebt haben, steht durch zahlreiche historische Zeugnisse fest. Die erste Ausbreitung der Arier selbst erfolgte in der Form von Einzelgehöften. Erst viel später kam die Zeit der großen, in geschlossenen Massen unternommenen Wander- und Eroberungszüge, durch die die Italiker, Hellenen und zuletzt die Germanen aus ihren mittel- bezw. nordeuropäischen Ursitzen in ihre späteren Wohnsitze gelangten. Diese als Eroberer eingedrungenen Arier ließen sich aber nicht mehr in den besetzten Ländern in Einzelgehöften, sondern in Dörfern und in zur

[1]) Die Gründe für diese Annahme habe ich in den Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien (XXX, 40 fg.) und in der Polit.-anthropol. Revue (V, 274) dargelegt; es lassen sich aber auch noch andere Gründe, und zwar politisch-religiöser Art dafür anführen.

Digitized by Google

Sicherung ihrer Herrschaft angelegten Städten nieder. Im geringeren Umfange geschah dies aber schon in der spätneolithischen und frühen Metallzeit, worüber wir uns aber nicht wundern dürfen, da jedenfalls in vielen Gegenden die natürliche Bevölkerungszunahme schon frühzeitig zur Uebervölkerung führte. Und diese zwang die Menschen zur Auswanderung in größeren Gruppen, die sich dann gemeinsam in Dörfern niederließen. Die eigentliche Bildung von Staaten erfolgte aber nur in eroberten Ländern und mit ihrer Bildung war eine wesentliche Vorbedingung zur Entwicklung einer höheren Kultur erfüllt. Denn einerseits machten sich neue Bedürfnisse geltend, anderseits gewährten die zunächst zur Sicherung der Herrschaft angelegten Städte, die aber bald Sitze der Gewerbe und des Handels wurden, die Möglichkeit einer weitgehenden Arbeitsteilung. Aber auch die vielleicht noch wichtigere Vereinigung größerer Kräfte zur Erreichung bestimmter Zwecke konnte nur im Staate erfolgen. In der aus den Eroberern hervorgegangenen Adelsschichte war ein Stand vorhanden, der, befreit von der Sorge um die Beschaffung der täglichen Bedürfnisse, Muße fand, sich mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen. Tatsächlich kam es auch in allen von arischen Völkern eroberten Ländern zur Entwicklung einer höheren Kultur, nicht ohne unmittelbare und mittelbare Entlehnungen aus dem Kulturschatze des viel früher zur Staatenbildung gekommenen Orients. Die neolithische Kultur Europas aber ist eine selbständige Schöpfung dieses Erdteils.

Alkoholismus und Geisteszustand.

Dr. Georg Lomer.

Die rührige Agitation der am Alkoholkonsum finanziell interessierten Kreise einerseits, ein gewisses Trägheitsmoment, vermöge dessen der Durchschnittsmensch aller Schichten sich nur ungern von gewohnheitsmäßigen Vorstellungen losreißen mag, andererseits, sind schuld daran, daß über die tatsächlichen Folgen des Alkoholismus bis in die gebildeten Kreise hinein noch vielfach eine Reihe von Selbsttäuschungen und irrigen Anschauungen bestehen, welche auszurotten selbst die Aufklärungsbestrebungen der organisierten alkoholgegnerischen Kampfvereine nur schwer imstande sind.

Eine solche Irrmeinung ist es z. B., wenn angenommen wird, daß zwar der Bierkonsum zu-, dafür jedoch der Branntweinverbrauch in den letzten Jahren abgenommen habe. Eine Meinung, mit der sich viele über den tatsächlichen Stand der Dinge hinwegtäuschen.

Doch lassen wir die Zahlen für sich sprechen.

Deutschland verbraucht jährlich $2^1/_2$ Millionen Hektoliter an destillierten Getränken und 70 Millionen Hektoliter Bier. Nimmt man eine Bevölkerung von 60 Millionen Seelen an, so kamen in den Jahren 1899 bis 1903 durchschnittlich etwa 6 Liter Wein, 8 Liter Branntwein und 123 Liter Bier auf den Kopf[1]).

[1]) Vergl. die Serie: „Wein, Bier, Branntwein." Beiträge zur Alkoholfrage. Aus dem Reichsarbeitsblatt. Berlin 1906, C. Heymann.

Digitized by Google

Berücksichtigt man die letzten Jahrzehnte, so findet man, daß der Wein- und Branntweinkonsum im ganzen unverändert geblieben, der Bierverbrauch jedoch in den meisten Kulturländern, einschließlich Deutschlands, erheblich gestiegen ist, daß also von einer Abnahme des Alkoholismus im ganzen gar nicht die Rede sein kann.

Sodann mag man noch in Betracht ziehen, daß die Jahresausgabe unserer Gesamtbevölkerung für alkoholische Getränke annähernd 3 Milliarden[1]) beträgt, um so recht die Bedeutung zu verstehen, welche der Alkoholhandel als wirtschaftlicher Faktor in unserer Volksökonomie nachgerade erlangt hat.

Drei Milliarden, das ist ebensoviel wie die gesamte Reichsschuld, dreimal soviel wie der Aufwand für Heer und Flotte, siebenmal soviel wie die Aufwendungen für die öffentlichen Volksschulen.

Das sind, meine ich, geradezu schreckenerregende Vergleiche, und wenn man dem gegenüber hält, was sich unser Volk für diese drei Milliarden Mark kauft, so erscheint die Sachlage noch bedenklicher.

Die wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte, die experimentellen Studien eines Kräpelin, Aschaffenburg, Führer, Smith, Kürz und vieler anderer haben unwiderleglich dargetan, daß der Alkohol weder in kleinen noch in großen Gaben das hält, was er verspricht.

Wie er, dauernd genossen, den Körper schädigt, wie er Leber, Magen, Nieren, Darm und vor allem Herz und Nervensystem in — schließlich irreparabler Weise — angreift, ist fast allzu bekannt, um hier noch erwähnt zu werden. Aber auch die Zentrale aller körperlichen und geistigen Funktionen, das Gehirn, wird in der allerschwersten Weise bedroht. Diese experimentell festgelegte Beeinträchtigung der geistigen Leistung faßt Stehr[2]) wie folgt zusammen:

1. Das Gefühl erhöhter Leistung entspricht nicht immer einer tatsächlich größeren Leistung, besonders in bezug auf ihre Qualität.
2. Das Endergebnis für eine nicht rasch vorübergehende geistige Leistung ist immer ein Verlust.
3. Die Schädigung der Arbeitsleistung ist um so größer, je höherwertig die psychischen Elemente sind, deren sie bedarf.
4. Die Uebung in einer Arbeit kann die durch den Alkohol bedingte Schädigung herabsetzen.

Hier sind die Hauptzüge der Alkoholschädigung kurz zusammengefaßt. Nun ein paar Einzelheiten:

Wie lange die Wirkung des selbst nur einmalig genossenen Giftes anhält, erhellt daraus, daß (nach Führer)[3]) der Genuß von 80 ccm Alkohol (entsprechend 2 l Bier) noch am Morgen des dritten Tages eine Minderleistung beim Auswendiglernen nach sich zog.

Smith[4]) ließ eine Versuchsperson eine Reihe von Tagen 40—80 ccm Alkohol zu sich nehmen und fand, daß die Minderleistung in den

[1]) Genau sind es 2826 Millionen.
[2]) Stehr, Alkoholgenuß und wirtschaftliche Arbeit. Jena 1904, Gustav Fischer.
[3]) Führer, Ueber die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch die akute Alkoholintoxikation. Bericht über den V. internationalen Kongreß. Basel 1895.
[4]) Smith, Ueber die Beeinflussung einfacher psych. Vorgänge durch chron. Alkoholvergiftung. Arch. für Psychiatrie, XXVII, 1895.

Digitized by Google

Alkoholtagen ständig zunahm. Beim Aussetzen des Alkohols ging die Leistung wieder in die Höhe, beim Wiedereinsetzen erfolgte ein rascherer Abfall der Leistungsfähigkeit, als bei Beginn der ersten Alkoholperiode, woraus zu ersehen, daß die Wirkungen der letzteren sich über die folgenden sieben alkoholfreien Tage erstreckte und sich ihre Reste noch mit der Wirkung der neuen Alkoholzufuhr summierten.

Was dabei leidet, ist die Gesamtheit der geistigen Funktionen, wozu auch Auffassungsfähigkeit und Gedächtnis zählen.

Insbesondere ist die Einschränkung der Auffassungsfähigkeit und damit der Geistesgegenwart von großer Bedeutung, und zwar hauptsächlich insofern, als sie die Hauptschuld trägt an zahlreichen Unfällen der arbeitenden Bevölkerung. Bekanntlich hat der Montag, und das ist bezeichnend, die höchsten Unfallziffern.

Dem gegenüber haben solche gewerblichen Betriebe, welche den Flaschenbierhandel unter ihrer Arbeiterschaft verboten haben und dafür in beschränktem Umfange Bier zum Selbstkostenpreise, sowie Mineralwasser und Kaffee unter dem Selbstkostenpreise gegen Barzahlung abgeben[1]), die Erfahrung gemacht, daß 1. der Bierkonsum ständig abnahm bei einem wachsenden Verbrauch der anderen Erfrischungsmittel, und daß 2. ein erheblicher Rückgang in der Zahl der anmeldepflichtigen Unfälle eintrat.

Aber nicht nur die Unfallhäufigkeit wird durch den Alkoholismus ungünstig beeinflußt, sondern auch die Heiltendenzen derartig erlittener Insulte werden verzögert und die eventuellen Folgen verschlimmert. Eine besondere Rolle spielt hierbei das Delirium, welches bei chronischen Trinkern bekanntlich leicht durch operative Eingriffe, ja, durch den vorausgehenden Unfall an sich ausgelöst wird. Bekannt ist auch die große Empfindlichkeit der Trinker gegen Blutverluste. Die Gesamtschädigung des Organismus setzt auch hier die Widerstandskraft erheblich herab.

Schon aus diesen wenigen Angaben erhellt die ungeheuere soziale Bedeutung des Trunkes als degenerierenden Faktors im Wirtschaftsleben. Ist doch die Jagd nach der Rente oder, wie manche sagen, „die Rentenhysterie" ein hervorstechendes Merkmal der Proletarierseele unserer Tage geworden.

Nach Kräpelin sind drei Viertel aller Trinker erblich belastet, und zwar ihrer die Hälfte mit Trunksucht selbst. Diese Belastung äußert sich speziell in einer Verminderung der geistig-sittlichen Widerstandsfähigkeit gegenüber den subjektiven Freuden des Trinkens, sowie in einer Herabsetzung der allgemeinen Lebensenergie.

Krankhafte Anlagen, die bei abstinentem Leben sich nicht durchsetzen könnten, kommen bei Trinkern zum Durchbruch. Das Kontingent, das sie zur Neurasthenie und Hysterie stellen, ist groß. Perverse geschlechtliche Neigungen finden einen geringeren inneren Widerstand. Epileptiker neigen, wenn sie trinken, in erhöhtem Maße zu Gewalttätigkeiten.

Das männliche Geschlecht, das ja überhaupt den Schädigungen des Lebens mehr ausgesetzt ist, als das weibliche, hat auch durchweg den bei weitem höheren Prozentsatz an Alkoholikern.

[1]) Z. B. die Ilseder Hütte im Regierungsbezirk Hildesheim. Vergl. Jahresberichte der Gewerbe-Aufsichtsbeamten und Bergbehörden für das Jahr 1904.

Digitized by Google

Bei der großen Anzahl belasteter Individuen unter den Trinkern und bei der hervorragend toxischen Wirkung auch schon geringer Giftmengen kann es nicht wunder nehmen, daß im Laufe des sich entwickelnden Lasters verhältnismäßig viele der Erkrankten Anzeichen akuter oder chronischer Geistesstörungen erkennen lassen.

Wie groß die relative Zahl dieser Psychotischen im ganzen ist, läßt sich natürlich nicht feststellen, da bekanntlich maßgebende Zählungen sämtlicher Trinker bisher nicht stattgefunden haben, auch wohl nur unter größten Schwierigkeiten durchzuführen wären.

Wir können nur auf die publizierten Berichte der öffentlichen Anstalten zurückgreifen, welche auch ihrerseits ein ganz brauchbares Zahlenmaterial bringen.

Selbstverständlich ist durchaus nicht gesagt, daß jeder Alkoholist, wenn er eine gewisse Vergiftungshöhe erreicht hat, in Geisteskrankheit verfallen muß. Das gilt nicht einmal für das — so häufige — Delirium.

Die Alkoholtoleranz, von welcher die Folgeerscheinungen abhängen, ist vielmehr eine individuell äußerst verschiedene.

Siemerling[1]), um ein paar extreme Fälle zu nennen, berichtet beispielsweise von einem Arbeiter, der in 24 Stunden 3 l Nordhäuser mit Bittern, von einem anderen, der 2 l Spiritus mit Kümmel trank. Trinker, welche sich für ½—1 Mark (d. h. 1—2 l) Schnaps täglich leisten, sind überhaupt in manchen Gegenden gar keine Seltenheit. In solchen Fällen bildet sich dann, kommt es nicht zu schwereren Erkrankungen, so allmählich die Erscheinung des „Schnapslumpen" aus, welcher ohne sein Stimulans nicht bestehen kann und ihm sukzessive Arbeitskraft, Ehrgefühl, Familiensinn, Gesundheit, ja oft die ganze soziale Existenz zum Opfer bringt.

Aber damit sind wir schon auf dem Gebiete pathologischer Geisteszustände angelangt; denn gerade die traurige Figur des „Schnapslumpen" ist vielfach verquickt mit dem Bilde jenes langsam sich entwickelnden Alkoholschwachsinns, wie er in dem späteren Stadium des Trunkes nur zu oft sich ausbildet.

Häufig indessen bedarf es gar nicht erst des chronischen Mißbrauches, um psychotische Erscheinungen hervorzurufen.

Zu sogenannten „pathologischen Rauschzuständen" kommt es bei besonders hinfälligen, alkohol-intoleranten Individuen oft bereits nach geringen Giftmengen. Will man sehr streng sein, so kann man ja überhaupt einen jeden Rausch als etwas Pathologisches, ja als eine vorübergehende geistige Störung auffassen; ein Umstand, dem bekanntlich seitens der Gerichte noch immer Rechnung getragen wird. Ist man aber liberaler, so mag nur der Rausch als pathologisch gelten, welcher — statt sich in fortschreitender Narkose und im darauf folgenden tiefen Schlafe aufzulösen, zu hochgradigen Erregungszuständen und dergleichen führt, in denen der Betroffene — unter dem Einfluß tiefster Bewußtseinstrübung — sich selbst oder anderen gefährlich wird.

Hier berühren sich Alkoholismus und Rechtsverletzung innig. Insbesondere ist es die Körperverletzung, welche den Alkoholiker mit dem Strafgesetz in Konflikt zu bringen pflegt.

[1]) Charité-Annalen, XVI, 1891.

Digitized by Google

Daß tatsächlich zwischen dieser Gesetzesübertretung und dem abusus Spirituosorum ein innerer Zusammenhang bestehen muß, geht u. a. auch daraus hervor, daß die drei Mittelpunkte für die Begehung dieses Roheitsverbrechens mit den drei Zentren des Alkoholgenusses in seinen verschiedenen Varianten zusammenfallen: Es sind das der deutsche Osten mit dem stärksten Schnaps-, Bayern mit dem stärksten Bier- und die Pfalz mit dem stärksten Weinverbrauch[1]).

„Wenn wir aus der Zahl der Verbrechen auf den Grad der Bedenklichkeit schließen dürften, würde die Skala sein: Wein, Bier, Schnaps."

Besonders hoch pflegt der Prozentsatz solcher alkoholisch bedingten Ausschreitungen auch in dicht bevölkerten Industriegebieten mit unzufriedenem Arbeiterbestand und in den Hafenstädten zu sein, in denen sich das auf See einer scharfen Disziplin unterstehende Schiffsvolk in wüsten Exzessen schadlos zu halten sucht.

„So erklärt es sich leicht, warum Altona, das große Vergnügungslokal Hamburgs, mit 19 Verurteilungen auf 10000 Seelen den Durchschnitt Deutschlands (4) so weit überragt[2])."

Mit diesen Verhältnissen stimmen die Daten ganz gut überein, die man bezüglich der Insassen der Zuchthäuser, Gefängnisse und Korrektionsanstalten ermittelt hat.

Nach Baer[3]) waren unter 30041 männlichen Gefangenen 43,9 v. H., unter 2796 weiblichen 18,1 v. H. dem Trunke ergeben.

Unter den von ihm untersuchten Landstreichern fand Bonhöffer[4]) 57 v. H. durch Trunksucht belastet, wobei zu bemerken, daß dieselben fast sämtlich auch schon wieder dem Trunke verfallen waren.

Von den alkoholistischen Verbrechern führen uns fließende Uebergänge zu den auf gleicher Basis erkrankten notorischen Geisteskranken, welche von vorneherein als solche sich kennzeichnen und der Aufnahme in einer der öffentlichen Anstalten bedürfen.

Wie nahe sich Verbrechen und Geistesstörung berühren, geht z. B. aus der Tatsache hervor, daß unter den in den Jahren 1896 bis 1900 in der Provinzialanstalt Bonn aufgenommenen Kranken 17 v. H. der männlichen und 8,5 v. H. der weiblichen Trinker bestraft waren, während dasselbe nur bei 11,5 bezw. 3,4 v. H. der Nichttrinker angegeben ist.

Nach Baer sind in Preußen etwa ein Viertel aller Geisteskrankheiten auf alkoholischem Boden erwachsen, durch Alkoholismus mitbedingt, während etwa 11 v. H. ganz direkt als sogenannte typische Alkoholpsychosen zu bezeichnen sind.

Für die Hauptstädte werden vielfach größere Ziffern genannt. So betrug nach Magnan unter den Kranken von St. Anne-Paris im Jahre 1887 der Prozentsatz der Alkoholpsychosen bei den Männern etwa 25, bei den Frauen nur 4 v. H.

---

[1]) G. Aschaffenburg, Cöln, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Heidelberg 1906, C. Winter.

[2]) Aschaffenburg, wie oben.

[3]) Baer, Der Alkoholismus, seine Verbreitung und seine Wirkung auf den indiv. und sozialen Organismus. Berlin 1878.

[4]) Bonhöffer, Ueber großstädt. Bettel- und Vagabundentum.

Digitized by Google

Im Jahre 1894 dagegen bereits bei den Männern etwa 30, bei den Frauen 9 v. H.

Die Ziffern differieren ganz außerordentlich je nach den Gegenden. In den Nord- und Ostprovinzen Preußens sind sie ganz besonders hoch. Nach Hoppe[1]) spielt in Ostpreußen bei mindestens 28 v. H. aller Geisteskranken (bei 41 v. H. der männlichen) der Alkoholismus eine mehr oder minder große Rolle, sei es bei den Individuen selbst, sei es in der Aszendenz; und im schweizerischen Kanton Waadt gar litten, wie Heimann[2]) berichtet, von den anno 1894—95 in die Anstalten aufgenommenen Männern 51, von den Frauen 48 v. H. an Psychosen, die dem Alkoholismus zuzuschreiben waren[3]).

Das sind geradezu erschreckende Zahlen!

Bemerkenswert ist, daß auch die Sterblichkeit der Trinker eine größere ist. Von den in den Jahren 1886—95 in den preußischen Anstalten verpflegten Alkoholikern starben 9,4; von den anderen Kranken nur 6,6 v. H.

Sehen wir uns nun die einzelnen Geistesstörungen näher an, so ergibt sich, daß das Delirium weitaus die häufigste ist. Es ist dies ein Zustand, der mit großer innerer und äußerer Unruhe, sowie mit lebhaften phantastischen Sinnestäuschungen einhergeht. Der Kranke ist schlaflos, seine Stimmung schwankt zwischen Angst und einem eigentümlichen Trinkerhumor. In 3—5 v. H. der Fälle kommt es zum tödlichen Ausgange, nach einigen Autoren noch häufiger. Tritt jedoch, wie bisweilen, Lungenentzündung hinzu, so ergibt sich eine Sterblichkeit von 40 v. H.!

Als zweite Wahnsinnsform sei der sogenannte „halluzinatorische Wahnsinn der Trinker" erwähnt. Diese Kranken haben allerhand Beeinträchtigungs- und Verfolgungsideen, hören Stimmen, welche ihnen die Verfehlungen ihrer Vergangenheit vorhalten und dergleichen mehr.

Sehr bekannt ist auch der alkoholische „Eifersuchtswahn", welcher sich bis zu Mordattacken auf Frau und Kinder steigern kann und also ganz besonders gemeingefährliche Züge aufweist.

Schließlich sei noch der sogenannten „Alkohol-Paralyse" Erwähnung getan, welche die Symptome des gewöhnlichen Alkoholismus und die der Paralyse vereinigt und in einigen Monaten unter Hinterlassung eines mäßigen Schwachsinns abzuheilen pflegt[4]).

Nach Fürstner, Moeli, Siemerling treten bei 10 v. H. dieser chronischen Alkoholpsychosen epileptische Anfälle[5]) auf. Bei Trinkern im allgemeinen sogar in 30—35 v. H. Besonders gefährdet sind in dieser Beziehung (nach Moeli) die Schnapstrinker, mit 40 v. H. (!), während bei solchen, die fast keinen Schnaps trinken, nur in 5 v. H. Krampfanfälle auftreten.

Nun haben wir uns noch mit einer pathologischen Erscheinung zu beschäftigen, welche in gewissen Beziehungen zum Alkoholismus

---

[1]) Hoppe (Allenberg), in der Zeitschrift „D. Alk.", H. 1.
[2]) Heimann, „D. Alk.", H. 3.
[3]) Für die Gesamtschweiz sind indessen nur 18 v. H. männliche, 3 v. H. weibliche Trinker angegeben. In England sind die Zahlen 20 und 8.
[4]) Ich folgte der Kräpelinschen Einteilung.
[5]) Es handelt sich dabei jedoch nicht um die echte, sog. gemeine Epilepsie.

Digitized by Google

zu stehen scheint, ohne daß es schon gelungen wäre, diese Beziehungen in absoluter Weise klarzustellen. Ich meine den Selbstmord.

Der Alkoholiker, bei dem ja der Weg vom Gedanken zur Tat kürzer ist als beim Nüchternen, entschließt sich, seiner innersten Natur nach, leichter zum Selbstmord und bringt ihn eher zur Ausführung als ein enthaltsam Lebender, der Gründe und Folgen viel schärfer abzuwägen sich bestrebt.

In den Jahren 1883—90 waren (nach Prinzing)[1]), von sämtlichen Selbstmorden in Preußen 11,6 v. H. der männlichen und 2 v. H. der weiblichen durch Alkohol verschuldet. Dabei waren Verheiratete häufiger betroffen als Ledige.

Auch nach der Rassenangehörigkeit lassen sich gewisse Unterschiede feststellen. In Preußen z. B. sind die germanischen Volksteile im Osten gegen Branntwein intoleranter als die slavischen, schreiten leichter als sie zum Selbstmord[2]).

Analog ist es in Frankreich, wo die westlich wohnenden Kelten, trotz ihres bedeutenden Branntweinkonsums nicht so sehr zum Selbstmord neigen als die Germanen im Nordosten.

Noch schlimmer sah es bis vor kurzem in Dänemark aus, wo in den Jahren 1835—44 die Trunksucht nur in 15,4 v. H., in den Jahren 1871—75 dagegen schon in 36,2 v. H. der Fälle als Motiv zum Selbstmord angegeben ist.

Besonders instruktiv scheinen mir für diese Wechselbeziehungen zwischen Alkoholismus und Selbstmord die Verhältnisse in Italien zu liegen. Dort stieg von 1871—82 der Branntweinkonsum von 0,31 auf 1,40 l pro Kopf und Jahr, während zugleich die Selbstmordziffer sich von 31 auf 48 (auf 1 Million Einwohner) erhob. Bemerkenswert ist dabei, daß von den neun italienischen Provinzen die nördlichen hierin obenan stehen. Die Lombardei, mit ihrem starken Einschlag germanischen Blutes, hatte einen Branntweinverbrauch von 4,1 l pro Kopf und Jahr und 40,4 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner. Sizilien, im Gegensatz dazu, nur 0,2 l Branntweinverbrauch und 18,5 Selbstmorde.

Aus alledem ist zu folgern, daß die germanische Rasse ganz besonderen Anlaß hat, den Alkoholismus strikte zu bekämpfen. Sie ist ihm ja nicht nur in weiterem Umfange verfallen, wie andere Rassen, z. B. die romanische, sondern ihr psychisches Gleichgewicht wird durch das Laster auch in höherem Grade gefährdet als das vieler anderer Rassen.

Auch sei auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, welche neuerdings durch den zunehmenden Alkoholverbrauch seitens des weiblichen Geschlechtes gegeben ist. Die Gefährdung der Nachkommenschaft wird durch ihn eine so bedeutende, daß eine durchgreifende Remedur in Gestalt einer scharfen Bekämpfung der das ganze Volk durchseuchenden Trinksitten und durch radikale Durchführung von Prohibitivmaßregeln allmählich unabweisbar wird.

[1]) F. Prinzing, Trunksucht und Selbstmord und deren gegenseitige Beziehungen. Leipzig 1905, Hinrich.

[2]) In Posen kamen 1892 bei einem Branntweinkonsum von 13 l pro Kopf 96,4 Selbstmorde auf 1 Mill. Einwohner, in Westfalen und Lippe dagegen bei nur 7,2 l Branntwein 107,5 Selbstmorde.

Digitized by Google

Das Abstinenzprinzip, welches von Jahr zu Jahr größere Scharen unter seiner Fahne sammelt, ist daher als Kampfprinzip ersten Ranges freudigst zu begrüßen und muß behördlicherseits nachdrücklich gefördert werden.

Ist es doch eine alte Erfahrung, daß, wo der Alleinstehende machtlos ist, eine feste Organisation den nötigen Rückhalt gibt und jene Widerstandsfähigkeit verleiht, ohne welche der Alkoholiker den Versuchungen der chronischen Vergiftung erfahrungsgemäß immer und immer wieder von neuem erliegt.

Zur Frage der Mutterschaftsversicherung.

Dr. W. Borgius.

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß es auf Erden nicht absolut Vollkommenes gibt, vielmehr auch der besten Einrichtung noch diese oder jene Schattenseiten anhaften. Deshalb würde ich mich grundsätzlich durchaus nicht wundern, wenn mir nachgewiesen würde, daß die Durchführung einer Mutterschafts-Rentenversicherung neben den für sie sprechenden Momenten auch gewisse Bedenken gegen sich habe. Diejenigen Einwürfe aber, welche Herr Dr. von den Velden dagegen geltend macht, kann ich, offen gestanden, nicht als berechtigt anerkennen. Vor allem kann ich meinem Herrn Kritiker den Vorwurf nicht ersparen, daß er meinen von ihm angegriffenen Aufsatz über die „Mutterschafts-Rentenversicherung“ im „Mutterschutz“ nicht mit der erforderlichen Sorgfalt gelesen hat. Anders wenigstens kann ich mir einen erheblichen Teil seiner kritischen Ausführungen nicht erklären.

Mindestens mißverständlich für die Leser dieser Zeitschrift ist es zunächst, wenn Verfasser schreibt: „Alle erwerbsfähigen Männer sollen, solange sie ledig sind, jährlich 200 Mark, die verheirateten 100 Mark Prämie zahlen.“ Der betr. Satz meines Artikels lautet: „Jeder Erwerbsfähige — Mann wie Frau — zahlt, ohne Rücksicht darauf, ob er erwerbstätig ist, — einen gleichen Beitrag, der Junggeselle jedoch einen doppelten.“

Von den dabei in Rechnung gestellten Ziffern der Versicherungsbeiträge wie der Renten sage ich ferner ausdrücklich, was Verfasser nicht hervorhebt, daß sie ganz „subjektive Ansätze“ und durchweg „diskutabel“ sind; sie sind überhaupt nur zur Illustrierung des Prinzips aufgeführt worden. Ich füge sogar noch hinzu: „Es wäre sehr wohl angängig, die Mutterschaftsversicherung zunächst einmal mit erheblich kleineren Rentensätzen als den angenommenen einzuführen, so daß erst einmal ohne jedes finanzielle Risiko erprobt werden könnte, welche Folgen für die Quantität wie Qualität der Fortpflanzung ein derartiges Vorgehen zeitigt, ehe man das Prinzip im vollen Umfang zur Durchführung bringt.“

Aber der Verfasser ignoriert nicht nur das; er verschweigt, daß ich seinen Einwand „Die vierfache Mutter ist eine Rentiere“ usw. selbst bereits gemacht und, wie folgt, widerlegt habe: „Letztere Beschränkung (der Rentenzahlung auf höchstens vier Kinder) empfiehlt sich zunächst schon, um dem Einwand entgegen zu kommen, eine solche Mutterschaftsversicherung werde aus dem Deutschen Reiche

Digitized by Google

einen „Kaninchenstall" machen, sofern dann die Frauen gar nichts anderes mehr zu tun brauchten, als Kinder in die Welt zu setzen, um sich für ihr Leben eine zureichende Rente zu sichern. Dem wird nun zwar schon dadurch genügend entgegengearbeitet, daß der Betrag der Rente so niedrig bemessen wird, daß tatsächlich nur die durch das Kind verursachten Mehrkosten bezw. die mit ihm verbundene Beeinträchtigung des Erwerbs (der Mutter) einigermaßen gedeckt wird. Auch könnte unschwer eine ausreichende Kontrolle dafür geschaffen werden, daß die — vielleicht der Mutter überhaupt nicht in bar auszuzahlenden — Gelder tatsächlich nur für die durch das Kind verursachten Ausgaben verbraucht werden. Immerhin wird eine Begrenzung der Rentenzahlung empfehlenswert sein, um allen etwaigen Auswüchsen von vorneherein einen Damm entgegenzusetzen." Da überdies Herr Dr. von den Velden ausdrücklich anerkennt, daß bei der Geringfügigkeit der Summen die Versicherung „für die unteren Klassen allein Sinn und Bedeutung hat", so darf ich wohl den Einwand drohenden Mißbrauchs der Mutterschaftsrente als erledigt betrachten.

Nun bezweifelt der Herr Verfasser die praktische Eintreibbarkeit der Rente und fragt, ob man deren Nichtzahlung mit Gefängnis bestrafen wolle. Ja, dem Herrn Verfasser wird doch wohl ebensogut wie mir und jedem Leser bekannt sein, daß es in Deutschland und sämtlichen Kulturstaaten der Welt direkte Steuern, Gebühren, Zwangsversicherungsbeiträge und andere Abgaben in Hülle und Fülle gibt und daß deren Zahlung nicht durch Strafdrohung erzwungen wird, sondern bei böswilliger Unterlassung einfach im Wege der Zwangsbeitreibung erfolgt. Ich sehe absolut nicht ein, warum dies im vorliegenden Falle nicht genau ebenso möglich sein soll.

Aber mehr als das! Der Herr Verfasser weist — mit Recht — darauf hin, daß logischer Weise eigentlich der Junggeselle, welcher seinen Beitrag nicht zahlt, den Schaden davon in der Sache selbst, d. h. „durch Entziehung seines Liebesrechtes" finden müßte. Mir ist dieser Gedanke durchaus nicht fremd; vielmehr bin ich der Ansicht, daß er sich sogar in die Praxis umsetzen ließe: Ebenso wie heute die rechtliche Anerkennung des Anspruches einer Mutter auf Alimentation ihres Kindes durch dessen Vater davon abhängig gemacht wird, daß dieser nachweislich mit der Mutter während der in Betracht kommenden Frist geschlechtlich verkehrt hat, könnte die Auszahlung der Mutterschaftsrente abhängig gemacht werden davon, daß wie die Mutter, so auch der Vater des Kindes mindestens bis zum Termin der Empfängnis seine Versicherungsbeiträge richtig bezahlt hat. Die Folge hiervon würde zweifellos sein, daß — ebenso wie ein „moralisches" Weib einem Manne nicht die Beiwohnung gestattet, ehe er nicht durch formalen Ehevertrag die Bürgschaft für Alimentation von Weib und Kind übernommen hat, — künftig ein Weib dies nicht eher tun würde, ehe sie sich nicht überzeugt hat, daß der Mann seine allgemeine Alimentationspflicht durch regelmäßige Zahlung der Versicherungsbeiträge erfüllt hat, sie daher sicher ist, erforderlichen Falles ihren Rechtsanspruch auf die Mutterschaftsrente geltend machen zu können.

Nun befürchtet Verfasser weiter, daß die für Mutterschaftsrenten zur Verfügung stehenden Mittel bald unzureichend werden würden,

Digitized by Google

dadurch, daß „freiwillige Kinderlosigkeit in den unteren Ständen wohl verschwinden", und weiterhin auch „die Zahl kinderloser Junggesellen in einer Gesellschaftsordnung, die ihnen dieselben Opfer auferlegt, wie denen, die Kinder haben, gering sein" würde. Wenn diese Annahme begründet wäre, so wäre sie für mich ein Grund, noch weit intensiver als bisher für die Einführung einer Mutterschafts-Rentenversicherung einzutreten. Seit einer Reihe von Jahren machen sich nämlich in der deutschen Bevölkerung in so bedenklichem Maße neomalthusianische Bestrebungen geltend, daß ich geneigt bin, diese Erscheinung für die größte Gefahr zu betrachten, die unserer Zukunft droht. So sank von 1891/5—1905 die Ziffer der Geburten auf das Tausend der Bevölkerung in: Altona von 35,9 auf 26,2, Braunschweig von 34,7 auf 25,1, Charlottenburg von 33 auf 21,6, Chemnitz von 43,4 auf 34, Krefeld von 34,6 auf 24,9, Halle von 37,2 auf 29,9, Hamburg von 35,6 auf 25,8, Hannover von 33,2 auf 24,2, Leipzig von 37,2 auf 29,3, Magdeburg von 36,9 auf 25,8, München von 35,5 auf 30,3.

Der Rückgang der Geburtenhäufigkeit speziell in den Großstädten ist so erheblich, daß, trotz der ebendort stark zurückgegangenen Sterblichkeitsziffer, der Geburtenüberschuß mit 11,1 gegen 14,5 des Reichsdurchschnittes weit zurücksteht. Nicht zum letzten dürfte der Grund hierfür in dem teureren Leben der Großstadt liegen. Die Tatsache ist um so bedauerlicher, als die städtische Bevölkerung mindestens in geistiger Hinsicht eine Elitetruppe der Bevölkerung darstellt.

Man möge aber keineswegs etwa glauben, daß der Rückgang der Geburtenziffer sich auf die Großstädte oder die städtische Bevölkerung im allgemeinen beschränkt. Für das ganze Reich betrug die Geburtenziffer im Jahre: 1901 36,9, 1902 36,2, 1903 35,2, 1904 34,9, 1905 34. Also ein Rückgang um 3‰ binnen fünf Jahren![1]) Und dies bei steigender Anzahl der Eheschließungen; besonders bemerkenswert dabei ist, daß auch die Rate der unehelichen Geburten sich wieder gehoben hat. Zwar haben wir dank günstiger Sterblichkeitsziffern noch immer einen erheblichen Geburtenüberschuß, aber auch dieser betrug im letzten Jahre fast 70000 weniger als im Vorjahre! Da überdies die Verringerung der Sterblichkeitsziffer ihre natürlichen und wohl nahen Grenzen hat, so steuern wir mit bedenklicher Schnelligkeit auf das bevölkerungspolitische Schicksal Frankreichs los, das wir recht unberechtigter Weise stets mit einer Art Ueberlegenheitsgefühl und Schadenfreude zu zitieren pflegten.

Wenn also die Mutterschafts-Rentenversicherung dazu beitragen würde, diese bedenkliche Erscheinung als eine vorübergehende Konsequenz wirtschaftlicher Mißverhältnisse aufzuhellen und abzustellen, so wäre das mit größter Befriedigung zu begrüßen. Ich fürchte aber leider, daß die Ursachen jener Erscheinung tiefer liegen, namentlich in der mit steigender Kultur zunehmenden Abneigung der Frauen, sich dem Ungemach der Entbindung und des Aufziehens kleiner Kinder auszusetzen. Etwas Einhalt tun wird die Mutterschafts-Rentenversicherung dieser Tendenz hoffentlich, insofern sie jungen Ehepaaren oder meinethalben auch ledigen Mädchen, die gerne ein Kind haben möchten, die es aber nur aus ökonomischen

[1]) Mitte der siebziger Jahre noch 43‰!

Digitized by Google

Gründen nicht wagen können, die Erfüllung dieses Wunsches ermöglicht. Aber das dadurch hervorgerufene Plus an Geburten wird sich sicher in ziemlich engen Grenzen halten. Herr Dr. von den Velden übersieht nämlich bei seinen einschlägigen Ausführungen offenbar ganz, daß nicht der Mann die Kinder gebiert, sondern die Frau; und daß somit die Empfängnis bezw. deren Verhütung Sache der Frau ist. Der Junggeselle mag also im Hinblick darauf, daß „er ja ein für allemal bezahlt hat und das übrige ihn nichts angeht", noch so sehr „die Freiheit in Anspruch nehmen, seinem Liebestrieb in völliger Unbekümmertheit um die Folgen freie Bahn zu lassen"; ob daraus ein Kind entsteht, darüber hat doch auch das weibliche Wesen, das er sich zu diesem Zwecke wählt, ein erhebliches Wörtchen mitzureden; und angesichts der nicht weniger als beneidenswerten Situation, welche — ganz abgesehen von den Schmerzen der Entbindung und der Gebundenheit der Mutter durch ein Baby — die uneheliche Mutterschaft auch unter den günstigsten Verhältnissen hat, wird dieses Wörtchen mit höchst seltenen Ausnahmen wohl „nein" lauten.

Wenn schließlich der Herr Verfasser aus der Mutterschafts-Rentenversicherung eine Lockerung der innerlichen Beziehungen zwischen Vater einerseits, Mutter und Kind andererseits befürchtet, so antworte ich: Erstens habe ich noch nie gehört, daß die rechtliche Verpflichtung, für einen Menschen Geld zahlen zu müssen, die freundschaftlichen Gefühle diesem gegenüber erhöht; im Gegenteil habe ich mehrfach gerade die umgekehrte Beobachtung gemacht, daß just die für Frau und Kinder aufzuwendenden Kosten bei Familien in schlechter ökonomischer Lage zunehmenden Mißmut des Mannes darüber, Gatte und Vater zu sein, zur Folge hatten und zunehmender Entfremdung der Gatten Vorschub leisteten. Zweitens aber dürfte in solchen Fällen, wo der innere Zusammenhang des Mannes mit Frau und Kindern in solchem Grade auf den materiellen Banden beruht, daß deren Lockerung ihn gefährdet, Frau und Kinder um diese Lockerung wirklich nicht übermäßig zu bedauern sein. Höchstens ein etwas größeres Selbständigkeitsgefühl der Kinder und der Ehefrau gegenüber dem „Hausherrn", auf dessen väterlichen Gnade sie heute ja ganz angewiesen sind, könnte eintreten; dies aber würde ich nicht für bedauerlich erachten.

Penka und die Heimat der Indogermanen.

Ich hätte selbst keine bessere Rechtfertigung meiner Verwahrung gegen die Anschuldigungen Prof. Penkas beibringen können, als Penka selbst in seiner gegen sie gebrachten Erwiderung. Er macht da das Zugeständnis, daß in der Tat schon vor ihm Latham, Benfey, Oeyger und Poesche die Heimat der Arier in Europa gesucht haben. Auch von Wilser wird er das nicht bestreiten und, wenn Löhers Buch über die Herkunft der Germanen erst gleichzeitig mit seinen „Origines" erschienen ist, nicht behaupten können, daß dieser so überaus tätige Forscher aus seinem (Penkas) Werke geschöpft habe. Wir haben also in Latham, Benfey, Oeyger, Poesche, Wilser und Löher eine stattliche Reihe von Forschern, aus deren Werken wir schon vor Penka den Gedanken an eine europäische Heimat der Indogermanen ausgesprochen und die Anregung zu seiner weiteren Verfolgung finden können.

Digitized by Google

Prof. Penka beschwert sich aber in seiner Erwiderung, daß ich ihn nicht zitiert habe: hinc illae lacrimae! Dagegen bemerke ich, daß ich dessen Verdienste als so anerkannt vorausgesetzt habe, daß sie ebensowenig als die anderer erst noch meiner Hervorhebung bedurft hätten. Uebrigens habe ich ihn gleich am Eingang meines Buches über die Indogermanenheimat als einen der Begründer der europäischen Hypothese genannt und (S. 335, II. Aufl.) bezüglich der auf die Rassenmerkmale gestützten Beweisführung dessen Verdienste mit folgenden Worten voll anerkannt: „Wenn ich im folgenden noch einige Tatsachen hervorhebe, so geschieht es nur in der Absicht, noch weitere Zeugnisse an einigen besonderen Erscheinungen für den in seinem Grundgedanken schon von Penka außer Zweifel gestellten Beweissatz beizubringen."

Prof. Penka hat also keinen Grund, sich über mich zu beklagen. Wenn ich ihn auch nicht in meinen übrigen Zitaten genannt habe, so unterblieb es deshalb, weil ich mit diesen nur auf die Feststellung archäologischer Tatsachen verweisen konnte, auf die ich meine Ausführungen gründete, und die man bei Penka nicht findet. Ich bin übrigens seit 40 Jahren meine eigenen Wege gegangen, zögere jedoch nicht einen Augenblick, Penkas Verdienst voll und ganz anzuerkennen und hervorzuheben, daß keiner seiner Vorgänger das Interesse an der Frage so wachzurufen vermocht hat, wie er, und daß wir es vorzüglich seiner Anregung verdanken, wenn nun auch andere das fruchtverheißende Forschungsfeid betreten und pflegen.

M. Much.

Berichte und Notizen.

Die ethnographischen Probleme im tropischen Osten. Um die Spezialforschung über die Einteilung der Rassen zu fördern, muß eine Basis für die Vergleichung geschaffen werden, die sich aus den Forschungen über den Ursprung des Menschen ergibt. Wie die menschliche Urform ausgesehen hat, das können wir zwar nicht genau sagen; wir werden es vermutlich nie wissen, aber es ist ganz sicher, daß sich sehr früh diese Urahnen von uns sehr erheblich voneinander unterschieden haben, daß also die Zweige des Stammes sich nach verschiedenen Richtungen divergierend bildeten und zwar speziell in einer bestimmten Anlage. Ein Teil dieser Urahnen hat keine Vervollkommnungsfähigkeit entwickelt, wir sehen ihn Jahrtausende in einem Urzustand beharren; es ist die sogenannte „Urbevölkerung", die also nicht als Ausgangspunkt für die Kulturvölker betrachtet werden kann. Es sind die Standvölker, im Gegensatz zu den Wandervölkern, aus denen die Kulturrassen geworden sind. Zu den letzteren gehören die weißen, gelben und schwarzen Rassen, zwischen denen die ersteren sich verflüchtigt haben. Zu der Urbevölkerung gehören die Buschmänner, Queensländer, Wedda, Chuanys, Senoi, Mia-Tse, Hieng-Tse, Yao-Yen, Aino, Bakairi. Die Urbevölkerung kann man als protomorphe Rasse bezeichnen, die Stammrassen als archimorphe und die aus der Mischung dieser hervorgegangenen Völker als metamorphe. Die asiatische Urbevölkerung ist am reinsten in Ceylon erhalten, wo diese Stämme ursprünglich als Nayas und Yakkos bezeichnet werden und deren Reste die Weddas darstellen. In Indien leben Stämme (Chuanys), die den Wedda entschieden ähnlich sind, ebenso die Senoi auf Malakka. Die Spuren dieser weitverbreiteten Bevölkerung kann man durch ganz China verfolgen bis hinauf zum japanischen Meer, wo die lange durch ihren insularen Aufenthalt einigermaßen geschützten Ainos aufstoßen. Viel weniger bekannt ist die Urbevölkerung auf der dem asiatischen Kontinent vorgelagerten Inselwelt. Doch leben solche auf Sumatra, die Kubu-Kubu, ferner die Alfuru, deren Aeußeres an einen heruntergekommenen Europäer erinnert. In Australien muß ebenfalls eine einheitliche Urrasse angenommen werden, deren Grundtypus durch eine kurze, breit angesetzte Nase mit stark eingedrückter Nasenwurzel, hochgewölbte Augenbrauenbögen, fliehende Stirn und den hohen Scheitel besonders charakterisiert

Digitized by Google

ist. Das Haupthaar ist schwarz und buschig, die Hautfarbe ein schwärzliches Braun. Aber auch hier ist der Urtypus von den Küsten her durch abweichend gebildete Eindringlinge in verschiedenem Grade modifiziert worden. Doch läßt sich der Typus auch in den benachbarten Gebieten Melanesiens nachweisen, besonders deutlich auf den neuen Hebriden. Auch die Philippinen scheinen solche Elemente in ihr wundersames Völkergemisch aufgenommen zu haben. Was die Verbreitung der schwarzen Stammrasse im Osten anbetrifft, so ist jedenfalls sicher, daß Bevölkerungselemente, welche negritischen Charakter tragen und afrikanischen Stämmen durchaus ähnlich sind, weit hinein in die östlichen Länder bis zu den Philippinen im Norden und den Fidschi-Inseln im Süden gefunden werden. Spuren finden sich in Babylonien, bei den Drawidas in Indien und unzweifelhaft bei den Andamanen, deren Hautfarbe schwärzlich, deren Haar deutlich spiralgedreht und der Schnitt des Gesichtes ausgesprochen negerhaft ist; ferner bei den Semany und überhaupt bei den „Negritos" des Ostens. Die Ausbreitung der weißen Stammrasse im Osten läßt sich leichter verfolgen, da sie teils bis in historische Zeit gedauert hat. Die Arier in Indien sind mit einer dunklen Urbevölkerung verschmolzen. Je weiter die arischen Stämme nach Osten vordrangen, um so mehr fremde Elemente trafen sie auf ihrem Wege, um so abweichender wurde dadurch auch der Gesamthabitus der Bevölkerung, z. B. bei den Birmanen. In Ober-Birma wird der Gesichtsschnitt mehr und mehr mongolisch. Nach dem Südosten, also nach dem Sunda-Archipel sind arische Wanderungen schon sehr früh erfolgt, und die Eingewanderten haben daselbst zeitweise eine große Verbreitung und Wichtigkeit erlangt, wie in Java, wo ausgedehnte Ruinen im Innern andeuten, wie stark die indische Einwanderung einst war. In Sumatra ist die indische Rasse zwar nicht ganz geschwunden, aber geistig und körperlich so erstaunlich gesunken, daß indische Kultur nur in Spuren noch zu finden ist. Als Heimat der gelben Rasse ist das zentrale Asien anzusehen, von wo die Ausbreitung zunächst östlich und dann, durch das Meer zurückgehalten, südöstlich sich ausdehnte. Ihre scharf ausgeprägten und zäh festgehaltenen Merkmale sind die gelbliche Hautfarbe, die straffen schwarzen Haare, vorspringenden Backenknochen bei breitem Gesicht, die Mongolenfalte, die knochigen Gliedmaßen bei unterwertiger Beinlänge. Die Schädelform ist heute eine mannigfaltige, wenn auch brachycephale Formen als der ursprüngliche Typus gelten können. Die Ausbreitung von Chinesen nach Süden hat schon früh begonnen. Das schwierigste Problem der ostasiatischen Ethnographie bietet die malayische Frage. Die Annahme einer malayischen Rasse im Sinne Blumenbachs ist unmöglich, denn die Malayen vom Kap der guten Hoffnung, die Hovas von Madagaskar, die malayischen Indier, die Dajaks von Borneo, die Samoaner sind allzu verschieden voneinander. Der Name „Orang malaya" bedeutet ursprünglich „herumschweifende Leute". Sie sind ungleich zusammengesetzte Mischvölker der indischen und chinesischen Stämme, welche an den Berührungsstellen der beiden großen Strömungen entstanden sind. Demgemäß würden die indo-chinesischen Völker einen metamorphen Charakter tragen und den eigentlichen Kern der sogenannten Malayen darstellen. Die seßhaften Inlandbewohner der malayischen Inseln werden sehr früh andere Elemente, darunter auch Reste der Urbevölkerungen in sich aufgenommen haben und dadurch zu einem so wechselnden Habitus gekommen sein. Wie die Javanen, Sumatranen und Dajaks sehr wahrscheinlich durch stärkere Beimischung indischen Blutes ihre Besonderheit erlangt haben, so die Hova von Madagaskar durch Beimischung negritischer Elemente. Besonders dunkel erscheint die Entstehung der Besonderheiten in der ozeanischen Bevölkerung, in welcher mongolische Elemente sehr stark in den Hintergrund treten, während die vielfach prächtige Körperentwicklung, die auffallend leichte und günstig verlaufende Kreuzung mit der weißen Rasse die Vermutung erweckt, daß sie der letzteren durch irgend eine gänzlich verloren gegangene Verbindung näher stehen, als man nach den geographischen Verhältnissen anzunehmen wagt. Ein junges Mädchen der Tonga-Inseln, von Samoa oder Hawaii, ein junger Maori von Neuseeland erinnert so lebhaft durch Gesichtszüge und Körperentwicklung an europäische Formen, daß man ganz überrascht wird. (G. Fritsch, Zeitschrift für Ethnologie 1906, Nr. 3.)

Haut und Haare bei Chinesen untersuchte Dr. F. Birker an sechs Chinesenköpfen. Ueber die Hautfärbung der Ostasiaten ist überhaupt zu sagen, daß sie nach Bälz, in Uebereinstimmung mit anderen Forschern, hellgelb ist. In ihren Abstufungen nähert sich diese nach der einen Seite der weißen Hautfarbe der Europäer, andererseits zeigt sie alle Uebergänge zu tiefem Gelb und zum hellem Braun. Auch die Farbe der japanischen Kinder ist nach Bälz nicht lichter als die der Er-

Digitized by Google

wachsenen, im Gegenteil ist sie bei den Kindern vor dem Zahnwechsel womöglich noch dunkler, mit einem Stich ins Rötliche. Der rötliche Teint der Kinder ist in den ersten Lebenstagen auffallender als in Europa, und namentlich erhält sich diese allgemeine rötliche Beimischung weit länger als bei uns. Um so auffallender ist es, daß gerade die Stelle des Körpers, welche beim Europäer während des Kindesalters und überhaupt während des ganzen Lebens am deutlichsten rote Färbung zeigt, die Wangengegend, beim Japaner wenig rot ist. Die Hautfarbe der Ostasiaten ist, wie bei allen Völkern, in erster Linie durch das braune Pigment der Oberhaut bedingt. Ein Vergleich dieser Verhältnisse bei Europäern mit den Chinesen zeigt, daß bei letzterem schon die Kopfhaut relativ reichlicher Pigment und noch in höherem Grade die Nackenhaut solches aufweist. Die Haare der Japaner und Chinesen sind mehr rund und dicker als die Haare der Europäer. — In seiner Huxley-Vorlesung erwähnt Beddoe, daß das Haar der Chinesen und Japaner schwarz oder dunkelbraun sei, daß aber die chinesischen Kinder nicht selten dunkelrot-gelbes und japanische Kinder braunes Haar haben. Braune Haare kommen in der Mandschurei und in Korea vor. Rotes Haar kommt gelegentlich bei den Buriäten und anderen mongolischen Stämmen vor, doch ist hier die Möglichkeit der Verschmelzung mit blonden Stämmen, wie die Woosun und Tingling, zu berücksichtigen. Auch sollen helle Haare und blaue Augen in den Bergen von Ober-Birma und braunes Haar unter den Solos in Sze-chuen vorkommen. (Journal of the anthropological Institute 1905, vol. 35.)

Die Rasse der Neuholländer, Polynesier und Melanesier behandelt J. Krueger-Kolmar in seinen Beiträgen zur vergleichenden Ethnologie und Anthropologie dieser Stämme (Dissertation, Göttingen 1905). Daraus geht hervor, daß diese drei anatomisch wie ethnographisch verschiedene Völkerrassen bilden. Erstere sind am längsten in der Südsee ansässig, sie haben wahrscheinlich vordem auch Teile des heutigen Melanesiens bewohnt, während die Polynesier am spätesten eingewandert sind. Die Neuholländer sind die auf der niedrigsten Kulturstufe stehende Rasse; sie und die Polynesier scheinen einander näher zu stehen als wie den Melanesiern. Obwohl die Polynesier augenblicklich auf der höheren Kulturstufe stehen, so sind die Melanesier intellektuell die höher begabte Rasse. Die melanesischen Schädel sind die wohlgeformtesten; sie sind den deutschen am ähnlichsten. Die bisherigen Ergebnisse der anatomisch-anthropologischen Forschung gestatten uns aber nicht, von der größeren oder geringeren Neigung der Ebene der Lamina eribrosa zur deutschen Horizontalebene einen Schluß auf die höhere oder niedrigere Kulturstufe der betreffenden Völkerrasse zu ziehen. (Globus 1906, Nr. 21.)

Völkerverschiebungen in Afrika. Daß Afrika seine großen und kleinen Völkerwanderungen gehabt hat und dort zahlreiche Verschiebungen von Ost nach West und von Süd nach Nord stattgefunden haben, ist längst nachgewiesen worden. Einer der ersten, die solche Völkerwanderungen kartographisch dargestellt haben, war G. Fritsch, der in seinem heute noch als klassisch geltenden Werke über die Eingeborenen Südafrikas (1872) zahlreiche Wanderungen von Kaffern- und Hottentottenstämmen vor und nach 1800 einzeichnete. In ähnlicher Weise hat jetzt ein französischer Offizier, M. R. Avelot, Untersuchungen über die Wanderungen der Stämme im Becken des Ogowé und der benachbarten atlantischen Küstenregion angestellt (Bull. de géogr. hist. et descr. Nr. 3, 1905) und die bedeutenden Veränderungen, die in dieser westafrikanischen Gegend stattfanden, auf fünf Karten verzeichnet. Das Verbreitungsgebiet der Stämme in den Jahren 1820, 1864, 1884 und 1904 zeigt jedesmal ein wesentlich verschiedenes Bild; namentlich sind es die Pahuin und Bakalai, die in erster Linie Berücksichtigung finden. Ursachen und Wirkungen der Wanderungen werden teils nach den eigenen Beobachtungen des Verfassers, teils unter sehr eingehender Berücksichtigung der Literatur gründlich erörtert. (Globus 1906, Nr. 21.)

Zunahme der Indianer in Nordamerika. Der gewöhnlichen Anschauung entgegen, daß die Zahl der Rothäute in den Vereinigten Staaten sich schnell vermindert und daß der letzte Indianer in absehbarer Zeit gestorben sein wird, zeigt eine Statistik, die vor kurzem von dem Major C. F. Larrabee, dem Bevollmächtigten für die indianischen Angelegenheiten in der nordamerikanischen Republik, zusammengestellt wurde, daß die Zahl der in den Reservatgebieten lebenden Indianer unaufhörlich zunimmt. Allerdings ist diese Zunahme nicht sehr erheblich. Im Jahre 1836 zählte man 242464 Indianer, im Jahre 1860 254300, im

Digitized by Google

Jahre 1880 256127, im Jahre 1900 272023, und heute zählt man 284000 Indianer. Die Legende von dem Aussterben der Indianer führt Larrabee auf die durch die Schilderungen der ersten Reisenden hervorgerufene Meinung zurück, daß das Land ursprünglich dicht mit Rothäuten bevölkert war, was sicher nicht den Tatsachen entspricht.

Ueber künstliche Rassenzucht bei den Australiern machte von Oppenheim in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft folgende merkwürdige soziologische Mitteilung, die ihm von einem Herrn aus Australien gemacht wurde: Danach werden bei den Nordaustraliern, wo die Mikabeschneidung bei Jünglingen vorkommt, nur ganz wenige Knaben von dieser Verstümmlung ausgenommen, und zwar sind dies regelmäßig die allerstärksten. Die herangereiften beschnittenen Männer pflegen sich zu verheiraten, und die nichtbeschnittenen werden von diesen ähnlich wie Beschälhengste herangezogen, wenn von der Familie Kinder erwünscht werden. Hierdurch soll die Erzielung eines möglichst kräftigen Geschlechtes erreicht werden. (Zeitschrift für Ethnologie 1906, Heft 4—9, S. 800.)

Die Zurückweisung mongolischer Einwanderer in Neuseeland. Nach einer Meldung der „Times" aus Wellington wurde die in einer Versammlung vom Premierminister abgegebene Erklärung, daß Neuseeland das Eindringen unreiner Elemente von den Ländern oder Rassen des Ostens in die Kolonie nicht gestatten werde, mit lautem Beifall aufgenommen. Dies sei auch einer der Gründe, führte der Minister dabei aus, weshalb Großbritannien eine doppelt so starke Seemacht als irgend ein anderes Land haben müsse, diese Flotte in den Stand zu setzen, alles zu leisten, was von ihr etwa verlangt werden sollte.

Die Rassen im alten Kreta. In den Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Anthropologie demonstrierte Dr. Kießling die vortrefflichen Darstellungen einer zusammengehörigen Fundgruppe aus Knossus, die aus einer „kretischen Göttin" mit drei Schlangen und zwei kleineren Figürchen von anbetenden Frauen besteht. Diese Figürchen bilden insofern ein anthropologisches Interesse, als die Farbe der unbedeckten Körperteile ein milchiges bis reines Weiß ist, während die Haare, Augenbrauen und Augäpfel schwarz gemalt sind. Bekanntlich sind auf anderen bildlichen Darstellungen im Palaste von Knossus blonde Haare gefunden worden, so daß die Vermutung sehr nahe liegt, daß die Bevölkerung Kretas aus der eingewanderten altarischen nordischen Rasse, der eingeborenen mediterranen Rasse und ihren Mischlingen bestand, ein anthropologisches Verhalten, das wir in allen alten Kulturländern Südeuropas annehmen müssen.

Das Aussterben der Blonden in England. Ueber „Rasse und Farbe" hielt Dr. John Beddoe eine Huxley-Vorlesung, die im Journal of the anthropological Institute veröffentlicht ist (1905, vol. 35), und in der namentlich der Wechsel der Haarfarbe in den Bevölkerungen infolge Aussterbens, Auswanderung, sexueller Zuchtwahl erörtert werden. Er weist darauf hin, daß die Südländer Europas den blonden Nordländern viel verdanken, die aber die Tendenz haben, dort auszusterben. Im Schlußsatz heißt es: „Ist ein ähnlicher Rassenwechsel unter uns in England im Gange? Die lange Dauer meiner Beobachtungen haben mich zu einem ganz sicheren Urteil in diesem Punkte noch nicht gebracht; aber ich glaube es, wie viele andere es glauben. Und ich bedauere die Verringerung des alten blonden Typus mit seinem lymphatisch-sanguinischen Temperament, der bis heutzutage für England in so vieler Hinsicht Bedeutendes geleistet hat; aber augenscheinlich ist er bestimmt, einem dunkleren und beweglicheren Typus Platz zu machen, der dem Proletariat entspringt und an das städtische Milieu besser angepaßt ist. Die höheren Typen der Schotten im besonderen, eingestandenermaßen die Hochzuchtrasse unserer Inseln, sind im Dienste für den Staat verbraucht worden oder schwinden dahin in dem unheilvollen Milieu der Städte. Wird die kommende Rasse imstande sein, aufrecht zu erhalten, was diese Männer mit ihrem Blute gewonnen haben?"

Das Zurückgehen der Blonden in Deutschland. Während die alten Germanen von den antiken Schriftstellern durchweg als blond bezeichnet werden, obwohl es auch damals schon braun- und schwarzhaarige infolge Mischung gegeben haben mag, und während noch im Mittelalter der blonde Typus überwog, ist derselbe im Verlaufe der Jahrhunderte immer mehr zurückgetreten. Aussterben der herrschenden Familien, Vermischung mit dem nachdrängenden schwarzhaarigen Typus, und nicht zum wenigsten die Auswanderung haben diese Verminderung

Digitized by Google

des echt germanischen Typus herbeigeführt. Schon Lapouge hat darauf hingewiesen, daß die Spanier und Franzosen in ihren Kolonien mehr Blonde aufweisen als im Heimatland. Aus einem Briefe von Professor Krüger in Argentinien entnehmen wir ein gleiches für die Deutschen. Ihm ist es in den Zusammenkünften der deutschen Kolonien aufgefallen, daß unter ihnen viel mehr Blonde und Blauäugige sind als in Deutschland selbst. Und dasselbe wird ihm durch Kenner von Land und Leuten auch für die Engländer bestätigt.

Rassefrage und Ehefreiheit in den Kolonien. Bisher hat man sich fast noch keine Gedanken darüber gemacht, wohin die gesetzliche eheliche Vereinigung von Weißen mit farbigen Frauen führen muß. Trotzdem wir in den spanischen und mehr noch in den portugiesischen Kolonien das ganze Elend des Mestizenwesens stets vor Augen hatten, haben wir doch in unseren Kolonien nicht nur von vorneherein diesem Uebel keinen Riegel vorgeschoben, sondern es ist sogar von seiten des auswärtigen Amts die Ehe zwischen Weiß und Farbig ausdrücklich sanktioniert worden. In Südwestafrika und Samoa grassiert dies Unwesen am meisten, und daher hören wir denn auch von dort zuerst Stimmen der Warnung und des Widerspruchs gegen den Fortbestand der Verfügungen, die es jedem Weißen gestatten, sich mit einer farbigen Genossin ehelich zu verbinden. Man hat durch diese Vereinigung eine Ausgleichung der Rassengegensätze erstreben wollen, während man doch dadurch der Rassenverschlechterung, die eine natürliche Folge derartiger Verbindungen sein muß, die behördliche Sanktion gab. Man stützt sich dabei auf den Rechtsstandpunkt, daß es das gute Recht eines Weißen wäre, eine Farbige zu seiner gesetzlichen Ehefrau zu machen. Die schwarze Frau hat sich aber, weil ihr rechtlicher Eintritt in die Gesellschaft der Weißen für letztere eine schwere Gefahr bedeutet, außerhalb dieser zu bewegen. Wir sind daher verpflichtet, den Satz aufzustellen, daß das Eherecht zwischen Schwarz und Weiß nicht das gleiche sein darf, daß der farbigen Frau die gesetzlichen Rechte aus einer Ehe mit dem Weißen nicht zugesprochen werden können. Selbstverständlich dürfte eine dahin gehende Verordnung keine rückwirkende Kraft haben. Gemischtfarbige Ehen, die einmal vorhanden sind, die vielfach selbst schon vor der deutschen Besitzergreifung geschlossen worden sind, bestehen zu Recht. Mit allen Mitteln muß aber der Staat dagegen auftreten, wenn, wie dies besonders in Samoa der Fall ist, Weiße, sogar akademisch gebildete Leute, Beamte, sich mit Kanaken oder Halfcasts ehelich verbinden aus rein materiellen Gründen, weil die erwählte milchkaffee- oder schokoladenbraune Dame einen größeren Landbesitz als Mitgift erhält. Leute, die mit Mischblut oder gar reinrassigen Samoanerinnen verheiratet sind, sollten prinzipiell keine Anstellung beim Gouvernement erhalten. (A. Herfurth, Koloniale Zeitschrift 1906, Nr. 4.)

Ueber den Konflikt zwischen Amerika und Japan berichten die Leipziger Neuesten Nachrichten: Ganz im Gegensatz zu der Auffassung, wonach Japan den Konflikt mit den Vereinigten Staaten nicht mehr als gefährlich ansehen soll, steht folgende Darstellung aus London. Danach weigern sich die städtischen Behörden von San Francisco und die Staatsbehörden von Kalifornien, ihre schroffe Haltung Japan gegenüber aufzugeben. Die betreffenden Behörden erklären, daß alle Orientalen in gleicher Weise zu behandeln seien und die ihnen zugewiesenen Schulen zu besuchen hätten. Präsident Roosevelt soll über dieses Verhalten der Behörden von Kalifornien außerordentlich empört sein. Ein intimer Freund des Präsidenten, dem gegenüber Roosevelt über die japanische Frage sprach, sagte: „Roosevelt ist fest entschlossen, den Japanern auf alle nur mögliche Weise Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen. Er ist der Ansicht, daß sie nicht in geeigneter Weise behandelt wurden.“ Der Ernst der Situation wird noch durch eine Aeußerung erhöht, die der augenblicklich in San Francisco befindliche amerikanische Generalkonsul in Yokohama, Miller, getan haben soll. Miller soll gesagt haben, Japan sei entschlossen, die Anerkennung seiner Vertragsrechte nötigenfalls durch Anwendung von Gewalt zu erzwingen. Die Erregung in Japan sei sehr groß, und man bespreche öffentlich die Möglichkeit eines Krieges. Diese Aeußerung wird als schwerwiegend betrachtet, da der Generalkonsul als einer der erfahrensten Männer im Konsulardienst betrachtet wird. Er war während der Eroberung Niutschwangs durch die Japaner dort als amerikanischer Konsul, und die Regierung hat großes Vertrauen zu seiner Kenntnis der Verhältnisse des fernen Ostens. Der Senator Flint von Kalifornien hatte eine lange Unterredung mit Mr. Roosevelt, bei der der letztere ihn gebeten haben soll, seinen ganzen Einfluß dahin geltend zu machen, daß den

Digitized by Google

Japanern an der pazifischen Küste eine geeignete Behandlung zuteil werde. Präsident Roosevelt soll gesagt haben: „Es ist gar nicht abzusehen, wie diese Angelegenheit endet.“ Mittlerweile verlassen die Japaner in Scharen San Francisco und reisen nach Japan zurück, weil ihnen der Boykott jeden Erwerb in San Francisco unmöglich mache. Die Zeitungen stehen seltsamerweise auf seiten der Japaner. Dasselbe ist in Washington der Fall, und die Bundesbehörden sollen die Möglichkeit eines neuen Gesetzes in Erwägung ziehen, durch das der föderierten Regierung eine größere Machtvollkommenheit erteilt wird, die Berücksichtigung von Vertragsrechten zu erzwingen. — Hierzu wird weiter berichtet, daß der amerikanische Konsul in Yokohama die ihm zugeschriebenen Aeußerungen über einen drohenden Krieg zwischen Amerika und Japan energisch dementiert. Der Widerstand in Kalifornien gegen eine Regelung der Schulverhältnisse im japanischen Sinne durch den Präsidenten Roosevelt hat inzwischen noch zugenommen. Der republikanische Vertreter der City von San Francisco, Kahn, erklärte: „Wenn der Präsident sich Japan gegenüber entschuldigt und Kalifornien tadelt, kommt es zum Blutvergießen. Die Japaner müssen aus unseren Schulen fern gehalten werden und haben die für sie bestimmten Schulen zu besuchen. Wenn sich das auf friedlichem Wege arrangieren läßt, gut, wenn nicht, so haben die Japaner unter allen Umständen zu gehen.“ Ein anderer republikanischer Vertreter von Kalifornien faßte die Befürchtungen der West-Staaten japanischen Plänen gegenüber in die Worte zusammen: „Japan will die Herrschaft des Stillen Ozeans haben. Es ist vielleicht augenblicklich nicht auf den Krieg vorbereitet, aber der Krieg kommt sicher.“

Die Förderung der Seßhaftmachung der Landarbeiter gehört, wie die „Anklamer Zeitung“ aus zuverlässiger Quelle erfährt, zu dem Programm des neuen Landwirtschaftsministers. Minister von Arnim soll sich zu der Uebernahme des Portefeuilles mit in der Hoffnung darauf verstanden haben, die Vermehrung unseres Landarbeiterstandes durch planmäßige innere Kolonisation energisch betreiben zu können. Der Minister hat auf seinem uckermärkischen Gute Criewen zahlreiche Landarbeiter angesiedelt und damit sehr gute Erfahrungen gemacht. Eine Audienz, die der Regierungsrat Borchert, der Direktor der Landwirtschaftskammer in Stettin und Geschäftsführer der Pommerschen Ansiedelungsgesellschaft, bei dem Landwirtschaftsminister hatte, dürfte mit dessen Plänen hinsichtlich der Förderung der inneren Kolonisation im Zusammenhang stehen. — In gleicher Richtung bewegen sich auch die Ausführungen, die Professor Rich. Ehrenberg im „Tag“ (1906, Nr. 649) über die „Ansiedlung von Landarbeitern“ macht. Innere Kolonisation ist notwendig im Interesse des landwirtschaftlichen Betriebs, der physischen Kraft, des geistigen Gleichgewichts, der gesunden sozialen Struktur, kurz, im Interesse der Erhaltung und Entwicklung unseres Volkes. Innere Kolonisation ist vor allem auch nötig, um uns einen sehr wertvollen Bestandteil des Volkes dauernd zu erhalten und seine Leistungsfähigkeit sogar wieder zu stärken: den grundbesitzenden Adel. Auf zeitgemäß verkleinertem Boden, mit mehr Kapital und vor allem mit ausreichenden Arbeitskräften wird er wieder weit leistungsfähiger für Staat und Gesellschaft werden. Die Seßhaftmachung der Landarbeiter hat zu durchaus praktischen Ergebnissen geführt, namentlich in Mecklenburg. Auch will die preußische Domanialverwaltung mit Errichtung von „Häuslereien“ im großen Stile vorgehen. Das ist ein Ausblick von größter Bedeutung für das ganze Volksleben. Nur so kann die landwirtschaftliche Bevölkerung wieder unser „Jungbrunnen“ werden. Nur so können wir uns auch, was ebenso wichtig ist, wieder der polnischen Landarbeiter entledigen, die jetzt mit ihrem Lohne, also mit deutschem Gelde, das Deutschtum in der Ostmark verdrängen und unsere deutschen Landarbeiter in einem großen Teil des übrigen Deutschland. In Mecklenburg bilden sie jetzt schon ein Viertel aller Lohnarbeiter. Ist es denkbar, daß wir uns das noch lange gefallen lassen? Welchen Katastrophen unsere Landwirtschaft bei Fortdauer des jetzigen Zustandes entgegentreibt, hat dieses Jahr gezeigt, in dem sie ihren Bedarf an polnischen Wanderarbeitern nicht zu decken vermocht hat. Unser östliches Wanderarbeiterreservoir beginnt sichtlich zu versiegen, so daß man in Westpreußen ernsthaft die Anwerbung von Chinesen in Erwägung zu ziehen beginnt, eine Tatsache, die unsere Landarbeiterzustände grell beleuchtet. Angesichts dieser Zustände ist es unsere Pflicht, das große nationale Kulturwerk der Ansiedelung von Landarbeitern ohne weiteres Zögern in Angriff zu nehmen.

Ueber die Frage der Erhaltung der Rasse machte Dr. med. Phil. Stein-Budapest auf dem X. internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus (s. Inter-

Digitized by Google

nationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, Basel, August 1906) in seinem Vortrage „Die Organisation der Antialkoholbewegung“ folgende, für die weitesten Volkskreise beachtenswerten Ausführungen: „Es sind nicht die Mengen, welche zu Lebercirrhose und Delirium tremens führen, es ist der tägliche, mäßige Genuß, der die Masse versumpft und verstumpft, und es ist nicht nur die Schnapsflasche, es ist der Stammtisch im Wirtshause mit seinem täglichen Wein und Bier, welcher der großen Menge das feine Empfinden für Menschenwert und Menschenpflicht, die Grundlage für jedes kulturelle Streben raubt; der tägliche Schoppen macht sie arm an Geist und Gemüt und führt zu moralischem und materiellem Elend. Die Alkoholfrage ist nicht mehr die Frage zur Erhaltung des Individuums, es ist die Frage der Erhaltung der Rasse, der Gemeinschaft, sie ist zur wichtigen sozialen Frage geworden. Und im Kriege gegen diesen Feind sollten wir uns organisieren mit der Phrase der Mäßigkeit, mit diesem undeutlichen, abstrakten und dehnbaren Begriff, den in konkreten Zahlen auszudrücken ein Ding der Unmöglichkeit ist, womöglich mit Anempfehlung von Tischwein und Flaschenbier? Um die große Masse zu gewinnen und zu überzeugen, bedarf es eines Mittels, an dem nichts zu deuteln und zu erklären ist, es muß ein Begriff sein, der klipp und klar ist, der Menge und dem Einzelnen deutlich und verständlich. Und ein solcher Begriff ist die Abstinenz, die Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken. — Nur auf Grundlage der Abstinenz kann der Kampf gegen den Alkohol erfolgreich organisiert werden. Das persönliche Beispiel der Abstinenz ist es, welches der Menge deutlich den Weg zeigt, den sie einschlagen soll. Das persönliche Beispiel der Mäßigkeit kann nicht als Beispiel dienen, denn was für den einen noch keinen Schaden bringt, bedeutet Verderben für den anderen.“

Alkohol und Selbstmord. In der Münch. mediz. Wochenschrift (Nr. 29, Jahrg. 1906) veröffentlicht Dr. Rothfuchs vom Hafenkrankenhause in Hamburg eine Untersuchung über die Ursachen des Selbstmordes. Nachdem er zunächst auf die Tatsache hingewiesen hat, daß die Zahl der Selbstmorde in fast allen Kulturländern seit Jahrzehnten regelmäßig ansteigt, teilt er mit, daß bei 375 Selbstmordkandidaten, die in fünf Jahren noch lebend in das Krankenhaus eingeliefert worden waren, soweit als möglich nach der Ursache geforscht wurde. Vollendete Geisteskrankheit wurde bei 48 festgestellt, bei 13 Delirium tremens, bei 15 pathologischer Rauschzustand. Eine große Rolle, so schreibt der Verfasser, spielt der Alkohol. Unter den Kandidaten, die allen Ständen angehörten, fanden sich viele, die durch chronischen Alkoholmißbrauch materiell und moralisch verkommen, geistig und körperlich so geschwächt waren, daß sie den Anforderungen, die das Leben der Großstadt an den Einzelnen stellt, nicht mehr gewachsen waren, den Kampf ums Dasein aufgaben und Hand an sich legten. Bedenkt man dann noch, daß eine Anzahl Geisteskrankheiten auf Alkoholmißbrauch zurückzuführen sind (es sollen zirka 30 pCt. aller männlichen Geisteskrankheiten dies Schicksal dem Alkohol verdanken), so haben wir im Alkohol eigentlich den Hauptanstifter zum Selbstmord. Der Alkohol erleichtert das Begehen des Selbstmordes, man denke nur an das Mutantrinken. Auch Heller (Zur Lehre vom Selbstmord nach 300 Sektionen, M. m. W. 1900, Nr. 27) sagt: Das starke Steigen der Selbstmordzahl mit zunehmendem Alter dürfte sich zum Teil aus der starken Zunahme der Alkoholiker erklären. Er konnte bei 143 von 300 sezierten Selbstmördern chronischen Alkoholismus nachweisen = 47,6 pCt. „Die Frage, ob es möglich ist, der Zunahme der Selbstmorde zu steuern“, sagt Dr. Rothfuchs an anderer Stelle, „möchte ich mit ja beantworten. Wenigstens ist es bis zu einem gewissen Grade möglich. Wir haben ja oben die verschiedenen Tatsachen kennen gelernt und gesehen, welche verhängnisvolle Rolle der Alkohol spielt. Hier wäre zunächst der Hebel anzusetzen. Segensreich könnten hier alle die wirken, die vermöge ihres Berufes Einfluß auf das Volk besitzen, also Aerzte, Geistliche, Lehrer; ferner müßten die Behörden eingreifen durch Verringerung der Schnapskneipen, Errichtung von Trinkasylen und Arbeitshäusern und dergleichen.“

Zunahme oder Abnahme der Zahl der Geisteskranken? Die Zahl der Geisteskranken soll nach einer viel verbreiteten Annahme in unserer Zeit bedeutend zugenommen haben. Demgegenüber stellt der Direktor der staatlichen Irrenheilanstalt Sonnenstein, Geh. Medizinalrat Dr. Weber, wie eine Notiz im Berliner Lokalanzeiger meldet, im Jahresberichte des Hülfsvereins für Geisteskranke im Königreich Sachsen fest, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Zahl der Geisteskranken und Blödsinnigen vielmehr abgenommen hat. Nach der gelegentlich der Volkszählungen in Sachsen vorgenommenen Zählung der Geistes-

Digitized by Google

kranken und Blödsinnigen befanden sich nämlich solche unter 10000 Einwohnern 1858: 26,00, 1861: 27,41, 1864: 24,50, 1867: 23,05, 1871: 20,84, 1875: 22,20, 1880: 23,70, 1885: 22,90 und 1895: 22,76.

Aus den Vorarbeiten zur deutschen Strafrechtsreform entnehmen wir einige wichtige Ausführungen von Professor Mittermaier über die Vergehen wider die Sittlichkeit, speziell über den unheilvollen Paragraphen 175. Es wird darauf hingewiesen, daß die meisten Handlungen dieser Art überhaupt unentdeckt bleiben, daß die jetzige Form der Rechtsprechung ganz willkürlich ist. „So muß man die heutige, durch nichts als ihre Macht begründete Rechtsprechung als nach allen Seiten abwegig bezeichnen." Es wird eine Aenderung der Gesetzgebung verlangt. „So bleibt hier nur übrig, darauf hinzuweisen, daß überall gegen die Beibehaltung dieses Tatbestandes außer den schon genannten Gründen die große Schwierigkeit angeführt wird, die wahrhaft kranken oder abnorm Veranlagten, die ihren Trieb wegen seiner Stärke nicht beherrschen können, freizulassen; weiter wird betont, daß die Strafdrohung die einzig mögliche Art der Bekämpfung dieser Abnormität oder Krankheit, die medizinische, überaus erschwere, daß die Strafdrohung nach der Erfahrung weitgehend nutzlos sei, daß man doch eine sehr weite Duldung üben müsse, und endlich, daß kein Delikt mehr zu Erpressungen führe als dieses." . . . „Und endlich lehrt die Rechtsvergleichung wenigstens das eine, daß eine Erweiterung des Tatbestandes nicht mehr durchführbar ist, vielmehr eine stete Verengerung zu bemerken ist." — Danach ist zu erwarten, daß die kommende Strafrechtsreform in diesem Punkte einen Wandel herbeiführen wird. Indes muß konstatiert werden, daß, obgleich allgemein die Unhaltbarkeit und Ungerechtigkeit der Strafverfolgung anerkannt ist, jede Woche und jeden Monat soundsoviel Unschuldige zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt werden und die Erpresser ihr unheilvolles Werk unter dem Schutze eines veralteten Gesetzes fortführen.

Körperliche Entwicklung und geistige Leistung. Die Größen- und Gewichtsverhältnisse der Schulkinder bieten schon im allgemeinen ein wertvolles Material für die Beurteilung der körperlichen Entwicklung einer Generation und eines Landstriches, sie bieten auch wichtige Fingerzeige zur Aufdeckung von Schäden aller Art, wie mangelhafte oder unzweckmäßige Ernährungs- und Lebensweise, Krankheit usw. Die Argumente von Ziffern sind für jeden beredt und verständlich. Bei einer Untersuchungsreihe, die sich auf Hunderte von Schulkindern erstreckt, ist eine gewisse Schlußfolgerung auf das Wachstum und die Entwicklung zulässig. In den Schuljahren 1903/4 konnten die Größen- und Gewichtsergebnisse von 12201 Schulkindern, d. h. solchen, von denen sowohl im Winter wie im Sommer bezüglich der Länge und des Gewichts vollständig verläßliche Daten vorlagen, verwertet werden. Das bemerkenswerteste Ergebnis ist, daß die Maße und Gewichte der bestentwickelten und schwächsten Knaben in den einzelnen Jahren sich erheblich voneinander unterscheiden; dabei zeigen die jüngsten Schüler einer Klasse die größte Länge und das höchste Körpergewicht, während die ältesten Schüler derselben Klasse die niedrigsten Maßergebnisse liefern, oder anders ausgedrückt, die körperlich am besten entwickelten Kinder vermögen dem Unterrichte auch am besten zu folgen, während die schwächeren dem leidigen Repetententum verfallen (Dr. Igl, Der Schularzt 1906, Heft 10). — Aehnliche Untersuchungen hat Dr. Rietz in der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" veröffentlicht, die auf Grund von Messungen und Wägungen von 20000 Berliner Schülern im Alter von 9 bis 20 Jahren angestellt wurden. Auch hier zeigen die Ergebnisse einen Unterschied in der Entwicklung der den materiell besser gestellten Ständen angehörigen Gymnasiasten und Realgymnasiasten, wenn dieser auch nicht so groß war wie zwischen Gymnasiasten und Volksschülern. Ferner reichen die körperlich bestveranlagten und zugleich am weitesten in der Schule vorgeschrittenen Schüler jeden Alters meist über das Durchschnittsmaß des nächst höheren Alters hinaus, während diejenigen mit ungenügender Entwicklung und Befähigung häufig weit unter dem Mittelwert des vorangehenden Lebensjahres bleiben. In jedem Alter sind also die normal vorgeschrittenen Schüler durchschnittlich die entwickelteren und anderseits die minder befähigten auch die körperlich zurückgebliebenen.

Zur Pflege des Genius. Die Schulen, wie sie sind, fördern die Schwachen auf Kosten der Starken. Das Uebel ist in Deutschland stärker als anderswo, und zwar hängt es zusammen mit Einrichtungen, die für uns notwendig sind: die straffe Verfassung unseres Staates ist ohne die Befähigungsnachweise, die Prüfungen, den Zeugniszwang nicht denkbar. Das deutsche Volk ist so in Gefahr, eine gleich-

Digitized by Google

artige Menschenrasse zu werden, in der die Eigentümlichkeiten des einzelnen, das, was man Genie nennt, seltener und seltener werden. Als Gegenmittel sind Erziehungsstätten für Vorzügliche zu wünschen; nur aussichtsreiche Kinder — gleichgültig welchen Ursprungs — sollten darin gesammelt und erzogen werden. Was irgend von Einsichtigen als günstig erkannt ist, sollte ihnen zugute kommen. Ein Gedanke z. B. wäre, die vorzüglichen Schüler auszusondern in Schulen, die der Staat mit besonders reichen Mitteln für sie herrichtete. Dieser Gedanke liegt zu nahe, um nicht schon längst aufgetaucht zu sein. Die Schwierigkeiten scheinen jedoch für unüberwindlich zu gelten. Eine Aufgabe des Staates, die er sich selbst und der ganzen Menschheit gegenüber hat, ist es, die starken Denkkräfte der Nation in Tätigkeit zu setzen. Daß der Genius sich immer selbst Bahn breche, ist eine der gedankenlosen Landläufigkeiten, womit die Trägheit sich tröstet. Ja, wenn keine fremden Kräfte auf das Kind einwirkten — da hätte der Satz Gültigkeit. Aber wie die Dinge liegen, sehen wir alle die außergewöhnlichen Anlagen am häufigsten zugrunde gehen. In einem straff verfaßten Staate müssen die Schulen Bildungsstätten für Mittelmäßige sein. Für die Hochkräfte unter den Kindern müssen also die allgemeinen Schulen verderblich sein. Bei aliem, was lebt und von Lebendigen ausgeht, sehen wir das Aufsteigen in der Weise vor sich gehen, daß sich die Aufgaben voneinander sondern, indem sie sich eigene Organe bilden. Die Gaben eines Volkes an die Menschheit sind die großen Männer der Tat, der Weisheit, der Kunst. Sie sind es, die den Anspruch einer Nation an Geltung, Macht, Besitz, Liebe begründen. Sollte nicht ein Organ für so etwas Wichtiges zu schaffen an der Zeit sein? Der Anzeichen sind manche, daß der Genius in unserem neudeutschen Leben wenig mitspricht. Welche Mannigfaltigkeit unzähliger Organe bietet doch nicht das Deutsche Reich dar! Sollte nicht ein Organ zur Pflege der Genies von gleicher Wichtigkeit sein? Wenn die Schwierigkeiten so groß sind, würde es sich nicht sogar lohnen, zu prüfen, um das Rechte zu finden? Diesen von Nees v. Esenbeck in der Monatsschrift für höhere Schulen (1906, Heft 8) geäußerten Gedanken tritt O. Steeher entgegen, indem er darauf hinweist, daß durch Ausscheidung der Vorzüglichen der Unterricht in den höheren Schulen leiden werde. Wer traut sich überdies zu, Lehrer für „Genieschulen" auszuwählen, wer gar, die geeigneten jungen Genies als Schüler? Wie oft ist es geschehen, daß Lehrer über Schüler vernichtende Urteile fällten, die sich nachher trotz der Schule als Genie entpuppten. Trotzdem sind die Anregungen wertvoll, aber es ist möglich, innerhalb des bestehenden Schulbetriebs mehr zu individualisieren und die brachliegende Hochkraft durch Einwirkung von Persönlichkeit auf Persönlichkeit zur Betätigung zu bringen. Diesen bisher schon betretenen Weg möge man weiter ausbauen, indem den begabteren Schülern entsprechend mehr Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet wird, und den fähigen Köpfen in freier Arbeit zu erstrebende Ziele gesteckt werden.

Die Generalversammlung des Bundes für Mutterschutz fand am 12. bis 14. Januar in Berlin statt. Aus dem reichhaltigen Verzeichnis der Vorträge heben wir hervor: M. Lischnewska, Unser praktischer Mutterschutz; H. Stöcker, Die heutige Form der Ehe; Prof. Flesch, Prostitution und Unehelichkeit; A. Schreiber, Die von Staat und Gesellschaft infolge wirtschaftlicher Momente geschaffenen Verhinderungen und Erschwerungen der Ehe; M. Marcuse, Die von Rassen- und sozialpolitischen Gesichtspunkten neuerdings vielfach geforderten und in manchen Ländern durchgesetzten Heiratsverbote; Dr. Böhmert, Die Lage der unehelichen Kinder; W. Borgius, Die Mutterschaftsrente. — Ueber den Verlauf und die Ergebnisse der Versammlung werden wir noch berichten. Inzwischen ist auch ein praktischer Erfolg zu verzeichnen. Der Großherzog von Hessen hat aus Anlaß der vollzogenen Taufe des Erbgroßherzogs die Schaffung einer Zentrale für Säuglingspflege und Mutterschutz angeordnet, und das Ministerium angewiesen, geeignete Vorschläge auszuarbeiten, wie die von ihm gegebenen Anregungen auszugestalten seien.

Bücherbesprechungen.

E. Maxweiler, Esquisse d'une sociologie. — **R. Petrucci,** Les origines naturelles de la propriété. — **E. Houzé,** L'Aryen et l'anthroposociologie. — **R. Petrucci,** Origine polyphylétique, Homotopie, et Non-Comparabilité

Digitized by Google

directe des sociétés animales. — **L. Wodon,** Sur quelques erreurs de méthode dans l'étude de l'homme primitif. Bruxelles 1905—1906, Mish e Thron éditeurs.

Die vorliegenden „notes et mémoires", die von dem Institut de Sociologie in Brüssel herausgegeben werden, erfordern ein hervorragendes Interesse. Wir werden auf die wichtigeren Arbeiten noch ausführlich zurückkommen. So ist von Lapouge eine ausführliche Kritik des Werkes von Houzé in Aussicht gestellt worden, in welchem die Methode und die Ergebnisse der sozialen Anthropologie in heftigster Weise, aber mit durchaus unzulänglichen Beweisgründen, angegriffen werden. Dr. Weiß wird das Buch von Petrucci „Esquisse d'une sociologie" einer eingehenden Besprechung unterziehen.

Charles Darwin, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Volksausgabe. Bearbeitet von Dr. H. Schmidt, Stuttgart 1906, Verlag von Alfred Kröner. Preis 1 Mk. — **Ernst Haeckel,** Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie. Ebendort. Preis 1 Mk.

Eine billige gut ausgestattete Volksausgabe von Darwins epochemachendem Werk ist aufs willkommenste zu begrüßen. Die Bearbeitung von Dr. Schmidt erfüllt ihren Zweck, in den weitesten Kreisen Interesse für naturwissenschaftliches Denken zu erwecken, aufs beste. Die Anmerkungen sind mit Recht fortgelassen worden. Trotz aller Angriffe, die von den kleinen Größen der Gegenwart auf Darwins Theorie gemacht werden, steht seine Lehre von der natürlichen Zuchtwahl unerschüttert da, und wir sind überzeugt, daß in nicht allzu ferner Zeit ein „Zurück auf Darwin" in der Biologie zur Parole werden wird.

Darwins Buch über die Entstehung der Arten behandelt selbst nur biologische Probleme; aber die Folgerungen aus seiner Lehre für Welt- und Lebensanschauung sind erst mit unerschütterlichem Mute von Ernst Haeckel gezogen worden, der in seinem unermüdlichen Kampf für naturwissenschaftliche Philosophie nicht genug bewundert und unterstützt werden kann. Seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte" hat den größten Einfluß auf den Zeitgeist ausgeübt. Seine „Welträtsel" sind in 200000 Exemplaren verbreitet worden, ein Zeichen von dem großen geistigen Hunger nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis in den weitesten Kreisen des Volkes. Nun folgt eine Volksausgabe der „Lebenswunder", in denen die allgemeinen biologischen Probleme im Zusammenhange dargestellt sind.

Uns sind die Schwächen der Haeckelschen Schriften wohl bekannt, — aber alles menschliche Wissen ist und bleibt Stückwerk. Am allerwenigsten haben die Theologen ein Recht, Haeckel deswegen anzugreifen. Die theologischen Dogmen sind noch viel weniger imstande, die „letzten Fragen" zu lösen, als die moderne Naturwissenschaft und Philosophie.

Dr. P. J. Möbius, Die Geschlechter der Tiere. III. Teil: Die Schädel. Halle a. S., Carl Marhold. Preis brosch. 2 Mk.

In diesem Werke, das als 11. und 12. Heft von des Verfassers „Beiträgen zu den Geschlechts-Unterschieden" erscheint, behandelt Möbius die Unterschiede zwischen dem männlichen und weiblichen Schädel. Er bespricht „die Außenwerke" und die Größe, vielfach von neuen Gesichtspunkten aus; besonders aber legt er dar, daß die Verschiedenheit des Gehirnraumes bei den Geschlechtern auf seelische Unterschiede zu beziehen sei, daß dem im 10. Hefte der „Beiträge" dargelegten Unterschiede der Triebe der Geschlechter Unterschiede in der Gehirnschädelform entsprechen, und daß in gewissem Grade aus der Form des Schädels die Entwicklung der Triebe zu erkennen sei. Eine Reihe von instruktiven Abbildungen, größtenteils Aufnahmen nach der Natur, erläutern die Ausführungen des Verfassers.

Dr. F. Landmann.

Otto Ammon, Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft. Sozialanthropologische Studie. Zweite Auflage. Berlin 1906, Trowitzsch & Sohn. Preis 1 Mk.

Die vorliegende Schrift, die mehrere Jahre vergriffen war, rollt eine der wichtigsten Fragen in der Physiologie der Völker auf, die Bedeutung des Bauern-

Digitized by Google

standes als organischen Vorratsbehälters für alle Berufsstände und im Zusammenhang damit das Problem der Entartung der höheren und kulturschaffenden Schichten. Der Verfasser zeigt, wie der Bauernstand ein anthropologisches Grundkapital für das gesamte wirtschaftliche und geistige Leben der Nation ist, und wie die Entstehung des Industriestaates mit seinen großen städtischen Zentren immer mehr dieses kostbare Kapital an Menschenkraft verzehrt, wenn keine Maßnahmen zur Erhaltung und Schonung der ländlichen Bevölkerung getroffen werden. „Der Bauernstand", schreibt der Verfasser, „stellt nicht nur verhältnismäßig die meisten und die kräftigsten Soldaten, sondern er hat eine viel umfassendere Bedeutung. Die Abkömmlinge des Bauernstandes sind es, welche die Fabriken im Gange halten und sie sind es auch, die in der zweiten oder dritten Geschlechterfolge die hervorragendsten Männer der Kunst, der Wissenschaft und des öffentlichen Dienstes liefern." Der Verfasser hält es für unmöglich, daß die Abkömmlinge der Stadtbewohner, seien es Angehörige der gebildeten Klassen oder der Fabrikarbeiter, die Menschheit erhalten können; daher kommt es, daß er sowohl auf die gebildeten Klassen wie auf das Proletariat nicht gut zu sprechen ist, wobei wohl manche Ausdrücke allzu scharf und hart erscheinen.

Mit Recht wendet sich Ammon gegen die Vorherrschaft von Rechtswissenschaft und Nationalökonomie in den soziologischen Betrachtungen. „Die Rechtskunde in Ehren, aber gegen ihre Ueberschätzung muß Protest erhoben werden. Denn diese ist ein Teil der Krankheit, an der wir leiden. Das Recht ist doch nur eine menschliche Schöpfung, welche jeden Augenblick, wenn es uns beliebt, abgeändert werden kann. Von den ewigen Gesetzen der Natur, die das Leben der Völker und Staaten bestimmen, bekommen unsere maßgebenden Kreise auf ihrem Bildungsgange kaum eine leise Ahnung. Nicht bloß unsere Juristen, auch unsere Volkswirtschafter erliegen diesem Mangel. Die heutigen Nationalökonomen wissen außerordentlich viel, sie untersuchen ganz genau die Bedingungen der Gütererzeugung, der Verteilung und des Verbrauchs; sie studieren die Zölle und ihre Wirkung, die Maschinen und ihre Anwendung, die Einflüsse der längeren und kürzeren Arbeitszeit und des höheren und geringeren Lohnes, alles in unleugbar geistvoller, aber trotzdem nur oberflächlicher Weise. Denn von dem wichtigsten Gegenstand ihrer Untersuchungen, von dem Menschen selbst und seiner Naturgeschichte, haben sie nicht den entferntesten Begriff. In der Behandlung der Tiere sind wir viel weiter als in der Behandlung des Menschen. Es ist ausgemacht und wurde von niemandem bestritten, daß man, um ein guter Pferdezüchter zu sein, die Natur und die Bedürfnisse des Pferdes genau kennen müsse, ebenso bezüglich jedes anderen Tieres, das man züchten will. Aber das Wohlergehen und die Lebensbedingungen des Menschen soll man regeln können, ohne die Naturgeschichte des Menschen auch nur von außen zu streifen."

Es ist ein hartes Urteil, das Ammon über die Zunftwissenschaft fällt, aber es ist nur allzusehr begründet! Die pessimistische Grundstimmung, die durch das Buch geht, ist in der zweiten Auflage etwas abgemildert worden, indem der Verfasser anerkennt, daß in den letzten zehn Jahren vieles zur Sanierung der Städte geschehen ist. Den Schutz des Bauernstandes sucht Ammon vornehmlich in patriarchalischen Maßnahmen, — hat aber nicht allzu großer „Patriarchalismus" die besten und tüchtigsten Elemente in die Städte und in das Ausland getrieben? Auch denke ich über das „Proletariat" nicht so pessimistisch. Man muß auch in ihm verschiedene Gruppen unterscheiden, die verschiedenen Rassen- und Kulturwert besitzen. Das Proletariat ist nicht nur „Hinterkorn". Doch abgesehen von diesen Einzelfragen, über welche Erfahrung und Beobachtung noch nicht abgeschlossen ist, muß festgestellt werden, daß die Frage des biologischen Haushaltes der Nation für den Politiker die oberste Aufgabe bilden muß, und daß Dr. Ammon als erster in Deutschland die hohe Bedeutung der sozialen Anthropologie gegenüber der Rechtswissenschaft und Nationalökonomie eindringlich betont hat.

L. Woltmann.

Franz Doflein, Ostasienfahrt. Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in China, Japan und Ceylon. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 18 Tafeln. Leipzig und Berlin 1906, Verlag von B. G. Teubner. Preis geb. 13 Mk.

Mit steigendem Interesse sind wir dem Verfasser auf seiner Ostasienfahrt gefolgt und haben an seinen Abenteuern, Forschungen, Stimmungen inneren Anteil genommen; sei es, daß er die Seefahrten beschreibt und Land und Leute in China

Digitized by Google

und Japan schildert, sei es, daß wir ihn auf seinen Forschungs-Expeditionen begleiten und er uns die Wunder der Tiefsee in Wort und Bild vorführt.

Die landschaftlichen Schilderungen und die Ergebnisse seiner zoologischen Forschungen interessieren uns hier weniger als seine anthropologischen und kulturgeschichtlichen Schilderungen, die in dem Reisebericht eingeflochten sind. Die „blonden" Somalijungen, die ihre Haare künstlich färben, so daß die Reisenden „bald semmelblonde, bald feuerrote Haarschöpfe" sehen, sind geeignet, uns gegen die gelegentlichen Nachrichten von blonden Negern mißtrauisch zu machen. Auch fielen dem Verfasser, wie anderen Reisenden, in China zwei physische Typen auf, ein feingliederiger gut proportionierter, ohne breite und plattgedrückte Nase, wie bei der großen Masse des Volkes. Prinz Pulun z. B., der mit dem Verfasser auf dem gleichen Schiffe fuhr, hatte eine schön gebogene Nase, wie man auch an der wiedergegebenen Photographie erkennen kann. Das japanische Volk ist bekanntlich aus drei Elementen zusammengesetzt, dem eingeborenen Ainu, und einem mongolischen und malayischen Einwanderungsstrom. Auch hier ist ein feingebauter Typus zu unterscheiden. „Man braucht gar nicht lange im Lande gelebt zu haben, um die beiden Typen in ihren charakteristischen Merkmalen zu erkennen. Stellt man die Extreme nebeneinander, so sind ihre Unterschiede sehr auffallend und gar nicht zu verkennen. Und vor allem sind sie bei den Frauen deutlich; unter ihnen sind die gerühmten Schönheiten Vertreterinnen des feineren Typus, den man auch den Choshiutypus nennt. Sie sind hauptsächlich in den vornehmen Familien zu finden, ihre Züge und Gestalten haben für die meisten weiblichen Bildnisse der japanischen Kunst als Vorbild gedient. Der plumpere, malayenähnliche Typus, welcher auch durch dunklere Hautfarbe sich auszeichnet, hat seine meisten Vertreter unter dem gewöhnlichen Volk. In der Kunst wird dieser Typus meist solchen Gestalten gegeben, deren djenende Stellung auch durch andere Attribute gekennzeichnet ist" (S. 294).

Schon bei zwei- bis dreijährigen Kindern ist der Unterschied ein auffallend großer, besonders bei den Mädchen. Die ausgesprochenen Rassecharaktere, die Mongolen von Europäern unterscheiden, beginnen erst vom zehnten bis zwölften Lebensjahr sich schroffer auszubilden. Eine Anzahl von jugendlichen Charakteren bleibt bei dem erwachsenen Japaner unverändert bestehen, während bei der weißen Rasse von diesem Alter an noch ein Fortschritt stattfindet, vor allen in den Körperproportionen; aber auch Nasenform, Lidfalte, Kinnform der erwachsenen Japaner erinnern an die Bildungen, wie wir sie bei den Kindern der weißen Rasse finden. „Es ist also gar nicht unberechtigt zu sagen, daß die Japaner einer in vielen Charakteren jugendlichen Rasse angehören. Ob diese Jugendlichkeit in den morphologischen Charakteren zugleich eine Garantie für die Entwicklungsmöglichkeit in der Zukunft darstellt, das ist eine Frage, die nicht so leicht zu beantworten ist" (S. 329).

Von eindringendem Studium und Verständnis zeugt das 16. Kapitel, das die Kultur- und Kunstgeschichte Japans in großen Zügen vorführt. Hier erhalten wir einen Einblick in die japanische Seele, in ihre intime Freude an der Natur, in ihre feine Beobachtungsgabe und künstlerische Darstellungsfähigkeit. Die zahlreichen Bilder von Landschaften, Menschen, Tieren, Kunstwerken verleihen dem Buch einen besonders großen Wert für Genuß und Belehrung. Dr. Gerwing.

J. Bloch, Die Perversen. In: Moderne Zeitfragen, Nr. 6. Berlin SW. 61. Pan-Verlag.

J. Bloch ist unermüdlich in seinen Forschungen über sexualhistorische und sexualpsychologische Fragen. Seine Studien über sexuale Perversitäten eröffnen einen tiefen Einblick in das Seelenleben der Völker und zugleich in die sexuale Psyche des normalen Menschen. Man beginnt, über die sog. „Perversitäten" vorurteilsloser zu denken. Denn es stellt sich heraus, daß, wie zwischen körperlicher Gesundheit und Krankheit, so auch zwischen den sexualen Empfindungen normaler und pathologischer Art von der Natur keine scharfen Grenzen gezogen sind. Ist doch, nicht ohne Grund, behauptet worden, daß fast bei jedem Menschen, wenigstens zeitweise, ein leiser Zug des Pathologischen in seinem geschlechtlichen Empfinden sich bemerkbar macht.

Bloch vertritt bekanntlich den Standpunkt, daß Perversitäten eine allgemeine menschliche Eigenschaft sind und auf allen Stufen der Kultur vorkommen. „Die Betrachtung der Sexualität, der sinnlichen Grundlagen der Liebe, lehrt unwiderleglich die Unabhängigkeit des Geschlechtstriebes und seiner elementaren Aeußerungen

Digitized by Google

von der Kultur." Dafür hat Bloch in seinen Werken ein fast erdrückendes Beweismaterial gebracht. Er weist auf Grund dieses Materials die Ansicht zurück, als wenn die Perversitäten als solche ein Volk zur Dekadence bringen könnten, und als ob wir heute in einer besonders unsittlichen Zeit lebten. In der Tat zeigt der Vergleich mit vergangenen Zeiten, daß die sexuelle Moral der Gegenwart sogar höher einzuschätzen ist.

Wie in früheren Schriften, vertritt Bloch auch hier, namentlich in bezug auf die Homosexualität, die theoretische Anschauung, daß die Perversitäten „erworben" würden, entgegengesetzt der Lehre von Hirschfeld, Näcke und anderen, daß eine eingeborene Disposition vorausgesetzt werden müsse. Die letztere Anschauung ist sicher die begründetere; denn warum reagieren die Menschen gegenüber den Gelegenheiten der Erwerbung und Verführung so verschieden? In seiner allerneuesten Arbeit über „das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur" hat der Verfasser diese Ansicht dahin geändert, „daß die Verbreitung der echten Homosexualität als angeborener Naturerscheinung doch eine viel größere ist", als er früher annahm. Auch tritt Bloch jetzt für bedingungslose Aufhebung des § 175 des deutschen Strafgesetzbuches ein, während er früher einige Vorbehalte machte. Er schreibt:

„Endlich ist der § 175 nicht bloß ein Unrecht hinsichtlich der Homosexuellen, sondern auch eine Gefahr für die Heterosexuellen durch das mit seiner Existenz eng verknüpfte Erpressertum. Nicht genug, daß diese niedrigste Gattung von Verbrechern, die nur zum kleineren Teil aus der männlichen Prostitution sich rekrutieren, zahlreiche unglückliche Urninge sozial und pekuniär ruinieren, viele zum Selbstmord oder zu Verbrechen treiben, wofür der aufsehenerregende Fall eines Landgerichtsdirektors vor einigen Jahren ein typisches Beispiel lieferte, nein, sie wagen es auch mit immer größerem Erfolge, den § 175 zu Erpressungsversuchen an völlig normal-heterosexuellen Individuen auszubeuten. Es gelingt ihnen das oft besser als bei Homosexuellen, weil dem normalen Manne der Gedanke noch entsetzlicher ist, für homosexuell gehalten zu werden. Abhülfe für alle diese Uebelstände, die Selbstmorde sowohl wie die Erpressung, kann nur durch Aufklärung des ganzen Volkes — das Allerwichtigste — und durch bedingungslose Aufhebung des § 175 geschaffen werden. Es ist ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst des „Wissenschaftlich-humanitären Komitees", daß es sich vor allem die Aufklärung des Volkes durch populäre Schriften, der Gelehrten durch wissenschaftliche Veröffentlichungen wie das höchst gediegene „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" (8 Bände 1899—1906), durch Vorträge, Veranstaltung öffentlicher Versammlungen, Petitionen usw. angelegen sein läßt."

Die Gründe für Aufhebung des betreffenden Paragraphen, der durchaus nutzlos und zugleich unheilvoll ist, sind so häufig schon erörtert worden, daß nur Vorurteil und Unkenntnis in den tatsächlichen Verhältnissen noch Bedenken tragen kann.

Kurt Breysig, Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. Berlin 1905, Georg Bondi.

Die vom Anfang bis zum Ende hochinteressante Studie stellt sich in den Dienst der bekannten allgemeinen Ziele des Verfassers: bei allen Völkern für die gleichen Kulturstufen parallele Stadien und Entwicklungsgesetze des geistigen Lebens herauszuarbeiten. Dem Gebiet der ursprünglichen Glaubensformen und seiner psychologisch-historischen Normierung ist der obige Beitrag gewidmet. „Es bestehen oder bestanden eine Anzahl von Glaubenszuständen, die in ihren wesentlichsten Eigenschaften einander so weit entsprechen, daß sie zu einer langen Kette — genauer gesprochen, zu einem langen Kettengeflechte — geordnet vorgestellt werden können, in der oft mehrere Gliederreihen nebeneinander laufen oder sich teilweise decken, in der aber auch hier und da einzelne Glieder völlig fehlen" (S. 175). Das Ergebnis, zu dem Breysig bei der Untersuchung dieser Verhältnisse gelangt, ist negativ die Verwerfung der Meinung, daß die Entstehung des Gottesgedankens auf symbolischer Verpersönlichung von Naturkräften oder auch auf Verehrung abgeschiedener Geister beruhe, und positiv die Zurückführung des Gottesbegriffs auf die Erhöhung irdischer Persönlichkeiten. Die gemeinsamen Grundzüge der religiösen Vorstellungen aller von Breysig berücksichtigten Völker zeigen (vergl. S. 171 ff.) etwa folgendes Bild: In allerfernster Urzeit, über deren geistige Verfassung nur Vermutungen erlaubt sind, mag erst der Stein, danach die Pflanze Gegenstand der Verehrung gewesen sein,

Digitized by Google

(S. 186). Alsdann wird der Vorgang der Forschung zugänglicher: Es folgt die Stufe der frühen Urzeit, auf der das Tierwesen, dann die der späteren Urzeit, auf der die „Heilbringer“ (oft noch mit Erinnerungen an seine animalische Vergangenheit behaftet), endlich die Altertumsstufe, auf der die Götter Verehrung genießen. Der Heilbringer insbesondere erscheint fast ausnahmslos überall mit ähnlichen Zügen begabt: Gewalt über Sonne und Mond, der Kampf mit einem greulichen Ungeheuer, Entrinnen aus einer verheerenden Flut werden ihm zugeschrieben. Die Erklärung für diese Gemeinsamkeiten sieht Breysig nicht in der Weitergabe einer Ueberlieferung von Stamm zu Stamm, nicht in parallelen Entwicklungen, sondern in der dritten Möglichkeit: „daß ein gewisser Grundstock von Vorstellungen allen oder doch den meisten Völkern von einer Urmenschheit, oder wenigstens von Urrassen als Erbe überliefert worden ist“ (S. 190). Dieser primäre Bestand, der dann nach allgemeinmenschlichen Gesetzen die gleichen formalen Wandlungen durchmacht, ist weder als Erzeugnis freier Phantasie, noch gar symbolischer Naturausdeutung, sondern als wurzelnd in tatsächlichen Geschehnissen anzusehen, etwa in der Entdeckung der Feuererzeugung, in einer wirklichen Flutnot, einem wahrhaft stattgehabten Kampf mit einem der Riesentiere der Urzeit. Selbst für den ständig wiederkehrenden Zug, für die Entwicklung des Heilbringers aus einem Tier oder Uebertier vermutet Breysig eine faktische Grundlage, und er deutet diese Evolution als Verherrlichung „des oder der Urahnen der Menschheit, die einen der entscheidendsten Schritte vom Tier zum Menschen getan hätten“ (S. 201). Die Begriffe Geist, Heilbringer, Gott werden (S. 5 ff.) dahin festgelegt: Geist ist eine mit bestimmten Fähigkeiten begabt gedachte ursprüngliche Seele, die aber ein selbständiges Dasein führt. Heilbringer ist eine bald mensch-, bald tier-, bald zwitterhafte Persönlichkeit mit übermenschlichen Kräften, die aber weder Anbetung noch Dienst genießt, deren Einfluß mit ihrem Tode erlischt. Ein Gott kann der Gestalt nach zwar tiermenschlich oder menschlich bleiben, aber der Gewalt nach wirkt er, darin dem Heilbringer überlegen, ständig auf die Geschicke der Menschen ein, erfährt Anbetung und Kult, und gibt der Menschheit sittliche Vorschriften.

Diese allgemeinen Ideen beherrschen alle Einzeluntersuchungen oder sollen vielmehr nach des Verfassers Meinung aus diesen erwachsen. Amerikaner, Semiten und Arier werden der Reihe nach in drei Abschnitten behandelt. In der amerikanischen Gruppe wird zunächst bei den Columbianern und Grönländern den religiösen Urvorstellungen nachgespürt und in der heiligen Sage von Jelch dem Raben die Entwicklung des Heilbringers aus Tiergestalten nachgewiesen. Noch ergiebiger ist das Resultat bei den Algonkin, einem Stamme der Nordamerikaner; hier ist der große Hase „eine echte Heilbringergestalt“; auch die Flutsage findet sich bei diesem Volke, das in einem Zweige, den Lenne-Lenape in lehrreicher Weise den Heilbringer fast zum Gott in dem festgelegten Sinne erhöht, sonst aber auf jenen niederen Stufen verharrt. Bei den Irokesen wird der Heilbringer Joskeha bereits aller possenhaft derben Züge, die Jelch und der große Hase besaßen, entkleidet und schließlich in einem späteren Stadium zum Gott gesteigert, dessen Gestalt „kaum der des israelitisch-jüdischen Jahve vor der Zeit der Propheten nachsteht“ (S. 42). Bei den Patagoniern und Feuerländern erregt Breysigs Zurückweisung der symbolistischen Theorie Interesse. Die Heilbringer Keri und Kama tragen nämlich die Namen von Sonne und Mond; aber Breysig hält streng an ihrer tierisch-menschlichen Natur fest und erklärt die Namengebung für späteres Erzeugnis; denn daß in späteren Zeiten eine sinnbildliche Darstellung der ursprünglich ganz lebendig gefaßten Persönlichkeiten einsetzt, leugnet der Verfasser (S. 53) ebensowenig, wie daß bei der schließlichen Erhöhung des Heilbringers zum Gott der an der Urquelle des Gottesgedankens unbeteiligte Seelen- und Geisterglaube einen Einfluß übt (S. 94). Die sonderbaren Tierreste in fast allen Heilbringergestalten macht uns am besten das Aicheringawesen der Mittelaustralier verständlich, in dem das Tier noch den Menschen überwiegt und aus dessen Steigerung und Entfierung die Zwitternatur der Heilbringer, in denen das Menschtum vorherrscht, zu begreifen sind (S. 63 ff.).

Auch an den Semiten soll sich die Hypothese bestätigen lassen. In den ältesten Bestandteilen der Sage erscheint Jahve als siegreicher Drachentöter (an Steilen des zweiten Jesaias, des 89. Psalms, des Hiobbuches), als durchaus nur übermenschlicher Heilbringer, nicht als Naturgottheit trotz aller entgegengesetzten Deutungen auch der angezogenen Dokumente. In der Schöpfungsgeschichte künden die frühesten Elemente nur von einer Umformung, nicht Neuschaffung der Erde (S. 78), also von einem Akt, der in das Bereich der Heilbringer, nicht der Götter fällt. Neben Jahve bestanden ursprünglich noch andere Heilbringer, „die Geister-

Digitized by Google

söhne". Ja selbst die Tiernatur scheint dem später so abstrakt gefaßten Judengott einst nicht gefehlt zu haben und Jahve als Greif vorgestellt worden zu sein (S. 98). Jedenfalls bildet auch hier das Warm-Persönlich-Lebendige, nicht das Schattenhaft-Unfaßbare einer Seele oder eines Geistes die Quelle des Gottesgedankens. Parallele Züge finden sich in der babylonischen Sage von Marduk, dessen Gestalt aber erst der Altertumsstufe, nicht wie Jahve der Urzeit angehört (S. 112). In der Flut- und Drachenkampfsage hat daher kein Einfluß Babylons auf Israel stattgefunden (S. 119). In ein sehr merkwürdiges Licht rücken die religiösen Vorstellungen des Masai (ostafrikanische Semiten), die eine Fülle von Sagenbestandteilen (Sündenfall, Gesetzesübergabe usw.) mit den Juden teilen und bei denen „die Ueberbleibsel ursemitischen Glaubens" zu finden sind, „für den man in Vorderasien und Arabien die Spuren heute noch vergeblich sucht" (S. 123). Ausführungen über die ägyptischen Religionsmythen beschließen diesen den Semiten gewidmeten Abschnitt.

Bei den Ariern bestärken die indischen Sagen, besonders der Dyausmythus die Theorie des Verfassers; auch die griechischen Göttersagen zeigen Spuren der Heilbringergestalt und ihrer Vergangenheit; Apollo ist Drachentöter, Dionysus wird dem Stier oft gleichgesetzt, der Adler des Zeus ist wohl ein spärlicher Rest von dessen ursprünglicher Tiergestalt. Etwas kurz fällt die Prüfung der germanischen Götterwelt aus, in der nur auf die Heilbringergestalt des ursprünglichen Odin eindringlich hingewiesen wird.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen wird man den Wert des Buches erraten können als eines bedeutenden Beitrags zur Erforschung der Gesetzlichkeit, die wie alles Geschehen so auch die religiöse Glaubensbildung — soweit sie rein psychologisch betrachtet wird — beherrscht. Freilich leidet die Hypothese des Verfassers an einem Grundübel: an dem Anspruch auf Ausschließlichkeit. Daß der Gottesgedanke nur aus einer und nur aus dieser einen Quelle geflossen sein soll, wird empirisch durch die vorliegende Studie nicht erwiesen und ist a priori unwahrscheinlich. Aber daß die lebendige Persönlichkeit tiermenschlicher Wesen eine der Quellen war, aus denen diese Begriffsbildungen sich nähren, ist mit großer Ueberzeugungskraft von dem Verfasser dargetan worden. Wer mit Scharfsinn und Mühe eine Seite an den Dingen in helles Licht setzt, vergißt leicht in begreiflicher Verwechslung seines subjektiven Gesichtsfeldes mit dem objektiven Feld der Dinge und des Grads seiner persönlichen Anstrengung mit dem Grade sachlicher Wichtigkeit, daß es noch andere Seiten gibt, die nicht weniger Recht auf Beachtung haben.

Raoul Richter.

R. Wassermann, Beruf, Konfession und Verbrechen. Eine Studie über die Kriminalität der Juden in Vergangenheit und Gegenwart. Verlagsbuchhandlung von E. Reinhardt, München 1907.

Um den Einfluß von Rasse, Milieu, Beruf und Konfession auf eine bestimmte Willensrichtung, also den Einfluß anthropologischer und gesellschaftlicher Faktoren z. B. auf das Verbrechen festzustellen, bietet die Kriminalität der Juden ein lehrreiches Gebiet der Untersuchung dar. Auf Grund eines umfangreichen statistischen Materials über die Verbrechensstatistiken in Amerika, Deutschland, Oesterreich usw., kommt der Autor zu folgendem Ergebnis:

1. Es zeigt sich, daß die Kriminalität der Juden nicht wesentlich von der Kriminalität abweicht, die nach ihrer Berufsverteilung zu erwarten war. 2. Es zeigt sich, daß die Juden bei den meisten Delikten eine günstigere Kriminalität aufzuweisen haben, als nach ihrer Berufsverteilung zu erwarten wäre. Hiervon machen nur drei Delikte: Meineid, Betrug und Wucher, eine Ausnahme. 3. Aber auch bei diesen stellt sich ein immer stärkeres Annähern an ihre Soll-Kriminalität heraus, wenn man betrachtet, wie sich die spezifische Kriminalität der Juden bei denselben zeitlich immer mehr der Zahl 1 nähert. 4. Außerdem stellt sich heraus, daß der Unterschied bei Meineid ein verschwindender ist, daß beim Betrug auf drei der Berufsverteilung nach zu erwartende Verurteilungen in Wirklichkeit nur vier kamen und nur die Abweichung beim Wucher (neun statt fünf) ziemlich beträchtlich ist.

Zur Erklärung dieser Erscheinungen unterscheidet Wassermann die „Traditionskriminalität" der Juden von ihrer „Berufskriminalität" derart, daß die erstere, die sich auf Betrug und Wucher bezieht, immer mehr zur letzteren wird. Der Autor weist weiter darauf hin, daß die Kriminalität des sich entwickelnden Handels- und Industriestaates dieselbe Tendenz hat wie die der Juden, da (nach Sombart) „die spezifisch kapitalistischen Züge des Wirtschaftslebens, die dem jüdischen Charakter

Digitized by Google

adäquat sind", sich immer mehr ausbreiten. „Käme es aber jemals (was wohl kaum anzunehmen ist) soweit, daß diese kapitalistischen Züge in einem Lande die herrschenden würden, so würde die Kriminalität dieses Landes derjenigen seiner Juden zweifellos ganz außerordentlich gleichen." Die Kriminalität der Juden ist danach nichts Festes, sie „ist nicht bedingt durch die Rasse und wurzelt nicht im Wesen einer jeweils mehr oder minder ausgeprägten jüdischen Eigenart. Sie ist vielmehr das Produkt sozialer Verhältnisse, auf das Rasseneigentümlichkeiten, wenn überhaupt, nur in einem ganz geringen Maße einwirken".

Dieser Auffassung können wir nicht zustimmen, da sie sich keinesfalls notwendig aus der statistischen Untersuchung ergibt. Aus einer bloß angedeuteten „Tendenz" eine solche Schlußfolgerung für die Zukunft zu ziehen, ist ein großes Wagnis. Daß der Handelsgeist der Juden seit den Zeiten der Diaspora eine spezifische Eigenart gewesen ist, kann nicht geleugnet werden; und wenn der Autor das Wort anführt, daß ein Armenier drei Griechen und ein Grieche drei Juden betrügt, so hat gerade die Anthropologie gezeigt, daß die „Armenier" und orientalischen „Griechen" einen noch viel ausgeprägteren jüdischen Typus zeigen als die Juden selbst.

Dr. Fr. Gampen.

S. Scherbel, Jüdische Aerzte und ihr Einfluß auf das Judentum. Berlin-Leipzig 1905, Verlag von J. Singer & Co.

Es ist ein kulturhistorisch und rassenpsychologisch lehrreiches Problem, die soziale Rolle der Juden in der europäischen Geschichte in objektiver Weise zu untersuchen. Man müßte dabei den wirtschaftlichen, politischen und geistigen Einflüssen nachspüren, die von einzelnen Gruppen oder bedeutenden Männern der Juden auf ihre Wirtsvölker ausgeübt wurden. Erst dann könnte man mit einiger Sicherheit über die günstigen und schlechten Einwirkungen urteilen. Eine solche Darstellung setzt zahlreiche und eingehende Spezialuntersuchungen voraus, die erst in den letzten Jahren begonnen worden sind. Das Erwachen des jüdischen Nationalbewußtseins hat die Juden auch auf ihre eigene Geschichte verwiesen, die sie seit der Zerstreuung durchgemacht haben, und so dürfte nach und nach über das angeführte Problem manche wichtige Aufklärung zutage treten.

Zu solchen Bausteinen möchten wir auch die vorliegende Schrift rechnen. Gerade die jüdischen Aerzte haben in der Führung ihres Volkes eine große Rolle gespielt. Seit dem frühen Mittelalter sehen wir sie in angesehenen Stellungen und vermöge ihres beruflichen Einflusses viel zur Erleichterung der sozialen Lage der Juden beitragen. Nicht wenige unter ihnen waren auch theologisch geschult oder suchten Philosophie und die überlieferte Lehre zu vereinigen. Freilich spricht aus dem, was der Verfasser darüber mitteilt, eine fremdartige rabbulistische Denkart, die von dem durch die Germanen hervorgebrachten europäischen Geistesleben sich wesentlich unterscheidet.

Dr. Gerwing.

Edwin Ray Lankester, Natur und Mensch. A. Owen & Cie., Leipzig. Brosch. 1,50 Mark.

Die Ausführungen des Verfassers gipfeln in folgendem Gedankengang: Vermöge seiner geistigen Entwicklung ist der Mensch bis jetzt das einzige Wesen, welches bis zum Bewußtsein seiner selbst und bis zur Erkenntnis seiner Stellung in der Natur und der Gesetze seines Werdens, Lebens und Vergehens vorgedrungen ist. Dieser fortgeschrittene geistige Standpunkt in Verbindung mit der heutigen hohen Stufe der Technik befähigt ihn, der destruktiven Wirkung der natürlichen Zuchtwahl entgegenzutreten und insbesondere durch planmäßige Anwendung bakteriologischer Immunisierungsmethoden das Menschengeschlecht gegen die Infektionskrankheiten zu schützen. Die Anwendung dieser und anderer, etwa noch zu erforschender Methoden, den Menschen gegenüber dem Ausjätungsbestreben der Natur unangreifbar zu machen, ist aber auch zu einer Existenzfrage für uns geworden, nachdem wir uns in unseren Lebensverhältnissen schon so weit vom reinen Naturzustande entfernt und durch unsere sozialen Schutzeinrichtungen eine Menschenqualität herangezüchtet haben, die, unmittelbar der Einwirkung der Naturgesetze preisgegeben, in kürzester Frist ihren Untergang finden müßte. Der zivilisierte Mensch ist also gewissermaßen einem erfolgreichen Rebellen gegen die Natur zu vergleichen, der sich bei jedem Schritt vorwärts immer größerer Strafen schuldig macht, und der nicht Halt machen oder gar zurückweichen darf, ohne sich und seine Sache aufs Spiel zu setzen.

Digitized by Google

Der Verfasser gehört offenbar zu jenen verstiegenen Bakteriologen, die sich einen zukünftigen Zustand erträumen, wo der Hygieniker mit seiner Serumspritze der Natur eine Nase wird drehen können. Wer aber nur ein klein wenig biologisch zu denken vermag, erkennt, daß in dem Gedankengange des Verfassers eine große Lücke klafft. Wieso ist es denn dem Menschen gelungen, das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl aufzuheben? Zugegeben, der Mensch habe durch die Schutzpockenimpfung die Menschenpocken ausgerottet und damit der Natur eine Waffe entwunden; zugegeben ferner, es gelänge ihm das gleiche auch bei allen übrigen Seuchen: würde er damit die Natur in ihrem Ausmerzungsbestreben mattgesetzt haben? Mit nichten! Denn der Mensch in seinem jetzigen Degenerationszustand wird immer ein günstiger Nährboden für Parasiten aller Art bleiben, und bei der ungeheuren Artenzahl und Variabilitäten der Bakterien ist das Entstehen neuer und immer neuer pathogener Arten auf diesem günstigen Nährboden nur eine Frage der Zeit. Mit der Serumspritze ist also der Natur nicht beizukommen; schlägt man ihr eine Waffe aus der Hand, dann schafft sie sich dafür zehn neue und schärfere. Der Weg zur körperlichen Regeneration der Kulturmenschheit geht also nicht durch die bakteriologische Küche; wer da glaubt, der Natur ein X für ein U machen zu können, der hat sie noch gar nicht begriffen. Dr. L.

Fritz Stahl. Wie sah Rembrandt aus? Mit 26 Tafeln. Berlin 1906, Oose & Tetzlaffs Verlag.

Unter den Bildwerken Rembrandts finden sich so zahlreiche Selbstporträts, daß der Verfasser treffend von einer „Selbstbiographie in Bildnissen" spricht. Wir erfahren zwar nichts darüber, daß Rembrandt großgewachsen, blond und blauäugig war (denn es ist keine anthropologische, sondern eine ästhetische Studie), um so mehr werden wir in feinsinniger Weise auf die Spiegelung seiner Erlebnisse und Empfindungen im Gesichtsausdruck aufmerksam gemacht. Vom anthropologischen Standpunkt haben mich immer die Gesichtszüge Rembrandts interessiert. Auf den Jugendbildnissen, namentlich auf dem prächtigen, das als Tafel 3 bezeichnet ist, sind die Gesichtszüge zwar grob, aber das Gesicht lang und schmal, während die späteren ein breiteres Gesicht zeigen. Vermutlich beruhen diese Differenzen auf Unterschieden in den Weichteilen, besonders des Fettpolsters, in der Jugend und im Alter.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

Von

Ludwig Woltmann.

Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener.

Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung, Die anthropologische Geschichtstheorie, Die Niederlassung der Germanen in Italien, Die Entwicklung der italienischen Städte und Stände, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Wiedergeburt der Ideale, Die Architekten und Bildhauer, Die Maler, Die Historiker und Humanisten, Die Naturforscher und Philosophen, Die Dichter, Die Musiker, Das neuere Italien.

Das Werk bringt den exakten Nachweis, auf Grund von historischen, anthropologischen, genealogischen und philologischen Untersuchungen, daß die nachrömische Kulturgeschichte Italiens, besonders die Renaissance, im wesentlichen ein Werk der eingewanderten germanischen Rasse, der Goten, Langobarden, Franken und Normannen ist.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Thalstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Politisch-anthropologische Revue

V. 12. 1907.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Dr. Ludwig Woltmann †.

Wenn die Leser der Politisch-anthropologischen Revue diese Zeilen erhalten, hat ihnen die Tagespresse bereits die Trauerkunde zugetragen, daß der verdienstvolle Herausgeber dieser Zeitschrift nicht mehr unter den Lebenden weilt. Am 30. Januar ist Dr. Ludwig Woltmann in der Blüte seiner Jahre in Sestri Levante an der Riviera beim Baden im Mittelmeer ertrunken, vermutlich infolge eines Herzschlags. Die Bestattung hat bis zur Stunde — vierzehn Tage nach dem Unfall — nicht erfolgen können, da die See ihr Opfer noch nicht herausgegeben hat.

Somit bleibt mir, dem langjährigen Freund und Mitarbeiter des Verstorbenen, nur noch die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, an dieser Stelle den Lesern der „Revue" einen kurzen Abriß des Lebens und Wirkens des Mannes zu geben, der aus diesen Blättern so oft und so beredt und überzeugungstreu zu ihnen gesprochen hat. Eine ausführliche Würdigung der Person und des Lebenswerkes des Verblichenen wird im nächsten Heft, welches ausschließlich seinem Gedächtnis gewidmet sein soll, von berufenster Seite gegeben werden.

Wer Ludwig Woltmanns Biographie schreiben will, muß sich die Daten selbst zusammenstellen. Bei all seiner wissenschaftlichen Bedeutung sucht man seinen Namen an den bekannten literarischen Quellen vergebens; kein Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon berichtet über ihn auch nur eine Zeile. Denn er repräsentierte den immer seltener werdenden Typus des bescheidenen Forschers, dem seine Person nichts, sein Werk alles gilt. So hat er denn auch stets die Aufforderungen der Verleger, biographische Angaben über sich zu machen, unbeantwortet gelassen. Selbst seine besten Freunde kannten nicht einmal seinen Geburtstag. Es erscheint sogar noch fraglich, ob dem Leserkreis der Revue sein Bild wird vorgeführt werden können; denn bei seiner Abneigung gegen jeden Personenkultus hat er sich

Digitized by Google

meines Wissens in seinen Mannesjahren niemals porträtieren lassen. Höchstens könnten seine Züge sich in einer von Freundeshand aufgenommenen Liebhaberphotographie erhalten haben.

Ludwig Woltmann wurde am 18. Februar 1871 als Sohn des Tischlermeisters Ludwig Woltmann in Solingen geboren. Seine Vorbildung erhielt er auf den Realgymnasien in Solingen und Elberfeld. Im Anschluß daran besuchte er die Universitäten Marburg, Bonn, München, Berlin und Freiburg; an der letztgenannten promovierte er in Philosophie und Medizin und absolvierte er sein medizinisches Staatsexamen. Von 1896—97 praktizierte er als Augenarzt in Barmen.

Von dieser Zeit an kann ich mit Hülfe meiner eigenen Erinnerung ausführlicher über ihn berichten. Es zeigte sich schon damals, daß Woltmann zu etwas anderem als zum praktischen Arzt bestimmt war. Eine starke Neigung trieb ihn unverkennbar zur Philosophie, sowie zu den Natur- und Staatswissenschaften, deren Studium er denn auch neben seinem Beruf in reichlichem Maße oblag. Daneben zeigte er wachsendes Interesse für die Probleme der praktischen Tagespolitik. Nachdem er noch im Jahre 1898 als vorläufigen Abschluß seiner philosophischen Studien sein „System des moralischen Bewußtseins" hatte erscheinen lassen, schrieb er in rascher Folge hintereinander seine beiden Werke „Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus" und „Der historische Materialismus", die in gleicher Weise Zeugnis ablegten für den eindringenden Scharfsinn, womit er den Problemen des Tages nachspürte, wie auch für seine wissenschaftliche Gründlichkeit und seine Befähigung zur populären Behandlung schwierigster Fragen. Auch rednerisch und journalistisch wirkte er in dieser Zeit, und wer ihn jemals hat sprechen hören, weiß, ein wie begabter Redner er war.

Für seine fernere Entwicklung wurden diese Jahre von entscheidender Bedeutung. Er begann mehr und mehr die Mängel und Schwächen aller politischen Doktrinen zu empfinden und den Grund dafür in der Vernachlässigung anthropologischer Gesichtspunkte zu erkennen. Der Begriff der „politischen Anthropologie" schlug damals in seinem Geiste die ersten Wurzeln. Dieses bisher noch kaum erforschte Gebiet an- und auszubauen, der Erörterung politisch-anthropologischer Probleme eine öffentliche Tribüne in Gestalt einer Zeitschrift zu schaffen, das war das nächste Ziel, welches er sich setzte.

Anfangs freilich schienen die Aussichten zur Verwirklichung seines Planes nicht besonders günstig zu sein; indessen ließ der weitere Verlauf seiner Lebensbahn das Projekt bald festere Umrisse annehmen.

Von einer mehrmonatlichen Auslandsreise, die ihn durch Aegypten, Palästina, Syrien, Griechenland und Italien führte, zurückgekehrt, gab er, um ungehinderter seinen Studien leben zu können, seine Praxis in

Digitized by Google

Barmen auf und übernahm die Stellung eines Anstaltsarztes und Lehrers für Hygiene und Anthropologie am Deutschen Landerziehungsheim zu Haubinda (S.-M.). Hier gedieh sein Plan bald zur Reife, denn hier war es auch, wo er in nähere Beziehungen zu seinem späteren Verleger Hans K. E. Buhmann trat. Dieser brachte Woltmanns Ideen ebensoviel Verständnis wie Förderung entgegen, und so kam es denn im Frühjahr 1902 zur Begründung der Thüringischen Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig mit dem Sitz in Eisenach. Bereits am 1. April desselben Jahres erschien in ihrem Verlage die erste Nummer der „Politisch-anthropologischen Revue".

Unter Woltmanns kundiger Leitung und mit Unterstützung auserlesener Mitarbeiter, die er in kurzer Zeit um sich zu scharen wußte, gedieh das junge Unternehmen alsbald kräftig empor. Noch war der erste Jahrgang nicht zum Abschluß gelangt, als die „Revue" bereits über 2000 Abonnenten zählte, ein für eine wissenschaftliche Zeitschrift von so exklusivem Programm äußerst seltener Erfolg und zugleich ein Beweis dafür, wie zeitgemäß diese literarische Schöpfung gewesen war.

Was Ludwig Woltmann seitdem an diesem seinem Geisteskinde getan hat, davon legen die zahlreichen gehaltvollen Aufsätze beredtes Zeugnis ab, die er in den bisherigen fünf Jahrgängen veröffentlichte.

Jedoch blieb seine Schaffenslust keineswegs bei dieser einen Aufgabe stehen. Es drängte ihn, das Programm der „Revue" systematisch in einer größeren Monographie zu entwickeln, und so entstand denn im Jahre 1903 sein grundlegendes Werk, die „Politische Anthropologie". Ueber die Bedeutung dieser Publikation brauche ich mich an dieser Stelle nicht mehr auszusprechen, nachdem Fachgelehrte von Weltruf ihr ein ungewöhnliches Maß von Anerkennung gezollt haben.

In der Folgezeit wandte sich Woltmanns Interesse immer ausschließlicher dem „Germanenproblem" zu, der Erforschung des Einflusses der Germanen und ihrer spezifischen Rassenveranlagung auf den Werdegang und die kulturelle Entwicklung der europäischen Völker. Wiederholt unternahm er zu diesem Zweck ausgedehnte Reisen durch Italien und Frankreich, streifte durch Museen, Galerien und Bibliotheken und verfolgte unermüdlich die Spuren der Genies germanischer Abkunft bis in die entlegensten Bezirke und in die ältesten Urkunden hinein. Seine enorme Arbeitskraft im Verein mit seinem geradezu staunenswerten intellektuellen Aufnahmevermögen, unterstützt durch eine ungewöhnliche geistige Spürkraft ließen ihn auf diesen Wanderfahrten manchen wertvollen Fund machen und manche Entdeckerfreude genießen. Und dies alles vollbrachte er ohne fremde materielle Unterstützung, einzig aus eigenen Mitteln, da seine

Digitized by Google

Bedürfnislosigkeit ihn in den Stand setzte, den größeren Teil seines Einkommens seinen wissenschaftlichen Zielen zu opfern.

Daß er daneben unermüdlich für die „Revue" schaffte und wirkte, versteht sich von selbst; die Leser werden seine wiederholte längere Abwesenheit von der Leitung der Zeitschrift schwerlich empfunden haben.

Als wertvolle Früchte dieser Reisen erschienen in den Jahren 1905/6 „Die Germanen und die Renaissance in Italien" und „Die Germanen in Frankreich". Beide Werke erregten ungewöhnliches Aufsehen; sie bilden noch fortgesetzt den Gegenstand wissenschaftlicher Kontroversen und werden zu wirken fortfahren, bis in der „Germanenfrage" das letzte Wort gesprochen ist. —

Ein kurzer Monat ist erst verflossen, seitdem Ludwig Woltmann zum letzten Male bei mir weilte, um mir, wie schon bei früheren Gelegenheiten, vor seiner Abreise nach Italien die Redaktion der „Revue" zu übergeben. Diesmal gedachte er neues Material für die zweite Auflage seines „Renaissancewerkes" zu sammeln. Neben dieser Aufgabe beschäftigten ihn bereits neue Pläne und Entwürfe zur Ausdehnung seiner Germanenforschung. Er freute sich des Erreichten und sprach mit Hoffnung von zukünftigen Reisen und Entdeckungen. Alledem hat nun der rauhe Tod ein Ziel gesetzt, und mit Trauer und Schmerz stehen wir vor diesem jähen Wandel menschlicher Geschicke.

Familie hat Ludwig Woltmann nicht hinterlassen. Er hatte sein Leben so ausschließlich in den Dienst der Wissenschaft gestellt, daß ihm die Begründung eines eigenen Hausstandes ganz fern lag. Hingegen pflegte er oft und gern in den Familien seiner näheren Angehörigen und Freunde zu verweilen, wo er als stets willkommener Gast Leben und Wärme um sich herum zu verbreiten verstand. An diesen Stätten wird man es auch am schmerzlichsten empfinden, ein wie guter und reichbegabter Mensch in ihm dahingeschieden ist.

Sein Werk aber wird bleiben. Er hat die geistigen Richtungslinien der Zeitschrift, die er ins Leben rief, in ihrem Programm so klar und bestimmt festgelegt, einen so hervorragenden Stab von Mitarbeitern, einen so treuen Leserkreis um die Politisch-anthropologische Revue gesammelt, daß die unveränderte Fortführung dieses Unternehmens keinen Schwierigkeiten begegnet. An dem ernsten Bemühen, das Werk in seinem Geiste fortzusetzen, wird es jedenfalls nicht fehlen.

Eisenach, im Februar 1907.

Dr. med. Friedrich Landmann
zugleich namens der Thüringischen Verlagsanstalt Leipzig.

Digitized by Google

Der neue sechste Jahrgang

wird u. a. folgende Beiträge enthalten: Dr. L. Woltmann †: Grundfragen der Rassenpsychologie; Klemm und Gobineau; Die Zahnverderbnis beim Kulturmenschen. — Professor Karl Penka: Die vorarische Bevölkerung Skandinaviens in Sage und Mythus; Zur Kulturgeschichte der Indogermanen. — Professor G. Lapouge: Houze's Kritik der Gesellschaftsanthropologie. — Professor Dr. R. Weinberg: Ueber die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte in der Kulturgeschichte. — Dr. A. Reibmayr: Ueber den Einfluß des biologischen Faktors auf die Züchtung der Talente. — Professor A. Niceforo: Die gegenwärtige Zivilisation in Italien. — Professor G. Kraitschek: Neuere Arbeiten über die Urgeschichte Europas. — Hans Fehlinger: Rassenverhältnisse in Südamerika. — Dr. F. Savorgnan: Zur Soziologie der Seevölker. — Dr. A. Wirth: Kaukasische Rassen- und Sprachzusammenhänge. — Dr. G. Lomer: Alkoholismus und Nachkommenschaft. — Dr. H. Stöcker: Die Mutterschutz-Bestrebungen. — Professor Dr. J. Jungfer: Die altdeutschen Personen- und Ortsnamen in den romanischen Ländern. — Dr. L. Sofer: Das Wiedererwachen alter Völker; Die Anthropologie der Juden. — H. Meyer: Bekleidung und Nacktheit in gesundheitlicher und künstlerischer Hinsicht. — Professor Th. Petermann: Die Rassenzucht beim Menschen. — H. Fehlinger: Die Neger in den Vereinigten Staaten. — Eberhard Kraus: Die Rolle der Erfindungen in der menschlichen Biologie.

Der Herausgeber.

Die naturwissenschaftliche Bezeichnung der Menschenrassen.

Professor Dr. Georges de Lapouge.

Man kann die Menschenrassen auf zweierlei Weise bezeichnen, entweder durch einen Ausdruck des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, und alsdann steht die Wahl ziemlich frei, oder mit ihren zoologischen Namen, und da ist eine Auswahl nicht möglich, da die zoologische Nomenklatur bestimmten Regeln folgt. Seit etwa zehn Jahren verwenden die Anthropologen nach dem Beispiel, das ich im Jahre 1893 gegeben habe, mehr und mehr die Ausdrucksweise der Tierkunde, die am meisten geeignet ist, den zoologischen Charakter des Rassebegriffs selbst zu betonen. Unglücklicherweise verwenden aber mehrere unter ihnen, besonders Anthroposoziologen, Namen mit einer nicht einwandfreien Orthodoxie, oder, was noch schlimmer ist, sie führen neue Namen für solche Rassen ein, die schon früher mit einer zoologischen Bezeichnung bedacht worden sind. Sie verletzen damit die fundamentalen Regeln wissenschaftlicher Ausdrucksweise, die in den Kreisen der Naturforscher beobachtet zu werden pflegen. Das mag vielleicht für ihre Leser gleichgültig sein, die sich nicht selbst mit naturwissenschaftlichen Fragen beschäftigen, und die Naturforscher selbst finden

Digitized by Google

sich auch darin zurecht, aber es wäre doch besser, sich den Regeln der Nomenklatur anzupassen.

Der internationale Zoologenkongreß in Paris (1889) und Moskau (1892) haben diese Regeln festgelegt. Als der wichtigste Punkt wurde dabei das Gesetz der Priorität anerkannt, das in Artikel 44 so formuliert wurde: „Einer jeden Gattung und Art kann nur derjenige Name beigelegt werden, unter welchem sie am ältesten bezeichnet worden ist.“ Der Artikel 45 schränkt dies indes dahin ein, daß man dabei nicht über die zehnte Ausgabe von Linnés Systema naturae hinausgehen solle, und diese Ausgabe, die also als Ausgangspunkt aller Nomenklatur betrachtet wird, ist von neuem gedruckt worden, um den Naturforschern als offizielles Dokument zur Verfügung zu stehen.

Danach ist also jeder Name gültig, der in der zehnten Ausgabe des Systema naturae steht oder seitdem eingeführt wurde, um eine Art oder Rasse zu bezeichnen, die bisher unbekannt war oder die von einer schon benannten abgezweigt wurde, deren größter Teil den alten Namen behielt. Jeder Name verfällt dagegen der Synonymität und kann nicht in Betracht gezogen werden, der eingeführt wurde, um eine Art oder Rasse zu bezeichnen, die schon von Linné in seinem Systema oder von einem späteren Autor benannt wurde. Jede Benennung einer Art besteht aus zwei Namen, aus dem der Gattung und der Art. Die Unterarten, Rassen oder Varietäten werden durch drei Namen bezeichnet, durch diejenigen der Gattung, Art und Rasse, aber in der Praxis läßt man die Artbezeichnung der Kürze halber aus, wenn keine Verwechselung in Frage steht. Dies geschieht gewöhnlich in der Anthropologie, in welcher alte Vorurteile dazu führen, sich so auszudrücken, als wenn das Menschengeschlecht nur aus einer Art bestehe. In Wirklichkeit sind aber die Unterschiede der Hauptrassen größer als diejenigen unter den verschiedenen Arten der Affen, Ratten, Sperlinge und Käfer.

Im folgenden sollen der Reihe nach, ausgehend von der zehnten Ausgabe des Systema naturae, die verschiedenen zoologischen Bezeichnungen geprüft werden, die den Menschenrassen bis zur Gegenwart beigelegt worden sind.

Linné kennt im Jahre 1758, dem Datum der zehnten Ausgabe seines Systema, nur den Homo Europaeus, die blonde dolichocephale Rasse; den H. Alpinus, die kleine brachycephale Rasse; H. Afer, den Neger; H. Asiaticus, der der chinesischen Rasse entspricht; H. Americanus, die Indianer von Nord- und Südamerika.

Gmelin schlug in der 13. Auflage von Linnés Systema (1788) vor, die Linnéschen Bezeichnungen durch diejenigen der Farben der Rassen zu ersetzen: Die Weißen (H. albus), welche H. Europaeus, H. Alpinus und andere weiße Rassen einschließen, ein Name indes, der in zoologischer Hinsicht nur eine sehr künstliche Menge umfaßt: die Schwarzen (H. niger), die Gelben (H. badius), die Roten (H. cupreus) an Stelle von H. Afer, Asiaticus und Americanus. Der Symmetrie halber fügte er noch den H. fuscus (dunkelbraun) hinzu, um die Ozeanier zu bezeichnen, die Linné vergessen hatte, aber man sieht nicht, welche spezielle Rasse Ozeaniens Gmelin damit gemeint hat. Der Name bleibt also bedeutungslos, da man ihn nicht sicher identifizieren kann.

Digitized by Google

Inzwischen hatte Erxleben in seinem Systema regni animalis (1777) den H. Tatarus (Tartaren) eingeführt, zur Bezeichnung der gelben brachycephalen Rasse, und den H. Lappo (Lappen). Fabricius fügte in seiner Fauna groenlandica (1790) den Namen des Groenlandicus hinzu. Blumenbach schlug in den Decades craniorum (1790—1808) eine Reihe von Namen vor, von denen die einen mit früheren synonym sind (var. Aethiopica = H. Afer; var. Mongolica = H. Asiaticus und H. Tatarus, var. Americana = H. Americanus) und andere noch heute gelten: Hottentota, Novo-Hollandus; Sinensis scheint mit H. Asiaticus L. gleichbedeutend zu sein. Var. Caucasica ist gleich H. albus Gmelin und bezeichnet nicht eine Rasse, sondern eine Menge von Rassen. In seinem „Handbuch der Naturgeschichte" führte derselbe Autor noch die Var. Malayana ein, die bei Anwendung der Vorschriften bezüglich der Nomenklatur den Namen H. Malayanus ergibt.

Bory de St. Vincent (1825) hat mehrere synonyme Bezeichnungen geschaffen: H. Japeticus, was gleichbedeutend ist mit H. albus Gm.; Scythicus = Tatarus Erx.; Sinicus = Asiaticus L., Hyperboreus = Lappo Erx., Neptunianus = Malayanus; Australasicus = Novo-Hollandus Bl., Aethiopicus = Afer L. Mit Recht hat er von Americanus L. den H. Columbicus abgetrennt, um die relativ dolichocephale Rasse von Nordamerika zu bezeichnen, und den H. Patagonus; von Afer hat er den H. Caffer getrennt. Ihm verdankt man auch die Namen H. Arabicus, H. Indicus, H. melaninus (die Melanesier).

Das Brevier des Anthropologen in Sachen der Namengebung wird immer die „Synopsis mammalium" von T. B. Fischer sein (Stuttgart 1839), der die Nomenklatur Borys zur Grundlage nimmt, aber sie vervollständigt, indem er mit Namen aus -us Unterrassen bezeichnet, die bei Bory nur gewöhnliche Namen tragen, Fischer gibt unter jedem Namen auch die früheren an, die heute nach der Bestimmung der Priorität das Vorrecht beanspruchen. Auch er hat die Rassennamen mit mehreren Synonymen überhäuft. Sein Celticus ist der Alpinus L., doch ist Fischer nicht der erste Urheber dieses Irrtums, der die Kelten zu Kurzköpfen macht und der seitdem durch die Autorität Brocas befestigt worden ist; sein Germanicus ist Europaeus L., sein Polynesius der Novo-Hollandus Bl. und nicht der Polynesien von Quatrefages. Fischer ist indes der Urheber einiger rechtskräftiger Namen, wie Slavonicus, welcher der race orientale von Deniker entspricht; Atlanticus für den Berber, den er vom Araber abtrennt; Adamicus, den er für den Teil, der Arabicus bleibt, ist mit diesem synonym, Kraft der Regel, daß, wenn eine Art in Unterabteilungen geteilt wird, der Name für den Hauptbestandteil fortdauert.

Papuensis, der Papua, besteht zu Recht. Der Pelagius macht dagegen einige Schwierigkeiten. Dies sind seine Merkmale: „Mediocris, sanguineus et biliosus; cute minus incarnata leviter fuscescente; capillis longissimis sericeis castaneis; capite minori; facie ovali, magis elongata, deorsum attenuata; superciliis transversis rectis; oculis maximis; naso rectissimo, nec basi inter oculos impresso; cruribus inferne minus teneris ... Veteres Graeci et Romani et ipsorum progenies." (Mittelgroß, sanguinisch und cholerisch; die Haut weniger fleischfarben und leicht sich bräunend; sehr lange kastanienbraune Haare; Kopf klein; Gesicht oval, länglich, nach unten hin schmäler; Augenbrauen gerade;

Digitized by Google

sehr große Augen; Nase sehr gerade und an der Basis nicht eingedrückt; Schenkel unten weniger dünn... Alte Griechen und Römer, und ihre Nachkommen.) Diese Merkmale, ausgenommen die Haarfarbe, könnten sich wohl auf die brünette dolichocephale mediterrane Rasse beziehen, aber die alten Griechen waren großgewachsene, blonde, frohgestimmte Menschen von skandinavischem Typus, und es gibt heute keine Nachkommen mehr weder von ihnen noch von den Römern. Man weiß also nicht genau, auf wen die Diagnose Fischers angewendet werden soll, und der Name Pelagius ist daher nicht zu berücksichtigen.

Uebergehen wir ein ganzes Vierteljahrhundert. Im Jahre 1864 schuf W. King die Bezeichnung Neanderthalensis für den Neanderthalmenschen. (The reputed fossil man of the Neanderthal, Quarterly Journal of Science 1864, 88–97.)

Haeckel hat in seiner berühmten „Schöpfungsgeschichte" einige überflüssige Synonyma für schon festgesetzte Namen eingeführt: Papua für Papuensis, niger für Afer, australis für Novo-Hollandus; Mongolus für Tatarus, arcticus für Groenlandus, ferner zwei zu Recht bestehende Namen, H. Dravida und Nuba. Was seinen H. mediterraneus anbetrifft, der die „Kaukasier, Basken, Semiten und Indogermanen" umfassen soll, so entspricht er einmal dem H. albus von Gmelin, dann der var. Caucasica von Blumenbach. Seitdem hat er noch H. Akkalis und Veddalis eingeführt, zwei Namen, die anzuerkennen sind.

Im Jahre 1893 habe ich die Namen Acrogonus eingeführt, um eine Rasse der brachycephalen Untergruppe zu bezeichnen (Crânes de Karlsruhe); im Jahre 1894 H. contractus (Géogr. anthrop. de l'Hérault); 1897 H. spelaeus für die Rasse von Cro-Magnon (Géogr. anthrop. de l'Aveyron); 1899 H. priscus für die Rasse von chancelade; H. meridionalis für die brünette dolichocephale mittelländische Rasse, H. Dinaricus für die race dinarique von Deniker (Aryen); 1905 H. Grimaldii für die fossile negroide Rasse von Mentone (Rassengeschichte der franz. Nation).

Ujfalvy schuf 1896 den Mediterranensis, welcher vor dem meridionalis Lap. die Priorität besitzt, und den Himalayensis (Les Aryens de l'Hindou Kouch).

Gorganovic-Kramberger benannte 1903 die neanderthaloïde brachycephale Rasse von Krapina Krapinensis.

Man sieht daraus, wie viele Rassen und Unterrassen noch nicht mit Namen nach Linnéschem Prinzip versehen sind. Tiefergehende Untersuchungen werden vielleicht noch einige zoologische Benennungen entdecken, die mir entgangen sind, werden vielleicht neue Prioritätsfragen erregen oder den Gebrauch gewisser Namen noch bis zu einem älteren Datum zurückverfolgen. Ich beanspruche nicht in dieser kleinen Skizze den Gegenstand erschöpft zu haben, ich wollte nur auf die Benennung der Rassen besonders die Aufmerksamkeit lenken, mit denen die Anthroposoziologie täglich zu tun hat.

Einige Namen, die neuerdings von mehreren Anthropologen eingeführt wurden, sind mit älteren synonym, die vorstehend angegeben worden sind, und dürfen daher nicht gebraucht werden. Mehrere, wie H. Europaeus dolichocephalus flavus, sind eher Beschreibungen als wirkliche Namen. Was einige von Sergi, augenscheinlich nach

Digitized by Google

Linnéschem Muster eingeführte Namen betrifft, so entsprechen sie mehr einer Einteilung der Schädelformen als der Rassen, die nicht nur nach den Eigenschaften ihrer Schädel charakterisiert werden können. Sie sind sehr geeignet, umständliche Beschreibungen zu ersparen, aber sie können in keiner Weise Anspruch auf zoologische Genauigkeit erheben.

Bemerkungen zur Rassetheorie.

Dr. Ludwig Woltmann †.

I.

Es gibt Menschen, die man nicht belehren kann, weil sie nicht belehrt sein wollen. Zu diesen gehört F. Oppenheimer, dessen sonderbare Ansichten über die „Plastizität der Rasse" schon in meinem früheren Aufsatz über die neueste Literatur zur Rassetheorie beleuchtet wurden. Das Erscheinen des Buches von Jean Finot über das „Rassevorurteil", dessen wissenschaftliche Unzulänglichkeit und tendenziöse Verdrehungskünste (in Nr. 9 dieser Zeitschrift) den Lesern schon vor Augen geführt wurden, gibt ihm Veranlassung, seiner Abneigung gegen die „Rassetheorie" und seinen eigenen Plastizitätsansichten erneut Ausdruck zu geben (in einem Aufsatz der Wiener Freien Presse). Da wir an dieser Stelle fortlaufend über die Stellungnahme zur rassenanthropologischen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung berichten, so sei auch dieser Aufsatz in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen, nicht etwa weil er wissenschaftliche Bedeutung hat, sondern Vorurteile enthält, die in gewissen Kreisen typisch sind.

„Die Rassenlehre", heißt es darin, „ist heutzutage eine der einflußreichsten Theorien der gesamten Sozialwissenschaft. Man trifft sie als gepanzerten Wächter auf jedem Wege, der zu Frieden, Freiheit und Glück führen könnte. Sie ist das vergiftende Ferment des internationalen Lebens, indem sie Rasse gegen Rasse, Stamm gegen Stamm, Volk gegen Volk aufhetzt: die Weißen gegen Schwarze und Gelbe, die »Germanen« gegen die »Lateiner« und »Slawen«, und wühlt nicht minder das internationale Leben auf, indem sie den Deutschen gegen den Polen und überall den »Arier« gegen den »Semiten« mobil macht. Ja, ist darüber hinaus im besten Zuge, die sozialen Klassenkämpfe als Rassenkämpfe auszugeben; wenn man den wunderlichen Schwärmern, wie Gobineau, Chamberlain, Ammon usw. glauben darf, dann spielt sich der soziale Kampf nicht zwischen Elementen gleicher ethnischer Abstammung ab, sondern zwischen zwei kaum mehr als mechanisch durcheinander gemengten, gänzlich verschiedenen Rassen, einer zum Herrschen geborenen, langköpfigen, und einer zum Dienen geschaffenen, kurzköpfigen, eine Auffassung, die in Björnsons »Ueber unsere Kraft« ihren künstlerischen Ausdruck gefunden hat."

Nach Oppenheimer ist also die Rassetheorie nicht eine auf Erfahrung und Beobachtung begründete wissenschaftliche Erkenntnis, — sie ist nicht einmal aus wissenschaftlichen Interessen entsprungen, sie hat ihren Quell in den praktischen Herrschaftsinteressen der Nationen

Digitized by Google

und Klassen. „Eine Klassenlehre der herrschenden Klasse." Wer aber mit der Geschichte der Rassetheorie näher vertraut ist, deren Anfänge bis in die Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts zurückreichen, weiß ganz genau, daß die Rassetheorie einem durchaus theoretischen Bedürfnis entsprungen ist. In der „Allgemeinen Kulturgeschichte" von Gustav Klemm, in welcher sie zum ersten Male systematischen Ausdruck erhielt, dient der Rassebegriff durchaus nur als Erklärungsgrund für die geschichtlichen und soziologischen Erscheinungen. Wenn bei späteren Rassetheoretikern, bei Gobineau, Chamberlain, Ammon bestimmte Tendenzen aristokratischen und arischen Denkens als Schlußfolgerungen aus wissenschaftlichen Untersuchungen sich ergeben, so ist das an sich durchaus nicht tadelnswert; denn Leute, wie Herr Oppenheimer, Finot usw. tun dasselbe ganz genau hinsichtlich ihrer eigenen Ueberzeugungen. Selbst zugegeben, daß dergleichen Tendenzen bei den genannten Schriftstellern den Gang ihrer Untersuchung und Darstellung beeinflussen, — ist dasselbe nicht auch bei Oppenheimer der Fall? Denn alles, was er bisher gegen die Rassetheorie geschrieben hat, ist von Vorurteil und Tendenz eingegeben. Ich selbst weiß mich und viele Rassetheoretiker, wie Lapouge, Wilser, Penka, von solchen frei, und diese sind doch zur Ueberzeugung gelangt, daß die Rasse in der Erklärung geschichtlicher und sozialer Phänomene eine große Rolle spielt, und daß die inner- und außerpolitischen Maßnahmen der Gesetzgeber und Staatsmänner daraus die wichtigsten Lehren ziehen können. Ueber das Maß des theoretischen und praktischen Wertes des Rassebegriffs und über die einzelnen Anwendungen und Schlußfolgerungen kann man abweichende Ansichten haben, aber im Prinzip ist die Rassetheorie so fest gegründet, daß das pathetische Geschrei der Oppenheimer, Finot, Stein, Hertz, Nordau usw. wirkungslos verhallen muß.

Daß die Rassetheorie nur praktischem Interesse entspringt, eine „pseudo-wissenschaftliche Doktrin" ist, daß die Rassetheoretiker nicht etwa „verirrte Gelehrte" sind, sondern „Klassenadvokaten, Rabulisten, mindestens durch ihre eigenen Standesurteile bestochen", das alles hat Jean Finot in seinem „prächtigen" Buche leider nicht berücksichtigt: „Das hat Finot nicht mit voller Klarheit erschaut, und darum erweist er den Rassefanatikern zu viel Ehre und zeichnet sie nicht in ihrer vollen Gefährlichkeit (!). Man darf diese Leute nicht als wissenschaftliche Gegner auffassen, sondern hat sie als politische Feinde (!) zu behandeln, die unter dem Deckmantel der Wissenschaft ihre oder ihrer Auftraggeber oder wenigstens ihrer Standesgenossen Geschäfte treiben."

So gebärdet sich die „voraussetzungslose" Wissenschaft des Herrn Oppenheimer. Und so kommt es, daß er von der „Schädelmessung" im besonderen und der „Menschenmessung" im allgemeinen nichts wissen will. Sie bedeutet ihm in der Anthropologie ein „tragikomisches Kapitel" und hat für die Rassetheorie noch nichts Bestimmtes und Verwertbares geleistet. Sehr eingenommen ist er dagegen von seiner „Plastizität der Rasse", welche „die Rassenfanatiker gänzlich übersehen", nämlich „jenen Tatsachenkomplex, der zeigt, mit welcher verblüffenden Geschwindigkeit sich Anatomie und Psychologie der Völker veränderten Bedingungen der Umwelt, und zwar nicht nur des

Digitized by Google

Klimas, der Nahrung und Behausung, sondern vor allem auch der sozialen Organisation und Schichtung anzupassen vermögen". Was zunächst die seelischen Eigenschaften angeht, so meint Oppenheimer, daß man eine allen Rassen, Klimaten und Weltteilen gemeinsame Psychologie der Jäger, der Nomaden, der niederen und höheren Ackerbauer, der Industrie- und Handelsvölker feststellen könne und ebenso eine überall gleiche Psychologie der einzelnen Klassen eines Volkes, des Adels, der Bourgeoisie, des Bauernstandes, der industriellen Arbeiterschaft usw. Ich gebe diese ökonomische Beeinflussung des seelischen Verhaltens der Völker und Stände bedingungslos zu; ich gehe sogar noch weiter und lasse nicht nur Wirtschaft, sondern auch das Klima, kurz, das ganze Milieu auf alle Rassen des Menschengeschlechts bis zu einem gewissen Grade in gleicher Weise seelische Beeinflussungen ausüben. Das ist nicht zu verwundern, denn alle Rassen gehören zu einer und derselben Gattung, und die Grundkräfte des seelischen Lebens sind bei allen gleich und eins. Aber die Anthropogeographie und die ökonomische Gesellschaftsauffassung, welche dieses Prinzip allein bestimmend sein lassen, reichen nicht aus, das gesamte seelische Verhalten der Völker und Stände ursächlich zu erklären; es bleibt ein in den meisten Fällen ausschlaggebender Rest psychischer Eigenart, der nur als angestammte und ererbte Veranlagung, kurz, als Rassefaktor verstanden werden kann. Warum die einzelnen Rassen unter denselben äußeren Bedingungen verschiedene Stufen der Kultur erreichen, warum sie trotz gewisser allgemeiner und gleicher Grundeigenschaften auf das Milieu dennoch in spezifischer Weise reagieren, warum die Stände bei den einzelnen Völkern trotz gewisser sich wiederholender psychischer Verhaltungsweisen trotzdem in vieler Hinsicht in Gesittung und Bildung so verschieden sind, alles das kann nur durch eine Rassenpsychologie erklärt werden, die eine verschieden große und verschieden geartete Veranlagung der einzelnen Zweige des Menschengeschlechts annimmt, — und durch Tatsachen nachweist.

„Die vielgerühmte und in der Tat nicht zu leugnende Germanentugend ist ganz allgemein Nomadentugend, Tugend des freien Ringens. Sie findet sich mit allen Licht- und Schattenseiten überall unter gleichen Verhältnissen." Gerade in diesem Beispiel zeigt sich, wie wenig die ökonomische Psychologie zur Erklärung historischer Kulturerscheinungen ausreicht. Es mögen gewisse psychische Erscheinungen bei den nomadischen Germanen, Arabern, Türken, Mongolen, Negern in gleicher Art auftreten, — aber warum haben alle diese Rassen in der Folge sich in verschiedenem Grade entfaltungsfähig gezeigt? Glaubt Oppenheimer, daß, wenn statt der Germanen jene Rassen nach Italien, Frankreich, Spanien eingewandert wären, diese dort eine gleich hohe Geistesblüte hervorgebracht und Genies wie Giotto, Dante, Leonardo, Raffael, Cervantes, Molière usw. erzeugt hätten? Wenn er dies wirklich glauben sollte, frage ich weiter: warum haben jene Nomaden in ihrer Heimat sich nicht ebenfalls zu der Höhe staatlicher und geistiger Kultur erhoben wie die Germanen im Norden, obgleich hier die Entwicklungsbedingungen keineswegs besonders günstige sind? Warum haben die türkischen Nomaden nicht das byzantinische Reich regeneriert, wie die Germanen das römische? Warum haben die arabischen Nomaden in

Digitized by Google

Nordafrika, Spanien und Sizilien nichts geleistet, was mit den Germanen auch im entferntesten zu vergleichen ist? Dabei ist es längst bekannt, daß die Araber byzantinische Kunstelemente und Künstler übernahmen, und daß sie die griechische Wissenschaft zwar überlieferten, aber ihr nichts Neues hinzufügten.

Geben wir also zu, daß es eine allgemeine soziale Psychologie für alle Menschen als Gattungswesen gibt, in der gewisse übereinstimmende psychische Verhaltungsweisen wiederkehren, so können die speziellen völkerpsychologischen Kulturerscheinungen, wie sie z. B. in den obigen Fragen entgegentreten, nur durch rassenpsychologische Erwägungen verstanden werden.

Die „Plastizitätstheorie" muß aber als völlig absurd zurückgewiesen werden, soweit sie die anatomischen Merkmale betrifft. „Und es ist andererseits sicher, daß wenigstens viele der anatomischen sogenannten Rassekennzeichen ebenfalls nur Anpassungen an das Milieu darstellen. Alle (!) in Städten lebenden Völker zeichnen sich durch breitere Nasen (Staubinhalation!) und flachere Füße aus; überall (!) ist der Nomade, dank vorzüglicher Ernährung bei geringer Arbeit, von hohem Wuchs, großer Körperkraft und unbezähmbarer Kriegslust; überall (!) der Bauer plump und friedliebend, fast überall der Jäger, weil seine Nahrungsquellen regelmäßig fließen, klein und muskelschwach. Die als so besonders charakteristisch betrachtete Gestalt und Größe des Unterkiefers ist sicherlich (!) davon abhängig, ob die übliche Nahrung leicht oder schwer gekaut werden kann; daher wahrscheinlich haben die Norweger, die ein sehr hartes Fleisch kauen müssen, vielfach besonders grobe Kiefer, bis zum Prognathismus, während umgekehrt die in Amerika lebenden, von Haus aus stark prognathen Neger in wenigen Generationen europäische Kiefer erhalten. Sie werden übrigens auch hellfarbiger. Und wir haben noch gar keine Kenntnis davon, inwieweit etwa der größere oder geringere Druck mächtiger oder schwächerer Unterkiefer die Schädelform ausschmiedet, ebensowenig wie wir wissen, ob und in welchem Maße etwa geistige Arbeit ursprünglich dolichocephale oder brachycephale Schädel in andere Form umschmilzt." — Alle diese Beispiele, die für die anatomische Plastizität der Rasse sprechen sollen, sind entweder Fabeln oder Märchen, oder Tatsachen, die ganz anders gedeutet werden müssen, abgesehen davon, daß die überwältigende Menge von Beobachtungen, die für eine Konstanz der Rassenmerkmale sprechen, von dem Autor einfach ignoriert wird. Einer der tüchtigsten Anthropologen der Gegenwart, J. Kollmann, der der „Rassetheorie" im engeren Sinne sehr skeptisch gegenübersteht, vertritt dennoch auf Grund eingehender Untersuchungen die Konstanz der Rassemerkmale sowohl in bezug auf Körpergröße, als auf Schädelform und Pigment. Daß geistige Arbeit Kurzköpfe in Langköpfe (oder umgekehrt) „umschmelzen" soll, ist so absurd, daß es nicht der Widerlegung wert ist. Allerdings hat man geglaubt, daß stärkere Tätigkeit des Unterkiefers durch Druck und Zug der Kaumuskeln den Schädel schmaler machen könne. Aber irgend ein Beweis ist dafür nicht erbracht worden. Höchstens kann es sich um ganz geringe Einwirkungen handeln; aber daß dadurch ein brachycephaler zu einem dolichocephalen Schädel werde (und gar die korrelativen Rassenmerkmale sich entsprechend ändern), ist ganz und gar ausgeschlossen. In

Digitized by Google

dieselbe Reihe von mechanischen Erklärungen der Schädelformen gehören jene Versuche, durch längere Zeit andauernde Rücken- und Seitenlage von Neugeborenen die Schädelform zu beeinflussen. Ohne Zweifel ist das weiche Knochengewebe solchen Einflüssen gegenüber nachgiebig, aber in späteren Jahren setzt die angeborene Wachstumenergie die ererbte Schädelform wieder durch. Nur bei rachitisch kranken Schädelknochen kann eine Deformation bestehen bleiben, wie an Einzelfällen schon häufig und neuerdings auch von Röse statistisch nachgewiesen wurde. Allbekannt ist, daß die bei schweren Geburten durch enges Becken oder Zangendruck entstandenen Veränderungen sich später wieder ausgleichen; nur bei sehr schweren Fällen bleiben leichte Andeutungen bestehen. Alle solche mechanischen Beeinflussungen des Schädels, auch wenn sie während des individuellen Lebens bestehen bleiben sollten, nehmen aber keinen erblichen Charakter an. In bezug auf die künstliche Verunstaltungen des Schädels schreibt G. Schwalbe: „Man hat daran gedacht, und dies auch, wie Tschudi, beweisen zu können gemeint, daß sich diese unzählige Generationen hindurch fortgesetzte Formumbildung des Kopfes vererbe; eine sorgfältige Kritik hat jedoch diese Anschauung zurückweisen müssen. Immer und immer wieder mußte beim Kind der Prozeß der künstlichen Verbildung von neuem vorgenommen werden, sollte der Erwachsene den künstlich erzeugten Kopftypus eines Stammes besitzen." Ueberdies ist durch zahlreiche Untersuchungen festgestellt, daß im embryonalen Zustande die brachycephalen und dolichocephalen Schädel schon vorgebildet sind.

In dieselbe Kategorie anthropologischer Verdrehungskünste gehört die Meinung, daß „alle (!) in den Städten lebenden Völker sich durch breitere Nasen und flachere Füße auszeichnen". Den Beweis dafür zu erbringen dürfte Herrn Oppenheimer schwer fallen; doch welche Beobachtungen dieser Ansicht zugrunde liegen mögen, erblichen Charakter eines Rassenmerkmals nehmen diese Veränderungen nicht an. Daß die Neger in Amerika „in wenigen Generationen europäische Kiefer erhalten", ist ein Märchen, und sofern ihm wirkliche Tatsachen zugrunde liegen, bezieht sich dieses nur auf Mischlinge; ebenso sind diese „hellfarbiger". Doch muß man zugeben, daß auch die echten Neger im Norden etwas verblassen. Die angeborene Pigmentierung der Haut kann, wie jedes andere Organ, nur durch Uebung zur vollen Entfaltung ihrer angeborenen Energie gelangen. So ist nichts natürlicher, als daß der Neger in den Tropen dunkler wird als im Norden. Dasselbe zeigt sich auch bei der mittelländischen Rasse, die im Norden auch etwas abblaßt; aber beim Sonnenbrand, wo die Haut ihren ursprünglich natürlichen Bedingungen wieder ausgesetzt ist, erhalten die brünetten Individuen wieder eine kräftig braune Hautfarbe. In allen solchen Fällen handelt es sich um individuell immer wieder von neuem zu erwerbende Eigenschaften unter wiederkehrenden gleichen Milieueinflüssen, aber nicht um Veränderung eines erblichen Rassecharakters.

Alles was Oppenheimer für die „Plastizität der Rasse" angibt, löst sich bei näherer Betrachtung in eitel Dunst auf, und wenn er schreibt, daß „Finot eine unendliche Fülle der interessantesten und in der Tat schlagendsten Tatsachen dafür beibringe", so ist das kindische Einbildung. Ebenso lächerlich ist es, daß „die Stellung der Rassen-

Digitized by Google

fanatiker durch den Frontwechsel erschüttert sei", den die Wissenschaft angesichts der Darwinschen Theorie vorgenommen habe. „Heute darf die Darwinsche Erklärung der allmählichen Evolution alles Lebens durch den Kampf ums Dasein und die Zuchtwahl des Passendsten als ziemlich allgemein aufgegeben betrachtet werden." Das ist einfach nicht richtig. Nur einige übereifrige Schreier, die gerne selbst ein kleiner Darwin sein möchten, glauben diese Theorie erschüttert zu haben. Der Neo-Lamarckismus mit seiner Lehre von der direkten Anpassung und Vererbung erworbener Eigenschaften hat inzwischen schon wieder den Rückzug antreten müssen und damit auch seinen Einfluß auf die soziologischen Lehren eingebüßt.

Herr Oppenheimer belehrt uns dann weiter, daß durch Krapotkins Buch „Gegenseitige Hülfe" ebenfalls der Darwinismus und die Rassetheorie erschüttert sei. Nun hat die „gegenseitige Hülfe" als Entwicklungsfaktor in Darwins Werk überzeugenden Ausdruck gefunden, und auch die Rassetheoretiker sind der Meinung, „daß zwischen Wesen gleicher Art nicht der Kampf ums Dasein, sondern die gegenseitige Hülfe die überwiegende Regel darstellt". Eben deshalb fordern sie die weiße Rasse auf, sich gegen die schwarze und gelbe Gefahr durch Solidarität zu wappnen. In diesen Fragen hört alle Schwärmerei auf, und setzt der brutale Kampf ums Dasein naturnotwendig ein, — mit allen seinen wohltätigen Folgen!

Zum Schluß heißt es: „Begnügen wir uns damit, mitzuteilen, daß vor der unerbittlichen, ebenso graziös-spöttischen wie eindringenden Kritik Finots das ganze Gebäude der Rassetheorie sich in eitel Dunst auflöst. Nirgends eine gesicherte Tatsache als Ausgangspunkt, nirgends eine klare Definition als Werkzeug des logischen Aufbaus, nirgends eine brauchbare Methode der Untersuchung, nirgends eine vorurteilsfreie Würdigung der Dinge: nichts als Geschwätz, Vorurteil und pseudo-wissenschaftliche Anmaßung. Triebsand mit nicht einem Zoll breit sicherem Baugrund, reine Klassenadvokatie im Mantel des Gelehrten, Dunkel und Dünkel!"

Eine solche unfruchtbare Polemik und beweislose Verdächtigung ist nicht wert, widerlegt zu werden. Man braucht sie nur niedriger zu hängen mitsamt Finots „Rassenvorurteil" und Oppenheimers „Plastizitäts-Theorie".

II.

In der „Umschau" hat Dr. Gallenkamp eine Kritik des Finotschen Buches veröffentlicht, die einige bemerkenswerte Gesichtspunkte enthält. Im allgemeinen lehnt er das Buch ab. Doch schreibt er: „Mit eminenter Tatsachenkenntnis und stellenweise beißendem Spott zieht Finot die vielen Ungereimtheiten und Widersprüche ans Licht, zu denen die einseitig betriebene Kraniologie geführt hat, deckt er die Haltlosigkeit der (übrigens wohl schon längst verworfenen) Theorie von der arischen oder gar indogermanischen Rasse auf, bei der man Sprachenähnlichkeiten mit Rassenverwandtschaft verwechselt hatte." — So liegt die Sache denn doch wohl nicht. In der älteren Zeit und auch heute noch mag im populären Bewußtsein arische Rasse und Sprache verwechselt worden sein. Aber schon Gobineau hat beides scharf voneinander unterschieden, und durch die Untersuchungen von Poesche,

Digitized by Google

Penka, Lapouge, Wilser, Ujfalvy usw. ist die Identität der „arischen Rasse“ mit dem homo europaeus festgestellt, der arische Sprache und Kultur geschaffen und durch Wanderungen und Eroberungen auch auf nicht-arische Stämme übertragen hat. Aber gerade diese neuere Phase der arischen Theorie, für welche alle Beobachtungen sprechen, ist Herrn Finot ein Greuel und Abscheu. Dies hat Gallenkamp zu wenig beachtet.

Finot, Oppenheimer und Genossen machen sich über die Schädelmessung lustig. Auch Gallenkamp meint, daß sie einseitig überschätzt worden sei. Aber von wem ist das geschehen? Nie hat ein Anthropologe geglaubt, aus der bloßen Schädelform allein oder gar der bloßen Indexzahl die Rassenangehörigkeit eines Individuums einwandfrei bestimmen zu können. Trotzdem ist die Schädelmessung für die Rassenanthropologie von größter Bedeutung, und Gallenkamp schreibt mit Recht, daß sie im Verein mit anderen anthropometrischen Methoden geeignet ist, in den gemischten Rassen die ursprünglichen Komponenten wieder aufzufinden.

„Diesem Wunsche (daß das Ablegen aller Rassenvorurteile und die Erkenntnis von der Gleichwertigkeit aller Völker dem Hader und dem Zwist ein Ende machen möge), diesem Wunsche, als solchem, können wir uns vorbehaltlos anschließen. Die Natur als solche schafft ja keine verschiedenen Werte; den Wert legen wir erst hinein. Ebenso neid- oder haßlos wie wir die Existenzberechtigung einer Alge oder eines Regenwurms neben uns anerkennen, ohne uns über den verschiedenen Wert den Kopf zu zerbrechen, ebenso müssen wir es auch mit anderen Rassen tun. Sie sind wohl verschiedenartig, aber nicht verschiedenwertig.“ — Dieser Ansicht kann man schwerlich zustimmen. Wir könnten nicht Werte in die Natur „hineintragen“, wenn in ihr selbst nicht Wertbeziehungen beständen. Ein jedes Individuum oder jede Rasse tritt zu seiner organischen Umwelt in wertende Beziehungen, des Hasses und der Liebe, und zwar naturnotwendig aus Gründen biologischer Selbsterhaltung. So hassen wir die Bakterien, die zu den „Algen“ gehören, weil sie unsere Feinde sind. Und so ist auch Feindschaft zwischen die Rassen gesetzt als ein notwendiges Element im biologischen Haushalt der Natur. Ueberdies beruht die ganze Vorstellung von der Entwicklung und Vervollkommnung der organischen Formen auf dem praktischen Wertbegriff; und wenn wir höher und besser organisierte Formen von niederen unterscheiden, so tragen wir diese Vorstellung nicht willkürlich hinein, sondern dies ist der intellektuelle Ausdruck wirklicher Stufen in der Entwicklungsreihe der Schöpfung. Und schließlich sagt Gallenkamp selbst: „Die Wertabschätzung des Negers mag Geschmacksache sein; auffallend ist nur, daß in all den vergangenen Jahrtausenden, wo andere Völker hochgekommen sind, ohne äußerlich mehr Chance zu haben, die Neger stehen geblieben sind. Berechtigt das nicht zu einem Werturteil?“

III.

Professor L. Gumplowicz nimmt gegenüber der Rassetheorie eine skeptische, aber durchaus gerechte Stellung ein; und es ist eine Freude, mit ihm über diese Probleme sachlich zu diskutieren. Der

Digitized by Google

berühmte Soziologe schreibt in einem Aufsatz in den Propyläen (IV, 7): „Was uns die Theorie als Resultat schließlich bringen wird, ist heute schwer zu sagen. Daß das Problem selbst das interessanteste ist, das je in der Geschichte der Wissenschaften aufgetaucht ist, kann nicht bezweifelt werden. Bildet es doch einen integrierenden Teil des weiteren unstreitig wichtigsten Problems vom Verhältnis des Geistes zum Körper, des Stoffes zur Kraft, oder wie man diese beiden Prinzipien sonst benennen mag. Denn der Einfluß der Rasse auf die geistige Tätigkeit der Menschen ist doch nur ein Paragraph des uralten Kapitels aller Philosophen: Seele und Leib. Nur die Form ist modern, der Gesichtspunkt der Betrachtung ist neu; im übrigen ist es die alte harte Nuß, an der schon unzählige Denkergeschlechter sich vergebens versucht haben. Auch ist ja die alte Frage nach dem Verhältnis des Körperlichen zum Seelischen in der Rassenfrage insofern potenziert, weil sie sich hier von der Individual-Psychologie zur Völker-Psychologie steigert und von der individuellen Diagnose zu einer Kollektiv-Diagnose überzugehen versucht. Die Lösung des Rassenproblems soll uns ja die Lösung des Geschichtsproblems ermöglichen, insofern uns eine Erkenntnis des Rassenwertes Aufschluß geben soll über die Ursachen des Geschichtsverlaufs, über Aufstieg und Niedergang nationaler Entwicklung."

Im Anschluß an Klemms Anschauungen will Gumplowicz eine aktive und passive Rasse wohl anerkennen, aber nur als soziologische Erscheinung, „daß es innerhalb der verschiedensten Völker herrschende und beherrschte Menschengruppen gebe", und daß die eine Aktivität statuierenden moralischen Momente bei den verschiedensten Rassen angetroffen werden. Wenn aber Gumplowicz meint, daß dies auch Klemms Ansicht sei und daß dieser Forscher die Rasse nicht als einen anthropologisch-morphologischen Begriff verstanden habe, so ist das ein Irrtum. Klemm verstand morphologisch unter „aktiver Rasse" zwei Hauptgeschlechter, ein dunkelhaariges mit schwarzen Augen und ein lichthaariges mit blauen Augen; doch schreibt er den Blonden ein geistiges und sittliches Uebergewicht über jene zu. In der neueren anthropologischen Ausdrucksweise gesprochen, verstand er unter aktiver Rasse den homo europaeus und den homo mediterraneus mitsamt den Mischlingen zwischen beiden; unter passiver Rasse die breitgesichtige mongolische und die Negerrasse. Ausgehend von dieser Idee zeigt er in seinem Hauptwerke, die körperliche Beschaffenheit aller Völker durchgehend, daß nur bei solchen eine höhere Staatenbildung und Zivilisation gefunden werde, wo eine herrschende Schicht jener Rassenelemente wirksam ist, und daß die Höhe der Zivilisation von dem Grade der Beimischung dieser aktiven Rasse abhängt[1]). Klemm hatte also einen durchaus scharf umrissenen morphologischen Begriff von der aktiven und passiven Rasse. In der kleinen Schrift über die Verbreitung der aktiven Rasse über den Erdball ist indes eine Stelle, die zu Irrtümern Veranlassung geben kann, und auf welche sich Gumplowicz beruft. Nachdem Klemm zahlreiche Völker angeführt

[1]) Ich werde in einem späteren Aufsatz über „Klemm und Gobineau" diese Ansichten darstellen und zugleich die Uebereinstimmungen und Abweichungen Gobineaus von seiner Doktrin beleuchten.

Digitized by Google

hat, bei denen die oben angegebenen Merkmale der aktiven Rasse nachzuweisen sind, bemerkt er, daß auf den ägyptischen Denkmälern auch Menschen aktiver Rasse von „mongolischer und tartarischer Physiognomie“ sich wiederfinden. Nun verstand aber Klemm unter den Tartaren Menschen, „wohl zu unterscheiden von den passiven Mongolen“ (Kulturgeschichte, I. Bd., S. 203), und in dem Abschnitt über China trennt er deutlich die herrschende Schicht mit graden Nasen, schmalen Gesichtern und hellerer Haut von der großen Masse der Chinesen. Daß an der angeführten Stelle Klemm auch mongolische Physiognomien unter den Menschen aktiver Rasse nennt, kann nur als ein lapsus betrachtet werden, denn sie steht mit dem Hauptbegriff und dem konsequent durchgeführten Grundgedanken seines Werkes in Widerspruch. Uebrigens hat Klemm darin durchaus recht, daß die Tartaren eine Mischrasse aus dem eigentlich mongolischen Menschen mit dem homo mediterraneus bilden, der ursprünglich nicht nur Südeuropa bevölkerte, sondern auch durch Rußland und Nordasien sich verbreitete und bis in die herrschenden Schichten in Japan, Mexiko und Peru sich verfolgen läßt, vielleicht von geringen Beimischungen des homo europaeus begleitet.

Durch die späteren Untersuchungen sind die Lehren Klemms durchaus bestätigt worden. Ich verweise auf meinen Aufsatz über die Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie, wo ich die Tatsachen der Sozialanthropologie übersichtlich vorgeführt habe. Die faktisch bestehenden Unterschiede zwischen herrschenden und beherrschten Schichten können nicht durch natürliche individuelle Differenzierung aus der gleichen Gemeinschaft von einheitlicher Abstammung erklärt werden. Ueberdies ist historisch nachweisbar, daß die Herrenschichten meist einwandernde Eroberer sind, eine Auffassung, die gerade Gumplowicz zur soziologischen Staatsidee gemacht hat. Dabei ist es nicht nötig, daß die Schichten scharf voneinander getrennt sind; denn bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Epochen ist das anthropologische Verhalten der beiden Schichten dem Grade der Rassenmischung entsprechend verschieden; und es gibt sicher auch Epochen und Völker, wo die Unterschiede zeitweise sehr geringe oder ausgeglichen sind; aber in allen diesen Fällen ist der Einfluß der jeweiligen anthropologischen Struktur einer Gesellschaft auf ihre politische und geistige Kultur nachweisbar.

Gumplowicz sagt: „daß die deutsche Kultur nur von den »blonden Germanen« erzeugt wurde, wer wollte das behaupten?“ — Nun, zum mindesten kann behauptet werden, daß 70—75 pCt. der Genies in Italien, Frankreich und Spanien blonde Germanen waren, etwa 20 pCt. Mischlinge, und daß höchstens 5—10 pCt. den brünetten Rassen zugeschrieben werden können. Aehnlich liegen die Verhältnisse in den nordischen Ländern. Blond waren Dürer, Luther, Schiller, Kant, Lessing, Klopstock, Wagner, Schopenhauer; braunhaarig Goethe, der Statur, Kopf und Gesichtsbildung der germanischen Rasse und blaubraune Mischaugen hatte; blauäugig Bach, Gluck, Haydn, Mozart, über deren Haarfarbe ich zur Zeit noch nicht orientiert bin; schwarzhaarig war unter den großen Genies nur Beethoven, der aber blaue Augen hatte.

Klemms Ansicht, daß unter den beiden Hauptgeschlechtern der aktiven Rasse die blonden den brünetten „überall Bahn gebrochen“

Digitized by Google

und „ein geistiges und sittliches Uebergewicht über jene“ gehabt haben, wird durch die neueren Untersuchungen tiefer begründet. Es zeigt sich, daß die blonde die aktive Rasse par excellence ist, daß in Griechenland und Rom, in der mittelalterlichen und Renaissance-Kultur der romanischen Länder die blonde Rasse gegenüber der brünetten die Rolle der Herrenschicht übernommen hat, und daß sie die eigentliche Trägerin der politischen und geistigen Kultur gewesen ist.

Gumplowicz formuliert seine Ansicht dahin, daß „Kultur keine anthropologische, sondern eine soziale Erscheinung ist, und ihre aktiven Repräsentanten unter allen möglichen Formen zutage treten können. Denn nicht diese einzelnen zufälligen Repräsentanten sind es, die Kulturwerke schaffen; dieser Schein ist trügerisch. Die Gesellschaften sind es, das soziale Milieu erzeugt Kultur; das Gesetz, nach welchem der elektrische Kulturfunke von der Gesellschaft auf einzelne überspringt und sie zu Talenten und Genies macht, — das kennen wir allerdings noch nicht. Aber das scheint sicher: Haut-, Haar- und Augenfarbe und auch Knochenbau sind dabei nicht ausschlaggebend“.

Die Ergebnisse der Anthropologie der Völker, der Stände und Genies lehren indes das Gegenteil, daß die physische Organisation sehr wohl für die geistige Leistung entscheidend ist. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß auf diesem Gebiete alles klar und fest begründet ist, aber soviel ist als sicher hinzustellen, daß die Grundideen der Theorien Klemms und Gobineaus richtig sind und immer mehr bestätigt werden. So sehr die soziologische Betrachtung in der Kulturgeschichte notwendig ist, so genügt sie doch nicht. Ist das soziale Milieu auch Bedingung der Kultur, so schafft es dieselbe doch nicht. Das ist das Werk der Genies, deren Name sie schon als geistige Schöpfer kennzeichnet. Milieu und Gesellschaft sind Bedingungen und Mittel der kulturellen Entwicklung, die schöpferischen Triebkräfte entspringen der Rasse und dem Genius.

Krieg und Kultur in der Lebensgeschichte der Rasse.

Eberhard Kraus.

Rasse! Eine treibende Elementarkraft, ein primum movens in der organischen Welt! Krieg und Kultur — zwei von dieser Rasse nacheinander heraufbeschworene Dämonen, ein finsterer und ein lichter, oft untereinander im Kampf, dann wieder im Bündnis, bald ihrer Meisterin gehorchend, bald über sie emporwachsend, sie mit sich fortreißend, schließlich verderbend und vernichtend. Die Phasen dieser Entwicklung, dieses gigantischen Sturmlaufes sind schwer festzuhalten und zu entwirren. Ich will in nachstehendem versuchen, aus der zusammenhängenden Betrachtung der Jahrtausende einige einzelne Eindrücke sub specie aeternitatis herauszulösen. Vielleicht ist es mir einmal vergönnt, in dieser Zeitschrift auch eine eingehendere Begründung meiner Anschauungsweise und der von mir gewonnenen Ergebnisse

Digitized by Google

zu geben, die in mancher Hinsicht von den Schlüssen anderer Beurteiler abweichen. Meine anspruchslosen Aufzeichnungen sollen die erste flüchtige Skizze zu einer später weiter auszubauenden Geschichtsphilosophie auf exakt anthropologisch-biologischer Grundlage sein.

1. Wurzel und Blüte der Kultur.

Die Kräfte, die uns zur Kultur befähigen, sind ausschließlich durch den Daseinskampf erworben, zuerst durch das Ringen und Ankämpfen des Menschen gegen die Widerstände der Natur, dann durch den Kampf des Menschen gegen den Menschen. Erst der Krieg führt zum Eigentumsbegriff und damit zur Staatenbildung. Die primitive Kultur ist durch Not, Anstrengung und die geistige Regsamkeit der vom Schicksal Auserlesenen geschaffen, jede höhere durch den Krieg. In der Kultur verstärkt und vervollkommnet sich nur das Bewußtsein, der Gipfel der Geistesentwicklung, keineswegs die schöpferische Kraft, die Wurzel. Der bedeutende schwedische Soziologe Pontus Fahlbeck hat überzeugend nachgewiesen, daß alle zur höheren Kultur aufsteigenden Gesellschaftsschichten, selbst die doch in durchaus gesundheitfördernden Verhältnissen lebenden Landedelleute diesen Fortschritt mit dem Leben bezahlen und schließlich aussterben müssen, wenn sie sich nicht von unten her ergänzen. Den Erneuerungsboden bildet im wesentlichen der Bauernstand. Es fragt sich nur, ob der heutige germanische Bauer, der einen großen Teil des Winters hinter Glasscheiben verbringt, sich oft höchst unzweckmäßig kleidet und sicher ungleich häufiger Alkohol genießt, als noch sein Großvater oder sein Urahn — obwohl diese ja vielleicht bei besonderen Gelegenheiten im Essen und Trinken bedeutend unmäßiger waren — noch lange als Regenerator dienen kann? Auch das Verkehrsleben unserer Zeit stellt bereits Anforderungen an den Bauer, die sein inneres Gleichgewicht beeinträchtigen müssen. Jeder rasche, sprunghafte Fortschritt ist mit einem beschleunigten Verbrennungsprozeß der davon Betroffenen verbunden, der seine bleibenden Spuren auch bei den heranwachsenden Geschlechtern hinterläßt, bis eine neue Auslese die Ausdauerndsten an die Spitze bringt, die Schwächeren auf der Strecke bleiben läßt. Ist es aber nicht auffällig, daß selbst die Juden, diese zäheste aller Völkerfamilien, diese durch ganze Reihen von Geschlechtern in Sorge und Mühe herangezüchteten Gehirnmenschen, ebenfalls in wachsendem Maßstabe zusammenzubrechen beginnen? Der schrankenlose freie Wettbewerb, der sie in die vordersten Reihen der Aufstrebenden und Wagenden gebracht hat, nachdem altbewährte gesellschaftliche Organisationen nahezu zertrümmert worden waren, rafft diese besonders Exponierten auch dahin, beraubt sie der Lebens- und Fortpflanzungskraft. Ein technischer und wirtschaftlicher Fortschritt, wie der moderne, ist nur denkbar, wenn Bevölkerungsreserven vorhanden sind, die entweder an schlechte Lebensbedingungen gewöhnt sind oder sich aus Mangel an Existenzmitteln solche auferlegen lassen müssen. Jeder nordische Mensch besitzt im Tätigkeitstrieb eine Kraft zum Vorankommen, im gleichfalls vererbten Trägheits- und Gewohnheitswiderstand eine Art Selbstschutz. Wird dieser Widerstand gänzlich überwunden, so geht er schließlich ebenso zugrunde,

Digitized by Google

als wenn er im Felde mannhaft für einen neuen Sippen- und Stammesboden kämpfen würde, wie es einst die Latiner mit ihrem ver sacrum — dem Keim zur späteren Größe des Römerreiches! —, die Germanen mit ihren Wanderungen und Siedelungen taten. Nur was langsam entsteht und heranreift, hat Aussicht auf Bestand und Dauer. Was rasch emporgetrieben wird, muß auch rasch wieder welken — wie jede Treibhausblüte!

2. Entstehung der kriegerischen Eigenschaften.

Im hohen Norden, wo jeder Mensch ein lebendiges Produktionsmittel ist, hat er einen weit höheren Wert als im üppigen Süden. Die Gewohnheit der Kooperation gegen gemeinsame Beschwernisse und Gefahren läßt aus Eis und Schnee die rosige Blume der Menschenfreundlichkeit, des Opfermuts emporblühen, die ja noch heute das armselige Leben der grönländischen Eskimos schmückt. Unter individualistischen Urgermanen wird es ja wohl seit alters her Zweikämpfe und Sippenfehden gegeben haben. Stammes- oder gar Bürgerkriege kamen dagegen kaum vor. Als die Germanen bereits in Deutschland hausten, suchten sie größere Zusammenstöße der Nachbarn dadurch zu verhüten, daß sie zwischen den einzelnen Stammesgebieten weite Wildnisstrecken stehen ließen. Der Urgermane war also noch nicht Krieger, sondern er besaß in seiner gewaltigen Muskel- und Nervenkraft, in seinem entschlossenen, bisweilen auch recht törichten und prahlerischen Mut bloß alle Anlagen dazu, die er schon sehr früh gegen klingenden Lohn verwerten lernte. (Schon die Bastarnen wollten dem König Perseus von Makedonien ein Landsknechtheer stellen, doch erschienen ihm ihre Forderungen zu hoch.) Erst wenn Römer und Byzantiner nicht mehr die Mittel besaßen, um germanische Söldner anzuwerben und ihnen auch Land zur Niederlassung weigerten, wurde aus dem Landsknecht der Eroberer und dieser bildete als kräftiger Mann auf seinen Wanderzügen allerdings bald eine außerordentliche Wildheit und Händelsucht aus — allein schon deshalb, weil er sich bald davon überzeugte, daß im Aufeinanderprall der Völker der Hieb die beste Parade ist. Gleichwohl muß man die Manneszucht anstaunen, die selbst diese freien Eroberer zu bewahren wußten. Als die Westgoten Rom erstürmten, wurde einer ihrer besten Krieger, für den sich der König Alarich überdies noch persönlich verwendete, hingerichtet, weil er eine vornehme Römerin vergewaltigt hatte. Ganz wie bei den alten Latinern war es also ursprünglich nicht Gemütshärte und Streitlust, sondern nichts anderes als die Sittenreinheit und die daraus entspringende überquellende Fruchtbarkeit, die auch ihren jüngeren Brüdern, den Germanen, zu ihrer Ausbreitung verholfen hat. Bei den politisch geeinten und von einem städtischen Mittelpunkt aus regierten Römern trat zu der Kraft freilich sehr bald der bewußte Wille, und der hat bei den Germanen meist gefehlt. In der Zeit der Völkerwanderung war einmal Europa bis auf wenige Gebiete im Osten und Südosten bereits ganz germanisch. Und wie wenig ist davon übriggeblieben! Während die arischen Stämme bis dahin gegen die schwächeren Rassen immer im Vordringen gewesen waren, brachte gerade die Völkerwanderung ihnen auch schon die ersten Rückgänge und Katastrophen. Von halbwilden Hunnenhorden wurden zwei

Digitized by Google

mächtige germanische Reiche, die der Ostgoten und der Burgunden, völlig zerstört, und die Burgunden erlebten nur deshalb eine Wiedergeburt, weil sie in nächster Nachbarschaft freie oder vielmehr freigewordene Räume vorfanden, die sie mit ihrem geradezu fabelhaften Kinderreichtum rasch füllen konnten. Die Ostgoten haben im Gegensatz zu den unzweifelhaft als Stamm ungewöhnlich tüchtigen Westgoten nur unter hervorragender Führung nennenswertere militärische Erfolge erzielt. Sie sind teils an ihrem Energiemangel, teils auch an der Planlosigkeit zugrunde gegangen, mit der sie ungeheuere Räume durcheilten, um sich schließlich auf ganz fremdartigem Boden, in ungewohntem Klima niederzulassen. Sie waren nicht schrittweise vorrückende Siedler und Kulturpioniere, wie vormals Hellenen und Latiner, wie später Schwaben, Franken und Sachsen, sondern Emporkömmlinge. Auch den Westgoten, an deren Kraft noch der Hunnensturm sich brach, wurde schließlich die Verpflanzung in ganz fremde Daseinsbedingungen verderblich. Die nächste asiatische Reiterwoge, der Angriff der Araber, warf die stolze Kriegerkaste mit den blauen Stimadern, dem „sangre azul", in die Berge Asturiens und mußte von der Urkraft fränkischer Freibauern — die als vorwiegend zu Fuß kämpfender Heerbann bei Tours und Poitiers vielleicht die größte Ruhmestat deutscher Geschichte vollbracht haben, — zurückgeschlagen werden. Jener Tag ist der eigentliche Ausgangspunkt für die ungeheuere Kulturentwicklung des europäischen Abendlandes, denn die zum ersten Male in die Defensive gedrängten gewalttätigen und herrschsüchtigen Franken sahen sich schon jetzt genötigt, im größten Stil Expansionspolitik zu treiben, für die sich schließlich in Karl dem Großen auch ein einzig dastehender Vertreter fand. Leider war damit auch schon der Niedergang der fränkischen Gemeinfreien verbunden, denn die Roßdienst Leistenden mußten jetzt sozial gehoben werden. Die Rechtsprechung lag, wie bei allen Urgermanen, anfangs auch bei den Franken in den Händen des Volkes, der König hatte nur die Exekutivgewalt. Bald sprachen die Königsgerichte auch das Urteil. Also Krieg — Kriegerkaste — Fürstenmacht — Kulturaufschwung!

3. Soziale Schichtung und Gliederung.

Der Krieg hat die Rassenschichtung und damit die Gliederung der Gesellschaft zur Folge, er wandelt die Amöbe in ein Wirbelgeschöpf um. Vermutlich sind die Niedersachsen der kraftvollste und nächst den Hellenen auch der am vielseitigsten begabte arische Stamm. Sie schufen nach ihrem Einbruch aus dem Holsteinischen in das Elbe- und Wesergebiet bereits vier Stände: Edelinge, Gemeinfreie, Lehensleute (Ueberbleibsel der Cherusker und Chauken), Unfreie (Urbewohner). Sie hatten aber keinen Fürsten, also keinen Kopf (diesen pflegten Urgermanen sich schon im Entstehen selber abzunehmen, auch der Cheruskerheld Armin wurde ja ermordet), sie entbehrten ferner auch der ausschauenden Augen, der Städte. Die höhere Kultur mußte ihnen erst durch die in der Rasse vielleicht tiefer stehenden, ihnen aber an Weitblick und Schulung weit überlegenen Franken aufgezwungen werden. Der nach England ausgewanderte Teil der Sachsen, der von Heerkönigen geführt wurde und im Christentum

Digitized by Google

bald einen geistigen Hauch des abgestorbenen Altertums eingeatmet hatte, war weit früher zu schöpferischer Tätigkeit übergegangen, verlor dafür andererseits die Feldtüchtigkeit, die er erst durch wiederholte Zufuhr von Normannenblut wiedergewann.

4. Aufsteigen und Sinken der führenden Geschlechter.

Jede Freiheit, deren sich eine herrschende Gesellschaftsklasse erfreut, führt früher oder später zur Abkehr von den Gesetzen der natürlichen Auslese, damit zu ihrer Entwertung und Zersetzung. Die römische Landaristokratie war nächst der spartanischen die tüchtigste, ehrbarste, mäßigste des Altertums — warum die Spartaner weniger erreicht haben, begreift man sofort, wenn man die Lage Spartas in einer geographischen Sackgasse mit derjenigen Roms vergleicht — sie mischte sich mit den Plebejern ausnahmsweise durch das Connubium, fast nie durch Rezeption plebejischer Geschlechter, ging aber in Luxus und Schwelgerei mit der Zeit doch zugrunde. Schließlich kam die römische Fäulnis auch gar nicht von den Plebejern, die bekanntlich Halbarier waren, sondern aus dem verrotteten und verknechteten Vorderasien. Die Spartaner, der einzige Stamm, der sowohl durch Züchtung wie durch Erziehung die Naturgesetze auch auf den Kulturzustand zu übertragen suchte, erhielten zwar durch ihre Einrichtungen am längsten unter allen Hellenenstämmen ihre Freiheit und Aktionskraft (noch in der Niedergangszeit siegreiche Abwehr eines Angriffes des Königs Pyrrhos, Vernichtung des Heeres des Regulus in Nordafrika durch spartanische Söldner, offene Feldschlachten gegen die Makedonier und den achäischen Bund unter Kleomenes III.), konnten sich aber, seit sie Kriegsbeute machten, doch gegen die Gefahren des Wohllebens nicht mehr ausreichend schützen, während die Art ihrer Bildung ihnen nach wie vor die höchsten Stufen geistigen Aufschwunges verschloß. An etwas Lyrik, Musik, Theateraufführungen vorwiegend religiösen Charakters fanden sie bis zuletzt Genüge. Wieviel rascher aber ohne die lykurgischen Schutzvorrichtungen sich der Verfall selbst dieses kraftvollsten und ehrliebendsten aller arischen Stämme vollzog, dem der Genuß nichts, der Ruhm alles war, ließ die Stadt Tarent erkennen, die, obwohl von ausgewanderten Spartanern (den sogen. „Partheniern") begründet, sich bald durch die Sittenlosigkeit und Schwelgerei ihrer Bewohner in den übelsten Ruf setzte. Die wunderbare Blüte des attischen Geisteslebens ist teilweise das Werk bewußter Pflege durch Männer von nahezu fürstlicher Stellung, wie Peisistratos und Perikles, der Anhäufung großer Kriegsbeute und der Ausbeutung der eigenen Bundesgenossen, in der Hauptsache aber das geheimnisvolle Erzeugnis eines durch hohe angeborene Begabung, beginnende Blutmischung, wirtschaftliche Umwälzungen, vaterländische Begeisterung hervorgerufenen Gärungs- und Erregungsprozesses. Doch waren die Schöpfer der attischen Bildungswelt, wie Aeschylos, Sophokles, Pheidias ziemlich reinblütige Eupatriden, teilweise auch erprobte Kriegsmänner. Zweien von ihnen hat die wankelmütige Masse der unedlen Mischlinge ihre mannigfachen Verdienste übel genug gelohnt. Ob die Römer mehr durch ihre angespannte politische Tätigkeit oder durch eine tiefwurzelnde nüchterne und praktische Verstandesrichtung

Digitized by Google

in der Ausbildung einer eigenen Hochkultur zurückgehalten worden sind, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls übernahmen sie später im wesentlichen die hellenische als etwas Fertiges, und auch unter ihren frühesten Dichtern Livius Andronicus, Nävius, Ennius war bloß der zweite ein Latiner und ein Vertreter des freien Kriegerstandes. Die kernigen Heldengeschlechter der Römer stellten in der Hauptsache die Großbauern, die in solcher Anspruchslosigkeit lebten, daß manchen unter ihnen erst die makedonische Kriegsbeute die ersten Geräte aus Edelmetall in das Haus lieferte. Die städtischen Patrizier hatten die Könige verjagt, weil diese fremden Stammes waren und ihre Stellung durch Ausspielung der Volksmasse gegen die Adelsgeschlechter zu befestigten suchten. (Das System aller Usurpatoren, auch der einheimischen.) Fortan hinderte niemand mehr die „Edelsten der Nation" an der Auswucherung der Plebejer, die bald in das Schuldgefängnis wandern mußten, bald, sobald der Feind im Lande erschien, unter trügerischen Verheißungen in das Heer eingestellt wurden, bis sie endlich durch einen großen Auszug und Militärstreik die Einräumung einer politischen Anwaltschaft, des Tribunats, erzwangen. Für die Bürgertugend der Römer spricht aber, daß die großen inneren Kämpfe sich in den ersten Jahrhunderten ohne nennenswertes Blutvergießen abspielten. Durch die unablässigen Angriffe streitbarer Nachbarvölker, durch welche die rasch zusammengerafften städtischen Bürgerheere anfangs fast stets über den Haufen geworfen wurden, wurden schließlich auch die städtischen Patrizier zu Kriegern gemacht und die Heranziehung der rüstigen Landreserve ermöglichte schließlich immer nicht bloß die siegreiche Beendigung der Verteidigungskriege, sondern auch die Führung von Angriffskriegen. Nach wenigen Jahrhunderten der Eroberung waren die letzten Reserven erschöpft, die Republik konnte sich aus Mangel an republikanischen Charakteren nicht mehr behaupten und es trat die höchst merkwürdige und komplizierte Erscheinung ein, daß unter Despoten verschiedensten Blutes mit orientalischer Machtfülle germanische Söldner für die Erhaltung der römischen Epigonenwelt kämpften. Rom ist das Schulbeispiel eines durch Verschleppung, Bastardierung und willkürliche Erhöhung von Sklaven zerrütteten Eroberungsstaates. Daß Menschen Macht über andere Menschen erlangen, ist die Voraussetzung jeder höheren Geistesentwicklung. Solange die Ausübung dieser Macht durch Gesetz oder Sitte gezügelt ist, ist weder bei Herrschenden noch bei Beherrschten irgend ein Nachteil damit verbunden. Die Gefahr beginnt erst, sobald die Herren so entartet, die Sklaven so eingeschüchtert sind, daß jede Schranke des Gewohnheitswiderstandes, des Ekels, des menschlichen Selbstgefühls niedergebrochen wird. Petronius Arbiter führt uns in Trimalchio den größten Grundbesitzer Unteritaliens vor, der alle die schönen Ländereien erbte, weil er als Lustknabe seinem Herrn in allen Stücken gefällig war. Was im Altertum das Schwert vollbrachte, bewirkt übrigens heute das Gold. Christliche Sittlichkeit und germanisches Freiheitsgefühl haben Europa den Sklavenhandel seit Jahrhunderten ferngehalten. Das Großkapital zerstört die Anhänglichkeit des Menschen an den Boden seiner Heimat, überschwemmt die Kulturländer mit minderwertigen Fremdlingen und füllt die Gassen der Großstädte mit Enterbten, die für geringen Lohn zu jeder Schändlichkeit bereit sind.

Digitized by Google

5. Wettbewerb der Stände und der Rassen.

Jeder Kulturfortschritt führt zur Erweiterung des geistigen, wirtschaftlichen und politischen Wettbewerbes, damit zur Aufhebung des Rassenschutzes und zum Rassenverfall. Die hochmütigsten, härtesten und selbstsüchtigsten Aristokraten Roms waren die Claudier, die durch ihren Druck und ihre Uebergriffe am meisten zur Auflehnung der Plebejer beitrugen, dann, als die Aristokratie geschwächt war, sich wiederholt zu Despoten aufzuwerfen suchten, schon in den Zeiten der Blüte der Republik in wohlberechneter Weise die Verschlechterung des Senats durch den Eintritt von Freigelassenen herbeiführten und schließlich dem Staatswesen das letzte große Despotengeschlecht aus altrömischem Blut gaben. Jede Phase des Aufstieges und Niederganges der Rasse kam auch in der Politik dieser zähen und verschlagenen Familie zum Ausdruck, und ganz ähnlich verhielt es sich mit den attischen Alkmäoniden, deren Blut (von mütterlicher Seite) noch in den Adern von Perikles und Alkibiades floß. So schaufelt sich die gute Rasse mit der Zeit selber ihr Grab, indem sie, um sich vorübergehend aus dem allgemeinen Verfall zu erheben, die Neigungen und Triebe der emporsteigenden Massen für ihre Zwecke ausnutzt. Um ihre Rasse zu erhalten, haben schließlich nur die indischen Arier auf den Fortschritt verzichtet und ihre ursprünglich europäische Kultur in eine asiatische umgewandelt, was natürlich nur durch die Passivität der unterworfenen dunkelhäutigen Bevölkerung ermöglicht wurde. Allerdings ist ja jeder menschliche Fortschritt im Grunde nur ein scheinbarer, der sich außerhalb der subjektiven Sphäre am toten Objekt vollzieht — der schillernde Majaschleier der Indier, der unserm Auge das Wesen der Dinge verbirgt. Die Pracht der Schädelformen, die Feinheit der Skelette aus den ältesten Kulturepochen wird in der Folgezeit meist nicht erreicht, das Gepräge verwischt oder vergröbert sich. Und doch ist es ein weit größeres Verdienst, herrliche Menschen als herrliche Kunstwerke zu hinterlassen. Die von der reinen Rasse begonnene Kulturtätigkeit kann eine Zeitlang auch von lerneifrigen Mischlingen und Rassefremden fortgesetzt werden — als Staatsmänner, Kriegshelden, Bahnbrecher auf allen Initiative und Tatkraft erfordernden Gebieten sind aber die blonden Nordländer unersetzlich. Was die Japaner der Menschheit einmal geben werden, mag geschickt, tüchtig, trefflich sein — es wird aber niemals monumentale Größe haben.

6. Begründung, Erhaltung und Gefährdung einer Kultur.

Die Staaten und damit alle nationalen Kulturen können nur mit den Mitteln und Kräften erhalten werden, mit denen sie begründet wurden. Einigermaßen Dauerndes wird nur erreicht, sobald der tiefgehendste aller sozialen Grundsätze, der zwischen Monarchie und Aristokratie, aufgehoben wird und zwar derart, daß die Monarchie nicht despotisch, sondern einigermaßen ständisch, die Aristokratie nicht engherzig ständisch, sondern völkisch empfindet. (Das ältere England und Frankreich, Preußen, Japan.) Ein solches enges Zusammenwirken bahnt sich aber nur unter patriarchalischen Lebensverhältnissen an, in vorgeschrittenen Kulturzuständen kann die monarchische Ordnung

Digitized by Google

nur durch den Cäsarismus, d. h. die Ausspielung des Großstadtpöbels gegen die Besitzenden und Beherrschung des Pöbels durch bezahlte Söldner, begründet werden. Nachdem die französische Bourgeoisie die unersättlichen Pariser Massen niedergeworfen und Frankreich neu organisiert hatte, wurde das Land sofort wieder durch Napoleon III. desorganisiert, der nach seinem Staatsstreich das allgemeine Stimmrecht wieder herstellte, aber unter dem Schein weitestgehender Volksfreiheit die Volksvertretung mit eiserner Hand niederhielt und im Grunde ganz kapitalistisch weiterregierte, ohne für die hohen sozialen Aufgaben der Monarchie Verständnis zu zeigen. Erst durch sein opportunistisches System, weniger durch die vorausgegangene Blutmischung, wurde der rasche Niedergang der französischen Kultur eingeleitet. Die reine Rasse bedarf nicht der Formen, weil die ihr innewohnenden Anlagen solche nach Bedarf, je nach den wechselnden Zeitverhältnissen hervorbringen. Als aber das neufranzösische Mischvolk mit den alten Formen brach, da trat sofort eine ungeheuere Geschmacksverwilderung ein. Werden die Stände der Freien (Adel, freie Bürger und Bauern) durch Emporkömmlinge oder gar durch befreite Heloten verdrängt, dann nimmt die geistige Arbeit mit der Zeit auch einen dem tieferstehenden Seelenleben entsprechenden femininen Zug, den der verständnislosen Nachahmung, des phantastischen Schwulstes oder der schrankenlosen Erotik an, die Fähigkeit zu kräftiger, selbständiger Stilbildung geht rasch verloren. Das Sinken des Schönheitsideals bezeichnet meist auch das Sinken der Rasse. Der Rasseverfall unserer Zeit wird am auffälligsten durch den Kultus des Weichlichen, Inferioren, ja Unschönen (das charakteristisch Häßliche wirkt als Antithese stets künstlerisch) veranschaulicht. Das durch Doktrinäre und Ideologen verwirrte, von allen möglichen „Zeitideen" beherrschte Deutschland, das seit Ludwig XIV. durch Frankreich fasziniert war, brach mit den Resten seines politischen Aufbaues noch im Siege zusammen, machte Napoleon III. seine gefährliche, höchst zweischneidige Politik bis zu einem gewissen Grade nach, ging aber glücklicherweise sehr bald zu sozialen Reformen über. Im öffentlichen wie im geistigen Leben Deutschlands halten sich jetzt Altes und Neues, Eigenes und Fremdes einigermaßen die Wage und gelänge es, diesen Zustand aufrecht zu halten — was aber kaum denkbar erscheint — so könnte unsere Kultur wohl noch ein weiteres Jahrtausend durchleben.

7. Vertragszustand zwischen Monarchie, Aristokratie und Bürgertum.

Nur die Monarchie, die Kriegerkaste und das sich in bestimmten Gebieten oder Stellungen erhaltende Bürgertum sind fähig, gemeinsame Interessen einer Nation zu begreifen und wahrzunehmen, damit also in vollem Sinne patriotisch zu sein — keineswegs durch natürliche Veranlagung, sondern durch von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Erfahrungslehren, durch die Emporhebung auf politische „Warttürme" und die Pflichten des Dienstes auf solchen Türmen. Ueberlieferung und Erziehung wirken hier fast noch stärker als die Rasse. Die von zielbewußten Territorialherren geführten Ritter

Digitized by Google

des deutschen und französischen Mittelalters, die großenteils aus dem Stande der Unfreien emporgestiegen und daher stark mischblütig waren, haben schließlich weit größere politische Leistungen vollbracht, als die selbstsüchtigen, eigenwilligen Herzöge und Edelinge des ostfränkischen und westfränkischen Reiches. Sitten und Lebensanschauungen müssen freilich den männlichen und heldischen Geist der Ahnen bewahren. Uebrigens hat in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege mit dem Heerkönigtum auch der Kriegerstand eine Erneuerung erlebt, die mit Hülfe von Ebenbürtigkeitsbestimmungen, gesicherter Wirtschaftslage und würdigerer Beschäftigungen auch edlere Menschentypen hervorbrachte, als z. B. die Schlemmer der Reformationsepoche sie darstellten. Vielleicht keine Verfeinerung der Schädelformen, aber doch der Gesichter! Wird dagegen in einem Staatswesen ein noch einigermaßen aktionsbereiter Kriegerstand durch irgend eine andere Kaste überflügelt (in Indien und Palästina durch die Priesterkaste, in Phönikien und England durch die stets von Augenblicksinteressen und reiner Gewinnsucht beherrschten Erwerbsleute, in Rußland durch die „Tschinowniks", in China durch Mandarinen und Zopfgelehrte), so tritt auch unter monarchischer Führung langsam ein politischer Niedergang ein, der den der Kultur mit Naturnotwendigkeit nach sich ziehen muß.

8. Sozialismus und Individualismus durch Sozialaristokratie überbrückt.

Sozial organisierte Staatswesen können sich behaupten, wenn die Einrichtungen, ähnlich denen der Spartaner, der alten Römer und Germanen, sozialaristokratisch sind. Herdenmäßiges Durcheinander zerstört jedes gesellschaftliche Gefüge und läßt die dem Menschen zwar nicht angeborenen, aber im Daseinskampf erworbenen und zu seiner Erhaltung notwendigen Raubtierinstinkte erschlaffen. Nur so erklären sich die furchtbaren Katastrophen der jüdischen, der arabischen Reiche und des im Grunde ausgezeichnet verwalteten Staatswesens der Inkas, im Vergleich zu denen die mexikanischen Azteken rohe, aber mutige und entschlußkräftige Halbbarbaren waren. In unserer Kultur kommt der Individualismus von den Urgermanen, das Sozialaristokratische von den Spätgermanen, die staatliche Konzentration vom römischen Recht, die Caritas vom Christentum (also mittelbar auch vom Judentum), das Sozialdemokratische von den französischen Revolutionen. Wollen die breiten Massen die Caritas ausschalten und sich lediglich mit revolutionären Waffen umgürten, so werden sie die Herrschenden schließlich ebenfalls zu erbarmungslosen Atheisten machen und damit erst jene raffinierte Aristokratenherrschaft der Selbstlinge heraufbeschwören, die Nietzsche vorschwebte, die aber nirgends bestanden hat, wo es eine nationale und vaterländisch gesinnte Aristokratie gab. Eine wahre Aristokratie kann wohl eine einzelne Auflehnung mit Härte und Grausamkeit strafen — ebenso wie sie gegen ihr eigen Fleisch und Blut oft hart und grausam ist — im allgemeinen aber wird sie warmherzig, großmütig und gerecht sein. Die Ideale Nietzsches sind die merkwürdigste und farbenvollste Verschmelzung weit auseinanderliegender Zeitbilder, nämlich die Projektion des herzlosen, aber

Digitized by Google

fieberhaft tätigen modernen Ausbeuters in waffenklirrenden Zeiten voller Herz und Schwung, in denen selbst die Laster ihre eigenartige Schönheit hatten.

9. Vielseitigkeit und Arbeitsteilung.

Eine Aristokratie ist schon deshalb notwendig, um der geistigen Verkümmerung entgegenzuarbeiten, die mit den Gesetzen der Arbeitsteilung verbunden ist. Verschwenderisch ausgestattete Männer traten im Altertum, Mittelalter und in den Anfängen der Neuzeit außerordentlich häufig auf — bezeichneten freilich schon damals den Höhepunkt einer geistigen Entwicklung und hinterließen daher gar keine oder eine nicht gleichwertige Nachkommenschaft. Aber es gab doch immer einen Boden, aus dem sie emporwachsen konnten! Besser ist es ja um ein Volk bestellt, wenn es viele starke Talente, als einzelne überragende Genies hervorbringt, die oft in der hypertrophischen Entwicklung einzelner Gehirnfunktionen als pathologische Erscheinungen anzusehen sind. So war denn die Kultur des 19. Jahrhunderts reicher und glänzender, als jede frühere, aber sie war in der Hauptsache durch Arbeitsteilung hervorgerufen und führte doch zu keinem andern Ergebnis, als daß die vielen gesunden Geister kleiner, die wenigen großen aber noch kränker waren, als die der Vorzeit. Solange ein Schaffender die Möglichkeit hat, seine Zeit zwischen Erleben und Sinnen zweckmäßig einzuteilen, wird sein Werk gesegnet sein.

Die tatkräftigen Geisteshelden des Altertums sind bekannt, auch die im Gegensatz zu den späteren doktrinären Philosophen praktisch wirkenden Weisen, wie Pittakos, der erst die Tyrannis stürzte und dann selber solange tyrannisch regierte, bis die Bürger Mytilenes politische Reife erlangt hatten, ferner der Volkswirt und Dichter Solon, der soziale Gesetzgeber Athens. (Von der tiefen Einsicht und Lebenskenntnis dieser alten Philosophen hatte noch der Halbmakedonier Aristoteles viel an sich!) Auch die Könige, denen Palästina seine Glanzzeit verdankte, waren wahrscheinlich Arier, was Chamberlain aus der biblischen Schilderung der Erscheinung Sauls und Davids, der Zionist Dr. Judt aus dem noch heute erhaltenen Bildnis Rehabeams schließen zu können glaubten. Die großen Männer der germanischen Heldenzeiten und der italienischen Renaissance standen hinter den Hellenen nicht zurück. Karl der Große war der Schöpfer einer deutschnationalen Kultur, Alfred der Große Gelehrter und Schriftsteller, König Harald Hardrade von Norwegen und Graf Wilhelm von Poitou galten als die größten Kriegshelden und die begabtesten Dichter ihrer Zeit. Viele Chronisten und Scholastiker waren als Grafen geboren, so Albertus Magnus und Thomas von Aquino. Tizian war Kaufmann, Rubens Diplomat, Gustav Adolf, der größte politische und militärische Organisator seines Jahrhunderts, sprach fünf Sprachen und handhabte die Feder mit großem Geschick. Friedrich der Große war Dichter, Philosoph und Komponist, Prinz Louis Ferdinand Komponist, Ewald v. Kleist, Theodor Körner waren deshalb nicht geringere Helden, weil sie Sänger waren. Goethe leistete als Beamter, Theaterleiter, Forscher so Staunenswertes, daß es unfaßbar ist, wie er daneben diese gewaltige dichterische Produktion entfalten konnte.

Digitized by Google

Sollte auch er, wie Dr. Möbius will, ein pathologisches Phänomen gewesen sein, dann kann man der Menschheit nur noch viele Leidende von dieser Beschaffenheit wünschen.

10. Aufgeklärter Despotismus, Revolution, Säbelherrschaft.

Der umfassendste Genius, den das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, war wohl Napoleon I. und gerade er war nicht bloß außerhalb jedes Herdenlebens, sondern auch außerhalb jeder höheren Kultur geboren. Gibt es nicht zu denken, daß die größte geistige Potenz, die jemals mit dem bestimmtesten Willen zur Macht verbunden war, aus einem eigenbrödlerischen Inselvolk hervorging — ähnlich wie Mohammed aus dem arabischen Stilleben, wie Knut der Große aus den Wald- und Meereseinsamkeiten Dänemarks? Die Vorbedingungen seines Emporkommens freilich dankte der korsische Eroberer der Herrschertätigkeit Ludwigs XIV., der durch straffe Zentralisation, durch endgültige Beseitigung jeder inneren Kampforganisation das bis dahin von Parteiungen zerfleischte Frankreich erst zu einer wirksamen Offensive befähigt, auf der anderen Seite durch wiederholte Staatsbankerotte, durch Zerrüttung des Wohlstandes der Bürger die Revolution vorbereitet hatte. Noch die Politik Richelieus hatte zu erstaunlich geringfügigen Ergebnissen geführt. Unter dem großen Kardinal waren die Franzosen nicht bloß das geistig entwickeltste, wohlhabendste, national geschlossenste, sondern auch das zahlreichste Volk Europas, denn sie bildeten etwa den vierten Teil der Gesamtbevölkerung des Weltteils und erhöhten ihren Anteil nach der Entvölkerung Deutschlands im dreißigjährigen Kriege auf fast ein Drittel. (18 bis 19 Millionen Franzosen am Ende des 17. Jahrhunderts.) Gleichwohl mußten sie mit ihrem Golde schwedische und deutsche Truppen unterhalten und sich schließlich mit Erwerbungen begnügen, die denen des mannhaften kleinen Schwedenvolkes gar nicht zu vergleichen waren. Erst Napoleon I. gab den Franzosen ihr altes Heerkönigtum wieder und dachte im Ernst an die Wiederaufnahme der Politik Karls des Großen, vergaß aber, daß die Paladine dieser Politik stets aus den ostfränkischen, fast niemals aus den westfränkischen Gebieten gekommen waren. Vielleicht ist es auf den Mangel an Arbeitsteilung in Corsica zurückzuführen, daß sich in Napoleon Eigenschaften vereinten, die sonst nur getrennt vorzukommen pflegen, vielleicht lag die Ursache in seiner starken Blutmischung. Sicher ist, daß dieser größte militärische Erzieher zugleich Phantast und Theatraliker war, der z. B. seine Soldaten, um ihre kleinen Gestalten zu heben, mit den unpraktischsten Kopfbedeckungen belastete, die je ersonnen wurden. Also nordischer Wille durch südliche Phantasie beflügelt! So unansehnlich die körperliche Erscheinung Napoleons im Grunde auch war, so überrascht sein Kopf doch durch das strahlende graublaue Auge, die Adlernase, das starkentwickelte Kinn! Die Hochkultur erweitert wohl den Oberschädel des Gehirnmenschen — wohl auf Kosten der Zahn- und Kinnbackenbildung — sie ertötet aber das triebhafte Leben und hebt dadurch das Gleichgewicht auf, das die Bahnbrecher der nationalen Entwicklung noch besaßen. In diesem Sinne läßt es sich mit Recht behaupten, daß gerade die höchstgesteigerten geistigen Beschäftigungen

Digitized by Google

die einseitigsten Neigungen schaffen und daß in kriegführenden Staatswesen Genies wie Demosthenes und Archimedes die allerunbrauchbarsten Männer sind. Indem Napoleon das ehrgeizige und begeisterungsfähige, aber körperlich und sittlich im Grunde schon stark geschwächte Volk der Franzosen durch die Kraft seines Wollens auf die Höhen einer ihnen vorher und nachher unerreichbaren politischen Machtstellung führte, rüttelte er zugleich die in spießbürgerlicher Gesinnung noch trauriger verweichlichten Deutschen wach. „Il faut élargir leur morale!" sagte er einmal und spätere deutsche Staatsmänner haben diese Lehre wohl beherzigt. Die Züge, die der öffentlichen Moral der Deutschen damals fehlten, waren Ehrgeiz und Stolz. Wie der Empereur einmal treffend bemerkte, sind die Bourbonen eigentlich durch Roßbach und die preußische Intervention in Holland gestürzt worden, und ihn selber stürzten später Leipzig und Waterloo. (Sehr ähnlich, wie der historische Zarismus weniger an seinen — allerdings großen — politischen und wirtschaftlichen Sünden, als an Mukden und Tsuschima endgültig gescheitert ist.) Im Grunde hat Napoleon wider Willen weit mehr für Deutschland als für Frankreich getan. Er wurde unser größter Wohltäter, als er mit eisernem Besen die Spinnewеben des Zopfwesens und der lächerlichen Kleinstaaterei hinauszukehren begann.

11. Frankreich, Deutschland und die Kleinstaaten.

Aus der Blut- und Eisensaat, die Napoleon ausstreute, sproß eine neue reiche Kultur empor. Daß ein starker Abgang von jungen Männern das natürliche Wachstum einer Nation eher fördert als hemmt — auch ein Aderlaß regt ja die Blutbildung an — wird am besten durch die Tatsache bewiesen, daß gerade in der Periode dieser unablässigen Kriege, die mehr als eine Million Franzosen hingerafft haben, das sich schon damals ziemlich langsam vermehrende Franzosenvolk um etwa vier Millionen Köpfe anwuchs.

Heimgekehrte Krieger sind stets frische, rüstige Geisteskämpfer und Bildner, das zeigte sich, wie einst in Athen, Pergamon, Florenz, Venedig, Madrid, so jetzt auch in Paris, London, Berlin, Petersburg. (So haben z. B. zwei deutsche Dichter, Immermann und Alexis, die als Erforscher und Schilderer deutschen Kulturlebens einen besonders hohen Rang einnehmen, auf das rühmlichste gegen die Fremdherrschaft gefochten.) Unter den heutigen Kleinstaaten haben ja auch nur die kämpfenden, aktiv in die Weltenschicksale eingreifenden einen in die Ferne leuchtenden geistigen Sonnenaufgang erlebt, wie die niederländische Malerei, die heroische Dichtung der Schweden. So bewundernswert die geistige und künstlerische Betätigung germanischer Zwergvölker wie der Dänen und Norweger auch ist, so läßt sich doch an ihren oft aus irgend einer unfruchtbaren Parteiung und Agitationsstimmung heraus geborenen Schöpfungen das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, die Enttäuschung, der Mangel an Bejahung und freudigem Lebensdrang unmöglich übersehen. Nichtgermanische Kleinstaaten (wie Portugal, Serbien) haben meist so gut wie gar keinen Anteil am geistigen Fortschritt. Es ist traurig aber unabänderlich, daß die Kulturarbeit mit politischer und

Digitized by Google

kriegerischer Betätigung auf das engste zusammenhängt, daß der Quietismus der Beschaulichen nur unter den Jägervölkern Nordamerikas und Sibiriens oder den Polynesiern im Stillen Weltmeer, die von Natur entwicklungsunfähig sind, auf seine Rechnung kommen würde — unter aktiv veranlagten Rassen höchstens in Zeiten allgemeiner Erschlaffung, die aber für die Zukunft nichts Gutes künden! Das Idyll von Weimar empfing aus weltgeschichtlichen Vorgängen und den mannigfaltigsten Wechselwirkungen innerhalb einer großen, politisch noch immer durch ein gemeinsames Band vereinten Nation gewaltige Antriebe, wie denn überhaupt der Aufstieg der Territorialfürsten außerordentlich viel zum Aufschwung der Künste und der Wissenschaften beitrug. Setzten doch viele deutsche Fürsten ihren Ehrgeiz darein, Universitäten zu begründen und Akademieen zu unterhalten. Leider waren die meisten dieser ehrbaren Landesväter unfähig, sich auch zu großen politischen Unternehmungen oder auch bloß zur Erweiterung der bürgerlichen Freiheiten ihrer eigenen Völker hindurchzuringen. Es trat eine neue Stockung ein, aus der immer wieder das Vorgehen von Franzosen und Slawen die germanischen Bärenhäuter und Siebenschläfer emporrütteln mußte, die seit den Karolingern, den normannischen Seekönigen und den mittelalterlichen Territorialfürsten keine ganz selbständige Politik mehr gekannt hatten. Jedenfalls ist Gustav Adolf nicht denkbar ohne den russischen Drang zum Meer, sowie die Erbfolgeansprüche und den Angriff der polnischen Wasas, der Große Kurfürst nicht ohne Richelieu und Ludwig XIV., Friedrich der Große nicht ohne Frankreichs Eingreifen in die deutsche Kaiserwahl, die Befreiungshelden nicht ohne Napoleon I., Bismarck nicht ohne Napoleon III. Werden wir noch einmal eine durchaus eigene, vom Ballast der Internationalität befreite Politik erleben, die ganz unserem Rasseninstinkt entspringt, die darauf verzichtet, das Unmögliche möglich zu machen und sie vor fremden Völkern logisch und staatsrechtlich zu begründen? „Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher!“ sagte Hebbel auf dem Totenbett. Haben wir einmal die Kraft etwas zu leisten, so gebricht es an Entschlossenheit, an durchgreifendem Willen. Die schweren Katastrophen, welche die ersten Kriegervölker Europas, die Deutschen und die Engländer, im Mittelalter wiederholt erlitten, lassen sich am einfachsten aus dem Mangel an folgerechter, weitschauender Führung erklären, denn infolge unbedachter Blutmischung und zügelloser Lebensführung schmolzen die deutschen und englischen Herrschergeschlechter rasch dahin und nur die Franzosen hatten das Glück, durch die sich im Mannesstamm bis zu den Orleans fortpflanzenden Capetinger im ganzen auf einer steten ansteigenden, nur vorübergehend unterbrochenen Bahn gehalten zu werden. Obwohl Germanen im allgemeinen fruchtbar und langlebig sind, waren gerade die germanischen Könige und Herzöge des Mittelalters es durchaus nicht, und heute, da die sorgsame moderne Prinzenerziehung uns den Bestand der wichtigsten Dynastieen gewährleistet, beginnt die überquellende Saftfülle des Mittelalters uns verloren zu gehen.

Wir sind ein alterndes Volk voll greisenhafter Bedenklichkeit und Tatenscheu geworden. Auf unserer ganzen Ostlinie, sogar innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, sind primitivere, rohere, aber kinderreichere und entschlossenere Völker im Vormarsch gegen

Digitized by Google

unsern Kulturbesitz. Wir Deutschen sind teils gezwungen, teils aber auch freiwillig im Weichen, und aufs neue erhebt sich über unseren Gemarkungen die furchtbare Tragik der ewig wiederkehrenden Erscheinung, daß die Heldenvölker die Königspaläste errichten, damit später die Bedientenvölker ihr Zigeunerlager darin aufschlagen können. Betrachten wir z. B. die Lage des Deutschtums in Oesterreich, so finden wir, daß eine körperliche Entartung des deutschen Stammes noch keineswegs in besorgniserregendem Umfange eingetreten ist, daß die Deutschen, denen durch die bekannte „soziale Auslese" bereits seit Jahrhunderten begabte und energische Männer entzogen worden sind, die dann irgendwo im Firnenglanz der Hochkultur verschwanden, noch heute unter allen Völkern der Doppelmonarchie die meisten brauchbaren Rekruten stellen. An Fruchtbarkeit sind keineswegs alle slawischen Stämme ihnen überlegen, die Magyaren sogar nicht annähernd gewachsen. Trotzdem ist das magyarische Sprachgebiet in der Ausdehnung, das deutsche im Rückgang begriffen. Es fehlt eben der kräftige und einige Lebenswille, sich mit allen den Mitteln zu behaupten, die von den Gegnern angewendet werden. Den österreichischen Achtundvierzigern war das System Metternichs unbequem, neben Talleyrand des größten Diplomaten seiner Zeit und nächst Kaiser Josef II. des rücksichtslosesten Germanisators im Reiche der Habsburger. Nach dem Sturz dieses Systems sind ihnen natürlich ihre slawischen und magyarischen Bedränger noch weit unbequemer geworden, ist auf Kosten des Ansehens der Deutschen wie ihres nationalen Herrscherhauses die Großmachtstellung der alten, erinnerungumwobenen Monarchie auf das schwerste erschüttert. Jetzt fordern die Deutschen Oesterreichs vielfach mit Leidenschaft die Einführung der deutschen Staatssprache und die Herrschaft ihres Stammes. Mit welchen Argumenten wollen sie diese Forderungen wohl durchsetzen? Ihre Vorfahren haben keine Argumente gebraucht, aber sie haben erfolgreich mit dem Schwerte dreingeschlagen. Und sie haben sich auch nicht in Parteien gespalten, sondern sie waren ein geschlossen vorrückender Gewalthaufe unter der Führung eines Heerkönigs. Außer Frankreich und England hat das deutsche Volk noch zwei mitteleuropäische Großmächte geschaffen und beide zeigten sich in letzter Zeit außerstande, unserem Volkstum und seiner Bildung zu neuer Ausbreitung in Europa zu verhelfen. Bekommen wir einmal wieder eine wirksame deutsche Rettungs- und Vergeltungspolitik, dann ist es ohne weiteres klar, daß sie nach dem Norden und dem Nordwesten föderalistisch, nach dem Osten und Südosten durchaus imperialistisch sein muß.

12. Die Angelsachsen.

Die Angelsachsen haben, wie schon weiter oben bemerkt, als letztes aller europäischen Völker, noch in vorgerückteren Jahrhunderten eine starke Zufuhr von Nordlandblut gehabt. Da die Raubzüge der Normannen vermutlich gerade von den Tüchtigsten und Edelsten des Volkes ausgeführt wurden, so sitzt die nordische Kriegerkaste heute vielleicht in größerer Zahl in England, Schottland, sowie auf Island, als in der Urheimat. Daß Engländer und Schotten trotz der starken

Digitized by Google

Beimischung keltischen (anthropologisch richtiger: altiberischen) Blutes über das Leibesmaß der heutigen Skandinavier hinausragen, ist bekannt. Englands Bevölkerung ist durch Kraft, Mut, Sittenreinheit zu kriegerischen Leistungen befähigter als die irgend eines anderen Landes. Was haben nun diese ausgezeichnetsten Krieger der Welt erreicht? Sie waren bis in die jüngste Zeit herab stets so kraftvoll und löwenmutig, daß es ihnen wiederholt gelang, gegen eine erdrückende Uebermacht zu triumphieren. Merkwürdig aber ist, daß Dänen und Normannen, die England wiederholt erobert und schließlich auch behauptet haben, sobald sie dort dauernd seßhaft wurden, sich unfähig zu ähnlichen europäischen Erwerbungen in umgekehrter Richtung zeigten. Dreimal wurden die Engländer aus Frankreich hinausgeschlagen, das eine Mal sogar noch bei Lebzeiten eines ihrer kriegerischsten Könige, Eduards III., der, beiläufig bemerkt, in seiner beständigen Geldnot den ersten Kotau vor dem Parlament vollzog. Das alte aristokratische Parlament war politisch gänzlich unfähig, die glänzende normännische Ritterschaft oft aufrührerisch und königsmörderisch gesinnt, gänzlich außerstande, das Werk eines ihrer großen Fürsten fortzusetzen, sobald dieser frühzeitig verstarb. Die Schwerter der „Barone" haben mehr englisches Blut vergossen als fremdes. In den jahrhundertelangen Kämpfen auf deutschem Boden hat die Gefolgstreue des Kriegerstandes schließlich doch tiefere Wurzeln gefaßt, als auf politischen Adlerflügen, wie die der Normannen, der Vandalen, der Langobarden (die bekanntlich ihre beiden ersten Herrscher ermordeten) es waren. Ein Volk soll sich eben schrittweise, nicht sprungweise ausbreiten und entwickeln. Die englische Kultur ist wohl eigentlich durch die Tudors, durch eine Dynastie, begründet worden, die ganz absolutistisch regierte, und nach dem Sturz der Stuarts hat das Puritanerparlament geradezu kulturverwüstend gewirkt. Erst als die englische Aristokratie durch ihre Schiffahrts- und Handelspolitik das Land und auch sich selber bereichert hatte, begann sie die großen Opfer für patriotische und zivilisatorische Zwecke aufzuwenden, die so uneingeschränkte Bewunderung herausfordern. Es verdient Beachtung, wie früh diese in auswärtigen Feldzügen kläglich verkrachte, im Bürgerkriege nahezu aufgeriebene Aristokratie zu einer kapitalistischen Praxis überging, die im wesentlichen darauf hinauslief, den Muskelmenschen freizugeben, um ihn besser ausbeuten zu können. Nirgends ist das „Bauernlegen" in so ausgedehntem Maßstabe betrieben worden, wie gerade in England, das seine tüchtigsten Söhne über das Meer trieb und damit die Wurzel seiner eigenen Größe zerstörte. Das seebeherrschende Inselreich zeigte sich nicht einmal fähig, das benachbarte Irland in ähnlicher Weise zu kolonisieren, wie das im preußischen Osten noch heute geschieht. Keinen einzigen großen Landkrieg vermochte diese zum Weltwarenhaus gewordene „Großmacht" mehr ohne starke kontinentale Verbündete zu führen. Obwohl das Land im 18. Jahrhundert von einer ungewöhnlich weitblickenden, energischen und patriotischen Aristokratie geleitet wurde (einer weit gereifteren und erfahreneren Senatsversammlung, als im Mittelalter), so vermochte es seine beste Kolonie, die Neuengland-Staaten, doch nicht zu behaupten und erlitt in Amerika einen ähnlichen überseeischen Zusammenbruch wie einst in Frankreich. Fortan schritt das Britenreich nur noch dann zur Tat, wenn seine handelspolitischen

Digitized by Google

Lebensinteressen das erforderten — dann freilich mit größter Entschlossenheit, wie in den Feldzügen gegen Napoleon, China, Rußland. Der Burenkrieg wurde einer ganz kleinen Gruppe von Interessenten zuliebe vom Zaun gebrochen und bleibt für immer ein häßlicher Fleck auf dem Schilde der Dame Britannia. Daß die alte Gentry und das städtische Bürgertum sich noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur sozialen Gesetzgebung entschlossen, war verständig und zeitgemäß. Das heutige britische Kolonialreich ist eine staunenswerte Schöpfung, doch vermag es nur zum kleinsten Teil von Briten besiedelt zu werden und eine einzige verlorene Seeschlacht kann hinreichen, um es in tausend Atome zu zersprengen. Der wunde Punkt der englischen Kolonialpolitik — oder, um es englisch auszudrücken, „the skeleton in the house" — ist das beständige Zurückweichen vor dem amerikanischen Imperialismus, das über kurz oder lang zu einer neuen Katastrophe führen muß, denn durch Rückzüge sind noch niemals politische Erfolge errungen worden. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind ihrerseits eine Gabe, die die Glücksgöttin den Angelsachsen in den Schoß warf — ein irdisches Paradies, in das sie mühelos hineinwachsen konnten. Der entfesselte Kapitalismus zermürbte und mordete dort aber bald die gute Rasse und nach wenigen Jahrzehnten wird sich herausstellen, daß die Nachkommen der kernigen alten englischen und deutschen Kulturpioniere für niemand anders, als für Magyaren, Slawen, Italiener, Mestizen und — Neger gearbeitet und gelitten haben. Das ist die hier schon einmal flüchtig beleuchtete moderne Art des Rassenselbstmordes, der in tausenderlei Gestalten, in einem völkergeschichtlichen Totentanz, in das Arbeits- und Kampfgewühl der aktiven Menschengeschlechter hineintritt. Sollte Rousseau mit seinem furchtbaren Wort recht behalten: „Tout est bien, sortant des mains de l'auteur des choses, tout dégénère entre les mains de l'homme?" Die schlichten Ahnen waren unbewußt auf einem aussichtsreicheren, verheißungsvolleren Wege, wenn sie nach dem Grundsatze verfuhren: „Sparsam mit Gut, freigebig mit Blut!" Neben der strotzenden Fülle materieller Errungenschaften, welche geistige Einseitigkeit in all dem emsigen Bilden und Streben jenseits des Ozeans, welcher Mangel an „großem, stillem Leuchten"! Und das alles bei einem Volke, das über die schönsten Langschädel und die schwersten Hirne der Welt verfügen soll. Der Fürst, der Aristokrat, der durch ganze Generationen seine geistige Lebendigkeit fortpflanzende Gelehrte und Künstler sind doch niemals durch den Trustmagnaten und den Platformredner zu ersetzen. Sobald die Nordlandrasse darauf verzichtet, eine ihren ursprünglichen seelischen Anlagen entsprechende Bildungswelt zu schaffen, ist auch ihre Gestaltungsfähigkeit ziemlich eng begrenzt.

Schlußwort.

Das Wort „Vernunft" bedeutet eigentlich nicht den abgeklärten Verstand, das übersinnliche Erkenntnisvermögen, sondern das Gleichgewicht zwischen Verstand und Trieb. Die Zucht, die Auslese eines rauhen Klimas hat dieses Gleichgewicht geschaffen, und diejenigen Geschlechter, die dauernd über diesen Durchschnitt hinausstreben oder darunter herabsinken, müssen untergehen — hoch-

Digitized by Google

entwickelte Gehirnmenschen ebenso wie rohe Sinnenmenschen. Jede bis zum äußersten Gipfelpunkt emporgetriebene vitale Erhebung hat den baldigen Absturz im Gefolge. Die höchste Gerechtigkeit ist die höchste Ungerechtigkeit, die höchste Menschlichkeit nichts anderes als die Entfesselung der brutalen Leidenschaften der vor Zeiten mühsam gebändigten Niedrigen und Gemeinen. Der büffelnde Stubenmensch wie der spielerische Sportsmann sind beide Entartungstypen, im Ueberfluß verkommen die Uebersättigten, im Elend die Darbenden, die höchste Prüderie wie die fesselloseste Erotik münden in gleicher Weise in Erschöpfung der Fruchtbarkeit aus. Was hellenische Kultur der Blütezeit war, haben manche unter uns vielleicht geahnt, wiederzubeleben wußte sie niemand. Aber die Hellenen vermochten es ja selber nicht, als sie sie einmal verloren hatten. Kriegervölker können wohl Kultur schaffen, im Bildungszustande versiegen aber rasch die geheimnisvollen Quellen ihrer Tatkraft und es tritt eine körperliche Entartung ein, die zur völligen Verrottung oder zur Selbstvernichtung führt. Welkende Geschlechter und Völker versagen nicht bloß im Kampf, sondern in jeder mit körperlichen Anstrengungen verbundenen Tätigkeit und der Mangel an Spannkraft läßt schließlich auch ihre geistigen Interessen niedergehen. Wenn geeignete Anlagen und Anfänge einer geistigen Disziplin vorhanden sind, dann läßt sich aus einem Praktiker unschwer ein Theoretiker machen (man denke z. B. an Edison!), weit schwerer schon aus einem Theoretiker ein Praktiker. Wenn Lamarcks Lehre richtig ist, dann können sich doch nur entstehende und werdende Typen die Organe schaffen, deren sie im Kampf ums Dasein bedürfen. Bei fertigen Typen kann wohl unter günstigen Verhältnissen eine Erneuerung und Wiederherstellung solcher Organe stattfinden, eine völlige Neubildung ist aber meines Wissens niemals beobachtet worden. Mit Recht empfinden wir ein Grauen vor dem Zurücksinken in die Barbarei, denn wie sollen wir mit unseren kariösen Zähnen, unseren geschwächten Nerven, unserer durch Haarschwund ihres natürlichen Schutzes beraubten Haut, unseren dünnen Nägeln den Kampf um unsere Erhaltung aufs neue aufnehmen? Wenn wir uns auf der erreichten Kulturhöhe behaupten wollen, dann müssen wir aber auch Sorge tragen, daß die Kräfte, die uns dahin geführt haben, nicht allzu rasch entschwinden.

„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann."

Die rassenhaften Wurzeln der europäischen Kultur.

Dr. Ludwig Wilser.

Die beiden Aufsätze „Rassen- und Kulturzusammenhänge in Asien und Europa" von Dirr und „Probleme der griechischen Urgeschichte" von Goeßler (in V, 6 dieser Zeitschrift) können mit Fug und Recht als Zeichen der Zeit gelten: überall heftiges Wallen und Gären, aber, was sich schon in der sprachlichen Fassung kundgibt, noch keine Klärung, heißes Ringen nach einer neuen Weltanschauung, aber noch

Digitized by Google

kein durchaus zufriedenstellender Erfolg. „Dem nach anthropologischer Vertiefung der geschichtlichen Probleme ringenden Drang des Forschers, für den die alte Geschichte gleichsam immer älter wird" (Goeßler), stellt sich der Umstand hemmend in den Weg, daß es für die meisten Historiker und Archäologen „heute zu schwer, wenn nicht unmöglich" ist, nach dem Ausdruck des alten Chrysostomus „umzulernen (*μετα διδασκειν*)" und ihre Lehrmeinungen mit „rein anthropologischen Gründen zu beweisen" (Dirr). Es gehört dazu ein Verständnis naturwissenschaftlicher Fragen, wie man es bei ausschließlich sprachlich und geschichtlich vorgebildeten Gelehrten selten findet, während auf der anderen Seite die meisten Anthropologen in allen außerhalb ihres engen anatomischen Gesichtskreises liegenden Dingen auf ein eigenes Urteil verzichten müssen. Und doch — dafür liefert die Geschichte der Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert den schlagenden Beweis — ist eine richtige Auffassung und Beurteilung unserer langsam, aber stetig aus den bescheidensten Anfängen aufsteigenden Kulturentwicklung nur auf naturwissenschaftlicher, d. h. rassenhafter Grundlage möglich. „Das Verdienst", meint Goeßler, „sie (die Wissenschaft von der Entwicklung des Menschen) wieder aufs feste Land der Tatsachen gerettet zu haben, gebührt zu einem nicht geringen Teil der Sprachwissenschaft und der prähistorischen Archäologie". In Wahrheit verhält sich die Sache gerade umgekehrt: den größten und folgenschwersten Irrtum der vergleichenden Sprachforschung, in dessen Bann auch die meisten Archäologen standen, die asiatische Herkunft der europäischen Völker, hat hauptsächlich die naturwissenschaftliche Rassenforschung beseitigt. Die Feststellung der Tatsache, daß die leiblich und geistig höchstentwickelte Menschenart (Homo europaeus Linné) ihr Verbreitungszentrum im Norden unseres eigenen Weltteils hat, war für die alte Schulmeinung „Ex oriente lux" verhängnisvoll, denn wie ein herrliches Kunstwerk nur von einem hochbegabten, gottbegnadeten Meister geschaffen werden kann, so muß auch die reifste Frucht menschlicher Kultur als Schöpfung der edelsten Rasse betrachtet werden.

Doch nun zu Einzelheiten. „Die Grenze zwischen Anthropologie und Geschichte festzustellen", ist nicht nur schwer, sondern unmöglich. Was wir Weltgeschichte zu nennen pflegen, ist ja nur der letzte, verschwindend kleine Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, die für jene die unbedingte Voraussetzung bildet. Selbstverständlich werden darum auch für die älteste Kulturgeschichte Griechenlands, die der zweite der beiden genannten Schriftsteller besonders im Auge hat, „die Ergebnisse der Rassenlehre, vor allem die Zusammensetzung der mittelländischen Rasse aus zwei Rassen", von der allergrößten Bedeutung. Wenn wir von den ältesten Zeiten absehen, in denen mit einer tropischen Tier- und Pflanzenwelt auch Menschenhorden, die noch unter den heutigen Buschmännern und Feuerländern standen, in unserem Weltteil gelebt haben, so muß als Urbevölkerung der drei südlichen Halbinseln die Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus) angesehen werden. Diese Menschenrasse mit länglichem, ziemlich geräumigem Schädel, schwarzen Haaren, dunkelbraunen Augen, einer elfenbeinfarbenen bis bräunlichen Haut und von mittlerem, schlankem Wuchs, nimmt auf der Stufenleiter menschlicher Begabung die zweite Stelle ein und ist in ganz Südeuropa, sowie in den dem

Digitized by Google

Mittelmeere benachbarten Teilen von Asien und Afrika verbreitet, in den Randgebieten selbstverständlich die mannigfaltigsten Mischungen und Kreuzungen[1]) mit den anstoßenden Rassen (Homo brachycephalus und H. niger) eingehend. Sie ist, wie zahlreiche Funde lehren, in diesen Gegenden auch die Trägerin und Verbreiterin der Steinzeitkultur gewesen. Schon in der älteren, noch mehr aber in der jüngeren Steinzeit hat sie jedoch infolge verschiedener Wanderungen und Nachschübe aus dem Norden eine wiederholte Durchsetzung mit höher entwickelten, an Leib und Seele kräftigeren Rassen (H. priscus, besonders aber H. europaeus) erfahren. Man kann darum wohl sagen, daß in der Steinzeit die Mittelmeervölker aus „zwei Rassen" zusammengesetzt waren, denn die sog. Rasse von Cro-Magnon (H. priscus) muß als Stammrasse der nordeuropäischen (H. europaeus), die zur Hauptverbreiterin der neolithischen Kultur wurde, betrachtet werden. Von da an haben die Wanderungen dieser Rasse nicht mehr aufgehört, und auf jeder Gesittungsstufe ist, wie die Grabfunde beweisen, durch sie zugleich mit ihrem edlen Blut auch die jeweilige Kulturform, Stein, Kupfer, Erz, Eisen, nicht nur nach Südeuropa, sondern auch über die Marken unseres Weltteils hinaus verbreitet worden. Gerade dort haben die nordischen Keime unter günstigen äußeren Bedingungen sich zu einer früh entfalteten, aber ebenso rasch wieder hinwelkenden Treibhausblüte entwickelt, während in der kargen nordischen Heimat das Wachstum bedeutend langsamer, aber um so gesünder und dauerhafter war. Ohne Frage haben aber die in der Entwicklung vorausgeeilten Randgebiete eine fortschrittfördernde Rückwirkung auf das Hinterland ausgeübt.

Die Rundköpfe (H. alpinus, eine europäische Abart des H. brachycephalus) sind zwar seit der Steinzeit in unserem Weltteil, besonders nördlich vom Alpenwall, vertreten und haben sich seitdem auf Kosten der älteren Rassen stark vermehrt. Für die Kulturentwicklung sind sie aber ohne jede Bedeutung gewesen. In vorgeschichtlicher Zeit sind sie wahrscheinlich niemals als geschlossenes Volk mit eigener Sprache und Gesittung, sondern nur als vereinzelte Horden, vielleicht sogar als Sklaven langköpfiger Völker eingewandert. Was in geschichtlicher Zeit von mehr oder weniger reinblütigen Völkern dieser Rasse, Hunnen, Avaren, Magyaren, Türken, aus dem Osten gekommen ist, stand tief unter der europäischen Bildungsstufe und verdankt auch seine geringe Gesittung fast ausschließlich europäischen Einflüssen.

Ein Volk, das noch in Westeuropa eine, wenn auch nicht reine, vorarische Sprache redet, sind die Basken. Ihr Name selbst aber ist, wie ich zuerst nachgewiesen habe, nordischen Ursprungs (an. vaskr = strenuus); sie müssen als Nachkommen der alten Iberer betrachtet werden und waren als solche ursprünglich Angehörige der Mittelmeerrasse (H. mediterraneus); von Norden her haben sie später außer lichthaarigen auch rundköpfige Bestandteile aufgenommen.

Die ersten geschichtlichen Namen, Pelasger (nichts anderes als „die Alten" bedeutend; nach Strabo, VII, 2, hießen bei den Molossern,

[1]) Der von Dirr als Gewährsmann angeführte Deniker stellt, da er die Mischrassen nicht als solche erkennt, viel zu viel einzelne Rassen auf. Vergl. meine Abhandlung über „Die Rassengliederung des Menschengeschlechts", V, 7 u. 8 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Thesprotern und Makedoniern die alten Männer und Weiber πελιοι, πελιαι, die Altermänner, Geronten, πελιγονες, verwandt mit παλαιος), Achäer, Danaer, Argiver, die uns auf der Balkanhalbinsel entgegentreten, sind gleichfalls zweifellos nordischen Ursprungs und gehören schon der Bronzezeit an. Ihnen folgten dann, gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, die eigentlichen, in die beiden Hauptstämme der Jonier und Dorier gespaltenen Hellenen, zuletzt die Thessaler und Makedonier. „Daß die Griechen schon im dritten Jahrtausend ihre historischen Wohnsitze auf der Balkanhalbinsel erreicht" haben sollen, ist ein Irrtum. In dieser frühen Zeit kann es sich nur um, allerdings stammverwandte, Vorläufer der Hellenen handeln, während die letzteren erst nach dem mykenischen Zeitalter in die Geschichte eintraten. Dagegen kann nicht bestritten werden, daß sich Indogermanen in Griechenland niedergelassen hatten, als „auf den Inseln und in Kleinasien noch lange ein Volk gänzlich anderer Herkunft saß", es sind dies eben die Ureinwohner mittelländischer Rasse, die durch wiederholte Einwanderungen indogermanischer, d. h. aus dem Schoß der nordeuropäischen Rasse hervorgegangener Völker zuerst von dem Festland, dann von den Inseln und schließlich auch aus Kleinasien verdrängt wurden. Der Ausdruck „verdrängt" ist allerdings nicht ganz wörtlich zu nehmen; wenn auch die nordischen Eroberer überall die Herrschaft an sich rissen, so blieben als Knechte und Hörige doch noch genug Menschen der früheren Rasse zurück, um sich später wieder auf Kosten ihrer Unterdrücker zu vermehren. „Die Entwirrung der eigenartigen Völkermischung, welche sich im dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. im ägäischen Gebiet zusammenfand", ist darum gar nicht so schwierig, als sich Goeßler vorstellt; es handelt sich immer und überall um eine der Mittelmeerrasse angehörende Urbevölkerung, durchsetzt und beherrscht durch nordische, d. h. indogermanische Einwanderer und Eroberer. Das Fortbestehen vorarischer Namen kann ich nicht zugeben: Ilissos, Parnassos u. ä. sind entschieden griechisch, und selbst wenn Korinthos, Hyakinthos u. dergl. vorgriechisch wären, könnten sie doch nur von den stammverwandten, aus dem großen Volk der Thraker hervorgegangenen Vorläufern der Hellenen herrühren. Die Doppelaxt der kretischen Tempel und Paläste ist nichts anderes als der Donnerkeil des nordischen Himmelsgottes, der zuletzt als Thorshammer in die geschichtliche Erscheinung getreten ist.

Die Rasse der herrschenden Stände auf Kreta ist durch neuere, für mich weniger als für Andere überraschende Funde sichergestellt. Es sind einige, zum Teil farbige Bildnisse vornehmer, reichgeschmückter Frauen mit üppigem, blondem Haar und so neuzeitlich anmutendem Gesichtsschnitt gefunden worden, daß Reinach (La Crète avant l'histoire, L'Anthropologie XV) sie „nos Parisiennes" genannt hat; ich will hierbei nicht anzumerken unterlassen, daß schon bei Homer (Od. IV, 562) der Bruder des Minos ξανθος 'Ραδαμανθυς heißt. Auch die plastischen Darstellungen auf einigen Krügen von Knosos und Haghia Triada zeigen Menschen mit durchaus nordeuropäischen Gesichtern. Die kretische Schrift, eine Vorläuferin der europäischen Buchstaben, in ihrer älteren Gestalt aber noch auf der Entwicklungsstufe der Bilder- und Silbenschrift stehend, ist sicher nicht von Kreta nach dem europäischen Festland gekommen, sondern umgekehrt, wie

Digitized by Google

z. B. das große Tongefäß von Orchomenos zeigt, das man schwerlich unversehrt von dem südlichen Eiland dorthin gebracht haben könnte.

Wie sich immer unzweideutiger herausstellt, haben auch die Schöpfer der babylonischen Kultur, die Erfinder der Keilschrift und der Sternkunde, der nordeuropäischen Rasse angehört. In Heuzeys Katalog (Paris 1902) der chaldäischen Altertümer des Louvremuseums finden sich zahlreiche Bildnisse mit durchweg länglichem Schädelbau und teilweise sehr edlen, den griechischen nicht nachstehenden Gesichtszügen. Dazu stimmen die in London und Paris befindlichen altchaldäischen Schädel, die eine Beimengung von Rundköpfen vollständig ausschließen. Wie der höchste Gott der Babylonier, Bal, einen europäischen Namen trägt (Belenos, Belenis, Belis heißt im Keltischen und Slavischen, Bäldäg im Angelsächsischen der Sonnengott), so ist auch anderes sumerisches Sprachgut zweifellos indogermanisch, z. B. eru, Erz, ulu, Oel, eridu, Paradies (got. aiz, alev, airtha) u. a. m. Von der babylonischen Kultur ist aber die ägyptische abhängig, die auch von den „Völkern des Meeres" wiederholte und tiefgehende Beeinflussungen erfahren hat.

Goeßler hebt noch die Aehnlichkeit der Karer mit den Etruskern hervor, wogegen ich nicht das mindeste einzuwenden habe; aber dies hochbegabte und mächtige Kulturvolk hat, wie ich wiederholt gezeigt habe, nach Leibesbeschaffenheit, Sprache (von mir besonders an den Zahlwörtern, aber nicht bloß an diesen, nachgewiesen, vergl. IV, 12 dieser Zeitschrift) und Sitte zu den Indogermanen, und zwar einem mit den Hellenen nahverwandten Volksstamm gehört, nämlich dem thrakischen, aus dem nacheinander Pelasger oder Tyrsener, Achäer, Danaer, Dardaner, Phryger, Lyder, Myser, Karer, zuletzt Jonier und Dorier, Thessaler, Makedonier und Epiroten hervorgegangen sind. Darum hat die Tatsache, daß es italische und kleinasiatische Tyrsener oder Tyrrhener gab, daß auf Lemnos eine etruskische Inschrift gefunden worden ist, für den, der den gemeinsamen Ursprung aller dieser Völker kennt, nichts Ueberraschendes. Die Einwanderung der tyrsenischen Pelasger nach Italien muß, da sie ja aufs engste mit dem Alpenvolk der Rhäter zusammenhängen, der Hauptsache nach auf dem Landwege stattgefunden haben. Die von Herodot (I, 94) angeführte Sage hat vielleicht insofern eine gewisse Berechtigung, als auch zur See einige Nachzügler dem Hauptstrom des Volkes gefolgt sein können.

Daß die meisten kleinasiatischen Völker aus Thrakien über den Bosporus eingewandert sind, geht nicht nur aus der diesseits und jenseits der Meerenge gemeinsamen Kultur, sondern auch aus den übereinstimmenden Angaben der alten Schriftsteller hervor (Herodot VII, 73 u. 75, Strabo VII, 3, Plinius V, 145). Mit geringen Veränderungen treten ja auch die gleichen Namen auf, Dardaner, Phryger, Bebryker, Bithyner, Myser, die auf europäischem Boden Briger, Thyner, Mösier hießen. Alle Thraker aber waren ursprünglich lichthaarig, blauäugig und hochgewachsen, also reinblütige Vertreter der nordeuropäischen Rasse (H. europaeus). Von den genannten können andere kleinasiatische Völker, wie Lyder, Lykier, Karer, unmöglich getrennt werden. Nach Herodot (I, 94) hatte das streitbare Reitervolk der Lyder „fast die gleichen Sitten wie die Hellenen", während die der Lykier (I, 173) „zum Teil kretisch, zum Teil karisch" waren. Karer,

Digitized by Google

Myser und Lyder hatten aber zu Mylassa ein gemeinsames Stammesheiligtum, den uralten Tempel des karischen Zeus, „denn Lydes und Myses, sagen sie, wären Brüder des Kar gewesen“ (I, 171). Die Karer galten ja auch als Erfinder der Helmbüsche, der Schildfesseln und der Wappenschilde — letzteres besonders eine bezeichnende Eigentümlichkeit der europäischen Indogermanen.

Wenn darum Goeßler am Schlusse behauptet: „die Etrusker sind ebensowenig Indogermanen wie die Karer“, so sage ich auf Grund der Tatsachen: gerade das Gegenteil ist richtig. Ueber Etymologien wie die Gleichstellung des deutschen Wortes Alm, das doch für jeden einigermaßen Einsichtigen mit alb, alp zusammenhängt, mit dem tschetschenischen lam, berg (Dirr), verliere ich kein Wort; auf diese Weise läßt sich alles und nichts beweisen. Einen Zusammenhang der Iberer mit den Berbern nehme ich selbst, besonders wegen der Uebereinstimmung der Rasseneigenschaften, an.

Mit Goeßler glaube auch ich, daß in der griechischen Urgeschichte noch nicht „alles spruchreif“ ist, doch halte ich vieles, was nach dem genannten Schriftsteller sich noch „mitten im Fluß und Wechsel der Anschauungen“ befinden soll, schon für endgültig entschieden, und zwar in einem der früheren Schulmeinung entgegengesetzten Sinne.

Vom Wesen der Liebe.

Dr. J. Sadger.

„Gleichwie ein Kind sich lauschend an seine Mutter schmiegt, so horchten wir andachtsvoll, in steigender Bewunderung auf die Kundgebungen der Natur; von welcher erstaunlichen Kompliziertheit und Feinheit sind die geringsten Lebensakte in der gewaltigen Werkstatt des Universums; nie aber ist die schaffende Natur erfindungsreicher und weiterblickend, als wenn es sich um die Liebe handelt.“ Magnus Hirschfeld.

„Was Prügel sind, das weiß man schon, was aber die Liebe ist, das hat bis heute noch keiner herausgebracht.“ Was der ungezogene Liebling der Grazien vor fast 80 Jahren spottend hinwarf, das hat auch zur Stunde noch volle Geltung. Zwar hat die Poesie bei allen Völkern und zu allen Zeiten kein Thema so gern und so häufig behandelt, als just die Liebe; ferner sind bekanntlich unsere großen Dichter auch weitaus die besten Seelenkenner, die von dem geheimsten Fühlen des Menschen weit mehr und besseres zu sagen wissen, als Psychiater und Psychologen; aber gleichwohl hat die Wissenschaft oder, was hier hauptsächlich in Frage kommt, die Medizin mit jener subjektivsten und subtilsten Empfindung, die es überhaupt gibt, nichts Rechtes anzufangen gewußt und darum das Problem der „Liebe“ so gut wie noch gar nicht angegangen. Dies hat seine triftigen, sofort in die Augen springenden Gründe. Will doch die Medizin in erster Linie eine ganz exakte Wissenschaft sein, und „mit Instrumenten und Experimenten, mit Mikroskop und Sthetoskop ist“, wie Magnus Hirschfeld in seinem jüngsten Buche[1]) ausführt, „diesem Forschungsobjekt nicht beizu-

[1]) „Vom Wesen der Liebe“, eine wissenschaftliche Untersuchung von Dr. Magnus Hirschfeld. Leipzig 1906, Max Spohr.

Digitized by Google

kommen". Ein zweites kaum minder starkes Motiv ist die scheinbare Anrüchigkeit dieses Themas, da die Frage der Liebe von jener des Geschlechtstriebs nicht zu trennen. Nun sollte man meinen, daß natürliche Dinge nicht anstößig sind, am allerwenigsten für Aerzte und Naturforscher. Doch wenn man bedenkt, daß selbst eine europäische Berühmtheit wie v. Krafft-Ebing stets wieder sich entschuldigt, daß er von so abscheulichen Dingen rede, daß er dies nur tue als Mann der Wissenschaft, der keinem Widerwillen nachgeben dürfe, so wird man begreifen, daß auch heutigentags noch die meisten Aerzte davor zurückschrecken, die sexuelle Frage bei ihren Patienten oder gar Patientinnen nur zu berühren, trotzdem sie die Quelle so vieler Leiden und Uebel ist. Mit dieser sexuellen Heuchelei — denn anders läßt sich das nicht bezeichnen — ward in den allerletzten Jahren doch glücklich ein wenig aufgeräumt, und zwar durch Zusammenwirken dreier Faktoren: der fortschreitenden Aufklärung über sexuelle Dinge, durch eine Reihe namhafter Dichter beiderlei Geschlechts, die auch das Sinnliche freimütig sagten, doch ohne Lüsternheit, und nicht zum wenigsten endlich noch durch einige Aerzte, welche die Erforschung der Sexual-Psychologie sich zur Aufgabe setzten.

Zu den letztern gehört neben wenigen andern auch Magnus Hirschfeld, der soeben ein höchst interessantes Buch „Vom Wesen der Liebe" publizierte. Die Bescheidenheit des Titels hat ihre Berechtigung. Denn Hirschfeld vermißt sich nicht, das Wesen der Liebe enträtseln zu wollen, nur von derselben will er reden, Bausteine geben zu einer erschöpfenden Behandlung des Themas. Er geht von der großen Liebesleidenschaft aus, wo ein Individuum von einem andern oft wider seinen Willen in auffallendster Weise affiziert wird. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß geschlechtliche Erregung durch Vermittelung fast sämtlicher Sinnesorgane erfolgen kann. Unser Auge wird von der Schönheit der Geliebten bezaubert, unser Ohr vom Wohllaut ihres Organs. Den Geruchssinn reizt z. B. die Ausdünstung der Haut- und Haardrüsen und wirkt dadurch oft höchst erogen, während die Erregung des Hautsinns den Liebenden treibt, seiner Angebeteten die Hände zu drücken, die Wangen zu streicheln, die Lippen im Kusse zu berühren, am liebsten jene in toto heftig an sich zu pressen.

Weit minder bekannt ist das Ueberspringen der sexuellen Erregung von den sensorischen Nerven auf die Vasomotoren, d. h. auf die blutgefäßerweiternden und -verengernden Nerven, die unter dem Einfluß des Sympathikus stehen. Hier ist im allgemeinen festzuhalten, daß periphere Gefäßerweiterung lustvoll empfunden wird, ein Gefäßkrampf hingegen peinliche Gefühle, Depression, erzeugt. „Diese Affizierung des Blutkreislaufes durch die Liebe ist so in die Augen springend, daß frühere Beobachter den Sitz der Liebe in das Zentrum der Zirkulation, in das Herz, verlegten. Noch heute sagt man ja: „ich liebe dich von Herzen" und spricht von einem „herzlich geliebten Wesen". Wenn die Dichter schreiben: „errötend folgt er ihren Spuren" oder „mit klopfendem Herzen lauscht er auf ihre Schritte", so sind das im wissenschaftlichen Idiom Zirkulationsveränderungen und Kongestionserscheinungen auf vasomotorischer Basis, welche auch in einem allgemeinen, auf Hauthyperämie (Blutüberfüllung der Haut)

Digitized by Google

beruhenden Wohlbehagen, sowie auch in der Blutfüllung der corpora cavernosa (Schwellkörper) beim Mann und Weib zum Ausdruck gelangen." Ein Freund von Paradoxen könnte also behaupten, die Liebe sei nichts als eine vasomotorische Neurose.

Von den psychischen Symptomen der echten Liebe ist in erster Reihe die Sehnsucht zu nennen, das heiße Verlangen, die geliebte Person ganz allein zu besitzen, ein Wunsch, der bei Nichterfüllung oder Zweifel sich bis zu verzehrendster Eifersucht steigert. Wird die geliebte Person entzogen, dann kommt es zu einer schweren Depression der nervösen Zentralorgane, wie sie ganz ähnlich bei der Entziehung narkotischer Reizmittel stattfindet, etwa des Morphins. „Die Sehnsucht ist in der Tat ein der Morphiumsucht verwandter Zustand des Nervensystems. Der Schmerz bei der Entbehrung macht oft erst die große echte Liebe manifest." Zu Sehnsucht und Eifersucht, den beiden mehr negativen psychischen Aeußerungen wahrer Liebe, gesellen sich noch zwei positive: die Opferwilligkeit des Liebenden, das Streben, durch Beglücken des andern sich selbst zu beglücken, und dann als interessantestes Phänomen, welches freilich wissenschaftlich noch gar nicht zu fassen, die große Steigerung der eigenen Persönlichkeit durch die Liebe, die Erhöhung der eigenen geistigen Kräfte und der ganzen psychischen Leistungsfähigkeit.

Ueber das anatomische Substrat der Liebe und des von ihr unzertrennlichen Geschlechtstriebs will ich an dieser Stelle nur anführen, daß es zwar mehrere Geschlechtszentren gibt und die Sexualität von verschiedenen Seiten aus anzuregen ist, daß aber nur das zerebrale Zentrum als Sitz der Liebe und des Geschlechtstriebes angesehen werden darf, während die jedem Menschen spezifische Triebrichtung oft völlig unabhängig ist von der etwaigen sexuellen Betätigung. Wie aber von jenem Zentrum im Gehirn so ungeheuere Beeinflussung des gesamten Nervensystems stattfinden kann, das ist uns zur Stunde noch ein Buch mit sieben Siegeln.

Für das große Publikum am interessantesten sind wohl Hirschfelds Ausführungen über die Stadien der Liebe. Er unterscheidet drei Stufen sexueller Attraktion oder Gravitation. Die erste ist das Stadium der unwillkürlichen Erregung unserer Sinne, in erster Linie des Auges, in zweiter auch der Hör- und Riechnerven durch ein begegnendes Objekt. Diese Erregung „ist durch einen spezifischen positiven Gefühlston charakterisiert, der sich als ein Gefühl der Sympathie, des ästhetischen Wohlgefallens äußert, keineswegs aber immer zu einer Berührung und Betätigung zu drängen braucht. In den weitaus meisten Fällen freut man sich lediglich, die betreffende Person zu sehen und zu hören, ist gern mit ihr zusammen und bemüht sich, ihr gefällig, nützlich und angenehm zu sein. Diese Beziehungen machen oft so vollkommen den Eindruck rein geistiger Freundschaft, daß ein nicht sachverständiger Dritter, ja oft selbst der eigene Träger des Affekts den erotischen Unterton der Empfindung gänzlich übersieht". Sicher ist ferner, daß es sich beim Flirten und Poussieren, bei den Tändeleien und Liebeleien, bei der Galanterie und Koketterie junger Mädchen und Männer meist um Aeußerungen des ersten Liebesstadiums handelt. Beweisend ist, daß sich zunächst die Sinnesorgane völlig spontan an die ihnen sympathische Erscheinung heften.

Digitized by Google

Wie nämlich Hirschfeld sehr scharfsinnig ausführt, „befinden sich unsere Sinne stets, ohne daß wir uns darüber klar sind, auf der Jagd nach wohltuenden Empfindungen. Fortwährend tasten sie, fahnden sie, suchen und halten sie Auslese. Treten wir in einen Kreis von Menschen, so setzen sich die Sinnesorgane mit jeden der Anwesenden in ein bestimmtes Verhältnis, einer großen Gruppe stehen sie neutral gegenüber, eine zweite stößt sie ab, eine dritte zieht sie an. So ist es, wenn wir eine Gesellschaft, eine Versammlung, einen Ballsaal, eine Gastwirtschaft, einen Straßenbahnwagen betreten. Selbst auf der Straße beachten und beobachten wir in der Menge immer die, welche uns schön scheinen, diesen Objekten geht das Auge und mit ihm oft der ganze übrige Körper nach. ... Die meisten Menschen fühlen sich, wenn sie sich nur in der Gesellschaft ihnen erotisch anziehender Personen befinden, ohne daß die eigentliche Geschlechtlichkeit überhaupt in Betracht kommt, gekräftigt und gehoben. Ein Gruß, ein freundliches Zunicken, ein langer Blick der betreffenden Person beglückt sie. Sind sie mit ihnen beim Tanz, auf der Eisbahn, in der Ausübung eines Sports oder Spiels beruflich oder außerberuflich zusammen, so verspüren sie ein Gefühl der Belebung und Sättigung". Daß es sich dabei tatsächlich um endogen-objektive Veränderungen handelt, geht aus den Aeußerungen hervor, mit denen die subjektiven Empfindungen beschrieben werden: es „durchrieselt", „durchschauert", „durchzuckt" den Körper ein unbekanntes Etwas, „sie fühlen sich wie elektrisiert", „fieberhaft erregt", „es ist ihnen, als ob das Herz, der Atem stockt" usw. Wie das alles freilich zusammenhängt, was da anatomisch-physiologisch vorgeht, ist jetzt auch annähernd nicht zu bestimmen.

Das zweite Stadium der erotischen Erregung und Anziehung wird durch den Hautkontakt hervorgerufen. Sehr häufig geht auch das erste Stadium der Liebe in das zweite über, indem man den Drang verspürt, das anziehende Objekt körperlich zu berühren, zu fassen, zu umfangen, der Geliebten Haut oder Haare zu streicheln und vor allem sie zu küssen. Auch hier ist der Gefühlston das Wesentliche und Entscheidende, indem all jene Berührungen auch als Symbole der Sympathie, z. B. unter Verwandten vorkommen, nicht aber eine luststeigernde Annäherung, die zu vasomotorischen Reflexen führt. Das dritte Stadium endlich ist das eigentlich genitale und durch den Drang gekennzeichnet, die immer mehr gesteigerte Spannung zu lösen. „Der Nervenschauer im ersten Liebesstadium, die nervöse Erschütterung im zweiten erhebt sich im dritten Liebesstadium zur höchsten Nervenekstase. Das leichte Lustgefühl beim bloßen Anblick, das stärkere beim Kontakt, das stärkste im Orgasmus sind nur Stufen einer Klimax, verschiedene Stärkegrade derselben Empfindung, nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden."

Ganz anders ist dies bei der Freundschaft, wo schon jeder Drang zu einer intimen Vereinigung fehlt. Zwischen Liebe und Freundschaft besteht nicht ein quantitativer, sondern qualitativer Unterschied, nicht in der Stärke, im Ton des Gefühls. „Die Freundschaft ist eine Verstärkung, die Liebe eine Ergänzung der eigenen Persönlichkeit, aus der Liebe quillt neues Leben, die Freundschaft vertieft das frühere." Hingegen schließen sich beide nicht aus, können in verschiedener Stärke nebeneinander vorkommen, ja nicht selten glimmt die Freund-

Digitized by Google

schaft noch lange erwärmend nach, wenn das Feuer der Liebe längst schon erloschen. Was freilich der Freundschaft anatomisch-physiologisch zugrunde liegt, und wodurch sie sich da von der Liebe unterscheidet, ist heute noch ein okkultes Phänomen. Auch die Thesen und Vermutungen, die Hirschfeld hier aufstellt, erscheinen mir mehr als schwach fundiert. Was er von der Liebe Positives meldet, die Symptome derselben, seine neue Einteilung, die Unterscheidung von der Freundschaft, das ist im wesentlichen doch nur Beschreibung, fast hätte ich gesagt: deskriptive Anatomie, aber keine Erklärung, am allerwenigsten eine bewiesene. Und Hirschfeld selber verwahrt sich mit Recht, daß man, wie in der Wissenschaft so häufig, die Erfindung neuer Worte mit der Entdeckung neuer Tatsachen verwechsle.

Ich glaube, wir haben die Erklärung der Tatsachen und Phänomene der Liebe von einer ganz andern, der psychologischen Seite zu erwarten. Es ist notwendig, im Liebesleben die allerersten Wurzeln zu suchen. Man verstehe mich recht. Es genügt durchaus nicht, daß man selbst einen wahrheitsliebenden Menschen erzählen läßt, wann er zum erstenmal Liebe empfand und unter welchen Symptomen. Denn so paradoxunglaublich dies klingt, es ist trotzdem wahr, daß die meisten Menschen dies gar nicht mehr wissen, es völlig und gänzlich vergessen haben. Und zwar hat die psycho-analytische Methode, die Professor Freud zur Auflösung der Hysterie und Zwangsneurose schuf, auch in diese Abgründe hineingeleuchtet. Wenn wir einen Menschen nach seinen ersten Erinnerungen fragen, so wird er zusammenhängend frühestens von der Volksschulzeit erzählen, i. e. vom sechsten Lebensjahre ab. Aus früheren Jahren existieren da bestensfalls ganz isolierte Erinnerungsbrocken, von welchen man oft gar nicht begreift, warum sie in aller Welt behalten wurden. Die Psychoanalyse ermöglicht es uns, weit tiefer zu tauchen, bis in die prähistorische Urzeit des Menschen, ja, wie ich in mehreren ganz sichergestellten Fällen nachweisen konnte, selbst bis zum sechsten Lebensmonat. Und das hellt dann freilich urplötzlich Beziehungen der Liebe auf, von denen man sich bisher nichts träumen ließ. Wie häufig liest man z. B. in Romanen — im Leben geschieht dies freilich weit seltener — von der blitzartig einschlagenden ersten Liebe. Das ist trotz aller Vehemenz der Symptome in Wahrheit niemals die erste Liebe, ja sogar recht selten bereits die zweite. Eine wirklich allererste Liebe erlebt man höchstens bis zum vierten Jahre, in der Regel aber längstens im zweiten und dritten. Was später erfolgt, ist nur Auflagerung, Wiederholung eines schon einmal Erlebten. Man verliebt sich auf der Stelle, wenn das Objekt jener ersten Liebe ungefähr gleicht oder wenigstens erhebliche Aehnlichkeit aufweist. Das geschieht nun freilich nicht etwa bewußt, vollzieht sich vielmehr ganz in der Tiefe des Unbewußten.

Man glaube nur nicht, ein Kind mit seinen noch unentwickelten Sexualorganen vermöge darum geschlechtliche Liebe nicht zu empfinden. Jeder Nervenarzt weiß, daß sexuelle Regungen auch dem frühesten Kindesalter durchaus nicht fremd sind, daß das Liebesempfinden, einmal geweckt, sich schon in den allerersten Lebensjahren zumindest so stark zu regen vermag, wie in der Zeit der Pubertät, wenn auch gewisse physische Akte noch unmöglich bleiben. Spinale Zentren und periphere Organe können da gern noch unentwickelt sein, das

Digitized by Google

Gehirnzentrum aber, der Sitz der Liebe, ist sicher entwickelt und zeigt funktionell, zumal bei der so häufigen peripheren Reizung, enorme Stärke. Wie nun der Geschlechtstrieb in dieser Urzeit festgelegt wurde, so tritt er später, in den Jahren der Reife, mit der physischen Ergänzung notwendig und unaufhaltsam in Erscheinung. Es sind also zwei Faktoren hier maßgebend. Zunächst, was sicher entscheidend ist, die angeborene Gehirnanlage, zum zweiten jedoch, was oft kaum mindere Wichtigkeit besitzt, die spezifisch infizierenden sexuellen Erlebnisse der frühesten Kindheit vor jeder noch bewußten Erinnerung.

Halten wir an diesen Grundlagen fest, der angeborenen Konstitution als unerläßlichem Fundament und der jeweiligen sexuellen Infektion als spezifischer Ursache, dann wird uns eine Reihe von Phänomenen der Liebe verständlich, die sonst ganz unbegreiflich blieben. Z. B. die merkwürdige Konstanz des Geschlechtstriebs. Nach Hirschfeld ist es durchaus unrichtig, wie noch vielfach geglaubt wird, daß jener Trieb beim Menschen sehr starkem Variationsbedürfnis unterworfen ist. Im allgemeinen freilich herrscht da schier unendliche Mannigfaltigkeit, so daß man kaum je zwei Personen findet mit völlig gleichgeartetem Geschlechtstrieb. Bei jedem einzelnen jedoch bewegt sich der Trieb, sobald er bloß einmal seiner Eigenart entsprechend fix eingestellt ist, nur in sehr engen Grenzen. Wir müssen beim Geschlechtstrieb dreierlei unterscheiden: seine Stärke, die Art seiner Aeußerung und seine Richtung. Was die Triebstärke anlangt, so finden wir da alle Grade und Uebergänge von Immanuel Kant an, von dem man behauptet, er habe weder die Liebe, noch überhaupt den Geschlechtstrieb jemals gekannt, oder Cornelia Goethe, in deren Wesen nach dem Wort ihres Bruders keine Spur von Sinnlichkeit gelegen habe, bis zu den bekannten Lebemännern und Courtisanen der Weltgeschichte. Die individuelle Gradstärke jedoch ist eine konstante, indem keusch Veranlagte im allgemeinen keusch, Frigide frigid, schwach oder stark Sinnliche sinnlich, Lüsterne auch lüstern bleiben. Mag auch der Einfluß frühester sexueller Reizungen gewiß keine kleine Rolle spielen, so dürfte hier am ehesten noch die angeborene Konstitution von ausschlaggebender Bedeutung sein. Viel minder schon in der Art der Betätigung, bei der zu unterscheiden ist die aktive, männliche, begehrende Form, deren krankhaftes Uebermaß der Sadismus darstellt, und die passive, weibliche, hingebende Art mit der pathologischen Steigerung im Masochismus. Mögen diese Aeußerungen nach Havelock Ellis auch tief in unserer tierischen Abstammung wurzeln, in den Liebesbräuchen und Werbungskämpfen unserer zoologischen Vorfahren, die als Disposition und vererbte Instinkte in der menschlichen Gehirnanlage wiederkehren, so haben mich doch meine psycho-analytischen Untersuchungen gelehrt, daß hier die sexuellen Früherlebnisse als fast noch bedeutsamer anzusehen sind. Wenn jeder seine eigene, durchaus persönliche Verkehrsweise übt, eine bestimmte „Art, wie er es am liebsten hat", auf welche er immer wieder verfällt, so sind dafür die geschlechtlichen Urerinnerungen jedes einzelnen eben entscheidend. Das nämliche gilt von der Richtung des Triebs. Es ist weder Zufall, noch einfach bloße Gehirnanlage, daß das jeweils anziehende Objekt seine ganz bestimmten, detailliert nuancierten Qualitäten besitzen muß, daß jeder sein spezifisches „Genre" hat, seinen „Fall", der ihm ganz

Digitized by Google

besonders anspricht. Nun wärs kaum denkbar, daß solche unendliche Mannigfaltigkeit schon in der Anlage des zerebralen Geschlechtszentrums schlummert. Wohl aber ist es sofort verständlich, daß jeder besondere sexuelle Ersterlebnisse hat, die dann immer nach Wiederholung drängen. Man suche sie nur beileibe nicht zu spät, nicht etwa erst in der Pubertät, oder da, wo sie einer aus seiner bewußten Erinnerung angibt, sondern in der allerfrühesten Kindheit, bis höchstens zum vierten Lebensjahr, und in der Tiefe des Unbewußten. Bloß solche unbewußte Urerlebnisse geschlechtlicher Art sind dann für alle Zeiten bestimmend.

Ich komme nun zu jenem Kapitel, das Hirschfeld kennt wie vielleicht kein zweiter lebender Fachmann, der Bi- und Homosexualität und den Geschlechtsübergängen. Es ist heutzutage wohl sichergestellt, daß jene Teile des Nervensystems, die den Sitz des Geschlechtstriebs und Geschlechtssinnes bilden, sich aus der ursprünglichen Doppelgeschlechtlichkeit allmählich zur Eingeschlechtlichkeit entwickeln. Selbst für Laien ist dies schon gut erkennbar, da die dauernde Fixierung des Geschlechtstriebs und die damit Hand in Hand gehende Festigung des Charakters in körperlicher, wie in geistiger Beziehung erst im dritten Lebensjahrzehnt zum Abschluß kommt und dieser Fixierung fast immer ein Stadium des Tastens, Suchens und Schwankens vorausgeht. Drum zeigen die Jünglinge „von der Reifezeit bis in die zwanziger Jahre eine sichtlich weibliche, die Mädchen eine puerile Beimischung; erstere tritt beispielsweise in der Bartlosigkeit, der noch nicht stark entwickelten Muskulatur, dem sehr empfänglichen und oft ausgesprochen sanften Gemüt des Jünglings zutage, während die virile Note beim Mädchen (im Backfischalter) in den noch schwach entwickelten Brüsten und Hüften, der fehlenden Fettbildung, sowie einer stärkeren Agilität und Aktivität des Charakters und Geistes zum Ausdruck kommt". Bekanntlich hat sich in den jüngsten Tagen durch den Uebereifer von Richard Pfennig ein Prioritätsstreit über die Entdeckung der Doppelgeschlechtlichkeit entsponnen, indem dieser Autor sie ausschließlich Wilhelm Fließ vindizierte. Nach den ebenso treffenden wie umfassenden historischen Ausführungen Hirschfelds kann man letzterem nur beipflichten, daß Pfennig ebensowenig wie Fließ es für nötig befand, die Literatur, die für sie in Betracht käme, mit anderm, als nur flüchtigem Blick zu streifen, und daß sie dann ihre eigene Ahnungslosigkeit auf diesem Gebiete verallgemeinert hätten.

Für die Liebe und den Geschlechtstrieb, sagte ich oben, seien stets zwei Faktoren entscheidend: die angeborene Gehirnanlage als die conditio sine qua non und die spezifisch infizierenden Sexualerlebnisse einer allerersten Kindheit. Während die Bedeutung der Konstitution von den Forschern wie den Laien seit jeher bereitwillig anerkannt wurde, ist die der zweiten, nicht selten noch wichtigeren Komponente erst seit kurzem beweisbar durch die psycho-analytische Methode nach Freud. Wenn manche, wie z. B. Schrenck-Notzing, die Bedeutung der ersten (soll heißen: erstbewußten) Sexualerlebnisse über alles stellen, so begingen sie dabei zwei schwere Fehler, die den Anhängern der Konstitutionstheorie, so etwa Hirschfeld, bequeme Handhaben zur Widerlegung boten. Zunächst ist es ganz ausgeschlossen, daß die Richtung des Geschlechtstriebs wie die Art seiner Betätigung sich erst

Digitized by Google

in der spätern Kindheit fixiert, etwa im 10. oder 11. Jahre oder gar in der Pubertät, wie vielfach aus autobiographischen Berichten geschlossen wurde, oder gar eine Umwandlung des Geschlechtstriebs durch Züchtung oder Verführung anzunehmen sei. Dies hängt aber wieder damit zusammen, daß diese Hypothese aufgebaut wurde auf bewußt erinnerten Angaben der Kranken, die naturgemäß viel zu spät ansetzen. Dieser eine Fehler führte dazu, den zweiten wichtigen, ja geradezu unerläßlichen Faktor, die Konstitution, zu gering oder gar nicht mehr einzuschätzen. Nach meinen Untersuchungen muß ich annehmen, daß die Wahrheit auch hier in der Mitte liegt. Wer z. B. keine oder, richtiger gesagt, nur minimale gleichgeschlechtliche Anlagen besitzt, den wird keine Verführung, selbst in der frühesten Kindheit nicht, zum Urning machen. Aber andererseits kann ich mir platterdings keine Gehirnanlage denken, die es erzwingt, daß einer Vorliebe nur für Männer besitzt mit dem Scheitel auf der rechten Seite oder einem Schmeerbauch oder zusammengewachsenen Augenbrauen. Das ist wieder nur einzig und allein erklärlich aus der Assoziation eines solchen Mannes mit sexuellen Regungen der frühesten Jahre.

Wer sich an die eben vorgetragenen Grundsätze hält, wird so manches verstehen, was sonst ganz unbegreiflich bliebe. Es ist z. B. Erfahrungstatsache, daß Eheleute sich ähnlich sehen, u. z. nicht bloß nach jahrelangem Zusammensein, sondern schon von Haus aus. Woher diese seltsame Erscheinung? Man braucht bloß anzunehmen, daß die erste Geliebte, wie so ungemein häufig, die Mutter oder die Schwester ist, mit denen man naturgemäß Aehnlichkeit hat, und daß jene Erstanziehung auch in der späteren Gattenwahl wiederkehrt, was gleichfalls die Alltagserfahrung bestätigt, und mit einem Schlage ist die Aehnlichkeit der Eheleute vollständig erklärt. Es wird sodann auf der Stelle durchsichtig, warum ein jeder mit dem fremden oder dem eigenen Geschlecht auf seine persönlichste Art verkehrt, und daß die Ansprüche an sein „Genre", an seinen „Fall" so bis in das Einzelnste scharf nuanciert sind. Auch die Entstehung des Fetischismus oder, wie Hirschfeld es nennt, der „Teilanziehung" ist leicht zu deuten bis in die pathologische Steigerung hinein. „Jeder Typus setzt sich ja aus einzelnen Eigenschaften zusammen, und es ist unschwer nachzuweisen, daß die Vorliebe für einen bestimmten Typus stets in dem Lustgefühl an einzelnen körperlichen und geistigen Eigenschaften beruht, von denen einige eine schwächere, andere eine stärkere Anziehungskraft besitzen (ergänze: je nach der Art und Häufigkeit der spezifischen ersten Sexualeindrücke). Von der Summe der Einzelattraktionen hängt die Stärke der Liebe ab. Oft freilich kann ein bestimmter Teil so ganz besonders sexuelles Gefallen erwecken, daß daneben alle anderen Eigentümlichkeiten nur eine untergeordnete Beachtung finden. Je stärker ein Teil einer Persönlichkeit reizt, um so mehr verblassen die übrigen. So ist beispielsweise bei manchen die Vorliebe für einen vollen weiblichen Busen so stark, daß alles andere, Alter, Figur, übriges Aussehen dagegen zurücktritt. Würde sich ein Dritter nur an die Physiognomien der von einem „Brustfetischisten" geliebten Person halten, er könnte über ihre Verschiedenheit leicht in Erstaunen geraten.... Nichts ist so geringfügig, ja nichts so grotesk, so absurd, so monströs, daß es nicht in der Liebe eine

Digitized by Google

Bedeutung gewinnen könnte. Die sich auf dem Gebiete der Teilanziehung darbietende Fülle der Erscheinungen ist in ihrer Unübersehbarkeit wahrhaft erstaunlich. Auch die kühnste Phantasie kann sich von der endlosen Mannigfaltigkeit der hier in Betracht kommenden Kleinigkeiten, Nuancen und Schattierungen keine Vorstellung machen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man hier den Satz voranstellt: Was möglich ist, kommt vor."

„In der Liebe gibt es keinen Zufall, in ihr ist alles Gesetz", sagt Magnus Hirschfeld, und ich kann diesem Satz nur voll beipflichten. Was einer kraft seiner Geschlechtsanlage und seiner Ersterlebnisse tut, das muß er tun, mag seine Liebe auch scheinbar ganz frei sein. Diese Regel gilt im Physiologischen wie im Pathologischen, in der normalsten und scheinbar gesündesten Liebe, wie in der allermonströsesten Ausschreitung der Vita sexualis. So auch für die Homosexualität, die Liebe des Menschen zum eigenen Geschlechte. Der Autor des Buches „Vom Wesen der Liebe" müßte nicht Magnus Hirschfeld heißen, wenn nicht ein großer Teil desselben und eine fast überreiche Zahl von Beispielen diese interessanteste Spielart beleuchtete. Und wie immer, wenn Hirschfeld von jenen Enterbten des Liebesglücks spricht, die zwischen Enttäuschung und Erpressung pendeln, und welche er in einer geradezu erstaunlichen Anzahl studierte, wird er warm und beredt bis manchmal zu fast poetischer Höhe. Ich kann mich bei weitem nicht mit seiner ungeheueren Erfahrung messen. Auch sind meine diesbezüglichen Untersuchungen noch lange nicht fertig und abgeschlossen. Doch gleichwohl scheinen mir schon meine bisherigen Erfahrungen darzutun, daß auch hier die angeborene Triebrichtung nicht das ausschließlich und einzig Entscheidende ist, wenn auch deren überragende Wichtigkeit kaum zu bestreiten sein dürfte. Ich fand bislang ganz regelmäßig daneben spezifische, wenn auch unbewußte Kindheitserlebnisse im sexualinfektionsfähigen Lebensalter, d. h. bis etwa zum vierten Jahre. So ist es, um nur ein Beispiel zu nennen, gewiß eine Wirkung der Primärinfektion, daß bei den einen die homosexuelle Richtung sich gerade und ausschließlich Jünglingen zuwendet (obendrein mit bestimmten Aeußerlichkeiten), bei andern bloß dem gereiften Mann, bei dritten endlich nur dem höheren Alter. Und es will mich heute bereits bedünken, daß die psycho-analytische Methode nach Freud auch für die Homosexualität und deren Probleme ein neues und erweitertes Verständnis herbeiführen wird.

Schon jetzt aber möchte ich mit Nachdruck betonen, daß jene Unglücklichen — und unter den heute obwaltenden Verhältnissen ist es in Ländern mit Strafbestimmung und daher auch Erpressern kaum anders möglich, als daß sie tatsächlich unglücklich sind —, daß also jene unglücklichen Menschen unser Mitleid verdienen und nicht den Kerker. Ich kann mir nicht versagen, hier die treffenden Worte Hirschfelds zu zitieren: „Wir sollten endlich einmal aufhören, uns um etwas zu bekümmern, was das Individuellste, Privateste, Persönlichste ist, das es gibt; der moderne Staat schützt die Persönlichkeit, ihr Leben, ihr Eigentum und ihre Ehre. Ist aber nicht auch das Einmischen in das Geschlechtsleben Erwachsener, das Eindringen in ihr Schlafzimmer ein Eingriff in die Rechte der Persönlichkeit? Ich bin zwar nicht für Strafbestimmungen, möchte aber doch, daß man wegen Verletzung

Digitized by Google

von Scham und Sittlichkeit einst diejenigen bestrafen wird, welche sich unbefugterweise in das Geschlechtsleben reifer und freier Frauen und Männer mischen. Nichts sollte uns heiliger und unantastbarer sein, vor nichts sollten wir mehr Achtung und Taktgefühl bekunden, als vor der Liebe des Nächsten. Ob Erwachsene heterosexuell, homosexuell oder bisexuell empfinden und sich betätigen, ist ihre Sache und geht keinen Dritten etwas an. Vergessen wir doch nicht, daß »das öffentliche Aergernis«, »der Skandal« viel weniger durch die Handlung selbst, als durch ihr Herauszerren an die Oeffentlichkeit gegeben wird." Dem wertvollen Buche Hirschfelds aber „Vom Wesen der Liebe", das dem Fachmann und natürlich noch viel mehr dem Laien eine Fülle des Neuen und Lehrreichen bietet, ist ein möglichst weiter Leserkreis zu wünschen.

M. Much und die Heimat der Indogermanen.

Ich habe niemals, auch nicht, wie Herr Regierungsrat Much V, 647 dieser Revue behauptet, in meiner V, 527 veröffentlichten Erwiderung das Verdienst in Anspruch genommen, zuerst die Hypothese von der europäischen Heimat der Indogermanen aufgestellt zu haben. Die Männer, die vor mir irgend ein Gebiet Europas als solche angenommen haben, sind von mir in meinen „Origines" (1883) mit ihren Argumenten genau angeführt worden. Es sind dies Latham, Benfey, Geiger und Poesche. Nicht angeführt konnten werden Löher und Wilser. Denn Löhers akad. Abhandlung ist erst nach meinen „Origines" veröffentlicht worden und Wilsers Frankfurter Vortrag „Zur Keltenfrage", in dem er zum Schluß auf Grund der bekannten germanischen Ursprungssagen die skandinavische Halbinsel nicht nur als die Heimat der Germanen, sondern auch als die Heimat aller übrigen Indogermanen anspricht, ist in der Oktober-Nummer des Korrespondenzblattes vom Jahre 1882 erschienen, also zu einer Zeit, zu der das Manuskript meiner „Origines" bereits abgeschlossen und in den Händen meines Verlegers war. Was derselbe zur Begründung seiner Hypothese in der Sitzung des Karlsruher Altertumsvereins vom 29. Dezember 1881 und in anderen Sitzungen desselben Vereins vorgebracht hat, ist mir bis heute unbekannt geblieben, da mir weder Nr. 22 des Jahrganges 1882 noch irgend eine andere Nummer der „Karlsruher Zeitung" jemals zu Gesicht gekommen ist. Also gerade das Gegenteil der Behauptung Muchs ist richtig.

Was ich dagegen V, 208 über das Verhältnis der von mir zuerst aufgestellten südskandinavischen Hypothese und ihrer hauptsächlich archäologischen Begründung zur Muchschen Hypothese und ihrer von meiner nicht verschiedenen Begründung bemerkt habe, ist von ihm bis jetzt in keiner Weise widerlegt worden.

K. Penka.

(Nachdem Herr Much und Herr Penka je zwei Mal sich zu der Frage geäußert haben, schließen wir hiermit die Diskussion. — Die Redaktion.)

Richtigstellung zu Herrn Dr. W. Borgius' Artikel „Zur Frage der Mutterschaftsversicherung".

Ohne auf die Kritik einzugehen, die Herr Dr. Borgius an meinem Artikel „Die voraussichtlichen Folgen der Mutterschaftsversicherung" (in Nr. 10 d. Jahrg.) übt, möchte ich nur auf den mir gemachten Vorwurf, daß ich von ihm aufgestellte

Digitized by Google

Behauptungen „ignoriere", „verschweige", erwidern. Herr Dr. Borgius geht von der irrigen Voraussetzung aus, daß meine Arbeit eine Kritik seines Artikels „Mutterschutz" sei. Nun war mir aber dieser Artikel nicht bekannt und ist es auch heute noch nicht; meine Arbeit und meine Kenntnis der Borgius'schen Vorschläge gründet sich vielmehr auf die Betrachtungen von Kaspar Schmidh (Pol.-anthr. Revue V, 5), was ich zu Anfang meines Artikels, vielleicht nicht mit der nötigen Deutlichkeit, erwähnt habe. Ich habe also nur Behauptungen ignoriert, von deren Existenz ich keine Kenntnis hatte.

Dr. Fr. von den Velden.

Berichte und Notizen.

Ueber die Vererbungslehre in der Biologie betitelt sich eine Schrift von E. H. Ziegler (Verlag von G. Fischer, Jena), die eine erweiterte Bearbeitung seines früheren Vortrags über den derzeitigen Stand der Vererbungslehre in der Biologie ist. Der Grundgedanke der Arbeit ist, daß wir zurzeit noch keine schlagenden Beweise von Vererbung erworbener Eigenschaften kennen. Denn die Uebertragung von Infektionskrankheiten von den Eltern auf die Kinder und die Schädigung der Keimzellen durch chronische Vergiftungen können nicht als solche betrachtet werden. Auch muß die Vererbung bei den Protisten durch Teilung unterschieden werden von der bei höheren Organismen durch Vermittelung von generativen oder Keimzellen. Hier finden wir nur in den letzteren die Träger der Vererbung in Gestalt der im Zellkern enthaltenen Chromosomen, die eine dauernde Individualität besitzen. Auch die Versuche von Standfuß und Fischer an Schmetterlingen sprechen nicht für eine Vererbung erworbener Eigenschaften, aber es ist zuzugeben, daß das Klima und andere Verhältnisse der umgebenden Natur im Laufe längerer Zeit einen Einfluß auf das Keimplasma und somit auf die Vererbung ausüben können; auch Weismann hat diesen Einfluß zugegeben. Die Experimente von Brown-Séquard, Westphal, Obersteiner, die an Meerschweinchen angestellt wurden, liefern auch keinerlei Beweis für eine Vererbung erworbener Eigenschaften und sind durch die abweichenden Ergebnisse der Versuche von Romanow und Sommer widerlegt worden.

Anthropologische Beobachtungen über die Buschmänner veröffentlicht H. Werner, Oberarzt in der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, in der Zeitschrift für Ethnologie (1906, Heft 3). Gemessen wurden 31 Erwachsene und acht Kinder aus dem Stamm der Heikumleute, darunter 14 Männer und 17 Frauen. Die Körpergröße der Männer beträgt 155,3 cm, der Frauen 149,7; Schädellänge (wohl Kopflänge) 17,9 bei Männern, 17,8 bei Frauen, die Breite 13,6 und 13,1; Schädelindex 76,3 und 75,5; Durchschnittsindex der Schädel aller gemessenen Erwachsenen 74,77. Der Ernährungszustand der Untersuchten ist im allgemeinen dürftig zu nennen, der Fettvorrat gering; die Haut ist auch bei jüngeren Individuen auffallend schlaff und läßt sich in weiten Falten aufheben. Man hat den Eindruck, daß zwischen dieser Schlaffheit der Haut und dem extremen Schwanken der Flüssigkeitsdurchtränkung der Gewebe, wie es bei dem häufigen, lange anhaltenden Dursten, dem die Buschleute ausgesetzt sind, die Regel ist, ein Zusammenhang besteht. Die Männer versicherten, sie könnten vier Tage lang bei großer Hitze ohne Wasser marschieren. Die Hautfarbe ist bei allen Untersuchten, mit Ausnahme von zweien, bei denen eine Rassenmischung nicht ausgeschlossen ist, ein Braun von mittlerer Tontiefe, ins Gelbe spielend. Die Handteller und Fußsohlen sind heller gefärbt, bilden jedoch gegen den Handrücken keinen so auffallenden Kontrast wie beim Bantuneger. Die Haut der Brust und des Bauches ist um eine Nuance dunkler gefärbt als die des Gesichts. Die Iris ist bei allen Untersuchten tiefbraun gefärbt. Der Haarwuchs ist, verglichen mit dem des Europäers, sehr bescheiden; er ist fast ganz auf den Schädel beschränkt; Barthaare findet man nur bei einzelnen Männern und auch bei diesen nur sehr spärlich. Körper-, Achsel- und Schamhaar ist fast gar nicht vorhanden. Die Farbe des Haupthaares ist tiefschwarz. Das einzelne Haar wird bei den Männern etwa 4 cm, bei den Frauen 6 cm lang; es ist fein und spiralig gewellt. Der Krümmungsradius der Spirale beträgt etwa 2 mm. Je zwei bis drei Haare stehen in Gruppen dicht beisammen. Eine Anzahl solcher Gruppen vereinigt

Digitized by Google

sich zu einem Büschel, der ein fast unentwirrbares Haargeflecht darstellt. Zwischen den Büscheln ist die braungelbe Kopfhaut sichtbar, so daß die Schädeloberfläche den Eindruck einer schwarz gefleckten Fläche macht. Ausfall des Kopfhaares wird auch bei alten Personen nicht beobachtet, wohl aber Ergrauen, aber auch dieses nicht in so hohem Grade wie bei Europäern. Die Profilansicht des Gesichtes läßt eine deutliche alveoläre Prognathie erkennen; bei den meisten Individuen überragt die Oberlippe in der Profilansicht die Nasenspitze. Die knöchernen Augenbrauenbogen springen stark vor, während der Stirnglatzenwulst deutlich entwickelt ist. Die Wangenbeine bilden mit den weit ausladenden Jochbogen stark über die Schläfen- und Wangengegend hervorragende Erhebungen. Die Nase ist gegen die Stirn stark abgesetzt und von auffallender Kleinheit. Der Nasenrücken ist sehr flach, so daß man bisweilen von einem Nasenrücken kaum sprechen kann und eine fast ebene Fläche die Verbindung von einem Wangenbein zum anderen herstellt. Die Nasenspitze ist klein und etwas aufwärts gerichtet. Die Nasenlöcher sind mit ihrem größten Durchmesser quergestellt. Die Lippen sind, verglichen mit denen der meisten Neger, schmal; ihre Farbe gleicht fast genau der der umgebenden Gesichtshaut. Die Zähne sind bei der Mehrzahl der Individuen in recht gutem Zustand. Die als Steatopygie bezeichnete, bei den Hottentottenweibern so häufige abnorm starke Gesäßentwicklung wird bei den Weibern der Heikum und Kung nicht gefunden, ein Umstand, der mit großer Entschiedenheit gegen die Rassenverwandtschaft der Buschleute mit den Hottentotten zu sprechen scheint. Die Arme sind dünn und wenig muskelkräftig, die Hände klein und sehr zart. Die Fußwölbung ist gut; Plattfuß wurde nur in einem Falle gesehen. Die große Zehe ist geradeaus gerichtet. In den meisten Fällen ragt die zweite Zehe am weitesten hervor, doch wurde sie in zwei Fällen von der ersten überragt. Bei allen Untersuchten fand sich eine große Sehschärfe. Dreifache Sehschärfe wurde von allen Untersuchten erreicht, bei einzelnen noch höhere Grade bis zu sechsfacher Sehschärfe.

Die Rückbildung der Schneidezähne im menschlichen Gebiß ist der Gegenstand einer umfangreichen statistischen Untersuchung von Dr. C. Röse, deren Ergebnisse in folgenden Sätzen zusammengefaßt sind: 1. Die Rückbildung der seitlichen Schneidezähne des Oberkiefers und der Weisheitszähne beruht auf stammesgeschichtlichen Ursachen und nicht auf ungünstigen räumlichen Verhältnissen in krankhaft entarteten Kieferknochen. 2. Bei den höher stehenden europäischen Menschenrassen mit größeren Gehirnen ist die Rückbildung der seitlichen oberen Schneidezähne und der Weisheitszähne im allgemeinen weiter vorgeschritten als bei den tiefer stehenden Rassen. 3. Bei nordischen Langköpfen sind die seitlichen oberen Schneidezähne häufiger, die Weisheitszähne seltener zurückgebildet als bei den Kurzköpfen der alpinen Rasse. Diese eigenartige Erscheinung beruht höchstwahrscheinlich auf entwicklungsmechanischen Gründen. Unter einer langen schmalen Kopfform ist die Zahnleiste mehr in der Gegend der anderen Bogenlinie, unter einem kurzen Kopfe aber mehr an ihrem hinteren Ende im Wachstum behindert. 4. Beim männlichen Geschlecht ist die Rückbildung der seitlichen oberen Schneidezähne weiter vorgeschritten als beim weiblichen. 5. Die Verdoppelung der seitlichen oberen Schneidezähne ist als ein Rückschlag auf alte (eocäne) Vorfahren aufzufassen. 6. Das Milchgebiß des Menschen hält die älteren Formen treuer fest als das bleibende. Darum hat das Milchgebiß häufiger verdoppelte und seltener fehlende seitliche obere Schneidezähne als das bleibende Gebiß.

Entdeckung eines uralten Hockergrabes in Deutschland. Beim Ausheben der Fundamente eines Hauses in der Feldflur Helmsdorf bei Hettstedt ist ein Hockergrab bloßgelegt worden. Man stieß, wie die Hettstedter Ztg. berichtet, auf Ueberreste menschlicher Skelette und dann in größerer Tiefe auf zwei Urnen. Es gelang, diese unversehrt zu erhalten. Nach Ansicht des Professors Dr. Größler-Eisleben, einer anerkannten Autorität auf archäologischem Gebiete, stammen diese Urnen aus einem Zeitalter, das etwa 3000 Jahre vor Christi Geburt zurückliegt.

Amerikas Konflikt mit Japan. Bezeichnend für die Stimmung im Kongresse ist es, wie wir den „Leipziger Neuesten Nachrichten" entnehmen, daß diejenigen Stellen in der Botschaft des Präsidenten Roosevelt, welche von der Schulfrage in San Francisco handeln, von den kalifornischen Mitgliedern des Repräsentantenhauses mit größter Unzufriedenheit aufgenommen wurden, besonders der Vorschlag, daß den Japanern die Naturalisierung zugestanden werden solle. Mehrere Senatsmitglieder haben den Antrag gestellt, daß Präsident Roosevelt ersucht werde,

Digitized by Google

der japanischen Regierung mitzuteilen, daß die Unionregierung keinerlei Einmischung in innere Angelegenheiten dulden werde. Ein ähnlicher Antrag wurde von Senatoren der Südstaaten eingebracht, was um so bedeutungsvoller ist, als sich daraus ergibt, daß in dieser Frage die Südstaaten mit den übrigen Staaten völlig übereinstimmen. — Sehr auffallend war die Meldung, daß die japanische Gesandtschaft in Washington erklärt hatte, sie betrachte den Konflikt wegen der Schulfrage nicht mehr als gefahrdrohend und erwarte, daß der Präsident die Angelegenheit schon ordnen werde. Die Motive zu diesem scheinbaren Rückzuge beleuchtet in sehr interessanter Weise eine Meldung der „Morning Post" aus Washington. Darin wird die Ansicht ausgesprochen, daß die amerikanische Regierung zu ihrem großen Unbehagen Bekanntschaft mit der Schlauheit der japanischen Diplomaten machen mußte. Diese haben nämlich die Stellung eingenommen, als betrachteten sie die kalifornische Schulangelegenheit als eine rein innere Angelegenheit Amerikas, in die sie sich, um die Regierung nicht in Verlegenheit zu bringen, nicht einmischen würden. Dabei stellten sie aber an die Regierung von Washington die unangenehme Frage, ob diese in der Lage sei, die Anerkennung von Vertragsbestimmungen zu erzwingen. Diese Frage sei für die Regierung von Washington eine höchst peinliche. Bejahen lasse sie sich nicht, und das Eingeständnis der Ohnmacht, Kalifornien zu zwingen, oder eine ausweichende Antwort, werde Japan die Möglichkeit geben, die Aufmerksamkeit der Welt auf die Tatsache zu lenken, daß Verträge mit Amerika nichts weiter als wertloses Papier seien. — Nicht ohne Interesse ist gegenwärtig, wo die Frage eines japanisch-amerikanischen Krieges vielfach erörtert wird, die Meldung aus Honolulu, daß die Japaner, die seit einiger Zeit dort eintrafen, und auch diejenigen, denen man Pässe gegeben hat, und deren Eintreffen demnächst erwartet wird, alles ausgesuchte Leute von militärischer Erfahrung sind. — Die Feindseligkeit gegen die Japaner ist in San Francisco, wie den „Times" gemeldet wird, so gewachsen, daß man befürchtet, alle Vermittlungsversuche seitens der Regierung würden resultatlos verlaufen. Die Veröffentlichung des Berichtes Metcalf über die Schulfrage hat, statt mildernd, aufregend gewirkt. Man ist über Metcalf um so mehr empört, weil er Kalifornier ist. Man macht ihm den Vorwurf, die Arbeiterfrage und das Verhalten der Japaner mit der Schulfrage ohne Grund vermischt zu haben. In Wirklichkeit sollen aber in der Tat die Arbeiterverbände die Hetze gegen die Japaner begonnen haben. Die Stadtväter von San Francisco erklärten, daß der Bericht Metcalfs sie in höchstes Staunen versetzt habe. Die Schulbehörde leugnet, zu beabsichtigen, mehrere Schulen für die Orientalen einzurichten, damit der Vorwurf unmöglich gemacht wird, daß der Schulweg für die japanischen Kinder zu weit sei. Metcalf hatte in seinem Berichte behauptet, daß die Schulbehörde dazu bereit sei. Die Schulfrage soll übrigens nur ein Vorwand sein. In Wirklichkeit handelt es sich nach Ansicht des „Times"-Korrespondenten um einen Rassenhaß, der sich an der ganzen Küste des Stillen Ozeans fühlbar macht.

Neuerdings ist nun zwischen der Bundesregierung und den kalifornischen Delegierten ein Abkommen getroffen worden, nach dem Kalifornien die orientalischen Schulen schließen und die Japaner zu den Schulen der Weißen sofort zulassen soll. Damit ist der Erfolg vorläufig auf seiten der Mongolen. Gleichzeitig hat aber der amerikanische Kongreß einen Zusatz zum Einwanderungsgesetz angenommen, wonach der Präsident die Zulassung von Staatsangehörigen eines anderen Landes zu dem kontinentalen Gebiet der Vereinigten Staaten verweigern kann, wenn die Pässe der betreffenden Einwanderer für ein anderes Land als die Vereinigten Staaten, oder für die insularen Besitzungen der letzteren oder für das Panamakanal-Gebiet lauten, sofern er überzeugt ist, daß die Pässe in einer Weise benutzt werden, welche die Interessen der amerikanischen Arbeiter schädigt. Durch diesen Zusatz, mit welchem sich der japanische Botschafter bis zum Abschluß eines neuen Vertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Japan einverstanden erklärt hat, soll der japanische Zwischenfall als erledigt betrachtet werden.

Die slawische Flut in Böhmen. Den „Leipziger Neuesten Nachrichten" wird aus Budweis geschrieben: Wieder haben die Deutschen in Böhmen eine schwere Niederlage erlitten, wieder haben sie ein Stück deutschen Bodens den siegreichen Tschechen überlassen müssen. Nach einem mit beispielloser Erbitterung geführten Wahlkampfe haben die Tschechen mit 90 Stimmen Mehrheit über die Deutschen gesiegt. Beiden Teilen war es bewußt, daß es sich um einen Kampf auf Tod und Leben handle. Die Wahlbeteiligung war daher eine ungeheure. Die Tschechen hatten den letzten Mann an die Urne gebracht, während von den deutschen Wählern leider 142 fernblieben, eine Zahl, die hingereicht hätte, den Sieg der deutschen

Digitized by Google

Farben zu entscheiden. Schon seit über 40 Jahren tobt der Kampf um Budweis zwischen Deutschen und Tschechen. Bereits im Jahre 1865 war es den Tschechen durch Ueberrumpelung gelungen, den dritten Wahlkörper bei den Gemeindewahlen zu erobern, aber bei den nächsten Wahlen gewannen die Deutschen ihn zurück, und sie hatten, wenn auch mit immer steigender Schwierigkeit, ihre Vorherrschaft in der Gemeinde bisher behauptet. Bei den letzten Wahlen im Jahre 1898 betrug die deutsche Mehrheit im dritten Wahlkörper nur noch 117 Stimmen. „Der Verlust von Budweis wäre eine der schwersten Wunden nicht allein für die Deutschen in Oesterreich, sondern für die ganze deutsche Nation", so schreibt die „Neue freie Presse". „Was in Jahrhunderten gewonnen und behauptet wurde, soll jetzt den Deutschen entrissen werden. Das bedeutet viel mehr als eine politische Niederlage, das ist eine Verminderung des nationalen Besitzstandes für lange Zeit, vielleicht für immer." Denn nicht Parteien, sondern Vorposten von Nationen haben sich in Budweis gegenübergestanden, und die Deutschen sind geschlagen worden. Die slawische Flut steigt noch immer. Schon früher sind die Deutschen in Budweis bei den Wahlen für das Abgeordnetenhaus vom Prinzen Schwarzenberg geschlagen worden, einem fanatischen tschechischen Renegaten, obwohl Nachkomme fränkischen Adels und ein Sprosse des Feldherrn der deutschen Verbündeten in der Völkerschlacht bei Leipzig. — Die Tschechen verdanken ihren Sieg neben einem maßlosen und selbst für österreichische Begriffe geradezu schamlosen Wahlterrorismus namentlich zwei Faktoren: Erstens dem größeren Kinderreichtum der tieferen Kulturrasse und dem Hinterlande der bäuerlichen Umgebung, das ein ständiges Reservoir für den tschechischen Zustrom nach den Städten bildet. Budweis war eine der letzten Städte, wo der deutsche Einfluß sich trotz der Gemischtsprachigkeit behaupten konnte. Mit Budweis fällt die letzte größere Stadt in Böhmen, wo Deutsche und Tschechen um die Macht in der Gemeindevertretung zu kämpfen haben. Die Wahlschlacht von Budweis ist aber zugleich eine hoffentlich heilsame Lehre für alle jene in Oesterreich noch so zahlreichen Optimisten, welche noch immer von einem nationalen Friedensschluß zwischen Deutschen und Tschechen träumten, oder gar von der Wahlreform eine Milderung der nationalen Gegensätze erhofften. Budweis, dieses Schmerzenskind des deutschen Volkes in Oesterreich, ist ein neuer Beweis dafür, daß nur diejenigen Deutschen recht haben, welche eine Möglichkeit des Friedens mit den Tschechen nur in der vollständigen Trennung erblicken, in der Trennung im Gerichtswesen, in der Verwaltung und in der Schule.

Maßnahmen gegen die Landflucht. Einen Antrag zur Bekämpfung der Landflucht hat der Abgeordnete Köhler in der zweiten Ständekammer des Großherzogtums Hessen eingebracht: „Die zweite Kammer wolle beschließen, die Regierung zu ersuchen, durch ihre Bevollmächtigten beim Bundesrat Anträge auf Revision der Reichsgesetzgebung, betreffend die Versorgung der Heeresentlassenen, in der Hinsicht zu stellen, daß Militäranwärtern, Invaliden des Heeres und anderen Heeres-Entlassenen auf deren geäußerten Wunsch an Stelle von Zivilversorgungsscheinen, Unfall-, Invalidenrenten u. dergl. entsprechende Beihilfen und laufende Unterstützungen zum Erwerbe und zum Betriebe selbständiger Bauernwirtschaften, von selbständigen Handwerken und andern kleinen, aber selbständigen ländlichen Erwerbszweigen gewährt werden." — In der Begründung heißt es, daß in erster Linie der Militärdienst die jungen Landbewohner in die Städte bringe. Ihm folge das Landmädchen. Beide sehen den äußeren Glanz und Flitter der Stadt, den Reichtum, das scheinbar müßigere Leben und die zahlreichen Vergnügungen der Städter. Nirgends tritt bei der Staatsverwaltung der Gedanke hervor, den Heeresentlassenen den Rückweg zu ebenen, zurück wieder zur Scholle, zurück zu selbständig betriebener Landwirtschaft, zu selbständigen Berufen des Handwerks, des Kleinhandels und zu anderen kleinen, aber selbständigen und freien Erwerbszweigen.

Ueber den Einfluß der Blutsverwandtschaft der Eltern auf die Kinder sprach Dr. E. Fehr auf dem 78. deutschen Naturforscher- und Aerztetag; er kam zu folgenden Schlußfolgerungen: 1. Eigenartige oder schädliche Folgen, beruhend auf der Blutsverwandtschaft der Eltern an sich, sind nicht erwiesen. 2. Die Eigenschaften und Krankheiten der Nachkommen blutsverwandter Eltern erklären sich aus den auch sonst gültigen Tatsachen der Vererbung. 3. Einige seltene Krankheitsanlagen, so diejenige der Retinitis pigmentosa und zu angeborener Taubstummheit, erlangen mehr wie andere eine gesteigerte Vererbungsintensität, wenn sie sich bei beiden Teilen eines Elternpaares vorfinden. Da nun die Wahrscheinlichkeit, daß die betreffenden Anlagen bei beiden Eltern vorhanden

Digitized by Google

sind, von vorneherein in Verwandtschaftsehen größer ist als in nichtverwandten Ehen, so begünstigt diese besondere Tendenz der Ritinitis pigmentosa und der angeborenen Taubstummheit das Auftreten dieser Krankheiten bei den Kindern blutsverwandter Eltern.

Die alkoholgegnerische Bewegung in Deutschland ist in ständigem Vormarsche begriffen. Wie wir dem soeben von Max Warning in Hamburg herausgegebenen „Jahrbuche für Alkoholgegner 1907" (Hanseatische Druckerei und Verlagsanstalt, Hamburg) entnehmen, gibt es gegenwärtig nicht weniger als 36 abstinente Reichsvereinigungen, von denen 30 sich im „Allgemeinen deutschen Zentralverbande zur Bekämpfung des Alkoholismus, e. V." zusammengeschlossen haben. Das genannte, reichhaltige Jahrbuch, das eine Fülle wissenschaftlichen und statistischen Materials bietet, zählt außerdem 45 Abstinenzzeitschriften in deutscher Sprache auf. Die größte deutsche Abstinenzvereinigung „Deutschlands Großloge II des Internationalen Guttemplerordens" (I. O. G. T.) zählt allein rund 30000 erwachsene und etwa 8000 jugendliche Mitglieder.

Ein internationaler Kurs für gerichtliche Psychologie und Psychiatrie findet an der Universität Gießen vom 15.—20. April 1907 in der Klinik für psychische und nervöse Krankheiten statt. Derselbe ist in erster Linie für Juristen und Aerzte bestimmt, die mit psychiatrischen Gutachten zu tun haben, sodann auch für Beamte an Straf-, Besserungs- und Erziehungs-Anstalten, besonders im Hinblick auf angeborene geistige Abnormitäten, ferner für Polizeibeamte, die öfter mit geistig Abnormen zu tun haben. Als Themata sind in Aussicht genommen: 1. Die Formen der Kriminalität bei den verschiedenen Arten von Geistesstörung. (Dannemann.) 2. Der angeborene Schwachsinn in bezug auf Kriminalität und Psychiatrie. (Dannemann.) 3. Die angeborenen psychischen Abnormitäten in bezug auf die Lehre vom geborenen Verbrecher unter Berücksichtigung der morphologischen Abnormitäten. (Sommer.) 4. Die Epilepsie als Moment der Kriminalität und Psychopathologie. (Sommer.) 5. Die hysterischen (psychogenen) Störungen vom klinischen und forensischen Standpunkt. (Sommer.) 6. Simulation von Geistesstörung. (Dannemann.) 7. Der Alkoholismus als Quelle der Kriminalität und Geistesstörnng. Die psychophysiologischen Wirkungen des Alkohols, die klinischen Formen des Alkoholismus, die strafrechtliche und soziale Seite desselben. (Aschaffenburg.) 8. Die Technik der Gutachten. (Aschaffenburg.) 9. Die verschiedenen Formen der Kriminalität. (Aschaffenburg.) 10. Die Bedeutung von Anlage und Milieu für die Kriminalität. (Aschaffenburg.) 11. Die verschiedenen Strafrechtstheorien. (Mittermaier.) 12. Determinismus und Strafe. (Mittermaier.) 13. Die psychologischen Momente im Zivil- und Strafprozeß. (Mittermaier.) 14. Die strafrechtliche Untersuchung vom psychologischen Standpunkt. (Mittermaier.) 15. Psychologie der Aussage. (Sommer.) 16. Psychologie und Psychopathologie im Polizeiwesen. (Dannemann.) Nachmittags finden von 4—7 Uhr Demonstrationen statt (Kurven, Bilder, Schädel), wenn möglich auch Besprechungen bestimmter Fälle, an einigen Tagen Besichtigungen der Klinik, einer Irren- und Strafanstalt. Einige Stunden sollen auf freie Diskussion verwendet werden, wobei die deutsche, französische und englische Sprache zulässig ist. Anmeldungen sind an Prof. Sommer in Gießen zu richten.

Bücherbesprechungen.

Emil F. Rüdebusch und Helmar Lerski, Lebt die Liebe! Aphorismen. Zeichnung von Fidus. Verlag „Renaissance" Otto Lehmann, Schmargendorf-Berlin 1905.

Endlich ein Buch, das uns zum Ausblick aus unseren sexuellen Nöten etwas anderes weist, als die „Monogamie auf Kündigung", — nicht ein Autor, sondern gleich ihrer zwei, welche — trotz ihrer offen sexualrevolutionären Gesinnung — mit klarem Blick erkannt haben, daß die Tendenz zur Unlösbarkeit im Wesen der monogamischen Lebensgemeinschaft wurzelt, — daß das hemmende, entwicklungsfeindliche Moment, von dem wir uns befreien müssen, wenn wir neue, menschenwürdige und glückspendende Möglichkeiten in der Liebe suchen, die Forderung der Ausschließlichkeit ist, — und nicht die Verurteilung der Unbeständigkeit! — Man wird

Digitized by Google

in den „Aphorismen" eine Fülle von tiefgreifenden Erkenntnissen in dieser Richtung finden, — in ihrer vollen Bedeutung allerdings nur dem verständlich, der den (früher erschienenen) Roman „Die Eigenen" von Rüdebusch, gleichsam als lebendige Illustration der „Aphorismen", mit zur Lektüre heranzieht. — Unter den „Eigenen" versteht der Autor Persönlichkeiten, denen es als oberstes Gesetz gilt, sich keinem einzelnen Individuum — auch nicht in der sexuellen Liebe — zum Geschenk zu machen, — stets ihr Eigen zu bleiben, — und in dieser innerlichen Reserve die Kraft zur expansiven, Schönheit und Glück bringenden Vielliebe sich zu wahren. — Es unterliegt — für mich — keinem Zweifel, daß hiermit der Kernpunkt der echten, natürlichen, edlen Mannesliebe getroffen ist, jener Liebesfreudigkeit, die ihrem Wesen nach offensiv ist („Aphorismen", 177), — und deren Tugend in menschlicher Teilnahme und schützender Sorgfalt für die Geliebten besteht. — Aber nur der Kern der männlichen Liebe scheint mir hiermit getroffen zu sein, — nicht, wie die Autoren glauben, auch der weiblichen. — Und hierin liegt der große Fehler und die Befangenheit auch dieser freien Geister in dem Proton-Pseudos, in der irrigen Grundprämisse unserer gesamten zeitgenössischen sexualen Ethik.

Wir glauben es der Moral schuldig zu sein, den Grundsatz „Was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig" auf die sexual-psychischen Beziehungen zwischen Mann und Weib zu übertragen. — Wie unsinnig eine analoge Forderung auf physiologischem Gebiet wäre, wo die Natur die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Sexualfunktionen in sichtbaren Organanlagen manifestiert hat, — sieht jedermann ein. Und daß die Psyche des Menschen nur einen Ueberbau über seinen physischen Funktionen darstellt, ist eine heute fast schon zum Gemeinplatz gewordene Auffassung. So wären — sollte man meinen — die Prämissen gegeben, aus denen ein einfacher logischer Schluß zur Erkenntnis führen müßte, daß auch die männliche und weibliche Liebe zwei grundverschiedene Funktionskomplexe sind, welche nimmermehr nach einem Maßstab gemessen und gewertet werden können. — Wie einfach aber auch dieser Schluß; — unsere Zeit ist noch nicht dahin gelangt, ihn zu vollziehen. Wir perorieren noch immer von einem für beide Geschlechter ganz gleichen Rechte der „freien Persönlichkeit", auch auf sexualem Gebiet, — ein neuer Beweis dafür, wie weit wir gerade hier hinter unserer sonstigen Realistik der Betrachtungsweise zurückgeblieben, — wie tief wir gerade auf sexualem Gebiet noch in den dürren Rationalismen des 18. Jahrhunderts befangen sind. Diese Befangenheit führt meist zu jenem wohlbekannten Feminismus der Sexualmoralisten, welcher die Forderung der spezifisch weiblichen, monogamischen Empfindungsweise in der Liebe auch an den Mann erhebt. — Unsere Autoren haben sich vom Feminismus frei gemacht und sind zur Erkenntnis und Würdigung der natürlichen, echten Mannesliebe durchgedrungen. Da aber auch sie noch jenem falschen, doktrinaristischen Gerechtigkeitsprinzip huldigen, verfallen sie in den entgegengesetzten Fehler und imputieren nun auch der Frau die spezifisch männliche Art der sexualen Liebe.

Daß man Frauen, ja vielleicht die meisten Frauen zur Vielliebe erziehen könnte, daß viele Frauen von Natur dazu neigen, ist richtig, — verschlägt aber nichts gegen die Tatsache, daß die Frau die Ausschließlichkeit in der Liebe braucht, so lange sie des Vaters ihrer Kinder, — seines Schutzes, seiner wirtschaftlichen Unterstützung bedarf. Diesen Schutz, diese Unterstützung wird ihr der Mann nur bieten, wenn er davon überzeugt ist, daß er sie der Mutter seiner eigenen Kinder und nicht derer eines anderen bietet. Und diese Ueberzeugung wieder läßt sich durch nichts anderes begründen, als durch ethische Heiligung des Prinzips der Ausschließlichkeit in der sexuellen Liebe von seiten der Frau. Die Frauen, die sich über dieses Prinzip hinwegsetzen, begeben sich hiermit einer der wichtigsten biologischen Vorbedingungen für gedeihliche Fortpflanzung, und verfallen so dem Hetärismus.

Es ist nun höchst bedeutsam und lehrreich, diesen Dekadenzprozeß durch unsere Autoren selbst bestätigt zu sehen, welche ihrer Vorliebe und Apperzeption für das Männliche auch angesichts der Forderung eines männlich konsequenten Gedankenganges eingedenk bleiben. — Ihr Liebesideal ist ein hetäristisches, und ebenso ihr Frauenideal. Es ist auffällig, wie oft Rüdebusch in seinem Roman das Liebesverhältnis zwischen Mann und Weib als „Kameradschaft" bezeichnet, und die Frau, wie er sie sich denkt und wünscht, als Kameradin des Mannes. Nun ist aber Kameradschaft ein Freundschaftsverhältnis zwischen Männern. Ein echter Mann und eine echte, weibliche Frau können gar nicht Kameradschaft halten. Ein männlicher Mann kann es nur mit einer männisch, und also hetäristisch veranlagten Frau. (Sehr bezeichnend und nicht zufällig ist die etymologische Ableitung des Wortes

Digitized by Google

Hetäre aus dem griechischen „Hetairos", der Gefährte, der Kamerad.) In „Torania", dem von Rüdebusch geschilderten sexualmoralischen Zukunftsheim, spielt das Kind eine eingestandenermaßen untergeordnete Rolle, — ja, es fehlt sogar anfänglich an Kindern, und nur die Bestimmung, wonach alle im Gesellschaftsbereiche geborenen Kinder, von wo immer sie väterlicherseits herstammen mögen, materielle Vorteile genießen, steuert diesem Uebelstand. Unter den „Aphorismen" sagt einer (41) geradeaus: „Wir wollen uns die starke Lustempfindung der Liebe und am Menschen nicht länger verkümmern lassen, lediglich aus Rücksicht auf die geschlechtlichen Eventualitäten, die im Bereich der Möglichkeit liegen in den intimen Beziehungen zwischen Mann und Weib." — Unter diesen „Eventualitäten" ist natürlich nichts anderes zu verstehen, als die Möglichkeit der Konzeption; und unter der „Rücksicht" darauf also die Rücksicht auf das Kind.

Diese Geständnisse stellen dem Freimut der Verfasser ein gutes Zeugnis aus, sind aber für ihre Lehre geradezu vernichtend. Denn ein sexuales Wertungsprinzip, welches vergißt, daß die Zeugung die einzige biologische raison d'être des anspruchsvollen Sexualtriebes darstellt, — ist ein Prinzip des Niederganges. Mag es im übrigen noch so reizvolle Blüten der Schönheit und des Genusses hervortreiben: — die lebendige Entwicklung wird darüber hinwegschreiten und zur Tagesordnung übergehen.

Muß somit der Versuch der beiden Autoren in seinem praktischen Teil auch als ein gründlich verfehlter abgelehnt werden, — so bedeuten doch die tiefen psychologischen Einblicke, die sie sich errungen, einen kräftigen Schritt nach vorwärts auf dem gefahrenreichen Wege zur Lösung des sexuellen Problems.

Professor Christian von Ehrenfels.

G. Mondaini, Le colonie e le popolazioni indigene. Rivista italiana di sociologia. H. I, 1906.

Die Kolonisation erscheint uns heute als eine geographische Auffassung des Kampfes ums Dasein, als ein „Kampf um den Raum", wie sie Ratzel nannte. Da aber das Land fast nirgends herrenlos ist, so entsteht notwendig durch die Kolonisation eine Berührung zwischen verschiedenartigen menschlichen Gruppen, welche die Quelle zahlreicher sozialer Erscheinungen ist und die den Gegenstand der Kolonialsoziologie bilden. Die wichtigste aller dieser Erscheinungen betrifft die durch die Berührung zwischen den Weißen mit höherer und den Eingeborenen mit niederer Kultur entstehenden Beziehungen. Da der wahre Zweck der weißen Kolonisation, nach dem Verfasser, die wirtschaftliche Ausnutzung ist, so ergibt sich daraus, daß solche Beziehungen nur ein Herrschaftsverhältnis sein können. Wie muß sich nun ein solches Verhältnis gestalten, damit es nicht nur seinem utilitarischen Zwecke entspricht, sondern auch auf die Eingeborenen kulturfördernd wirkt, was doch im Interesse der gesamten Menschheit liegt?

Die Kolonialsysteme der modernen Völker sind nach dem Verfasser dreierlei: das Unterwerfungs-, das Assimilations- und das Selbstverwaltungssystem. Das erste ist überall gescheitert und hat gewöhnlich zur Entartung, Verarmung und sogar zum Verschwinden der minderwertigen Rasse geführt; das zweite hat sich auch als unzweckmäßig erwiesen; denn, wenn die Verschiedenheit der beiden Kulturen zu groß ist, so ist eine Assimilation undenkbar. Es bleibt nun nur das Selbstverwaltungssystem übrig. Darunter versteht der Verfasser keine politische, sondern bloß eine Verwaltungsunabhängigkeit und nennt sie „formelle Selbstverwaltung", nach welcher „die Kolonie als ein selbständiger Organismus mit eigenen vom geographischen Milieu, von der Rasse und Kulturstufe bestimmten Einrichtungen" zu betrachten ist. Dadurch erreicht man, daß die Keime der Kultur, welche in einem jeden Stamm und Volke vorhanden sind, emporblühen, und daß die rudimentären sozialen Einrichtungen sich fortentwickeln. Theoretisch wäre also das Problem der Behandlung der Eingeborenen gelöst. Entspricht aber ein solches Kolonialsystem den utilitarischen Zwecken der modernen Staaten, welche als Vertreter des Kapitalismus handeln? — „Glücklicherweise ja", antwortet der Verfasser, „denn es ist im Interesse der Regierungen, blühende anstatt blutarme Kolonien zu besitzen, und die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Welt erfordern den Schutz der Arbeitskraft, ohne welche auch die fruchtbarsten Länder jeden Wert verlieren." Wir wünschen dem rationellen und wissenschaftlichen Kolonialsysteme von Mondaini den besten Erfolg, um so mehr, als die bisherige grausame und planlose Ausnutzung der Naturvölker bloß zur

Digitized by Google

Entartung sowohl der Beherrschten als auch der Herrschenden geführt hat, hegen aber leider in bezug auf dessen praktische Anwendung gewisse Bedenken. Dieses System hat nämlich einen großen Fehler: es dauert zu lange. „Vita brevis" denken die Menschen und streben nur nach unmittelbarem Vorteil.

Dr. F. Savorgnan.

K. Vorländer, Kant — Schiller — Goethe. Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1907, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

In einer Zeit, wo so viele Begriffe der überlieferten Welt- und Lebensanschauung ins Schwanken geraten, ist ein Buch, wie das vorliegende, doppelt willkommen. Hier sehen wir die größten Männer unserer klassischen Geistesperiode mit den höchsten Fragen des Bewußtseins gemeinsam ringen, und mit Bedauern stellen wir fest, wie wenig von dem Geiste jener Denker und Dichter in unser Leben übergegangen ist. Wohl haben immer einzelne aus diesen Quellen Belehrung, Aufmunterung und Trost geschöpft, aber unser öffentliches Bewußtsein, die Schulen und Erziehungsmethoden sind davon fast unberührt geblieben. Noch immer werden wir mit den moralisch-religiösen Vorstellungen „syrischer Beduinen" und mit den unzulänglichen Formeln christlicher Katechismen abgespeist, und wir gedenken nicht des herrlichen humanistischen Lebensideals, das uns deutsche Denker geschenkt haben.

Diese Denker waren im tiefsten Grunde antichristlich; ihre Arbeit war eine schöpferische Reaktion gegen die geistige Fremdherrschaft, welche die germanische Welt seit ihrer Berührung mit dem Orient auf sich genommen, — eine Rückkehr zu Natur, Mensch und Vernunft. Indem der Autor die geistigen Beziehungen aufdeckt, welche Kant, Schiller und Goethe im Streben nach den höchsten Wahrheiten verbanden, kommt uns eins zum Bewußtsein, worauf wir stolz sein dürfen, daß seit den Griechen nie wieder mit einer solchen Klarheit und Tiefe über die letzten Fragen des Lebens nachgedacht worden ist, als von den Männern der deutschen Klassik.

Dr. Ludwig Woltmann †.

Dr. Wilhelm Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit 58 Illustrationen. Berlin 1905, Barsdorf.

Die zweite Auflage der Schrift unterscheidet sich von der ersten durch eine Vermehrung der Illustrationen und eine Revision der Grundanschauungen. Diese (im Schlußwort zusammengefaßt) gipfeln in dem Satze: „Allein so wahr es ist, daß sich in der Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit als wirksam fast nur politische, ökonomische, dogmatische und ästhetische Momente erwiesen haben, so würde doch das ganze Bild vollkommen verzerrt sein, wenn man übersehen wollte, daß sich aus kleinen Anfängen heraus immer stärker ein öffentliches Anstandsgefühl, ein öffentliches Schamgefühl entwickelt hat" (S. 509). Diese „prinzipiellen Anschauungen" sind es aber nicht, die den Wert des Buches ausmachen, sondern die vielen Tatsachen, die der Verfasser zur Charakterisierung der öffentlichen Sittlichkeit — besser der sexuellen Sitten — im gewöhnlichen Verkehr, bei Festen, im Recht, in der Kirche, in Kunst und Literatur zusammengetragen und deren Uebersicht er durch Tabellen dem Leser erleichtert hat.

Raoul Richter.

Einbanddecken

für die Politisch-anthropologische Revue

V. Jahrgang Preis Mk. 1,—.

Gegen Einsendung von Mk. 1,20 oder unter Nachnahme von Mk. 1,40 erfolgt franko Zusendung. — Für das Ausland beträgt der Preis inkl. Porto Mk. 1,35, per Nachnahme Mk. 1,55.

Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstraße 12.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. Landmann, Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Thalstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO ➔ **CIRCULATION DEPARTMENT**
198 Main Stacks

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS.
Renewls and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 27 1995
JAN 17 1999
SEP 09 2005

FORM NO. DD6
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720-6000

Google